Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Hundertachtundzwanzigster Band
33. Jahrgang: 1909: Januar-März

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

Inhalt des 128. Bandes: Januar/Februar/März 1909

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Organ der neuen Kunstvereinigung,
der Genossenschaft Deutscher Schriftsteller,
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

33. Jahrgang   Band 128   Januar 1909   Heft 382

Jakob Wassermann:
Treunitz und Aurora.

Bekenntnisse eines Offiziers.

Die Stille des Gefängnisses ist der Selbsteinkehr günstig. Ich werde also das Papier zu meinem Beichtiger machen und der Wahrheit gemäß berichten, wie sich die Dinge abgespielt haben, und wie ich zu der Tat gelangt bin, durch die ich mein Leben verwirkt habe. Ich bin des Todes schuldig, und ich werde aus dieser Erkenntnis alle Folgerungen ziehen, zu denen ich als Mann und Soldat so berechtigt als verpflichtet bin. Immerhin könnte ich beschönigend von einem verhängnisvollen Irrtum sprechen, durch den mein Glück, meine Freiheit, meine Zukunft, meine ganze Existenz der Vernichtung preisgegeben wurde, aber die Schmach würde dadurch um nichts geringer werden, und wenn ich gleich die furchtbare Leidenschaft, die mich ergriffen und ruiniert hat, zu verurteilen imstande bin, so ist es selbst in diesem Augenblick noch unmöglich, sie gänzlich aus meinem Herzen zu reißen.

Ich bin mit der Vorliebe für den Soldatenstand geboren. Doch trieb mich dabei keineswegs Ehrgeiz oder Ruhmsucht; auch nach Abenteuern stand mir nicht der Sinn, wie das bei Knaben oder Jünglingen sonst der Fall zu sein pflegt, sondern ich wollte meine Person in den Dienst des Vaterlandes stellen, und wonach ich strebte, war eine würdige Verwendung meiner Kräfte und Fähigkeiten. Ich besaß Mut und war körperlich gewandt und tüchtig; auch hatte ich, was für den Militär jedes Ranges von Wichtigkeit ist, Disziplin im Leibe, das Talent und den Willen zur unbedingten sachlichen Unterordnung. Da ich von Haus aus vermögend bin, meine Mutter besitzt eine große Gutsherrschaft bei Arnstein, wurde der Wahl meines Berufs kein Hindernis in den Weg gelegt, und nach Absolvierung der Schule trat ich als Freiwilliger bei der Marine ein. Aber ich fand dort kein Genügen, das Leben war eintöniger, als ich gedacht, und nach Verlauf von zwei Jahren trat ich zur Feldartillerie über, wo ich mich als brauchbarer Offizier eines gewissen Ansehens erfreute und wegen meiner Begabung für

militärwissenschaftliche Fächer die besondere Gunst der Vorgesetzten genoß.

Da entbrannte in Südafrika der Boerskrieg; ich sah die Gelegenheit, etwas zu leisten, ich hatte keine Lust mehr am Garnisons- und Manöverdienst; die Verhältnisse, unter denen ich mich bewähren konnte, erschienen mir zu klein; kurz und gut, ich erbat den Abschied, zur Verwunderung und zum Bedauern meiner Kameraden, die mich gerne hatten, mich aber nach diesem, für sie unbegreiflichen Schritt eines Mannes, der die begründetste Aussicht auf Karriere hat, für einen unbesonnenen Haudegen hielten.

Ich habe da unten die Bluttaufe erhalten, die Fremde tat mir wohl, das wilde äußere Leben band mich fester in mich selbst. Als ich nach geschlossenem Frieden in die Heimat zurückkehrte, war ich ein anderer Mensch, und wenn ich noch einen Rest von unreifer Romantik in mir gehabt, so hätte ihn die ernsthafte Zeit, die ich verlebt, mit Stumpf und Stiel ausgetrieben. Ich erfuhr die Genugtuung, sogleich wieder als Offizier in die Armee eingereiht zu werden, und es war der froheste Tag meines Lebens, als ich wieder den dunklen Rock der Artilleristen anziehen durfte. Ich hatte nebenbei die Gewißheit, zum Generalstab berufen zu werden; dies geschah auch, und um meine kühnsten Erwartungen zu übertreffen, wurde ich mit einer Aufgabe betraut, die sonst nur selten einem Offizier meines Dienstalters gestellt wurde: man entsandte mich als Berichterstatter der mazedonischen Vorgänge nach Salonichi.

Ich war noch nicht zwei Monate auf meinem Posten, da brach in unsern afrikanischen Kolonien der Aufstand der Schwarzen aus. Jetzt lag der Fall anders denn damals, wo ich das Heer hatte verlassen müssen, um ins Feld zu kommen; jetzt konnte ich mich meinem kaiserlichen Herrn und Kriegsherrn selber zur Verfügung stellen. Da man tüchtige Offiziere suchte, wurde mein Anerbieten ohne Verzug berücksichtigt, ich wurde zum Hauptmann bei der Schutztruppe ernannt, und vier Wochen später war ich schon auf See.

Ist ja richtig; es war eine elende Katzbalgerei mit den schwarzen Rackern, und viel gutes deutsches Blut ist geflossen, aber war's gleich sauer, so war's doch nahrhaft, wie unsere Exzellenz zu sagen liebte. Es war ein schönes, freies Leben, wie ich alles noch sehe und spüre! Die sengende Mittagshitze und die Morgenkühle, die zerstörten Pontoks und die infamen Wege, der Feind in Busch und Dickicht und die unauf-

hörlichen Schüsse aus den Baumkronen! Wie das surrte und schwirrte und sang und heulte, so dicht, daß es einen erstaunte, wenn man seine Gelenke noch zusammenhängen fühlte. Hungrig legte man sich schlafen, den Revolver im Arm, an Feueranzünden nicht zu denken, und weh dem, der vom Durst getrieben zu den Wasserlöchern schlich, er ward in der Frühe mit Kirris erschlagen gefunden. Da war man doch ein Kerl, da konnte man sich bewähren, da spürte man seine Pulse.

Leider bin ich bei den Gefechten am Waterberg verwundet worden. Ich konnte nicht mehr Dienst tun und mußte alsbald die Heimreise antreten. Dritthalb Monate blieb ich in Berlin; man machte viel Aufhebens mit mir, und viele Leute feierten mich wie einen Blücher, was mir oft die Schamröte ins Gesicht trieb, denn ich war mir nicht bewußt, etwas Sonderliches verrichtet zu haben. Aber dergleichen gibt sich, und wenn man Verdienste hat, empfiehlt es sich, sie den Leuten nicht durch die eigene Gegenwart lästig zu machen. Eine Zeit lang war von meiner Aufnahme als Lehrer in die Kriegsakademie die Rede, doch, vor die Wahl gestellt, zog ich schließlich den subordinierten Posten eines Batteriechefs in der Provinz vor, allerdings mit der baldigen Anwartschaft auf den Majorsrang. Meine Mutter kränkelte, ich wünschte in ihrer Nähe zu leben, und des unruhvollen, weltstädtischen Treibens, an dem ich nie Freude gehabt, war ich ohnedies müde.

Dazu kam noch, daß mir die Fremde ganz wie mit einem Male den Blick verwandelt hatte. Entweder war ich nicht mehr derselbe, oder die Heimat war nicht mehr dieselbe. Aufrichtig gesagt: die Luft im Reich gefiel mir nicht. Sie war mir zu wetterwendisch; winterlich scharf von oben und giftig süß von unten, fast wie eine afrikanische Nacht. Nichts wurde mit Wohlwollen reguliert, alles mit Manometer, und wer hinten nicht gestoßen wurde, der ging nach vorne nicht weiter. Unsre jungen Herren fand ich so ohne jede Herzlichkeit, daß sich einem der Gaumen zusammenzog, wenn man mit ihnen redete. Immer bloß aufs Elegante versessen, geschniegelt wie die Reitpferde und trocken wie Stiefelsohlen. Die Aristokraten hochnäsig und zimperlich, die Bürgerlichen streberhaft und vom frischen Reichtum verdorben und verweichlicht, das Volk rebellisch und respektlos. Keiner, der aus Eigenem was vorstellte, erst durch sein Geld oder sein Amt oder seine Orden oder seine Hemdbrust. Großes Maul, ja, aber kein freies Wort, keine offene Meinung. Hölzernes Getue galt für Form, kaltschnäuziges Nörgeln für Geist und öde Prahlhanserei für Selbstbewußtsein.

Wenn man mir die Berechtigung abstreitet, eine solche Sprache zu führen, so habe ich allerdings keine andere Antwort, als den Hinweis auf eine bis dahin ehrenhafte Existenz. Es war mir eben die Laune verdorben, und eher trübgestimmt als hoffnungsvoll kam ich nach der kleinen Garnison. Auch hier fühlte ich mich nicht wohl; ich begann mich zu langweilen; ich merkte alsbald, was das heißt, in einer Provinzstadt zu leben, die trotz ihrer vierzigtausend Einwohner etwas ist wie ein Sparta des Altertums, mit ebenso streng geschiedenen Kasten, nur daß die kriegerische Härte der Vorschriften durch minder folgenschwere, aber keineswegs leicht zu übertretende Bestimmungen gesellschaftlichen Charakters ersetzt werden. Da sind die Spitzen der Behörden, die militärischen Würdenträger, die Industriellen, die Gutsbesitzer, die jungen Leute, die eine Rolle spielen, die andern, die bloß eine spielen möchten; da ist die Generalin oder Oberstin, die das Wetter macht, und die kleine Apothekersgattin, die gerade noch geduldet ist; da ist die reiche Fabrikantensfrau, die ihre Toiletten aus Berlin bezieht, und die Frau Amtsrichter, die aus ihrem Wirtschaftsgeld mittelst rührender Entbehrungen den Preis für ein einziges schwarzes Seidenkleid erübrigt, das sie unter Beihilfe der Köchin und eines Mädchens vom Lande selber näht, und das ihr die abendlichen Feste verbietet, wenn der Stoff an den Ärmeln den fatalen Mattglanz zu zeigen beginnt. Zu Kaisers Geburtstag gibt der Regierungspräsident einen Ball; zur Errichtung eines Kriegerdenkmals wird eine künstlerische Soiree veranstaltet, bei welcher allerlei junge Mädchen wegen ihrer Fortschritte in Gesang und Klavierspiel beklatscht werden; man geht ins Theater, man wird zur Enten- und Hasenjagd geladen, und die verheirateten Frauen holen sich aufregende Romane aus der Leihbibliothek. Einmal im Monat ist Parademarsch, am Sonntag nach der Kirche spielt die Regimentskapelle auf dem Residenzplatz, abends sitzt man dann im Kasino oder im Speisesaal des Hotel de l'Europe, und nach elf Uhr nachts lungern nur noch irgendwo hinter abgesperrten Türen ein paar ausgestoßene Existenzen an einem Kartentisch, und zwei Studenten brüllen vor dem Fenster einer begehrten Kellnerin das Krambambuli.

Alle diese kennen einander und wissen vieles von einander und verbergen sich vor einander und schätzen einander und sind einander im Wege und passen einander auf. Das enge Zusammenleben begünstigt Klatsch und Übelrednerei; jeder kehrt den Schmutz vor des andern Tür; Dummheit, Bosheit,

Neid und Mißgunst lassen selbst den Redlichen nicht ungeschoren, alles, was Aufsehen macht, findet Teilnahme, alles, was in der Mode ist, Nachahmung; für ernsthafte Interessen ist wenig Sinn. Dies erfuhr ich bald. So sehr es anfangs meinem Selbstgefühl schmeichelte, daß ich nun auch zu Hause ein jemand war, der Beachtung verdiente und Ansehen genoß, denn es war ja meine engste Heimat dahier, so wenig wurde ich meines Wirkens froh. Ich kam mir vor wie ein verfaulender Baum.

Ich erinnere mich nicht mehr genau, an welchem Tag es war, als ich die Majorin Westermark kennen lernte. Ich schließe daraus, daß sie mir damals wenig Eindruck gemacht hat. Ich sah sie zum erstenmal bei der Frau von Rütten, die eine Freundin meiner Mutter ist, und die, wie mir meine Mutter vorsichtig verriet, die löbliche Absicht hatte, mich mit ihrer siebzehnjährigen Tochter zu verheiraten. Ich machte mir aber nichts aus dem Mädchen, und das ist lediglich mein Fehler, da sie ein hübsches und vernünftiges, obschon etwas nüchternes Geschöpf ist. Nach allem, was ich bereits von der Majorin gehört, hatte ich mir eine junonische Gestalt gedacht und war deshalb überrascht, sie so klein, zart und kindhaft zu finden. Ihr Wesen gab in Gesellschaft nichts her, nichts von Welt und nichts von Innerem, ihr Lächeln war kühl, in der Bewegung der Lippen gab sich eine gewisse Naschhaftigkeit kund; am meisten gefielen mir die Augen, die blau, durchsichtig, ausgedehnt und voll Perlmutter waren, mit Brauen, schwarz und fein wie zwei Sepiastriche.

Eine solche Stadt wie die, in der ich mich befand, hat alle Späherblicke immer auf den Punkt geheftet, wo eine ungewöhnliche Erscheinung hervortritt und sich auf ihre besondere Art gebärdet. Ich habe schon angedeutet, daß das vielfache Gerede über die Majorin auch zu mir geflossen war. „Was sagen Sie zu der Frau? Ach, Sie wissen nicht? Sie wissen nicht, was die Spatzen von den Dächern pfeifen?" Nein, ich wußte es nicht, ich bezeigte auch kein Interesse dafür. „Sie verstellen sich doch wohl. Oder glauben Sie, daß das eine glückliche Ehe ist? Der Mann ist zwanzig Jahre älter, Sie begreifen. Die Frau hatte früher einen reichen, schlesischen Branntweinbrenner, von dem sie geschieden ist. Sie ist schön wie das Laster, und so elegant, daß unsre Damen vor Neid nicht schlafen können; echte Pariser Hüte, echte Brüsseler Spitzen, echte Pelze, Diamanten wie ein persischer Prinz,

und Parfüms, Parfüms sage ich Ihnen, überwältigend wie eine Ananasbowle nach einem Jagdritt." — „Nun ja, der Major ist sicherlich reich." — „Nein, die Frau hat Geld, die Frau. Der Major ist ein Sonderling. Ich möchte ihm gern meine Augen leihen."

O Bosheit aus dem Winkel, die du Augen verleihen willst, dachte ich mir. Aber die üblen Gerüchte waren hartnäckiger als meine Gleichgültigkeit. Ich traf eines Tages einen Freund in der Stadt, einen jungen Ingenieur, der irgendwo in der Nähe den Bau einer Eisenbahnbrücke leitete. Wir waren als Gymnasiasten ein paar Jahre lang unzertrennlich gewesen, und es bereitete mir lebhaftes Vergnügen, ihn wiederzusehen. Wir kamen oft zusammen, bald in einer Weinstube, bald in seiner oder meiner Wohnung; und wie es schon so geht, einmal gerieten wir beim Gespräch auch auf Aurora Westermark und die über sie umlaufenden Gerüchte. Mein Freund kannte sie nur flüchtig, aber er war einer jener Menschen von instinktivem Scharfblick, die in Seelen anderer lesen zu können scheinen, und deren Urteil sich daher von selber Vertrauen erzwingt.

Deutlich steht mir noch jene Stunde vor Augen und genau ist mir noch jedes seiner Worte gegenwärtig, die ich nur mit innerem Unwillen anzuhören vermochte. „Diese Frau hat die Gabe, unschuldig zu scheinen und Leidenschaften einzuflößen," sagte er ungefähr. „Wie sie den schwer zugänglichen Major umgarnt hat, das ist gewiß ein Kunststück gewesen. Ich weiß nicht, ob dir die Umstände bekannt sind; es war während der großen Manöver vor zwei Jahren; umschwärmt von den Offizieren eines ganzen Stabes, hatte sie sich's offenbar in den Kopf gesetzt, den sprödesten und verstocktesten zu gewinnen, denjenigen, für den eine Weltdame etwas war wie ein seltenes Schmuckstück, das er sich verschafft ohne Freude und Verständnis, nur weil er gerade bei Geld und guter Laune ist und weil es von andern gerühmt und begehrt wird. Sie hatte den schlechtesten Ruf. Man sagt, daß sie Liebe verkauft hatte, unumwunden und unter Vorwänden, um einer Perlenkette willen, um eines Ränkespiels willen, um nichts ungenossen vorübergehen zu lassen von den Lockungen der Jugend, aus Gefallsucht, aus Sinnlichkeit, aus langer Weile, aus Schwäche, aus Lust an der Selbsterniedrigung, aus Vergnügen an einer doppelten Existenz in zwei Sphären der bürgerlichen Welt, von denen die eine nicht weiß, was in der andern geschieht, so daß die Geschicklichkeit, der einen die Kunde aus der andern vorzuenthalten, etwas von der Spannung eines Re-

volverdramas mit sich bringt und die sonst leeren Tage mit dem Tumult verschwiegener Betätigung erfüllt. Ich bin gewiß," fuhr mein Freund fort, gegen den ich in diesem Augenblick eine nicht zu überwindende Empfindung des Hasses, ja des Abscheus hegte, „ich bin gewiß, daß sie's gegenwärtig nicht viel anders treibt. Ich glaube nicht, daß sie je von Liebe erfahren hat, sondern nur von Aufregungen, Sorgen, abwägenden Interessen, Kränkungen des Stolzes, Gefahren der Enthüllung und die Überzeugung von der Nichtswürdigkeit der Männer, so wie eben solchen Frauen die Männer sich zeigen müssen."

„Aber was wäre denn das für ein Leben!" rief ich kopfschüttelnd. „Welche Einsamkeit setzt das voraus, welche Kraft, alle diese Dinge in der Stille mit sich selber abzumachen!"

Mein Freund zuckte die Achseln. „Es ist das Leben eines Menschen, der auf glühenden Kohlen tanzt und sich stellen muß, als ging's über einen harmlosen Teppich," antwortete er. „Wir haben eine Menge solcher Equilibristen in der Gesellschaft, und das vertrackte und verlogene Dasein, das wir führen, fordert die unruhigen Köpfe geradewegs dazu heraus."

„Gibt es denn irgendwelche faktischen Delikte?" fragte ich.

„Es heißt, daß sie mit jedem hübschen Offizier abenteuert; daß sie sich jedem Laffen hingibt, der sich der Mühe der Werbung unterzieht und den Preis nicht zu hoch findet, den Preis des Verrats nämlich. Auch sagt man, daß sie seit Jahren eine dauernde Beziehung zu einem Berliner Fabrikanten unterhält, der außerdem günstige Börsengeschäfte für sie vermitteln soll, den sie irgendwie draußen oder in der Stadt trifft und der eine unerklärliche Gewalt über sie ausübt, vielleicht die Gewalt bedenkenloser Brutalität. Daß der Major darüber in vollständiger Ahnungslosigkeit verbleibt, gehört zu unsern sonderbaren, aber nicht ungewöhnlichen sozialen Geheimnissen. Alle wissen, er nicht; alle raunen, er ist taub. Man schont ihn wahrscheinlich, man schont seine Stellung, seine Häuslichkeit, und sie hinwiederum profitiert von der Achtung, deren ihr Gatte genießt. Auch macht ihr Auftreten, ihre Schönheit, ihre vollendete Haltung die Argwöhnischen vorsichtig, und den Mut der Übelredner zunichte. Sie hat ja eine Art zu gehen, zu stehen, zu reiten, zu lachen, zu tanzen, die blendend ist, das muß man zugeben. Was tut's, wenn bisweilen an den Grenzen des Bezirks ein Flämmchen aufzischt und einen Schritt der heimlichen Pfade beleuchtet?

Oft sehen Augen, denen keine Zunge dient, die zu reden weiß, und ein anderes Mal schwatzen Mäuler, wo Augen nichts gesehen haben."

Ich bekenne, daß mich dieses Gespräch bis in die Nieren erkältete. Dies „es heißt" und „man sagt" erfüllte mich mit Mißtrauen gegen den Freund, mit einer Art Furcht vor ihm; ich ging ihm von da an aus dem Wege, und dies für lange Zeit. Seine Ehrlichkeit erschien mir durchaus böswilliger Natur; ich bildete mir ein, daß ich einer ritterlichen Pflicht gehorchte, indem ich mich in meinem Innern auf die Seite einer wehrlosen Geschmähten schlug. Kleinstädtischer Klatsch, sagte ich mir, läßt den reinlich Denkenden eher zum Anwalt des Besudelten werden, als daß er die Partei von Feinden nimmt, die sich verbergen. Es war ein Selbstbetrug, dem ich mich hingab. Die Frau hatte ganz einfach mein Gefallen erweckt, und das wollte ich mir verhehlen. Ich traute ihr Schlimmes nicht zu, ich sah ein Kind in ihr, verführerisch, am Ende mißleitet, aber nicht verworfen. Ich sträubte mich nicht gegen die Freundlichkeit, die der Major alsbald in auffälliger Weise gegen mich an den Tag legte. Ich besuchte oft sein Haus, und es schien sich ganz von selbst zu geben, daß ich manche Stunden mit Aurora allein verbrachte.

Sie gestand mir, daß sie von Anfang an aufs innigste gewünscht habe, meine Bekanntschaft zu machen, denn sie habe beim ersten Blick gefühlt, daß ich ihr mit Wohlwollen gegenübergetreten sei. Dies mußte ich bestätigen, ihre schmeichelhaften Worte über meine Vergangenheit, meine Taten, meinen Ruhm usw. lehnte ich höflich ab. Die nichtigen Dinge, von denen sie mit mir plauderte, gewannen einen Reiz von Scherzhaftigkeit, dann wieder von anmutiger Melancholie. Vertrauen schien sie als selbstverständlich zu betrachten und war nicht einmal bedachtsam in ihrem Tadel über die Lebensführung anderer. Sie sprach mit einer unvergleichlich musikalischen Stimme, weich im Ton, klagend in der Färbung, hie und da mit einer Bemerkung voll Witz und Geist. Ihr Zuhören war sympathisch durch den Blick eines wißbegierigen Schülers. Sonst war sie nicht selten gequält, beunruhigt, verschüchtert, also gar nicht mehr Dame. Sie eroberte unbedingt, ich hätte ihr alles geglaubt, und ich glaubte auch alles, selbst das Unwahrscheinlichste, wennschon mir ihr Wesen manchmal wie Dünensand vorkam; erst denkt man etwas Festes zu halten, und wenn man zupackt, verrinnt und verrieselt alles zwischen den Fingern.

Im Verkehr mit ihrem Mann sah ich sie von gemessener Liebens-

würdigkeit, Nachsicht mehr gewährend, als beanspruchend, gegen launenhafte Bärbeißigkeit sich mit ironischer Duldermiene wappnend, wobei ein forschender und spöttisch-kühner Blick den Beobachter zum Mitverschworenen machte. Der Major erweckte den Eindruck eines gutmütigen Mannes; er war untersetzt und korpulent und trotz seiner Jahre nur mäßig ergraut; doch pflegte er den Schnurrbart mit einer Pomade zu behandeln, die diesem das Ansehen eines gewichsten Stiefels gab. Sein Blick war flackernd wie der eines viel und fruchtlos arbeitenden Menschen; in der Tat verhinderte er nur durch einen fast überstürzten Eifer im Dienst seine langgefürchtete Kaltstellung. Er gehörte zu jenen Offizieren vom alten Schlag, die durch Rauheit und martialisches Auftreten an verjährte Verdienste erinnern und den Mangel an gegenwärtigen verdecken wollen. Er liebte die Jagd, schöne Pferde und Hunde; doch mit diesen Leidenschaften verbarg er nur den Groll gegen ein Regime, das ihn zur schimpflichen Rolle eines Mitläufers und stummen Bittstellers verurteilte, und er erfüllte seine Obliegenheiten wie mit zusammengebissenen Zähnen, war immer in Hast und Angst, und, wie alle unsicheren Beamten, von übertriebener Strenge gegen Untergebene und übertriebener Devotion gegen Vorgesetzte.

Ich glaube, mit solchem Urteil kein Unrecht an dem Major zu begehen; alle diese Umstände waren ja mehr oder weniger öffentliches Geheimnis. Ich habe beschlossen wahr zu sein, und so muß auch dieses gesagt werden. Es trifft nicht zu, daß ich dem Major ohne Achtung begegnet bin; ich hatte anfangs sogar Gefallen an ihm, wie er an mir, erst im Verlauf der Begebenheiten wandelte sich meine Gesinnung auf so verderbliche Art.

Ich begleitete Aurora ins Theater, auf die Promenade, ich kam zu ihren Teestunden, und so vergingen Wochen, ohne daß ich ein Arg gegen mich selber faßte. Wenn ich Gäste bei ihr traf, zeigte sie mir unmißverstehlich, daß ihr Gäste zur Last waren und daß ich allein es nicht war. Ein solcher Beweis von Freundschaft heischte Dank, und ich blieb, nachdem alle sich verabschiedet hatten, auch der Major, der die späten Nachmittagsstunden im Kasino verbrachte und mit einem Oberleutnant vom Train Schach spielte. Oftmals mußte ich ihr von meinen Kriegserlebnissen erzählen, wobei sie atemlos lauschte. Wie sagt doch Othello? „Ich sprach von harten Unglücksfällen, manch rührendem Geschick zu See und Land, wie ich nur auf ein Haar dem Tod entronnen, von grausen Schlünden, öden Wüsteneien, von Klüften, Felsen, himmel-

hohen Bergen, von Kannibalen, die einander fressen. Und dies zu hören, war Desdemona innerlich gespannt." Und als er geendet, lohnte ihn das Fräulein „mit einer Welt von Seufzern" und wünschte, sie hätte es nicht vernommen, und wünschte doch, Gott hätte aus ihr einen solchen Mann gemacht.

War auch Aurora nicht dermaßen bezaubert, so stellte sie sich doch ähnlich und ihre Teilnahme war jedenfalls echt. Auch schrieb sie mir Verdienste zu, die ihr trotz aller Selbstverständlichkeit groß und neu dünkten, und vor allem erschien ich ihr verläßlich. Verläßlichkeit war ihr Ideal, wie wenn ihr das Geschick einen Trumpf im Spiel hätte vorgeben können durch die bewunderte Tugend eines andern.

Heute seh' ich dies klar, damals bestrickte mich ihr bedenkenloses Anschmiegen. Da ich merkte, daß sie wenig oder nichts las, brachte ich Bücher, unter andern schenkte ich ihr die Frithjofs-Sage, ein Gedicht, für welches ich begeistert war. Sie gestand mir aber offen, daß Verse sie langweilten und daß sie zum Lesen überhaupt keine Geduld hätte; so ließ ich es denn sein. Sie wurde jetzt bisweilen karg in der Unterhaltung und von unverständlicher Vorsicht. Darin lag etwas Verwirrendes, denn ich fühlte mich einer Person gegenüber, die ihrer Rede wenig Gewicht beimißt, weil sie Bedeutsames verschweigen muß. Sie hatte immer den auffangenden Blick im Auge, der meine Ungeduld erregte. Ich fragte, hörte, antwortete und war mit der gleichen Aufmerksamkeit beschäftigt, dem Zwitschern eines Vogels oder dem Surren des Windes zu lauschen. Was kann der Major mit einem solchen Weib beginnen? dachte ich oft verwundert; er ist ein Soldat, aber kein Orchideenzüchter. Himmel, wenn ich dies Gesicht beständig um mich wüßte, ich wäre versucht, damit zu verfahren, wie die Kinder, die ihre geliebtesten Puppen aufschneiden, um herauszubringen, was drinnen ist.

So fing es an, mit Abwehr und Wißbegier fing es an. Und wenn es ihr Entschluß war, mein ruhiges Herz in Flammen zu setzen, was bedurfte es da noch viel? Eines Abends fragte sie mich unumwunden nach meinen bisherigen Herzenserlebnissen, und darauf mit Offenheit zu entgegnen, war leicht und schwer in einem. Ich hatte nicht viel zu berichten. Schon als Primaner hatte ich Verachtung für die Liebeleien gewisser Kommilitonen empfunden, und fernerhin war mir jede leidenschaftliche Entäußerung ein Greuel gewesen. Ich war freilich kein Kostverächter, kein Joseph; ich nahm stets, was man mir bot, aber zu langgesponnenen Verhältnissen fehlte mir die Zeit, und an die so-

genannten großen Passionen glaubte ich nicht. Amüsement, ja; doch durfte es nicht zum Katzenjammer führen; alles übrige schien mir Bummelei und Jugendeselei. Ich weiß, es war erbärmlich, daß ein Kerl wie ich eigentlich nur von käuflicher Liebe wußte, nur von Vergnügen und nichts von Hingabe, nur von Dirnen und nichts von Frauen. Aber das passiert heute tausendmal, es ist viel häufiger, als man denkt, und gerade diejenigen, die ihre Stirn am aufdringlichsten mit dem Heldenlorbeer schmücken, sind, wenn man die Sachen bei Licht betrachtet, ebensolche Jämmerlinge. Dagegen lebt wahrscheinlich in dem Kopf jedes Frauenzimmers eine Vorstellung von Durchschnittspoesie und Schmökerromantik, die ihr unentbehrlich ist wie ein Luxuskleid, auch wenn sie selbst dergleichen nie erlebt hat und so wenig davon hält wie ein Moslem von der Hostie.

Ich wußte nicht, wie mir geschah, als ich nun plötzlich fand, daß ich eine Armut verraten hatte, über die mir bis jetzt kein Skrupel aufgestiegen war. Schon atmeten wir in einer verderblichen Luft. Wir verständigten uns durch Blicke und Mienen, und die Selbstbeherrschung, die wir zu üben wähnten, war nur eine Gaukelei. Ich sagte mir im Anfang bisweilen: die Frau ist kalt, oder noch schlimmer, kühl; die Frau rechnet, die Frau lauert. Aber da war ihre Sanftmut, ihre zarte Stimme, ihr ergebenes, verstörtes, beschwichtigendes Lächeln; da hatte sie eine sonderbare, oft wiederkehrende Bewegung der Hände, die darin bestand, daß sie die Finger ineinanderflocht, um sie dann wie verzweifelt in den Schoß einzusenken. Das riß mich aus allem Gleichmut.

Ihr Wesen blieb mir rätselhaft, bis sie mir eines Tages erzählte, wie ihre erste Ehe das Werk habsüchtiger Eltern und Verwandter gewesen sei; der Mann ein Trinker, ein Wucherer, ein Lüstling. Sie versicherte mir, daß sie im Zusammenleben mit ihm unberührt geblieben sei, und daß hauptsächlich deswegen nach drei qualvollen Jahren die Scheidung ausgesprochen werden konnte. Sie sprach dann von ihren Reisen, von zermarternder Unruhe, vom Wunsch nach Frieden, von ihrem Ekel an Welt und Männern, und da lernte sie Westermark kennen; sie dachte an ihm einen Beschützer zu finden, sie fühlte eine herzliche Kameradschaft für ihn, sie habe sich betören lassen und ihn geheiratet. Als sie nun lange schwieg, blickte ich sie fragend an.

Ja, darüber sei Schweigen geboten, sagte sie, darüber, was jetzt kam, müsse geschwiegen werden.

Geheimnis also? nicht anrührbares Geheimnis? Auroras Gesicht

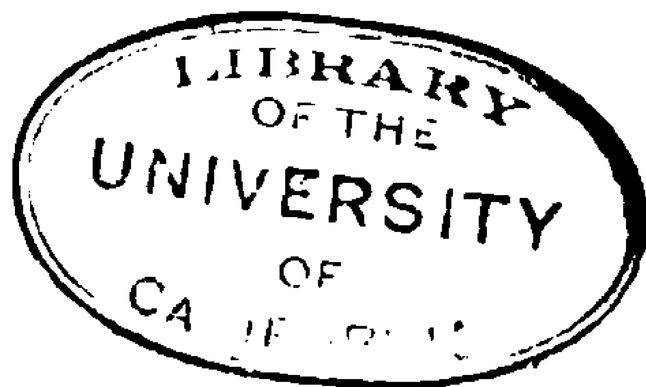
glich einer Uhr, die plötzlich stehen bleibt. Geheimnisse binden, auch wenn sie nicht enthüllt werden. Aber mein Inneres war schon zu sehr ergriffen, als daß ich aus Delikatesse hätte auf Teilnahme verzichten mögen. Ich bat in der dringlichsten Weise um Aufklärung. „Wozu? was soll es nützen?" antwortete mir Aurora. „Warum sollte ich Sie in eine Ungeheuerlichkeit einweihen, die mich allein schon übermäßig bedrückt und lebensuntüchtig macht? Sie würden mir nicht glauben, Sie dürfen mir nicht glauben, denn wer bin ich? Ein verlorenes, verachtetes Geschöpf, der Gegenstand unsauberer Gespräche am Biertisch, die wehrlose Beute aller Nachrichtenjäger der ganzen Stadt, mit meinem Namen in jede Spelunke geschleppt, beneidet, bewacht, einsam, unerhört einsam und unerhört verraten. Wollt' ich bekennen, was ich in diesem Haus für ein Leben zubringe, so würde ich ja vielleicht auch Sie verlieren, der mir gutgesinnt ist. Nein, nein, erlassen Sie mir das, gönnen Sie mir die harmlosen Stunden mit Ihnen."

Man sagt gemeinhin, und die Erfahrung macht mich geneigt, dem beizupflichten, daß Männer über dreißig, wenn sie zum erstenmal in ihrem Leben der Gewalt einer Leidenschaft erliegen, sich in nichts von der Unbesonnenheit und Kopflosigkeit der Jünglinge unterscheiden, daß sie im Gegenteil noch großmütiger ihr Gefühl, noch bereitwilliger ihren Stolz, noch unbedingter ihr Vertrauen verschwenden. Ich habe versucht, das Unheil zu bekämpfen, als es da war, ich habe mich noch mit aller Kraft gewehrt, als es mich umschlang. Vielleicht hätte ich es bezwingen können; vielleicht gab es einen Tag, eine Stunde, wo ich noch Meister des Verhängnisses werden konnte, wo ich mit dem Gedanken an ein Abschiedswort, dem Vorsatz einer Reise zu der Frau ging. Aber da mochte es scheinen, als rede die Frau mit einem andern Ton denn gestern; als sei die Hand, die sie mir bot, verwandelt worden. Wenn Früchte reif sind, fühlen sie sich gleichsam wärmer an, und so hatte sich etwa ihre Hand angefühlt, wie eine reife Frucht.

Einverständnis genug; Erwiderung genug; es braucht nicht mehr als den Abglanz der eigenen Sehnsucht in dem geliebten Antlitz und Auge, nicht mehr als ein gestammeltes Wort, als einen flehentlichen Blick, und Pflicht, Gewissen, Zukunftsfurcht entschwinden für immer in der Süßigkeit und Betäubung eines jähen Sicherkennens. Jetzt sind die Tore zugeschlossen, und es gibt keine Reise mehr. Ich entsinne mich eines Tages, wo ich mit Begierde die Gesellschaft eines Mannes suchte, eines Freundes, den außerhalb



Hans Baluschek, „Er—Sie—Es".
Zum Essay von Georg Hermann.



meines beruflichen Kreises zu finden mir höchst erwünscht war. Da traf ich den Ingenieur, von dem ich schon gesprochen, durch Zufall auf der Gasse. Er blieb unschlüssig stehen, ich reichte ihm die Hand. Ich verzieh ihm alles, was er über Aurora Westermark geäußert hatte, noch mehr, ich empfand das Bedürfnis, ihn mit der wunderbaren Frau näher bekannt zu machen, und ich war überzeugt, daß er sie mit andern Augen ansehen würde. Das Vorhaben war leicht, als Freund Auroras durfte ich es wagen, ihn einfach zu einem ihrer Empfangs-Nachmittage mitzunehmen. Ich fing alsbald davon an, er war ziemlich betroffen, erwiderte jedoch, wenn ich Wert darauf lege, wolle er mir gern willfahren, obwohl seine Zeit ihm die Pflege gesellschaftlicher Beziehungen sonst nicht gestatte. Wenn ich mir heute dies Gespräch überlege, so muß ich glauben, daß in meinem Benehmen etwas Krankhaftes, ja sogar Krankes enthalten sein mußte, denn der junge Mann blickte mich bisweilen fast mitleidig von der Seite an und meinte schließlich, es tue ihm aufrichtig leid, wenn er mich damals durch seine unüberlegte Offenheit verletzt habe. Am nächsten Tag gingen wir zusammen zur Majorin; Aurora nahm ihn mit Herzlichkeit auf, und sie schmeichelte ihm durch eine gewissermaßen sachliche Hochachtung, die bei Frauen selten ist, und die hier am Platze war, denn das kühne Brückenbau-Projekt meines Freundes hatte seit kurzem überall von sich reden gemacht, und er war eine Art Berühmtheit. Er kam nun bisweilen an Montagen und Donnerstagen, blieb aber zumeist auffallend schweigsam, trotzdem ihm Auroras Sympathie durchaus nicht entging. Einmal gingen wir zusammen weg, und ich sagte ganz unvermittelt zu ihm: „Hast du nun dein Urteil revidiert? Gibst du nicht zu, daß das ein Geschöpf ist, wie es so vollendet nur aus der Meisterhand Gottes hervorgehen kann?" Und als er nur mechanisch nickte, fügte ich hinzu: „Ich hoffe, daß du mich nicht mißdeutest, und daß du meine Worte so auslegst, daß wir uns auch weiterhin gerade in die Augen sehen können."

„Mehr brauche ich nicht zu wissen," entgegnete er ernst und anscheinend überrascht. Er besuchte von da an das Westermarksche Haus nicht mehr.

Warum ich die Art meines Verhältnisses zu Aurora vor dem Verdacht eines Freundes schützen zu müssen glaubte, weiß ich kaum. Ich hatte keinen Zweifel an ihrer Ehre und Reinheit. Aber das namen- und gesichtslose Hörensagen, unter dem ihr Ruf litt, war eine Qual sondergleichen für mich. Ich hätte mich gerne gestellt, aber wie durfte

ich dies, wer hätte mir das Recht dazu eingeräumt? Ein Blick, ein zweideutiges Lächeln, ein Achselzucken, ein irrlichterndes Wort dann und wann, es überlief mich kalt, wenn ich dessen nur nachträglich gedachte; ich fand mich beleidigt und geschmäht, bald genug bekam ich zu spüren, daß das verleumderische Geschwätz auch schon meinen eigenen Namen bespritzte, und aus dem Bewußtsein meiner Schuldlosigkeit, und, da Aurora sich mir gegenüber noch mit keinem Hauch etwas vergeben hatte, zog ich den Schluß, daß all die andern Anwürfe und Gerüchte ebenso trugvoll, lügnerisch und boshaft seien wie dieses. Traurigkeit und Ingrimm nahmen von mir Besitz, ich sonderte mich ab von den Kameraden, wo es nur irgend anging, und hatte ich vorher schon für unliebenswürdig gegolten, so erklärte man mich jetzt für abstoßend hoffärtig, oder mildesten Falls für einen finstern Einsiedler. Ja, ich haßte sie, diese still beieinander hockenden Aufpasser, Schlimmredner und Giftkocher, diese gutangezogenen Megären und unbezahlten Spione, die ihrem Dünkel und ihrem Müßiggang kein unterhaltsameres Spiel wußten, als die nie wieder gutzumachende Besudelung eines schönen Herzens und edlen Charakters, denn so erschien mir Aurora.

Schluß in der Februar-Nummer.

Herman Bang:
Persönliche Erinnerungen an Jonas Lie.

I.

Als ich kurz nach seinem Tode meine Erinnerungen an Henrik Ibsen schrieb, bat ich zu entschuldigen, daß die kurzen und anspruchslosen Notizen auch von mir selbst sprechen mußten. Denn nur in seinem Verhältnis zu mir vermochte ich überhaupt von dem großen Dichter als Mensch zu erzählen — jedenfalls etwas, wofür ich einstehen konnte. Dasselbe ist jetzt auch der Fall, wo Jonas Lie aufgehört hat zu leben — er, der mein Lehrer, ein Wegweiser, Erzieher, und ein Leben hindurch mein Freund war.

Ich kann nur so von ihm sprechen, wie ich ihn getroffen und ihn gesehen habe. Aber doch wird das Profil, das ich ritze, sein Antlitz und das Bild des Menschen sein. Denn der innerste und sprudelnde Grund seines milden und stolzen Herzens war eine Güte, die n i e versagte. Und es war die Tiefe seines Verständnisses, die die Tiefe seiner Güte schaffte. Dieser Mann liebte die Menschen in einem unendlichen Mitgefühl, weil er das Leben und die Kargheit des Lebens durchschaut hatte.

II.

Als ich von Jonas Lie die erste Botschaft erhielt, hatte ich ihn nie gesehen. Es war in meiner ersten Jugend, und die Botschaft galt meinem „Hoffnungslose Geschlechter". Mein Jugendroman erregte in erster Linie Aufmerksamkeit bei der Polizei. Man konfiszierte ihn wegen Unsittlichkeit. Heutzutage würde man vielleicht eine solche Maßnahme als Reklame betrachten. Mein zweiundzwanzigjähriges Herz empfand sie als eine tiefe Schmach — und ich stand in meiner Trauer recht vereinsamt da. Denn die Kritik in meinem Heimatlande schenkte mir weniger Aufmerksamkeit, als das Oberhaupt der Polizei. Sie fand in dem Buch nur geringe Fähigkeiten und widmete ihm nur einige wenige Zeilen.

Da sandte Jonas Lie mir seine erste Botschaft.

Er wohnte damals in Hamburg. Er hat abwechselnd in ver-

schiedenen deutschen Städten, in Hamburg, in Dresden, in Stuttgart gewohnt. Es war aber von Hamburg, daß er mir seine Botschaft sandte.

„Sagen Sie ihm," sagte Jonas Lie zu einem gemeinsamen Bekannten, „daß „Hoffnungslose Geschlechter" eines der eigenartigsten Bücher ist, die ich seit langer Zeit gelesen habe, und daß er den Mut nicht sinken lassen und fortfahren soll — —"

Die Worte mögen gering erscheinen, und doch wirkten sie auf den Gepeinigten, der sie empfing, als eine Befreiung. Sie waren der erste Gruß Eines, der an mich glaubte, und der mir es sagen wollte. Und der Gläubige war — Jonas Lie.

Seine Worte wurden auch nie vergessen.

Als wir uns, so viele Jahre später, zum ersten Mal in Paris trafen, dankte ich eines Tages Jonas Lie für die alte Botschaft.

Und er antwortete, während seine guten Augen leuchteten:

„Ah, hast du die paar Worte noch nicht vergessen. Ich sandte sie, weil ich bei mir selbst dachte: Der junge Mann bedarf ihrer."

Alle die andern, die gedacht hatten: „Ach er" (ich war mit meinen jungen Jahren schon ein recht talentloser, aber im Norden gefeierter Feuilletonist) — „er kann es schon vertragen und verdient einen kalten Strahl." Aber Jonas Lie hatte mich besser verstanden — er, dessen Herz immer verstand.

III.

Und dann folgten in den Jahren, die kamen, Jonas Lies Briefe.

Er war einer der seltsamsten Briefschreiber in der Welt. Groß und klar mit schönen Linien, aber mit einer eigenen unbezwungenen Gewaltsamkeit auf das Papier geworfen — standen die Buchstaben des Briefes da. Jeder einzelne Buchstabe stolz und stark und deutlich. Und das ganze doch eigenartig wirr. Denn Jonas Lies Gedanken flogen, wenn er an Freunde schrieb, so schnell und kamen so plötzlich. Und dann fügte er in seinen Briefen Sätze hinein und Worte hinzu, daß Zeilen sich kreuzten und Zeilen zusammenliefen — wie in seinem eigenen genialen Wesen.

Der Inhalt der Briefe glich der Schrift.

Das war Blitzen und Funkeln und Wechseln. Ein Blitzen über alle Fragen hin. Ein Funkeln über die Welten und über die Zukunft. Ein Wechseln, wo er packte und fallen ließ.

Dieser Mann gab immer seinen inneren Reichtum ganz, wie ein sprudelnder Strom, der freigebig und immer rinnt.

Aber seine Briefe an mich handelten meistens von meinen Romanen.

Ich darf wohl sagen, daß es nie einen Meister gegeben hat, der seinen Lehrling und Nachfolger so glücklich begrüßt und ermuntert hat. Seine Urteile waren gleichzeitig die des Fachmannes, der in einem einzigen Satz das Buch auf „seinen Platz setzte", und des Lesers, der, ergriffen, gefolgt war. Wie bei Henrik Ibsen ein Satz immer wiederkehrte: „Ich sehe es vor mir," so bei Jonas Lie der Satz: „Ich habe das Buch erlebt."

Dies ungeheure Ziel: den Roman zu einem Erlebnis oder Miterleben für den Leser zu machen — dies Ziel, das er selbst verwirklicht hatte, war und mußte der Maßstab des Lehrers für die Arbeit des Lehrlings sein. Und wenn Jonas Lie meinte, daß das Ziel erreicht war, sagte er es in glücklichen, hinreißenden Worten . . . . . durchzittert von Freude über den Sieg eines andern.

„Am Wege", „Tine" und „Ludwigshöhe" blieben seine Lieblingsbücher.

Wie Frau Ibsen ihrem Mann vorlas, war es Frau Lie, die Lie vorlas.

So erlebten sie die fremden Bücher zusammen, wie sie zusammen an Jonas Lies eigenen arbeiteten . . . . .

IV.

Aber schließlich sollte der Tag kommen, wo ich persönlich den traf, dessen Güte ich so lange gekannt hatte, und dessen künstlerische Einwirkung entscheidend für mein ganzes künstlerisches Leben gewesen war.

Es war in Paris, wo Jonas Lie, nachdem er durch so viele deutsche Städte gezogen war, lange Jahre lebte.

Nahe dem Triumphbogen lag sein verschlossenes Heim.

Denn fest verschlossen war es.

Nur langsam und mit ungeheurer Mühe unter unendlichem Sichten und Wägen entstanden Jonas Lies Romane, deren flackerndes Leben sich in einem einzigen langen Atemzug auszuatmen scheint. Unaufhörlich und Tag für Tag ging er mit seiner Gattin den Plan und die Einzelheiten durch — in einem beständigen Kampf gegen das Überflüssige.

Es war das Überflüssige, das beschnitten und abgeschnitten wurde.

Das ist charakteristisch. Denn die wundervolle Deutlichkeit dieser Romane beruht gerade auf dem: daß sich in ihnen kein überflüssiges Wort findet. Jeder „überflüssige" Satz verwirrt das Bild und den Menschen. Nur der Darsteller, der unter einer ununterbrochenen Anspannung jeden überflüssigen Zweig abschlägt und abschlägt, schlägt sich zu der Klarheit der Schilderung durch, in der die Gestalten leben und wie lebend in unserem Bewußtsein bleiben.

Aber diese Arbeit fordert Ruhe und Zeit.

Frau Thomasine Lie wußte das, und sie verschloß behutsam und doch fest Jonas Lies Haus.

Man kam nicht zu allen Zeiten in dieses Heim hinein, das, mitten in Paris, so ganz und gar norwegisch war und blieb.

Damals befanden sich an der Seine zwei berühmte norwegische Künstlerheime. Der Unterschied zwischen ihnen war auffallend.

Das eine war Fritz Thaulows, des Malers, Paris' und New Yorks Lieblings. Seine offene Tür stand nicht still. Berühmtheiten aus den vier Windrichtungen, Freunde aus allen Ländern gingen rastlos aus und ein, während Fritz Thaulow selbst, licht und glücklich, wie im Spiel seine herrlichen Bilder zu schaffen schien. Und im Hause, wo alles von Frankreich geprägt war (während die Herzen das Vaterland so treu liebten), lebten und begegneten einem Eindrücke von der ganzen Welt in einer hohen, einer kosmopolitischen Luft. So war es bei Herrn Fritz und Frau Alexandra Thaulow, seiner schönen Gattin.

Wie anders bei Lies.

Ich sehe ihn noch, Jonas Lie, wie er den Nachmittag in seinem Speisezimmer allein vor der vollen Suppenterrine saß — mit dem Kreuz der Ehrenlegion mitten auf seiner Brust, er, der nie ein „Kreuz" trug.

„Aber großer Gott," rief ich, „sitzt du dort allein, in deiner eigenen Stube, mit dem Kreuz auf . . . "

Jonas Lie lachte.

„Ja," sagte er, „ich war auf dem Zollamt, um eine Kiste norwegischer Heringe zu verzollen. Und da hilft das Kreuz. Das ganze geht bedeutend schneller."

Das Kreuz der Ehrenlegion hatte die Expedition der norwegischen Heringe beschleunigt.

Die „Heringe" kamen von Norwegen, wie in diesem Heim scheinbar alles aus dem Vaterlande kam, Möbel, Bilder, Zeitungen, Bücher —

alles war Norwegen. Und die norwegische Flagge hing über dem Bett des Landflüchtigen.

Auch die Freunde des Hauses waren Norweger und Dänen. Von Norwegen kamen die Botschaften, die Freude oder Leid brachten.

Dieses Pariser Heim erschien mir beständig wie ein norwegisches Blockhaus, an einem einsamen Strand erbaut. Vom Ufer schaute ein großer Geist, immer wach, auf die Fremdengemeinschaft hinaus, die er unaufhörlich betrachtete, ohne je an diese Gemeinschaft heranzutreten.

Jonas Lie blieb in der Fremde ganz der Fremde.

V.

Aber der Fremde, der ohne Unterbrechung sah und las und hörte.

Sein ewig beschäftigter Geist beschäftigte sich mit allem.

Und in seiner Unterhaltung erschloß er ganz seine funkelnde und siedende Seele, wo alle Fragen, alle Träume, Ideen, Gedanken und Hoffnungen brausten und strömten und lebten . . . .

Sie wechselten, während er sprach, der Phantast in ihm („Trolds" Dichter) mit dem Wirklichkeitsbeobachter, der alles sieht. Und der Träumer in ihm entwarf ferne Bilder eines fernen Glücks. Und der Agitator in ihm flammte in politischen Blitzen.

Während dieser Unterhaltungen war man dem Genie nahe und hatte es vor seinen erstaunten Augen.

Wie ein Phosphorstrom leuchteten und glitzerten die Worte des Meisters vor unseren Blicken — die langen Stunden.

Björnstjerne Björnson hat Jonas Lies Unterhaltungen beschrieben. Aber nur der, der sie gehört hat, kann fassen, was sie waren — — ein Regen von Gold und von Saatkorn.

Norwegens große Maler haben Jonas Lies Züge gefesselt. Aber wenn er sprach, hätten sie ihn malen sollen. Dann umstrahlte sein Genie ihn wie eine Glorie.

VI.

Es war in den Tagen, als Henrik Ibsens und Björnstjerne Björnsons Schauspiele in Paris siegten.

Die Luft war voll von ihren Namen. Die Sinne zitterten unter ihren gewaltigen Siegen.

Jonas Lie saß, unfern des Triumphbogens, allein — und ungenannt.

Der Meister des Romans war unbekannt geblieben, während die Meister der Bühne gefeiert wurden.

Aber nie habe ich einen Gefährten gesehen, der sich so über den Sieg der Gefährten freute, wie Jonas Lie.

Er erkundigte sich nach jeder Probe. Er interessierte sich für jede Kleinigkeit.

Dies milde und große Herz kannte keinen Neid. Er freute sich nur über den Triumph der Gefährten, der ihm als ein Triumph des Vaterlandes galt, das er über alles liebte.

„Ja, ja", sagte er zu mir, „das sind große Zeiten. Mir scheint, als sähe ich Norwegen wie einen Menschen über die Welt dahinschreiten, der zu allem Volk mit seinem großen Mund spricht — —"

So fühlte er es.

Er, der selbst — in einem Erdenwinkel — die Form des Romans umgeschaffen hatte und der großen Welt halb unbekannt geblieben war.

VII.

Das letzte, was ich von ihm erhielt, war mit der Hand eines anderen geschrieben — seines Sohnes. Selbst konnte er nicht mehr schreiben: Seine Augen waren erblindet.

Aber doch wollte er mir, vor seinem Tode, eine Botschaft senden.

Diese Botschaft war ein Dank.

Jonas Lie, dem ich Lebenseindrücke und Kunstentwicklung schuldete, dankte m i r — e r mir.

Die Treue seiner Seele lag in diesem Brief verborgen. Jeder seiner Gedanken suchte noch einmal mich, seinen Lehrling — mich, der es im Roman versucht, sein Werk fortzusetzen und vielleicht weiter zu führen.

Das Streben: v o r d e n A u g e n l e b e n d z u m a c h e n — dem er sein Leben und sein Genie weihte.

Marcel Herwegh und Victor Fleury: Briefwechsel Georg und Emma Herweghs mit Ludwig Feuerbach.

Seinem Ludwig Feuerbach.
„Durch Himmel und durch Hölle Deinen Gang
Hast Du gemacht wie jener große Dante.
Von göttlicher Komödie sprach man lang,
Bis sie als menschliche Dein Blick erkannte."
G. Herwegh.[1])

Einleitung.

Als großer Verehrer Ludwig Feuerbachs, dessen Einfluß auf die Gedankenwelt der „Gedichte eines Lebendigen", wie Albert Lévy in seinem Buch: La philosophie de Feuerbach et son influence littéraire erweist, tief gewesen ist, wandte sich Georg Herwegh an den Philosophen zur Zeit, wo er die Redaktion des „Deutschen Boten in der Schweiz" übernahm. Auf des Dichters Schreiben antwortete Feuerbach in zuvorkommendster Weise. Dies bildete den Anfang zu einem Freundschaftsbund, der sich durch das ganze Dasein treu bewährte. Auf einer Reise lernten sich die beiden Freunde im Sommer 1845 persönlich kennen. Sie verweilten damals in Heidelberg und lebten in vertrautem Verkehr mit dem Professor der Philosophie Christian Kapp und den Anatomen Henle und Pfeufer. Herwegh und Feuerbach standen sich am nächsten, und indem der Dichter in einem Brief an seine Frau von dem Philosophen schrieb, sie harmonierten ganz gut, denn er sei ein Mensch, ein kompletter, so konnte dieser seinerseits nicht umhin, seine Begegnung mit dem ersteren in einem Brief an seinen Bruder Anselm mit den enthusiastischen Worten zu schildern: nichts Gemeines, nichts Unnobles in Herweghs Natur, er sei eine echtpoetische Natur. Eine innigere Annäherung ermöglichte ihr Zusammentreffen im folgenden Jahre zuerst zu Heidelberg, dann zu Freiburg, wo sich Frau Emma Herwegh auch einige Wochen aufhielt und sich mit dem Philosophen befreundete. Der Briefwechsel stockte in der Zeit der Revolution und Contrerevolution, obgleich die beiden gleichgesinnten Freunde, immer der gegenseitigen Sympathie gedenkend, nie sehnlicher die Hoffnung hegen mochten, einander näher zu kommen, wie Herweghs Schreiben aus dem Jahre 1851 beweist, worin

[1]) Herwegh, Neue Gedichte. Zürich 1877.

er Ludwig Feuerbach zu einer Reise nach Zürich zu bestimmen sucht, in der Meinung, es könne nichts Erwünschteres sowohl für ihn als für Richard Wagner, der ebenfalls ein Anhänger der Feuerbachschen Anthropologie war, geschehen. Erst 1859 erhielten die Beziehungen einen regeren Antrieb nach dem Besuch der Emma Herwegh in Bruckberg, dem Wohnort der Feuerbachschen Familie, wo sie Ende Februar auf ihrer Fahrt nach Preußen und dann wieder Mitte April eintraf, als sie von Berlin und Weimar nach Zürich zurückkehrte.

Die Bedeutung des Briefwechsels für die Charakteristik der Briefsteller könnte nicht schöner ausgesprochen werden, als in Feuerbachs eigenen Worten:

„Was ich schreibe muß unmittelbar an eine bestimmte Person oder an die Menschheit gerichtet sein. Ich kann nur Bücher oder Briefe schreiben. — Nur wer mir unmittelbar Gegenstand, wer mir als Du gegenübersteht, treibt mir das Blut in die Feder. Und eben darum kann ich nur Briefe schreiben — Werke sind Briefe an die Menschheit — aber keine Tagebücher. Im Tagebuch rede ich von den mich interessierenden Menschen in der dritten Person. Rede ich ihn mit Du an, so ist dies nur eine poetische Fiktion. Das Tagebuch gehört der alten, der Brief der neuen Philosophie an. Im Tagebuch bin Ich die Hauptperson, alles andere gruppiert sich um mich als den Mittelpunkt; ich bin, streng genommen, gegenstandsloses, absolutes Ich.

Im Briefe ist Gleichheit und Einheit, ist Ich und Du bei einander, und nur auf die Einheit von Ich und Du gründet sich die neue Philosophie. Im Tagebuch befriedige ich nur mich, im Briefe befriedige ich den Andern, indem ich zugleich mich selbst befriedige. Das Tagebuch gehört der Hypochondrie, der Brief dem Leben, das Tagebuch dem Egoismus, der Brief der Liebe an. Aber eben das Wesen der Liebe macht die neue Philosophie zum Wesen der Philosophie, zum allein wahren und vollkommenen Wesen."

Georg Herwegh an Ludwig Feuerbach

Zürich, 3. September 1842.

Hochverehrter!

Ich habe Lust, mir den Teufel auf den Hals zu hetzen, ein Journal[1]) zu gründen und bedrängten Seelen gegen die deutsche Censur ein Asyl

[1]) „Der Deutsche Bote".

darzubieten. Das Journal ist in höchster Instanz politisch, d. h. es geht von dem Princip der Einheit alles Wissens aus und besteht sich diese Einheit zunächst unter dem Gesichtspunkte der Politik; wissenschaftlich, aber furchtlos und unverschämt sollen einmal die Consequenzen der neusten philosophischen und theologischen Forschungen gezogen und der Kampf gegen die Theologie und respect. deren Selbstmord zu Ende geführt werden. Wir wollen va banque! rufen und sehen, was der Ehrlichkeit noch möglich ist; wir begeben uns freiwillig jeder Art von Defensive, wir lassen uns revolutionär und irreligiös mit Vergnügen heißen und sprechen: à la bonne heure —, wir sind stolz darauf, es zu sein etc. Vor Allem — wir wollen die deutsche Censur umgehen und was draußen nicht gedruckt werden darf, soll hier gedruckt werden. Ein Verbot fürchten wir nicht — das Journal wird wöchentlich, auf Verlangen auch monatlich ausgegeben und kann somit durch den Buchhandel versandt werden, so gut, wie meine Gedichte, die trotz dem Verbot abgingen wie frische Semmel. Auch ist hier die Anonymität gerechtfertigt und wer seinen Namen nicht unter seinem Artikel figurieren lassen will, dem bürge ich für dessen Verschweigung mit meinem Worte.

Die neue Poesie soll ebenfalls ihren Heerd in unserem Blatte finden und Anordnungen deswegen sind bereits von mir getroffen.

Die Tagespolitik wird ihrem Kalenderzuschnitt entnommen und in wöchentlichen oder monatlichen Uebersichten verarbeitet, nebenbei auch ein siebenjähriger Krieg gegen unsere Journalistik geführt.

Das Blatt heißt der Deutsche Bote, unter welchem Titel bereits ein speziell mit Schweizerinteressen sich beschäftigendes Journal existiert[1]), dessen Redaktion ich mit Oktober übernehme, dessen Plan aber mit meiner Uebernahme ein ganz veränderter wird, wie Sie sehen. Die Schweiz kommt in den Winkel, d. h. so weit sie nicht, wie im September 39, sich mit der praktischen Durchführung deutscher Interessen und Ideen beschäftigt; sie macht hie und da solche praktische carrikirte Versuche, wo wir in der Theorie stecken bleiben. Detail-Kritik ist natürlich nicht ausgeschlossen, nur darf sie nicht vom Zufall abhängig gemacht werden, d. h. es ist immer ein Plan vorhanden, wornach dies oder jenes besprochen werden muß. Der Prospect wird noch in diesem Monat als selbstständiger Aufsatz in den Deutschen Jahrbüchern erscheinen. Freund Ruge hält es für passend.

[1]) Der Herausgeber des „Deutschen Boten aus der Schweiz" war bis dahin Karl Fröbel, Bruder von Julius Fröbel, gewesen.

Nun aber bedarf ich reichlicher Unterstützung und da ich Nichts suche, als die Wahrheit und bei Gott nur ihr dienen will, so glaube ich keine Fehlbitte zu thun, wenn ich mich vor Allen an Sie um Beiträge aus Ihrer Feder wende.

Was Sie mir auch senden mögen, soll mir immer willkommen sein. Darf ich hoffen, daß Sie mich in ein Paar Zeilen mit einer festen Zusage für die nächste Zeit erfreuen, überhaupt Ihre Meinung über das ganze Unternehmen, zu dem ich nun freilich unwandelbar fest entschlossen bin, mittheilen? Ja?

Die Verlagshandlung bietet für den schön gedruckten Mittel-Oktavbogen 4 Louisd'or. Haben Sie hierüber andere Wünsche, so eröffnen Sie uns dieselben sans gêne . . .

Mit Liebe und Verehrung

der Ihrige
Georg Herwegh.

Ludwig Feuerbach an Georg Herwegh.

Bruckberg, 23. September 1842.

Es freut mich, daß Sie mir Gelegenheit gegeben, Ihnen, ritterlicher Freiheitssänger, meine innige Verehrung auszusprechen. Sie sind es, der mich verleitete zum ersten Diebstahl meines Lebens.

27. September.

Das Corpus delicti war das Sonett: „Sei mir gesegnet frommes Volk der Alten"[1]), welches ich aus einer miserablen politischen Zeitung, wo ich es zuerst kennen lernte, herausschnitt! Ich vindicirte mir ohne Umstände als mein rechtliches Eigenthum, was ich als mein geistiges Eigenthum erkannte. Sapienti sat. Ex ungue leonem. Nun zur Sache! Ob ich gleich der Zersplitterung u. s. w. in Zeitungen nicht hold bin, so billige ich doch Ihr Unternehmen in sofern gänzlich, als Sie der unbeschränkten Freiheit einen Platz öffnen wollen. Nur dürfte zu diesem Zwecke ein wöchentliches Journal weniger sich eignen, als ein monatliches oder vierteljähriges, und zwar nicht nur aus äußeren, sondern auch inneren Gründen; aus äußeren, weil ein wöchentliches Journal zu vielen Chicanen ausgesetzt sein würde, aus inneren, weil man einem in größeren Fristen erscheinenden Blatt mehr Auswahl, Ruhe, Umsicht und Reiz verbinden kann. Ein tägliches Journal erinnert zu sehr an das tägliche Brot. Indeß spreche ich hiemit nur die Meinung eines

[1]) Herwegh, Gedichte eines Lebendigen, Sonette, XXIII.

Einsiedlers aus. Es hat auch seinen großen Reiz und Nutzen, Tag für Tag ins Leben einzugreifen. Ich selbst hätte nichts dagegen, wenn ich jeden Tag meinen oder einen Mann zum Treffen stellen könnte. Doch Sie werden schon selbst die besten und erfolgreichsten Mittel ergreifen, oder haben wenigstens Freunde an der Seite, die Ihnen hierin besser als ich mit Rath und That beistehen werden. Meine aktive Theilnahme sage ich Ihnen zu, muß Ihnen aber sogleich bemerken, daß ich zu den Autoren gehöre, welche, wenn sie zwar einmal die Feder ergreifen, sie rasch führen, aber schwer daran kommen, ja periodenweise eine wahre Antipathie gegen das Federhandwerk haben, zu den Autoren, welche, während sie mit größter Freiheit und Klarheit des Kopfes arbeiten, doch zugleich pathologisch afficirt werden — leiden und eben deswegen, wenn sie einmal einen Gegenstand aufs Korn gefaßt haben, ganz für ihn leben, denken und empfinden, für alles Andere taub und blind. Ich sage daher meine Theilnahme zu jedem, wenn auch an sich noch so ehrenhaften Unternehmen dieser Art nur schwer zu, hauptsächlich auch deswegen, weil es nicht meine Sache, leere Versprechungen zu machen, sondern halte, was ich verspreche. Aber stets sage ich auch nur zu unter dem Vorbehalt meiner unbeschränkten Freiheit, meiner, nun einmal so beschaffenen, nicht mehr zu ändernden Natur. — Zunächst habe ich nichts für Sie. Meine geistige Thätigkeit ist seither ganz aufgegangen in der zweiten Auflage meiner letzten Schriften, mein Körper bedarf Ruhe und Erholung, doch im November denke ich an die Arbeit zu kommen.

Was aber da über mich kommt, das wissen die Götter. Was sich auch am ersten für Sie und ohne große Anstrengung für mich herrichten ließe, das wären meine, 12 Jahre zu früh erschienenen theologisch-satyrischen Xenien, aber jetzt natürlich gereinigt von den jugendlichen Auswüchsen und Fehlern. Die Honorarbedingungen lasse ich mir gefallen, ausgenommen für Artikel wie etwa meine Thesen zur Reform der Philosophie, wo ich mehr verlange; ferner bedinge ich mir aus ein Freiexemplar der ganzen Zeitschrift. Sollte ich einen Jahrgang nicht liefern, *so bezahle ich es natürlich.*

Entschuldigen Sie das schlechte Geschmier. Schon früher wollte ich schreiben. Körperliche Miserabilitäten hielten mich ab. Noch bin ich nicht ganz frei. Lassen Sie bald wieder von sich hören.

Herzlichst
Ihr

Ludwig Feuerbach

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

25. November 1845.

Verehrte Frau und Freundin!

Es geht mir wie Herwegh. Ich greife schwer zur Feder, und wenn ich sie einmal ergreife, so lasse ich Alles weg, was sich von selbst versteht. Darum sage ich auch jetzt nichts von der Freude, die mir Ihre und Ihres Mannes unerwarteten, so freundlichen Zeilen bereiteten; ich sage nur das, was sich nicht von selbst versteht, nämlich, daß ich leider Ihre Einladung nach Paris nicht annehmen, nicht kommen kann. Es sind Bande, die mich festhalten, aber nicht die süßen Bande der Liebe, sondern ein höchst ledernes, ein juristisches Band — ein Contrakt — erschrecken Sie nicht über dieses häßliche Wort! — mit meinem Verleger, vermöge dessen ich mich aus freiwilliger Selbstpeinigung anheischig gemacht habe, spätestens bis Anfang des neuen Jahres das Manuskript zur Herausgabe meiner sämmtlichen Schriften in druckbarer Gestalt zu liefern. Seit meiner Rückkehr von Heidelberg war ich, mit Ausnahme von ein paar Tagen, die ich mit Kapp's und Pfeufer in Bamberg und Nürnberg zubrachte, unausgesetzt mit dieser Arbeit beschäftigt und werde noch mehrere Monate unausgesetzt mit ihr zubringen; denn ich will nicht eher von hier fort, als ich ganz fertig bin, und ich habe kein kleines Pensum vor mir, denn es ist mir unmöglich, das Alte, wenn auch in verbesserter Form, aufleben zu lassen, ohne Neues zuzufügen. Aber kann ich nicht nach Paris die unselige Papierwirthschaft mitnehmen? Die Papiere wohl, aber nicht den nöthigen Sinn. Hier, wo ich mein eigentliches Thema erst begonnen, hier muß ich es auch vollenden. Ein deutsches Dorf und Paris, welch ein Contrast! Ein solcher Contrast kann nur den nicht stören, der keine Sinne am und keine Gedanken im Kopfe hat. Sie haben vollkommen Recht, verehrte Frau! wenn Sie in mir den zu einem Aufenthalt in Paris notwendigen Sinn voraussetzen, aber eben deswegen würde ich dort von der Vollendung meiner gegenwärtigen und bisherigen Aufgabe abgezogen. Es tut mir leid, herzlich leid, daß ich meinen längst gehegten Wunsch, Paris zu sehen, und zwar in der schönsten, angenehmsten Weise, in Ihrem Hause, in Ihrer Gesellschaft, nicht verwirklichen kann, aber der Wunsch weicht der Nothwendigkeit. Meine Aussichten in die Zukunft sind so traurig, daß ich nicht einmal die Hoffnung habe, Sie im Frühjahr in Heidelberg zu sehen, wenn Sie anders noch gesonnen sind, sich dort niederzulassen,

ob ich mir gleich die Hoffnung nicht versage, Sie das nächste Jahr zu sehen, nur will ich nicht bestimmen: wie, wo, wann?

Mit der Versicherung aufrichtiger Verehrung herzliche Grüße meiner Frau verbindend Ihr

L. Feuerbach.

Ludwig Feuerbach an Georg Herwegh.

25. November 1845.

Lieber Herwegh! Du siehst aus den Zeilen an Deine Frau, was ich für ein gebundener Mann bin, was für ein schönes Geschäft ich mir auf den Hals geladen habe. Während Du auf den immergrünen, blumenreichen Auen der Naturwissenschaft wandelst, muß ich mich im Bücherstaub meiner eigenen Vergangenheit begraben. O seliger Augenblick, wenn ich im Quell der Naturanschauung diesen Staub von mir abwaschen kann[1])! Und doch darf ich ihn nicht ungeduldig beschleunigen. Das ist eben die Aufgabe der Germanen im Unterschiede von den nur auf das Ponderable versessenen Franzosen, die Imponderabilien der Geschichte zu behandeln, das eben das Unglück der Franzosen, daß sie die Consequenzen ziehen, ehe sie reif sind. Und dieser Aufgabe der Germanen will ich auf meinem Territorium treu bleiben: nicht eher ruhen als bis kein guter Fetzen an meinem Gegenstand ist. So bin ich eben damit beschäftigt, die Lücken meiner antichristlichen Schriften, d. h die Poren des menschlichen Kopfes, worin sich von jeher die Göttergespenster eingenistet, mit natürlichen Materialien auszufüllen, insbesondere die Schlupfwinkel, in die sich auf dem Gebiete der Natur die Klapperschlange der Theologie zu verstecken pflegt, durchzustöbern und zu verstopfen. Ich kann den Bücherstaub meiner Vergangenheit nicht auf- und zusammenräumen, ohne ihn zugleich zum Boden für neue Erzeugnisse zu verwenden. Leider ist meine Feder keine perennierende, sondern intermittierende Quelle. Meine Gedanken keimen, wachsen und reifen wie die Früchte auf dem Felde und wie die Kinder im Mutterleibe. Es geht daher sehr langsam voran. Doch ich tröste mich, wenn ich mit Andern mich vergleiche, die so viel und so leicht denken und schreiben, damit, daß auch in der Natur die Zeugungsquelle kein laufendes Wasser ist.

---

[1]) „Alle abstrakten Wissenschaften verstümmeln den Menschen, die Naturwissenschaft allein ist es, die ihn in integrum restituirt, die den ganzen Menschen, seine Kraft in Anspruch nimmt." Das Wesen der Religion von L. Feuerbach.

Das erste was ich nach der Rückkehr von Heidelberg vornahm, waren meine Xenien. Ihre Wiedergeburt hat zwar unzähligen das Leben gekostet, aber sie ist mir, ich glaube, selbst metrisch gelungen. So oft ich es versucht hatte, nie kam ich mehr in diesen Xenienton und Geist hinein. Ich glaube daher, daß ich nur in Deiner Atmosphäre diesen poetischen Duft bekommen habe. Ich bedauere nur, daß ich keines Deiner herrlichen in Heidelberg mitgeteilten Gedichte[1]) — mit Ausnahme natürlich ihrer Gedanken — weder im Kopf, noch auf dem Papier mit nach Hause brachte. Wirst Du sie nicht drucken lassen? Nach dem, was Deine liebe Frau schreibt, scheinst Du keine Lust dazu zu haben. Ich verdenke es Dir nicht, ich will Dir auch nicht zureden; aber auch mir kannst Du es nicht verargen, wenn ich es bedauere, daß der Donnerschlag, den Du im Welkerschen Hause verursacht hast, nicht der gesammten deutschen Philisterwelt zu Ohren und Gemüthe dringen soll[2]).

Wie gerne lustwandelte ich mit Dir in Paris, namentlich auf dem Gebiete der Naturwissenschaften[3])! Was könnte ich dort sehen und

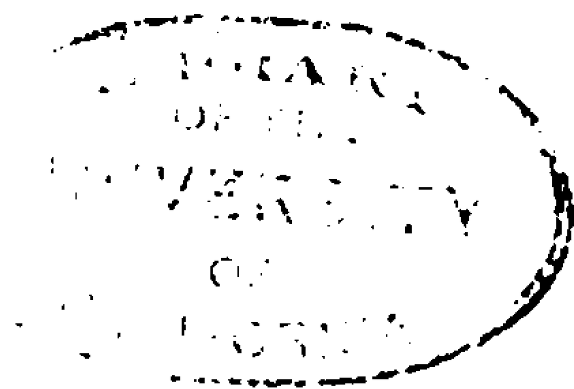
[1]) G. Herwegh, Neue Gedichte: Veni, creator spiritus; O, wag' es doch nur Einen Tag!

[2]) Siehe Brief Feuerbachs vom 1. August 1845 an Christian Kapp in Berlin, Ausgewählte Briefe von und an Ludwig Feuerbach. Leipzig 1904: „Nur ein Abend war ein langweiliger — der bei Welcker. Herwegh nur entschädigte uns für die Langeweile, indem er zu unserer größten Freude, aber zur größten Bestürzung Welckers, ein gigantisch gottloses Gedicht mittheilte. Ich anerkenne mit Freuden und Verehrung selbst die politischen Verdienste Welckers, allein seine religiöse, d. h. innerliche Befangenheit macht mir seinen Umgang zu einem peinlichen und langweiligen." —

[3]) G. Herwegh studierte damals besonders Botanik unter Brongniarts Leitung, dessen Vorträge er eifrig besuchte. Bezüglich seiner Naturstudien schreibt er im Jahre 1847 an seine Frau: „Da fällt mir auch ein, daß Du etwas Gutes thun kannst, wenn Du meine Naturstudien da und dort in das rechte Licht stellst. Es ist das Bedürfnis mich zu completiren, das Bedürfnis sinnlicher Anschauung, der Objektivität, der Überwindung des alten Dualismus von Natur und Geschichte, was mich dazu getrieben u. s. w. Man bemüht sich von allen Seiten nun aber dieser Beschäftigung so höchst zweideutige Lobsprüche zu spenden, daß Du geradezu erklären kannst, daß ich das Beste eben hier mir zu holen gedenke, und der Kampf gegen das bestehende spiritualistische Wesen und Unwesen in Zukunft meinerseits ein viel energischer sein soll, als sie sich's bis jetzt geträumt haben." Aber schon im Jahre 1846 schreibt der berühmte Naturforscher von Siebold an Herwegh: „Mit



Greuze: Der tote Vogel.
(Louvre, Paris.)



lernen! Wie wohlthätig wäre mir dieser Reichtum an Anschauung. Aber es geht halt nicht. So verdirbt uns die himmlische Theologie selbst noch in ihrem Todeskampfe die irdischen Freuden. Doch im Laufe des nächsten Jahres sehe ich, wenn auch nicht in Paris, doch Dich, und die Anthropologie ist ja doch die Krone der Naturwissenschaften. Also auf herzliches Wiedersehen.

Dein L. Feuerbach.

Ludwig Feuerbach an Georg Herwegh.

(1846.)

Theuerster Herwegh!

Soeben erhalte ich einen Brief von Johanna[1]).

Ich möchte des Teufels werden. Deinetwegen, Deinetwegen nur machte ich die Proposition mit Heidelberg. Nun erfahre ich, daß Dir der Aufenthalt daselbst nimmer behagt. Auf der Stelle mache Dich mit Weib und Kind auf den Weg und komme hierher. Du bist mir und den Meinigen herzlichst willkommen. Die Rücksicht auf meine Arbeit darf Dich schlechterdings nicht abhalten. Mit Freuden weicht der Schriftsteller — das wesenloseste Geschöpf unter der Sonne — dem Menschen, dem Freunde. Also komme, komme!

Das Übel auf dem Lande ist, daß kein täglicher Verkehr mit der Welt stattfindet, daß ich Briefe erst bekomme, nachdem sie oft ein paar Tage schon auf der Post in Ansbach bestimmungslos lagen. So erhalte ich auch den eben angekommenen wieder einen Tag später. Solltest Du daher, weil, bis Du meinen Brief in Händen hast, der Zeitpunkt meiner projektirten Ankunft in Heidelberg nähergerückt ist, diesen vollends abwarten wollen, so bleibt es natürlich beim Alten. Die Gründe warum ich nicht früher nach Heidelberg kam, sind ganz besonderer Natur. Wären sie nicht jetzt noch vorhanden, morgen schon würde ich mich auf

---

vieler Freude ersehe ich aus Ihrem Schreiben, verehrtester Herr, daß Sie noch immer den Gedanken nicht aufgegeben haben, mit Vogt nach Nizza zu gehen, um dort die frutti di mare zu studieren. Jedenfalls wird die Wissenschaft dabei gewinnen, denn daß Sie Beide die Küste des Mittelmeeres nicht verlassen werden, ohne neue interessante Beobachtungen gemacht zu haben, davon bin ich im Voraus überzeugt." Das Resultat dieser Studien ist in Vogts „Ocean und Mittelmeer" dargelegt.

[1]) Johanna Kapp.

die Post setzen, um Dich in eigener Person hierher oder nach Freiburg oder wo Du sonst hinwillst, abzuholen.

Wähle! Ich wiederhole zum Überfluß nur noch, daß Du — und zwar nicht auf zwei Tage, sondern so lange als es Dir und den Deinigen hier gefällt, uns herzlich willkommen bist.

Dein

L. Feuerbach.

Georg Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Zürich, 3. Dezember 1851.

Post tot discrimina rerum! Lieber Freund, was kann man sich da viel schreiben! Ich will nur eine Gelegenheit benutzen, um Dir ein Lebenszeichen zu geben und in Deiner Erinnerung nicht gänzlich verloren zu gehen. So viel Eitelkeit besitz' ich noch.

Ich lebe hier seit einem halben Jahre in einer Art Exil. Ich möchte wohl, daß Du Dich entschlössest, einmal einen Sprung in die Schweiz zu machen, kann aber leider kein anderes Motiv für Dich anführen, als mein persönliches und unbeschreibliches Verlangen, das freilich Wagner im höchsten Grade theilt. Seit mein Freund Bakunin tot ist[1]), kenn' ich keinen Menschen mehr, der ein wirklich revolutionäres Naturel, nach den Gefühlen wie nach der Verstandesseite hin, besitzt, als Dich und Wagner.

In der That, ich glaube, Du würdest einen kurzen Aufenthalt hier nicht bereuen. Ich kann Dir anbieten und biet' Dir von Herzen an, mein Quartier mit mir zu theilen, wenn es Dir einfallen sollte, auf meinen so ganz unmotivirten Vorschlag einzugehen, so lang ich noch hier verweile.

Ich grüße Dich und weiß, daß wir uns noch sehen, noch sehen müssen.

Hast Du Lust mir ein Wort zu schreiben, das nächste beste, was Dir einfällt, so wirst Du mir eine große Freude bereiten.

Addio — von Herzen

Dein

Herwegh.

---

[1]) Bakunin war nicht tot, sondern, obgleich wiederholt zum Tode verurteilt, auf der Peter- und Paulfestung in Petersburg.

Briefwechsel G. u. E. Herweghs mit L. Feuerbach

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Bruckberg, 19. Januar 1855.

Liebe Emma!

Dein freundlicher Gruß aus Nürnberg überraschte mich wie ein Blitz — aber nicht aus heiterem Himmel, sondern aus ägyptischer Finsternis, die seit Jahren auf unsern Köpfen lastet, Alles in undurchdringliches Dunkel hüllend, so daß man kaum sich selbst, geschweige denn seine Bekannten erkennt, nicht mehr zwischen Weiß und Schwarz, Leben und Tod, Vernunft und Unvernunft zu unterscheiden weiß — wie ein Blitz, weil er mir eine schöne Vergangenheit plötzlich vor die Augen zaubert, aber auch sogleich wieder der ägyptischen Finsternis der Gegenwart Platz machte, da er mir erst zukam, nachdem Deine Nähe bereits in die Ferne verschwunden war. Zwar war mir Deine Anwesenheit in Nürnberg keineswegs unbegreiflich und unerwartet; als ich Dein köstliches Signalement in der Augsburger Zeitung — der einzigen Zeitung, aus der ich erfahre, was außer mir vorgeht — gelesen hatte, äußerte ich sogar zu den Meinigen den kühnen Einfall, daß Du auf der Rückreise vielleicht uns besuchen würdest. Aber kaum geäußert, nahm ich ihn auch wieder zurück und sagte: Nein! zu uns kommt die Herwegh nicht, aber sicherlich wird sie die Jette[1]) in Heidelberg sehen. Und richtig, so war es auch; wenige Stunden vor Deinem Briefe hatte ich Deinen Gruß aus Heidelberg durch Jette erhalten. Ich richte meinen Gegengruß unmittelbar an Dich; weil ich meine schwerfällige und widerspenstige Feder nur dadurch überall in Bewegung bringen kann, daß ich mich an die nächste Veranlassung anstemme, und weil was Dir, ja auch zugleich Deinem lieben Mann gilt — nur mit dem Unterschiede, daß ich Dich begrüße, weil Du mir bereits ein Lebenszeichen gegeben hast, Deinen Mann aber, damit er wieder als ein „Lebendiger" uns erscheine, wenn auch nicht in der alten Lebensform. Ich habe zwar scheinbar wenig Recht und Beruf, Andere zum Leben zu erwecken, umso weniger als ich an keine wunderbare Erweckung glaube; *denn auch ich habe seit Jahren kein Lebenszeichen mehr von mir gegeben*, aber ich bin nur scheinbar todt, nur todt, um gekräftigter, gesammelter, gereifter wieder aufzustehen.

---

[1]) Henriette Feuerbach, geb. Heidenreich, Frau des Archäologen Anselm Feuerbach und Mutter des Malers, eine Frau von viel Geist und Herz.

Zwar kostet es auch mir eine entsetzliche Überwindung, meine glückliche Verborgenheit mit dem gleißnerischen Schimmer der Öffentlichkeit wieder zu vertauschen, aber es wird doch geschehen, wenn es sich auch noch eine Weile verzieht. Es fehlt nicht am Zeug, es fehlt nur noch an der Stimmung, die nicht von uns, sondern von der Gunst des Augenblicks, des Wetters und anderer Umstände abhängt. Und so bin ich, dem wahrlich auch kein glänzendes oder günstiges Loos zu Theil geworden, allerdings berechtigt, Andern, so auch Dir, lieber Georg, zuzurufen: Machet und schaffet! Laßt den alten Balg fahren, aber bewahrt das Wesen, das in dem Balg gesteckt! Zeigt der Niederträchtigkeit der Zeit, daß sie Euch nicht vernichtet, sondern nur geläutert hat, daß Eure Feinde Euch nur Eure Fehler, Schwächen und Irrtümer genommen haben, um Eure Tugenden und Wahrheiten um so heller ins Licht zu setzen! So viel Dir, dem Manne! Und Dir, dem Weibe Herwegh nur noch die Versicherung, daß meine Frau und meine fast schon jungfräuliche Tochter Dich grüßen und herzlich gern hier gesehen und bedient hätten.

L. Feuerbach.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Bruckberg, 2. Febr. 1859.

Liebe Emma!

Obgleich über dem Hause, worin ich hier wohne, gegenwärtig gerade ein höchst trauriges Schicksal waltet, so heiße ich doch Dich, die Ungemeine und Unverzärtelte, willkommen; aber ich darf Dir nicht verschweigen die langweiligen altväterischen Wege, die Dich an diesen abgelegenen Ort führen. Die Eisenbahnen brechen auf beiden Seiten, auf denen Du allein hier gelangen kannst, sechs Stunden von hier ab, die übrige Strecke muß man im Omnibus und teils per pedes, was aber bei Dir nicht geht, oder im eigenen Fuhrwerk machen. Am Besten ist, Du fährst auf die Augsburger (oder Münchener) Eisenbahn bis — nein! — ich streiche es aus nach reiflicher Überlegung des Pro und Contra — bis Nürnberg, von da Morgens um 7 Uhr mit dem Postomnibus nach Kloster Heilsbronn, von wo aus nur noch 1½ Stunden hieher ist. Weiß ich den Tag Deiner Ankunft, so komme ich bis Kloster Dir entgegen. Grüße Deinen Mann von Deinem

L. Feuerbach.

Ludwig Feuerbach an Georg Herwegh.

Bruckberg, 22. Febr. 1859.

Lieber Herwegh!

Im Auftrag Deiner herrlichen Frau habe ich Dir anzuzeigen, daß sie gestern Mittag bei uns zu Fuß angekommen ist, daß sie uns leider! schon heute Abend wieder verlassen hat und daß sie morgen von Nürnberg aus um 11 Uhr Mittags nach Weimar über Coburg abreisen wird.

Im Auftrag meines eigenen Herzens habe ich nur beizufügen, daß meine Frau und Tochter hoch und herzlich erfreut waren, Deine Frau kennen zu lernen, und ich, sie als dieselbe wieder zu erkennen. Möge die nach so vielen Jahren unverhofft Wiedergesehene das Wiedersehen auch von uns Beiden verbürgen!

In dieser Hoffnung Dein

L. Feuerbach.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Weimar, den 24. Februar 59.

Du mußt Dich nicht wundern, lieber Ludwig, wenn mich Euer Schicksal beschäftigt wie das meine und ich deshalb den ersten ruhigen Augenblick nach einer sehr widerwärtigen kalten Fahrt benutze um Dir noch in der Eile zu sagen, was mir nicht unwichtig scheint. — Ich bin wie die armen Geister, die alle Jahr, wenn's gut geht, einen Gedanken haben und den nicht eher fahren lassen, als bis er todtgeritten ist. Ich meine ich in Betreff des Sattler'schen Vorschlags, der mir so unabwendbar tüchtig scheint, daß ich innigst wünsche, Du mögest ihn machen[1]).

Um jedoch nicht wie eine Bombe bei dem alten Herrn ins Haus zu fallen, was für ihn, vor Allem aber für Dich, höchst peinlich wäre, dünkt mich, es wäre gut einige Zeilen an Herrn Sattler selbst von Deiner Hand als Vorläufer vorauszusenden, in denen Du einfach erfragst, ob er binnen der nächsten 14 Tage auf seinem Schlosse Meinberg anzutreffen sei, da Du wichtiger Geschäftsangelegenheiten halber seinen Rath zu suchen willens seist. Mein Brief nach Florenz ist selbstverständig von

[1]) Feuerbach hatte anfangs das Projekt, sich auf Schloß Meinberg zu begeben. Er wollte mit Herrn Sattler wegen des Ankaufs der Fabrik in Bruckberg Rücksprache nehmen und bat in dem Falle um die Begleitung von Frau Herwegh.

Nürnberg abgegangen. Meine Freundin[1]) wird darauf mich ungesäumt in Schweinfurt anmelden und mir selbst einige beantwortende Zeilen nach Nürnberg senden, so daß unserm Plan der gemeinsamen Reise von heut in 14—16 Tagen nichts entgegensteht, als das allwaltende Geschick, das sich ja aber auch gnädig zeigen kann, und, hoffen wir, wird. Verzeih, lieber Freund, wenn der ärmere Kopf dem reicheren wagt, Vorschläge zu machen, aber was den Frauen an Verstand abgeht, ersetzt oft die Intelligenz des Herzens, die allein mir den Wunsch zu Etwas gut zu sein, und dadurch dies Mittel eingegeben.

Liszt ist in Weimar, desgleichen seine Freundin[2]) und auch ein junger Freund[3]) von mir, den ich jeden Augenblick erwarte. Gesehen habe ich noch niemanden.

Grüß mir Deine Bertha und Dein Lorchen und hast Du mir Etwas in der Zwischenzeit zu melden, so richte den Brief nach Berlin, Leipzigerplatz 9.

So! Jetzt fängt, d. h. morgen meine Herkules-Arbeit an, der ich es gewiß zum Theil zu danken habe, daß ich mich dermaßen mit Eurem Geschick identificiren kann. Lebt Alle wohl und behaltet mich lieb wie ich Euch, von ganzer Seele.

Auf ein baldiges Wiedersehen dann.

Deine Freundin

Emma Herwegh.

P. S. Wenn wir Beide zusammen Nichts durchsetzten, so würde ich eine jämmerliche Vorstellung von unsern beiden Capacitäten bekommen, trotzdem daß Du ein berühmter Mann bist, der seinem Monument nicht mehr entgehen kann.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Bruckberg, 27. Febr. 1859.

Liebe Emma,

„Selbst ist der Mann." Nur die Selbsthülfe, aber nicht der Schuster — so hieß der reiche Vater der verstorbenen Kapp — auch nicht der

[1]) Frau Schwarzenberg, Tochter Sattlers, des Mitbesitzer's der Bruckberger Fabrik.

[2]) Die Fürstin Caroline Sayn-Wittgenstein.

[3]) Theodor Wünzer, der bekannte Schauspieler, den Emma Herwegh an Liszt empfohlen hatte (gest. als Direktor der Großh. Hofbühne zu Darmstadt).

Sattler kann mich wieder vom Esel auf den Gaul bringen, wenn ich anders noch mich emporschwingen kann. Diese Selbsthülfe ist aber nur die Hülfe mit der Feder, so widerlich und abgenutzt mir auch dieses Instrument ist. Aber Noth bricht Eisen, folglich auch meinen harten, verschlossenen Schädel. „Schreiben mußt Du, das versteht sich von selbst," kannst Du mir einwenden, aber wo? Hier, wo Du eingewohnt und eingerichtet bist, allein um eben dieses Hier behaupten zu können, dazu gehört ein Schuster oder Sattler. In welche Hände auch immer Bruckberg kommen mag, ich verliere mit dem Eigenthum meiner Frau alle die Vortheile, die bisher für viele Nachtheile und Entbehrungen, die mit einem Landaufenthalt verbunden sind, uns entschädigten, und es fragt sich daher sehr, ob ich später noch hier existieren mag, wenn ich es auch könnte. Die nächste Zukunft wünsche ich allerdings noch hier zuzubringen — so lange wenigstens bis ich eine Schrift vom Stapel laufen lassen kann; aber diesem höchst bescheidenen Wunsche wird auch nichts entgegenstehen, das künftige Schicksal Bruckbergs sei auch welches es wolle.

Es thut mir daher sehr leid, daß Du Deine vielbeschäftigte Hand unsertwegen in Bewegung gesetzt hast. Ich wollte Dir noch ausdrücklich zum Abschied sagen: schreibe nicht unsertwegen Deiner Freundin oder warte wenigstens noch! Aber wie viel habe ich nicht schon gewollt und nicht gethan, wie viel gedacht und nicht ausgesprochen! Es thut mir überhaupt leid, daß Du, auf der selbst so schweres Schicksal lastet, nun auch in die Theilnahme an unserm Schicksal hineingezogen worden bist. Wollen wir lieber daher, statt an einen Sattler von Schweinfurt, daran denken, wann, wie und wo wir uns vor Deiner Heimreise in die Schweiz noch einmal sehen können. Der passendste Ort, weil wir hier nur unter uns sein können, wäre wieder Bruckberg, aber wie kann man Dir zumuthen, daß Du den langweiligen Weg von Nürnberg und Kloster abermals machen sollst? Es war schon das erste mal zu viel; die Beförderung von hier hätte allerdings keine Schwierigkeit. Ich würde Dich bis Ansbach zu Wagen begleiten, und von dort wärest Du in drei Stunden per Post oder Omnibus auf der Nürnberger-Augsburger Eisenbahn in Günzenhausen, doch Dein Geist und Georg mögen entscheiden. Hoffentlich ist Deine „Herkulesarbeit" bereits ihres Sieges und Erfolges gewiß. Meine Frau und Tochter grüßen Dich aufs Herzlichste in der Hoffnung baldigen Wiedersehens, die natürlich auch ich theile und erfüllt wünsche.

L. Feuerbach.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Bruckberg, 13. Mai 1859.

Liebe Emma!

Es ist recht garstig von Dir, daß Du mir nicht in ein paar Zeilen den Schluß Deiner Reise angezeigt hast, und doch ist es für einen philosophischen Kopf eine wahre Pein, wenn ihm das Ende eines Dings verborgen bleibt, wenn sein forschender Sinn zuletzt nur auf endlosen Unsinn stößt. Oder war mein Schlußverfahren in Nürnberg auch schon solcher endloser Unsinn, so daß Du mir nur Gleiches mit Gleichem vergelten wolltest? Allerdings war dieser Abschied Unsinn — Unsinn den Worten nach, die ich in den letzten Stunden gesprochen, und Unsinn dem steifen, frostigen Wesen nach; aber auch der Unsinn hat oft einen guten Sinn; so auch dieser. In Nürnberg war ich vom ersten Augenblick an bis zum letzten tief verstimmt; von dem Augenblick an, wo der profane Kellner mich von Deiner Nähe entfernte und ins Bedientenquartier verwies, betrachtete und fühlte ich mich auch wirklich nur noch als Deinen Bedienten, nicht mehr als Deinen Freund. Diesen ließ ich unterwegs zurück. Laß also nicht den Freund entgelten, was nur der Bediente verschuldet hat. Grüße herzlich Deinen Mann.

L. Feuerbach.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Bruckberg, 17. Mai 1859.

Liebe Emma!

Du hast mich durch Deine Cigarrensendung, die ich am Samstag Abends erhalten habe, in die widersprechendsten Empfindungen versetzt. Ich war erfreut und betrübt, gerührt und aufgebracht, ich bewunderte Deinen „Geist", fand aber leider! durchaus keinen „Verstand" darin, daß Du diese kostbaren Cigarren, die nur zum Genuß in Deiner Gesellschaft bestimmt waren, nur im Zusammenhang mit Deiner Person am Platze und an der Zeit waren, folglich Sinn und Verstand hatten, hierher mir nachgesandt hast. Nur auf das Zureden meiner Frau und Tochter, in deren Stube und Anwesenheit ich diese Pandorabüchse geöffnet hatte, habe ich mich daher auch zum Genuß ihres Inhalts entscheiden können, bis jetzt aber auch nur zum Genuß einer einzigen Cigarre.

Was mir reine widerspruchslose Freude bereitete, das war allein das Zettelchen mit dem eigenhändigen Lebenszeichen. Ich hatte nämlich schon früher zu hören erwartet, wie Du nach Hause gekommen und die Deinigen angetroffen hast. Als diese Erwartung sich nun nicht erfüllte, machte ich, als ein nicht nur vom „Gaul auf den Esel", sondern bereits auch vom Esel auf den Hund gekommener Mann, als ein Mann, der momentan wenigstens, wirklich Patient ist — hoffentlich aber doch wieder sich aufraffen wird — mir alle die Sorgen, Grillen und Vorwürfe selbst. Todesfälle, Krankheiten, Sündenregister, Verletzungen, Beleidigungen u. drgl. mehr, waren mir die finsteren Erklärungsgründe Deines Nichtschreibens. Aber alle diese bösen Geister hat Dein Zettelchen verscheucht und in wohlriechenden Cigarrenduft aufgehen lassen. Ich erwarte daher auch jetzt keinen Brief mehr, ich kann mir denken, daß Du genug zu thun und zu schreiben hast, und ich weiß, was ich wissen wollte, daß Dir und den Deinigen nichts Schlimmes — nichts Schlimmes ist im Leben schon Gutes — passirt ist und daß Du mir nicht böse bist. Aber das erwarte ich doch, daß an dieses Sehen nicht wieder, wie auf das von 1846, ein gegenseitiges Nichtsein folgen werde, daß wir uns vielmehr wenigstens alle wichtigen Familienereignisse mittheilen werden. Heut sind es gerade vier Wochen, daß Du bei uns zum zweiten male mit Deiner Gegenwart beglückt hast. Der Moment, wo ich nach abermals verunglückter Klosterparthie Dich, die nun entschieden aufgegeben, die wieder auf wer weiß wie viele Jahre oder gar auf immer verschwunden, plötzlich bei der Öffnung der Türe erblickte, war für mich ein seliger, unvergeßlicher. So ein Moment wiegt Tage auf.

Meine Frau und Tochter grüßen Dich herzlich und ich nochmal Deinen Georg.

Dein

Ludwig Feuerbach.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Zürich, den 20. Mai 1859.

Bester Ludwig!

Vor einer Viertelstunde erhielt ich Deine Depesche und um möglichst wenig Zeit zwischen Wollen und Thun verstreichen zu lassen, hier meine Antwort:

Deine tausend und eine Grillen würden mich befremden, wenn ich

nicht selbst seit den letzten Wochen von einem solchen Spleen befallen wäre, der mir die Lust nimmt nur den Mund zum Reden zu öffnen, was bei einer Frau viel sagen will. — Trotzdem bleibt mir noch so viel Einsicht und freier Blick, um, was die Cigarrengeschichte betrifft, aufs Klarste zu behaupten, daß die Frauen bei all ihrer „Verstandeslosigkeit" doch unendlich mehr bon sens besitzen als Ihr Männer, den großen Philosophen mit einbegriffen. Du weißt, daß mir die Cigarren für Dich geschenkt und bis Zürich nachgesandt wurden, wäre es da nicht eben so lächerlich, kleinlich, abgeschmackt als eitel von mir gewesen, die Ehrlichkeit bei Seite gelassen, mir einzubilden, die Cigarren würden Dir weniger schmecken, weil ich nicht dabei säße? Das Einzige, was ich mir erlaubt habe, ist, sie zwischen Dir und Georg zu theilen, damit Jeder von Euch einen Genuß habe und für das zweite Paquet der köstlichen Prinzados ein kleines aus Georgs Etui hineinzuschieben, was gut, aber nicht so gut duftet. So viel hierüber; was nun unser Beisammensein in Nürnberg und Bruckberg betrifft, so kann ich Dir versichern, daß die Erinnerung an jene Stunden mit zu den Schönsten gehört, zu den Theuersten, was mir überhaupt geworden, und ich weder den liebevollen Empfang von Bertha und Lorchen, noch jemals vergessen werde, daß Du mir aus Freundschaft den Tag in Nürnberg geschenkt und Dich entschlossen, Deine Einsamkeit für mich so lange zu verlassen. Ich habe ein enormes Herzensgedächtnis für jeden guten Gedanken, den je ein Mensch für mich gehabt, geschweige für eine That; ich bin theilweise nicht verwöhnt worden, theilweise durch Liebesbeweise nicht zu verwöhnen, um Dir das nicht sehr hoch anzurechnen, daß Du mit mir kamst. —

Hier fand ich vollauf zu thun, aber wenigstens Alles wohl und jetzt wünschte ich nun endlich Etwas zu thun, (d. h. zu verdienen) und wenigstens die verheißene Übersetzung beginnen zu können, um zu Kräften zu kommen. Herr Brockhaus läßt aber vornehm gar nichts von sich hören und da kann es noch geschehen, daß auch diese Aussicht wieder zu Wasser geht, obschon ich keine Sekunde mit Besinnen verloren und die lumpigsten Bedingungen damals so schnell und freudig eingegangen war, als handle es sich darum, das goldne Vließ zu erobern. Inzwischen erhielt ich aus Nizza, und zwar gerade an dem Tage, wo ich die Cigarren an Dich absandte, die Todesnachricht eines meiner theuersten Freunde, eines Dr. Paul Fabrizi, der noch im vorigen Jahre bei seiner ersten Reise nach Deutschland von München hierher kam,

um mir nach fünf Jahren wieder einmal die Hand zu reichen. Wer wie ich reichlich Gelegenheit hatte zu erproben, was Einem ein wahrer Freund in gewissen, verzweifelten Stunden des Lebens sein kann, der verliert mit einer solchen Nachricht ein Stück Heimat, und was diesen Freund betrifft, dessen Tod in seinem Lande wie ein öffentliches Unglück betrachtet worden, so gehörte er zu den seltensten, großartigsten Menschen, die mir je vorgekommen, und sein Wirken zu dem Umfassendsten, für mich nur mit dem von Albrecht von Graefe[1]) zu vergleichen. Er war 52 Jahre alt, und die alte 80jährige Mutter mußte ihn begraben. — Nach Mazzini ist kein Name unter den guten Italienern so populär wie der des Fabrizi. Von vier Söhnen fiel der Eine vor Rom 48 und die beiden Ältesten, zu denen der jetzt verstorbene gehörte, wurden 1831 bei dem Aufstand des Menotti in Modena zum Tode verurteilt, da sie durch die Flucht entkamen, in Effigie gehenkt und ihr Besitz confiscirt. Der Verstorbene, der Arzt war es, der durch seine Kunst, die er bis dahin nur zu Gunsten der Armen ausgeübt, zweimal die Familie vom Elend rettete, das letzte Mal im Jahre unserer Bekanntschaft. Verzeih diesen Ausflug, er kommt mir unabweisbar in die Gedanken. Georg grüßt Dich tausendmal, und brütet wie Du, wie ich, wie Bertha, über die Lösung desselben Themas; wenn nur Einer Andres als hohle Eier zur Welt brächte, dann könnte er die Kunst die Andern lehren. — Gegenwärtig weilt der jüngste Sohn von Sattler hier, der, wie ich höre, ich kenne ihn nicht, leidlich versimpelt sein soll: ein Beweis, daß der Besitz oft zu demselben Resultat führt wie möglicherweise der Mangel daran, vielleicht noch öfter und radikaler. — A propos! Ist Dir die Broschüre von Vogt über die jetzigen Zustände zu Gesicht gekommen? Über die Stellung Deutschlands zu Österreich und dem jetzigen Kriege? Ich möchte es wissen, denn im andern Falle würde ich sie Dir schicken. Die ganze Geschichte kostet 80 Cent., also erschwingbar, und obschon sie Dir nichts Neues sagen wird, ebensowenig wie uns, und unser Urtheil über den Verfasser wie über den Gegenstand vollständig das Gleiche ist, scheint es mir doch gar nicht mal à propos, was er geschrieben. Besonders den Bayern wäre es zu gönnen gewesen, daß sie das Solidaritätsgefühl, was die Deutschen sonst nicht auszeichnet, nicht gerade da hätten, wo es rein keinen Sinn hat, so lange Deutschland nicht in seinen deutschen Interessen gefährdet wird und nur einer schlechten Sache Hilfe

[1]) Der berühmte Augenarzt (1828—1870), intimer Jugendfreund Emma Herweghs.

leistet, einem Hause Habsburg, das der Krebsschaden seit Menschengedenken für das gesammte deutsche Vaterland war. — Über Napoleon denken wir ja gleich, aber Napoleon ist nicht die französische Nation, und wenn er fällt, kommen ganz Andere ans Ruder; aber Österreich ist wie die Hydra, Ein Kopf fällt und hundert andere wachsen auf denselben Rumpf.[1])

[1]) Aus „Züricher Intelligenzblatt", Nr. 105 v. 3. Mai 1859. Deutschland und Oesterreich, wohl aus Herweghs Feder. Wir lesen in der „Eidg. Zeitung": „Die Broschüre Vogt's wünscht Oesterreich von Herzen eine gründliche Niederlage. Auch schön von einem Deutschen." Hoffentlich gibt's noch manchen Deutschen, der diesen frommen Wunsch hegt und der Oesterreich nicht für deutsch, sondern für den Erz- und Erbfeind Deutschlands hält und dabei ein ebenso guter Patriot ist, als die witzigen Köpfe, welche die Parole ausgegeben haben, den Rhein am Po zu vertheidigen. Als ob nicht eben Oesterreich seiner Zeit den alten Vater Rhein um die welsche Lagunenstadt verschachert hätte! Das war unter dem ersten Napoleon; und hätten wir im Jahr 1848 und 1849 kein Oesterreich gehabt oder wenigstens kein siegreiches Oesterreich, so hätten wir im Jahr 1859 auch keinen Louis Bonaparte. Es ist eben so schamlos von Oesterreich, sich als deutscher Staat zu gebärden, wie von Napoleon als Befreier der Völker aufzutreten. Dieser wird die Italiener, jenes die Deutschen verrathen, heute wie gestern und morgen wie heute. Die Fürsten aber können Einem wirklich Spaß machen. Erst haben sie Louis Bonaparte die Rolle des Retters überlassen — nun ärgern sie sich, daß sie ihm auch die des Befreiers überlassen sollen — und, „das ist der Humor davon". Was uns betrifft, Oesterreich oder Frankreich? besser gesagt: Habsburg oder Napoleon? 's ist präzis gleich — für die Freiheit nämlich; und wenn dieser keine andere Alternative bliebe, so könnt' es ihr ergehen, wie Buridan's Esel — sie könnte verhungern. Aber der erste Akt ist nicht der letzte — und Niemand weiß, wer schon im zweiten das Stück weiter spielt. Unterdessen wird bereits, wie immer in der Weltgeschichte, über Recht und Unrecht mit Flintenkugeln abgestimmt; vor der ultima ratio schweigen ratio und oratio.

Wir stehen wirklich, ohne von unserer Kollegin, der N. Z. Z. dementirt zu werden, an dem bekannten Vorabend großer Ereignisse und an dem noch bekannteren großer Dummheiten. In Deutschland fangen sie schon wieder an zu gagern und können die Eier nicht legen. Die Archiesel aus der Paulskirche, die Gothaer, diese Parlamentswaschlappen, das ganze akademische Homunkelthum, die Fötusse von Staatsmännern, „die gern entstehen möchten", die Mückenseiger und Kameelverschlucker, die Radetzkybewunderer und der gedankenlose hackländernde Lesepöbel, die Kammerschwätzer aus den Dreißigern, die Impotenzen von 1848, die schwarzrothgoldenen Burschenschaftspfeifenköpfe, die ganze Mediokratie

Lieber Ludwig, entschuldige meine Freiheit, die über Gebühr und ohne Maß Deine Zeit in Anspruch nimmt mit Briefnarrheiten. Nun, ich hoffe nicht nur, daß diesmal nicht wieder 13 Jahre verstreichen werden ohne Lebenszeichen, nicht nur, daß besondere Familienereignisse, die selten glückliche sind, uns zu Mitteilungen bewegen werden, ich hoffe auf einen lebendigen Verkehr, auf ein ungeschwächtes Andenken und wo möglich auf ein nicht zu fernes Wiedersehen. Wie wollte ich das auch vor Allem Georg gönnen, der hier positiv Niemanden hat, der ihm einen Umgang wie den mit Dir ersetzen könnte, und schließlich mir selber. Grüße mir Deine Bertha, die mir so theuer geworden und der ich in der ersten besseren Stunde schreiben werde, und umarme Dein Lorchen, die gewiß „das beste Theil" erwählt hat, indem sie vor der Hand bei Euch blieb. Lebt Alle wohl!

In treuer Freundschaft in guten wie in schlechten Tagen

Deine Emma Herwegh.

Grüße mir Deinen Bruder Fritz und die klugen Jungfrauen in Nürnberg. Die vera effigie della santa Virgine liegt unversehrt zur Heiterkeit von Herwegh und eigener Erbauung in meiner Mappe. Georg möchte unendlich gern eine Photographie von Dir haben; wenn sich einmal eine Gelegenheit bietet, so laß sie machen und schicke sie uns.

---

brennt vor Ungeduld sich zu blamiren und leiert das Oesterreichische A E I O U — d. h. Alles Erdreich ist Oesterreich unterthan — (die geistreiche Erfindung eines Habsburgers), was freilich auch heißen könnte: Abgelaufen endlich ist Oesterreichs Uhr. Gott gesegne ihnen ihren freien deutschen Po, aber wir denken mit Schrecken daran, daß Habsburg siegen könnte, daß der Wohlgeruch aus dem Stuhl Petri dem starken einigen Deutschland concordatlich alle seine Sinne umnebelte und ein protestantischer Zeitungsredakteur genöthigt wäre, allmonatlich seinen Beichtzettel auf einem Kroatenbureau vorzuzeigen. Luther und Zwingli würden sich im Grab umdrehen, wenn sie manchen ihrer Glaubensgenossen von heute reden hören könnten. Nur immer zu — für das Haus Habsburg! namentlich auch im Hinblick auf die St. Galler Abstimmungen!

Fortsetzung in der Februar-Nummer.

J. Reinke.
Schranken des Naturerkennens.

Ich sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen.

So gestaltet zu unserer Zeit Goethe den Ausspruch des großen Propheten der alten Welt, welcher lautet: „Ich weiß, daß ich nicht weiß". Sokrates machte durch dies Wort die Philosophie auch zur Wissenschaft vom Nichtwissen; als Inbegriff des Wissens und als Wissenschaft vom Wissen hatte sie bereits seinen Vorgängern im Bereiche der griechischen Geisteskultur gegolten.

Die Wissenschaft soll den Menschen von seinen Vorurteilen befreien, die im Denken des täglichen Lebens zu allen Zeiten sich geltend gemacht haben. Darin besteht ein wesentliches Verdienst der wissenschaftlichen Erkenntnis gegenüber der Auffassung des naiven Menschen. In unbeugsamer Treue gegen die Gebote der Wahrheit muß die Wissenschaft darum nicht nur hinzeigen auf den Fortschritt menschlicher Erkenntnis, sondern sie muß auch die Leistungsfähigkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens und damit die Möglichkeit des Fortschreitens im Erkennen wie seine Schranken ins Auge fassen. Nicht nur über unser Wissen sollen wir uns Rechenschaft ablegen, sondern wir müssen auch Bescheid wissen über die Grenzen, die diesem Wissen gezogen sind. Wollte man von menschlicher Wissenschaft einen unbegrenzten Fortschritt erwarten, es wäre die ärgste Utopie, in die der menschliche Geist geraten könnte.

Für die Erkenntnis, daß unser Wissen sich zu bescheiden hat, daß ihm Schranken gezogen sind, hat Kant den größten Teil seiner Lebensarbeit eingesetzt. Verhältnismäßig spät hat der Königsberger Philosoph auch bei den Naturforschern gebührende Anerkennung gefunden. Allgemeiner ward diese Anerkennung erst, nachdem im Lager der Naturforscher selbst von anderen Gesichtspunkten aus die Grenzen des Naturerkennens erörtert worden waren. In Deutschland geschah dies durch Emil du Bois-Reymond, in England durch Thomas Huxley.

Den in vollem wissenschaftlichem Bewußtsein geleisteten Verzicht auf die Erkenntnis der ganzen Wahrheit nannte Huxley Agnostizismus. Er erblickte aber darin keineswegs ein Faulbett für den menschlichen Geist, sondern er erklärte den Agnostizismus für eine Methode, die Welt zu



Dresdener Zwinger.
Zum Essay von Karl Scheffler.



studieren, in der von jedermann gefordert werde, seine Überzeugung zu begründen; die uns anleite, der Vernunft als Führerin soweit zu folgen, wie sie brauchbar sei, und die uns zur Vorsicht mahne im Anerkennen von Gewißheiten. In dieser Beziehung stimmt Huxley mit seinem Landsmanne, dem Philosophen Herbert Spencer, überein, der in seiner Betrachtung der Natur ein Erkennbares von einem Unerkennbaren unterscheidet. Darin war ihm Goethe längst vorausgeeilt, als er mahnte, bei den Problemen des Erforschlichen stehen zu bleiben und das Unerforschliche „ruhig zu verehren".

Das Erkennbare eignen wir uns an durch die Erfahrung, und nur unsere Erfahrungswelt kann Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung sein. Dies Gebiet der Erfahrungen gliedert sich in ein äußeres, die Sinnenwelt, und ein inneres, die Gefühlswelt. Beide Gebiete hängen oft innig zusammen. Für das Verständnis einer Beethovenschen Sonate ist die sinnliche Empfindung nicht weniger maßgebend als das innere Gefühl.

Der Naturforscher hat es nur mit den Erscheinungen der Sinnenwelt zu tun und mit Schlüssen, die er aus diesen ableitet. Diese Schlüsse können bündig und unabweislich sein, so daß jedermann gezwungen wird, ihnen zuzustimmen; sie können aber auch nur zu Wahrscheinlichkeiten führen, zu Mutmaßungen und Ahnungen, die dem einen mehr, dem andern weniger einleuchtend vorkommen, auf die der Mensch aber niemals verzichtet, weil er von dem Wunsche getrieben wird, für jedes Geheimnis der Natur eine Erklärung zu finden. Erklärung ist aber nichts anderes als eine Beschreibung, durch die etwas Unbekanntes auf Bekanntes zurückgeführt wird. Auch hierbei vermag die Naturwissenschaft die Tatsachen nur so zu beschreiben, wie sie für uns erkennbar sind, und damit können alle ihre Erklärungen nur gelten als mehr oder weniger weitgehende Annäherungen an die Wahrheit. Die absolute Wahrheit zu finden, ist dem Menschen versagt; er muß sich an relativer Wahrheit genügen lassen, also an einem mehr oder weniger hohen Grade von Wahrscheinlichkeit. Überall stößt er auf die Schranken des Unerkennbaren.

Durch seine Sinne beobachtet der Naturforscher nichts anderes als Materie in Ruhe oder Bewegung, auch in den lebendigen Wesen. Die Bewegung materieller Teile ist ihm ein Zeichen wirksamer Kräfte; die Ruhe deutet er so, daß die auf ein Stück Materie wirkenden Kräfte einander das Gleichgewicht halten.

Schon Emil du Bois-Reymond hat es in seiner berühmten Rede

über das Naturerkennen ausgesprochen, daß das Wesen von Materie und von Kraft für uns nicht minder unerkennbar sei, als die Beziehung zwischen Geistigem und Materiellem. In der Tat bleibt uns der Zusammenhang zwischen Materie, bewegender Kraft und Geist unbegreiflich, wir mögen es anfangen, wie wir wollen. Es sind das aber nur Hauptstücke aus dem Gebiete des Unerkennbaren, und es gibt deren noch viele andere. So stimme ich z. B. mit Herbert Spencer überein, wenn er die Erblichkeit der Eigenschaften bei Pflanzen und Tieren für unbegreiflich erklärt. Bedenken wir aber, daß unsere ganze Sinnenwelt nur aus Vorstellungen besteht, von denen wir nicht wissen, durch welche Einflüsse sie erregt werden, so fallen diese ganzen erregenden Einflüsse — Kant nannte sie „Dinge an sich" — für uns in den Bereich des Unerkennbaren.

Aber, so hört man sagen, der Mensch bedarf etwas Sicheres und Greifbares, an das er sich hält, und darum kann er sich bei solchen Negationen unseres Wissens nicht beruhigen. Solche Meinung findet bei denen, die recht tief ins Innere der Natur hineinblicken möchten, nur zu gläubige Ohren, und sofort sind Wunderdoktoren bereit, ihre Wünsche zu erfüllen und ihnen eine Lösung der Welträtsel zu bieten. Worin bestehen aber diese Lösungen? Sie bestehen in Dogmen, d. h. in Lehrsätzen, deren formale Bestimmtheit zu wünschen nichts übrig läßt, die mit um so größerer Zuversichtlichkeit ausgesprochen werden, je weniger sie durch wirkliches Wissen und wirkliches Erkennen gestützt sind. Daher braucht es uns nicht wunderzunehmen, wenn diese Dogmatiker untereinander in schreiendem Widerspruch stehen. Der eine von ihnen verkündet mit Trompetenschall: Bewußtsein und Geist sind Funktionen der Materie; der andere behauptet nicht weniger siegesgewiß: Die Materie ist eine Funktion des Bewußtseins und des Geistes, und wenn ein dritter meint: Materie wie Bewußtsein und Geist sind nur Formen von Energie, so stehen diese Dogmen geichwertig nebeneinander, d. h. einen Beweis für die Richtigkeit seiner Lehre kann keiner dieser Dogmatiker erbringen. Der ungeschulten Menge imponiert aber die Zuversichtlichkeit dieser Welträtsellöser, und je nach ihrem Geschmack zollt sie dem einen oder dem anderen Beifall. Der bescheiden beiseite stehende Agnostiker wird von jenen Adepten, die sich mit Vorliebe Positivisten nennen, mißachtet. Man übersieht, daß die wahre Wissenschaftlichkeit sich auf der Seite des Agnostizismus befindet, der da bekennt, daß er nicht alles weiß.

Die Naturerkenntnis ist also in den Bereich der Erfahrung einge-

schlossen. Nur die Erscheinungswelt ist für die Forschung erkennbar, und auch innerhalb ihres Bereiches treffen wir auf Vorgänge, die wir nicht begreifen können. Alles, was jenseits der Erscheinungswelt liegt, kann nur von uns geahnt, nicht von uns gewußt werden. Auch wenn wir die Erscheinungen für Offenbarungen der „Dinge an sich" in unserem Geiste ansehen, dürfen wir nicht mit dogmatischer Gewißheit behaupten, daß es Wirkungen seien, die die Dinge in unserem Bewußtsein ausüben, sondern wir können es nur für wahrscheinlich halten, daß die Erscheinungen auf entsprechende Dinge hinweisen, die uns unerkennbar bleiben. Wir begreifen aber keineswegs, wie sich die Vorgänge der Erscheinungswelt zur Dingwelt verhalten, wie die „Dinge an sich" auf uns wirken, wodurch sie sich uns bemerkbar machen können. Darum werden die „Dinge an sich" von manchen Theoretikern ganz geleugnet; vorsichtiger ist es, zu sagen, daß sie für uns stets unerkennbar bleiben.

Etwas anders steht es mit einem weiteren Gebiete des Unerkennbaren, das nicht prinzipiell, sondern nur praktisch unerkennbar ist. Es sind das jene kleinen Teile von Materie, die man Moleküle und Atome, Jonen, Elektronen und Dynamiden genannt hat. Sie werden nur durch unser Denken erschlossen, fallen aber aus dem Rahmen des für uns sinnlich Wahrnehmbaren heraus. Sind sie auch erkennbar für das Auge des Geistes, so sind sie doch nicht wahrnehmbar für das Auge und den Tastsinn des Körpers. Darum fehlt es auch nicht an Naturforschern, welche die Atome leugnen. Wir stehen ihrer Erkenntnis etwa so gegenüber, wie ein Wesen, an dem alle fünf Sinne verkümmert wären, der ganzen Außenwelt gegenüberstände. Besäße ein solches Wesen einen bewußten menschlichen Geist, so würde auch in ihm eine Welt von Vorstellungen Platz finden, die aber von den Vorstellungen sinnenbegabter Wesen sehr verschieden sein dürften. Wäre das Mikroskop nicht erfunden worden, so besteht die Möglichkeit, daß wir auch das Dasein der Bakterien, und zwar sehr verschiedenartiger Bakterien, auf Grund anderweitiger Wahrnehmungen logisch erschließen könnten, und mancherlei Kenntnisse wären auch so über die Wirksamkeit der Bakterien zu gewinnen. Die Kenntnis der Bakterien selbst aber bliebe uns verschlossen. Ebenso können wir in Gedanken die Vergrößerungskraft des Mikroskops soweit steigern, daß wir die einzelnen Elektronen damit zu unterscheiden vermöchten, wenn auch keinerlei Aussicht besteht, dies zu verwirklichen, und ich glaube, daß sie unmittelbar niemals erkannt werden können. Allein prinzipiell unerkennbar, wie die „Dinge an sich", sind die Atome nicht.

Unser Erkenntnisvermögen ist aber auch eingeengt durch die uns angeborenen Denkgesetze, aus deren Schranken wir nicht heraus können. Die sogenannten Kategorien oder Denknotwendigkeiten zwingen uns, alle Erscheinungen in den Zusammenhängen des Raumes, der Zeit, der Kausalität usw. vorzustellen. Mit unseren Sinnen, unserem Gehirn und den geistigen Eigenschaften haben sich auch diese Denknotwendigkeiten von unserer Entstehung an in uns entwickelt auf eine für uns völlig unbegreifliche Weise. Dann aber sind sie für uns ein Gegebenes, die Philosophen sagen a priori Gegebenes, durch das unsere ganze geistige Auffassung tyrannisiert wird. Wir denken nicht nur, sondern wir sind gezwungen, ausschließlich in den Bahnen der Kategorien zu denken, und wer garantiert uns, daß innerhalb dieser Bahnen die volle Wahrheit gefunden werden kann? Sagt doch schon uralte indische Weisheit: Ohne Glauben gibt es kein Denken.

Doch ich fürchte, schon allzu lange bei so abstrakten Fragen verweilt zu haben. Wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung einer Erscheinung, die gegenwärtig im Vordergrunde des Interesses steht, und die heute von vielen als die Beherrscherin der Welt angesehen wird, es ist das die Entwicklung.

Die Naturforschung der Vergangenheit bemühte sich, die Pflanzen, Tiere und den Menschen auf dem Höhepunkte ihres Daseins zu erfassen und zu erforschen. Pflanze, Tier und Mensch und schließlich die ganze Natur, der Kosmos, wurden gedeutet wie ein von Menschen gestaltetes Kunstwerk. In dieser Auffassung lag bereits der Keim zu einer zweiten Analogie. Wie ein Kunstwerk aus kleinen Anfängen heraus entsteht, so ist auch der Organismus etwas Gewordenes: er ist gewachsen, er hat sich entwickelt. Und nicht nur die Lebewesen mit Einschluß denkender Menschen haben eine Entwicklung durchgemacht, sondern auch der leblose Erdball, das Sonnensystem, kurz der ganze Kosmos, wird als etwas Entwickeltes oder in der Entwicklung Begriffenes gedacht. Darum ist heute das Werden der eigentliche Gegenstand der Naturforschung. Wir wollen aber unsere Betrachtung auf die Lebewesen einschränken und mögen als Beispiel an die Entwicklung des Hühnchens aus dem Ei anknüpfen. Hier ergibt sich für die Entwicklung ein Anfang und ein Ende. Der Anfang ist eine einfache Zelle, die aus Protoplasma und Zellkern besteht; aus ihr entsteht durch wiederholte Teilung eine Gruppe gleichartiger, zusammenhängender Zellen, die allmählich ungleich werden und eine verschiedenartige Struktur des Keims aus sich hervorgehen lassen. Immer

ungleichartiger wird diese Struktur, bis die Anfänge der einzelnen Körperorgane erkennbar sind. Jeder weitere Entwicklungsschritt macht diese Organe einander unähnlicher, indem er jedes einzelne seiner Vollendung entgegenführt. Doch nicht nur in der Ausbildung der Organe findet die Entwicklung ihr Ziel, ihren Abschluß, die ursprünglich gleichförmige Zellsubstanz strebt nicht nur in fortschreitender Differenzierung auseinander, sondern die Gesamtheit der Organe bildet in ihrer Fertigstellung eine harmonische Einheit, und in dieser Einheit der so verschiedenartig ausgestalteten Teile hat die Entwicklung ihre Aufgabe vollendet.

Die Entwicklung war nur möglich bei Zufuhr der erforderlichen Brutwärme zum Ei, und diese können wir als die notwendige äußere Bedingung der Entwicklung bezeichnen, denn ohne sie wäre keine Entwicklung eingetreten. Weit bedeutsamer indes sind die inneren Bedingungen der Entwicklung, die bereits in der ersten Zelle gegeben waren als Erbgut, das von dem Huhn stammte, welches das Ei gelegt hatte, und wodurch das Protoplasma gezwungen wurde, sich zum Hühnchen zu entwickeln. Während die Eischale wohl den Zutritt von Wärme und von Sauerstoff zum Keim gestattete, wurden durch sie alle sonstigen äußeren Einflüsse ferngehalten, so daß nur die erblichen Gestaltungskräfte auf den werdenden Keim Einfluß gewinnen konnten. Hier zeigt sich nun, daß die äußeren Entwicklungsbedingungen des Tiers für uns erkennbar und begreiflich sind, während die inneren Ursachen unerkennbar und unbegreiflich bleiben.

Wie die Vererbung, so ist tasächlich auch die Entwicklung eines Tieres aus dem Ei für uns nur begreiflich und erkennbar im äußeren Ablauf ihrer Erscheinung, deren inneres Wesen, d. h. der zugrunde liegende innere Ursachenkomplex, uns im einzelnen unerkennbar bleibt. Allein diese Unerkennbarkeit ist keine prinzipelle wie die der Dinge an sich, sondern eine praktische, tatsächliche, dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens entsprechende. Es ist die Möglichkeit nicht auszuschließen, daß der menschliche Verstand in ferner Zukunft einmal den Schleier von den letzten Geheimnissen der Vererbung und Entwicklung hinwegzieht, und daß dann erkennbar wird, was heute unerkennbar ist. Hier haben wir somit keine absolute, sondern nur eine relative Schranke des Naturerkennens, durch die wir uns eingeengt finden, und in den täglichen Fortschritten unseres Wissens von der Natur besitzen wir Beispiele, daß solche Grenze sich weiter und weiter hinausschieben läßt.

Ich möchte nunmehr untersuchen, inwiefern auf dem Gebiete der Abstammungslehre, die heute unter den naturwissenschaftlichen, bezw. naturphilosophischen Problemen auf weite Kreise die größte Anziehungskraft ausübt, eine wirkliche Erkenntnis sich gewinnen läßt.

Als Ausgangspunkt hat uns die Tatsache zu dienen, daß die Generationen der Pflanzen und Tiere kettenförmige Zusammenhänge bilden, deren Endglied die lebenden Repräsentanten sind, deren frühere Glieder, die Reihe der Vorfahren, sich im Dunkel vergangener erdgeschichtlicher Perioden verlieren. Während wir in der Gegenwart beobachten, daß die Eltern eines Tieres oder einer Pflanze mit den Nachkommen in den wesentlichen Merkmalen übereinstimmen, macht die Phantasie philosophisch denkender Naturforscher die Annahme, daß die heute lebenden Arten aus anderen, ihnen mehr oder weniger unähnlichen Arten der Tertiärzeit oder einer früheren Zeit durch einen Vorgang der Umbildung entstanden sind, wobei es Nebensache ist, ob wir uns die Umbildung als eine allmähliche oder als eine sprungweise vorstellen wollen. Diese Annahme wird gestützt durch die Tatsache, die sich aus den Versteinerungen feststellen läßt, daß in der ältesten Tertiärzeit wohl die gleichen Gattungen von Pflanzen lebten wie in der Gegenwart, aber andere Arten, und daß in den späteren Abschnitten der Tertiärzeit sich immer zahlreichere Arten finden, die mit den lebenden übereinstimmen, bis zuletzt die Vegetation der Gegenwart erscheint. Freilich muß eingeräumt werden, daß ein lückenloser Zusammenhang zwischen einer alttertiären, ausgestorbenen, und einer lebenden Art in keinem einzigen Falle nachgewiesen werden konnte.

Blicken wir in der Erdgeschichte weiter nach rückwärts, so zeigt sich, daß die eigentlichen blühenden Gewächse, die Dikotylen und Monokotylen, bis in die dem Tertiär vorhergehende Kreideperiode hinabreichen, daß aber keine Vorfahren derselben aus noch älteren Erdschichten bekannt geworden sind. Anders steht es mit den gleichfalls zu den Blütenpflanzen gerechneten Gymnospermen, wohin unsere Nadelhölzer gehören, und den Farnen, die ich hier im weitesten Sinne unter Einbeziehung der Schachtelhalme und Bärlappengewächse zusammenfasse. Die Beziehungen zwischen diesen Gewächsen, wie sie in der Gegenwart leben, und wie sie im Tertiär versteinert aufgefunden wurden, sind die gleichen, wie bei den Monokotylen und Dikotylen. Es besteht aber der wichtige Unterschied, daß Gymnospermen und Farne aus allen dem Tertiär und der Kreide vorausgehenden Erdepochen in versteinerten Resten

bekannt geworden sind, daß ihre Vertreter bis in die älteste Erdperiode hinabreichen, aus der überhaupt versteinerte Landpflanzen auf uns gekommen sind: es ist das die der Steinkohlenzeit vorausgehende Periode des Devon, dessen Flora im wesentlichen mit der Steinkohlenflora übereinstimmt. Erfahrungsmäßig kann daher der Lehrsatz begründet werden, daß zu den erdgeschichtlich ältesten Pflanzen, von denen wir überhaupt Kunde haben, bereits Gymnospermen und Farne gehörten. Die Steinkohle, die wir brennen, besteht überwiegend aus den fossilen Resten solcher Gymnospermen und Farne, die allerdings nicht nur andere Arten, sondern auch andere Gattungen darstellen, als in der Gegenwart leben. Wohl kennen wir noch zwei erdgeschichtliche Perioden, die dem Devon vorausgehen, und aus denen wohl Reste von Meerestieren auf uns gekommen sind, doch keine Landpflanzen; es sind das Silur und das Kambrium. Allein alle Erdschichten, die älter sind als das Kambrium, sind ganz frei von Versteinerungen, und sie sind durch Kristallisation des Gesteins derartig verändert, daß nicht die leiseste Hoffnung besteht, jemals Reste von Pflanzen oder von Tieren in ihnen finden zu können.

Wenn wir einmal vom Tierreiche absehen, so bleibt für die Abstammungslehre der Pflanzen nichts anderes übrig, als die Stammlinien der Gymnospermen und der Farne, die vom Devon nach vorwärts bis in die Gegenwart hinaufreichen, nach rückwärts lediglich in der Phantasie zu verlängern, und wir dürfen dabei annehmen, daß die vordevonische Zeit der Erdgeschichte, in der es Pflanzen gab, weit länger gewesen ist als die nachdevonische, aus der allein wir Pflanzenreste kennen. Ist eine solche Tätigkeit der Phantasie wissenschaftlich erlaubt? Die Botaniker antworten darauf mit einem fast einstimmigen Ja! Hier setzt die Theorie ein, und wie Chemiker und Physiker von Atomen und Molekülen sprechen, die sie nicht sehen, aber aus sichtbaren Tatsachen erschließen, so schließt die Abstammungstheorie aus den ihr bekannten Tatsachen auf das ehemalige Vorhandensein einer Pflanzenwelt, die unserer Erfahrung gänzlich entrückt ist. Diese vordevonische Pflanzenwelt kann daher nicht Gegenstand der Erkenntnis sein. In den der Erhaltung von Pflanzen- und Tierresten ungünstigen Struktur der kristallinischen Schiefer liegt eine Schranke für unser Erkennen, die absolut, und nicht relativ ist, weil keine Hoffnung besteht, sie jemals beseitigen zu können. Dennoch ist auch diese Grenze keine prinzipielle, d. h. in unserm Erkenntnisvermögen begründete, wie den Dingen an sich gegenüber; denn wenn an einer Stelle des ältesten Teils der Erd-

rinde der kristallinische Prozeß unterblieben wäre, würde die Erhaltung von Versteinerungen hier möglich sein.

Wie verfährt nun die Abstammungslehre, und welcher Hilfsmittel bedient sie sich, um zu einer abgerundeten Theorie zu gelangen?

Ihr erstes Hilfsmittel ist die Stütze der Analogie.

Die Entwicklung der höheren Tiere und der höheren Pflanzen beginnt mit ganz einfachen körperlichen Gebilden und schreitet zu immer zusammengesetzteren fort bis zur fertigen Gestalt. Den Ausgangspunkt bildet eine einfache Zelle, das Ei. Durch Zellteilung und Differenzierung der gebildeten Zellen zu den Anfängen der Gewebe und Organe bis zur Vollendung dieser letzteren zeitigt der Entwicklungsprozeß in erblicher Wiederholung einen Organismus, der dem elterlichen Organismus gleicht. Die Abstammungslehre nimmt ein analoges Hervorgehen zusammengesetzter Tier- und Pflanzengestalten aus einfacheren an. In den Anfang alles Lebens auf unserm Planeten verlegt sie frei lebende Einzelzellen, aus denen im Laufe vieler Generationen erst mehrzellige, dann vielzellige Organismen hervorgingen, bis die Tiere und Pflanzen entstanden, die uns heute umgeben. Neben dieser Voraussetzung einer Entwicklung vom Niederen zum Höheren, d. h. vom Einfacheren zum Zusammengesetzteren, nimmt die Deszendenzlehre an, daß im Laufe langer erdgeschichtlicher Perioden die Abstammung ungleiche Gestalten aus ursprünglich gleichen hervorgehen ließ. Im großen und ganzen soll sich also die aufsteigende Individualentwicklung in der Stammesentwicklung der Organismen durch die Kette der Generationen hindurch wiederholt haben, so daß schließlich in den fertigen Körperformen der Wirbeltiere und Blütenpflanzen der Höhepunkt und Abschluß dieser Differenzierungen erreicht wurde.

Diese hypothetische Stammesentwicklung oder Phylogonie hat in ihrem Fortschritt von einzelnen frei lebenden Zellen zu den vielzelligen hochorganisierten Krebsen, Armfüßern (Brachiopoden) und Kopffüßern (Cephalopoden) unter den Tieren, zu den Farnen und Gymnospermen unter den Pflanzen geführt, und dieser ganze riesenhafte phylogenetische Prozeß hat sich abgespielt in Perioden der Erdgeschichte, über deren lebende Wesen wir keinerlei Erfahrung besitzen; denn unter den ältesten Lebewesen, von denen die Erdgeschichte weiß, gab es bereits Krebse, Armfüßer und Kopffüßer, sowie Farne und Gymnospermen, die nicht wesentlich verschieden von den in der Gegenwart lebenden waren.

Unter den obwaltenden Bedingungen, d. h. wegen des kristallinischen

Zustandes der vorkambrischen Erdschichten, durch die Erhaltung von Versteinerungen ausgeschlossen ist, besitzen wir nicht nur kein tatsächliches Wissen von der vorkambrischen Organismenwelt, sondern auch die Möglichkeit jedes Wissens davon erscheint ausgeschlossen. Insofern greift hier Agnostizismus Platz. Allein die Organisation des menschlichen Geistes läßt sich dadurch in ihren Wünschen und Hoffnungen noch nicht besiegen; dem empirischen Agnostizismus braucht kein Agnostizismus der Idee zu entsprechen: es wird der Agnostizismus selbst zum Ausgangspunkt einer positiven Methode des Forschens, als welchen ihn Huxley gekennzeichnet hat.'

In der Idee bleibt uns unbenommen, unter vorsichtigem Waltenlassen der Phantasie uns Vorstellungen zu bilden über den Gang einer phylogenetischen Abstammungsreihe von Einzelzellen bis zu Krebsen oder bis zu Farnkräutern hinauf. Wenn die Zoologen und die Botaniker die Konstruktion solcher Stammbäume versuchen, so erörtern sie verschiedene Möglichkeiten unter fortwährender Berücksichtigung der vergleichenden Morphologie und der individuellen Entwicklung der Krebse und Farne, und unter diesen verschiedenen Möglichkeiten wird bei Abwägung aller Gründe und Gegengründe schließlich eine einzelne Auffassung sich als die wahrscheinlichste ergeben. Der Grad ihrer Wahrscheinlichkeit läßt sich um ein bedeutendes erhöhen, wenn alle Botaniker und alle Zoologen darin übereinstimmen, einen einzelnen in der Vorstellung konstruierten phylogenetischen Prozeß, d. h. eine einzelne Abstammungslinie als die einleuchtendste anzuerkennen. Ein solches Verfahren ist durchaus wissenschaftlich, solange man dabei bleibt, daß es sich hierbei um einen theoretisch kombinierten und erschlossenen Zusammenhang handle. Sobald man aber Unkundigen mit der anmaßenden Sicherheit des Dogmatikers verkündet, der Aufstieg von der Zelle bis zum Krebs sei phylogenetisch wirklich so und nicht anders gewesen, so begeht man eine Täuschung und verstößt gegen die Grundlagen aller Wissenschaft, gegen Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Nicht minder ist es zu tadeln, wenn man solche Stammlinien oder, falls diese verzweigt sind, solche Stammbäume auf das, von Fritz Müller als Idee ausgesprochene, sogenannte biogenetische Grundgesetz stützen will; denn dies angebliche Gesetz ist von hervorragenden Zoologen längst als unhaltbar nachgewiesen worden, und für das Pflanzenreich kann von einer Geltung desselben erst recht nicht die Rede sein.

Wie man aber in der Theorie Stammbäume der vorkambrischen

Organismen entwerfen kann, so läßt sich dies Verfahren mit einer viel größeren Zahl von Anhaltspunkten auf die nachkambrischen Pflanzen und Tiere ausdehnen. Insbesondere gewinnt man auf diese Weise Vorstellungen über die Zusammenhänge zwischen der Flora und Fauna der Gegenwart mit derjenigen der Tertiärzeit und der Kreidezeit. Ich kann im Rahmen dieses Vortrags nicht auf Einzelheiten eingehen; aber die bei den Botanikern zu allgemeiner Herrschaft gelangte Anschauung ist die, daß z. B. alle Gattungen der hahnenfußartigen Gewächse von einer Urranunculacee, alle Doldenpflanzen von einer Urumbellifere, alle Korbblütler von einer Urkomposite abstammen; ebenso daß innerhalb der Gattung Hahnenfuß alle jetzt lebenden Arten aus einem Urranunculus hervorgegangen sind. Dies ist keine an paläontologisch erhaltenem Material demonstrierbare Tatsache, sondern nur eine aus der allgemeinen Idee der Abstammungslehre gezogene Folgerung, als solche aber wissenschaftlich berechtigt. Es sind derartige Stammbäume auch keineswegs aus der Luft gegriffene Hypothesen, sondern es liegt in ihnen ein großes Erfahrungsmaterial verwertet vor, welches dem Gebiete der vergleichenden Morphologie und Ontogonie entnommen ist. Wir könnten sagen: alles paläontologisch vorliegende Material wird erfahrungsmäßig, und zwar durch unsern Gesichtssinn und Tastsinn angeeignet, auf welche Aneignung die denkende Kombination zu folgen hat. Die theoretisch erschlossenen Stammbäume müssen dagegen auf die Stütze der sinnlichen Wahrnehmung verzichten, weil sie lediglich durch unsern kombinierenden Verstand aufgebaut werden. Damit ist der Wert phylogenetischer Spekulation im Vergleich zur erfahrungsmäßigen Beobachtung festgestellt. In letzterer handelt es sich um Wissen, in ersterer um ein Fürwahrhalten, also um Glauben. Somit reichen Wissen und Glauben auf dem Gebiete der Wissenschaft einander die Hände.

„Der Glaube ist das Organ des Erkennens," sagt Max Müller, „womit wir das, was den Bereich unserer Sinne und unserer Vernunft übersteigt, erfassen." Solcher Glaube spielt nicht nur in der Religion, sondern auch in der Philosophie, in der Naturwissenschaft und selbst in der Mathematik seine bedeutsame Rolle. In der Mathematik sind es die Grundlagen, die sogenannten Axiome, an die geglaubt werden muß, denn jeder Mathematiker ist von ihrer Wahrheit überzeugt und kann sie doch nicht beweisen. Ein solches Axiom ist z. B., daß parallele Linien sich niemals schneiden, auch wenn man sie bis ins Unendliche verlängert; ein anderes Axiom ist, daß die gerade Linie den kürzesten Weg

zwischen zwei Punkten bildet. Das sind einerseits unbeweisbare Glaubenssätze, andererseits unabweisliche Forderungen unseres Verstandes, an deren Richtigkeit niemand zweifelt. Spencer nennt sie Wahrheiten, die eine eigentümliche Art von Gewißheit besitzen. Nach Poincaré sind die Axiome nicht auf empirischen Tatsachen, sondern auf Übereinkommen beruhende Festsetzungen. Es sind aus praktischen Motiven anschauliche Wahrheiten, an die wir glauben, und in diesem Sinne habe ich einst die Abstammungslehre der Organismen für ein Axiom der modernen Biologie erklärt, weil sie mir die einfachste Erklärung für den Zusammenhang der Arten einer Gattung, der Gattungen einer Familie usw. zu geben scheint, obgleich wir für diesen Zusammenhang eine erfahrungsmäßige Gewißheit und erfahrungsmäßige Beweise nicht besitzen. Wollen wir lediglich den Maßstab der Erfahrung anlegen, so gelangen wir dem Abstammungsproblem gegenüber zum Agnostizismus; nur der ein Heer von Tatsachen berücksichtigende und zu Argumenten ausbauende Verstand wagt es, in gläubiger Zuversicht eine Abstammungslehre aufzubauen. Nicht anders verfahren der Physiker und der Chemiker in ihrer Lehre von den Elektronen und Jonen, den Atomen und Molekülen. Dennoch gehört die sogenannte Stereochemie zu den höchsten Triumphen des menschlichen Geistes, weil sie davon überzeugt ist und diese Überzeugung zu verbreiten vermag, daß in den unsichtbaren Molekülen einer Reihe von Verbindungen gewisse Atome bald diesen, bald jenen Platz einnehmen, worauf die besonderen Eigenschaften dieser Verbindungen beruhen. Pasteur hat zuerst die Tatsache des Vorhandenseins zweier verschiedener Weinsäuren, von denen die eine die Ebene des polarisierten Lichts nach rechts, die andere sie nach links dreht, darauf zurückgeführt, daß gewisse Atome zu einer das Molekül teilenden Symmetrieebene eine verschiedene Stellung einnehmen. Die Chemiker glauben mit vollster Überzeugung an diese unsichtbare Molekularstruktur wie an eine festbegründete Tatsache, ohne sie doch in dem Sinne beweisen zu können, wie es für einen apodiktischen oder mathematischen Beweis gefordert wird. An die Stelle einer solchen Beweisform, deren Anwendbarkeit auch in der Wissenschaft eine beschränkte ist, tritt die Fülle der Argumente oder Indizien, die den unerschütterlichen Glauben in uns hervorrufen, daß es so und nicht anders sei.

Wenn wir dem Abstammungsgedanken als einer allgemeinen und leitenden Idee der Biologie unsere Zustimmung nicht versagen können, so besitzt diese Idee noch dadurch einen unermeßlichen Wert für die

Wissenschaft, daß sie uns immerfort anspornt, nach neuen Tatsachen zu suchen, durch welche die Abstammung verschiedenartiger Organismen voneinander für einzelne Fälle, sei es in der unmittelbaren Gegenwart, sei es in einer früheren Erdepoche, empirisch festgestellt wird. Dadurch wird die Abstammungsidee zu einer sogenannten Arbeitshypothese der Forschung, zu einem heuristischen Prinzip, das der Wissenschaft der Biologie sicher noch große Dienste zu leisten berufen ist, zu einem Programm.

Daß der Naturforscher auch der Beurteilung der Einzelfälle gegenüber die nüchternste Vorsicht walten lassen muß, ist selbstverständlich. Hier darf er der Phantasie und den eigenen Wünschen nicht die Zügel schießen lassen und nicht eine Tatsache als bewiesen verkündigen, ehe er dazu die volle Berechtigung besitzt, so daß seine Beweisgründe von jedem verständigen Menschen als bindend anerkannt werden müssen. Je wichtiger ein Einzelfall für die ganze Naturordnung erscheint, um so größere Besonnenheit ist geboten. Leider wird nicht immer nach diesem Grundsatze gehandelt, nicht selten in den allerwichtigsten Fragen mit einem unglaublichen Leichtsinn geurteilt. Dies gilt insbesondere in bezug auf die oft gehörte Behauptung, daß der Mensch von einem Affen abstamme, für die keinerlei ausreichende Beweise bis jetzt erbracht worden sind. Sogar die hierfür vorgetragenen *Argumente* sind großenteils so wenig stichhaltig, daß man dem Glauben schon viel zumuten muß, wenn er von der Tatsache einer solchen Abstammung überzeugt sein will. Nur so viel läßt sich zur Zeit sagen: Der Mensch gehört nach der Organisation seines Leibes unbedingt in die Reihe der Säugetiere, und ist die Abstammungsidee überhaupt richtig, so kann auch der Mensch von ihr nicht ausgeschlossen werden. Da wir wissen, daß der einzelne Mensch eine Entwicklung durchmacht wie alle Säugetiere, die mit einer Einzelzelle beginnt, dann die Stufenfolgen gleichförmiger und differenzierter Gewebe durchläuft, bis der Organismus in allen seinen Teilen fertig geworden ist, so hat es für uns auch keine Schwierigkeit zu glauben, daß er phylogenetische Vorfahren besaß, die einfacheren Organisationsstufen des Tierreichs angehörten. Ein *Wissen* von solchen tierischen Vorfahren des Menschen gibt es indes nicht, und wo die Anfänge des menschlichen Geistes in dieser Ahnenreihe eingesetzt haben mögen, ist uns so unbekannt wie der Zeitpunkt, in dem der einzelne Mensch der Gegenwart mit den Anfängen des Bewußtseins, des Fühlens, Wollens und Denkens ausgestattet wurde.

Die geistigen Eigenschaften des Menschen werden unter dem Begriff seiner Seele zusammengefaßt. Wir kennen nur die Äußerungen, das Handeln der Seele; über das Wesen der Seele wissen wir nichts. Wenn die Materialisten behaupten, die Seele sei eine Tätigkeit des Protoplasma der Gehirnzellen, so ist das ihr Dogma, ihr Glaubenssatz. Nicht weniger sind die Psychisten Dogmatiker, wenn sie lehren, daß es nur Seele gebe, und daß die Materie nichts anderes sei als eine Vorstellung dieser Seele. Die Dualisten endlich, die eine materielle Welt neben einer geistigen annehmen, können auch für diese Überzeugung keine apodiktischen Beweise erbringen. In der Seelenfrage tritt uns daher wiederum eine Schranke des Naturerkennens entgegen, selbst wenn wir die Vereinbarkeit der Willensfreiheit mit dem Mechanismus materieller Vorgänge für undenkbar zu halten uns gezwungen sehen.

Auch unser Gefühl für das Schöne führt uns an solche Schranken der Erkenntnis. Jeder von uns gibt zu, daß ein Mensch, ein Pferd, eine Blume schön sein können; aber was außerhalb unseres Bewußtseins in der Natur dem entspricht, das wir für schön bewerten, darüber wissen wir nichts. „Die Empfindung dessen," sagt Max Müller, „was schön ist, ist in uns — das ist alles, was wir wissen; woher sie uns gekommen ist, werden wir niemals erfahren. Sie stammt gewiß nicht aus diesem Leben, sonst könnten wir sie erklären; aber sie liegt diesem Leben zugrunde, sonst könnten wir sie nicht empfinden. Oft erscheint sie uns wie ein Lächeln der Natur, oft wie ein Strahl göttlichen Lichts.".

Da ich einmal beim Zitieren von Max Müller bin, möchte ich eine dritte Äußerung des großen Oxforder Forschers hier wiedergeben, die sich wie die beiden ersten in dem Buche „Leben und Religion"[1]) findet, und welche lautet:

„Diejenigen, welche an das Glück des einfältigen Glaubens ihrer Kindheit denken, mögen wohl fragen, warum dieser je zerstört worden ist. Wenn wir die Seligkeit dieses Glaubens kennen, enthalten wir uns natürlich alles dessen, was ihn in den Herzen derer, die uns anvertraut sind, vorzeitig zerstören könnte. Aber das Kind wächst zum Mann heran, es mag wollen oder nicht, und der Glaube erwächst zum Glauben des Mannes. Das ist nicht unser Werk, sondern das Werk dessen, der uns zu dem gemacht hat, was wir sind. Wie alle unsere andern Vorstellungen wachsen und sich verändern, so geschieht es auch mit unserer Vorstellung

[1]) Stuttgart, bei Max Kielmann.

von Gott. Ich weiß, daß es Männer und Frauen gibt, welche bei den ersten bewußten Spuren dieses inneren Wachstums erschrecken und es mit aller Macht unterdrücken. Sie schließen ihre Augen und Ohren vor allem Licht, das von innen und von außen kommt. Sie möchten so glücklich wie die Kinder bleiben, und vielen von ihnen gelingt es, dauernd so harmlos wie die Kinder zu sein. Möchte sie jemand darum tadeln oder sie stören? Die aber auf Gott trauen und auf das Werk, das er in ihnen vollbringt, müssen eintreten in den Kampf. Für sie wäre es Feigheit und Glaubenslosigkeit, vor solchen Anfechtungen zurückschrecken. Sie sind nicht davon überzeugt, daß sie nur dazu hier sind, sich der Seligkeit eines kindlichen Glaubens zu erfreuen. Sie fühlen, daß ihnen ein Pfund anvertraut ist, welches sie nicht vergraben dürfen; aber der Kampf ist schwer, und um so schwerer, weil sie zwar wissen, daß sie der Stimme der Wahrheit, welche die Stimme Gottes ist, gehorchen, aber von vielen, welche sie lieben, angesehen werden, als gehorchten sie der Stimme Gottes nicht, als zerstörten sie den Frieden, als ärgerten sie die Kleinen."

Damit kommen wir auf die alte, immer wiederholte Behauptung vom unversöhnlichen Gegensatz zwischen Religion und Naturwissenschaft, vom ewigen Kriegszustand zwischen beiden. Ich betrachte es als mein Lebenswerk, dieser unter den Gebildeten aller Länder weit verbreiteten Meinung entgegen zu treten und nicht nur die Möglichkeit des Friedens zwischen Naturwissenschaft und Religion darzutun, sondern zu zeigen, daß gar kein Anlaß zum Kriegszustande und zu Gegensätzen besteht. Einerseits braucht die Religion nur in ihrer Sphäre zu bleiben, wie die Naturwissenschaft in der ihrigen; beide brauchen sich nur feindseliger Übergriffe in das fremde Gebiet zu enthalten, dann ist der Friede gesichert. Die Naturwissenschaft kann aber auch freundliche Beziehungen zur Religion unterhalten, und daß solche freundliche Beziehungen zu allen Zeiten haben bestehen können, wird durch die Tatsache bewiesen, daß die größten Naturforscher religiöse Menschen gewesen sind. Um zu einem solchen friedlichen Zusammenleben zu gelangen, hat man zweierlei zu beachten. Einmal ist die Religion durch die wissenschaftliche Kritik dahin gebracht worden, anzuerkennen, daß die Welt so unbegreiflich ist wie die Macht, deren Offenbarung sie selbst verkündigt. Sodann können Religion und Wissenschaft zusammenstimmen in dem Glauben an eine hinter den Dingen stehende höchste Macht, die unser Begreifen übersteigt; „vor dem die Worte umkehren und das Denken, nicht findend

ihn," heißt es in den Upanischads. Gott ist für die Wissenschaft von der Natur wie für die Theologie unerforschlich und unerkennbar; nur im Glauben ist er zu erfassen. So hat auch Kant von seinem eigenen Werke gesagt, daß er das Wissen aufheben mußte, um für den Glauben Platz zu gewinnen. Wenn die Naturwissenschaft über ihr Arbeitsfeld hinausweist auf eine hinter der Erscheinungsflucht stehende unerkennbare Gewalt, so beschäftigen sie und die Religion sich von verschiedenen Standpunkten aus mit dem gleichen Gedanken.

Doch der Mensch ist das Maß aller Dinge. Dieser uralte Satz des griechischen Weisen behielt Geltung durch alle Zeitalter hindurch bis in unsere Tage des modernen naturwissenschaftlichen Agnostizismus. Die Naturwissenschaft hätte niemals die jetzige Gestalt annehmen können ohne das menschliche Auge. Aber der menschliche Verstand ist verantwortlich zu machen für unsere Weltanschauung. Ist diese Weltanschauung atheistisch, dann wird kurzweg eine hinter den Dingen stehende höhere Macht geleugnet. Ist sie theistisch, so wird eine solche Macht als unleugbar anerkannt. Wenn menschliches Nachdenken Gott als Persönlichkeit auffaßte, so symbolisierte es sein Wesen aus unserem Erfahrungskreise heraus, weil wir nichts Höheres kennen als menschliche Persönlichkeit. Damit macht sich der Mensch wiederum zum Maßstabe dessen, was er beurteilen will; er kann eben aus seiner beschränkten Geistessphäre nicht heraus. Er kann höchstens in seinen Schlüssen so vorsichtig sein, wie es ihm Vernunft und Phantasie irgend gestatten, und er kann dann sagen, daß die Persönlichkeit ein zu kleiner Maßstab sei, um die Gottheit daran zu messen. Doch auch Kant urteilte aus seiner menschlichen Auffassung heraus, wenn er sagte, Gott besäße kein diskursives Denken, wie wir Menschen, sondern ein intuitives, in einem Schauen das All überfliegendes; auch sein Maßstab ist ein menschlicher oder, wie man gewöhnlich sagt, ein anthropomorpher. Diese menschlichen Fesseln des Anthropomorphismus abzustreifen, ist noch keiner Wissenschaft gelungen. Jeder Versuch, es zu tun, führt zu einer Gebietserweiterung des Agnostizismus, und jedermann wird doch zugeben, daß darin kein Fortschritt liegt. Menschliche Wissenschaft ist zur Entsagung bestimmt und muß sich abfinden mit dem Gedanken, daß Anthropomorphismus und Agnostizismus ein Teil unseres Schicksals sind. Wir haben dessen eingedenk zu sein, daß wir in eine Welt der Geheimnisse hineingeboren sind. Es ist ein spezifisch menschlicher Zug unserer Natur, daß wir von diesen Geheimnissen so viel wie möglich zu ergründen suchen.

Doch ich halte es für ein überaus wichtiges Ergebnis aller bisherigen Wissenschaft, daß ein Teil jener Geheimnisse unerforschbar ist, für den Menschen stets Geheimnis bleiben wird. Wollen wir nicht blindlings uns in ein Meer von Illusionen stürzen, so müssen wir anerkennen, daß die ganze Wahrheit unserm Verstande verschlossen, daß nur Bruchstücke ihm zugänglich sind, und daß wir deren Zusammenhang nur ahnen. Wenn wir glauben, daß dieser Zusammenhang in Gott ruht, so wird dieser Glaube doch niemals zu beweisen sein, freilich ebenso wenig zu widerlegen oder auch nur zu erschüttern. Unsere Überzeugung, auch unsere wissenschaftliche Überzeugung darf felsenfest sein, wenn sie dahin geht, daß eine Gottheit ist und waltet in uns und rings um uns her. Diese Überzeugung ist mit wissenschaftlichem Agnostizismus bestens vereinbar. Gott bleibt uns dann ein Symbol für das Unerkennbar-Wirksame.

Ich schließe diese Betrachtungen mit folgenden Worten Houston Stewart Chamberlains:[1])

„Es gibt eine mechanisch deutbare Welt des Werdens, und es gibt eine mechanisch nicht deutbare Welt des Seins. Gestaltet der Mensch die eine, so schafft er Wissenschaft, gestaltet er die andere, so hat er Religion." . . . „Bessemer Stahl und elektrische Trams und Evolutionsphantasien können den Nachkommen der Arier und der Griechen auf die Dauer nicht genügen. Kultur hat mit Technik und Wissensmenge nichts zu tun; sie ist ein innerer Zustand des Gemüts, eine Richtung des Denkens und Wollens; zerrissene Seelen, ohne abgerundetes Ebenmaß der Anschauung, ohne flügelsicheren Hochflug der Gesinnung sind bettelarm an dem, was erst dem Leben Wert verleiht."

Ich aber glaube, daß auch die Naturwissenschaft uns solchen Wert erschließt, falls wir uns nicht überspannten Vorurteilen in bezug auf ihre Leistungsfähigkeit hingeben, falls wir die ihr gesetzten Schranken respektieren und nicht zügellos überfliegen.

---

[1]) Arische Weltanschauung. Berlin, bei Bard, Marquardt und Co.



Martin Schauß: Hannepeter.
Text von Gabriele Reuter.

M. Arzybaschew: Paul Tumanow.

Deutsch von Adolf Heß.

Arzybaschew.

Wie Gorki durch sein „Nachtasyl", ist Arzybaschew durch seinen Roman „Ssanin" bei uns berühmt geworden. Bei dem Erfolge des „Nachtasyl" war die wesentliche, gute Seite, das Mitgefühl mit den untersten Ständen ausschlaggebend; beim „Ssanin" ist es das erotische, sexuelle Moment. Unter diese verkehrte, beklagenswerte Einschätzung des Buches hat die Behörde durch die Beschlagnahme des „Ssanin" bei uns ihr Signum gesetzt. Politische Momente, wie in Rußland, kommen bei uns nicht in Betracht — die politischen Ideale der brodelnden, gärenden russischen Jugend interessieren uns nicht. Also hat die Behörde das Buch unter dem Gesichtswinkel jener zwei, drei zynisch-barbarisch-asiatischen Stellen betrachtet, die ein kluger und geschmackvoller Übersetzer besser fortgelassen hätte. Wenn nun aber, wie man den Autor sofort wieder freigelassen hat, sein Buch in Rußland freigegeben wird? Will man bei uns russischer sein, als in Rußland?!

Arzybaschews Bedeutung liegt nicht auf dem Gebiet raffinierter Pikanterien. Seine Lebensanschauung hat Tolstoj kürzlich als Epikuräismus bezeichnet. In der Kunst wandelt Arzybaschew z. T. neue Bahnen. Und in dieser Hinsicht sollte man ihn studieren, und zum mindesten gelten lassen. Seine Stärke liegt im Lyrischen, Subjektiven. Die Komposition ist, wie im „Ssanin", so auch in den Novellen nicht immer geschlossen. Dagegen sind die Ausdrucksmittel, der Sinnenreichtum dieses Autors erstaunlich. Er zieht die ganze Natur in den Bereich seines starken Gefühls, durchtränkt sie mit Stimmungen, die denen seiner Personen adäquat sind, und erzielt auf diese Weise wirksame Resonanzen aus dem Milieu. Seine Gestalten füllt er mit warmem roten Blut und beschreibt Gedanken und Gefühle, die literarisch schwierig zu behandeln, aber von großer Bedeutung sind. Arzybaschew hält nichts von einer konstruierten Konsequenz der Charaktere; er stellt die Lebenswahrheit höher. Geht oft an undankbare, schwierige Probleme heran, meistert sie aber grundehrlich und mit großer Kunst. Das geht auch aus der Novelle „Paul Tumanow" hervor, die in diesem Heft zum Abdruck gelangt. Ein Gymnasiast, der seinen Direktor erschießt, weil dieser

ihn nicht versetzt hat, ist ein mißratenes Individuum. Arzybaschew hebt diese Gestalt aus der Sphäre der Zufälligkeiten in das Gebiet typischer Erscheinungen, die wir verstehen, begreifen, bemitleiden, statt sie zu verabscheuen. In anderen Novellen erzählt der Autor von kleinen, bedrückten Leuten, die an ihrem Starrsinn, einer unglücklichen Umgebung und widerwärtigem Geschick zugrunde gehen, und von grandiosen Volksbewegungen. Viel Positives Freudiges, Lebensbejahendes ist da nicht zu finden. Woher soll der Dichter es nehmen? So behandelt er denn mit Vorliebe die Beziehungen der Geschlechter zueinander und verkündet hier, was Tolstoj als Epikuräismus bezeichnet hat.

Berlin. Dr. Adolf Heß.

I.

Vor der geschlossenen, gelben Tür des Empfangszimmers des Polizeimeisters in einem kleinen, schmutzigen Flur, mit lange nicht gestrichenem Fußboden, stand mit dem Rücken gegen den Garderobenständer, ein pockennarbiger, kleinrussischer Polizeisoldat in schmutziger, unter der Achsel zerrissener Uniform.

Das Aussehen dieses Soldaten war durchaus friedlich und dumm; was ihn aber nicht hinderte, seine Züge in gebieterisch-strenge Falten zu legen, als ein Fremder den Flur betrat.

Dieser Fremde, der in das Zimmer wollte, in das Besucher nie anders als zur festgesetzten Zeit von 12—3 Uhr hineingelassen wurden, war ein Jüngling in knappem Gymnasiastenmantel und ebensolcher Mütze. Er war mittelgroß, dickköpfig, hatte ein nicht hübsches, aber ziemlich sympathisches Gesicht; auf den Wangen und der Oberlippe zeigten sich die ersten Spuren eines Bartflaumes. Der Jüngling war rot und augenscheinlich erregt. Er trat sehr schnell ein, als wenn jemand hinter ihm herjagte, und nahm beim Eintritt sofort die Mütze ab.

„Ist hier das Zimmer des Polizeimeisters," fragte er so laut, als ob er die Frage in diesem lauten und entschlossenen Ton auswendig gelernt hätte.

„Jawohl," antwortete der Soldat, der augenscheinlich unzufrieden seine bisherige Beschäftigung aufgab und sich von dem Garderobenständer trennte.

„Was will der Mensch", dachte er, „weiß doch, von 12—3! . . Nur die Leute beunruhigen! . . ."

„Geht es hier hinein?" fragte der Gymnasiast ebenso laut und entschlossen und trat auf die verschlossene Tür zu.

„Jawohl. Aber jetzt ist keine Sprechzeit,“ sagte der Soldat, die Türe versperrend.

„Ich muß aber.“

„Bitte von 12—3,“ sagte der Soldat gleichgültig und wischte sich mit der Hand die Nase.

„Ich muß ihn unbedingt sofort sprechen.“

„Hab' Befehl, niemanden vorzulassen.“

Der Gymnasiast wurde durch dieses unvorhergesehene Hindernis, das sich ihm auf seinem so wichtigen und traurigen Weg entgegenstellte, ganz klein und mutlos. Dieser gleichgültige und unsaubere Soldat paßte so wenig in seine Vorstellung, daß er beinahe den Flur verlassen hätte. Aber am Ausgang blieb er stehen, wurde purpurrot und stotterte:

„Ich muß eine Anzeige machen: ich habe jemanden getötet.“

„Wen denn?“ fragte der Soldat dumm.

Der Gymnasiast schwieg und blickte den Soldaten an; und dieser mit seinen Glotzaugen und dummem Lächeln ihn.

„Bitte . . .“ sagte der Soldat endlich mit zweifelhaftem Kopfschütteln, stieß die Tür auf und trat beiseite.

Der Gymnasiast setzte aus irgend einem Grunde seine Mütze auf, nahm sie aber sofort wieder ab und trat ein. Der Soldat blickte ihm stumpfsinnig nach.

II.

In dem großen, hellen, mit den Porträts des Kaisers und der Kaiserin geschmückten Zimmer befanden sich um diese Zeit vier Personen: der Polizeimeister, ein ansehnlicher Herr mit langem Schnurrbart und Ringen an den Fingern; sein Assistent, ein dicker Mensch mit stattlichem Bauch, rotblauem Gesicht und kurzem fetten Hals ohne Adamsapfel; und der lange, schwindsüchtige Pristaw, auf dessen schmalen Schultern Uniform und Säbel wie an einem Kleiderhaken hingen. Der vierte war ein Herr im Interimsrock mit blanken Knöpfen, langem roten Bart und blauer Brille auf der dicken, pickeligen Nase. Er blätterte stehend auf dem Tisch am Fenster Akten durch und hörte über die Schulter auf das, was der Polizeimeister sagte.

Der saß mit dem Gesicht nach der Eingangstür, hatte beide Ellbogen auf den grünen Tisch gestützt und erzählte lachend und gestikulierend, wie die Tochter eines Uhrmachers, die bei einer Jagd auf Prostituierte ergriffen sei, sich trotz der Versicherung ihres Vaters: sie sei „noch ganz

Kind", schwanger erwiesen habe. „Ha — ha — ha! Ganz Kind!" lachte der Polizeimeister unbekümmert, und sein von der Uniform straff umspannter Körper schaukelte nach allen Seiten.

Der Assistent, der außer seiner Dicke überhaupt nichts fühlte, litt unter der Hitze und Langenweile, lächelte aber trotzdem, weil der Polizeimeister lachte.

Der Pristaw stand wie ein Stock vor ihnen und lächelte ebenfalls, obwohl ihm das Stehen bei seiner Schwäche beschwerlich fiel. Er blickte wütend und neidisch auf den starken, gesunden, saftig lachenden Polizeimeister, wagte aber natürlich nicht, dessen müßiges, überflüssiges Gespräch durch eine Erinnerung an das eilige Aktenstück zu unterbrechen, auf das er schon mehrere Minuten wartete.

Der Sekretär endlich, der den Polizeimeister wegen seiner Grobheit und Prahlerei nicht ausstehen konnte, hörte ihm mit Genuß zu, weil er heute aus sicherer Quelle erfahren hatte, daß der Abschied des Vorgesetzten nahe bevorstände. Darüber wurde in der Kanzlei wie über eine feststehende Tatsache gesprochen, während der Chef selbst augenscheinlich noch nichts ahnte.

„Wenn du das wüßtest, würdest du nicht so lachen!" dachte der Sekretär schadenfroh.

Als der Gymnasiast eintrat, wandten alle ihm sofort das Gesicht zu, und der Polizeimeister hielt mitten in einer Bemerkung inne.

Der Gymnasiast blieb, wie er eingetreten, mitten im Zimmer stehen und zog hastig etwas aus der Tasche, das sich dort festhakte und nicht ans Licht wollte.

Der Pristaw hielt es für seine Pflicht, hinzugehen und den Jüngling zu fragen. Dasselbe dachte der Sekretär. So kam es, daß beide gleichzeitig fragten:

„Was wünschen Sie?"

Aber der Gymnasiast schwieg, blickte zerstreut bald den einen, bald den anderen an und fuhr fort, den Gegenstand aus der Tasche zu ziehen. Brotkrumen fielen auf den Fußboden. Der junge Mensch atmete schwer und wurde rot; sein Gesicht erschien jämmerlich, hilflos, sein Hals schwitzte.

Der Pristaw legte den Kopf wie ein Specht auf die Seite, guckte mit einem Auge in die Tasche und wollte etwas fragen, aber in diesem Augenblick zog der Gymnasiast, der die ganze Tasche nach außen gekehrt hatte, endlich einen kleinen glänzenden Revolver heraus und reichte ihn

dem Polizeimeister. Der streckte unwillkürlich die Hand aus und nahm die Waffe.

„Ich habo den Direktor totgeschossen," erklärte der Gymnasiast stockend.

„Was denn?" fragte der Polizeimeister, die Brauen hochschiebend.

„Wen?" fragte auch der dicke Assistent, auf dessen fettem Gesicht sich deutlicher Schreck malte.

„Den Direktor . . . Wladimir Stepanowitsch," wiederholte der Gymnasiast tonlos.

„Wosnesenski?" rief der Polizeimeister.

„Ja," flüsterte der Gymnasiast.

Jetzt bewegten sich alle von der Stelle und rannten durcheinander. Der Polizeimeister schnallte den Säbel um und verwickelte dabei die Koppel; der Pristaw lief fort, um eine Droschke zu holen; der Assistent erschrak und suchte seine Mütze. Alle schrien und liefen durcheinander und vergaßen ganz den Urheber des Ereignisses. Erst beim Fortgehen erinnerte sich der Polizeimeister des jungen Menschen und fragte ihn unwillig:

„Wer sind Sie?"

Der Gymnasiast antwortete nicht. Er begriff offenbar nicht, was mit ihm vorging, und zerknüllte gedankenlos seine Mütze.

Der Pristaw sprang auf ihn zu und schrie ihm fast ins Ohr:

„Wer sind Sie?"

„Paul Tumanow . . . Sekundaner," erwiderte der junge Mensch mechanisch und wandte ihm sein Gesicht zu, so daß der Pristaw verwirrt wurde und mit der Hand eine Bewegung machte, als wollte er die Antwort nach dem Polizeimeister hinlenken.

„Wir müssen fahren," sagte der Polizeimeister erregt.

„Dieses Unglück!" wandte er sich an seinen Assistenten. „Sie fahren mit."

„Ja, ja", schnaufte der Assistent und griff nach der Mütze.

„Viktor Alexandrowitsch," trat der Pristaw ehrerbietig auf den Polizeimeister zu. „Was machen wir mit Dem?" Er deutete mit dem Kopf nach dem Gymnasiasten.

„Ach ja . . . Der wird bis zu meiner Rückkehr hier behalten."

„Und der Revolver?"

„Ja, ja, das corpus delicti . . . schließen Sie ihn ein. Sie

kommen mit, und den da behält Andreas Semjonowitsch im Auge. Geben Sie acht!" rief der Polizeimeister und verschwand in der Tür.

„Zu Befehl!" brummte der Sekretär finster, ohne sich von der Stelle zu bewegen.

Der Pristaw nickte ihm zum Abschied zu und lief ebenfalls fort. Eine Minute darauf donnerten unter dem Fenster, eine nach der andern, zwei Droschken vorbei, die die Polizei an den Tatort des Verbrechens brachten.

III.

Im Zimmer blieben der Sekretär an seinem Tisch und der Gymnasiast. Er stand mit umgekrempelter Tasche noch immer mitten im Zimmer. In die offene Tür blickten Schreiber und Polizisten, die schon von dem Vorfall gehört hatten. Sie betrachteten neugierig den Gymnasiasten.

Der Sekretär fühlte sich ungemütlich. Er ging, fast auf den Zehenspitzen, durch das Zimmer, schloß die Tür, nachdem er den Neugierigen mit dem Finger gedroht, und kehrte an seinen Platz zurück. Dabei murmelte er: „Setzen Sie sich . . . Was stehen Sie da! . . ."

Der Gymnasiast ging mechanisch zur Wand und setzte sich auf einen Stuhl; seine Hände zerknüllten noch immer die Mütze.

Der Sekretär setzte sich leise auf seinen Platz. Der Knabe tat ihm leid — er konnte nicht glauben, daß er einen Mörder vor sich hätte. Er stellte sich, als beachtete er den Gymnasiasten nicht, blätterte eifrig in seinen Akten und warf nur bisweilen schnelle, neugierige Blicke auf den unbeweglich dasitzenden Verbrecher.

Paul Tumanow saß dicht am Fenster in unbequemer, gezwungener Haltung; er bewegte sich nicht, hatte die Lippen zusammengepreßt und atmete laut durch die Nase. Dabei blickte er unausgesetzt auf einen Punkt auf dem Fußboden, wo die Brotkrumen hingestreut waren, und fühlte ein quälendes Verlangen, sie aufzusuchen: sie kamen ihm auf dem gelben, sauber gescheuerten Fußboden unerträglich vor und erinnerten ihn fortwährend an das, was geschehen war.

Aber das schien ihm nur so — tatsächlich quälte ihn der Wunsch, die Ereignisse des heutigen Morgens, die jetzt wie ein scharfer Keil in sein Leben hineingetrieben waren, los zu werden. Eine Art tödlicher Starrheit hielt ihn gefesselt. Er konnte sich nicht einmal Rechenschaft darüber geben, wie „es" eigentlich angefangen, sich entwickelt und ge-

endet hatte, wie er hierher gelangt war und warum er hier in dem großen, leeren Zimmer neben einem bärtigen Herrn mit blauer Brille saß, der in Papieren blätterte. Bisweilen war ihm, als müsse er aufstehen und fortgehen, dann würde alles ein Ende nehmen und sich als dummes Zeug, als alberner Scherz erweisen . . . Aber dann riß dieser Faden plötzlich ab und es erschienen eine Menge Bilder, abgerissene Worte und rote Flecke, die auseinanderflossen, breiter wurden und endlich alles mit einem Purpurnebel überzogen, in dem bekannte, aber schreckliche Gesichter tanzten . . .

Paul Tumanow schüttelte sich unwillkürlich und sah für einen Augenblick wieder die großen hellen Fenster, den Schatten eines bärtigen Kopfes und hörte das Rascheln der Akten.

Es war ein Zustand, der an Phantasieren grenzte.

Mitten in diesem wirren, schweren Chaos fühlte Paul Tumanow, daß er etwas tun müsse, das sehr wichtig und von entscheidender Bedeutung sei; was das war, konnte er nicht herausbekommen, es quälte ihn aber dermaßen, daß die Krumen auf dem Fußboden ihm gleichgültig erschienen. Er strengte sich an und begriff . . .:

Es war die nach außen gekehrte Manteltasche.

Paul Tumanow legte die Mütze auf den Stuhl und krempelte die Tasche mühsam nach innen, wobei seine Finger noch einige Brotkrumen fühlten.

Dieses Butterbrot hatte er mitbekommen, als er morgens aus dem Hause ging.

Und plötzlich tat ihm etwas schrecklich leid, und er kam sich jämmerlich klein und nichtig vor.

Paul Tumanow weinte, anfangs leise, dann immer lauter und lauter.

Der Sekretär erschrak. Er sprang auf, warf die Feder hin, goß ein Glas Wasser ein und brachte es Paul. Der trank aber nicht, sondern schluchzte und schüttelte sich wie im Fieber.

„Nu nu, hören Sie auf . . . Was machen Sie für Unsinn . . . da, trinken Sie Wasser," brummte der Sekretär erschreckt. Dann gab er unerwartet einer inneren Stimme nach, streichelte Pauls Kopf und murmelte:

„Armer Junge!"

Paul hörte die mitleidige Bemerkung, und sein Weinen ging in hysterisches Schluchzen über. Er hatte das Gefühl, als ob in der ganzen

Welt ihn niemand bedauerte, mit Ausnahme dieses Sekretärs. Er lehnte den Kopf gegen die Weste des Beamten, wobei er sich an einem Knopf die Nase scheuerte, und schluchzte noch heftiger.

Der Sekretär blickte hilflos um sich.

IV.

Tags zuvor, gegen zwölf Uhr nachts, lag Paul Tumanow auf einem alten Sofa, das ihm als Bett diente. Er hatte das Kissen unter dem Kopf zusammengeknüllt, so daß er heiß und unbequem dalag und beobachtete, wie die Lampe ihr weiches, gleichmäßiges Licht unter dem grünen Schirm auf den Tisch warf. Bücher und Hefte wurden hell beleuchtet; am Tintenfaß glänzte der rote Deckel; etwas näher bei Paul lag der schwarze Schatten der Stuhllehne, und neben ihm verschwamm alles in grünlichem Halbdunkel.

Paul Tumanow lag stumpfsinnig und unbeweglich da, obwohl er wußte, daß jede Stunde teuer sei. Er war in Verzweiflung geraten, als er sich überzeugt hatte, daß sein Bemühen, in zwei, drei Tagen das in sieben Jahren Versäumte nachzuholen, zu nichts führte; und jetzt fühlte er keine Kraft zum Arbeiten.

Warum er so viel, so unglaublich viel versäumt hatte, wußte er nicht. Teils war Faulheit daran schuld, teils Umstände, die nicht von ihm abhingen; hauptsächlich kam es daher, daß das wirkliche tätige Leben mit seinen Interessen ihn gepackt hatte. Dieses Leben aber spielte sich weit von der tödlichen Stille des Gymnasiums ab.

Als Paul die wirkliche Sachlage endgültig begriffen und sich überzeugt hatte, daß er sich selbst in bezug auf seine verzweifelte Lage nicht betrügen könnte, ergriff ihn stumpfsinnige Verzweiflung, die an Apathie grenzte. Er ging vom Tisch fort, ohne die Bücher zu schließen, legte sich auf das Sofa und fühlte sich in seinem ganzen Wesen tief unglücklich. Neben dem Mitleid mit sich selbst bohrte in ihm dumpfe Wut gegen die Menschen, denen er die Schuld an seinem ganzen Unglück beimaß — gegen den Direktor und den Lehrer im Lateinischen. Darin irrte er sich: die Ursache seines Unglücks lag durchaus nicht in diesen beiden Beamten des Ministeriums für Volksaufklärung; nicht in ihren relativen Vorzügen und Mängeln als Lehrer und Beamte; sondern in dem widernatürlichen Umstande, daß ein zwanzigjähriger Jüngling, der nach dem Sinne des Lebens dürstete, gezwungen wurde, langweilige, jedes lebendigen Gedankens bare Bücher durchzubüffeln, und dafür alles

entbehren mußte, wonach jeder junge Mensch zu streben pflegt. Trotzdem hielt Paul Tumanow den Direktor und Lehrer Alexandrowitsch für die Ursache seines Unglücks, das morgen sicher noch zunehmen würde.

Das Gefühl der Wut, das seinem guten, weichen Herzen weh tat, verschärfte sich und ging minutenlang in ein unförmliches Alpdrücken über, während dessen man mit qualvollem Genuß, wie ihn nur ein kranker Organismus empfinden kann, an alle möglichen Kleinigkeiten — den Gang, die Stimme, die Redeweise des Betreffenden, der einem als Feind erscheint, zu denken pflegt und diese Einzelheiten so widerwärtig und abscheulich findet, daß man in Gedanken darauf speit, sie mit Füßen tritt und verhöhnt.

Paul atmete schwer in der erstickenden Atmosphäre seiner Wut. Es kam ihm vor, als wenn selbst das Lampenlicht dunkler geworden wäre und einen bedrückenden, bösartigen Schein angenommen hätte. Das Sausen in den Ohren ging zeitweilig in dumpfes Raunen hinter der Wand über, dann in die langgezogenen Töne des Neides und Kummers, die aus der Ferne verdrießlich zu ihm herüberklangen. Paul begriff, daß er diesen bedrückenden Zustand abschütteln müsse, aber die stumpfsinnige Verzweiflung überwältigte seinen Willen; er blieb unbeweglich liegen und litt moralisch und physisch.

Er hatte Kopfschmerzen.

Die Zimmertür wurde leise und behutsam geöffnet; aus dem dritten Zimmer, in dem Pauls Schwestern saßen und ein Dienstmädchen den Tisch deckte, ertönte fröhliches Gelächter und das Klappern von Tellern, und Klirren von Messern und Gabeln.

Anna Iwanowna, Pauls Mutter, trat ein, die Witwe eines Obersten, die von einer Pension und einer Beihilfe für die Erziehung der Kinder lebte. Es war eine hagere, schwächliche Dame mit leiser Stimme, einem unerschöpflichen Vorrat weiblicher Zärtlichkeit und einem welken, vorzeitig gealterten Gesicht.

Sie schritt leise durchs Zimmer, berührte Pauls Stirn mit ihrer weichen warmen Hand und setzte sich neben den Tisch.

„Wollen zu Abend essen. Bist müde?"

Daraus, daß sie sich niedersetzte, um ihn zum Abendessen zu holen, und außerdem aus dem bekannten, kläglichen, furchtsamen Augenausdruck merkte Paul, was sie eigentlich wollte. Da ihm das Lügen schwer wurde und er die Wahrheit nicht sagen konnte, schwieg er und nickte nur auf die Frage seiner Mutter, ob er müde wäre.

Anna Iwanowna blätterte ein Buch auf dem Tisch durch, ließ den Kopf hängen und dachte traurig, wie hartherzig und unfähig Kinder doch wären, die Sorgen der Eltern zu begreifen. Sie glaubte, wenn Paul nur ahnte, wie sehr sie litt und sich seinetwegen Sorgen machte, würde er sofort fleißig sein und ein tüchtiger Mensch werden.

Paul aber schielte nach ihr hin und dachte fast dasselbe: wie grausam seine Mutter doch sei und wie unfähig, die Schwierigkeiten und Langeweile der Arbeiten zu begreifen, und daß er, Paul, trotz alledem ein lieber, guter Junge wäre, wenn er auch das Examen nicht bestände. Er wollte seiner Mutter klagen, wie schwer ihm zumute sei, und wie die bösen Lehrer allein die Schuld an seinem Unglück trügen, und wie sie, und überhaupt kein Mensch etwas einbüßte, wenn man ihm nicht eine Fünf, sondern eine Zwei oder wenigstens eine Drei gäbe. Aber Paul fühlte, daß die Mutter trotz ihrer Güte nicht imstande sei, ihn zu begreifen, und an die Bosheit der Lehrer nicht glauben konnte. Deswegen nährte er dumpfe Wut auch gegen sie. Jetzt schwieg er hartnäckig und blickte auf die Lampe.

Endlich seufzte Anna Iwanowna hoffnungslos und erhob sich.

„Also komm zum Abendessen."

Paul wußte, daß sie so nicht gehen würde, und daß er lügen müßte.

„Na, wie ist es . . . Bestehst du?" fragte Anna Iwanowna schließlich mühsam.

Pauls Erregung loderte derart auf, daß er laut schrie:

„So laßt mich doch endlich in Ruhe! kann ich denn das wissen? . . ."

Als er dann aber ihre großen, freundlichen Augen mit dem Ausdruck der Unruhe und Zärtlichkeit sah, fühlte er plötzlich solche Sehnsucht und Mitleid mit ihr, daß er aufstand, seinen Arm um ihre Taille legte und, in der Dunkelheit errötend, gezwungen zuversichtlich sagte:

„Ich bestehe! komm Mama, Abend essen . . . Liebe gute . . ."

Und er lehnte sich mit einem Gefühl tiefster Rührung gegen seine Mutter.

Anna Iwanowna blickte ihn forschend und unruhig an, seufzte und beruhigte sich für kurze Zeit.

Beim Abendessen war Paul aufgeregt, lachte viel und foppte seine Schwestern; als er dann aber in sein Zimmer zurückgekehrt war, sich entkleidet, die Lampe ausgelöscht und sich hingelegt hatte, kehrte zuerst die Unruhe, dann die frühere Wut mit doppelter Kraft zurück und ließ ihn nicht schlafen. Er blickte mit runden, eingefallenen Augen in die

Dunkelheit und spürte Haß gegen die ganze Welt und Mitleid mit sich selbst . . .

Als er endlich einschlief, träumte er von Bäumen, Sonnenschein, bekannten Gesichtern und allerhand hellen, frohen Dingen.

V.

Am nächsten Morgen stand Paul Tumanow sehr früh auf; ihm fiel sofort ein, daß er heute zum Examen müsse. Ihm wurde kalt; sein Herz zog sich weh und krampfhaft zusammen.

Er kleidete sich lange, bald übermäßig hastig, bald die Zeit vertrödelnd an, wusch sich und ging ins Eßzimmer. Der sauber gescheuerte Fußboden glänzte kalt; auf dem Tisch mit reinem Tischtuch, in dem noch die Plättfalten zu sehen waren, stand der blitzblanke, summende Samowar.

Die Schwestern schliefen noch, Anna Iwanowna aber saß schon beim Samowar und lächelte Paul schüchtern und unruhig fragend zu.

Paul lächelte ebenfalls, konnte der Mutter aber nicht in die Augen sehen und stocherte in seinem Glase.

„Ist schon spät, Paul," sagte Anna Iwanowna.

Paul schnitt eine Grimasse.

„Erst halb neun," sagte er.

„Bis du hinkommst . . ." erwiderte die Mutter und stellte die Teekanne auf den Samowaraufsatz.

Diese einfachen, ganz gewöhnlichen Worte, die Paul jeden Tag hörte, erregten ihn jetzt heftig.

„Ich beeile mich ja," sagte er grob, „gib mir wenigstens Tee."

Anna Iwanowna sah ihn bekümmert an.

„Trink nur, trink . . . ich bin so . . ." sagte sie schuldig.

Es tat Paul leid, daß er seine Mutter durch den groben Ton verletzt hatte; er wollte sich entschuldigen, unterließ es aber infolge der zunehmenden Unruhe, runzelte die Stirn, setzte eine beleidigte Miene auf, erhob sich, nahm aus dem Ranzen das Buch, das er brauchte, und setzte seine Mütze auf.

Anna Iwanowna blickte hinter dem Samowar hervor und wartete, daß er sich, wie stets, ihren Kuß und Segen holte. Paul sah es deutlich, aber das Gefühl der Wut packte ihn wieder, und so ging er fort, ohne sich von der Mutter zu verabschieden.

Er schritt schnell auf der Straße mit den donnernden Lastwagen dahin; in seinem Innern bohrte Examensangst und Mitleid mit der Mutter, die er gekränkt hatte. Je näher er dem Gymnasium kam, umsomehr verlangsamte er seine Schritte und blieb endlich auf einer Brücke stehen und sah zu, wie ein alter Mann mit zerknüllter Adelsmütze und aufgekrempten Hosen bis an die Knie im Wasser stehend fischte. Seine Stiefel mit rotbraunen Schäften standen neben einer Wichsschachtel für Regenwürmer und einem kleinen Eimer für die gefangenen Fische auf dem glatten Ufersand.

Die Sonne schien hell, warm und lustig.

Der Alte bemerkte Paul und blickte ihn lächelnd wie einen alten Bekannten mehrfach an. Endlich bewegte er seine Mütze und fragte:

„Gehen Sie zum Examen?"

Paul mußte sich zusammennehmen, um zu verstehen, wonach man ihn fragte. Erst nach einer kleinen Pause erwiderte er:

„Ja."

Der Alte nickte.

„Im Lateinischen? Ich weiß ... mein Junge ... vielleicht kennen Sie ihn, Wassili Kostrow, geht heute auch zum Examen."

Paul Tumanow grüßte und ging weiter. Der Alte bewegte mißbilligend die Lippen und zog eine silbrige Plötze aus dem Wasser. Dann schaute er blinzelnd in die Sonne und warf wieder die Angel aus. Der gefangene Fisch zappelte in dem kleinen Eimer und spritzte glänzende Wassertropfen auf den Sand.

Paul Tumanow dachte im Gehen, Wassili Kostrow würde das Examen sicherlich ebenfalls nicht bestehen. Er kannte Kostrow: den langen, hageren, stets schlecht gekleideten und mangelhaft lernenden Sekundaner, der mit seinem Freunde, einem gewandten Polen, Anatol Dachnewski, ganze Tage verbotenerweise am Billard zubrachte. Die beiden spielten meisterhaft; sie kleideten und ernährten sich fast ausschließlich vom Billardspiel.

Paul Tumanow dachte also, auch Dachnewski würde sicherlich nicht bestehen, und dieser Gedanke stimmte ihn vergnügter.

Im Gymnasium angelangt, ging er durch den sauber gescheuerten, breiten Korridor in die Sekunda und entdeckte sofort Kostrow und Dachnewski, die sich auf der Fensterbank unterhielten. Paul trat zu ihnen.

„Zwanzig Points gebe ich ihm vor," sagte Kostrow mit seinem tiefen Baß.

Als er Tumanow erblickte, reichte er ihm die Hand und fragte vergnügt:

„Haben Sie Angst?"

Dabei lachte er gutmütig.

Aber Paul war nicht vergnügt zumute. Kostrow mit seiner verzweifelten Gleichgültigkeit und seinem ewigen Billardgespräch erschien ihm widerwärtig.

Er konnte sich nicht bezwingen und fragte aus irgend einem Grunde nicht Kostrow, sondern Dachnewski:

„Haben Sie denn Angst?" Dachnewski blickte ihn erstaunt an.

„Nein ... wieso ..." erwiderte er zerstreut und wandte sich wieder an Kostrow:

„Siehst du, Maslow stößt vielleicht schlechter als du, aber er hat eine Teufelsgeduld und kriegt dich schließlich unter ... Zwanzig darfst du nicht vorgeben."

„Tue ich doch!" erwiderte Kostrow zuversichtlich, dabei blickte er über Dachnewski hinweg Tumanow an und lächelte über etwas. Es war ein gutmütiges, etwas spöttisches Lächeln.

„Seien Sie doch nicht bange," sagte er plötzlich. „Fallen wir durch, so fallen wir eben durch; großes Unglück! ..."

Dachnewski blickte Paul aufmerksam an.

„Hat das einen Zweck, sich so aufzuregen!" zuckte er verächtlich die Achseln.

Aber Wassili Kostrow wehrte mit der Hand ab und sagte:

„Laß ihn . . . jeder hat seine Eigenheiten."

Ein schwächlicher Mensch mit grauem Stutzbärtchen und gutem, unbedeutendem Gesicht kam gelaufen. Das war der Pedell. Er kam in die Tür gerannt, rief: „Die Herren zum Examen!" winkte hastig und verschwand.

„Also los, die Herren," stand Kostrow lächelnd auf und reckte sich. „Gehen wir."

Alle drängten in den Korridor und gingen an das andere Ende zur Aula, wo das Examen stattfand.

Wieder überkam Paul schwere Angst, so daß seine Knie zitterten. Er blieb ohne Grund bei dem Tisch mit Wasser stehen und trank ein Glas. Das Wasser kam ihm abscheulich unschmackhaft vor.

„Schnell, schnell die Herren!" trieb der plötzlich erschienene Pedell

die jungen Leute an; dabei schüttelte er den Kopf und rieb sich die mageren Finger.

In diesem Augenblick traten aus der Tür am anderen Korridorende die Examinatoren. Sie kamen aus dem Konferenzzimmer. Vor dem hellen Fenster und dem glänzenden Felde sah man nur ein paar dunkle Schatten mit flatternden Rockschößen. Paul Tumanow hatte kaum die Aula betreten und den ersten besten Platz eingenommen, da kamen sie schon einer nach dem anderen herein und stellten sich um den großen Tisch mit roter, goldbordierter und -betroddelter Tischdecke.

VI.

Das Examen begann.

Es war das gewöhnliche Examen mittlerer Lehranstalten. Diese Gewohnheit des Examinierens konnten selbst diejenigen, die den ganzen Unsinn einsahen, nicht aufgeben. Lehrer, die die Kenntnisse und Fähigkeiten ihrer Schüler sehr wohl kannten, riefen diese an einen Tisch heran, richteten auf gut Glück ein paar leichte Fragen an sie, die auf einem Zettel standen, den jeder losen mußte, und taten dann so, als wenn sie die Zensur nach der Beantwortung dieser Fragen und nicht nach dem längst feststehenden Urteil über jeden Schüler erteilten, das nicht nur jeder einzelne Lehrer, sondern die ganze Konferenz längst kannte.

Während die Sekundaner einzeln abwechselnd vom Ende und vom Anfang des Alphabets aufgerufen wurden, blickte Paul Tumanow in unbequemer, gezwungener Stellung stumpfsinnig die Lehrer an. Bisweilen hatte er das Gefühl, er müßte unbedingt noch etwas durchlesen, eine schwache Stelle noch einmal wiederholen; wenn er dann aber krampfhaft das Buch durchblätterte und die Stelle suchte, sprangen ihm tausend ganz unbekannte und vergessene Zeilen in die Augen und er ließ das Buch kraftlos sinken. Kalter Schweiß brach aus seinen Poren; eine Sekunde später aber suchte er schon wieder eine Stelle.

Schließlich wurde vom Ende Uchin und vom Anfang Kostrow aufgerufen:

„Kostrow — Wassili," wiederholte der Lehrer laut mit einem Intervall.

Hinter Pauls Rücken erschien Kostrows Gestalt, die sich an den Tisch heranbewegte.



Hans Baluschek: „Fusel".
Zum Essay von Georg Hermann.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Paul Tumanow fuhr schweißbedeckt zusammen und wurde starr. Der nächste würde er sein.

„Paul Tumanow," sagte der Direktor.

„Tumanow — Paul," wiederholte der Lehrer laut.

Paul stand mechanisch auf, ließ das Buch fallen, wollte es aufheben, stolperte und ging mit hölzernen Schritten ohne das Buch zum Tisch. Unterwegs stieß er mit Kostrow zusammen, der an seinen Platz zurückkehrte. Kostrow war rot, blickte Paul aber unbefangen ins Gesicht und lächelte. Er war mit Pauken und Trompeten durchgerasselt.

Dann folgten ein paar Minuten, während derer Paul etwas gefragt wurde; er gab auch Antwort und fühlte, daß er Unsinn redete, noch schlechter antwortete, als er gekonnt hätte. Aber er bewegte nur schwach die Hand; fühlte sich wie in einem luftleeren Raum und riet blindlings darauf los. Dabei suchte er die zitternden Knie zu halten. Erst gegen Ende wurden seine Gedanken etwas klarer, und auf die Frage nach der Redeform erwiderte er ganz richtig:

„Ablativus absolutus."

„Und das ist alles, was Sie wissen?" sagte der Lehrer kalt und gab ihm vor Pauls Augen eine Fünf.

In Paul brach alles zusammen; er schrie laut auf:

„Das dürfen Sie nicht!"

Der Lehrer sah fragend den Direktor an; der Direktor winkte mit der Hand, blickte über die Brille hinweg Paul Tumanow ernst an und schüttelte ganz leise den Kopf.

„Sie können gehen," sagte der Lehrer und rief, ohne Paul anzusehen:

„Polonski — Mitrophan."

Stechende Wut drohte Paul zu ersticken. Er machte mechanisch Kehrt und verließ die Aula; dabei bemühte er sich, seine Mitschüler nicht anzusehen, die ihn mit erschreckten Blicken verfolgten.

Im Korridor erblickte er Kostrow und Dachnewski, die schon ihre Mützen aufgesetzt hatten. Kostrow hielt ihn an.

Nun, wie war's," blickte Kostrow ihn mit seinen dunklen Augen freundlich an.

Tumanow wollte etwas erwidern, aber seine Kinnlade zitterte heftig, und so bewegte er nur die Hand.

„Tja ..." sagte Wassili Kostrow.

Tumanow ging vorüber.

„Hören Sie, Tumanow!“ rief Kostrow ihm nach.

Paul blieb stehen.

„Wenn Sie meinen Alten sehen, der da bei der Brücke angelt, dann sagen Sie ihm doch Bescheid ...“

Kostrow sprach nicht zu Ende und bewegte die Hand, wie vorhin Paul; er tat das aber in komischer Weise und lachte.

Dachnewski lachte ebenfalls.

„Na, und Sie?“ fragte Paul.

„Wir trösten uns mit einer Partie Billard,“ erwiderte Kostrow lächelnd und entfernte sich.

Paul Tumanow suchte seine Mütze, dann fiel ihm ein, daß er sein Buch in der Aula vergessen hätte; er schwenkte aber wieder nur die Hand und trat auf die Straße.

VII.

Das helle Sonnenlicht und Wagenrollen auf dem Pflaster mit all' den lauten Stimmen und wütendem Spatzengezwitscher betäubte ihn und ermutigte ihn gleichzeitig. Aber das schien nur so: Kummer und Verzweiflung ergriffen ihn sofort mit neuer Kraft; er kam sich selbst unendlich klein und unbedeutend vor; krümmte sich und ging im Schatten am Zaun entlang und glaubte, alle Menschen würden seinem Gesicht ansehen, daß er durchgefallen wäre.

Er trat auf die Brücke und erblickte sofort den alten Kostrow.

Kostrow saß am Ufer und zog an den Strippen seine rotbraunen Stiefel an, wobei er den Fuß in die Luft hob und auf die Brücke blickte. Er bemerkte Paul und nickte ihm vergnügt zu.

Paul Tumanow blieb stehen und rief schadenfroh, als wenn er seinen Ärger an dem Alten auslassen wollte:

„Wassili ist durchgefallen.“

Der Alte ließ den Fuß schnell auf den Sand sinken, überlegte einen Augenblick und brach dann in schallendes Gelächter aus, das seinen großen, zahnlosen Mund verzerrte. Paul blickte ihn erstaunt an.

„Hab' ich's doch gesagt!“ meinte Kostrow vergnügt und ärgerlich zugleich. „Hab' ihm gesagt: ‚Du fällst mit deinem Billard herein!‘ Also ist er wirklich durchgerasselt?“ erkundigte er sich neugierig.

„Glatt durch!“ bestätigte Paul und trat von der Brücke ans Ufer. Er sah in den kleinen Eimer; da zappelten fünf Plötzen und ein tüchtiger Barsch mit roten Flossen.

„Sie beißen nicht recht," erklärte Kostrow. „Also er ist glänzend durchgefallen?"

„Jawohl."

„Also doch ..." nickte Kostrow.

Er wickelte den Fußlappen um den Fuß, krempelte die Hose herunter und zog den andern Stiefel an.

„Na, und Sie?" fragte er.

Paul wurde dunkelrot.

„Sie auch? Hm ..."

Kostrow stand auf, nahm den Eimer und dann die Angel an sich und sagte:

„Kommen Sie ... wohin wollen Sie?"

Paul mußte gradeaus gehen, aber er konnte sich nicht von Kostrow trennen. In Gegenwart dieses Erwachsenen, der ein so wichtiges Ereignis, das alle andern aufregte, quälte und zornig machte, so einfach und harmlos abtat, wurde ihm leichter ums Herz. Deswegen antwortete Paul:

„Ich gehe mit."

„Dann kommen Sie." Kostrow nahm seine Mütze ab, blickte den Fluß entlang, der im Sonnenlicht wie mit Goldschuppen bedeckt erschien, strich seine Glatze, setzte die Mütze wieder auf und wiederholte:

„Also kommen Sie ..."

Sie schritten am Ufer entlang. Auf dem feinen, nassen Sande lagen kleine Scheibentierchen und Muschelsplitter mit trockenem und frischem Tang vermischt. Bisweilen trafen sie alte Kähne, die mit dem schwarzen Heck schwer auf dem Ufer lagen. Weiter stromabwärts fuhr ein Dampfer, dessen schneeweißer Rauch sich im Sonnenlicht ganz wenig zur Seite bewegte. Es war still, hell und warm. Kleine, durchsichtige Wellen glitten leise über den reinen, gewaschenen Sand und plätscherten schwach. In Kostrows Eimer zappelte bisweilen ein Fisch.

Paul Tumanow blickte den Fluß entlang, und ihm kam alles leblos und drückend vor; das Sonnenlicht erschien ihm trübe und schwer. Kostrow war anderer Ansicht: er blinzelte vergnügt mit den Augen, blickte den Fluß entlang, legte bisweilen die Hand zum Schutz über die Augen, verfolgte den Dampfer, warf mit dem Fuß kleine Steine ins Wasser und beobachtete, wie die blanken Wellen sich zerteilten und über eine Sandbank hinliefen. Dabei seufzte er behaglich und meinte endlich:

„Diese Wohltat!"

Paul schwieg. Kostrow sah ihn mitleidig an.

„Schön hier, sage ich!" wiederholte er. „Ei, mein Schwälbchen ... sieh doch einer an! ... Und dabei machen Sie ein so brummiges Gesicht!"

Paul packte wieder Wut: ihm war zumut, als wenn der Alte ihn foppte. Er schwieg wieder hartnäckig.

Kostrow seufzte und lächelte breit.

„Was ist denn dabei, daß Sie das Examen nicht bestanden haben? Pfeifen Sie auf die Sache!"

Paul Tumanow blickte ihn wütend an.

„Worüber sind Sie so ärgerlich?" fragte Kostrow gutmütig.

„Ich bin nicht ärgerlich," brummte Paul.

„So? mir kam es so vor ... Wenn ich sage: Pfeifen Sie darauf, so meine ich es wirklich so. Also, Sie haben das Examen nicht bestanden? Mein Wassili auch nicht. Was ist denn dabei? ... Mein Junge macht sich sicher wenig daraus. Haben Sie ihn gesehen?"

„Er will Billard spielen," sagte Paul.

Kostrow schien sich zu freuen.

„Sehen Sie wohl ... und woher kommt das? Weil er auf die ganze Geschichte pfeift!"

„Wie kann man denn das?" meinte Paul verlegen und blickte sich vor die Füße.

„Wie man das kann? Oh, ein Zeugnis und später ein Amt zu bekommen, dazu ist so ein Examen gut ... Aber darauf kommt es nicht an ..."

„Worauf denn?"

„Glauben Sie, mein Wassili könnte das Gymnasium nicht absolvieren? Kleinigkeit! Könnte hundert Gymnasien durchmachen, wenn er nur wollte ... Und Sie ebenso. Ich habe einen Freund ... klein wie ich, dazu noch buckelig ... wir fischen zusammen ... der hat mir von Ihrem Gymnasium und Ihrer Universität erzählt ... Wswinkow heißt er. Also dieser Wswinkow, der die jungen Leute einpaukt — der sagt mir, die größten Schafsköpfe könnten am besten lernen ... so verhält sich die Sache! Ich weiß das auch von mir: hab' auch mal gelernt und bin dann geschaßt ... Gehört denn viel Verstand dazu, lateinische Konjugationen, Mathematik und Geschichte zu ochsen? Sitzfleisch gehört dazu ... Sitzfleisch, weiter gar nichts. Dabei hat nie-

mand die Dinge nötig; das einzige ist, daß man später ein gutes Amt bekommt. Laßt doch jeden nach seiner Fasson selig werden: der eine braucht solches Amt, und der büffelt darauf los... beim andern aber tut's dieser Fluß und die Luft. Was braucht der zu ochsen? Ist er etwa schlechter, weil er sich nicht abrackert? So verhält sich die Sache... ja."

Kostrow blickte mit zusammengekniffenen Augen den Fluß entlang und blieb stehen.

„Hier müssen wir uns trennen... Ich will hier in die Gasse."

Paul Tumanow reichte ihm schweigend die Hand.

„Also, junger Mann, Sie machen sich umsonst so viel Kummer... Gewiß ist so ein Reinfall unangenehm, aber schlechter werden Sie dadurch nicht. Wahrhaftig nicht! So ist die Sache. Wassili hat sein Billard, ich den Fluß und die Fische, Sie irgend etwas anderes. Das Ochsen verstehen wir nicht, sind aber deswegen nicht schlechter als die übrigen. Alle Gotteskinder. Jeder bekommt sein Teil... Also auf Wiedersehen... Ei, die Schwälbchen, Schwälbchen..."

Kostrow lüftete lächelnd die Mütze, stieg das Ufer hinauf und schlenderte zwischen den baufälligen Vorstadtzäunen den kleinen, schmutzigen Holzhäusern zu, die unordentlich am Ufer hingestreut lagen.

Paul Tumanow blieb allein.

Er blickte lange auf das Wasser und dachte über Kostrows Worte nach, und wenn er auch den tiefen Sinn nicht verstehen konnte, den der alte Fischer in seine krausen Reden gelegt hatte, so wurde ihm doch leichter zumute. Der Himmel wölbte sich plötzlich höher; das Wasser wurde durchsichtiger und plätscherte melodischer; die Wellen rauschten lustig und murmelten auf dem glatten Sande; die Sonne wurde heller und wärmer; überall ertönten neue, lebenverkündende, frische Klänge, die er bis dahin nie vernommen.

Von den Barken schallten laute Stimmen der Arbeiter herüber, die sich gelassen und froh zuriefen und schalten; ein kleiner Dampfer pfiff verwegen; eine Welle lief das Ufer hinauf und klatschte lustig zurück; Schwälbchen zwitscherten im Luftmeer und segelten in der hellen, blauen Weite dahin.

Paul Tumanow betrachtete alles mit großen Augen und wurde an sich selbst zweifelhaft: hatte er sich wegen der „Fünf" tatsächlich solche Vorwürfe gemacht? Was war denn dabei, daß er nicht bestanden hatte? Er blieb doch derselbe wie früher: sah ebenso, hörte und fühlte

ganz wie früher... Hatte seine Mutter und die Schwestern genau so lieb... Und wenn er auch den Direktor und den anderen Menschen haßte — zum Teufel noch mal! waren die es denn wert, daß er, der gesunde, lustige Paul Tumanow sich Vorwürfe machte! . .

VIII.

Aber diese Stimmung hielt nicht lange an; sie wich wieder einem ungemütlichen Gefühl, das Paul sich anfangs damit zu erklären suchte, daß es ihm unangenehm sei, der Mutter das Vorgefallene zu erzählen.

Aber das war gar nicht so schlimm! Er würde ihr Wort für Wort mitteilen, was Kostrow gesagt, dieser prächtige, alte Philosoph! Würde ihr erzählen, wie leicht er Wassili Kostrows und Dachnewskis Durchfall nahm. Das waren sympathische Menschen! Mit denen mußte man sich anfreunden . . .

Je mehr Paul Tumanow sich aber dem Hause näherte, um so größer wurde die Unruhe, die er empfand. Als er in den Hof trat, sank ihm das Herz wieder in die Schuhe, und seine Knie zitterten wie beim Examen.

Die Schwestern saßen im Gärtchen. Die ältere, Sina, kochte Eingemachtes; die jüngere, Lydia, las und knabberte an einer langen Mohrrübe.

„Paul ist da," sagte sie beim Anblick des Bruders, warf sofort das Buch hin, trat zu ihm und blickte ihm neugierig und lächelnd ins Gesicht.

Sina trat mit einem Löffel Eingemachtem ebenfalls heran.

Beide zeigten eine gute, frohe Miene; Paul wußte aber, daß diese sofort böse und finster werden würde, wenn seine Schwestern die Wahrheit erführen.

„Was? So schnell? Hast bestanden?" fragten die Schwestern durcheinander.

All die schönen Worte Kostrows schwirrten kraftlos durch Pauls Kopf; er platzte unwillkürlich heraus:

„Gewiß . . . wo ist Mama?"

„Netter Junge, dafür kriegst du einen Löffel Kompott!" sagte Sina.

Lydia tanzte auf der Stelle und klatschte in die Hände.

Paul stellte sich vergnügt und freudig erregt, leckte den Löffel aus, merkte aber nicht, was für Kompott es war.

„Wo ist Mama?“ fragte er wieder.

„In der Kirche . . . sie kommt sofort zurück; es hat schon geläutet,“ sagte Lydia.

„Wie war's denn?“

„Ach so . . . Butterleicht. Ich will das Buch hereinbringen,“ sagte Paul. Er vergaß, daß er gar kein Buch hatte.

„Du bist ja vor Freude ganz dammelig geworden!“ lachte Sina. Paul wurde rot und verlegen.

„Nein, so was . . . Hab' das Buch vergessen. Ich will mich waschen . . . bin müde . . .“

„Primaner, Primaner!“ rief Lydia ihm scherzend nach.

Paul lächelte traurig und ging schnell fort.

Jetzt war er sich ganz darüber klar, daß er der Mutter von Kostrows schönen Worten nichts erzählen konnte. Er wunderte sich, wie dumm ihm diese Redensarten am Fluß vorkamen! Dieser alte Trunkenbold in fuchsigen Stiefeln, die beiden Billardratten, sein Sohn und Dachnewski . . . Paul konnte nicht begreifen, wie er dem Geschwätz des Alten so aufmerksam hatte zuhören können.

Allerdings, die Gesellschaft machte sich nichts daraus, daß sie kein Diplom bekamen; aber bei ihm, Paul Tumanow, lag die Sache anders!

In Pauls Zimmer war es dunkel und schmutzig; das Bett war nicht gemacht; die Bücher lagen traurig und wehmütig auf dem Fußboden. Paul stand mitten im Zimmer und überlegte, daß er sich durch seine Lüge in eine verzweifelte Lage gebracht hätte, aus der es keinen Ausweg mehr gab. Es lohnte sich kaum noch zu leben.

Durch seinen Kopf wirbelten Pläne, einer phantastischer als der andere; einer verschlang den anderen, und alle liefen auf eins hinaus: Gedanken an die Mutter. Paul Tumanow söhnte sich allmählich mit allen Unannehmlichkeiten aus; aber der bloße Gedanke daran, wie er seiner Mutter Mitteilung machen und dann in ihrem Gesicht ohnmächtige Verzweiflung und bittere Vorwürfe sehen würde, erfüllte sein Inneres mit kaltem Schrecken. Paul wußte nicht, daß sein Glück nicht vom Diplom abhinge, sondern im aufrichtigen Verkehr mit dem Wesen lag, das ihm am allernächsten stand — mit seiner Mutter; in der Liebe zu ihr und seinem Bemühen, sie im Besitze eines gesunden, braven Sohnes glücklich zu machen. Er wußte das deswegen nicht, weil niemand in seiner Umgebung es wußte, weil alle glaubten, das Glück und die Pflicht eines jeden Menschen beständen nicht darin, gut und frei

zu sein, sondern ein Diplom zu bekommen und dadurch viel Geld zu verdienen. Und da Pauls Mutter genau so dachte wie alle andern, mußte sie, anstatt ihren lieben, teuren Sohn trösten zu können, weinen und ihn am allermeisten quälen. Und Paul Tumanow, der den Spott und die Vorwürfe aller auf sich nehmen wollte, wurde bei dem bloßen Gedanken an die Tränen und die Vorwürfe seiner Mutter vollständig mutlos, weil sie ihm näher stand und für ihn wichtiger war, als alle anderen zusammen.

So stellte sich bei ihm der Gedanke ein, er könne nicht weiter leben.

Wäre Paul Tumanow charaktervoll gewesen, so hätte er sich sofort getötet. Er fürchtete aber nicht nur den Tod, sondern überhaupt jede Entscheidung. Deswegen wollte, obgleich er wußte, daß er das Examen tatsächlich nicht bestanden hatte und als „Zweijähriger" von der Anstalt entfernt würde, der Gedanke, daß jetzt alles zu Ende sei, nicht in seinen Kopf hinein.

Er faßte den Plan, zum Direktor zu gehen und ihn um die Versetzung in die Prima bitten. Paul konnte sich nicht vorstellen, daß er nicht bitten dürfe; daß jemand, dem niemand etwas Schlimmes antat, wenn er Paul versetzte, so grausam sein könne, einer bloßen Bestimmung, einer Form wegen, sein ganzes Leben zu verderben. Paul urteilte so:

„Meinetwegen bin ich faul gewesen; ob ich aber versetzt werde, geht schließlich niemanden etwas an, als mich selbst, Mama, Sina und Lydia. Für mich, Mama, Sina und Lydia aber ist es außerordentlich wichtig! Das muß jeder halbwegs vernünftige Mensch einsehen und mich versetzen.

Dieser Gedankengang erschien Paul ganz klar und richtig. Er beschloß sofort, ehe die Mutter zurückkehrte, zum Direktor zu gehen.

Paul dachte, wenn er vor Rückkehr der Mutter an den Schwestern vorbeiginge, würden sie sofort Bescheid wissen; er beschloß also aus dem Fenster zu steigen und über den Zaun zu klettern.

Paul warf den Mantel und die Mütze zum Fenster hinaus und öffnete dann das Fenster weit, um hinaus zu klettern. Gewöhnlich öffnete er es schnell mit Geräusch, und niemand achtete darauf; jetzt glaubte er, das Fenster brauche nur zu knarren, so würden alle herbeilaufen. Ihm wurde abwechselnd heiß und kalt. Er brauchte fünf Minuten, um hinaus zu klettern.

Als er schon auf der Straße war, hörte er Lydias Stimme auf dem Hof:

„Mama, Paul ist da . . . er hat bestanden!"

Jetzt fühlte er, daß alles zu Ende sei und keine Rückkehr mehr möglich. Er war wie betäubt und gleichzeitig fest entschlossen. Auf den Zehen, mit gesenktem Kopf, schlich er leise die Gasse entlang, obgleich der Zaun ihm weit über den Kopf ging.

IX.

Als Paul Tumanow wieder im Gymnasium anlangte, war das Examen in ihrer Klasse zu Ende und hatte schon in einer anderen begonnen. Der Direktor war beschäftigt. Paul Tumanow blickte durch die Glastür in die Aula und sah den roten Tisch von vorhin und um ihn die bekannten Lehrergestalten. Der Lateinlehrer Alexandrowitsch, der Paul die Fünf gegeben, war nicht anwesend. Paul vermutete ihn im Lehrerzimmer; daher versuchte er erst einmal mit ihm zu sprechen.

Er ging also zum Lehrerzimmer und bat mit klopfendem Herzen und brennenden Wangen den vorübergehenden Schreiblehrer, seinen Kollegen Alexandrowitsch herauszuholen.

„Was wollen Sie von ihm?" fragte der Lehrer; da ihn aber die Sache nicht weiter interessierte, wartete er keine Antwort ab, sondern riß die Tür weit auf und rief laut:

„Alexandrowitsch!"

Durch die offene Tür sah Paul die beiden hohen Fenster, eine Tischecke und blaue Tabakrauchstreifen, in denen sich bläuliche Schatten wie im Nebel bewegten. Die kleine, hölzerne Gestalt Alexandrowitschs mit dem Spitzbärtchen und langem schlichten Haar bewegte sich aus der Rauchwolke heraus. Alexandrowitsch trat zur Tür und blickte sich um.

„Der will zu Ihnen," sagte der Schreiblehrer und ging fort.

Alexandrowitsch blickte Tumanow mit seinen kalten, zinnernen Augen an und trat in den Korridor.

„Was wollen Sie?" fragte er, die Hände unter den Rockschößen zusammenlegend.

„Alexander Iwanowitsch, Sie haben mir eine Fünf gegeben; ich bin das zweite Jahr in der Klasse und muß abgehen . . ."

Paul stotterte, tat aber, als wenn er lächelte. Alexandrowitsch sah mit seinen unbeweglichen, apathischen Augen an ihm vorbei, und

als Paul geendet hatte, erwiderte er gedehnt und die einzelnen Silben abreißend und stark betonend, indem er sich auf den Hacken schaukelte:

„Sie sind kein Kind mehr und wissen, wohin die Faulheit führt. Schon aus der letzten Note hätten Sie es merken müssen. Ich habe Ihnen die Nummer gegeben, die Sie verdient haben. Das Lehrerkollegium ist mit meinem Urteil über Ihre Leistungen einverstanden... Sie hätten arbeiten sollen!"

Alexandrowitsch blickte Paul ins Gesicht und wandte sich zur Tür.

„Alexander Iwanowitsch!" rief Paul laut.

„Nein, nein! . . ." erwiderte Alexandrowitsch kurz und zog die Tür schnell hinter sich zu.

Paul knirschte vor Wut. Er wäre am liebsten auf den Lehrer losgestürzt, trat aber statt dessen unschlüssig zum Fenster und starrte stumpfsinnig auf die Straße.

Der Pedell, derselbe hastige, erschreckte und friedfertige Mensch, der sie heute zum Examen gerufen hatte, trat zu ihm.

„Sie haben nicht bestanden, Tumanow?" fragte er.

„Nein," erwiderte Paul gepreßt.

Der Pedell schüttelte wehleidig den Kopf und seufzte.

„Wie unangenehm für Ihre Frau Mutter," sagte er. „Was wollen Sie jetzt anfangen?" fragte er teilnehmend.

„Ich will den Direktor bitten," erwiderte Paul und sah den Pedell fragend an.

„Das hat kaum Zweck . . . Aber versuchen Sie's . . . Da kommt er gerade!" flüsterte er und knöpfte seine Uniform zu.

Aus der Aula trat das Lehrerkollegium; vor den hellen Fenstern sah man wieder nur bläuliche Schatten mit flatternden Rockschößen. Vorauf, mit dem Journal in der Hand, der Direktor Wladimir Stepanowitsch Wossnesenski, ein großer, stämmiger Mann mit blauer Brille, einem langen Bart und einem Haarbüschel auf der Stirn.

Er erblickte Paul Tumanow und trat sofort auf ihn zu.

„Sie müssen abgehen," sagte er, über Paul hinwegsehend.

Der Direktor war ein gutmütiger Mensch, aber ein großer Pedant. Seine Augen verschwanden hinter der blauen Brille.

Paul Tumanow wußte sehr gut, daß er abgehen müsse; trotzdem überlief es ihn bei diesen ruhigen Worten des Mannes, den er bitten wollte, und der von seinem Abgang wie von einer feststehenden Tatsache sprach, eisig kalt.

„Herr Direktor," rief er ebenso, wie vorhin bei dem Lehrer.

Der Direktor tat, als hörte er nichts.

„Wir geben Ihnen das Abgangszeugnis von der Sekunda, aber natürlich ohne Versetzung in die Prima . . . Sie hätten arbeiten sollen!" fügte der Direktor hinzu.

„Ich werde arbeiten," wimmerte Paul wie ein kleines Kind.

„Das ist jetzt zu spät," erwiderte der Direktor, der während seiner langjährigen Amtstätigkeit viele Knaben entlassen hatte, ganz ruhig, „Sie hätten früher an die Folgen denken sollen. Das Abgangszeugnis . . ."

„Herr Direktor — Mama . . ." flüsterte Paul Tumanow leise.

„. . . bekommen Sie in der Kanzlei," schloß der Direktor stirnrunzelnd und ging weiter.

Paul hinterher.

Als er zum Direktor gegangen war, hatte er die Absicht gehabt, ihm in wenigen Worten seine Lage auseinander zu setzen und ihn zu überzeugen. Paul glaubte, er hätte es mit dem Herzen des Direktors zu tun, aber der Zugang zu diesem war durch eine Menge konventioneller, feststehender Ansichten von den Pflichten eines Pädagogen und Direktors versperrt. Deswegen kamen keine Worte über Pauls Lippen; er konnte mit ohnmächtigen Tränen im Auge nur noch flüstern.

„Herr . . . Direktor . . ."

Dem Direktor tat trotz seiner langjährigen Tätigkeit infolge seines guten Herzens der junge Mensch leid; da er aber nicht einmal in Gedanken die Möglichkeit zuließ, die „ungesetzliche" Bitte Tumanows zu erfüllen, fand er folgenden Ausweg aus seiner schwierigen Lage: er stellte sich wieder, als wenn er nichts hörte, und ging schnell ins Lehrerzimmer.

Paul blieb im Korridor allein. Seine Zähne waren zusammengepreßt; in den tränenden Augen verschwammen die Schatten von zwei Kleiderständern an den beiden Seiten der Tür zum Lehrerzimmer, und der Pedell, der mit kläglicher, teilnahmsvoller Miene zu ihm trat. Paul fühlte plötzlich Wut in sich aufsteigen; um ein Gespräch mit dem Pedell zu vermeiden, der durch seine unnütze Teilnahme Pauls Wut und Kummer nur verstärkte, schritt er schnell den Korridor entlang, nahm seine Mütze und seinen Mantel und trat mit dem festen Vorsatz, sich an den Leuten zu rächen, die seine Leiden und Tränen ignorierten, auf die Straße.

Der Direktor war durch die unangenehme Geschichte so irritiert, daß er zum erstenmal während seiner Amtstätigkeit die Direktorpflichten unangenehm empfand und stark verstimmt in seine Wohnung ging . . .

X.

An der Ecke der Hauptstraße, an dem entgegengesetzten Ende, wo das Gymnasium lag, befand sich ein großer Waffenladen. In zwei hohen Läden mit dicken Glasscheiben standen Regale mit Flinten aller Systeme, und auf den mit grünem Tuch ausgeschlagenen Fensterbänken lagen hübsch geordnete Pistolen, Revolver, Jagdmesser und Patronenschachteln.

Alle diese Mordwaffen, die offen verkauft wurden, waren funkelnagelneu, und ihre glatt polierten Teile glänzten zuversichtlich. In demselben Fenster waren ausgestopfte Säugetiere und Vögel in unnatürlicher Haltung ausgestellt. Sie fletschten mit ihren Zähnen die Passanten an, die in ihre starren, glasigen Augen blickten und sich über die Kunst der Leute wunderten, die diese Tiere getötet und ihnen dann wieder zum Leben verholfen hatten, indem sie ihren Rücken nach außen bogen und die todgelben Kiefer entblößten.

Die Gymnasiasten blieben beim Heimweg aus der Schule stets scharenweise vor diesen Fenstern stehen und betrachteten sehnsüchtig die Waffen und wilden Tiere, die sie noch niemals in der Nähe gesehen hatten, die ihnen aber sehr verlockend erschienen, weil die Waffen so prächtig glänzten und die Tiere und Vögel ihre glänzenden Bälge und bunten Federn so hübsch zur Schau trugen.

Paul Tumanow stand auch bisweilen lange vor den Fenstern und betrachtete mit unbestimmtem Neid die Flinten und Pistolen. Da lag eine doppelläufige Pistole, die er aufs Korn genommen hatte und für die er schon lange sparte. Sie kostete fünfundzwanzig Rubel; Paul besaß aber erst zwölf. Jedesmal, wenn er am Laden vorbeiging, sah er ängstlich hin, ob die Pistole noch da sei, und beruhigte sich erst, wenn er sie an ihrem bestimmten Platz erblickte.

Paul ging direkt zum Laden, blieb vor dem Fenster stehen und betrachtete seine Lieblingswaffe. Trotz seiner niedergedrückten Stimmung freute er sich über die glatte, runde Mündung und die hübschen, hakenförmigen Hähne. Er ertappte sich aber sofort bei diesem Gefühl und schämte sich, daß er in seiner jetzigen Stimmung Interesse an der Pistole hatte.

„Ganz egal," dachte er, „werd' sie ja doch nicht kaufen..."

Traurigkeit ergriff ihn.

Paul schüttelte sich, runzelte krampfhaft die Stirn, stieß entschlossen die Tür auf und trat in den Laden.

Nur ein Kommis und die Kassiererin waren zugegen. Den Kommis kannte Paul gut, weil er oft durch das Fenster gesehen hatte, wie der junge Mann die Waffen mit einem Stück Wildleder putzte. Die Kassiererin sah er zum erstenmal. Er fühlte sich ungemütlich. Um seine Verlegenheit los zu werden, trat er krampfhaft ungezwungen an den Ladentisch. Der Kommis blickte ihn ernst und, wie es Paul vorkam, zweifelhaft über seine Brille an.

„Was wünschen Sie?" fragte er.

Paul malte sich plötzlich aus, man würde ihm als Schüler keine Waffe verkaufen. Er wurde leichenblaß . . .

„Ich möchte eine Pistole haben," sagte er krampfhaft.

Der Kommis wandte sich schweigend zu dem Ständer.

In diesem Augenblick wurde Paul Tumanow sich klar darüber, daß er außer dem Direktor auch den Lateinlehrer töten und deswegen lieber einen Revolver kaufen müsse. Außerdem konnte der Schuß versagen, dachte Paul ganz vernünftig . . . dann wirkte die Geschichte einfach lächerlich.

Er malte sich aus, was geschehen würde, wenn der Schuß versagte, und verbesserte sich hastig:

„Oder nein, geben Sie mir lieber einen Revolver!"

Der Kommis stellte den Pistolenkasten gleichgültig wieder hin und nahm einen andern mit Revolvern.

„In welcher Preislage wünschen Sie?" fragte er.

„Etwa zehn Rubel," meinte Paul, der noch niemals eine Waffe gekauft hatte.

Der Verkäufer besann sich und legte drei oder vier Revolver auf den Ladentisch.

Paul nahm einen in die Hand und sah mit Kennermiene in die Mündung. Ein rundes, schwarzes Loch — weiter nichts. Paul zitterte plötzlich und nahm einen anderen.

„Sind sie auch gut?" fragte er.

„Wir verkaufen nur erstklassige Ware," erwiderte der Kommis gleichgültig.

„Aber . . . schießt er auch stark?" fragte Paul mit kindlicher Neugierde. Er wünschte, der Verkäufer möchte etwas gesprächiger sein.

„Durchschlägt auf sechzig Schritt glatt einen Menschen," erwiderte der Kommis langsam.

Paul zitterte. Der Verkäufer machte diese Bemerkung ganz zufällig als Antwort auf die Frage; Paul hatte aber das Gefühl, als wenn alle um sein Vorhaben wüßten. Dann stellte er sich einen Menschen vor, den eine Kugel glatt durchschlagen hatte.

Hätte der Kommis nur die geringste Aufmerksamkeit auf Pauls Äußeres verwandt, so würde er bemerkt haben, daß da etwas nicht in Ordnung sei. Als routinierter Waffenverkäufer aber hatte er mehr als einmal erlebt, daß einen Tag, nachdem er einen Revolver verkauft, ein Selbstmord oder ein abscheuliches Verbrechen in der Zeitung stand. Daran war er längst gewöhnt, er lobte gewohnheitsmäßig seine todbringende Ware. Wenn er einen Revolver verkaufte, dachte er nicht an die verfehlten Existenzen und Verbrecher, die ihr eigenes Leben oder das anderer mit der Waffe endeten, sondern er dachte an die Extraprozente, die er von jeder über den Wert verkauften Waffe bekam. Dieser Verkäufer war ein guter, zartfühlender Mann, ein ausgezeichneter Familienvater, der seine Kinder und sein Weib lieb hatte, und gerade deswegen interessierte er sich mehr für den Verkauf des Revolvers, als für den Käufer. Pauls Erregung beachtete er nicht im geringsten.

„Ich nehme diese," sagte Paul mit zuckenden Lippen.

Der Verkäufer bückte sich, nahm die übrigen Waffen und legte sie wieder in den Kasten.

„Befehlen Sie: einwickeln?" fragte er.

„Ja . . . nein," stotterte Paul.

„Ganz, wie Sie wünschen. Befehlen Sie Patronen?"

„Ja ja . . . natürlich," fiel Paul ein, „selbstverständlich."

„Soll ich ihn laden, oder nehmen Sie eine Schachtel?"

„Laden Sie lieber," sagte Paul. Ihm fiel ein, daß er das Laden nicht verstände.

Der Verkäufer nahm den Revolver, schüttete von den hübschen, gelben Patronen aus der Schachtel auf das Glas und lud die Waffe, wobei er geschickt mit dem Verschluß knackte. Dann gab er Paul den Revolver und fragte:

„Sonst befehlen Sie nichts?"

Paul schüttelte den Kopf.

„Zehn Rubel, zwölf Kopeken," deutete der Verkäufer auf die Kasse.

Paul steckte den Revolver in die Manteltasche und trat zur Kasse.

Die junge Kassiererin mit blutleerem Gesicht nahm das Geld in Empfang, gab ihm achtunddreißig Kopeken heraus und blickte ihm aufmerksam nach.

Sie war noch sehr jung, und deswegen gutmütiger und aufmerksamer als der Kommis, und als Paul fortging, sagte sie:

„Was hat dieser Gymnasiast für ein sonderbares Gesicht. Der erschießt sich noch! . . ."

„Wer kann das wissen," meinte der Verkäufer gleichgültig. „Wie viel ist die Uhr, Maria Alexandrowna?"

„Gerade eins," erwiderte die Kassiererin nach einem Blick auf ihre kleine Taschenuhr, die sie aus der Taille zog.

„Ich bin bange wegen Nicolas," meinte der Verkäufer, „der hat eine Art Scharlach . . . Wenn es nur erst drei wäre! Verdammte Geschichte: da stirbt einem der Sohn, und man hat keine Ahnung!..."

Er trat zum Ladentisch und legte die Gegenstände, die er Paul gezeigt, zusammen.

„Warum werden solchen Leuten Waffen verkauft?" meinte die Kassiererin, die immer noch an Paul dachte. „Der Junge tut sich noch ein Leid an . . . Was hatte der für ein Gesicht! Solchen Leuten sollte man nichts verkaufen."

„Derartige Vorschriften gibt es nicht," meinte der Verkäufer trocken. Er dachte an seinen kranken Sohn.

XI.

„Wo ist der Direktor?" fragte Paul Tumanow im Flur des Gymnasiums.

„In seiner Wohnung. Ist soeben vom Examen zurück. Muß in seinem Abeitszimmer sein," erwiderte gähnend der alte pockennarbige Hausdiener, ein entlassener Soldat.

„Meld' mich, Iwanytsch," bat Paul.

„Er ist sicher beschäftigt," brummte der Soldat ärgerlich.

„Ganz egal... ich muß ihn sprechen."

„Ich weiß nicht . . . Sie sollten den Pedell fragen."

Paul erschrak.

„Nein, ich will ihn unter vier Augen . . . bitten . . ."

„Haben Sie nicht bestanden?" fragte der Soldat. Derartige Bitten waren ihm nichts Neues.

„Nja . . ."

„Nun, ich werde Sie melden," sagte der Soldat und ging mit schweren Schritten in die Wohnung des Direktors.

Paul blieb im Flur. Er zitterte vor Angst; den Revolver hatte er ganz vergessen; er wollte nur den Direktor bitten, fürchtete aber seine Absage.

Der Soldat kehrte zurück.

„Bitte ins Arbeitszimmer," sagte er.

Paul nahm die Mütze ab, zog die Gummischuhe aus und betrat den dunklen Flur der Direktorwohnung. Eine Tür führte in das Arbeitszimmer. Paul kannte diesen dürftig ausgestatteten hohen Raum mit zwei hohen Fenstern, die auf die Straße gingen, und dem großen Schreibtisch mit einem Bronzebriefbeschwerer in Gestalt eines Wildschweins und den blauen Aktenmappen mit weißen Etiketten.

Direktor Wossnesenski saß mit dem Rücken nach der Tür seitwärts am Tisch, hielt den Kopf schräg geneigt und schrieb etwas. Auf dem Tischrande neben ihm lag eine qualmende Zigarette.

Bei Pauls Eintritt blickte er über die Schulter und machte ein ärgerliches Gesicht. Der Junge tat ihm leid; gleichzeitig konnte er nicht begreifen, daß Paul nicht einsah, was für ihn so klar war: nämlich die Unmöglichkeit, ihn entgegen den gesetzlichen Bestimmungen in die höhere Klasse zu versetzen. Trotz seiner Gutmütigkeit wurde er jetzt ärgerlich und böse, weil er in Paul Tumanow einen Faulpelz vermutete, der hätte lernen können, wenn er nur gewollt hätte. Das glaubten nämlich alle, und folglich auch der Direktor, ein Durchschnittsmensch mit landläufigen Begriffen.

„Was haben Sie mir zu sagen?" fragte er scharf, ohne Paul anzusehen.

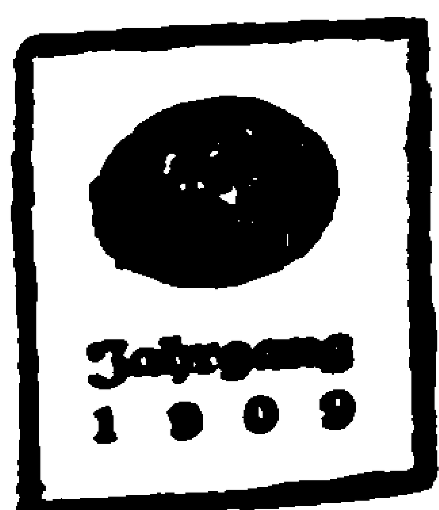
„Herr Direktor, versetzen Sie mich doch," bat Paul.

„Das kann ich nicht," zuckte der Direktor die Achseln.

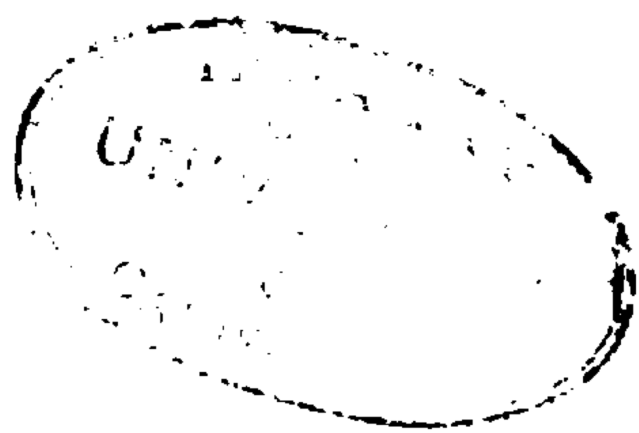
„Ich werde arbeiten," brachte Paul wehleidig heraus. — Gut, wenn ich weine — dachte er, da ihm Tränen im Halse aufstiegen. Trotzdem bemühte er sich, diese Tränen zu unterdrücken.

„Ach, mein Gott!" rief der Direktor. Er litt tatsächlich, machte aber eine verdrießliche, gelangweilte Miene.

„Herr Direktor, wenn ich das Gymnasium nicht absolviere, kann ich nicht auf die Universität."



Wilhelm Leibl: Jägerkopf.



„Das versteht sich von selbst," verzog der Direktor unwillkürlich das Gesicht.

„Ich sage gar nicht das Richtige," — blitzte durch Pauls Kopf.

Der Direktor nahm eine Zigarette, zog zweimal daran, atmete den Rauch ein, zog die Brauen in die Höhe, legte die Zigarette sorgfältig auf den Tischrand und sagte bestimmt und scharf:

„Hören Sie, Tumanow, ich weiß sehr wohl, daß Ihre Lage und noch mehr die Ihrer Eltern sehr unangenehm ist, wenn Sie abgehen müssen. Ich persönlich habe nichts gegen Sie und meine Kollegen ebenfalls nicht; aber wir alle haben unsere bestimmten Pflichten: Sie hätten arbeiten müssen, und das haben Sie nicht getan. Deswegen werden Sie vom Gymnasium ausgeschlossen. Diese Ausschließung erfolgt nicht durch uns; wir sind nur ausübende Beamte; wären wir nicht, so würden andere dasselbe tun. Mir persönlich tun Sie leid; wenn es von mir abhinge, würde ich Ihnen das Diplom geben, ohne Ihre Fähigkeiten zu kennen. Wir sind aber gehalten, nur solche Schüler zu versetzen, die gearbeitet haben; wer nichts weiß, den müssen wir bei Strafe der Enthebung von unserem Posten aus der Anstalt entfernen. Da entfernen wir Sie also. Sie haben kein Recht, sich darüber zu beklagen und uns Vorwürfe zu machen und . . . ich kann bei der Sache nichts tun. Mir scheint, das ist deutlich?"

Der Direktor blickte Paul durch die Brille an.

„Ach Gott, Herr Direktor! . . ." brachte Paul mit unmenschlicher Anstrengung heraus und fühlte dabei, wie er in einen Abgrund stürzte.

Der Direktor wandte sich zornig zu ihm um.

„Was wollen Sie eigentlich von mir? Ich kann nicht . . . verstehen Sie — kann nicht!"

„Was soll ich denn anfangen?" fragte Paul Tumanow mechanisch.

Hätte der Direktor wirklich Mitgefühl mit ihm gehabt und ihm irgend etwas geraten, so würde Paul wahrscheinlich nach Hause gegangen sein. Der Direktor aber hielt für seine wichtigste Aufgabe nicht: Kinder glücklich zu machen, sondern seinen Dienst zu tun und seine Pflicht zu erfüllen, und nur die Schüler zu versetzen, die eine genügende Durchschnittsziffer aufweisen konnten. Das kam durchaus nicht daher, daß er etwa ein gefühlloser Mensch war, sondern der Grund lag darin, daß der gegenwärtige Unterricht sein Ideal nicht darin erblickt, aus den Kindern gute, glückliche Menschen zu machen, sondern sie in den Stand zu setzen, im Kampf um den besten Platz im Leben

ihren Mann zu stellen. Ein weiterer Grund war, daß der Direktor infolge seiner Abhängigkeit jedes selbständige Urteil eingebüßt hatte. Er war verpflichtet, nach bestimmten Vorschriften zu handeln, und diese Vorschriften waren von Leuten erteilt, die mit den Kindern nicht in nähere Berührung kamen und sie nicht liebten; die Vorschriften waren auf Grund statistischer Ziffern und nicht mit Rücksicht auf lebende Wesen zusammengestellt.

Weil Paul Tumanow davon nichts verstand und trotz den Worten des Direktors keine abstrakte Theorie, sondern nur die Persönlichkeiten vor sich sah, so erwachte in ihm wütender Haß gegen den Direktor, der ihn durch seinen beamtenmäßigen, wie Paul schien, ärgerlichen Ton aufs äußerste erregt hatte.

Paul dachte an seinen Revolver. Und im selben Augenblick erschien ihm alles klar und einfach, und er wußte, daß das Ende eben so und nicht anders sein würde. Er schob die Hand in die Tasche, blickte mit wütenden, glanzlosen Augen den Direktor an und sagte, während etwas Kaltes, Drohendes in seinem Innern aufstieg, in drohendem Ton, den er selbst nicht bemerkte:

„Versetzen Sie mich, Herr Direktor, sonst . . .“

Der Direktor sah ihn sonderbar an, stand leichenblaß langsam auf und wich zurück.

„Was . . . was wollen Sie?! . . .“

Da erst bemerkte Paul, daß er den Revolver in der Hand hatte. Er sah die wahnsinnige Angst im Gesicht des Direktors, und jetzt überkam ihn eine Art lustiger Raserei. Er streckte die Hand mit dem Revolver aus und zielte mit stumpfsinnigem Lächeln gerade auf die Augen des Direktors.

„Ach Gott, ach Gott! . . .“ rief der Direktor und hielt die Hände zum Schutze vor die Revolvermündung; dann krümmte er plötzlich den ganzen Körper, schlich an Paul vorbei und lief schwerfällig aus dem Zimmer, indem er laut schluchzend rief:

„Ach Gott, ach Gott . . . Hilfe! Hilfe!“

Dieses Geschrei rief in Paul eine qualvoll angenehme Raserei hervor. Er kam sich jetzt selbst schrecklich und ungeheuer vor, lief im Vollgefühl dieses Genusses hinter dem Direktor her, zielte von der Schwelle aus auf seinen Rücken und schoß einmal und noch einmal. Durch den Rauch, der in schrecklicher Menge aufstieg, sah er, wie sich der Direktor mit dem ganzen Körper schwer gegen die Tür lehnte, mit

den Händen in der Luft fuchtelte und rückwärts mit dem Kopf zu Pauls Füßen niederschlug. Seine Brille flog von der Nase, und die guten, kurzsichtigen, vom Tode entstellten Augen blickten an Paul vorbei zur Decke.

Paul sah und hörte schon nichts mehr. In einer Art hysterischer Wut stürzte er in den Korridor und lief nach oben zum Lehrerzimmer. Den Revolver hielt er vor sich.

Die Tür zum Lehrerzimmer stand offen. Wie vorhin bewegten sich in blauen Rauchwolken Schatten hin und her. Als Paul Tumanow auf der Schwelle erschien, wandten sich alle um und wußten sofort, daß etwas Entsetzliches geschehen sei.

Paul sah, wie alle Reißaus nahmen, und jetzt gewann der tolle Rausch in ihm unheimliche Dimensionen, so daß er sich wie ein Gigant vorkam. Seine Blicke suchten Alexandrowitsch, und dann schoß er. Den Knall hörte er nicht deutlich, sah aber durch den Rauch, wie der Lehrer unter den Tisch stürzte. Seiner selbst nicht mehr mächtig, machte Paul kehrt, stürzte zur Tür heraus und lief nach unten, wobei er auf der Treppe wohl zehn Stufen auf einmal nahm.

Er stürzte durch den Flur und sah den Fuß mit sonderbar gebogener Spitze und das blasse Gesicht des Soldaten Iwanytsch in der offenen Tür, der erschreckt vor ihm ausriß.

Wie er in die Droschke sprang und in das Zimmer des Polizeimeisters gelangte, wußte er nicht mehr; er kam erst wieder zur Besinnung, als der Sekretär zu ihm sagte:

„Armer Junge."

Erst da begriff er, was für eine schreckliche, abscheuliche und ungerechte Tat er begangen und wie unglücklich er sei.

Karl Scheffler:
Der Zwinger.

Meditationen über deutsche Baukunst.

(Mit drei Bildern.)

In akademisch urteilenden Kunstgeschichten und Reisehandbüchern wird die Zwingeranlage in Dresden gemeinhin als ein Werk bezeichnet, das seinen Charakter den Repräsentationsgelüsten eines der imperatorischen Gebärde des Sonnenkönigs nacheifernden Herrschers verdanke, dessen Stilformen französisch seien und dessen reiche Kunstwirkungen dem bürgerlichen Empfinden fern blieben. Das sind Wahrheiten, denen schwer zu widersprechen ist, weil die von außen sichtbaren Tatsachen zugegeben werden müssen. Daß der Zwinger eine Schöpfung des starken August ist, dessen selbstherrliche Überkraft das Phantastische zu erstreben begann, als sie sich auf die polnische Königswürde und auf die Stellung eines Reichsverwesers berufen konnte, ist historische Wahrheit; und es ist auch richtig, daß dieses Wunderwerk der Baukunst ohne die Anregungen und Traditionen französischer Architektur nicht hätte entstehen können. Jeder aber, der einmal in Dresden war und im Hofe des Zwingers weilte, fühlt es, daß damit das starke Erlebnis der Stunde, die nachschwingende Gewalt und Tiefe des Eindrucks nicht erklärt sind, daß in dieser Architektur vielmehr etwas enthalten sein muß, das mit den vergänglichen Zwecken fürstlicher Repräsentation, mit der Befriedigung kunsthistorischen Wissens und mit theatralisch prunkender Augenblickswirkung nichts zu tun hat. In der Tat sind die Bauherrnrolle Augusts des Starken und die Muster französischer Baukunst für dieses Gebäude nur äußere Faktoren gewesen, um der schöpferisch genialen Gewalt einer unsterblichen Bauidee konkrete Gestaltung zu ermöglichen. Diese Bauidee ist es, die den Betrachter heute noch erschüttert. Man fühlt sich versucht, vor den Gebäudekomplexen des Zwingers ähnlich zu fühlen und zu denken, wie der junge Goethe es einst vor dem Straßburger Münster tat. „Von deutscher Baukunst!" Diesen Titel könte man mit Recht auch einem Essay über die Zwingerarchitektur voransetzen. Denn es ist nicht wahr, daß die innere Emp-

findung dieser Kunst dynastisch und französisch ist. Sie ist deutsch, trotz ihres romanischen Ursprungs; und trotz der Hofmaske ist sie ebenso gut bürgerlich, wie es Lessing und Bach waren, mit Zopf und Allongeperücke.

Freilich hat man sich gerade heute, in den Tagen eines berauschten Kunstchauvinismus, sehr zu hüten, mit dem Wort deutsche Kunst nicht ein wohlfeiles patriotisches Spiel zu treiben. Es ist darum eine Begründung nötig, wenn man vor dem Zwinger mit Betonung von deutscher bürgerlicher Baukunst spricht. Versucht man den Beweis, um sein Gefühl auch intellektuell zu rechtfertigen, so gewinnt man nebenbei noch eine große Impression historischer Stilmetamorphosen.

Es wird gemeinhin gelehrt, das Barock, und mehr noch das Rokoko seien spezifisch französische Stile. Die Suggestion dieser Lehre sitzt dem Laien von der Schule her so fest im Blut, daß er nach Frankreich mit dem Bewußtsein kommt, das Mutterland einer phantastisch reichen Barockbaukunst zu betreten. Wie erstaunt er nun, wenn es sich ihm zeigt, daß die französische Baukunst des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts niemals jene malerisch reichen Ausartungen gekannt hat, die der Deutsche unter den Worten Barock und Rokoko begreift. Wohl ist in Frankreich heute noch das zierliche Rokoko der spezifische bürgerliche Interieurstil, wohl findet man Wunder prächtig barocker Innenkunst in der Apollogalerie des Louvre, in der Galerie des Glaces des Versailler Schlosses oder in den geistreich von Boucher dekorierten Räumen des Schlosses von Fontainebleau; niemals aber überschreitet selbst die dekorative Fülle dort die Grenzen einer Maß und beruhigte Harmonie suchenden Architektonik. In der Fassadenarchitektur nun gar — selbst in der aus der Zeit Ludwigs XV. — findet man stets eine zurückhaltende Würde und Strenge. Das Barock ist in Frankreich immer mehr oder weniger akademisch angewandt worden, ist mehr architektonisch gewesen als malerisch, mehr kühl systematisch als ungebunden; und zur selben Zeit, als der Rokokostil in Paris das Interieur eroberte, setzten bezeichnenderweise in der Außenarchitektur schon klassizistische Bestrebungen ein. Gerade die Idee des Rokoko hat sich in der Atmosphäre der französischen Kunst nur zur Hälfte entwickeln können. Die eigentlich charakteristischen Gebiete der späten Barock- und der Rokokobaukunst findet man in Deutschland. Vor allem in Süddeutschland; in Würzburg und Bruchsal, München und Fulda, in Wien, Salzburg, Augsburg und Dresden. Vor den deutschen Jesuitenkirchen, Fürstenschlössern und selbst vor der bürgerlichen Profanarchitektur erkennt man es, daß sich

bei uns erst die seltsame Schöpfungskraft der Architektur, der wir den Namen Rokoko geben, konsequent entfaltet hat.

So sehr hat sie es getan, daß das Rokoko fast als eine ebenso germanische Kunstbildung anmutet, wie die Gotik es ist. Daß das Geburtsland beider Stile Frankreich ist, steht damit nicht im Widerspruch. Es entspricht durchaus der eigenartigen Rolle, die dieses Land in der Baugeschichte gespielt hat, daß die Idee der Gotik wie des Rokoko in ihm gefunden wurde, daß die eigentliche Ausbildung beide Male aber außerhalb seiner Grenzen erfolgte. Die Sendung Frankreichs hat von je darin bestanden, zwischen romanischem und germanischem Wesen in der Kunst — und auch wohl im Sozialen — zu vermitteln. Wie das französische Volk zur Hälfte romanischen und zur Hälfte germanischen Ursprungs ist, so ist es in der Kunst ein Vermähler des Nördlichen und Südlichen, des Italienischen mit dem Niederländischen und Deutschen geworden. Seine Geschichte zeigt ein fortgesetztes Ringen beider Elemente. In der Kunst ist der Sieg eines dieser Elemente stets von neuen Formideen begleitet worden. Dieselben Ursachen aber, die diesen Dualismus immer schöpferisch gemacht haben, sind auch Grund gewesen, daß die neuen Kunstideen in Frankreich niemals bis zur letzten Konsequenz entwickelt werden konnten. Das Romanentum im Franzosen hat sein Germanentum immer lebhaft zur Selbstbehauptung aufgestachelt, hat diesem auf einem gewissen Punkt aber stets auch ein Gegengewicht gegeben und es zurückgehalten, das letzte zu tun. Darum ist weder in der französischen Gotik noch im französischen Rokoko — zwei Stile, die ihre Entstehung jedesmal einem Übergewicht der germanischen Lebenskräfte verdankten — das starke Sich-Gehen-Lassen das gewaltige Sich-Erschöpfen, das wir innerhalb derselben Stile in Deutschand finden. In Frankreich, von fränkischen Volkselementen, ist die Gotik erfunden und in ihren architektonischen Grundzügen festgelegt worden; in Deutschland aber, inmitten eines noch unvermischten Germanentums, ist sie erst in all ihren Möglichkeiten abgewandelt worden. In allen ihren malerisch phantastischen Möglichkeiten. Eben darum haben die Deutschen die Gotik so bald auch erschöpft; denn die Baukunst kann gewaltsame Übersteigerungen ins Poetische nie lange aushalten. Auch das Rokoko ist in Frankreich geboren; und wieder hat der germanische Geist erst diesen Stil voll ausgebildet. Beide Male fanden die mächtig angeschlagenen Töne in Deutschland so günstigen Resonanzboden, daß sie dort erst mit all ihren Über- und Untertönen zu Gehör kamen.

Und hier lenkt die Geschichte nun den Blick auf eine Erscheinung, die unsere Kunsthistoriker einmal ernsthaft ins Auge fassen sollten: auf die wahrhaft tiefsinnige Tatsache, daß beide Male, wo der fränkische Geist in Frankreich einen Stilgedanken fand und wo der deutsche Geist ihn selbständig aufnahm, etwas formal durchaus Verwandtes gefühlt und gewollt wurde, trotzdem zwischen Gotik und Rokoko vier bis fünf Jahrhunderte liegen, daß beide Stilformen von gleichem Stamme sind. Gotik und Rokoko, der „christliche Stil" und der „höfische" des verderbten fünfzehnten Ludwig! Dem zünftigen Gelehrten sträuben sich die Haare. Leider ist hier nicht Raum und Gelegenheit, die ähnlichen historischen Voraussetzungen aufzuzeigen, die beiden Baustilen zur Grundlage geworden sind, und im einzelnen darauf hinzuweisen, daß ebenso, wie zur Zeit der Gotik eine große Epoche in üppiger Fruchtreife ihrem Ende entgegen ging, während zugleich in die Rauschgefühle gesteigerten Bürgerselbstbewußtseins Ahnungen einer neuen Zeit, des Renaissancezeitalters, hineinspielten, auch die Epoche des eigentlichen, selbständigen Barock und Rokoko begann, als eine stolze Zeit, die Renaissance, sich genialisch erschöpfen wollte, und als zugleich die Ideen der Revolution und des modernen Lebensgefühls an die Pforten des Jahrhunderts pochten. Es kann hier auch nur eben auf den Umstand hingewiesen werden, daß das Barock nur zum Teil eine Entartung der Renaissance genannt werden darf, daß das Rokoko nur zum Teil, nur äußerlich der Stil einer weichlichen Hofgesellschaft war, und daß hier und dort eine Idee von ungeheurer Intellektualität, Phantasie und Kraft zutage tritt. Ein modern bürgerlicher Stilgedanke, der nur im Zeitalter der Encyklopädisten, der d'Alembert, Diderot, Voltaire, Rousseau und Lessing, der Bach und Händel, und in der Generation, woraus Kant, Goethe und Schiller hervorgingen, reifen konnte. Es muß dem nachdenkenden und mit dem Auge vergleichenden Gefühl überlassen bleiben zu erkennen, wie sehr gerade das Rokoko im Formgefühl und in der Linienempfindung, in seiner Knorpelplastik, in den Rinnen- und Rillenbewegungen, in der abstrakten Liniensucht und Motivierungslust, in seinem malerischen, impressionistischen Intellektualismus und Kausalitätsgefühl der Gotik entspricht. Man sehe nur eine der vielen gotischen Kirchen an, deren Türme im achtzehnten Jahrhundert niedergebrannt und durch Rokokotürme ersetzt worden sind: wie sich die Formen organisch ineinanderfügen, wie sie natürlich zusammengehören. Freilich ist die Gotik ein weltbeherrschender Baustil gewesen und das Rokoko nur eine Episode der Geschichte.

Aber das berührt nicht das Wesentliche. Worum es sich handelt, das ist die Einsicht, daß wir schon im Barock und konsequent dann im Rokoko ebenso wie in der Gotik verwandte Gebilde des germanischen Schöpfungstriebes vor uns haben. Germanisch in ihrer das Architekturgesetz durchbrechenden Überfülle, in ihrer malerischen Phantastik und in ihrer überreichen Formenmystik.

Denn das eben ist es, was uns im Zwingerhofe, vor dieser seltsamen Architektur, die das Barock zum Rokoko herüberleitet, berechtigt, von deutscher Baukunst zu sprechen, was uns ähnlich fühlen läßt, wie es der junge Goethe vor dem Straßburger Münster tat. Es ist ein germanisch bürgerliches Kunstempfinden, was in diesen Bauwerken in phantastischem Formenreichtum emporsprießt, sich wölbt und dehnt, sich kuppelt, aufschwillt und wieder rhythmisch dahingleitet. Dieses Bauwerk hat derselbe Geist gebildet, aus dem Bach und Händel, und später Beethoven hervorgegangen sind, und worin unsere Klassiker der Dichtkunst wurzeln. Deutsch und bürgerlich ist die Zwingerarchitektur, trotzdem ein französelnder Selbstherrscher sie seinem Prestige hat als Denkmal errichten lassen. Der Schöpfer dieses genialen Werkes, Matthäus Daniel Pöppelmann, darf laut neben Erwin von Steinbach genannt werden, und in demselben Ton begeisterter Dankbarkeit, wie sie heute noch fortreißend in den Dithyramben Goethes klingt. Daß Pöppelmann dieses Bauwerk für einen Selbstherrscher errichtete, ist zufällig. Nicht zufällig ist es aber, daß die Idee dieser Kunst im Geiste eines bürgerlichen Baumeisters Gestalt gewann und sich in schöne Form umzusetzen vermochte. Denn die Formideen sind in dieser schöpfungsreichen Seele gewachsen, wie die Melodien und harmonischen Rhythmen im Geiste Sebastian Bachs. Diese Wälder und Gebirge aus plastischer Form, edel und leicht gebildet, nach kunstgefügter Ordnung, wie nach einem Schöpfungswort Gottes, konnten nur von einem Individuum ersonnen werden, in dem sich die ganze Volkskraft genial manifestierte.

Im Zwingerhof erlebt man romantisch-phantastische Stimmungen, wie sie nur vor Werken der Gotik wiederkehren. Die Säulen und Wandgliederungen, die von fern nach Griechenland weisen, die strengen Rhythmen der Renaissanceordnung werden überwuchert von der zackigen Pracht märchenhaft reich sich drängender Phantasiegestaltungen. Dem Auge ist es gleichgültig, für wen diese Speise-, Spiel- und Tanzsäle da sind, was diese Zimmer, Bäder, Grotten, Triumphbögen, Lustgänge, Baum- und Säulenreihen einst sollten; es haftet nicht

am Einzelnen, gleitet über die Ornamente und Arabesken, über die Reichsadler, Ordensterne, Siegestrophäen, Namenszüge und Wappen hinweg und kümmert sich nicht um die allegorische Bedeutung von Kartuschen, Zeptern, Palmen, Füllhörnern, Fruchtgehängen, Statuen, Masken und Muscheln. Man wird trunken von der Idee des Ganzen, von der Überfülle an Formmelodie, die vom Rhythmus der Anlage, vom Schwung der Pavillondächer, von dem Vor und Zurück der Pilasteranordnungen, dem Tempo der Vertikalen, den sich selbst übertürmenden Aufbauten auf Dach, Gesims und Galerien ausgehen. Wie sich die Anlage im Rechteck mit klaren Achsen dahinstreckt, wie sie sich senkt und hebt, wie aus den Galerien märchenbunt die Pavillons aufsteigen, wie die Maße und Verhältnisse singen, die Bewegungen musizieren und das hundertstimmige Formengetön zu brausenden Harmonien gefällig zusammenfließt: das ist es, was zum unverlöschlichen Erlebnis wird. Man hört aus diesem Bauwerk die im stolzen Selbstgefühl sich aufwärts reckende Seele eines ganzen Volkes sprechen. Zopf und Perücke, Galanteriedegen und Kniehosen: das stört in der Architektur so wenig, wie es in den Bildnissen jener Zeit stört. Unter den Modeformen der Kleidung blickt ein wohlgebildetes, männlich herrschendes Gesicht hervor, das das Antlitz des ganzen deutschen Bürgertums jener Zeit ist.

Die Baukunst, deren stolzes Denkmal der Zwinger ist, konnte nicht ausdauern; denn sie ist ein äußerstes. Man kann sich kaum einen Baustil denken, der über die Zwingerarchitektur poetisch und malerisch noch hinauszugehen vermöchte und dabei entwickelnde Kraft bewahrte. Die Stilidee, wie sie sich auf der Grenzscheide des Barock und Rokoko darstellt, ist in diesem Bauwerk nach einer Seite wenigstens erschöpft worden. Darum lassen sich auch die Gesetze der künstlerischen Statik und mathematischen Rhythmik vor diesem wunderlichen Meisterwerk nicht demonstrieren. Ein anderes ist der griechische Tempel oder der Renaissancepalast, und ein anderes diese malerisch gewordene Schauarchitektur deutscher Barocklust, die ganz „vom Zweck genesen" ist und doch so dramatisch psychologisch mit den Kräften spielt. Diese deutsche Kunst der Überfülle ist im gewissen Sinne theatralisch und dekorationswütig wie das Flamboyant. Aber es ist keine Theaterei zu äußeren Zwecken darin, sondern der Drang zum strahlend vielfältigen Lebenssymbol. Auf Mystik, intellektuell gewordener Inbrunst und sich geistig differenzierender Überkraft beruht diese Gotik des achtzehnten Jahrhunderts. Die ungebändigte Motivenlust tritt darin wie ein Naturdrang zutage, und man denkt nicht selten sogar

an die phantastische Tiefsinnigkeit indischer Bauweise. Aber hinter der üppigen Formfülle werden dann auch strengere Renaissanceformen sichtbar, wie das Mathematische hinter dem Poetischen; antikische Motive klingen hinein, wie ein Ton der Notwendigkeit in die Freiheit.

Was wäre erst geworden, wenn August der Starke seinen Plan hätte zu Ende führen können, wenn nicht Sempers Museumsbau den Zwingerhof mit halb doch erkünstelter Würde abschlösse, sondern wieder eine aus Galerien und Pavillons gebildete Architektur; und wenn es so weiter ginge bis hinab zur Elbe, wie die Planstiche Pöppelmanns es zeigen. Es wäre ein Bauwerk geworden, wie aus „Tausend und eine Nacht", das grandioseste Kapitel vielleicht der deutschen Baugeschichte. Ein machtvolles Denkmal des deutschen Geistes, der in der Baukunst immer jäh zum Höchsten strebt und sich in kurzer Zeit darum stets erschöpft, ist die Zwingeranlage aber auch in ihrer jetzigen Gestalt. Auch in diesen niedrigen Gebäudegruppen ist ein Babelgedanke. Er strebt nicht in die Höhe, nicht ins Materielle, sondern zur Überfülle der Empfindung. Der Franzose wird uns in der edlen phantasievollen Einfachheit, in den Formen eines lebendigen Akademismus stets überlegen sein; und niemals werden wir die monumentale Ruhe italienischer Renaissance in unser rauhes Klima zu übertragen vermögen. Unsere eigentliche Kraft ruht in dieser gotisch rokokohaften Übersteigerung der Erfindungskraft, in der barocken Formenpoesie und in der inbrünstigen Genialität, die in wenigen Jahrzehnten Unsterbliches schafft, um dann lange Zeit von der Erregung auszuruhen und in diesem Ruhestadium zum Puritanismus klassizistischer Begriffskünste dann zu greifen. Nur vor einzelnen, im Vaterlande verstreuten Werken höchster Erfindungsenergie genießen wir darum den Geist deutscher Baukunst, wie in komprimierter Form. Das eben füllt uns die Stunden mit einem unvergeßlichen Erlebnis, wenn wir in Dresden die Zwingerarchitektur betrachten. Es ist die symbolische Gewalt dieser zugleich geheimnisvollen und heiteren Kunst, was uns in einen Zustand wahrhaft poetischer Kontemplation versetzt; es ist die überwältigende sinnliche Nähe jener tiefsinnig rätselnden Schönheit, der unser innerstes Wesen inbrünstig ein jubelndes Ja zuruft, was uns fromm und tanzselig zugleich macht.

Edmund Miller:
Die Mordnacht von Vincennes.

Mehr als ein Jahrhundert ist verflossen, seit der unglückliche Herzog von Enghien in Ettenheim in Baden auf Befehl des nachmaligen Kaisers Napoleon verhaftet und einige Tage darauf in Vincennes erschossen wurde.

Um dieses furchtbare Verbrechen, das der Korse an dem völlig schuldlosen Bourbonen verübt, sich einigermaßen erklären zu können, muß man einen kurzen Rückblick auf die Ereignisse während der der Missetat vorangegangenen fünfzehn Jahre in Frankreich werfen.

Wohl fließen die Quellen reichlich, allein nicht immer rein und klar, vielmehr oft recht trübe und vergiftet selbst, so daß gewissenhafter Forschung äußerste Vorsicht geboten ist.

Verhältnismäßig am besten wird man fahren, wenn man sich in die Prozeßakten selbst vertieft, auf Grund deren die folgenden Ausführungen aufgebaut sind. Es sind dies:

„Procès instruit par la cour de justice criminelle et speciale du département de la Seine, séante à Paris, contre Georges, Pichegru et autres, prévenus de conspiration contre la personne du Premier Consul.“ Paris 1804. 8 vols.

Ferner:

Documents authentiques de L. Constant, „Le duc d'Enghien.“ Paris 1869. 4. et 5. cap. de Iier tome des Mémoires de Madame de Rémusat, Paris 1880. Neugarede de Fayet 1844, Boulay de la Meurthe 1866 und Welschinger 1888.

I.

Wenn wir mit Voltaire reden wollten, müßten wir statt Frankreich, d. h. Frankreich seiner Tage, „Tigeraffe“ sagen.

Der „Tigeraffe“ also hatte 1789 eine Revolution begonnen, welche als eine echte Rabenmutter ihre Söhne, und zwar weit mehr bessere, als schlechte verschlang, bis ihr am 9. Thermidor — 27. Juli 1794 — der blutüberladene Magen zerbarst.

Ihr folgte zunächst eine grundsatzlose Anarchie, dann das liederliche

Direktorium, an dessen Stelle wiederum der korsische Abenteurer dem „Tigeraffen" seine Tyrannei als einzige Rettung aus grenzenlosem Elend aufschwindelte. Was galten alle Leiden des Ancien Régime gegen die blutrasende, alle soziale Bande lösende Anarchie der Revolutionsperiode. Ganz Frankreich blickte mit Erbitterung auf das wüste, mörderische Pöbelregiment zurück. Das Symbolum liberté, égalité et fraternité, eine Gesindel befeuernde Phrase, war nur eine Maske für Bösewichte, Betrüger und betrogene Betrüger gewesen.

Auch war die Nation phrasenmüde geworden, sie hatte an dem unaufhörlich schwirrenden, parlamentarischen Schwatz übergenug; mindestens wollte sie die Phrasendrehorgel auf eine andere Tonart gestimmt haben und war daher eitel froh, als der Korse von der ersten „Dreikonsulnberatung" herauskam und „gar so allerliebst scherzte": „Ich bin nicht gemacht zu einem konstitutionellen König — Mastschwein à la König von England!"

Der „allerliebste" Scherz war jedoch bitter ernst, und es entsprach nur der allgemeinen Stimmung, wenn der skrupellose Verfassungsfabrikant Sieyès erwiderte: „Wir haben einen Herrn, der alles weiß, will und macht!"

Ja, an Napoleon war alles Lüge, ausgenommen seine Selbstsucht, welche seine Falschheit noch weit überragte.

Man hatte es Goethe oft verübelt, daß er vor Bonaparte Respekt hatte; aber wenn man bedenkt, daß er alles miterlebt und vieles mit eigenen Augen unmittelbar angesehen hat, dann mag er wohl mit Shakespeares Cassius von Cäsar gedacht haben:

„Fürwahr, er schreitet durch die enge Welt
Wie ein Koloß daher, derweil die Zwerge
Ihm zwischen den Gigantenbeinen wuseln."

Ebenso muß man auch Wieland mildernde Umstände zubilligen.

Napoleon baute auf das „Gemeine", aus dem der Mensch gemacht ist. Daher seine Erfolge. Er verachtete die Menschen im allgemeinen und die Franzosen im besonderen.

Er durfte sich über die Republik schon lustig machen, als die blutrandigen Flammen der Revolution noch hoch aufloderten. Er ließ sich gerne den von Fontanes erfundenen Titel eines „Wiederherstellers der Gesellschaft" gefallen.

Der „Neffe" nannte sich ein halbes Jahrhundert später sogar „Retter der Gesellschaft".

Erziehung und Wissenschaft galten dem Oheim nichts, oder nur soviel, als man damit Offiziere, Ingenieure und Beamte machen konnte. Sonst verfolgte er alles ideale Streben mit unerbittlichem Hasse, und wenn er Goethe auszeichnete, so war das Koketterie, um den Liebhabereien der Deutschen zu schmeicheln, oder wenn er, um besonders artig zu sein, mit der Königin Mathilde von Württemberg über englische Literatur parlierte, so war das auswendig gelerntes Machwerk; er verstand nicht einmal etwas von der französischen; in der Banditenliteratur der korsischen Machia mochte er zu Hause sein.

Nach den Siegesschlägen von Marengo und Hohenlinden mußte der deutsche Michel, der seit zweihundert Jahren fast nur Prügeljunge der Weltgeschichte gewesen, drei und eine halbe Million seiner Söhne dem Korsen weihen.

Dann folgte der Reichsdeputationshauptschluß, nur das Vorwort zum schmachtriefenden Rheinbund, welchen der Protektor Napoleon fabrizierte. Dazu am 27. März 1802 der Friede von Amiens, mit den Engländern geschlossen, ein Friede, wie er noch niemals heuchlerischer von beiden Seiten zuwege gebracht worden war; denn Friede konnte für England niemals sein, solange Napoleon existierte. Daher hielt es auch ein förmliches „Heer", d. h. eine ganze Bande von Emigranten, Attentätern und Meuchelmördern im Solde, welche, je nachdem das Geschäft es mit sich brachte, in offenem Felde oder aus dem Hinterhalt ausgespielt werden sollten. Napoleon hatte somit allen Grund, die englischen Oligarchen für Banditen zu halten; warum also sollte er keiner sein? Gleichwohl hatte damals nicht er den Krieg mit England begonnen, denn dazu war eine Flotte nötig, und man hatte keine; eine solche zu schaffen, rechnete er sieben Jahre. Dann allerdings hätte er nicht mehr länger gezögert. Die Engländer aber taten ihm den Gefallen nicht, sorglos zu sein, bis der Korse fertig war; sie trafen daher ausgedehnte Vorbereitungen, kriegerische und meuchelmörderische; denn die Großkrämer hatten kein Verlangen nach einem Bonaparteschen Besuch in ihrem Inselkontor. So entstand die Cadoudalsche Verschwörung.

II.

Das Jahr 1804 versprach den Franzosen interessante Ereignisse — in den Tuilerien einen Thron, auf dem Grèveplatze ein Schafott und im Schloßgarten von Vincennes ein Grab.

Der Graf von Provence, nachmals Ludwig XVIII., hatte Napoleon

etwas herablassend aufgefordert, das Werk der Wiederherstellung Frankreichs mit der Zurückführung der legitimen Bourbons zu krönen, worauf der Konsul voll Hohn und mehr als unverschämt antwortete. Später jedoch schrieb er höflicher und über die Maßen naiv nach Warschau, wo der Prätendent residierte, Ludwig möchte für sich und seine Dynastie gegen zwei Millionen Franken jährlich dem französischen Throne entsagen, worauf der Legitime dem Illegitimen unter verächtlicher Anspielung auf seine niedere Geburt als Landbaron den Standpunkt, von welchem eine bourbonische Majestät auf einen bonaparteschen Parvenu und Usurpator herabsah, klar machte. Bourbonismus und Bonapartismus waren also miteinander quitt, aber noch lange nicht miteinander fertig. Die Engländer hatten ihre helle Freude daran. Sie steckten dem Haupte der Cadoudalschen Verschwörung gleich eine ganze Million in die Tasche.

Die Million und der zwischen England und Frankreich von neuem ausgebrochene Krieg verrückte den Emigranten die Köpfe vollends. Sie glaubten an eine unzufriedene republikanische Partei unter Moreau, an die Unterstützung des Königtums durch die schon früher heimgekehrten Emigranten und durch die wiederhergestellte Kirche; es wäre, so wähnten sie, nur irgendwo in Frankreich das Lilienbanner zu entfalten, um eine allgemeine royalistische Erhebung anzufachen.

Verbannte sehen die Dinge immer anders an, als sie sind. Moreau, wohl militärisch befähigt, sonst aber gewiß kein Genie, hatte sich von seiner Frau und Schwiegermutter, welche der Madame Josephine die Residenz in den Tuilerien nicht gönnten, vorschwatzen lassen, der erste Platz in Frankreich gebühre ihm. Das glaubte Moreau nun zwar gerne, aber danach zu handeln, zögerte er doch.

Gesetzt auch, der General wäre fähig und willens gewesen, den Einbläserinnen den Gefallen zu tun, den General Monk hätte er den Bourbonen so wenig wie Napoleon gemacht. Die Vendée hatte ebenfalls genug gelitten; die zurückgekehrten Emigranten aber wurden, sobald sie ihre Charakterlosigkeit nachgewiesen hatten, von Bonaparte sehr bevorzugt; denn er brauchte sie notwendig für den neuen Hof. Der Kaisermantel war schon bestellt, und die Geistlichen sangen eifrig: „Domine, salvum fac consulem!“ und stimmten damit ihre Kehlen auf „Domine, salvum fac imperatorem!“ Dies Wort klang für Napoleon eigentlich zu schön, „Empereur“ hätte da vollauf genügt.

Aber trotzdem die Dinge für den Korsen recht günstig standen, war



Zwinger-Portal in Dresden.
Zum Essay von Karl Scheffler.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

England dennoch entschlossen, ihn zu „beseitigen" oder zu „expedieren". Die britischen Gesandten, Drake in München, Spencer-Smith in Stuttgart und Taylor in Darmstadt, verteilten viel Geld, auch an die in Deutschland lebenden Emigranten. Da aber der Graf von Provence das Mordkomplott mißbilligte, so wandte man sich an seinen Bruder, den Grafen von Artois — nachmals Karl X. —, der gleich seinem Sohne, dem Herzog von Berry, mit Feuereifer darauf einging; ebenso sagten die Polignacs und der Marquis de Rivière, dieser eigentlich die Seele des Ganzen, freudig zu. Die Prinzen Condé dagegen einzuweihen, hielt man nicht für ratsam; sie waren im Grunde zu brave Leute. Den Streich selbst sollte Georges Cadoudal, der Müllerssohn, führen; der aber wollte ihn so führen, daß man ihn für eine kriegerische, nicht für eine meuchelmörderische Tat ansehen müssen sollte.

III.

Napoleon hatte auf seinen Hin- und Herfahrten zwischen Paris und Malmaison, wie anderen Orten, stets ein Dutzend Reiter bei sich.

Diese wollte Cadoudal mit seinen Getreuen überfallen, und so den Ursurpator in offenem Kampfe auf offenem Felde erschlagen; dabei müßte aber ein bourbonischer Prinz, den Degen in der Hand, mittun; denn so wäre das Attentat aus der gemeinen Sphäre des Meuchelmordes in die erhabene eines kriegerischen Wagnisses erhoben. Man sieht, daß die menschliche Erfindungsgabe in keiner Kunst so Bedeutsames leistet, wie in der Selbstbelügung, die aller Wahrscheinlichkeitsberechnungen spottet.

War aber Napoleon „expediert", so trat bei dem Rechenexempel die Ziffer Moreau in den Vordergrund. Die englische Regierung arbeitete nun energisch und rasch weiter. Außer der schon genannten Million stellte sie den Verschwörern einen Schnellsegler unter dem kühnen Kapitän Wright zur Verfügung.

Zwischen Dieppe und Tréport steigt das französische Felsenufer jäh empor. Dort gab es eine, nur mit Hilfe eines Seiles zu erkletternde Klamm, Béville geheißen; sie wurde viel von Schmugglern benützt.

In der Nacht landete hier Wright auf ein verabredetes Zeichen Cadoudal und seine Vertrauten und suchte dann wieder die hohe See. Die Verschwörer aber gelangten auf Schleichwegen von Versteck zu Versteck in befreundeten Meierhöfen und Schlössern nach Paris. Dort brachte Cadoudal zwar nicht, wie erwartet, hundert, wohl aber dreißig Chouans zusammen, die im äußersten Falle auch genügten.

Inzwischen schlichen die ebenfalls insgeheim herbeigeeilten Pichegru und Lajolais den General Moreau an, um zu sondieren. Entweder nun schwatzte dieser mehr, als gut war, oder die Anschicksleute berichteten, was sie gerne gehört hätten. Kurz, Moreau wurde später dadurch nicht wenig kompromittiert.

Wie im August 1803 der erste, so langte am 20. Januar 1804 ein zweiter Verschwörertrupp auf demselben Wege in Paris an. Cadoudal wollte nun den Schlag führen, wenn Napoleon nach St. Cloud oder Malmaison ging. Aber es kam Ordre zu warten, bis man mit Moreau im reinen sei. Da gingen Cadoudal, der an Ort und Stelle besser sah, als die Leute, die sich im englischen Hinterhalte entfernt hielten, endlich die Augen auf, und nach einer Unterredung zwischen Moreau und Pichegru, der er angewohnt hatte, kennzeichnete er die Lage kurz mit den Worten: „Das geht schief!"

Freilich, Moreaus Ehrgeiz stand in einem geradezu komischen Gegensatz zu seinen Fähigkeiten, der Mann bildete sich allen Ernstes ein, nur er und niemand Anderes könne Napoleons Nachfolger sein. Aber Cadoudal wollte davon nichts wissen: „Wenn es doch einmal ein Usurpator sein soll, dann ist mir der Bonaparte immer noch lieber, als dieser Moreau ohne Kopf und Herz." Jetzt wollten die Verschworenen wieder nach England fliehen; aber es war zu spät, die Späher und Sbirren waren ihnen schon auf den Fersen.

Der schreckliche Name Fouché genügt. Napoleon hatte diesen Menschen wieder zu Gnaden aufgenommen, nachdem er seine Spürnase von neuem hatte werten müssen. Der ci-devant Jakobiner hatte während der Schreckenszeit für sich allein vierzehn Millionen zusammengeschnüffelt; solche Leute konnte der Korse brauchen. Fouché ließ fünf der Chouanerie verdächtige Gesellen auf das Geratewohl verhaften; zwei mußte man wieder laufen lassen, die drei andern wurden zum Tode verurteilt. Von diesen wiederum ließen sich zwei erschießen, der dritte verriet, was er wußte, nämlich, wie die Verschworenen über Béville nach Paris gekommen seien, um den ersten Konsul zu ermorden. Dabei hatten sich die Kerle alle als echte Franzosen in Positur geworfen; die einen verwünschten den Usurpator, die anderen den gewissenlosen Bourbon, der sie in den Abgrund gestürzt habe. Wieder andere logen so unverschämt, daß viele ganz unbescholtene Männer ins Elend kamen. Nun aber erschien Napoleon selbst auf dem Plan, machte es jedoch anders, als die Komplottbrüder, die nur geschwatzt hatten; er handelte.

IV.

Moreau ward kurzer Hand verhaftet und in den Temple gesperrt, der schon sehr erlauchte Gefangene gesehen, und wo der Sieger von Hohenlinden jetzt darüber nachdenken konnte, wohin es immer führt, wenn der Ehrgeiz eines Menschen viel länger ist, als sein Verstand.

Inzwischen wurde der berühmte Oberst Savary damit betraut, die an der Felsenklamm von Béville landenden Prinzen Artois und Berry in Empfang zu nehmen. Ja, diese Herrn hatten niemals daran gedacht, nach Frankreich zu kommen, bevor nicht alles im reinen und jede persönliche Gefahr durch Beseitigung Napoleons ausgeschlossen war. Diesesmal hatte den „Menschenkenner" Bonaparte seine Hauptkunst doch etwas im Stiche gelassen.

Was nun Moreau betraf, so machte er einen recht widerwärtigen Eindruck, indem er vor dem Untersuchungsrichter gar so kläglich aussagte; freilich keiner der Verschworenen hatte eine Ahnung von der Verhaftung der anderen und konnte somit auch von deren Geständnissen nichts wissen, während der Großrichter Regnier seinerseits in den Verhören zu den unlautersten Kniffen griff; die ganze Gesellschaft war in der Tat einander wert.

Allein, was nützte alles, man hatte Cadoudal nicht, der zwar nicht das Haupt der Verschwörung, aber doch der Hauptmann der bezeichneten Meuchelmörder war. Artois hatte ihn zu seinem Generalleutnant ernannt, — eine billige Ehre. Alle Tore von Paris, das damals 600000 Einwohner zählte, wurden geschlossen, die Stadt ward unausgesetzt umritten, die Ein- und Ausflüsse der Seine wurden scharf bewacht.

Nun begann im Innern eine furchtbare Hetzjagd auf die für vogelfrei erklärten Verschwörer, von welchen mancher, der in der Lage dazu war, 6—8000 Franken für eine elende Nachtherberge bezahlen mußte. Endlich ward wenigstens Pichegru aufgespürt und in den Temple geschafft, den er nur im Sarge wieder verlassen sollte. Eine gewissenhafte historische Forschung muß aber zu dem Ergebnis kommen, daß er als Selbstmörder gestorben.

Cadoudal fingen sie zu allerletzt, am 9. März 1804. Abends 7 Uhr hatte er sein Versteck verlassen, um ein neues aufzusuchen. Seine Spürhunde verfolgten ihn bis zum Pantheon. Dort ward er umringt und, nachdem er in wütender Gegenwehr einen Polizisten niedergeschossen und einen andern schwer verwundet hatte, dingfest gemacht.

Von der englischen Million fand man noch 60000 Franken in Gold und Banknoten bei ihm, welche die Witwe des Niedergeschossenen erhielt. Auch vor Gericht machte das Haupt der Chouans die beste Figur von allen. Im „Procès instruit, II. 79. 83.“ lesen wir:

„Warum kamen Sie nach Paris?“

„Um den Ersten Konsul anzufallen.“

„Womit?“

„Mit offener Gewalt.

„Was beabsichtigten Sie und Ihre Mitverschworenen weiter?“

„An die Stelle des Ersten Konsuls einen Bourbon zu setzen.“

„Welche Rolle sollten Sie bei dem beabsichtigten Angriff auf den Ersten Konsul spielen?“

„Die Rolle, welche mir einer der französischen Prinzen, der dabei sein sollte, zuweisen würde.“

„Also in Übereinkunft mit den ci-devant französischen Prinzen ist der Attentatsplan entworfen worden, und sollte er auch zur Ausführung kommen?“

„Ja!“

„Sie haben sich mit den ci-devant französischen Prinzen verabredet?“

„Ja!“

Der arme Betörte aus dem Morbihan war felsenfest von der Gerechtigkeit und Reinheit dieser Sache und der Rolle, die er dabei spielte, überzeugt.

Jede Angabe aber über seine Mitverschworenen und über seine eigenen Verstecke verweigerte er standhaft:

„Ich will die Zahl der Opfer nicht vermehren, es sind ohnehin ihrer schon genug.“

Der Marquis de Rivière, die Polignacs und andere handelten nicht so ritterlich, wie der Chouan Cadoudal.

Allein unter allen Umständen stand jetzt die handgreifliche Tatsache eines bourbonischen Umsturzkomplottes fest, und man muß anerkennen, Napoleon hatte bisher ordnungsmäßig gehandelt; er hatte die Macht, und die Macht ist nun einmal das Recht. Er sah, man wollte ihn seiner Macht berauben und ihn außerdem totschlagen. Dagegen durfte und mußte er sich wehren. Er hatte das Land aus der Anarchie herausgerissen, und jetzt mutete man ihm, den Bourbons zu Ge-

fallen, die Rolle des Generals Monk zu. Lächerlich. Freilich, auch Napoleon hatte die Macht sich angemaßt, sie geraubt.

Schließlich meinte er: „Ein Bourbon gilt mir nicht mehr, als ein Moreau und Pichegru; fällt mir einer in die Hände, lasse ich ihn erschießen!"

Aber nicht an dem „schuldbefleckten" Artois oder Berry, an einem edlen, schuldlosen Prinzen, an einem Wehrlosen, verübte er in echt korsischer Banditenwut sein Rachewerk und damit eine Schandtat, die seine ganze Banditennatur in erschreckender Weise aller Welt bloßlegt.

Seine Wut kannte vollends keine Grenzen, als ihm Savary von der Felsenklamm bei Béville meldete, weder Artois, noch Berry, noch sonst ein namhafter Verschwörer hätten sich bis jetzt ihm vorgestellt; wohl zeige sich jeden Abend eine englische Brigg, sie scheine aber auf ein verabredetes Zeichen vom Lande her zu warten, und da solches ausbleibe, steche sie immer wieder in See.

Ja, wie schon gesagt, der erste Konsul kannte den Artois schlecht; der arbeitete wohl an einem Komplott aus sicherer Ferne mit, aber die persönlichen Gefahren seiner mordlustigen Sendlinge zu teilen, hütete er sich. Wie feige hatte er doch schon zehn Jahre früher die Vendéer und die Chouans im Stiche gelassen?

„Aber ich will und muß einen bourbonischen Prinzen zum Erschießen haben!"

Da gab ihm sein erster Minister, Talleyrand, die Liste der Prinzen in die Hand; es waren sieben, „eine heilige oder böse Zahl", höhnte der alte Reineke.

Da war aber nicht viel zu machen. Der Graf von Provence und der Herzog von Angoulème waren in Warschau, „Artois und Berry", der alte Condé und der Herzog von Bourbon in London. Aber halt! In Ettenheim in Baden, ganz an der Grenze lebte Condés Enkel, der Herzog von Enghien. „Aber der ist doch ganz unschuldig," meinte sogar der schreckliche Fouché.

„Doch," wandte Talleyrand ein, „Sire! ein Bourbon aber, und zum Totschießen wie geschaffen; was schert uns Deutschland, diese Ruine?"

„Das Wort ‚Sire'," erzählte Fouché später, „verklärte den Autokraten ohne Fürstentitel."

„Man muß dem monarchischen Europa einen Fehdehandschuh hinwerfen," meinten die Ohnehosen am 21. Januar 1793.

„Einen Bourbon totschießen lassen; recht so! Das heißt zwei Fliegen mit einem Schlage treffen, den Royalisten Schrecken einjagen, und den Republikanern ein Pfand geben," meinte dieser „Robespierre zu Pferd" wenige Monate nur vor seiner Kaiserkrönung. Und nun sträubt sich die Feder fast, weiter zu schreiben. Der Menschheit ganzer Jammer geht uns an.

V.

Louis Antoine Henry de Bourbon, geboren am 2. August 1772 zu Chantilly, also zur kritischen Stunde noch nicht ganz 32 Jahre alt, war einer der liebenswürdigsten und ritterlichsten Prinzen, die Frankreich je gesehen.

Er hatte sich unter seinem Großvater mehrfach im Felde ausgezeichnet. Würde er gegen sein Vaterland gekämpft haben, müßten wir ihn unbedingt verdammen; aber er hatte gegen die Revolution, gegen Sansculotten und Banditen, gegen Verbrecher gekämpft, die ihn seiner Güter und Rechte, seines Vaterlandes beraubt hatten und ihm auch das Leben genommen haben würden, wo immer sie seiner hätten habhaft werden können; er hatte schließlich doch nur gegen Mörder ganz vom Schlage der Septembermörder gefochten, die dem König und der Königin den Kopf abgeschlagen, den unglücklichen Dauphin auf eine Weise, gegen welche gewöhnlicher Mord eine Handlung des Mitleides ist, zu Tode mißhandelt und damit Schandtaten begangen hatten, welche ein vernünftiger und ehrlicher Mann nur als einen Hohn auf die Zivilisation, auf welche wir uns durch Jahrtausende hindurch- und emporgerungen, als eine Demütigung des ganzen Menschengeschlechtes bezeichnen muß.

Die Weltgeschichte hat das Blut des Königspaares aufgefangen, um es den Mördern als Kainszeichen auf die Stirne zu drücken.

Chateaubriand sagt: „Das erste Verbrechen der Revolution war der Tod des Königs, aber das entsetzlichste war der Tod der Königin."

Einem Briefe des Kardinals Bernis entnehmen wir die Stelle: „Paris hat kein Verbrechen mehr zu begehen. Das letzte — Maria Antoinettes Hinrichtung — erhebt alle anderen auf einen bis heute ungekannten Grad der Abscheulichkeit und Infamie."

Napoleon aber hat gesagt: „Der Tod der Königin war ein ärgeres Verbrechen, als der Königsmord, ein gänzlich grundloses Verbrechen, weil man keinerlei Vorwand als Entschuldigung anführen konnte; ein höchst unpolitisches Verbrechen, weil es eine auswärtige Prinzessin, ein

unverletzliches Unterpfand traf; ein höchst feiges Verbrechen, weil dessen Opfer eine Frau war, die Ehren ohne Macht gehabt hatte."

Dies waren die Leute, gegen die der Herzog von Enghien im offenen Felde gekämpft und welche Bonaparte also gekennzeichnet hatte. Der Herzog hatte jedenfalls mehr Recht, gegen dieses Gesindel zu kämpfen, als Moreau zehn Jahre später gegen den Cäsarismus und ein anerkanntes Frankreich, mehr als Ludwig XIII. und sein Richelieu gegen die Hugenotten, und Ludwig XIV. und sein Mazarin gegen die Fronde.

Napoleon, Talleyrand und Fouché fiel es auch gar nicht ein, dem Herzog daraus einen Vorwurf zu machen; sie waren zu klug dazu, um nicht zu wissen, daß ein solcher Vorwurf rein unmöglich war, sowohl unter dem subjektiven, als auch unter dem objektiven Rechtsgesichtspunkt. Aber deswegen mußte man nicht gleich in Verlegenheit geraten, man erfand einfach ein Verbrechen und dichtete es dem Herzog an.

Der Prinz lebte zu Ettenheim. Massias, der französische Gesandte zu Karlsruhe, führte die Oberüberwachung und hielt allerhand Spitzel im Solde. Aber Enghien jagte nur leidenschaftlich und liebte die Prinzessin Charlotte Rohan-Rochefort, die ihm der berüchtigte Halsbandkardinal Ludwig de Rohan heimlich und gegen den Willen Ludwigs XVIII. angetraut hatte, zärtlich.

Der liebenswürdige und harmlose Prinz war sich seiner Harmlosigkeit auch vollauf bewußt, sonst würde er sich weder so nahe an der Grenze aufgehalten, noch die großväterlichen Warnungen in den Wind geschlagen haben.

Aber hatte Bonaparte den Artois nicht gekannt, so kannte Enghien den Bonaparte noch weniger; hatte dieser einmal ein Auge auf ihn geworfen, so war er verloren. Napoleon erteilte dem Präfekten Shée von Straßburg Ordre, einen Spezialspion nach Ettenheim zu senden. Die Rolle übernahm ein gewisser Lamothe, ehemals Kammerdiener im Hause Condé. Dieser Tropf meldete unter anderem, General Dumouriez sei in Ettenheim. Dumouriez, ci-devant republikanischer General in Ettenheim? Ah! ein Seitenstück zu Pichegru, eine bourbonische Verschwörung in Ettenheim! Aber Dumouriez war weder in Ettenheim, noch 200 Meilen davon im Lande, was Napoleon sehr wohl wußte. Der Kammerdiener hatte den Namen des Generals und Marquis de Thunory in Dumoriez umgewandelt, ein Kunst- und Bubenstück, für das e r Geld und sein Sohn ein Offizierspatent und

in der Folge die Beförderung zum Brigadekommandeur erhielt, um dann am Ende als „Exzellenz" pensioniert zu werden. Solche Offiziere paßten für eine Armee, die aus den Banden der Sansculotten sich entwickelt hatte.

Am 10. März 1804 befahl Napoleon: „General Oudener marschiert mit 300 Draggonern von Straßburg und General Caulincourt mit 200 von Schlettstadt über den Rhein nach Ettenheim, heben den Prinzen gewaltsam auf, führen ihn in die Zitadelle von Straßburg und von da nach Paris." Ein banditenhafter Einbruch freilich in die deutsche Reichsruine, die aber nichts tat, als in allen Fugen krachen. Völkerrecht, und Napoleon! Ideologie! Der Kriegsminister Berthier gab die nötigen Befehle an den „Schwager" Murat, den Gouverneur von Paris. Hierauf wusch sich Bonaparte die Hände zum voraus in Unschuld und fuhr mit seiner Frau nach Malmaison, dort niemand vorlassend.

Aber trotzdem gelang es Josephinen und deren Hofdame, Madame de Rémusat, ihn über das Mißverständnis Thumory-Dumouriez aufzuklären; doch der Bandit beharrte auf dem Mordbefehl; denn „Robespierre zu Pferd" mußte einen Bourbon zum Erschießen haben, wie der Robespierre zu Fuß elf Jahre früher einen solchen zum Guillotinieren hatte haben müssen.

Kurz nach Mitternacht vom 14. zum 15. März 1804 ward der von den Jagdstrapazen sehr ermüdete und daher in tiefen Schlaf versenkte Prinz von seinem treuen Diener Canonne durch den Schreckensruf geweckt: „Altesse! das Haus ist umzingelt! Gendarmen stoßen die Tür ein und erklettern die Fenster!"

Niemand hatte die Überrumpler des offenen Städtchens nahen hören; der Prinz griff zur Jagdflinte, aber vergebens; das korsische Banditenstück war so fein durchdacht und von dem Oberst Charlot so gut ausgeführt worden, daß es auch in einer Machia in Korsika hätte vollführt werden können.

Enghien wurde ergriffen und befand sich 16 Stunden später im Kerker zu Straßburg. Früh 2 Uhr am 18. ging's weiter nach Paris. Der Prinz wollte seinen Diener Canonne mitnehmen: „Sie brauchen keinen Diener mehr!" Dagegen durfte ihn sein Hündchen Mylof begleiten. Die Eilfahrt nach der französischen Kapitale dauerte 64 Stunden; um 6 Uhr abends, am 20. März war Enghien in dem Burgfried von Vincennes abgeliefert. Der Kommandant Harels konnte ihm kaum

etwas zum Essen vorsetzen. Seit Straßburg hatte man ihm nicht einen Bissen gegönnt, und was er jetzt bekam, teilte er mit dem gleichfalls hungrigen kleinen Mylof.

Nun höre man weiter. Unter seinen Fenstern am Fuße des Pavillons der Königin sah Enghien ein Grab graben. Savary hatte außerordentliche Vollmachten für die Nacht erhalten, und man muß sagen, er hat ausgezeichneten Gebrauch davon gemacht. Sein Herr hat ihm dies auch niemals vergessen. Etliche Jahre später, am Abend des 14. Juni 1807, nach der Schlacht von Friedland, raunte ihm Napoleon in die Ohren: „In jener Nacht vom 20. auf 21. März 1804 haben Sie den Herzogstitel von Rovigo verdient, den ich Ihnen heute verleihe!" Eine andere Bluttat zu vollbringen, blieb diesem „Herzog" noch nach der Schlacht bei Wagram auf der Walstatt selbst übrig — 6. Juli 1809. Savary hat sich auch in Berlin verewigt.

Um Mitternacht weckte man den Prinzen; er wurde in eine Stube geführt, deren Fenster nach dem vom Monde grell und unheimlich beleuchteten Walde von Vincennes hinausgingen. Hier saß eine von Murat bestellte Militärkommission, um den jüngsten und letzten Sproß der Condé zu richten —, ja, von Murat, der zehn Jahre später mit den Verbündeten und Napoleon zugleich insgeheim verhandelte und beide verriet, dafür auch am 13. Oktober 1815 den Tod eines Verbrechers starb.

Die Namen der ehrenwerten Mitglieder des Standrechtes von Vincennes muß man immer wieder an den Pranger stellen. Die sieben Fripons heißen: General Hulin, Vorsitzender (1806 französischer Okkupationskommandant von Berlin), ferner die Obersten Guiton, Bazancourt, Barrois, Ravier, Rabbe und der Major Dautancourt.

Hinter einem Ofenschirm spitzelte Savary, um zu kontrollieren, ob alles nach „Befehl" gehe. Dautancourt verliest sechs Anklagepunkte, der eine sinn- und haltloser, als der andere.

Enghien antwortete ebenso geschickt, als korrekt:

„Ich verteidige die Rechte meiner Familie!"

Aber er fuhr ebenso ungeschickt, als zweckwidrig weiter:

„Meine Geburt und meine Überzeugung zwingen mich, ein Feind der republikanischen Regierung zu sein."

Darnach hatte man gar nicht gefragt; so aber bot diese Antwort den sieben Mördern später einen matten Schein wenigstens zum Rechte, sich selbst zu belügen. Freilich, Enghien hätte gar nichts oder noch so

viel Entlastendes sagen mögen, sein Grab war ja schon vor Beginn des Standrechtes gegraben.

Hierauf fand eine 10 Minuten-Beratung mit einstimmigem Todesspruch statt.

Hulin hat später Ludwig XVIII. erzählt, vielleicht auch vorgelogen, er habe gleich nach dem Schuldspruch sich hingesetzt, um an Napoleon zu schreiben und ihn zu bitten, dem Prinzen eine Unterredung zu gewähren; auch habe er ihn der Gnade Napoleons empfehlen wollen, da hätte Savary ihm von hinten die Feder aus der Hand gerissen und erregt gerufen: „Was noch zu tun, geht Sie nichts an, das ist meine Sache!"

Während der ganzen ersten Kaiserzeit jedoch hat Hülin hiervon niemals etwas verlauten lassen.

Inzwischen zeigte die Uhr 45 Minuten nach Mitternacht. Der Herzog wurde in seine Zelle zurückgebracht, wo er sofort wieder einschlief. Aber schon um drei Uhr abermals geweckt, ward er eine feuchte Wendeltreppe, die in den Festungsgraben ging, hinabgeführt. Voll Entsetzen fragte er, wohin man ihn bringe, ob in ein ewiges Gefängnis? „Nein!" antwortete sein Führer, „Sie können wegen Ihrer Zukunft vollständig beruhigt sein; Sie werden nicht in einem Kerker verschwinden!" —

Hierauf betraten sie das Freie, den Festungsgraben; der unheimliche Ort voll dichten Nebels ward notdürftig beleuchtet. Unter der einzigen Laterne am Rande des außergewöhnlich tiefen Grabens wird der Prinz aufgestellt. Hierauf wird von dem Adjutanten Pélé das Todesurteil verlesen. Der kleine Mylof winselt kläglich, alles zittert, fiebert, weint und stöhnt. Der Nebel wird immer dichter, man sieht auf Gewehrlänge nichts. Man bindet daher dem Prinzen eine Laterne vor die Brust.

„Ist niemand da, der einem Sterbenden einen letzten Dienst erweisen will?" bittet der Herzog. Der Leutnant Noirot hat den Mut, sich diesem ehrfurchtsvoll zu nähern und einige leise Worte mit ihm zu wechseln. „Hat einer von euch eine Schere bei der Hand?" fragt Enghien weiter. Ein Soldat reicht ihm eine solche; der Prinz schneidet damit eine Locke ab und wickelt sie mit einem Ring in ein Stück Papier, das er Noirot übergibt und ihn bittet, diesen Scheidegruß seiner Gemahlin in Ettenheim zu überbringen. Zum letzen Male bewegen sich seine Lippen: „Wie traurig ist es doch, durch die Hand von Franzosen sterben

zu müssen!" Jetzt nimmt Pélé den Hut als Mordzeichen ab, sechzehn Schüsse knallen, ein Bourbon, und der besten einer, ist nicht mehr. So hat es Napoleon gewollt. Enghien ist in die tiefe Grube gestürzt, vielleicht nicht einmal ganz tot. Man wirft Erde auf den noch blutrauchenden Körper und verwischt alle Spuren des Verbrechens.

Am anderen Morgen sucht der arme, winselnde Mylof die frisch geschaufelte Erde aufzuscharren. Man schlägt das treue Tierchen mit einer Harke tot. Auf eine Gemeinheit weiter kam es nicht mehr an.

VI.

Der Elende, der den grauenvollen Schlag gegen die Bourbonen geführt, hielt sich am 20./21. den Tag über versteckt in Malmaison auf, war aber, wie Frau von Rémusat sagt, ruhig und heiter, „serein et calme," sein Gesichtsausdruck war friedsam, „paisible".

Trotz aller Heimlichkeit merkte man, daß etwas im Werke war, und Josephine wie die Rémusat hatten Wind bekommen und bestürmten den Korsen, von seiner Mordtat abzustehen, aber barsch wies er sie ab: „Die Frauen müssen derartigen Angelegenheiten fern bleiben. Meine Politik forderte diesen Staatsstreich!"

Die Juristen Regnier und Réab, wie der saubere Schwager Murat und andere gingen ab und zu, und hatten lange Unterredungen mit ihrem Herrn. Endlich sagte Josephine zu ihrer Hofdame: „Alles ist vergeblich; der Herzog von Enghien wird heute abend nach Vincennes gebracht und abgeurteilt werden. Bonaparte hat mir verboten, ihn damit weiter zu behelligen. Er sagte auch, Ihre Traurigkeit sei ihm aufgefallen. Nehmen Sie sich zusammen!"

Napoleon zeigte sich fast gezwungen ausgelassen, setzte sich auf den Boden und spielte mit dem erstgeborenen „Sohne" seines Bruders Louis und seiner Stieftochter Hortense wie ein Kind. Plötzlich wandte er sich an die Rémusat: „Sie sind zu blaß! Warum haben Sie kein Rot aufgelegt?"

„Ich habe es vergessen!"

„Was? Eine Frau, welche ihr Rot vergißt? Das passiert dir nie, Josephine, gelt? Die Frauen haben zwei Dinge, die ihnen sehr gut stehen, das Rot und die Tränen!"

Unter Lachen wurde er dann gemein zärtlich gegen die ci-devant Witwe Beauharnais. Dann mußte die Rémusat mit ihm Schach spielen,

wobei er öfters murmelte: „Laß uns Freunde sein, Cinna!" aus Corneille.

Dazwischen sang er halblaut, und schließlich brachte es der Komödiant fertig, jene berühmte Stelle aus dem fünften Akte von Voltaires „Alzire", die der Christ Guemann zu dem Heiden Zamar spricht, zu deklamieren:

Des dieux que nous servons connais la différence.
Les tiens t'ont commandé le meurtre et la vengeance,
Et le mien, quand ton bras vient de m'assassiner,
M'ordonne de te plaindre et de pardonner.

Aber zu derselben Stunde ließ er zu Vincennes einen Unschuldigen morden. Doch die Rémusat schöpfte nach diesem Erguß von neuem Hoffnung.

Da kam am 21. in aller Frühe bleich und verstört Savary. Entsetzt rief Josephine: „Es ist also geschehen?"

„Jawohl, Madame! in der ersten Morgenfrühe ist er gestorben, und zwar, ich muß es sagen, sehr mutvoll!"

„Eh bien!" warf Napoleon dazwischen und lief davon.

Erschütternd furchtbar war der Eindruck dieser Hinmordung in ganz Paris. Zahllose Besucher kamen am 21. nach Malmaison; in der Abendgesellschaft redete keiner, bis der Korse selbst das Schweigen brach:

„Alle diese Verschworenen da wollten Unruhen in Frankreich erregen und in meiner Person die Revolution töten. Ich muß dieselbe verteidigen und rächen, und ich habe gezeigt, wessen sie fähig ist. Der Herzog von Enghien hat konspiriert wie ein anderer" — in diesem Augenblick log Napoleon mit vollem Wissen — „er mußte demnach auch behandelt werden, wie ein anderer. Ich habe Blut vergossen, ich mußte es vergießen; ich werde vielleicht noch mehr vergießen, aber ich werde es tun ohne Zorn und ganz einfach darum, weil so ein Aderlaß zur politischen Medizin gehört. Ich bin Staatsmann, ich bin die französische Revolution; ich wiederhole es, und ich werde sie aufrecht halten!"

„Der Staat bin ich!" hat Ludwig XIV. gesagt.

„Das Vaterland bin ich!" redete ihm Herzog Karl von Württemberg nach.

„Die Revolution bin ich!" sagte Napoleon; ein Stück wenigstens davon war er, insofern hatte er stückweise recht. Und angesichts aller

dieser Tatsachen wagte Bonaparte jede Schuld an der Bluttat von sich selbst ab- und auf andere zu wälzen.

Alexander I. von Rußland zögerte lediglich wegen der feigen Ermordung des Herzogs so lange mit seiner Anerkennung des Napoleonischen Kaisertums, und Gustav IV. von Schweden sandte ihm kurzer Hand das Kreuz der Ehrenlegion, sowie allen Souveränen Europas diejenigen Orden zurück, die auch Napoleons Brust zierten, da er keinem Kapitel angehören mochte, in dessen Mitte ein Mörder war. Auch der Romanow an der Newa nahm sich unseres ohnmächtigen zerrütteten Vaterlandes an und richtete eine scharfe Note nach Paris. Man mußte schon dieser Bonaparte sein, um die Antworten zu verstehen.

Alexander fragte er ebenso dumm, wie hinterlistig verleumdend, ob er sich denn bedacht haben würde, die „englischen" (!) Mörder seines Herrn Vaters zu verhaften, wenn er ihrer hätte habhaft werden können? Und Gustav IV. ward noch niederträchtiger verhöhnt, indem er ihm seine körperlichen Leiden vorwarf.

VII.

Vom Grabe des Herzogs von Enghien aber wollen wir nicht scheiden, ohne noch gefragt zu haben, wie sich die Messieurs Cambacérès und Lebrun, die sogenannten Herzöge von Parma und Piacenza, der zweite und dritte Konsul, mit welchen sich Bonaparte verfassungsmäßig in die Gewalt teilte, zum Mordkomplott verhielten?

Die ganze Dreikonsulberatung war nur eine Komödie gewesen; in Wahrheit war der Korse längst Alleinherrscher. Der dritte Konsul Lebrun rang in Verzweiflung und bat um frische Luft und ein Glas Wasser. Cambacérès dagegen widersetzte sich anfangs, wurde aber von Talleyrand und Fouché niedergeschrien.

Später freilich wollte niemand schuldig sein. Namentlich Napoleon selbst leistete, wie wir schon gehört haben, Großartiges im Belügen seiner selbst und anderer. Noch auf St. Helena, wo er einige rührsame Seelen der Mit- und Nachwelt meisterhaft zu täuschen verstand, behauptete er, er würde den Schlag niemals geführt haben, wenn ihm nicht kurz vorher noch ein Brief Enghiens in die Hände gefallen wäre, den dieser wenige Tage vor dem Überfall in Ettenheim geschrieben habe. Alles Lüge. Der Herzog hatte überhaupt um jene Zeit gar keinen Brief geschrieben. Hätte man irgend ein belastendes Dokument auftreiben

können, dann hätte Bonaparte gewiß auch dafür gesorgt, daß die Nachwelt nicht fragen müßte, wo kann man dasselbe einsehen?

Von der übrigen Bande schob jeder die Schuld dem anderen in die Schuhe. Auf dem Wiener Kongreß behauptete der niemals um Ausreden verlegene Talleyrand, gewarnt zu haben, mit dem Bemerken: „Das ist schlimmer als ein Verbrechen, das ist ein Fehler!" Im ganzen ja eine niedliche Moral, und so glaubwürdig mit Rücksicht auf den Charakter Talleyrands die Anekdote auch klingen mag, damals wenigstens hat sich der ci-devant Bischof von Autun mit dieser Moral nicht befleckt; denn als ihm seine sämtlichen Ministerialdirektoren von dem Entsetzen sprachen, welches die Vincenneser Mordtat in ganz Paris und Frankreich hervorgerufen hatte, erwiderte er:

„Ach was! das ist eine Geschäftssache, weiter nichts; hätten wir anders gehandelt, wäre dies schlimmer als ein Verbrechen, ein Fehler!"

Für ihn war es offenbar auch Geschäftssache gewesen, als er in Gegenwart des später ermordeten Königspaares am 14. März 1790 auf dem Marsfelde die 83 Banner Frankreichs geweiht und eingesegnet hatte.

Der Segen freilich war auch danach.

Wenden wir uns nun zum Schlusse von dem unschuldigen Opfer den schuldigen und wenigstens kompromittierten Verschwörern noch einmal zu.

Dem unglücklichen Pichegru war ein Band von Seneca in die Hände gefallen, da las er, was der Lehrer Neros über den freiwilligen Tod zusammenphilosophiert hatte, und setzte das Gelesene mit Hilfe seiner Halsbinde in die Tat um.

Und nun wurden auch Cadoudal und seine Getreuen dem Henker überliefert.

Moreau ward nur zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt und sofort nach Amerika begnadigt, während über Cadoudal, Bouvet de Lorier, Rivière, Lajolais, Arman Polignac, den Chouan Pieot und dreizehn weitere der Todesspruch gefällt wurde. Jules Polignac und Rolland wurden ebenfalls, wie Moreau, zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Die schon in Petto ernannte neue Hofgesellschaft verwandte sich mit Erfolg für das, was man gemeinhin vornehm und besser heißt, nämlich für den begüterten und einer besseren Herkunft sich erfreuenden Teil der Verschwörer. Nur Cadoudal, der arme betörte und mißbrauchte Müllerssohn, hatte keinen Fürsprecher an dem neugebackenen plebejischen

Kaiserhofe; aber gerade er war der beste von allen Komplicen, der überzeugteste; er und elf weitere von den dreizehn verurteilten Chouans starben am 24. Juli 1804 auf dem Grèveplatz unter dem nationalen Hackmesser.

Am vollsten hatte Bouvet de Lorier den Mund genommen und, sich theatralisch in Positur werfend, deklamiert: „Ein Mann, der von den Pforten des Grabes kommt und noch bedeckt ist mit dem Schatten des Todes, will Rache nehmen an Leuten, welche durch ihre Treulosigkeit ihn mitsamt seiner Partei in den Abgrund gestürzt haben."

Das genügte Bonaparte, den Schwätzer zu begnadigen. Sonst hatte Bouvet von der englischen Million nicht schlecht gelebt und sich von Cadoudal respektable „Dotationen" vorschußweise auszahlen lassen. Wahr gesprochen hat er deswegen doch.

Bald darauf gab es auch keinen Konsul Bonaparte mehr, sondern statt dessen einen Kaiser Napoleon. Am 2. Dezember 1804 ward er von Chiaramonti — Pius VII. — nach beiderseitigen, dem Prinzip nicht ganz treu gebliebenen Konzessionen feierlich gekrönt. Als der neue Kaiser, der Kaiser einer Revolution, in die Tuilerien zurückkam, äußerte er gegen seinen Marineminister Decrès: „Ich kam zu spät zur Welt. Die Menschen sind heutzutage zu klug. Man kann nichts Großes mehr tun!"

„Wie Sire? Was kann es denn Größeres geben, als den ersten Thron der Welt zu besteigen, nachdem man als einfacher Artillerieleutnant angefangen hat?"

„Wohl, ich gebe es zu, meine Karriere ist nicht übel. Aber welch' ein Abstand z. B. gegen Alexander den Großen! Nachdem er Asien erobert und sich den Völkern als einen Sohn Jupiters vorgestellt hatte, glaubte alle Welt daran, ausgenommen seine Mutter Olympias, etwa Aristoteles und noch einige andere wenige Philosophen. Wenn ich aber heute erkläre, daß ich der Sohn Gott Vaters wäre, und wenn ich nach Nôtre Dame ginge, ihm dafür zu danken, jedes Fischweib auf meinem Wege würde mich auslachen. Ach! Die Menschen und die Völker sind heutzutage zu klug. Ja, mein lieber Decrès, es ist und bleibt nun einmal so, man kann in der Tat nichts Großes mehr tun!"

Das ist die Sprache des Wahnsinnes. Und dieser Mann war auch längst wahnsinnig, und die ihm gedient und ihn angebetet haben, die Talleyrand und Savary und die Fouché und andere verlachten ihn insgeheim, und die meisten der anderen, welche wir in diesen Blättern

genannt haben, waren gleich ihren Nachkommen bereit, jedem neuen Herrn zu dienen, wie sie bisher den Bourbons, der Gironde, den Jakobinern, den Terroristen, dem Direktorium, dem Korsen, und dann wieder dem Bourbon, nochmals dem Korsen, den Bourbons, dem Orleans, der Republik, dem III. Napoleon und der Republik, immer den Vorangegangenen feige verratend, im Stiche lassend, mit „Überzeugung" und zu ihrem Vorteil dienten.

Aber sie alle, die Herren und die Diener sind, — keine Regel ohne Ausnahme, — einander wohl wert gewesen. Massena hat das unumwunden gestanden. Nachdem dieser Marschall nach der zweitägigen Schlacht von Aspern das französische Heer und den Kaiser vom Untergange gerettet und den Lohn für seine Verdienste nach dem zweiten Teil der bonaparteschen Kriegsparole an seine Söldlinge „gloire et richesse" sich selbst geholt hatte, herrschte ihn Napoleon an:

„Sie sind der größte Dieb in meinem Heere!"

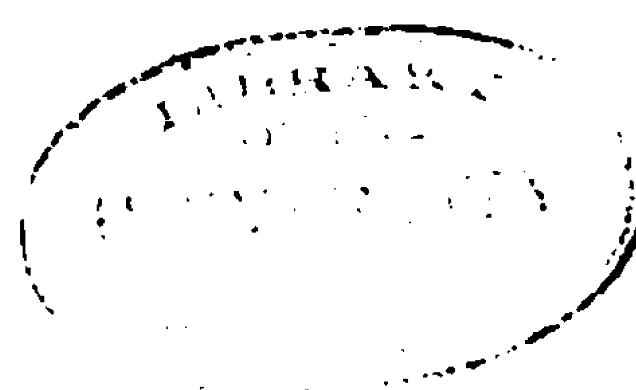
„Après vous, Sire!"

Des unglücklichen Herzogs von Enghien später aufgefundene Gebeine sind jetzt in der Kirche von Vincennes zur letzten Ruhe bestattet.

Ludwig XVIII. hat ihm ein Denkmal gesetzt, welches, gleich dem Grabe selbst, von pietätvollen Händen auch heute noch mit lebenden Blumen und frischen Kränzen geschmückt wird.

Greuze: Die Dorfbraut.
(Louvre, Paris.)





A. Eulenburg:
Über Neurasthenie der Tonkünstler.

„Neurasthenie" oder „Nervosität?" — Der Unterschied, den wir zwischen beiden Ausdrücken neuerdings zu machen pflegen, ist der, daß wir es bei „Neurasthenie" (Nervenschwäche) — einer durch den amerikanischen Nervenarzt Beard um 1880 eingeführten Bezeichnung — mit einer in der Regel auf angeborener Anlage beruhenden, im wesentlichen daher das ganze Leben hindurch andauernden und einer völligen Beseitigung nicht fähigen, konstitutionellen Schwäche des Nervensystems, einer Form angeborener „Entartung" zu tun haben. Dagegen soll es sich bei der „Nervosität" im engern Sinne mehr um erworbene, auch bei zuvor gesunden Personen auftretende, durch nachweisbare Gelegenheitsanlässe erzeugte, und demgemäß auch meist vorübergehende und heilbare Störungen der Nerventätigkeit handeln. Freilich sind die Übergänge zwischen den Erscheinungsbildern der Neurasthenie und Nervosität sehr flüssig und die Grenzen daher schwer einzuhalten, die Unterscheidung im einzelnen Falle oft nicht mit Sicherheit zu ermöglichen. — Nun würde sich für das uns hier beschäftigende Thema die Fragestellung ergeben, ob wir es bei Tonkünstlern vorzugsweise mit einer der ursprünglichen musikalischen Begabung anhaftenden, zu dieser in irgendwelcher Beziehung stehenden krankhaften Veranlagung (Neurasthenie) — oder mit einer durch die Schädigungen des Berufslebens allmählich hervorgerufenen, daher auch bei ursprünglich Gesunden zutage tretenden Form nervös-seelischer Störung, mit Nervosität im engeren Sinne zu tun haben.

Gewiß spräche manches dafür, an eine angeborene Krankheitslage („Disposition") zu denken und diese in Beziehung zu bringen zu dem gleichfalls als angeboren betrachteten sog. „Tonsinn" oder „Musiksinn". Einen solchen „Tonsinn" oder genauer ausgedrückt einen angeborenen „Sinn für Tonverhältnisse" („sens des rapports des tons") hatte zuerst wohl der berühmte und vielverkannte Urheber der Schädellehre, Franz Josef Gall (1758—1828) gelehrt und dafür am Schädel in einer besonderen Hervorwölbung („bosse") in dem stärkeren Hervortreten der Gegend der untern äußeren Stirnecke, vom äußeren Augenwinkel beginnend, und der untern Schläfengegend den charakte-

ristischen körperlichen Ausdruck zu finden geglaubt. Er hatte die „bosse“ an Musikerköpfen mehrfach beobachtet, wie sie denn u. a. in ausgezeichneter Weise an dem Beethoven-Kopfe, am ausgesprochensten an einer bei Lebzeiten aufgenommenen Maske (abgebildet bei Moebius, über Kunst und Künstler, Leipzig 1903), und zwar hier auf der linken Seite besonders auffällig hervortritt. Es würde diese Hervorwölbung am Schädel unter Umständen einer ungewöhnlich starken Entwicklung der darunter liegenden Hirnteile, namentlich also der vorderen Abschnitte des Schläfenlappens mit den dazugehörigen Hirnwindungen entsprechen können. Und in der Tat wissen wir aus vereinzelten Beobachtungen in Krankheitsfällen schon seit längerer Zeit, daß gerade diese Hirnteile, vor allem die vorderen Abschnitte der ersten und zweiten Schläfenwindung sowie auch Anteile der zweiten Stirnwindung, zu dem sog. „Tonsinn“ oder richtiger zu den verschiedenen Äußerungsweisen musikalischer Veranlagung in vielfach verschlungenen Beziehungen stehen, daß u. a. die Fähigkeiten der musikalischen Reproduktion, des Singens, Instrumentenspielens, Notenlesens und Notenschreibens u. s. w. mit den genannten Hirnteilen in besonders enger Weise verknüpft sind, so daß durch ihre Zerstörung — speziell in der Regel auf der linken Hirnhälfte, die ja auch der Sitz des Sprachvermögens ist — ein Verlust des musikalischen Ausdrucksvermögens („A m u s i e“) bei den davon Betroffenen mitunter herbeigeführt wird. Es handelt sich dabei, wie gesagt, um verhältnismäßig seltene und dabei schwierig zu deutende Beobachtungen, so daß die gemachten Angaben über eine genauere Lokalisation der einzelnen musikalischen Vermögen und Fähigkeiten an der Gehirnoberfläche einstweilen noch mit einer gewissen Vorsicht aufgenommen werden müssen. — Aber von diesen spärlichen Beobachtungen in Krankheitsfällen ganz abgesehen lehrt uns eine Jahrhunderte alte Erfahrung, daß wir es bei dem „M u s i k s i n n“ und dem davon abhängenden M u s i k t r i e b mit einer elementaren seelischen Kraftäußerung zu tun haben, die sich bei den damit ausgestatteten Individuen schon überraschend früh — wie die so zahlreichen „musikalischen Wunderkinder“ beweisen — schon vom dritten oder vierten Lebensjahre ab — und selbst bei anderweitig Schwachbegabten, selbst bei Imbezillen und Idioten zuweilen mit unwiderstehlichem Drange bekundet. Man könnte daher wohl meinen, daß eine so starke einseitige Entwicklung einzelner Hirnteile, wie wir sie in derartigen Fällen als zugrunde liegend voraussetzen dürfen, leicht auf Kosten der gleichmäßigen Entwicklung anderer funktionell wichtiger Hirnabschnitte vor sich gehen und daher auf die Gesamtheit des Organs, auf die harmonische Ausbildung

aller von ihm abhängenden nervös-seelischen Tätigkeiten nachteilig zurückwirken müsse. In diesem Sinne könnte also ein ursprünglicher Anlagefehler gegeben, das spätere Zutagetreten neurasthenischer oder noch schwererer nervös-seelischer Störungen möglicherweise gefördert werden. — Ein solcher Zusammenhang wäre an sich wohl denkbar, doch lassen sich ausreichende Bestätigungen dafür aus der unmittelbaren Erfahrung kaum entnehmen. Die Erfahrung gestattet uns wenigstens nicht die Behauptung auszusprechen, daß sich unter den hervorragenden Tonkünstlern auffallend viele „neurasthenisch" veranlagte oder zu schweren Nerven- und Seelenstörungen disponierte Naturen befinden. Wenn einzelne namhafte schöpferische Tonkünstler — ich nenne als die bekanntesten Beispiele nur Donizetti, Schumann, Hugo Wolf — auf der Höhe ihres Schaffens geistiger Umnachtung anheimfielen, so sind dies eben aus den besonderen individuellen Verhältnissen heraus zu erklärende Einzelfälle, die übrigens keineswegs häufiger sind, als in anderen, zumal künstlerischen Berufen — deren sich mit Leichtigkeit mehr als ebenso viele von hervorragenden Baukünstlern, Malern, Bildhauern, und vollends erst von gefeierten Meistern des Worts und der Rede zur Seite stellen ließen. Im Genie an sich, also im tonkünstlerischen Genie ebenfalls etwas von vornherein Krankhaftes zu erblicken — eine „epileptoide Erscheinung" nach Lombroso, ein „Entartungszeichen" nach Arndt — darauf werden wir uns heutzutage schwerlich noch einlassen, vielmehr gegen solche verallgemeinernde Theorien entschiedenen Protest erheben, unter Berufung darauf, daß es glücklicherweise auch, physiologisch und psychologisch, vollkommen „gesunde" Genies in allen Sphären der Kunst, der Wissenschaft und der praktischen Lebensgebiete gegeben habe und noch gebe. Das schließt freilich nicht aus, daß das Genie, wenn auch nicht krankhaft, doch mit allerlei auffälligen Sonderbarkeiten und Eigenheiten behaftet und in vielen Augen dadurch verdächtig sein kann. Erinnern wir uns nur an den bei Lebzeiten so heiß umstrittenen und sogar in psychiatrischen Fachschriften für „verrückt" und „entartet" erklärten Richard Wagner, dessen Schaffensfähigkeit in späteren Jahren vielfach an einen kompliziert herzustellenden Apparat äußerer Bedingungen, ein farbiges Milieu von Kostüm und Dekoration gebunden erscheint — wofür wir ein gewisses Analogon schon bei seinem reformatorischen Vorgänger, dem Ritter v. Gluck, finden, der bei dem hellstrahlenden Lichte von Kronleuchtern mit Vorliebe arbeitete! —

Man kann sich das bisher Erörterte auch noch von einem anderen Standpunkte aus vergegenwärtigen. Der „Tonsinn" oder Sinn für Tonverhältnisse ist bekanntlich auf seiner vollkommensten Stufe ein (anatomisch an die

Entwickelung des Cortischen Organs der Schnecke, sowie der vorerwähnten Hirnteile gebundener) Eigenbesitz des Menschen — außer ihm nur noch wenigen höheren Tiergattungen in beschränktem Maße zukommend — und auch innerhalb der menschlichen Gemeinschaft selbst nicht einmal allzuverbreitet. Es gibt musikalisch äußerst verschieden begabte und auch anscheinend so gut wie ganz unmusikalische, oder musikunfähige, Individuen und Rassen. Diese Verschiedenheit und die verhältnismäßige Seltenheit höherer musikalischer Begabung findet ihre Erklärung darin, daß die verfeinerte Ausgestaltung des Tonsinns ja unzweifelhaft keiner organisatorischen Notwendigkeit, keinem zwingenden Bedürfnisse der menschlichen Natur und der menschlichen Lebensbedingungen entspricht, daß sie insbesondere für die Zwecke der Lebens- und Arterhaltung, für die Ausrüstung zum „Kampfe ums Dasein" weder unentbehrlich, noch in irgend einer Weise nutzbringend erscheint, vielmehr eher — wie freilich im Grunde jede Art künstlerischer Befähigung — eine Art von Luxusbestreben, einen Überschuß, eine Extravaganz darstellt, wie sie sich die Natur ihrer sonstigen gewöhnlichen Kargheit und Knappheit gegenüber nur in besonderer Feiertagslaune ausnahmsweise gestattet. Man möchte daher von vornherein zu der Befürchtung neigen, daß sie diesen anscheinenden Luxus durch Ersparnis auf der anderen Seite, durch einen irgendwie und irgendwo zutage tretenden Defekt auf anderen nervös-seelischen Gebieten, z. B. durch eine geringere Willensenergie, geringere Widerstandsfähigkeit und Fähigkeit der inneren Selbstbehauptung, der Aufrechthaltung des seelischen Gleichgewichts, wieder ausgleichen werde, und daß hierin eben die bestehende neurasthenische Anlage bei tonkünstlerisch hochbegabten Individuen und Rassen vorwiegend sich offenbare. Sehen wir vom Individuum ab, bei dem die Beurteilung und Bewertung nach dieser Seite hin fast immer mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft bleibt, und fassen wir die vorliegenden Erfahrungen hinsichtlich musikalischer Rassenveranlagung ins Auge, so bietet sich uns ein allbekanntes und sehr merkwürdiges Beispiel in dem seit länger als 600 Jahren in Europa als Parasit hausenden, aller Wahrscheinlichkeit nach aus Indien herstammenden Wandervolk der Zigeuner. Ihre hohe, wenn auch in mancher Beziehung einseitige, bekanntlich auf ungarischem Boden zu vollster Entwicklung gelangte und hier von keinem Geringeren als Franz Liszt eingehend gewürdigte und geschilderte musikalische Begabung ist unbestritten — ebenso unbestritten aber auch der eigenartige moralisch-geistige Schwächezustand dieser zwischen Natur und Kultur, Barbarei und Zivilisation schwankenden Mischlinge, ihre Arbeits-

scheu, ihr unbesiegbarer Hang zu nomadenhaftem Umherschweifen, ihre Unerziehbarkeit, ihre sittlich religiöse Indifferenz und überhaupt ihr Mangel an höheren sozialen und kulturellen Vorstellungswerten — alles Zeichen eines Intelligenzdefektes, die an krankhafte, auf der Basis der „Entartung" und „Belastung zustande kommende Störungsformen, an Typen angeborenen Schwachsinns oder dessen, was man früher als „moral insanity" bezeichnete, und Ähnliches auffällig erinnern. Dem steht freilich andererseits entgegen, daß sie sich durch gewisse, dem Wesen der „Naturvölker" als solche näher liegende positive Eigenschaften und Vorzüge, z. B. durch ihre sehr geschärfte Sinneswahrnehmung (womit ja auch ihr tonkünstlerisches Vermögen bis zu einem gewissen Grade zusammenhängt) von derartigen Degenereszenztypen doch immerhin merklich unterscheiden. Wie dem auch sei, es dürften sich hier nicht wegzuleugnende Wechselbeziehungen zwischen einer einseitigen musikalischen Rassebefähigung und derselben Rasse anhaftenden psychologischen Krankheitserscheinungen oder Defekten vielleicht offenbaren, die allerdings einer eingehenden wissenschaftlichen Durchforschung bedürfen und zu verallgemeinernden Schlüssen vor der Hand kaum berechtigen. Sehr beachtenswerte Anregungen und Ansätze in dieser Richtung sind in der kleinen Studie von Ernst Jentsch „Musik und Nerven" (in „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens" Nr. XXIX Wiesbaden 1904) bereits gegeben. —

Es wird also für die Würdigung der „neurasthenischen" und „nervösen" Zustände bei Tonkünstlern in weit höherm Grade jedenfalls auf die Feststellung ankommen, ob in der beruflichen Ausübung der Tonkunst mehr noch als in der ursprünglichen tonkünstlerischen Veranlagung Momente enthalten sind, die — mag es sich nun um von vornherein prädisponierte oder um zuvor gesunde Individuen handeln — eine Herabsetzung der Widerstandsfähigkeit gegen schädigende Lebenseinflüsse, eine größere psychische Labilität, und damit das frühere oder spätere Zutagetreten nervös-seelischer Anomalien und Störungen in ausgiebiger Weise begünstigen. Solche Momente sind allerdings vor allem bei dem schaffenden, kaum minder aber auch bei dem ausübenden Tonkünstler unserer Tage mannigfach unverkennbar gegeben.

Der künstlerisch schaffende Mensch ist an sich unter allen Umständen geneigter zu Erscheinungen nervös-seelischer Störung, zur „Nervosität". Er ist es vermöge der so viel größeren Intensität und Extensität seines Gefühlslebens, der mehr oder weniger gesteigerten Reizbarkeit und Empfindsamkeit, der in lebhafterem und rascherem Spiel der Vorstellungen, ihrer Scheidung

und Aneinanderreihung (Dissoziation und Assoziation) sich bekundenden Phantasietätigkeit — alles Dinge, ohne die er eben nicht „Künstler" sein, wenigstens zu produktivem künstlerischen Schaffen kaum berufen sein würde. Unzweifelhaft gilt das gerade für den Tonkünstler noch anders und in noch höherem Maße, als selbst für den bildenden Künstler. Man pflegt „Auge" und „Ohr" wohl als die dem Kunstzweck vorzugsweise dienstbaren, als die „ästhetischen" Sinne zu bezeichnen. Das Auge ist es ja, dessen weltumfassender, weltumspannender Besitz das Rohmaterial liefert, das sich in den bildenden Künstlern zu beseelter Neuschöpfung gestaltet. Anders beim Musiker. Er schafft wesentlich aus Eigenem, mit den aus der gefährlichen Tiefe des Unbewußten heraufbeschworenen elementaren Seelenmächten, Gefühlen, die sich ihm (und uns durch ihn) in tönenden Schwingungen verkörpern. Diese Gefühlserregung, ihre Umsetzung in Tonempfindung und der durch Auslösung und beständige Reproduktion der Tonempfindungen fortdauernd geübte Reiz auf das Innenleben ist unzweifelhaft viel gewaltsamer, tiefgreifender und nachhaltiger, als der von anderen Sinneskategorien und empfindungsvermittelnden Nervenbahnen ausgehende. Darauf beruht ja gerade die ungeheure, mit nichts zu vergleichende Wirkung der Musik, daß sie eine Welt der Gefühle in uns erschließt, ja erst eigentlich schafft, einen Sturm leidenschaftlicher Erregungen in uns entfesselt, die in ihrer Mächtigkeit und Unaufhaltsamkeit jeder hemmenden Eindämmung spotten — wie das mit seinem volltönigen rhetorischen Pathos Schiller in der „Macht des Gesanges" so wirkungsvoll schildert. —Aber auch rein physisch betrachtet entwickelt sich auf Grund der beständigen Inanspruchnahme des Tonsinns oft eine ans Krankhafte grenzende „Reizsamkeit" und Überempfindlichkeit namentlich für der gleichen Kategorie angehörige äußere Sinnesreize, die den schaffenden Künstler zuweilen in einer für „Amusische" schwer begreiflichen Weise heimsucht und peinigt. Schreibt doch Hugo Wolf in einem Briefe, daß der Gesang der Finken ihn zur Verzweiflung bringe — und ein hervorragender lebender Tonkünstler läßt, wie erzählt wird, aus gleichem Grunde die Singvögel in seinem Garten abschießen! Dazu kommt für viele der an sich eigentlich unbegreifliche, unerklärliche, aber unbestreitbare, sinnlich und direkt geschlechtlich aufregende Zauber der Musik, der vokalen nicht bloß, sondern auch der instrumentalen! Bei alledem spielt die eigenartige Kunstrichtung unserer Zeit eine wichtige Rolle, die wiederum mit dem Gange unserer kulturellen Entwickelung, mit allen bedeutsamen individual- und sozialpsychologischen Lebenserscheinungen der Gegenwart, namentlich aber mit der unendlichen Steige-

rung, Bereicherung und verfeinerten Nuancierung unseres ganzen Sinnen- und Gefühlslebens unlösbar zusammenhängt. Was wir als „Impressionismus" in der Kunstübung unserer Tage, zunächst freilich in der bildenden Kunst preisen oder verwerfen, in jedem Falle mit Anteilnahme verfolgen — das beruht ja nicht zuletzt auf dieser so unendlich gesteigerten Reizempfänglichkeit, dem dadurch erweckten Reizhunger, und der außerordentlichen Vervollkommnung der Aufnahmefähigkeit und des Verständnisses — womit natürlich eine entsprechende Steigerung in den Ausdrucksmitteln, eine übergroße Nuancierung und Subtilisierung bis zur Künstlichkeit und selbst geschmackwidrigen Verkünstelung, wie sie von einem überwuchernden Ästheticismus kaum fernzuhalten ist, nur zu leicht gleichen Schritt hält. Wenn nun in der bildenden Kunst diese Richtung sich in manchen „impressionistischen" und „neo-impressionistischen" Schöpfungen in Malerei und Skulptur am schärfsten und offensichtlichsten ausprägt, so fehlt es doch auch keineswegs an damit wohl vergleichbaren Hervorbringungen auf tonkünstlerischem Gebiete; ja wir brauchen im Grunde nur die ganze allermodernste Entwicklungsphase der Tonkunst in ihren maßgebenden Persönlichkeiten und Schöpfungen an uns vorbeiziehen zu lassen, um uns von der radikalen Umwälzung musikalischen Schaffens, wie sie uns in den aufeinanderfolgenden einflußreichsten und erfolgreichsten Einzelwerken entgegentritt, greifbar zu überzeugen. Es handelt sich dabei um eine in ganz eminenter Weise emporgeschossene Persönlichkeitskunst, wie sie nur auf dem Boden eines hochgebildeten, aber auch einseitig überbildeten Ästhetentums erwachsen, auch nur von hier aus genossen und verständnisvoll gewürdigt werden kann; es handelt sich um Äußerungen und Darbietungen des entschlossensten, vor nichts zurückschreckenden Individualismus in der Musik, der bis an die letzte, äußerste Grenze seines Wollens und Könnens mit einem unerhörten Apparat und einer verwegenen Fülle von Ausdrucksmitteln weit über alles hinausgeht, was die alte klassische und selbst noch die alt- und neuromantische Kunst bis vor wenigen Lustren uns zu bieten vermochte. Wenn Nietzsche in seinem — erst eben posthum herausgegebenen — „Ecce homo" schon Wagner (neben Delacroix) als „Fanatiker des Ausdrucks" mit einem „Fond von Unheilbarkeit im Wesen" charakterisiert wissen will — welche Bezeichnungen würde er für die heutigen Epigonen und „Vollender" Wagners wohl zutreffend gefunden haben? — Wie sollte nun dieses ungeheure Aufgebot ungewohnter, neuer, unerhörter Tonfolgen und Kombinationen, diese unstete und fremdartige Harmonisierung, diese geflissentliche Abkehr von altüberlieferter ein-

facher Melodik und volkstümlicher Rhythmik, dieses Schwelgen in grellen tonmalerischen Effekten und nie dagewesenen orchestralen Klangwirkungen — wie sollte diese intensive Aufstachelung der akustischen Phantasie, diese andauernde Überreizung der tonkünstlerisch tätigen Nervenbahnen und Zentren nicht schließlich zu nachteiligen Folgewirkungen für das Nervensystem des schaffenden Künstlers selbst führen? Nur die Allerrobustesten könnten auf die Dauer hier widerstehen — aber zu diesen Allerrobustesten pflegen leider gerade die künstlerisch schaffenden Geister in der Regel nicht zu gehören — und so ist hier ein mindestens zeitweises Unterliegen, ein als nervöse Abspannung und Erschöpfung sich kundgebender Folgezustand angestrengten künstlerischen Schaffens nur allzu begreiflich.

Aber auch für den ausschließlich oder vorzugsweise ausübenden, reproduktiven Tonkünstler, für den „Virtuosen" vor allem liegt eine andere, nicht zu unterschätzende Hauptquelle nervöser Aufreibung und Erschöpfung bedenklich nahe. Sie liegt in dem freilich von jeher mehr oder weniger aufgenötigten, aber durch die Zeitverhältnisse immer schärfer zugespitzten Kontrast idealen Kunstempfindens und Künstlerbewußtseins auf der einen und geschäftsmäßiger Verwertung des errungenen Könnens auf der anderen Seite — also in der ganzen Art des modernen Kunstbetriebes, in dem aufgedrungenen, unvermeidlichen Verkehr mit den Zwischenhändlern der Kunst, den Beherrschern und Monopolisten des Kunstmarktes und allen Abstufungen des geschäftlichen Unternehmertums, in dem für feinfühlige Naturen oft so schwer zu ertragenden, so gefährliche Konflikte in sich bergenden Verhältnisse zu Publikum und Kritik. — Auch das überhastete anstrengende Reisen, zu Land und zur See, das Jagen von Ort zu Ort, die damit verbundene unregelmäßige und unhygienische Lebensweise, das ganze abhetzende Treiben dieser Kunstübung im Umherziehen, dieses „Kunstzigeunerns" macht sich in schweren, sei es vorübergehenden oder auch bleibenden nervösen Folgeerscheinungen nur zu häufig bemerkbar. Vor allem aber ist es der aufdringliche Industrialismus des öffentlichen Musiktreibens, den reizbare und sensitive Künstlernaturen als so drückend empfinden. Spricht doch schon vor 50 Jahren, als die Verhältnisse in dieser Beziehung noch lange nicht so ungünstig lagen, kein Geringerer als Joachim in einem an den jungen Brahms gerichteten Briefe, worin er seiner Freude Ausdruck gibt, daß Clara Schumann auf die geplante Konzertreise nach England verzichtet habe, von der „Gemeinheit des künstlerischen Getriebes dort", die auf viele Naturen deprimierend wirken müsse, von einer „geistigen Abtötung um pekuniärer Vorteile willen",

und knüpft daran die heute erst recht zeitgemäße und beherzigenswerte Warnung: „Musik ist keine Industrie, an der man sich schnell nährt, wie sie dort getrieben wird! Sie erfordert geistige Ruhe und Klarheit, ungetrübt das Schöne zu empfinden, nicht unruhevolle Angst ehrgeizigen Abhetzens". — Und auch der scheinbar „befriedigte" Ehrgeiz, der „Erfolg", der sich in Gold, Lorbeer und — Frauengunst ausprägt, schließt Gefahren anderer, aber kaum minder verhängnisvoller Art für das Nervensystem in sich. Hier entspringen die mannigfachsten und ergiebigen Quellen jener aus zahlreichen Beispielen bekannten Virtuosen-Nervosität, der wir selbst kräftig und widerstandsfähig angelegte Naturen nicht selten erliegen sehen, und von der uns u. A. Ossip Schubin im „Asbein" und neuerdings Rudolf Herzog im „Abenteurer" interessante, psychologisch wohl begründete literarische Musterfälle vorführen. Hier wären auch die Hebel zur Verhütung und Bekämpfung so schwerer Schäden zunächst anzusetzen und die Heilmittel ins Auge zu fassen, die freilich, um nachhaltigen Erfolg zu verbürgen, mit einer allmählich sich vollziehenden Abkehr von der ganzen seitherigen Richtung unseres öffentlichen Kunstbetriebes und so vieler Gewohnheiten, Verhältnisse und Bedingungen des heutigen Kunstlebens eng verbunden sein müßten.

Hermann Hesse:
Heimat.

O Heimatland, o sichere Friedensbucht,
Wann werden meine Augen deine blauen
Berge und deine grünen Matten schauen?

In welcher Welt hab' ich dich nicht gesucht?
Ich suchte dich zu Füßen aller Weisen,
Ich suchte dich auf weiten Pilgerreisen.

Der Berge Schnee warf mir sein Grüßen zu,
Auf steiler Alp las ich der Gletscher Runen
Und träumte lang im Banne der Lagunen.

Und überall und nirgends warest du;
Ich konnte deine Grüße ahnend lesen
Aus Fernen her, wo niemals ich gewesen.

Jenseits der Sterne träum' ich einen Ort
Jedwede Nacht. O Heimat, bist du dort?

Richard Schaukal:
Freske des Giambattista Tiepolo.

Ein kaltes starres Diadem umschließt
Die freie, stolze Stirn. O hochgeschürzter Mund!
Der Busen, königlich, schwillt fessellos.
Ein Windhund schmiegt sich an das schmalste Knie.
Du bleiche Hand, ich küsse deine Adern.
In diesen kleinen Ohren schimmern Perlen,
Um grausamgrüne Steine mild gereiht.
Blaßblau und weiße Atlashüllen schmiegen
Sich an die Glieder einer Artemis;
Langschenklig schlank seh' ich sie hüllenlos,
Wie sie den weichsten Knaben bebend pressen . . .
Und Marmorsäulen ragen ernst.
Im Hafen hebt der große Atemzug
Des Meers die zierlichste Galeere.
Dahinter blaut die glatte Flut hinaus,
Weit wölbt sich blauster Himmel drüber leuchtend.
Vier glänzend schwarze Sklaven, stumm und stumpf,
Den muskelharten Arm in gelber Seide,
Bewachen ihren Leib mit krummen Säbeln.

Camill Hoffmann:
Die Nächte im Advent.

Wie sich die Nächte nun erst dehnen,
Der einen sich entgegensehnen,
Die ihrer Schwestern Schönste ist!
Aufrauschen die Städte, tief ruhen die Länder,
Die Ströme ziehen wie silberne Bänder
Zum Meer, das der Schiffe Schwarm durchmißt.

Aufrauschen die Städte, tief schimmern die Weiten!
Wie Blüten im Bach die Sterne gleiten
Und schimmern weiß wie Blumen auf Wiesen;
Schon strahlt auch der Stern hoch über den Gründen,
In den alle Lichter der Nächte münden
Und den einst die Könige lobten und priesen.

Adolf Wilbrandt: Junggesellen. Novelle.

Erich Haßfurt rollte in einem offenen Einspänner von Genua nach Nervi; sein Koffer stand beim Kutscher, seine Handtasche lag im Wagen, fröhliche Reiselust saß in seiner Brust. Es war einer der schönsten Februarmorgen, der heiterste Sonnenschein; die grünen oder braunen Berge zur Linken, das blaue Meer zur Rechten erschienen von Zeit zu Zeit, wenn die Straßen der blühenden Ortschaften sich lichteten, und ihm gefiel wieder alles wie vor fünfzehn Jahren. Damals hatte den Vierundzwanziger ein Erholungsbedürfnis der stark verbrauchten Nerven diesen Weg geführt; jetzt trieb den Neunundbreißiger nichts als die alte Liebe zum welschen Land und die Sehnsucht nach etwas Frühling im Winter, da sein Tiroler Bergschloß zu sehr in Schnee eingebettet lag. Es tat ihm wohl, allein zu sein, er sah so viel mehr, alle seine Sinne reisten ungestört. Der wahre Reisende, dachte Erich, ist der Junggesell! Es gibt keine Verabredungen, keine Rücksichten, keine Hindernisse. Plötzlich gefällt es einem, irgendwo zu rasten; Kutscher! ruft man, halten! Oder der Abend ist so schön, man hatte weiterreisen wollen, man entschließt sich anders; keine Sopranstimme, die „aber Erich!" ruft. Auch ein Ehemann kann einmal allein reisen; freilich. Schön. Aber dann die Briefe nach Hause! Täglich Ansichtskarten! Und das Schlimmste: wenn die Sehnsucht kommt, wenn man Heimweh kriegt. Nein, es lebe der Junggesell!

Auch Quarto und Quinto waren vorüber, der Wagen fuhr nach Nervi hinein; rechts und links flüchtige Blicke in Villengärten, Palmen über die Mauern ragend, Palmen vom Abhang heruntergrüßend — Palmen überall. Erich staunte: das war ein anderes Nervi, als sei es um einige Grade weiter nach Süden gerückt. Vor fünfzehn Jahren waren die Palmen der Villa Gropallo noch berühmte, viel photographierte Gewächse, weil sie fast die einzigen Schönheiten ihrer Gattung waren; jetzt, wie viele Prachtgebilde am Weg! Am überraschendsten die Palmenallee, die von der Hauptstraße rechtsab zum Bahnhof führte; für Erich Haßfurt eine Neugeburt, und schon so prächtig emporgediehen. Die Stämme voll schlanker Kraft, die langen Zweige hoch aufragend

und schön seitwärts wie Fahnen hängend. Wie steht's denn mit mir? dachte er, fast etwas beengt. Bin ich diese fünfzehn Jahre auch so gut gewachsen? Wer mich damals sah und heut wiedersieht, ob der sich auch so schön wundern wird? oder ob er sich sagen wird: von dem angenehmen jungen Menschen hatt' ich mehr erwartet?

Der Wagen fuhr fast bis ans Ende der Allee, dann rechts in den Garten des „Hotel Pension Viktoria" hinein; hier hatte Erich damals gewohnt, hier hatte er sich wieder Quartier bestellt. An der Haustür empfing ihn die deutsche Wirtin, die ganz und gar nicht gealterte, mit freundlichem Gruß; sie führte ihn in sein Zimmer hinauf, er überschaute mit demselben frohen Blick wie damals den immergrünen Garten, den Bahndamm, und sogleich dahinter das weite, im Sonnenlicht glitzernde, duftig blaugefärbte, fern blaßviolette, leichtgekräuselte Meer. Auch hier, wie eine Schildwache vor dem Gasthof, bewegte eine hohe Palme leise ihre schlanken Fahnen; kleinere standen mehr dem Ufer zu. Der etwas wilde Garten blühte von allerlei, halb Frühling, halb Sommer. Wo war der Winter geblieben, der Erich auf der Schweizer Fahrt in seiner ungeheuren, augenblendenden Schnee- und Eispracht umtürmt, der ihn auch durch die Lombardei noch weiß und frostig begleitet hatte? Hier stand mit Blumenschrift auf Grün geschrieben: Sei du nur immer jung, die Erde ist es!

Erich genoß sein Glück, auf dem Balkon seines Zimmers; er entschloß sich endlich, auszupacken, junggesellenhaft behagliche Ordnung zu machen; dann rief die Glocke zu Tisch, zur Colazione, und er ging hinunter. In einem großen, ihm neuen Saal waren zwei lange Tafeln, außerdem eine Reihe kleiner Tische gestellt, die sich allmählich mit Gästen füllten, nur weniges blieb unbesetzt. Ihn erwartete sein Stuhl neben einer jungen Dame, die von ihrem Nachbar „Adele" und „Adelchen" angeredet wurde; sie waren offenbar Mann und Frau. Ich bin ein Glückspilz! dachte Erich; so weit er auch im Saal herumschaute, seine Nachbarin war die reizendste. Unter reichem lichtbraunen Haar leuchtete ein heiteres, liebenswürdiges, feinformiges Gesicht, schöne Bogenbrauen, lustig braune Augen, zierliche Nase, mädchenhafter Mund. Sie sah überhaupt wohl mehr einem Mädchen gleich. Auch der Gatte war jung, mit einem der „fidelen", lebenbejahenden Gesichter, die man gerne anschaut. Sie sprachen süddeutsch, fränkisch; auch das heimelte Erich an, er war selbst ein Franke. Er stellte sich als solcher vor. Die Dame freute sich mit einem fast kindlichen, allerliebsten Lächeln. „Vom



Hans Baluschek: „Im Kampf".
Zum Essay von Georg Hermann.



Frankenstamm sind hier nicht viele," erwiderte sie. „Die Deutschen sind nicht mehr die Mehrzahl wie früher, und meist sehr, sehr norddeutsch!"

Erichs Blick flog durch den Saal; „ich hab's hier einst ganz anders gekannt. Eine lange Tafel, links lauter Deutsche, rechts lauter Norditaliener und ein französisches Paar."

„O, wo ist Italien hin!" sagte Frau Adele. „So was gibt's in unserm Hotel nicht mehr. Die Tafel, an der wir sitzen, ist deutsch, die andre da ist polnisch und russisch."

„Die Polen und Russen vertragen sich?"

Frau Adele lächelte: „Zwischen ihnen hat der Oberkellner eine Art von Prellstein oder Sturmfreiheit, oder wie nennt man das, angebracht: ein Quartett von Ungarn, lauter Mannsbilder; können alle gut deutsch. O, hier gibt's auch sonst noch Völker: Schweden, Finland, ein bißchen Frankreich ... Was ist Ihnen, wenn ich fragen darf? Was sehen Sie da so Besonderes, Schreckliches?"

„Ich?"

„Ja; Sie starren so."

Erich faßte sich, oder bemühte sich; er war in der Tat betroffen, verwirrt. „Entschuldigen Sie," sagte er; „die eine Dame da — so was hab' ich noch nicht erlebt. Eine unbegreifliche Ähnlichkeit! Daß man schwören möchte!"

„Welche Dame?" fragte Frau Adelens Gatte.

„An unsrer Tafel da oben, auf der andern Seite. Sie sind schon länger hier, nicht wahr —"

Der Gatte nickte.

„Kennen Sie die Dame vielleicht? Die blonde —"

„Die kleine?"

„Nein, die große. Mit dem merkwürdigen, ungewöhnlichen Kopf —"

„Ah, das ist Jeanne! Fräulein Brinkmann!" sagte die junge Frau lebhaft, wenn auch leise.

Erich fuhr in die Höhe, völlig selbstvergessen; einige Augenblicke blieb er so stehn. „Wirklich! Wahrhaftig! Sie selbst! Die Jeanne!" murmelte er, während er sich langsam wieder setzte. „Wie wäre auch solche Ähnlichkeit möglich . . . Sie selbst!"

Frau Adele lächelte in ihrer kindlich zutraulichen Weise: „Ver-

zeihen Sie — das kommt ja vor. Die Erde ist ja nicht so furchtbar groß —"

„Daß man sich nicht wiedersehen sollte. Freilich. Ich dachte mir Fräulein Jeanne nur ganz anderswo! Und dann — seit zwölf Jahren nicht gesehn — aber gerade in dieser Nacht, in Genua, so wunderbar lebendig von ihr geträumt. Lange, verrückte, aber doch wie leibhaftig erlebte Geschichten . . . Gnädige Frau, Sie kennen sie?"

„Fräulein Brinkmann? Die kennt hier ja jeder. Sie ist ja die Lebhafteste im ganzen Haus! Mit den einen spricht sie deutsch, mit den andern französisch, beides gleich perfekt. Sie singt, unsere Herren begleiten sie. Und ihr Witz, ihre Lustigkeit. Die ist urbeliebt!"

„Urbeliebt;" Erich lächelte über das Wort. War sie auch früher urbeliebt? Eigentlich wohl nicht. Sie war munter, gesellig, aber sie konnte auch stachlig sein; sie war ungleich, unberechenbar, plötzlich in sich gekehrt, dann wieder explodierte sie. Hatte sich das nun alles in ihr ausgeglichen? — Er betrachtete sie fast fort und fort. Sie sprach über den Tisch hinüber, nach rechts und nach links, das Gesicht voll Leben; man hörte zuweilen ihre Wirkungen, lautes, helles Lachen. Ihn bemerkte sie nicht, ihre dunklen Augen flogen zu rasch. Wie unnatürlich war es ihm, sie nicht zu begrüßen; aber während der Mahlzeit hinübergehn? — Studier sie indessen! dachte er. Sie war sich wohl sehr ähnlich geblieben, aber doch verändert; in die unregelmäßigen, anziehenden Formen des Gesichts war mehr Geist und auch mehr Harmonie gekommen. Er konnte sich gleichwohl immer noch denken, daß sie einen Mann, den sie gern hatte, übermütig und grausam behandeln konnte, wie es ihm geschehn war; aber es schien nun doch mehr Güte um den charaktervoll schönen Mund zu wohnen . . .

Endlich hatten sie abgetafelt, Fräulein Jeanne war aufgestanden und ging mit ihren raschen Schritten dem Ausgang zu. Erich kam ihr entgegen; höchst überrascht blieb sie stehn. „Aber nein, aber nein!" rief sie aus. „Wie kommst du hierher?"

„Ah, Sie kennen sich so gut?" sagte Frau Adele, die stehengeblieben war, um dieses Wiedersehen zu erleben.

„Erich Haßfurt und ich? Wir haben uns ja als Kinder geprügelt; das heißt, ich ihn; er war zu groß und zu ritterlich. Er war sechs Jahr' älter; na, das ist er wohl auch heute noch. Erich!" Sie hielt seine Hand, lächelte ihm in die großen, grauen Augen hinein. „Daß man sich endlich einmal wiedersieht, das ist doch ein guter Spaß! Freut mich

furchtbar, Erich! — Dein Bart, der so niedlich war, ist ein Mann geworden. An den Schläfen die Krähenfüßchen — denk dir, die kommen bei mir nun auch! Nein, nein, nicht den Kopf schütteln, das Auge des Hasses sieht sie schon. Ich hasse diese Lesezeichen, die das Alter einlegt. Liebes Herz, ich bin dreiunddreißig Jahre, eine alte Jungfer. Sprechen wir lieber von Klein Roland oder vom fidelen Säugling. Gehn wir in die Plauderhalle!"

Sie zogen mit dem jungen Paar — Max und Adele Arnstadt hießen sie — in den länglichen, geselligen Raum, der über der Vorhalle des Eingangs lag und sich jetzt mit weitgeöffneten Fenstern im Nachmittagslicht sonnte. Das Meer blaute herein; im Garten, auf einem freien Platz zwischen Gebüschen und jüngeren Palmen, begannen sich schon wieder die langen Liegestühle zu füllen, von denen wohl ein Dutzend herumstand. Herren und Damen streckten sich aus, hüllten sich in Decken, nahmen Zeitungen, Bücher oder schlossen die Augen zum Nachmittagsschläfchen. „Ah, die neue Zeit!" sagte Erich. „Das war hier vor fünfzehn Jahren noch nicht."

Jeanne schwenkte den Arm: „Ja, hurra, die neue Zeit! Jetzt wird all das dumme Zeug, die kranken Kehlköpfe und Bronchien und Nerven, mit Luft und Sonne kuriert! Ich hab' auch so was; das heißt, meine linke Schulter war gelenkrheumatisch geworden. Und da meine Tante nicht wollte, daß das wiederkäme, und da ich kein Geld hatte — du weißt wohl, wir sind abgebrannt — und da sie sehr viel hat, so hat sie mich zur gründlichen Abhärtung hergeschickt. Schau, da rechts liegt eine hübsche junge Russin, eine Malersfrau, die ist mit siebzig Pfund am Leibe hergekommen — oder geht das nicht?"

Erich lächelte: „Ist wohl gar zu wenig."

„Na, dann sagen wir hundert; mir ist alles recht. Die hat's hier mit Liegen und Milch und Eiern nun so weit gebracht, daß sie um zwölf Kilo zugenommen hat; ihr Herr Gemahl und ihre Eltern haben ihr geschrieben: Du kannst Dir nun wünschen, was Du willst! — Was wird sie sich wohl wünschen? Für ihre neuen zwölf Kilo einen niedlichen, kleinen Nebenmann?"

„Pfui," sagte Frau Adele, „was für ein Gedanke!"

„Ich sag' nur so, aus Unsinn. Weil ich mich über den Erich freu'. Sie hat an ihrem Maler genug; und mir wäre schon ein Mann zu viel; ich kann keinen brauchen! — Da steht einer, den ich beinah einmal geheiratet hätte; nein, wahrhaftig, kein Spaß. Dieser

Goldmensch, dieser Erich Haßfurt! Wir waren — Ah, der schöne Emil kommt. Und mein amerikanischer Russe. Erich, die Beiden mußt du kennen lernen . . ." Im Flug stellte sie die Herren einander vor; dann fuhr sie ohne weiteres fort: „Das war nämlich vor zwölf Jahren in Köln, da kriegten wir beide das Lieben; bis dahin hatten wir die sogenannte Jugendfreundschaft gehabt. Ich weiß nicht, wie uns das geschah, daß uns Amor am Ohr nahm —"

„Au, au!" rief der amerikanische Russe, ein stattlicher Mann mit einem gescheiten und auffallend guten Gesicht.

„Der kann nämlich keine Kalauer vertragen," sprach Jeanne ruhig weiter; „darum hat man ihn hierher geschickt. Wir zwei waren aber ein entzückendes Liebespaar: er ein unausstehlicher Verbesserer, ich unerträglich unverbesserlich! Gelt, Erich, du hast tapfer an mir herumgedoktert? daß ich junge Gans zuletzt eine Wut kriegte, so groß wie das Mittelländische Meer? — Er wollte zum Beispiel, ich sollte mich nicht mehr Jeanne nennen; sei kein deutscher Name. Süßer Erich, sagte ich, meine Eltern haben mich so getauft! Süße Johanna, sagte er, du bist aber einundzwanzig Jahre alt geworden, hast nun eignen Willen! Gut, sagte ich, dann sagt mein eigensinniger Wille: da meine Mutter eine Französin ist, will ich auch stets etwas französisch bleiben; nach dem Vater Brinkmann, nach der Mutter Jeanne! Da sagte er: ich verachte dich —"

Erich unterbrach sie lächelnd: „Das hab' ich wohl nie gesagt."

„Dann hast du's gedacht. — Nein, dazu warst du viel zu gut! — Aber so führten wir die lieblichsten, traulichsten Gespräche. Bis ich endlich zu dem Schluß kam: ich hab' mich ganz gern so, wie ich bin, und er will mich umkneten; und bis er sich sagte: da kämpf' ich gegen den Magnetberg! — Gelt, Erich, wir haben uns langsam, aber sicher wieder auseinandergeliebt? — Da war er noch Offizier, er mochte aber schon nicht mehr; und mein Vater war noch ein Großkaufmann, es ging aber abwärts. Und ich phantasierte schon, wenn wir ganz verarmen sollten, dann wollte ich uns durch meiner Hände Arbeit ernähren, nämlich durch mein Schriftstellern, Bücherschreiben. Die Hände hatte ich ja auch, es fehlte nur der Kopf. Aber weil mir manchmal was einfiel, ein Geschichtchen, ein Märchen — und weil dieser mein Verbesserer mir dabei so rührend zur Seite ging; eigentlich ist er nämlich ein Engel — so dachte ich: folge deinem Stern und der Ebner-Eschenbach!"

„Du hattest auch Talent," sagte Erich herzlich. „Aber das liebe Mädchen war f a u l."

„Ach ja," rief Jeanne, „er wollte mich auch fleißiger machen." Sie lachte: „Ich hatt' es schwer! — — Du, und es waren doch eigentlich gute, schöne Zeiten. Das ist so herrlich am Leben: man vergißt so viel. Das, worüber man geweint und sich gebost und gewütet hat, das vergeht so himmlisch; das Andre schiebt sich so allmählich zusammen und wird 'ne hübsche, interessante Geschichte — eine Geschichte aus alten Zeiten — oder vom Mond. Wie gemütlich das ist: da steht er — warum setzen wir uns übrigens nicht? — und es ist das reine Vergnügen, ihn anzusehn. Die Liebesepisode, das ist wie ein Blatt mit Versen in 'nem alten Stammbuch, und die schöne Jugendfreundschaft, die bleibt. Oder bleibt die nicht? denkt Erich Haßfurt anders darüber?"

„Johanna Brinkmann, so fragt man nicht. Wenn ich dir's auch schon lange nicht mehr schriftlich gegeben habe, daß unsre Freundschaft lebenslang ist —"

„Nein, im Briefschreiben sind wir beide schwach —"

„So ist mir's doch undenkbar, daß ich dir nicht mehr gut sein sollte, wie —" Erich suchte einen Vergleich — „wie daß ich meine innersten Überzeugungen noch verändern sollte. Zum Beispiel mein Junggesellentum, das so fest auf seinen Beinen steht, wie die Palme da."

„Du auch? Bravo!" rief Jeanne. „Wieder eine schöne Ähnlichkeit. Ich stelle mich als fertige und glückliche Junggesellin vor; — alte Jungfer, so sagen wir nicht, das ist ein dummes, häßliches Wort. Junggesellin, das klingt gut! Ich fühle mich noch jung und gesell' mich gern; aber nicht weiter als so: die fünf Finger. Jeden Morgen, wenn ich aufwache, freu' ich mich: die Jeanne Brinkmann ist frei! „Ein freier Mensch" — das ist doch das Schönste!"

Das Gesicht des Russen, des Doktors Samarow, das seine inneren Bewegungen oft und lebhaft zeigte, legte sich in Falten. „Sie sagen das, Fräulein Jeanne. Sie sind aber doch noch sehr jung —"

„Dreiunddreißig Jahre!"

„Il ne faut jurer de rien!"

„I c h schwöre nichts, Doktor; aber d a s i n m i r hat's geschworen. Nun sollen Sie aber sehn, was für eine g u t e F r e u n d i n so eine beruhigte und zufriedene und glückliche Junggesellin sein kann; nicht bloß für den alten Freund und Duzbruder da, auch für so neue Freunde wie Sie." Jeanne nahm dem Doktor sein zierliches Spazierstöckchen

weg, mit dem er eben spielte, stand auf und hielt es wie ein Zepter in der Hand. „Sie sehen wohl, daß ich jetzt die Statue der Freundschaft, die Amicitia bin."

„Ja, das sehe ich."

„Amor, das große Kind, schießt seine dummen Pfeile ab. Die edle Amicitia —" sie hob das Stöckchen — „die schwenkt den Freund-Schaft!"

„Au!" rief Samarow wieder. Dann setzte er aber doch beglückt hinzu: „Darauf trinken wir heute abend eine Flasche Sekt!"

* * *

Ein paar Tage waren dahingegangen; Erich hatte sie zum Teil allein, zumeist mit der Jugendfreundin und den neuen Bekannten verlebt. Spaziergänge zu Sant' Ilario hinauf und auf der wunderbaren Promenade am Klippenstrand; langes Liegen und Sitzen auf den „Walfischen", wie er die Felsenplatten und Klippenrücken nannte, die ins Meer hinausragen und die er schon vor fünfzehn Jahren geliebt hatte. Jeanne und das junge Paar gehörten nicht zu denen, die auf den Liegestühlen Genesung suchten; auch die zarte Frau Adele, die ihre Bronchien stärken sollte, zog das freiere und schönere Leben am Strande vor. „Man muß mehr und mehr zum Seehund werden!" war Jeannes Nervi-Wahlspruch, und Adele schloß sich ihr darin, wie in vielem, an. So kletterte denn die kleine Gesellschaft — etwa noch Doktor Samarow mit — in den warmen Stunden hinunter, um sich an irgendeinem Felsrand, von der fast eingeschlafenen „Brandung" leise umspült und umspielt, wie träumerisch träge Robben zu sonnen. Sie lasen wohl auch oder plauderten. Am Abend aber, nach dem Hauptmahl, begann die eigentlich gesellige Zeit; Singen, Klavierspiel, auch Kartenspiele, und vor allem Schwatzen, der „Ursport der Menschen", wie Jeanne es nannte.

Nach dem dritten dieser Abende, in seinem Zimmer allein, konnte Erich keine Ruhe finden; er scheute sich vor dem schlaflosen Bett, er ging hin und her, leise, um keinen Nachbar zu stören; endlich trat er, den Mantel über die Schultern geworfen, wieder auf seinen Balkon hinaus. Die Nacht war kühl, aber windstill, mild. Um den hohen, fast gefüllten Mond dämmerschimmerte ein riesiger Ring; er erregte sonderbare Gefühle in Erich, der ihn lange anschaute, er machte melancholisch, tief-

sinnig. Fast ebenso wirkten ein paar Dampfer, die in mäßiger Ferne vorüberfuhren, der eine nach Genua, der andre nach Westen hin; die langen Schiffskörper, hell erleuchtet, langsam, aber rastlos vorübergleitend, zogen ihn gleichsam ihres Weges mit. Auch Bahnzüge rollten noch durch die Nacht, von Spezia oder von Genua her, rauschten auf dem Fahrdamm vorbei, hielten auf dem nahen Bahnhof, pfiffen, atmeten laut, bis sie weiterfuhren. Erich horchte, sann; wär's nicht besser, weiterzureisen? fuhr ihm durch den heißen Kopf. So, wie ich's hier wollte, hab' ich's nicht gefunden! Ein paar Wochen schönen Friedens, dacht' ich, viel mit mir allein, vielleicht zuweilen zu viel; aber dafür „die Freiheit, die ich meine". Nun tauchen hier auf einmal die alten Gespenster auf — und der Frieden ist hin. Jeanne. Diese Jeanne! Ein wunderliches — meinetwegen auch wunderbares Geschöpf; voll Leben, voll Herz, voll Natur, voll Wahrheit — — Zu viel Wahrheit. Wie warf sie gleich in der ersten Viertelstunde diesen fremden Menschen unsre Liebesgeschichte hin! Wie eine „Geschichte vom Mond", sagte sie. Sie schleuderte sie wie einen bunten Ball in die Luft. Gewesen! Gewesen! — Nun ja, die Geschichte ist nicht mehr. Kann nie wiederkommen. Ich sage „Freiheit, Freiheit" wie sie! Aber das so vor die Leute werfen — ich hätt's nicht gekonnt. Bin ich darum schwächer als sie? Ist sie die stärkere Natur, die mit dem Junggesellentum, der Freiheit vom andern Geschlecht, gründlicher Ernst macht, als ich? die sich wirklich zur vollen inneren Harmonie hingefunden, hinaufgeschwungen hat? — Manchmal scheint es so. Dann müßt' ich mir sagen: wie schön, wie gut. Wie können nun unsre freien Seelen sich zur besten, edelsten Freundschaft zusammenfinden, die zwischen Weib und Mann auf dieser unvollkommenen Erde irgend möglich ist! — Dann sieht's aber auf einmal anders aus. Kokettieren? So will ich's nicht nennen; aber nicht ohne die Männer leben können oder wollen. Sie muß gefallen, gefallen! Und sie muß sie reizen! Dieser sogenannte schöne Emil — Gott weiß, warum sie ihn so nennt. Wie der sie anschaut, wenn er sie am Klavier begleitet und sie diese schmachtenden Lieder singt! Der russische Arzt aus Amerika, der Samarow; — ein famoser Kerl eigentlich; der mir gut gefällt; aber er hängt offenbar an ihr, und sie spielt mit ihm. Und der Dritte, dieser italienische Komponist, der plötzlich bei uns aufgetaucht ist, aus der Nachbarvilla abends herüberkommt; am Strand, bei der Nachmittagsmusik, hat er sie gefunden — oder sie ihn. Auch der zieht den Triumphwagen mit. Jeanne! Jeanne Brink-

mann! Ist das deine erhabene Freiheit von unserm Geschlecht? Ist das die ideale Junggesellin, für die so alte Liebesgeschichten nur noch Geschichten vom Monde sind?

Es widerte ihn an, sonderbar gereizt wie er war, sich durch diese Widersprüche hindurchzudenken. Und es mißfiel ihm ebensosehr, daß sie ihn nicht losließen, ihn verstimmten, ihm die Ruhe raubten. Endlich rettete er sich vor diesem Mond, dessen Riesenhof ihn schwermütig machte, ins Zimmer zurück, schloß die Fensterläden, um ihn auszusperren, und fand, bis Hundert und wieder bis Hundert zählend, zuletzt doch im Bett den ersehnten Schlaf.

Als er am nächsten Abend, nach einem bis Camogli hin verwanderten einsamen Tag, wieder in der „Plauderhalle" erschien, erwartete ihn eine sonderbare Überraschung: Jeanne war diesmal unter die Russen geraten, die gewöhnlich, und so auch heut im letzten Winkel der Halle ihr Wesen trieben, und der Doktor Samarow, der neben seiner medizinischen Wissenschaft auch noch moderne, halbmystische Überzeugungen hatte, gab eben eine kleine Vorstellung seiner angeblichen Befähigung, den Willen eines andern Menschen zu erfühlen; ein Seitenstück zum Gedankenlesen. Zu Erichs Mißbehagen hatte er Jeanne mit seiner slavisch-herzlichen Art überredet, sein Objekt zu sein; sie waren bereits „handgemein", wie Jeanne darüber scherzte, seine Hand lag auf ihrer Stirn, den Arm dieser seiner Hand mußte sie umfassen und festhalten bis zum Äußersten. Der Doktor erregte sich mehr und mehr, es war wunderlich anzusehn; sein Gesicht ward röter und röter, als überfülle es sich mit Blut, er drückte seine Hand immer fester gegen ihre Stirn, zog sie, drängte sie durch dieses leidenschaftliche Pressen, und indem sie ihre Aufgabe, den Arm nicht loszulassen, erfüllte, nahm es sich endlich fast wie ein Ringen aus. Er erreichte offenbar sein Vorhaben nicht, so wild er sich anstrengte: „Sie müssen fest wollen!" rief er sie an, „immer, immer wollen!" „Ich tu's ja!" rief sie zurück; „ich tu's!" Seine Brauen arbeiteten wie Fühlfäden, sein gutes Gesicht verzerrte sich. Endlich mußte er doch verzichten, es war ihm nicht gelungen; nachdem sie sich unsinnig getummelt hatten, gab er sie frei. „Heute will es nicht!"

„Warum haben Sie sich denn so fürchterlich dabei aufgeregt?" fragte die junge, hübsche Russin, die um zwölf Kilo zugenommen hatte, doch immer noch schlank war. „Warum kämpften Sie so auf Leben und Tod?"

„Ja, das frag' ich auch," sagte Jeanne. „Sie haben mich ja halbtot gemacht."

„Sie waren aber eine Heldin," entgegnete der Doktor, sich dankbar verneigend. „Warum ich mich so aufregte? Ohne das kann ich nicht Willen lesen, nur in der Exaltation gelingt's. Mit Fräulein Jeanne, hoffte ich, sollt' es mir gelingen. Es hat nicht gewollt!"

Jeanne kam zu dem Tisch, an dem ihre deutschen Freunde, Erich und Arnstadts saßen, und der schöne Emil erschien. „Das hat Mark gekostet," sagte sie heiter, aber Hand und Stirn reibend. „Was es heutzutage alles gibt!"

„Hoffentlich gibt es keinen neuen Gelenkrheumatismus in der Schulter," warf Erich hin, den das Ganze verdrossen hatte, er wußte nicht, warum. „Der Willenleser hat dir die Schulter ja fast ausgerenkt."

„So schlimm war's doch nicht. Übrigens, wie komisch war's! Ich hatte den besten Willen, meinen Willen von ihm lesen zu lassen, und der Doktor hatte den besten Willen, meinen Willen zu lesen. Und doch wurd' es nichts!"

„Das ging wohl mit ganz natürlichen Dingen zu," murmelte Erich.

Frau Adele sah ihn mit ihren schönen, lustigen Augen an. „Sie glauben nicht daran? — Ich auch nicht. — Übrigens, was ich Sie täglich fragen wollte: warum sind Sie eigentlich hier?"

„Weil ich hier nichts zu suchen habe," antwortete Erich lächelnd. „Ich bin ganz gesund. Es ist auch nur eine Haltestelle: es geht bald weiter, nach Spezia, Pisa, Florenz."

Jeanne machte eine Bewegung, als durchzuckte sie etwas. „Ah! Du willst schon weiter?" Ihr elfenbeinernes Gesicht ward blasser, wie es schien. Er bemerkte es.

„Noch nicht," entgegnete er. „Ich lebe so drauf los. Je nachdem!"

„Je nachdem wir dir hier gefallen?"

Er lachte, etwas mühsam. „Ich bitte, keine Gewissensfragen. Ich könnte umgekehrt sagen: je nachdem ich mich hier überflüssig fühle. Ich sag' aber lieber gar nichts und warte!"

„Ja, tun Sie das," nahm Adele das Wort; sie hatte einen raschen, klugen, forschenden Blick auf die beiden Jugendfreunde geworfen. „Hier ist's doch jedenfalls jetzt schöner als in Ihrem Raubschloß! Jeanne hat uns erzählt, daß Sie in Tirol so eine alte Ritterburg gekauft und mit lauter schönen Sachen ausgeschmückt und in eine Art von Feenschloß verwandelt haben."

„Ach, du lieber Gott!" rief Erich. „Alle Feen fehlen. Es sind nur allerlei gute, alte Möbel da, aus hundert Winkeln und Ecken zusammengekauft. Das ist meine Leidenschaft. Ein Sammler — da ich sonst nichts bin. Besondere Begeisterung für Majolikas aus den besten Zeiten, für altgriechische Vasen, für schöngeschnitzte Truhen, Kästen und so weiter. Ein Hamster!"

Jeanne schüttelte den Kopf: „Laßt euch doch von dem nichts vorreden; er macht sich schlecht. Er ist ja ein Gelehrter, ein Kenner über all' die Sachen; schreibt darüber in die Kunstblätter, schreibt Hefte, schreibt Bücher —"

Erich lächelte. „Was weißt du davon? Hast du sie gelesen?"

„Natürlich! Von Erich Haßfurt les' ich alles; die wohlhabende Tante, die schenkt mir's. Meinst du, weil du mir nichts davon schickst, so weiß ich auch nichts? Frag' mich, was du willst!"

„Aber Jeanne! Johanna!" — Vor Überraschung war er aufgestanden. Er sah sie etwas entgeistert an; Frau Adele konnte sich nicht enthalten, zu lächeln. „Du meine Leserin?"

„Wenn ich doch deine älteste Freundin bin. Vielleicht hab' ich mich auch heimlich selbst „verbessert", ohne deine Hilfe; hab' den Ernst des Lebens und den Wert des Fleißes begriffen. Vielleicht bin ich auch nur eitel darauf, daß einer meiner früheren — sagen wir: Verehrer — so geschätzte und geachtete Sachen schreibt. Wer weiß, was alles im Menschen ist? — Vielleicht gehören deine Schriften zu dem, was mein Papagei mir ist: eine kleine Häuslichkeit, eine Gesellschaft."

„Du hast einen Papagei?"

„Ja freilich. Den ich allerlei lehre. Den ich liebe."

„Die Junggesellin ist fertig!"

„Freilich ist sie fertig. Hast du noch gezweifelt? — Mir fehlt nur noch der große, treue Hund mit den schönen Augen, den ich mir von der wohlhabenden Tante zum Geburtstag wünsche; der mich auf meinen einsamen Wanderungen begleiten und beschützen soll. Dann kann ich sagen: Mannsleute, lebt wohl!"

Erich schwieg. Er bewegte die Lippen nur. — „Was machst du für ein mißbilligendes Gesicht?" fragte Jeanne nach einer Weile.

„Mißbilligend? O nein. — Dazu hab' ich doch nicht das Recht." — Er erzwang ein Lächeln: „Bei deinem Wort „Wanderungen" fiel mir nur wieder so recht ins Ohr, daß du noch immer — verzeih!"

„Was soll ich verzeihn?"

„Daß du noch immer dieses — schnarrende R hast, das ich dir in jenen unausstehlichen Verbessererzeiten abzuschmeicheln suchte."

„‚Abzuschmeicheln' nennt er das. — Ja, das war auch einer deiner großen Veredelungsversuche! Ich sagte aber in meiner unverfrorenen Fixigkeit: Das R hab' ich von meiner Mutter geerbt, und ich will's behalten! — Also du fängst wieder an, mein Alter, mich umzuarbeiten?"

„Um Gotteswillen!" rief Erich aus, die Augen gen Himmel gerichtet. „Das ist abgeschworen! — Ich hörte es nur ebenso besonders kräftig, dieses Mutter-R —"

„Ja, ein Muttermal. Muttermale werden nicht weggebrannt!" — Jeannes große, schwarzbraune Augen blitzten; sie flogen in dem kleinen Kreis herum, ein aufsteigender Gedanke, rasch wie alles in ihr, erschien in dem lebhaften, ausplaudernden Gesicht. „Übrigens, was ich gestern schon vorschlagen wollte — da hatten wir das Karten-Mogeln gespielt, das eigentlich recht was Dummes ist. In Köln machten wir einmal etwas Schöneres, Witziges, das hab' ich seitdem nie mehr erlebt. Jeder erzählt eine Geschichte; er kann sie sich ausdenken, er kann auch eine alte nehmen; er muß sie aber so wenden, daß sie auf einen aus der Gesellschaft gemünzt ist. Da kommt man in ein Wetteifern, daß es eine Lust ist, und eh' man sich's versieht, wird ein geistreicher Abend draus!"

„Das müßten Sie uns erst vormachen," sagte der schöne Emil in seinem ungarischen Deutsch. „Ich versteh' noch nicht recht."

„Ja," rief Arnstadt, „da müssen Sie den Anfang machen! ein Beispiel geben!"

„Ist auch meine Meinung," setzte Erich hinzu.

„Ist auch deine Meinung?" — Jeanne warf den Kopf zurück, mit einem ganz eigenen Schelmenblick auf ihn: „gut, dann fang' ich an! — Mir war neulich eine kleine Geschichte eingefallen, es fehlte aber noch der Schluß; jetzt hab' ich den Schluß! Die Geschichte hat auch einen Namen, sie heißt „Das Geheimnis"; ein ganz hübscher Titel, was? Es war nämlich einmal ein Sonderling; vielleicht lebt er noch. Der war natürlich ein Junggesell; und als solcher hatte er natürlich über das weibliche Geschlecht auch seine eignen Gedanken. Eines Tages hört er — erzählt ihm ein sehr guter Freund — von einem außerordentlichen weiblichen Wesen,

schreckbar schön, äußerst liebenswürdig, reizende Talente. Die mußt du kennen lernen! sagt der gute Freund. Der Sonderling schüttelt seinen klugen, welterfahrenen Kopf: Das wär' dumm. Jetzt hab' ich durch dich ein Bild von ihr, das mir sehr gefällt, das mich angenehm beschäftigt, mir schöne Emotionen gibt. Lerne ich sie kennen, so geht die Poesie verloren, die Poesie des Unbekannten, des Geheimnisses!"

„Der Herr scheint meschugge zu sein," sagte Erich.

„Bitte, noch nicht aburteilen; vielleicht behält er recht! — Der Zufall, der ja oft geistreich ist, macht es so, daß er die Dame hört, ohne sie zu sehen; eine schöne Stimme. Herrlich! sagt er hernach zu dem Freund; wundervoll, berückend! — Aber Mensch, sie nun erst sehn: da verlierst du Sinn und Verstand! — Der Junggesell schüttelt den Kopf: Behüte, behüte. Jetzt ist sie noch in einen magischen Schleier gehüllt; laß mir den, mein Lieber. Sie lebt ja durch das Ohr in mir, schön sinnlich geistig; so ist's mir genug! — Hilft nichts: der Zufall treibt seine Possen weiter. Eines Tages sieht er sie: — baff! Das heißt, nur die Gestalt, das Gesicht sieht er nicht; aber eine Gestalt wie ein Duett von Venus und Juno. Er ist außer sich! — Laß mich so, mein Alter, sagt er zu dem Freund: jetzt ist es die höchste Poesie des Geheimnisses!"

„Ich halte den Herrn für einen Sonderling," sagte der schöne Emil mit tiefem, gut gespieltem Ernst.

„Bis jetzt sieht's so aus," fuhr Jeanne fort. „Dem Freund läßt es aber keine Ruhe, er veranstaltet mit arger List, daß der Sonderling auch das Gesicht der schönen Frau sehen muß; ein Gesicht aus Rosen, Schnee, Gold, Veilchen und Kirschen. Jetzt ringt er die Hände: So, nun nicht weiter! Weiter treibt die Natur ihre Wunder nicht. Ich hab' wohl die Stimme dieses Engels gehört, ich hab' ihn noch nicht sprechen hören. Davor schütz' mich, Alter! — Der Alte lächelt und schützt ihn nicht. Die Wunderschöne und der Junggesell stehn sich am nächsten Tag gegenüber. Sie spricht. Sie spricht. Er hört sie sprechen — "

Jeanne sprach nicht weiter. Mit einem spitzbübisch unheimlichen, schwermütigen Blick schaute sie umher.

„Na, was ist? Was war denn?" fragte Frau Adele.

„Sie sprach mit dem schnarrenden R!"

„O Gott!"

Alle lachten.

Auch Erich lachte. Er fühlte aber doch einen Stich in der Brust, wußte nicht, warum.

Jeanne schloß: „Na, da stand er. Da war's aus mit der Poesie, da hatt' er die Enttäuschung. Hab' ich nun recht, oder nicht? sagte er zu dem alten Freund, mit einem tödlich vernichtenden Blick, und reiste nach Australien ab."

Sie sah auf ihre Uhr: „So, nun gehn aber die Gescheiten zu Bett. Die zarte Frau Adele vor allen; Jeanne Brinkmann aber auch, wegen ihrer Schulter. Meine Herrschaften, gute Nacht!"

Nach ein paar raschen Schritten war sie schon verschwunden.

Schluß in der Februar-Nummer.

Richard M. Meyer:
Victor Hugo.

(Geb. 1802 in Besançon, gest. 1885 in Paris.)

Viktor Hugo ist fast von seinen ersten frühen Siegen an und bis zu seinem Tod nicht nur für Frankreich, sondern für die ganze romanische Welt die Verkörperung der Poesie gewesen, und wenn noch vor wenigen Jahren der letzte Kapitän seiner parnassischen Leibgarde, Catulle Mendès, ihn den „Gott der Dichtkunst" genannt hat, so hätte vor einem Menschenalter noch kaum ein Kritiker in Paris oder Rom und sicher keiner in Madrid oder Buenos-Aires dies kühne Lob in seinem eigenen Stil zu hoch gefunden. Ja, wäre uns durch die „Legende der Jahrhunderte" die Nachricht zugetragen worden von dieser außerordentlichsten Dichtergestalt der neueren Zeit — vielleicht hätte die Wissenschaft ihn für einen mythischen Heros erklärt wie Bragi, den Sängergott der Norweger. Der Sohn eines napoleonischen Generals, in frühester Jugend von dem größten lebenden Dichter seines Landes als „enfant sublime" gefeiert, wird der Abgott der jungen Poeten und erlebt an ihrer Spitze literarische Schlachten von typischer Wildheit und typischem Wechsel der Erfolge. Der jugendliche Royalist wird leidenschaftlicher Republikaner, ißt als ein Opfer des napoleonischen Staatsstreiches das Brot des Verbannten auf der kleinen Normanneninsel Guernesey; er kehrt heim, wird der Kaiser der französischen Dichtung, bis in sein höchstes Alter angebetet und bis zum letzten Tage unerschöpflich Verse ausströmend. Er stirbt und wird wie die Inkarnation des gesunkenen nationalen Ruhmes in einer unvergleichlichen Trauerfeier unter dem Triumphbogen im Pantheon beigesetzt, während die geheiligten Klänge der Marseillaise, für ihn von Saint Saëns in einen Trauermarsch umgesetzt, eine einmütige Wehklage der Nation begleiten, wie sie nicht beim Tode Voltaires und nicht beim Heimgang Goethes gehört wurde ....

Wahrlich: ein Napoleon der Poesie! könnte man rufen. Auch er hat der Dichtung seiner Heimat, die seit einem Menschenalter fast alle internationale Bedeutung eingebüßt hatte, die Welt wieder erobert; auch er hat Kronen an seine Marschälle verteilt und alte Fürstendynastien abgesetzt; auch er hat mit seinem unermeßlichen Ruhm („l'immensité de sa

gloire", sagte Théophile Gautier) die Schwächen seiner Persönlichkeit wie seines Werkes fast verdecken können. Nur darin war der Cäsar der tönenden Alexandriner glücklicher als der Heerführer der grande armée, daß in seinem Leben die Felseninsel eine Episode blieb und daß ihm die Verbannungsstätte zum Postament neuen sicheren Ruhmes ward, an der jener andere militärische Prometheus unter den Schnabelhieben des Geiers Verbitterung verblutete.

Man könnte die Vergleichung noch weiter treiben. Man könnte sagen, wie Napoleon sitze Victor Hugo vor jeder neuen Schlacht über die Landkarte gebeugt, er freilich nur, um immer fast dieselben Haufen von Ortsnamen, aus aller Welt gesammelt, auf das Papier zu streuen und in seinen Alexandrinern jene phantastischen Atlanten auszustreuen, die schon früh zu parodistischen Angriffen Gelegenheit boten; Paul Lindaus Studie über den Dichter des „Schrecklichen Jahres" (bei aller begreiflichen Einseitigkeit die lehrreichste, die wir über ihn besitzen) zitiert eine solche Verspottung:

C'est terrible cela!..pourtant j'ai bien envie
De vous parler d'histoire et de géographie.

Oder man könnte daran erinnern, wie er in ganz ähnlicher Weise Heerhaufen aus dem Boden stampft, indem er jene berühmten Sternennebel aus großen Namen auf seinen Horizont heraufführt: „Hesekiel, Moses, Dante, Jeanne d'Arc, Messalina, Cynegir (Hugo schreibt falsch: Cinegyr), Leonidas, Winkelried, Washington, Simon Bolivar, Pelagius von Austrien, Manin, Lautrec, Talbot, Garibaldi, Homer, Theokrit, Danton, Hampden, Sixtus-Quintus, Coligny, Peter Ramus, Charlotte Corday, Aristides, Jesus, Zeno, Brutus, Columbus, Tiberius, Cäsar, Falstaff, Barra, Phocion, Riego, Lykurg, Milton, Cato, Kosziusko, Galgacus, Huß, Luther, M. Atilius Regulus, Arria, Porcia, Curtius, Adam Lux, Pätus Thrasea, Coudorcet, Champfort, Locusta, Pallas (Günstling des Claudius Britannicus), J. B. Carrier und Sanchez!!" (Ich entnehme auch diese Conskription Lindaus Aufsatz, in dem witzig bemerkt wird, diese Statisten lasse der Dichter wie ein kleiner Theaterdirektor immer wieder von rechts aufmarschieren, wenn sie links hinter den Kulissen verschwunden sind, und erwecke so den Anschein einer unübersehbaren Menge).

Aber ist uns da nicht unter der Hand der „Gott der Poesie" zu einer fast lächerlichen Figur geworden? und wenn wir von Napoleon sprachen — sollen wir ihn nicht so nennen, wie er selbst seinen ingrimmig gehaßten politischen Gegner und persönlichen Feind, Napoleon III., in der blutigsten Streitschrift des 19. Jahrhunderts nannte: „Napoléon le petit"?

Dieser Auffassung ist selbst ein so feiner Kenner französischer Eigenart wie Lindau bedenklich nahe gekommen, und von deutschen Kritikern haben wir sie in aller Schärfe aussprechen hören, wie die andere Meinung von Théophile Gautier, Théodore de Banville oder Catulle Mendès. Auch gibt es gewiß keinen berühmten Mann, auf den der Ausspruch „d u s u b l i m e a u r i d i c u l e i l n'y a q u' u n p a s" so häufig Anwendung fände wie auf ihn. Nur eben — auch wo er ins Lächerliche fällt, kommt er vom Großartigen her. „E n f a n t s u b l i m e" — das ist auch noch der Achtzigjährige, und der Achtzigjährige mehr als der Mann oder der Jüngling. Und in diesem unersättlichen Bedürfnis nach dem Großartigen ist der Volksgenosse des Louis XIV., des Corneille, des Bossuet und des Le Brun ganz und gar nur aus dem französischen Wesen zu verstehen und aus dem Wesen französischer Kunst. Ihn nach unserem Maßstab zu beurteilen, ist unmöglich. Wenn B r u n e t i è r e seine Lyrik für die am reinsten lyrische erklärt, so stehen uns freilich die Haare zu Berge: diese pomphafte Rhetorik auch nur mit dem gleichen Namen zu benennen wie Goethes, Lenaus, Eichendorffs, Mörikes Lieder scheint uns ungeheuerlich. Aber hört der „Roi Soleil", der seine Nation für zwei Jahrhunderte zur ersten der Welt machte, deshalb auf, ein großer König zu sein, weil Friedrich der Große ihm in keinem Atemzuge glich?

Der Grundgedanke der deutschen Poesie ist der, daß der Dichter sein Innerstes aussprechen, sich selbst darstellen soll. Der Grundgedanke aller romanischen Kunst — wie übrigens auch aller antiken — ist, daß er ein bewundernswertes Kunstwerk hinstellen soll. Der Begriff der „überwundenen Schwierigkeit", der Wichtigkeit der „Mache" spielt in der bildenden Kunst wie in der Poesie der Franzosen eine Rolle, die uns erstaunen läßt, deren Ergebnisse uns aber Bewunderung abzwingen. Die Kunst, eine Anzahl von Namen, Begriffen, Anschauungen in lebendig bewegte, volltönend gereimte Verse zu bringen, erreicht allein schon bei ihm eine Virtuosität, in der ihn allerdings niemand erreicht. „Le poëte est un monde enfermé dans un homme", und jeder Vers soll ein Abbild davon sein, jede Zeile ein Mikrokosmos, ausgefüllt, ausgestopft bis in die letzte Ecke, vollgedrängt mit jener „Scheu vor dem Leeren", die für die Maler der Renaissance und nicht zum wenigsten auch für unsern Albrecht Dürer so ungemein bezeichnend ist.

Das ist das Postament des Baues. Eine angeborene Beherrschung der Form, eine natürliche Gabe, gegebene Massen von poetischem Rohstoff zu organisieren, eine unvergleichliche Sicherheit des Rhythmus, ein wunder-



Dresdener Zwinger:
Wall-Pavillon.
Zum Essay von Karl
Scheffler.

barer Instinkt für den reinen, starken Reim; und dies alles in einer durch sechzig Jahre nie ermüdenden Arbeit zu immer größerer Virtuosität ausgebildet, durch einen bewundernswerten Fleiß vor dem Herabsinken geschützt. Freilich, all das sind formelle Dinge und werden es gerade durch die Übung immer mehr: die mächtigen Reimworte stellen sich (auch das hat Lindau glänzend gezeigt) bald automatisch ein und werden zu tönenden Schellen; die Gedanken vermehren sich nicht, vertiefen sich nicht und ermüden rasch, und frisch bleibt bis zuletzt nur eins: der Urgrund von Victor Hugos formeller Virtuosität selbst, sein letztes Geheimnis: der Rhythmus.

Denn nur in diesem steckt das Rätsel seiner Kunst, seiner Größe, seiner Beschränkung; hier liegt der Schlüssel des Zaubers, dem auch der erliegt, der seine Gedanken trivial, seine Antithesen grell und seine Metaphern gesucht findet. Victor Hugos Poesie ist ganz Rhythmus, und wie sie das Höchste ist, was diese Kraft allein zu leisten vermag, so stellt sie zugleich auch die Grenzen eben dieses Vermögens dar. Denn jene Virtuosität der Anordnung bildet doch eben nur erst das Grundvermögen unseres Dichters. Er kann sie nicht im leeren Raum betätigen. Aber die Welt kennt ja auch keinen leeren Raum; alles ist angefüllt; ein unendliches Meer der Dinge schäumt vor unseren geistigen Augen, ewig wechselnd, doch immer dieselben Erscheinungen. — Der Dichter nun, wie wir ihn auffassen, blickt hinein in dies Chaos, bis er einzelne deutliche Umrisse erblickt, und weiter: bis er in diesen einige, allgemeinere Linien sieht. Diese „symbolischen Fälle" werden dann für Shakespeare, für Goethe zu Vertretern aller Fälle: „am farbigen Abglanz haben wir das Leben". Er zieht die Bilder heraus aus der Masse des bewegten Lebens, er hält sie fest und mit ihnen sein eigenes Erlebnis und zugleich eine ewige Erfahrung.

Nicht so Victor Hugo. Was in ihm am stärksten pulsiert, das ist jenes leidenschaftliche Bedürfnis, den Rhythmus jenes Meeres der Erscheinungen zu fühlen; was in ihm am mächtigsten herrscht, ist die Sehnsucht, Ordnung in das Chaos zu tragen. In seinen Empfindungen durchaus ursprünglich, in seinem Ehrgeiz durchaus primitiv, tritt er vor die Welt als „sublimes Kind". Um Ordnung zu schaffen, hat er nur Ein großes Mittel, dasselbe, das die Völker von Anbeginn besitzen, dasselbe, das die Sprache regiert: die Zweiteilung. Wie der Gott der alten Kosmogonien hebt er die Hand und teilt: hie Licht, hie Finsternis. Wie alle Dichtung der Romanen vor dem halb oder drei Viertel germanischen Paul Verlaine aus Metz kennt auch die seine keine Nuancen, weil sein Verstand sie nicht kennt. Überall halbiert er die Welt, und überall glaubt er sie damit in ihre Elemente zerlegt

zu haben. — Das ist die Tat seines Verstands: die Analyse. Und untrennbar verschwistert sich ihr die Tat seiner Phantasie: die Synthese. Die uralte Lieblingsform aller volkstümlichen Dichtung, die Antithese, war längst von seiner Nation derart ausgebildet, ausgeklügelt, zugespitzt worden, daß sie nur noch ein Kunstmittel der Überkultur schien; bei ihm wird sie wieder, was sie bei den alten Romanen oder Römern war: ein Naturmittel der Kulturlosigkeit. Die Antithese bindet unlösbare Gegensätze in eine Formel zusammen, so daß sie in ewigem Schwanken um eine feste Achse ewig das Gleichgewicht suchen und nie finden. Dieser antithetische Rhythmus ist das belebende, das lebende Grundprinzip seiner Dichtung. Jeder Vers ist auf dies Schaukeln gebaut, auf das nach Schillers Wort den Franzosen schon die gleichschenklige Natur seines Lieblingsversmaßes hinweist, des Alexandriners. Jedes Gedicht wiegt sich in solchem Tausch der Gegensätze; das Kind schaut lächelnd das Ungeheuer an, und die Rose spricht mit dem Grab. Jedes Werk ist so aufgebaut, die Dramen, die Romane. Doch hier kommt ein weiteres Kunstmittel — dies wirklich ein Mittel der Kunst! — hinzu: der Chiasmus. Diese Figur, die zwei Paar Gegensätze übers Kreuz ordnet, läßt den Rhythmus gleichsam im fruchtbarsten Moment erstarren, daß er wie im Eismeer in gefrorenen Wellen vor uns liegt. Was bedeutet der Tod eines Helden? Der Märtyrer stirbt — et la victoire pleure et le sépulcre rit. Der Sieg, das Freudigste, was wir kennen — er weint über den Tod des Heroen; das Grab, das Düsterste, Furchtbarste — es lacht hell auf, denn ihm gehört nun der Tapfere.

Am deutlichsten wird uns dieser Gang des dichterischen Prozesses in den Dramen. Sie sind überhaupt der reinste Victor Hugo — so sehr, daß sie uns durch die Übertreibung der Manier wirklich unleidlich werden, wo in Roman und Lyrik eine fast unwillkürliche Freude des Dichters an den Einzelerscheinungen uns festhält. Sein Drama aber ist, ganz wie das seines mehr, als man heut noch zugeben möchte, ihm verwandten Zeitgenossen Friedrich Hebbel, eine Darstellung des Weltprozesses; nur natürlich: des Weltprozesses, wie er ihn auffaßt. In unaufhörlichen Epigrammen branden die Gegensätze an die Küste, und J. Bab, unser neuester geistreicher Theoretiker des Dramas, könnte für seine Lehre, das Epigramm sei die Seele des Schauspiels, keine vollendeteren Belege finden. Dann aber, auf dem Höhepunkt, kommt die Bewegung in einem großartigen Chiasmus zum Stehn. Triboulet, der verwachsene Hofnarr, scheint den mächtigen König Franz ganz wörtlich „im Sack“ zu haben — Triboulet, der an dem König (wie C. F. Meyers „Heiliger“) seine Tochter rächen wollte — hat

getötet, was er am meisten liebte. Die Liebe hat getötet, der Haß — hat den König belustigt... So erstarrt jedes Drama Hugos in einem Epigramm, das mit großartiger Geste seinen Inhalt zusammenfaßt; am wunderbarsten „Marion de Lorme" mit dem Verzweiflungsschrei der Heldin: „Der rote Mann geht vorbei!", das geradezu genial Richelieu, den blutigen Verfolger der Duellanten, nach seinem Purpurgewand und nach seiner Seele, anschaulich zugleich und metaphorisch, zum Fatum seiner Zeit macht.... Seit Gerhart Hauptmann uns „Rose Bernd" gab, haben vielleicht auch wir gelernt, in solchem letzten Wort, nach dem das Drama wie nach einer Erlösung zutrieb, mehr zu sehen als ein Prunkstück.

Dramen dieser Art sind aber auch seine Epen, kleine Dramen, zahllose Gedichte — immer in diesem Sinne! Die Verwandtschaft des scheinbar ganz der Kultur, der „Bildungspoesie" angehörigen Poeten mit einfachster volkstümlicher Art zeigt sich wieder, wenn solchergestalt bei ihm die Primelform zahlreiche Poesien beherrscht: jene volkstümliche Form der Häufung, die zahlreiche, anscheinend möglichst verschiedene Subjekte unter den Hut eines Prädikats bringt. Und dem entspricht, oft mit großartiger Wirkung, eine stilistische Eigenheit: langen ausladenden Perioden ein kurzes Wort entgegenzusetzen, ein Donnerwort, das den Sturm der Wellen zum Stillstand bringt. Ungeheuer laden sie aus, diese Perioden; der Gesang. Die „Revolution" in den „Vier Windrichtungen des Geistes" beginnt mit einem Satz von 42 Versen! Und dann — Ein Gedicht in den „Contemplations" läßt einen Widersacher der neuen Richtung in polternden Sätzen lange, lange drohen, er werde diese Neuen wegfegen, und Victor Hugo setzt den Schlußstein mit einer majestätischen Geste: „Balayez". Oder noch packender in dem Prolog zum „Schreckensjahr", in dem er, um seine Seele für die Verwünschungen frei zu machen, die der Krieg ihm aufdrängt (und um derentwillen wir Bewunderer Kleists ihn nicht länger verwünschen dürfen!) ein Loblied auf Deutschland anstimmt, auf das Deutschland, wie die französische Romantik es geträumt hatte und er voran mit Michelet, Quinet, Gérard de Nerval — und wo er dann diese „Vergleichung der beiden Nationen" mit drei Worten an Frankreich abschließt: „O ma mère!"

Diese stilistischen Manieren sind so wenig etwas Erkünsteltes wie die „kalten Sturzbäder" bei Heinrich Heine — sie sind der unmittelbare Ausdruck seiner ebenso primitiven wie großartigen Weltanschauung. Eine ungeheuere Vereinfachung teilt das Universum in vier Quartiere — mehr Windrichtungen hat seine Windrose nicht. Er ist innigst davon überzeugt, daß diese Einteilung in gut und böse, schön und häßlich, gestern und morgen

keine Reste übrig läßt. Und ferner: wie die Primitiven setzt er völlig naiv Wort und Begriff gleich. Wer den Namen hat, lehrt der Zauber aller Naturvölker, der hat die Macht. Das ist auch Victor Hugos Credo. Er nennt die Dinge, und er glaubt sie zu besitzen. Die Rose oder die Krabbe, die Liebe oder die Weltgeschichte, das Nichts oder die Poesie — sie sind mit ihren Namen erschöpfend gezeichnet. Und hieraus wieder entsteht seine Kunst der Metapher, so einfach wie kunstvoll, so unerschöpflich wie monoton. Ein Franzose, Huguet, hat schon zwei dicke Bücher über Hugos Metaphern vollgeschrieben — wäre es ein deutscher Professor, längst hätte man französischen Geist und Geschmack unserem „Alexandrinismus" entgegengehalten —; sie sind im einzelnen wenig förderlich, lassen aber den ganzen Bau der Poesie Hugos trefflich überschauen. Denn die Metapher ist bei ihm nur eine stilistische Anwendung des Chiasmus. Der Springbrunnen ist eine Säule, und die Säule ist ein Springbrunnen. Und so mag die Säule ein marmorner Springbrunnen heißen, oder die Fontaine ein flüssiger Pilaster. Denn überall drängen sich die Gegensätze, und überall packt der junge Herakles, das großartige Kind, mit jeder Hand eine Schlange und verschlingt sie zu einem Knoten, in dem die Bewegung rhythmisch erstarrt.

Aber der Rhythmus wiederholt sich, wenn auch in tausend Gestalten verborgen, und die Geste des Dichters, dem wie Goethes reiner Brahmanin sich das Wasser ballt, wird monoton, so majestätisch sie ist. Der Forscher mag sich an der ungeheueren Gleichmäßigkeit der Gesetze freuen; Dichter ist nur, wem das wechselnde Spiel der Formen lieber ist als ihr Geheimnis.

Hier müssen wir uns zunächst an das erinnern, was wir oben über die Verschiedenheit seiner Dramen von den andern Dichtungen sagten. Die Schauspiele bleiben leer, weil die ganze Natur der Bühne, und zumal der französischen Bühne, die Bewegung der Gegensätze so gebieterisch fordert, daß bei einem sonst schon darin schwelgenden Dichter alles andere erstickt wird. Keine Menschen, keine Stimmungen, keine Taten — nur Gegensätze auf zwei Füßen oder in Worten oder in Gesten. Anders, wo die Gattung seinen Sinnen erlaubt zu verweilen. Auch im Roman verzehrt die Sucht nach Epigrammen viel Leben; aber „Notre Dame de Paris" und selbst noch „Quatre-vingt-treize" behält über dem antithetischen Knochenbau noch Fülle des Lebens und der Gestaltung. Und mehr noch gestattet dies die Lyrik: seine „Orientales" konnten die ganze Jugend Freiligraths mit Bildern ausstatten und ein kleines Gemälde, wie

der Silberfächer, den der Mond im Wasser bildet, ist Goethes sinnlicher Anschauung wert.

Dennoch aber bleibt der Sinn für die wechselnden Formen der Dinge bei Victor Hugo untergeordnet. Er war wohl ein Dichter nach der Definition seines getreuen (ihm hierin übrigens überlegenen) Jüngers Théophile Gautier: er war ein Mann, für den die wirkliche Welt da ist. Aber er nahm sie weniger mit dem Auge auf als mit dem Ohr. Und so ist denn auch seine Dichtung vor allem als eine akustische zu beurteilen.

Der übertriebenen Forderung, als müsse der Dichter überall „Anschauung" für die Augen geben, ist kürzlich ein grundgescheites Buch von Theodor Meyer entgegengetreten, und als „Wortkunst" wollen auch bei uns Bewunderer Hugos wie Stefan George (und gewiß auch in England seine Anbeter wie Swinburne) die Poesie beurteilt wissen. Ausschließlich darf dieser Standpunkt gewiß nicht ohne die größte Gefahr für den Inhalt, für den Gehalt der Dichtung zur Geltung kommen; ihn ganz verbannen zu wollen, wäre kaum minder verkehrt. Denn gerade hier liegt die größte Kunst der Romanen. Und als echtester Romane ist Victor Hugo ein akustischer Dichter. Der immer neue Reiz der Lautassoziationen, die nie ganz versagende Wirkung der klangvollen Reimworte in immer neuen Verbindungen, die wechselnden Nuancen der Benennung geben seiner innerlich einförmigen Poesie jene unerhörte Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, durch die er der Gefahr entgeht, ein schlechter Philosoph mit guten Versen zu sein — und durch die er ein großer Dichter mit unbedeutenden Gedanken wird. Oder doch nur mit den Gedanken der Unbedeutenden. Brunetière hat ihn mit Voltaire verglichen, und diesen nannte ein bissiger Richter „le comble de la médiocrité". Das Höchste, was man ohne eigene Gedanken erreichen kann, stellt auch Victor Hugos Poesie nach ihrem Gehalte dar.

Und doch kann er poetisch werden auch nach unserem Maßstab; denn wie der prosaische Voltaire besaß er eine nie versagende Quelle der Poesie in seiner Menschenliebe. Ja, er liebte die Menschen, wenn er auch eitel und herrschsüchtig war und — schlimmer als das! — habsüchtig und geizig wie Voltaire. Aber seine Liebe zum Menschengeschlecht war Religion, wie die Liebe zu Gott bei so vielen, die unfromm wandeln, tief und aufrichtig ist. Nie hat er die Philanthropie des Aufklärungszeitalters verleugnet und nie seine enthusiastischen Zukunftshoffnungen:

L'avenir, c'est l'hymne des hommes sur la terre
Et des étoiles dans les cieux.

Und hier ist denn auch der Punkt, wo wir Deutschen ihn am besten verstehen können; denn hier wird vor allem deutlich, wie viel doch diesen am meisten französischen Dichter Frankreichs mit dem deutschesten Dichter Deutschlands verbindet: mit Schiller!

Auch bei Schiller leugnet nicht bloß der allzu psychologische Realismus unserer Tage die individuelle Lebenswahrheit: auch schon die Anklagen, die Otto Ludwig gegen seine Dramen erhob, lassen sich vielfach wörtlich gegen „Hernani" oder „Ruy Blas" wiederholen. Zu viel Idealismus, zu viel Pomp der Rede, „Sentenzen zur Zeit und Unzeit" (daß sie so nur in Sentenzen spreche, hat man selbst Goethes Iphigenia vorgeworfen!), zu wenig bestimmte Charakteristik — der moderne Kritiker findet das bei Schiller wie bei Victor Hugo. Nimmt man gar das wunderbar glänzende Virtuosenstück seiner Übergangszeit, den „Don Carlos", so ist dort in der Verquickung von Politik und Liebesaffäre, in der pathetisch breiten oder epigrammatisch zugespitzten Rede, in der typisierenden Charakteristik des Tyrannen, des Höflings, des Pfaffen wirklich erstaunlich viel Victor Hugo vor Victor Hugo.

Es bleiben ja Unterschiede genug: bei Schiller die viel größere Originalität der Gedanken, die viel kühnere Technik, die größere Wärme des Tons; bei Victor Hugo die sichere Beherrschung der Form und (nicht gerade in den romantisch-erotischen Dramen, wohl aber in der Gesamtheit seiner Dichtungen) die viel stärkere Energie eines leidenschaftlichen Nationalstolzes, eines glühenden Patriotismus, den alle kosmopolitische Menschenliebe (anders als bei unsern Klassikern!) mehr kräftigt als beeinträchtigt. Aber gerade in den Menschen ihrer Kraft sind sie wirklich beide verwandt, der grübelnde Kantianer und der frohgemut Weltensysteme und Weltgeschichten improvisierende Schüler der Aufklärungsphilosophie. Auch von Victor Hugo kann man sagen, was man von Schiller gesagt hat: was ihm an Wahrheit der Einzelgestalt fehlte, ersetzte er durch die Wahrheit der Situation. So wenig wie der Franzose vermag unser Nationaldichter einzelne Gestalten mit voller plastischer Deutlichkeit zu sehen, oder doch nur Nebenfiguren; Tell ist ganz gewiß psychologisch undeutlicher als Egmont oder Clavigo. Aber mehrere Figuren, die sich fassen, ergänzen sich zu deutlichen Gruppen: Posa vor dem König — dies Gegenüber zweier unmöglicher Gestalten gibt ein symbolisches Bild von ewiger Wahrheit, das sich dann etwa in Georg Herweghs Audienz vor Friedrich Wilhelm IV. in Wirklichkeit umsetzen konnte, gerade wie Wallensteins Verhältnis zu seiner Umgebung in dem Schicksal des Generals Boulanger. Auf die Antithese, nicht bloß

der Worte, sondern auch gerade der Figuren, ist sein Drama gestellt wie das Victor Hugos. Und wie bei diesem, freilich unendlich großartiger, zwingender, ist es in „Wallenstein" oder „Tell" der mächtig strömende Rhythmus, der uns packt — die gewaltige Bewegung jener Gegensätze. Und wie bei Victor Hugo macht sich dieser innere Rhythmus äußerlich vernehmbar in einer machtvollen Wortkunst nicht musikalischer, sondern pathetisch-rhetorischer Art; in einer Onomatopöie höheren Grades, die nicht einzelne Geräusche erklärend nachahmt, wohl aber zu den seelischen Grundtönen jeder Szene und jedes Aktes und jedes Dramas mit unfehlbarer Sicherheit die lautsymbolischen Obertöne findet.

So ist es denn auch kein Zufall, aber noch weniger ein Beweis direkter Abhängigkeit, wenn Stellen bei Victor Hugo unmittelbar an solche bei Schiller erinnern. In „Maria Stuart" ruft Burleigh:

Hat Shrewsbury das Leben dir gerettet,
So will ich England retten — das ist mehr!

Und „Marie Tudor" schließt mit den epigrammatischen Worten: „J'ai sauvé la Reine et l'Angleterre". Beider Dichter Bedürfnis, sich in großen Antithesen zu äußern, beider Neigung, Herzensempfindung und Staatsraison in Gegensatz zu bringen, macht solche Begegnungen fast unvermeidlich.

Gerade diese Zusammenstellung macht nun aber auch wieder deutlich, in welcher Hinsicht Victor Hugo, der Erbe einer großen künstlerischen Tradition, vor Schiller doch einen Vorsprung hat, der aus dem antiken Drama, aus dem Shakespeares, aus dem Goethes sich eine ganz neue Form der Tragödie erst erschaffen mußte. Er tat es in genialer Weise; aber wie viel von seiner Dichterkraft mußte er auf diesen Aufbau des Gerüsts verwenden! Nicht so Victor Hugo. Mit der robusten Frische des Naturkindes tritt er vor die Dinge und packt sie doch gleich mit einer Sicherheit, die Generationen seinem Blut eingepflanzt haben: der Bauer braucht keinen Unterricht in Anatomie und Mechanik, um den Gebrauch der Sense zu lernen. Er stellt sich vor das Kornfeld und mäht in großartigem Schwung die Schwaden nieder, wie seine Ahnen Corneille, Racine, Voltaire sie mähten. Dicht fallen sie zu Boden, diese Garbenhaufen von Namen und Worten, die ihm ohne weiteres Kreise von Persönlichkeiten und Anschauungen vertreten. Sardanapal, die Rose, Cincinnatus, die Hölle — es sind ihm Zauberworte, deren Aussprache bestimmte Vorstellungen ohne weiteres auslöst: der Name ist ein Begriff, so fest ist das Bild geprägt; der Begriff

ist ein Name, so sicher stellt sich die Vorstellung auf den Ruf ein. Deshalb gilt von Hugos Poesie, was Jakob Grimm von der der alten Germanen fein bemerkt hat: sie ist eine Poesie der Substantiva; die Zeitwörter bilden nur die Gelenke, in denen diese Hauptpersonen sich bewegen — einem Goethe sind sie die mächtigen Gewässer, auf denen im schwankenden Kahn die Gestalten dahinfahren! Es ist nie eine Stimmung, ein Geräusch, eine Einzelbewegung, wovon er ausgeht, wie das unsere großen Lyriker tun; sondern er sieht einen Gegenstand und ordnet ihn in den großen Rhythmus ein, „orchestriert" ihn dann (wie Brunétière sagt), indem er seinen Gesang von hundert anderen Gegenständen aufnehmen und erhöhen läßt, die den gleichen Rhythmus zeigen, nur mit anderer Klangfarbe. So wird ihm jeder Namenhaufe zum Orchester. Er nennt etwa (in dem Gedicht, das mit den Tyrannen abrechnet und sich „la pitié suprême nennt) zahllose Gewaltherrscher:

Non, non! je plains Sélim, je plains Héliodore,
Je plains Caligula, Rhamsès, Achmed; je plains
Tous les Domitiens et tous les Ezzelins;
Je plains Vitellius et Mézence; j'excuse
Le fou de Trianon, le fou de Syracuse,
Les Gengis, les Thamas.....

Und ist das wirklich nur ein Prunken mit dem Schulsack? Wahrlich nicht. Er sieht den Tyrannen, wie er selbst unter seiner düstern Seele leidet, „den ehernen Ring der Rohheit um die Stirn;" und diese einfache Vorstellung wird ihm künstlerisch produktiv, indem er die geheime Verzweiflung des Römers, des Türken, des Mongolen, die qualvolle Wut des antiken, mittelalterlichen, neuzeitlichen Tyrannen zu einem Höllenorchester vereint. Da sitzen sie zusammen wie in einer Bulge der Dantischen Hölle, und jeder erhöht mit seiner Verdammnis die Verdammnis der Genossen; und gleich Opfergerüchen dampft der Atem erstickter Titanen zu den Unsterblichen, ein leichtes Gewölke.

So schwelgt er in der Wiederholung der Akkorde, wie Grillparzers armer Spielmann, sich auch wiederholend, wie die Natur selbst:

Ce peuple est comme l'eau qu'on fond sans la creuser
Et je lui redirai cent fois la même chose.

Aber wie die Natur auch findet er immer neue Formen für den einen großen Rhythmus des Entstehens, Wachsens und Vergehens. Seine Poesie ist bei aller, oft unerhörten, Kunst der Form innerlich von

einer Einfachheit, von der wir überzivilisierten Deutschen mit unseren gelehrten Dichtern kaum eine Vorstellung haben; nur entfernt kann Friedrich Rückerts kindlich schlichte Spruchweisheit einen Begriff davon geben. Der Virtuos, der ein metrisches Wunderwerk wie das Gedicht „les Djinns" spielend vollbringt, der dem scheinbar längst ausgesungenen Alexandriner ganz neue Wirkungen entlockt, teilt gleichzeitig mit den „Volksdichtern" das Talent sorgloser Geschmacklosigkeit, zumal in der Erfindung. Der Dichter schleudert die Krabbe, die ihn beißt, ins Meer, um zu beweisen, daß der Mensch Böses mit Gutem vergilt... Und aus jenem schwebenden Mittelzustand erklärt sich auch, gerade wie bei unserem Jean Paul, die Häufigkeit unerträglich schiefer Vergleichungen neben den glücklichsten Bildern. Nichts ist ja ganz wörtlich gemeint, und nichts bloß metaphorisch. Victor Hugo ruft den hohen Beamten, die nach dem Staatsstreich Napoleon die Treue schwuren, zu: „Wascht eure Hände, und dann laßt euch gestickte Ärmel machen!" Uns scheint diese Zusammenstellung der metaphorischen „reinen Hände" mit den reellen „gestickten Ärmeln" geschmacklos, und sie ist es auch; aber zu ihrer Entschuldigung muß man bedenken, daß der Dichter die Galauniform eben auch als Gleichnis auffaßt und daß sich ihm moralische Unreinlichkeit in körperliche umwandelt.

Einen ganzen Wald von Tönen hat Paul Heyse unsern Rückert genannt. Ein ganzer Wald von Tönen ist auch Victor Hugo; aber die Geräusche sind in ihm kunstvoll zum Einklang komponiert. Oder vielmehr: der ist von vornherein in ihnen; denn in der naturwüchsigen Einfachheit dieses „philosophischen Dichters" liegt das Geheimnis seiner Kraft. So ist er selbst wie sein Stil: einheitlich in seinen Gegensätzen und immer neu in seiner Monotonie.

Und der gleiche große Rhythmus geht wie durch seine Verse durch sein Leben. Die Antithese des jungen Royalisten und des reifen Republikaners hat wenig zu bedeuten: immer ist ihm doch das Volk die Hauptsache geblieben, das unermeßlich hin und her wogt bis zu der Spitze, die sein Wesen zusammenfaßt wie das Epigramm am Schluß des Dramas. Jedem starken zusammengesetzten Geräusch lauschte er mit religiöser Begeisterung: dem des Meeres, des Stromes, der Schlacht. Der liebste Gesang der Natur war diesem modernen Primitiven doch das Summen und Brausen der Menschenmenge. Nirgends dichtete er lieber, als wenn er auf dem Dach des Omnibus durch die wimmelnden Straßen von Paris fuhr, und die Großstadt der Großstädte war ihm das großartigste Naturschauspiel. So ließ er sich durch das Gedränge tragen, auf das er in glücklichem Stolz

herabschaute und doch nicht von einsamer Höhe. Er fühlte sich als ein Stück Natur, als ein Stück dieser Natur, als ein Stück Frankreich und Paris. Nationaler war kein Dichter als er — auch in seiner Begrenzung. Er hat Shakespeare angeschwärmt, Deutschland gepriesen, Italien besungen und ist dabei immer auf dem Dach des Pariser Gesellschaftswagens geblieben. Was er zu sein glaubte: ein Seher, ein einsamer Prophet, ein Mundstück Gottes, das war er nicht. Was er war, das schätzen wir vielleicht nicht geringer: niemals hat die geistige Eigenart eines Volkes mit der höchsten Kunst seiner größten Meister sich so harmonisch zusammengefunden, wie in dem Klassiker des Widerspruchs, dem Heros der Antithese: in Victor Hugo.

Georg Hermann:
Hans Baluschek.

Gescholten viel und viel
bewundert — Helena! . . .
Faust II.

Ich erinnere mich noch deutlich der Wohnung, die Baluschek damals hatte. Heut vor zwölf, vierzehn Jahren. Oben in Schöneberg war es, in irgendeiner Straße, die nach irgendeinem vorsintflutlichen Germanenstamm benannt war und eine lange, kalte Fassadenreihe in dem Schwindelstil der ersten Hälfte der neunziger Jahre zeigte. Fassaden, bei denen man nicht einmal mehr an Gips, sondern nur noch an Papiermaché dachte — irgendwo da ganz hoch oben wohnte Baluschek, und von seinem Fenster aus hatte man einen weiten Blick über ein endloses Gelände sich kreuzender Eisenbahnschienen, von denen etwelche weit hinaus in das Land führten, während andere wieder in kurzem Bogen hinter der Häuserreihe verschwanden. Und eingekeilt zwischen diesen Schienensträngen lagen die wirren Gebäude, lagen die Riesenkuppeln der Gaswerke, lagen all die seltsamen, maschinenartigen Anlagen, die zwischen den Kohlenbergen das Gesamtbild einer großen Gasanstalt ausmachen. Unaufhörlich schoben sich die Züge heran, und unaufhörlich rollten sie fort. Die D-Züge liefen mit frohem Wiehern hinaus in die Welt; die Stadtbahnzüge schlichen wie müde Straßenwandrer; und die Last- und Arbeitszüge, die Güterzüge schoben unsicher und ungewiß ihre Loris wie abgemattete, freudlose Arbeitstiere. Und über dem ganzen Bild lag weit und breit der trübe Himmel der Großstadt. Überall wehte und flammte Rauch empor. In der Gasanstalt brannten irgendwelche Essen; — und ob ein Sommerhimmel sich breitete, ob ein früher Herbsttag seine Nebel spann, ob weiße Flecken von Schnee zwischen den Schienen lagen, ob der Abend Feuergluten aushauchte, und alles als schwarze Silhouetten gegen seine helle Wand sich abhob — immer war in diesem Bilde etwas von der grandiosen Melancholie, die nur das tausendfache, namenlose Leben der Großstadt kennt. Und die gleiche innerliche Trostlosigkeit, die sich von Tag zu Tag hinschleppt, war auch über diese Häuserreihe gebreitet, in der Baluschek irgendwo hauste. Nicht, daß etwa dort arme Leute wohnten; — nein, hier hauste der Kleinbürger, hier lebte das geheime Elend,

diese Töchter, die noch gerade ein wenig Klavierspielen lernen, bevor sie ins Geschäft gehen müssen, kleine Kaufleute, Beamte, alle die, die nicht direkt zur Armut gehören, die aber ihr ganzes Leben hindurch fühlen und fühlen müssen, daß sie ein Fußtritt zu den andern da unten hinein in den brodelnden Kessel des Proletariats schleudern kann. Und gerade vielleicht, daß die Physiognomie dieser Häuser, Menschen und Wohnungen noch nicht von dem großen Gleichmacher der Armut gezeichnet war, daß hier Philosophie und Moral noch nicht jenseits von Gut und Böse stand, gerade das machte diese Dinge so spaßhaft, so grämlich und so traurig zugleich. Es war Baluschekstimmung hier in allem, in Menschen, Häusern, Ausblick, Vergnügen und Laster, in Leben und Sterben.

Dort oben also wohnte Baluschek, arbeitete jahraus, jahrein, schritt unbeirrt seines Weges, versuchte die Synthese zu finden für das, was er innerlich und äußerlich in der Großstadt erlebte. Keineswegs ein Mann aus dem Volk, keineswegs innerlich oder äußerlich seiner eigenen Kunst ähnlich, erschien er mir eher als der Typus eines literarischen Sonderlings. Sicherlich war er weit mehr ein Mann von ausgesprochen literarischen Interessen, ja sogar von eigenen literarischen Ambitionen, weit mehr Literaturfreund, als ein Freund der Malerei oder der bildenden Kunst. Im ganzen und vorzüglich aber erinnere ich mich seiner als eines unbeirrbaren Menschen, der, ob verhöhnt und verlacht, ob im Siegeswagen und umschmeichelt, niemals Konzessionen machen würde, und immer wieder seiner inneren Stimme folgend, an der Verwirklichung dessen arbeitete, was ihm als das letzte Ziel der Kunst erschien. Diese Kunst aber — sie war selten oder nie für ihn das einfache Erlebnis der Sinne, die Freude an einer Schönheit, der Zauber, der von einem Blumenfelde oder den Farben des Abends ausgeht.... sondern es war immer ein Erlebnis der Seele, immer eine Erlösung aus Schmerz und Ernst. Nicht aus Lustgefühlen, nicht aus Lebensbejahung wurde seine Kunst geboren, sondern aus dem Unlustgefühl, aus tiefer Unzufriedenheit, ja vielleicht auch oft aus dem Ekel heraus. Aber dem, der feine Ohren hat, war der Sehnsuchtston wohl vernehmbar, der durch die ganze Kunst eines Baluschek von je klingt. Und dem, der feine Augen hat, war Baluscheks Freude wohl sichtbar, jene Freude an der seltsamen, morbiden Schönheit, an der Schönheit von Welt und Menschen, die im Verfall sind und die neue Formen zeigen, deren neue künstlerische Reize bisher unerschlossen waren. So war seine Kunst

schon vor 15 Jahren eine wurzelständige Berliner Großstadtkunst, damals, als niemand anderes sich von den gleichen Dingen gefangen nehmen ließ, als unsere Maler noch in aller Welt auf der Jagd nach Motiven waren, als Holland das gepriesene Land der Naturalisten war und Italien das gepriesene der Romantiker. Und sie — Baluscheks Kunst — ist bis zum heutigen Tag die gleiche, wurzelständige Malerei geblieben, die mit immer reicheren Mitteln neue Blüten aus dem gleichen Boden hervortrieb. Die Geschichte der Berliner Kunst wird einmal ebensowenig an ihr vorübergehen können, wie die Geschichte unserer Großstadtkultur, denn eine Unsumme von schnell vergehenden Faktoren des Lebens, des seltsamen sozialen Zusammenspiels von Tausenden von Kräften, die sonst nirgend ihr Spiegelbild gefunden haben, hat hier fast allein auf den Schultern eines einzigen geruht. Und wenn in den verwandten Leistungen von Pariser Künstlern eine größere Leichtigkeit, eine größere Grazie, ein leichter zu verstehender künstlerischer Geschmack oft waltet, — während bei Baluschek die Dinge oft herb, krampfhaft und trocken sind und vieles mühsam, starr und gequält erscheint, — so ist das nicht einzig auf den Unterschied der künstlerischen Naturen zurückzuführen, sondern es gibt doch im Feinsten und Letzten die Differenzen wieder, die die beiden Großstädte in ihrer ganzen Luft und in ihrem ganzen Leben, im Zuschnitt ihrer Bevölkerung, in der Verschiedenartigkeit ihres Elends, ihres Proletariats und ihres Kleinbürgertums voneinander trennen. Gewiß hat Baluschek nicht die leicht eingehende Gefälligkeit eines Steinlen, auch nicht diese Grazie der Kunstmittel, aber ohne Zweifel ist sein Wesen einer größeren seelischen Konzentration fähig, und er erscheint als der Herbere und Unbeholfenere, zugleich doch als der Tiefere.

Ich glaube Baluscheks Werk leidlich zu kennen, aber es ist bis heute so umfänglich geworden, daß wir hier doch nur von großen Gruppen seines Schaffens sprechen können, von sozialen Bildern, von technischen Bildern, von Schilderungen des Volkslebens, von kriminellen Werken, von all jenen Arbeiten, in denen Lust und Leid sich zu einem seltsamen Parfüm vermischen, halb Lachen, halb Trauer, ... Dinge, die sehr komisch und sehr ernst sind. Nur in großen Zügen können wir von dem Landschafter Baluschek sprechen, der den Reiz der Landschaft auch dort empfunden hat, wo die Landschafter von Profession nicht hingedrungen sind, nämlich im enteigneten Land, das Vorstadt und Technik beginnen für ihre Zwecke dienstbar zu machen. Der Architekt Endell schrieb vor

kurzem ein sehr kluges Buch über die Schönheit der großen Stadt, und vieles von dem, was Endell emphatisch proklamiert, das hat der Maler Baluschek schon vor Jahrzehnten in Farbe und Zeichnung gesagt. Er sprach von den blauen Abenden über kahlen Häuserwellen, er sprach vom ersten Schnee in den Vorstadtstraßen, und er sprach immer wieder von der neuen Schönheit des Verkehrs, der Schönheit der Züge, die in den Abend hinausrollen, der Schienen, die sich kreuzen und verzweigen, der großen Rhythmen der Stadtbahnbögen und dem feinen Astwerk der Eisenstangen einer Bahnhofshalle, ... jener Eisenstangen, die vom Rauchhauche der Lokomotiven umspielt, neues und gespenstisches Leben erhalten. Blau aufdämmernde Morgen findet man in Baluscheks Bildern, halbdunkle, dunstige Sommerabende und erleuchtete Fenster von Tanzböden oder Eisenbahnwagen, die in die warme, feuchte, violette Frühlingsnacht hinausstrahlen. Baluschek zeichnet Sonnenuntergänge mit rot bestrahlten Firsten der Häuser, Gluthimmel hinter schwarzen Fabrikschornsteinen, Wintermorgen mit gelben Strahlen auf weißen Dächern, auf die man hinausblickt durch eine schwüle, übermächtige Atmosphäre eines kümmerlichen Vorstadtzimmers. Vor allem liebt er aber Nachmittage, liebt die l'heure bleue über den weißen, verschneiten Bahngleisen, auf denen die ersten bunten Signale aufflammen. Die Schönheit der verschiedenartigen Lichtquellen der Großstadt von dem grellen elektrischen Licht, vom grünweißen Auerlicht bis zu dem kleinen gelben, zuckenden Gasflämmchen ganz draußen am Ring, sie kehrt immer wieder in seinen Bildern.

Kaum einer wagt sich sonst an diese Dinge heran, denn unsere meisten Maler schießen nicht auf so flüchtiges Wild. Wo auf Baluscheks Bildern die Natur rein und jungfräulich einmal uns entgegentritt, da ist es eben die ganze kahle Sandwelt, die im Licht des Tages so entzaubert aussieht, und die bei Baluschek nichts von jener Wärme hat, die ihr Leistikow verlieh in den vollen Farben des Abends. Oder es ist die kümmerliche Buntheit der Laubenkolonien, der armselige Wirtsgarten mit der verstaubten Fliederhecke, ist jenes Stückchen Natur, das der gierige Städter, der kleine Mann bei Bier und Stullen am Sonntag in sich einsaugt.

Und auf diesen Hintergründen nun rollen die kleinen und großen Dramen der Baluschekschen Malerei an uns vorüber, denn Dramen sind es alle miteinander, und in jedem, — auch scheinbar im harmlosesten, im Glück wie im Unglück, in Leid wie in Lust — ist eine Tragödie des

Lebens eingefangen, . . . und wenn auch nur jene Tragödie, daß die Freuden des Lebens so armselig, seine Betörungen so kümmerlich sind, während die Schmerzen des Lebens so grauenhaft sein können; jene Tragödien, die noch dadurch erhöht werden, daß ihre Schauspieler weder in den Höhen, noch in den Tiefen den Ernst ihrer Rollen erfassen.

Lassen wir kurz einmal den Kreis der Baluschekschen Schöpfungen vor uns Revue passieren. Da sind Studentenbilder, die keineswegs den idealen Jüngling im Studenten sehen, sondern die Verführungen der Großstadt zeigen und das Zerrbild der Liebe, das dem Mann von studentischer Bildung oft durch sein ganzes fürderes Leben die Stellung und Perspektive zu dem Wunderwesen „Frau" erschwert. Die ganze Trauer und der ganze Leichtsinnn der Halb-Prostitution liegt über diesen Bildern ausgebreitet, von dem schlotterbeinigen Jüngling, der zum ersten Male das Weib kennen lernt, und der kleinen roten Dirne, die ihn in den Hausflur zerrt, während das Wachsstreichholz von den beiden Schreitenden große, bizarre Schatten an die Wände malt. Und er erzählt von den patriotischen geschmückten Chantants, in denen die Damenkapelle spielt und die zukünftigen Stützen von Thron und Altar ihren Patriotismus in Liedern ausströmen vom „Vaterland" und vom „deutschen Rhein", während sie durch Rauch und Bierdunst ihre Sehnsucht zu dem Ewigweiblichen hinübersenden. Und noch tiefer führt uns Baluschek hinab, in die kleinen, armseligen Stampen der Animiermädchen, die unter Kaiserbüsten und fahnengeschmückten Wänden übernächtig in das helle Licht der Glühlampen gucken. Was die Bilder jenes Kreises und jener frühen Zeit so seltsam ergreifend macht, das ist, daß sie ohne jedes Sentiment von den Dingen sprechen, und daß sie bei aller sozialen Ergriffenheit doch immer wieder von einer künstlerischen Freude getragen sind, einer Freude, die sich immer von Neuem in den Reiz der Ausschnitte und in der Beobachtung der Typen, wie der Wirkungen neuer Lichtquellen offenbart. In einer ganzen Reihe von Bildern und Zeichnungen hat Baluschek fürder versucht, die Rhythmen des Tanzes festzuhalten, seinen Wert innerhalb der Volksvergnügungen, seine dominierende Rolle im Liebesleben des Volkes zu umschreiben. Immer wieder findet er hier neue Noten: von dem kleinen Vereinsball bis herab zum Ausrasen der letzten Lebenslust bei den niedrigsten der Enterbten und Verkommenen. Er schildert niemals den Ball, sondern immer den Tanz der Ärmeren, all derer, die Sonntags losgelassen werden in die Vororte, auf die Tanzböden hinaus. Und er sieht dort eigene

Stimmungen, wenn der blaue Abend durch die Scheiben geht und sich die merkwürdigen Silhouetten der tanzenden Paare an den Wänden vorüberschieben. Er folgt den küssenden Paaren, die durch den violetten Abend schleichen, oder den Mädchen, die draußen vor den Würfelbuden auf und nieder ziehen. Immer hat er einen feinen Blick für die seltsame Uneleganz einer Mode, die mitgemacht werden muß, einer Kleidung, die versucht, sich vornehm zu geben, und doch so arm, flittrig und billig ist. Er schildert dann die Heimfahrt mit der enganschmiegenden Zärtlichkeit im Eisenbahnkupee und die Katerstimmung des nächsten Morgens, wenn das graue Elend des Alltags bei den armen, kleinen Ladnerinnen, bei all den müden und abgegriffenen Faltern nach dem kurzen Sonnenflug für eine lange Woche sich wieder über ihr Leben breitet.

Oft sind auch auf diesen Bildern die Kontraste von Genuß und Arbeit, die Heimkehrenden und die dampfenden Fabriken, die Arbeiter, die zu ihren Werken ziehen, und die Anderen, die jetzt erst müde und lallend nach durchgetanzter Nacht sich zurückfinden.

Während all diese Schöpfungen, von denen ich bisher sprach, doch sich mit einer Welt befassen, die ein jeder sehen kann und die immer noch bürgerlich genannt werden muß, stehen ihnen gegenüber eine Zahl von Werken, die das Leben des allerletzten Proletariats schildern, ... armseliger Sonnenbrüder, letzter, heruntergekommener Schauspieler und Artisten, wandernder Dirnen und alter Frauen, die dem Teufel Schnaps verfallen sind. Ohne Zweifel sind hier einige Werke — wie jene Weihnachtsnacht im Schnee, die vor einem Jahr die Sezession brachte, welche mit zu dem ergreifendsten gehört, was im Werk eines Baluschek sich befindet. Und hier, gleich neben diesen Werken will ich jener gedenken, die sich mit den vom Leben Entmündigten beschäftigen. Krankheitsbilder hat Baluschek nicht geschildert, dem Pathologen hat er nie ins Handwerk gepfuscht, aber ihn reizte es, die Trauer künstlerisch zu erfassen, die Unbehilflichkeit, die über dem Leben von Blinden liegt. Er fühlte die Ekstasen der Irren nach und die Ängste und die teuflischen Freuden der Imbéciles. Gewiß ist in diesem Kreis Baluscheks manches Harte und Unversöhnliche, aber auch die ergreifendsten Werke finden sich ihnen benachbart. Die eigentlichen Proletarierbilder Baluscheks zeigen nie diese offne Trauer des Lebens, sondern nur die geheime Trauer, die über das karge Dasein der niederen Arbeiter ausgebreitet ist — wohl verstanden: der niederen Arbeiter. Denn Baluschek zeichnet



Hans Baluschek.
Zum Essay von Georg Hermann.


UNIVERSITY
CALIFORNIA

nicht den sozial-bewußten Gewerkschaftler, nicht den Aristokraten der Arbeiterschaft, sondern fast immer nur das Leben jener, die draußen im Schatten stehen. Er zeichnet ihre Feste und ihre Beerdigungen, ihr Vereinsleben und das traurige Einerlei ihres Alltags. Er zeichnet die Frauen, die auf Sandplätzen mit den Kindern spielen, und er zeichnet die Horden, die am Sonntag Nachmittag über das Tempelhofer Feld verstreut sind. Man hat ihm oft vorgeworfen, daß er für sein Proletariat nur einen Typus hätte, aber wer sich den vielfach variierten Typ Baluscheks einmal genauer ansieht, der wird finden, daß er nicht den eigentlichen Märker und Berliner zeichnet, sondern jene unendlichen Scharen von Menschen, die von Osten her nach der Großstadt zugewandert sind, und die nun von unten heraufstreben, um bald entweder ganz zu sinken, oder langsam zum Kleinbürger emporzurücken. Und gerade unter ihnen wird man jenen langschädligen Typus mit den etwas verdickten Nasenknorpeln, wie er bei Baluschek häufig wiederkehrt, außerordentlich oft finden.

Aber noch berührte ich ein Gebiet der Baluschekschen Kunst nicht, welches allein seinem Werk bleibende Bedeutung sichern wird. Noch sprach ich nicht von dem Eisenbahnmaler Baluschek. Merkwürdig! an achtzig Jahr kennen wir jetzt die Eisenbahn, und noch hat fast nie ein Maler sich die Mühe genommen, sie und ihren ganzen Apparat, ihr ganzes kompliziertes Wesen, von dem unsere Dichter seit Zolas Bête humaine so viel orakeln, einmal künstlerisch zu erschließen. Die Forderung, daß es getan werden soll, ist alt, und daß die Möglichkeit gegeben ist, es zu tun, das empfand schon Emerson, als er die wundervollen Worte sagte: „Als die Eisenbahn aufkam, schrien die Menschen, daß sie die Landschaft ruiniere. Ich aber finde, daß die Natur die Eisenbahn bald liebgewonnen hat, als wäre sie ihr eigenes Wesen." Niemand hat mir die Wahrheit dieser Worte bisher bewiesen als Baluschek, bewiesen von seinem ersten Eisenbahnzyklus an, der wohl schon vor 15 Jahren und länger entstanden ist, bewiesen mit dem großen Bild von den Geleisen der Potsdamer Bahn her, und mit dem zweiten, weit vollkommeneren Eisenbahnzyklus, der augenblicklich die Besucher der Sezession erfreut und auch die, welche Baluschek einst nicht liebten, von dem tiefen Ernst und dem eigenartigen Schönheitssinn seiner Kunst überzeugen muß: seiner Kunst, die, — wenn e i n e Kunst heute! — t i e f s t e seelische Erlebnisse darstellt, ... gefunden in dem seltsamen Zusammenspiel der tausend Kräfte jenes modernen Wunderwesens: Großstadt.

Bildende Kunst.

Greuze*).

Die Zeit, in welcher Greuze lebte.

Um die Zeit des 18. Jahrhunderts, vor der Revolution, war es um die Gesellschaft schlimm bestellt. Die Schminke und der Puder auf dem Gesicht, die starken Wohlgerüche, die den Körper überparfümierten, die gekünstelten Manieren wie die Possenspiele von Marionetten, alles dies war ein Sinnbild des Gemütszustandes der damaligen Welt. Die Gesellschaft war, kurz gesagt, auf dem höchsten Grad der Verderbnis angelangt, und da sie zuletzt in der Jagd nach neuen Sensationen müde wurde, blieb ihr nichts anderes übrig, als eine plötzliche Umkehr zur Moral.

Diese Gelegenheit ergreifend, erschienen mit einem Schlage Philosophen auf der Bildfläche und predigten die angenehme Lehre, daß der Mensch von Natur gut sei, ehrlich und edel, überreich an Großmut und allen anderen Tugenden; wenn er nicht so bliebe, sei es, weil ihm die erbärmlichen Gesellschaftsregeln von der ursprünglichen Vollkommenheit seines Zustandes genommen hätten. Zu dem niederen Volke müßte man gehen, um Tugend zu finden, zu den Armen, die an nichts anderes als an ihre Arbeit und die Erhaltung ihrer großen Familien dächten. Darum sei es nötig, sich von dem gesellschaftlichen Leben mit seinen Lastern abzuwenden und zu den einfachen Gewohnheiten der Armen und Bedürftigen zurückzukehren — so, und nur so allein könne Frankreich wiedergeboren werden!

Die Zugehörigen der Adelsklasse nahmen dies alles eifrig in sich auf, und ihre übertriebenen Versuche, sich dem neuen Kultus der Einfachheit zu widmen, veranlaßten den scharfzüngigen Voltaire zu dem Ausspruch, „sie wären toll vor Verlangen auf Händen und Füßen zu gehen, damit sie ihre ehrenwerten Vorfahren im Walde so gut wie möglich nachahmten."

Diderot, dessen plötzlich ausbrechende, glühende Begeisterung und zündende Beredsamkeit seine Hörer, wenn sie nicht von selbst schon allzu eifrig gelauscht hätten, auch gegen ihren Willen mit fortgerissen hätte, war der große Apostel der neuen Lehre. Da er

*) Über den Künstler Greuze und seine frühlingshaften Mädchengestalten, die wir in diesem Heft reproduzieren, bringen wir aus einem größeren Essay von Alice Eyre Macklin zwei Kapitel, die den Künstler charakterisieren, und zwar das 2. Kapitel, das die Zeit schildert, in welcher Greuze lebte, und Aufschluß gibt über seine notwendige innere Entwicklung, und das 8. Kapitel, das die Schatten- und Lichtseiten seines künstlerischen Könnens beleuchtet.

Die Redaktion.

sich immer in Übertreibungen bewegte, übertrug er sogar kühn seine Sittengesetze auf das Gebiet der Kunst.

Er erklärte, „es müsse das Bestreben jedes ehrlichen Menschen sein, der die Feder, den Pinsel oder den Meißel handhabe, die Tugend bezaubenrd und das Laster verabscheuungswürdig darzustellen".

Mit kluger Einsicht zog Greuze Nutzen aus der Sachlage, und da er gewiß war, zum mindesten Aufmerksamkeit zu erregen, begann er, irgend eine Begebenheit zu malen, die auf die herrschende „Ausartung der Sitten", wie einer sie nannte, einwirken mußte. So erschien „Der Familienvater, die Bibel erklärend," gerade in dem geeigneten Augenblick, welcher so viel zum Erfolge beiträgt. Ferner mußte dieses Bild eine erfrischende Abwechselung für ein Publikum sein, das der gefälligen Geschmacklosigkeiten Bouchers, der in einer endlosen Reihe fader Schäferbilder die zweifelhaften Freuden leichtsinniger Liebe schilderte, überdrüssig war. Außerdem besaß es den Reiz der Neuheit, denn niemand vorher in Frankreich hatte solche Gegenstände gemalt.

Es glückte Greuze mehr, als er vermutet hatte. Das Bild war vom ersten Tag seiner Ausstellung an bis zum Schluß des Salons von bewundernden Menschen umgeben, und jeder brach in den Ausruf aus: „Wer ist dieser wunderbare Greuze?" Einige erwiderten, daß Greuze das Bild nicht selbst gemalt habe, da er einer solchen Arbeit nicht fähig wäre, denn die sich überhebende persönliche Eitelkeit, die ein Grundfehler seines Charakters war, hatte ihm schon viele Feinde verschafft; aber der glückliche Malerprediger beherrschte nicht nur seine Stellung, sondern zog auch noch nachträglich Vorteil aus den Streitigkeiten, die um ihn herum tobten.

Von diesem Augenblicke an war Greuzes Lage gesichert. Er wurde in der Akademie aufgenommen, was ihm unter anderen Vorrechten auch das Recht gab, in Zukunft auszustellen, was ihm beliebte. Das berühmte Gemälde verkaufte er für eine verhältnismäßig große Summe an einen Herrn de la Live de Jully. Er gewann zahlreiche Freunde, von denen viele einflußreich waren. Einer seiner neuen Bekannten bot ihm ein Atelier an. Ein anderer, Abt Gougenot, lud ihn ein, ihn nach Italien zu begleiten, um dort Kunst zu studieren, ein Anerbieten, das er annahm.

Greuze blieb zwei Jahre in Italien, aber abgesehen davon, daß einige seiner Bilder italienische Namen tragen und italienische Kostüme zeigen, übte dieser Aufenthalt keinen merklichen Einfluß auf seine Kunst aus, und er kehrte im Jahre 1757 zu ständiger Arbeit nach Paris zurück, das für ihn der Schauplatz so zahlreicher Triumphe — und später von so großer Verzweiflung werden sollte.

Die Kunst von Greuze.

Wenn wir an die wichtige Stellung denken, die Greuze vor der Revolution in der Kunst des 18. Jahrhunderts einnahm, wenn wir darüber nachdenken, wie er, der schon lange tot ist, noch immer in solchen Ausdrücken der Schönheit zu uns spricht, daß seine Bilder mit hohen

Summen bezahlt werden und Ehrenplätze in den Kunstschatzkammern der Welt finden, — so berührt uns die Betrachtung, daß er eigentlich weit davon entfernt gewesen ist, ein großer Künstler zu sein, fast mit Entsetzen.

Mangel an Wahrheit ist sein Hauptfehler. Wir lesen, daß er geläufig und viel über Naturstudien sprach, und zuweilen die Gewohnheit hatte, auf der Suche nach Motiven in den Straßen umherzuwandern, wir lesen, daß er sogar an Ort und Stelle Skizzen und Studien machte, wenn er aber erst daheim mit der Ausführung der Komposition beschäftigt war, gab er augenscheinlich seiner uns bekannten lebhaften Einbildungskraft freien Lauf. Kurz gesagt, wenn er wirklich sah, hatte er seine eigene Art wiederzugeben, und das Ergebnis dieser Art und Weise war, alle Kraft und den größten Teil der Wahrheit auszuscheiden. Nie kam es ihm z. B. in den Sinn, daß in den dramatischen Moralgemälden jede Szene, die eine Geschichte erzählen sollte, zusammengesetzt ist aus einer ganzen Reihe von Bewegungen und Gebärden, nie kam es ihm in den Sinn, daß er einen ebenso falschen wie unmöglichen Weg einschlug, wenn er versuchte, auf einer einzigen Leinewand eine Begebenheit festzuhalten, welche ihrer Natur nach beweglich und aus mancher Veränderung zusammengesetzt sein müßte. Ferner ist seine Auffassung des Lebens grundfalsch, sogar wenn man ihn als Diderots Schüler ansieht, als „einen Maler, der mit einem Gelehrten studierte". Er machte das Leben zu einem Melodrama, in welchem das Laster ohne Ausnahme bestraft und die Tugend belohnt wird, — und so ist das Leben nicht.

Er nahm sich Freiheiten, mit der Natur sogar, wenn er seine einfachen Familienszenen vorsätzlich direkt nach dem Leben malte. Seine Bauersfrauen nehmen Stellungen ein und lächeln süßlich, wenn sie ihre sorgfältig aufgestellten Kinder versorgen. Kein Fegen oder irgend ein andere Arbeit scheint die Hände der fleißigsten Hausfrau zu beschmutzen, niemals bringen spielende Kinder die Kleidung oder das Haar ihrer Mütter oder Pflegerinnen in Unordnung. Durch keine Anstrengung unsrer Phantasie können wir uns einbilden, daß Milchmädchen Milch tragen, die Mägde sehen aus, als ob sie Damen vorstellen wollten. Die Stellungen seiner dramatischen Personen sind immer gekünstelt, die Naivetät seiner Mädchen und Kinder ist gemacht, ihr Pathos ist das übliche. Niemals sind ihre Augen von Tränen gerötet, keine Gemütsbewegung verschiebt das Tuch, das durch seine sorgfältige Anordnung mehr wie gerade nötig von Hals und Brust zeigt. Oft sitzt der Kopf eines 12jährigen Kindes auf dem Hals und Busen eines 17jährigen Mädchens.

Seine Farbengebung ist selten gut, außer wenn er Fleisch malt, die Darstellung ist zu düster, mit unbestimmtem Rot, stumpfem Violett, schmutzigem Blau und trüben Unterlagen. Die Draperien sind oft schlecht gemalt, ein Fehler, den er mit den Worten erklärt, er vernachlässige sie absichtlich, um mehr Sorgfalt auf das Malen der Fleischtöne zu verwenden.

Dann — seine Eintönigkeit. Niemals wiederholte sich ein Künstler

beständiger und unermüdlicher. Er hatte nur drei oder vier Typen, diese kopierte und wiederkopierte er so unzählige Male, bis man sie gar nicht mehr sehen mochte. Der Vater ist immer derselbe ehrwürdige Mann, der viel zu alt als Vater so junger Kinder ist, die Mutter ist unveränderlich, immer ist es dasselbe Kind, dem Falle angemessen einen oder zwei Zoll größer oder kleiner. Obgleich er seinen Mädchen und Frauen dem Namen nach einen Beruf zuerteilt, indem er sie als Wäscherinnen, Stickerinnen, Philosophinnen, Kastanienverkäuferinnen usw. bezeichnet, sehen sie alle wie Glieder einer Familie aus und ähneln sich wie solche. Alle scheinen ohne Ausnahme eher in einer Operette aufzutreten, als ihre Rollen im Leben zu spielen. Die ländlichen Mütter großer Familien besitzen jene entzückende Koketterie, die jedes weibliche Wesen, das Greuze malt, kennzeichnen. Auch die malerischen Interieurs ermangeln der Abwechslung.

Hätte Greuze eine ordentliche Schule durchgemacht, behaupten seine Bewunderer, oder wären ihm wenigstens jene ersten Jahre in Grandons Bilderfabrik erspart geblieben, so wäre er Diderots Schmeicheleien und Ratschlägen, der ihn dafür lobte, „daß er seine Bauern nicht gewöhnlich darstellte", weniger zugänglich gewesen. Er wäre imstande gewesen, seine Fehler zu überwinden und die Eigenschaften eines Chardin zu entwickeln. Die Antwort hierauf ist: Nichts, was der Genius nur flüchtig streift, kann unterdrückt oder an seiner vollen Entwicklung gehindert werden. Wahrscheinlich drückte Greuze alles aus, was er zu sagen hatte, er selbst bezeichnet seine eigene Begrenzung mit dem Worte: „Sei pikant, wenn du nicht wahr sein kannst."

Wenden wir uns zu dem angenehmeren Thema von seinen guten Eigenschaften. Greuze war ein Erneuerer. Er war der erste, der in einfachen Verhältnissen Anregung suchte, der Behandlung von bürgerlichen Motiven verlieh er einen ganz bestimmten Charakter, der bis jetzt nur in historischen Darstellungen gesehen war. Er schaffte in Frankreich den sittlichen Typus der Malerei. An den Sonntagen im Louvre sieht man noch heute solche, die die Schönheit der Farbe, der Linien und der feinsinnigen Poesie nicht verstehen, und die den Nutzen für die hauptsächlichste Bedingung aller Kunst halten, voll Bewunderung bei dem väterlichen Fluch und dem bestraften Sohn verweilen. Stiche ähnlicher Werke gehören in vielen Häusern zu den geschätzten Gegenständen.

Wertvoll ist ferner seine Eigenschaft, dokumentarisch zu sein. Bewundernswert erfaßt er seine Zeit mit ihrer ins Theatralische ausartenden Oberflächlichkeit, ihrer affektierten Sittlichkeit, die unter dem Namen der Unschuld Weichlichkeit und Sinnlichkeit anbetet.

Zu guter Letzt sind die Köpfe, durch die er uns bekannt ist, das beste von allem. Wenn er sich diesen zuwendet, übertrifft er sich selbst, während er in allen andern Dingen nur gewandt ist. Nichts könnte zarter und frischer behandelt sein, wie die blonden Kinderköpfchen, die rosige Frische ihres Gesichts, die Züge, die unter den dicken Pausbäckchen nur angedeutet sind, die Köstlichkeit der kleinen noch unausgebildeten Glieder,

die mit einer Sorgfalt gemalt sind, die aller Begrenzung des Farbstoffes spottet. Dieselbe seltene Eigenschaft der Lebendigkeit beseelt die älteren Köpfe. Die Augen der jungen Mädchen zeigen Tiefe und Feuer, oder ihr feuchter Glanz ist herabgedämpft zu einem Schmachten. Das Gesicht scheint vor Erregung zu beben, während eine schimmernde Träne, ein großer feuchter Tropfen unter den schweren Augenlidern herabrollt. Die Nasenflügel zittern, der Atem kommt aus dem halbgeöffneten Munde, die vollen Lippen scheinen sich nach vorn zu bewegen. Das weiße Fleisch ist weich und warm, volles Leben pulsiert unter dem mit Gaze verschleierten Busen.

Kurz gesagt, Greuze beweist in dieser ausgezeichneten Serie, daß er, der in allen andern Zweigen der Malerei mittelmäßig und geziert in seinem besten Tun war, nicht allein über eine eigne sehr persönliche und poetische Vorstellungsweise verfügt, sondern auch einen Schimmer von jenem göttlichen Funken besaß, der die Technik gering schätzte und in der unbewußten Arbeit des inspirierten Künstlers entspringt.

Alice Eyre Macklin.

Hanne-Peter.

Du kleiner Hanne-Peter du — warum ergreifst du uns das Herz so seltsam innig, daß wir uns in die weichen Formen deines Kinderköpfchens vertiefen müssen und darüber träumen, wie wir es nicht vermögen beim Anblick einer wunderschönen Frau oder eines geistvollen Männerantlitzes . . .? Dein offnes Mäulchen, in dessen weichen Winkeln ein Tröpfchen Milch zurückgeblieben zu sein scheint, begehrt noch nichts auf der Welt, als diese Lebensnahrung des mütterlichen Busens.

Deine Augen blicken noch nicht einmal erstaunt, noch hat sich deinem Geiste die überwältigende Fülle der Erscheinungen, die uns Erwachsene quält und verwirrt, nicht einmal als etwas Buntes, Neugier-Erweckendes offenbart. Noch siehst du die Welt nur als einen Lichtnebel, kleiner Hanne-Peter, schaust unter hochgewölbten Brauen über die interessantesten Gegenstände hinweg — träumst ruhevoll wartend unbegreifliche Kinderträume von dem Nichtsein, dem du entstiegest — dem wir entgegeneilen . . . Du gehörst ihm fast noch an, dem Nirwana, vor dem wir uns fürchten, und nach dem wir uns doch sehnen, als nach einer ewigen Heimat. In deinem runden, holden Kindergesicht weilt der Friede der reinen Natur, die noch durch kein Aufblitzen von Vernunfterwägungen gestört wurde, die Ruhe, die unsre, durch solchen Zwiespalt verwundete Seele mit so tiefem Heimweh nach verlorenen Paradiesen erfüllt, wenn wir in den Kelch einer Blume schauen, wenn wir uns in den Blick eines jungen Tieres versenken.

Hanne-Peter, du stehst an der Schwelle, hinter der die Unrast und das große Getöse beginnt. Deine Ruhe ist nur noch ein unschuldvolles Warten. Dein Mündchen, die Nüstern deines drolligen Näschens, deine wunderbar geheimnisvollen Augen — schon sind sie weit geöffnet, um alle Ge-

schmäcke, Düfte, Farben des Lebens einzulassen in deine erwachenden Sinne. Und dann werden deine Augen ihr Geheimnis vergessen haben und sich kritisch klug auf die Gegenstände richten; dein Mündchen wird sich vorsichtig schließen und nur öffnen, wenn es Wünsche auszusprechen oder sich gegen fremde, unbegreifliche Anforderungen zu wehren hat. Du wirst lachen und weinen, trotzen und lieben lernen, mein kleiner Hanne-Peter — wirst ein Mensch werden, zur Freude deiner Eltern hoffentlich.

Aber, was uns jetzt in deinen Zügen so ergreift — was den Künstler unwiderstehlich lockte im Steingebilde festzuhalten: die Unbekümmertheit eines kleinen Gottes — das Geheimnis des Ewigen, das deine Kinderstirn umschwebt und uns zu stiller Andacht zwingt — das wirst du bei deiner allmählichen Menschwerdung verlieren. Und erst wenn du einmal unter grünen Zweigen in einem schmalen, dunklen Bette schlafen wirst und die Lebendigen um dich weinen, erhalten deine Züge jene göttliche Ruhe und das Geheimnis des Ewigen zurück.

Gabriele Reuter.

Leibl: Der Jägerkopf.

Über Leibls Kunst große Worte machen, hieße: seine Kunst nicht verstehen. Er, der Urwüchsige, Kräftige, der jeder Pose abhold war, jede gekünstelte Erklärung verlachte, in seinen Bildern selbst das Charakteristische und Markante so deutlich und frei hinstellte, daß eine Übersetzung seiner Malersprache die Sache nur verpfuschte und vertünchte — er braucht wirklich keinen Apostel. Leibl darf man nicht mit der Lupe des Kunstkenners anschauen, der im Einzelnen das Schöne sucht, das Kleine bekrittelt, über Striche und Linien die Nase rümpft, und dem die Erhabenheit des Ganzen nie zur Einsicht kommt. Nein, Leibl muß man ohne gelehrtes Beiwerk betrachten, ohne die Brille des zopfigen Akademikers — je naiver und ursprünglicher man seine Werke anschaut, desto prächtiger, gewaltiger wirken sie. Wir haben diesem Heft eine wohlgelungene Reproduktion eines der Meisterwerke Leibls beigegeben. Wer nicht selbst von der markigen Technik und von der wundervollen Ausdrucksweise dieses Stoffes hingerissen wird, dem ist nicht zu helfen, für den hat Leibl seine Bilder nicht geschaffen.

Dramatische Monatsberichte.

Bernard Shaw: „Der Arzt am Scheideweg". Kammerspiele des Deutschen Theaters.

Die Freunde von „Nord und Süd" haben das Drama vor seiner Aufführung gelesen. Man hörte Stimmen, die meinten, daß dieser breite Dialog mit seinen behaglich-boshaften Sentenzen kaum auf der Bühne wirken dürfte. Bernard Shaw war zu sehr als Schnellblitzkünstler bekannt, als geistreicher Aphoristiker, um Verständnis für ein breit angelegtes Schauspiel erwarten zu können.

Im Deutschen Theater erst sah man, daß die Arbeit den Meister nicht verleugnet. Es ist bei Shaw immer die Perspektive, die wirkt. Er hat nicht die Ibsensche Kraft, die Seelen und die Blitzlichter ihrer Vergangenheiten zu enthüllen. Aber er hat die Kultur des Psychologen, der Menschen und ihre Zukunftskräfte darstellen kann.

Man tut Bernard Shaw unrecht, anzunehmen, er wollte gegen die Ärzte agitieren. Er wollte einfach ein Exempel der Ohnmacht geben, gar nichts anderes. Die Ohnmacht von erwachsenen, gebildeten, kultivierten Menschen, die stolz sind auf ihre, alle Naturgeheimnisse entschleiernde Wissenschaft, ihre kulturelle Schulung, ihre ethische Differenzierung. Er hätte ebensogut die Buchstaben-Juristen nehmen können, zeigen, wie ein großer Rechtsanwalt die Ehescheidung einer Frau bewerkstelligen will, um sie dann zu heiraten. Es wäre auf dasselbe hinausgekommen. Er hat den Arzt gewählt, vermutlich, weil hier das Materielle, das rein Körperliche des Einflusses eine große Rolle spielt.

Ein Arzt kann einen Künstler retten. Er unterläßt es, weil er die Frau des Künstlers zum Weibe haben will. Ist das das Drama? Im Grunde nein. Das eigentliche Drama erlebt der Künstler selbst. Ist das ein Künstler? Eigentlich nein. Ein frecher Bursche ist es, der alle Welt anpumpt, alle Welt belügt, Frauen verführt und — gute Bilder malt. Bernard Shaw wirft nun die Frage auf: Was ist wertvoller für die Kultur, für das Leben, für die Menschheit: ein gutes Bild oder ein guter Mensch? Und für ihn gibt es einfach gar keine Zweifel: Gute Menschen findet man öfter, als gute Bilder . . . also ist ein gutes Bild wichtiger; und die Konsequenz: Ein guter Künstler muß gerettet werden, wenn er auch einen sehr schlechten Charakter hat. Dieser Künstler gibt sich als Schüler Bernard Shaws, er vertritt seine Weltanschauung, er stirbt mit dem Bekenntnis, daß er an Velasquez

und Michel Angelo glaube, und seine Frau baut ihm einen Kunsttempel, hängt seine Bilder aus, schreibt ein Werk, das ihn verewigen wird über den Tod hinaus.

Die Frau ist im Glauben selig; sie will es nicht erfahren, daß der große Künstler ein frecher Lügner war; sie will das Heiligtum ihrer Erinnerung bewahren. Und als der Arzt am Scheidewege es versucht, ihr den Mann ihrer Anbetung im rechten Lichte zu zeigen, wehrt sie ihm ab: Sie will blind sein. Er war groß, der Verstorbene, und das genügt. Sie ist nicht intellektuell genug, seine Worte zu verstehen: eine geniale Bestie. Aber sie fühlt es fast instinktiv, daß das Geniale das Bestialische aufwiegt.

Wenn man also Bernard Shaws Charakter verstehen will, wie er ihn in diesem Künstler verkörpert hat, so wird man einfach sagen: Einen großen, schönheitsfreudigen Egoismus predigt er. Der Egoismus wird von der Kunst so gewandelt werden, daß alle nahestehenden Menschen ihn nicht quälend fühlen, und die Schönheitsfreude wird den Egoismus mit einem Glanz umgeben, der dauert über das Leben hinaus.

Es ist eigentlich widersinnig, in Bernard Shaw den Apostel zu suchen; er steht zwischen zwei Kulturen. Er will nichts beweisen, er will spielen und uns irre machen, um aus dem Irrtum die Erkenntnis zu ziehen, daß das Leben unser einziges Recht und Gut ist. „Der Arzt am Scheideweg" ist ein glänzendes, prachtschillerndes Spielerstück. A. Halbert.

Diedring: „Hohes Spiel". Erstaufführung im „Hebbel-Theater".

Shakespeares „Romeo und Julia" kenne ich genau. Ich kenne die Folge der Szenen, bin mir klar über die Entwicklung der Schicksale, habe die Wucht der Worte oft gefühlt — und trotzdem: wenn ich dies starke Leben auf dem Theater sehe, kann ich mich des Eindruckes nicht erwehren, daß das Echte, Große und Starke aller Dichtkunst darin wurzelt: daß die Ereignisse sich so und so entwickeln; mehr eine psychologische, als eine artistische Frage; das Was in der Spannung kann getrost fortbleiben, kann von mir im voraus gewußt werden, ohne daß mich das Wie der Charakterzeichnung und der Stimmungsmalerei enttäuscht.

Man könnte fast so weit gehen, zu behaupten, daß jedes dramatische Werk seine künstlerische Qualität erst beweisen kann, wenn der Inhalt, im voraus gekannt, trotzdem spannt und interessiert durch die vertiefte Art der Darstellung.

Als ich ins Hebbel-Theater kam, wußte ich genau, hier will ein Dichter etwa beweisen: daß ein vorweg genommenes Reuegefühl peinigen kann und so sehr die Seele beherrschen und ängstigen, daß hinterher, wenn die Tat ihr Haupt reckt, man schon vor ihr zurückweicht und kuriert wird von allen seelischen Kämpfen. Der Däne will beweisen, daß der Schwager die Frau seines Bruders liebt, mit der starken, glutenden Liebe, daß er seinen Bruder töten will, um sein Weib zu gewinnen.

Ein Freund versucht es, ihm die Illusion des Kommenden stark zu suggerieren: er hat seinen Bruder getötet, und plötzlich steht er verängstigt und zerquält vor einer fremden Frau, die ihn nicht begreift, und die er gar nicht mehr lieben kann.

Aber indem ich ins Theater kam und genau wußte, daß alle diese Ereignisse nur von einem Menschen vorberechnet sind, daß dieser Freund mit zynischer Ethik Schicksal spielt, um das Gewissen seines Freundes einzuschüchtern und vor einer qualbringenden Reue zu retten, im selben Moment war meine Empfangsfähigkeit gedämpft. Mich interessierte nicht mehr die psychologische Entwicklung der Katastrophe, mich reizten nicht mehr die Menschen, welche diese Katastrophe durchleben, sondern ich sah auf Einzelziselierungen, Einzelkniffe eines Dichters, der etwas beweisen will, der ein Exempel bis zu Ende spielen läßt.

Der große Rechenkünstler Hebbel hat in mancher seiner großzügigen Arbeiten solche Exempel gestellt und durchgeführt. Im Grunde ist „Gyges und sein Ring" von dieser Qualität. Aber Hebbel hatte starke dramatische Akzente. Hebbel hatte die wurzeltiefe Leidenschaft des Beweisenwollens, den gierigen Fanatismus der Leidenschaft — und riß mit sich fort. Diedring aber spielt melancholisch, geht auf Stimmungen aus, gibt Effekte, statt Affekte — und enttäuscht.

Dabei soll nicht ungesagt bleiben, daß er manchmal Szenen voll dichterischen Reizes geschaffen, so die Szene der beiden Liebenden, die Szene der Angst — aber, sobald er dramatisch werden will, verliert er jede Gewalt. Das Hebbel-Theater gab sich alle Mühe, die gedämpften Töne stimmungsvoll zu treffen; die dramatische Betonung des letzten Aktes war nicht zu retten.

Gustav Wied: „Thummelumsen." Im Hebbel-Theater.

Gustav Wied hat ein Buch geschrieben, einen humoristischen Roman, der mehr als humoristisch war, weil er von Bosheiten glitzert, und weil man seinen Helden lieb gewann.

Der Held, Zollkontrolleur Knappstedt, oder, wie man ihn nannte, die „leibhaftige Bosheit", ging durch die kleine, verspießte Stadt und hielt alle Menschen zum Narren.

Er war ein Prachtkerl. Er war ein Frechling der Wahrheit. Ein Zyniker mit Gesellschaftsschliff.

Er war ein rothaariger, ungeschlachter Esau, der alles weichliche, verlogene, kränkliche Jakobstum grundehrlich haßte. Oder richtiger: Er verabscheute es nur, denn er war ein Mann der abgeklärten Ruhe; er nahm sich nicht die Mühe, sich aufzuregen; er spuckte nicht; er hatte die Komik des Lebens durchschaut, die sich in kleinen Städten zusammengedrängter und saftiger zeigt, als in der kulturbeleckten Stadt mit fahlem Hängelicht und blasser Nervenkultur.

Aber, er war auch ein Kerl — der Thomsen, recte Thummelumsen, den Narren der Stadt, im

Grunde seines borstigen Herzens lieb hatte. Denn er verstand ihn.

Dieser Mensch war ein plattschultriger Krüppel, und verkrüppelte noch den letzten Rest seines Menschentums in erniedrigender Arbeit und lächerlichem Fron, um eine fixe Idee einzufangen.

Die „leibhaftige Bosheit" nannte es so, wußte aber, daß hier ein starres Heimkind brennende Sehnsucht nach Hab und Gut seiner Eltern hatte, nach dem Stück sonnenbeschienener Erde, wo er abgeschlossen leben konnte mit den Phantomen seines Glückes, mit der klappernden altersschwachen Mühle, seinem grobschlechtigen Freund, dem Menschen Mortensen und dem klapperdürren Hahn gleichen Namens.

Die leibhaftige Bosheit war der Held des Romans und Thomsen-Thummelumsen gab die Beleuchtung für den Hintergrund einer kleinstädtisch-verklatschten, gutmütig-barbarischen Welt.

Das war der Roman Wieds.

Herr Gustav Wied mag nun wohl gedacht haben: man kann aus einer Großmutterbrosche Ohrgehänge für junge Mädchen machen. Und er entschloß sich aus diesem kostbar-lustigen und altertümlich-bizarren Roman ein Drama zu gestalten.

Und siehe da: die Stellung verschob sich. Die leibhaftige Bosheit wurde ein saftloser, kratzbürstiger Witzbold, (der Schauspieler Herzfeld sollte unbedingt Wieds Roman lesen; vielleicht kann er dann noch ein Stück lustiges Menschentum dieses lustigen Zynikers retten) und Thummelumsen wurde ein Maul- und Gebärdeheld, der gegen das Kleinstadt-Philisterium kämpfte, und er wurde platt und wurde dumm, bis er zum Schlusse von einer resoluten Witwe mit fünf Kindern sich zum Manne nehmen läßt.

Es war ein trauriges Schauspiel, diese Komödie.

A. Halbert.

Redaktionelle Notiz.

Dieses erste Heft des 33. Jahrganges ist umfangreicher als sonst geworden, da wir wertvolle belletristische Arbeiten und Essays aus verschiedenen Wissenschaftsgebieten bringen. Aus diesem Grunde mußte der zweite Artikel von Demiani über „Spanische Kunst" für das nächste Heft zurückgestellt werden.

Die Redaktion.

7.

Kleonike's letzter Wille.

(Aus H. Kruse's Mädchen von Byzanz.)

Kleonike's last request.

Max Bruch.

Andante sostenuto.

Leise, geisterhaft. *Softly, mysteriously.*

p recitando

Wüsst du Kle - o - ni - kens Stim - me

Dost thou know the voice of Kle - o -

pp *colla parte*

poco cresc.

ken - nen? Ja, ich bin's, ich bin's, die dir von un - ten ruft,

ni - ke? Yea, 'tis I, 'tis I, from Ha - des shore I call,

dolce *espress.*

pflan - ze mir auf mei - ne frü - he Gruft je - ne Blu - me, die sie Sehn - sucht

where your love has rais'd my ear - ly tomb, plant the flow - er that mor - tals call

legato

Lento.

rit. *quasi Recit.*

nen - - nen. Sieh'! aus mei - nem Staub die Wur - zel

lon - - ging. Lo! my pal - lid dust its roots shall

pp

Mit gütiger Erlaubnis des Verlages N. Simrock G. m. b. H., Berlin.

pp molto rit. a tempo cresc.

nähren wird der schö - ne dol - den-rei - che Strauch, und du, theu - rer

nou-rish, till the sprea-ding boughs are rich in bloom, and thou, gen - tle

a tempo

colla parte cresc.

Cha - res, nährst ihn auch, du be - net - zest ihn mit dei - nen

Cha - res, tend it thou, water with thy tears my sad re -

f dim. p dolce

dim. p

Thrä - nen, du be - net - zest ihn mit dei - nen Thrä -

mem - brance, water with thy tears my sad re - mem -

cresc dim.

pp

nen, mit dei - nen Thrä - nen!

brance, my sad re - mem - brance!

ritard.

dolce pp morendo pp

Ped. Ped.

Frau Sofie Neumann *in aufrichtiger Freundschaft zugeeignet.*

Maienlied

Ferd. Hummel.

Sehr innig und zart.

GESANG

KLAVIER

mf

Ein Lied singt im Mai - en, so süß und so weh, wie ein El - fen - rei - hen im Blü - ten - schnee. O, se - li - ge Wei - se im Früh - lings - wind, von dem, was so lei - se die See - le er - sinnt. Vom

p

cresc.

f

schön - sten der Lo - se, das nie - mand ver - gißt, wenn der Fal - ter die Ro - se, die

cresc. *mf*

Ro - se küßt, wenn der Fal - ter die Ro - se, die Ro - se

dim.

mf

küßt. Wenn der Fal - ter die Ro - se, die Ro - se küßt! Die

p

ad lib.

Ro - - - - - se.

dim. *pp*

H. 265

Zu den Musikbeigaben.

Max Bruch.

Unserem Leserkreise hoffen wir eine ganz besondere Freude zu bereiten, wenn wir in der Musikbeilage diesmal einen der Senioren der deutschen Komponisten zu Worte kommen lassen, Max Bruch. Wo gibt es einen Ort, an dem Musik gemacht wird, an dem nicht mindestens ein Werk dieses Meisters erklungen wäre? Er ist seit mehr als vierzig Jahren einer der volkstümlichsten Komponisten: seine „Szenen aus Frithjof", sein erstes Violinkonzert, seine drei Messensätze, sein großes Chorwerk „Odysseus", das „Lied von der Glocke" und „Achilleus", um nur einige seiner bekanntesten Werke hervorzuheben, haben in der alten und neuen Welt eine Verbreitung gefunden, wie sie größer kaum gedacht werden kann, und werden noch auf Jahrzehnte hinaus die Konzertprogramme der ganzen zivilisierten Welt zieren.

Max Bruch ist am 6. Januar 1838 in Köln am Rhein geboren und entstammt einer alten protestantischen Familie, die fast ausschließlich Pastoren erzeugt hat. Sein Vater aber war Jurist. Seine Mutter gehörte der bekannten Musikerfamilie Almenräder an. Schon in frühester Jugend machte sich seine große musikalische Veranlagung geltend, doch schwankte er, ob er nicht lieber Maler werden sollte, eine Laufbahn, die dann sein zweiter Sohn eingeschlagen hat. Sein Lehrer in der Komposition war der damals hochberühmte, heute freilich fast ganz vergessene Ferdinand Hiller; bereits mit 14 Jahren konnte er das Stipendium der Frankfurter Mozartstiftung erhalten. Im Alter von 23 Jahren machte er in München die Bekanntschaft von Emanuel Geibel, der ihn bestimmte, seine von Mendelssohn unvollendet hinterlassene Operndichtung „Die Loreley" zu vertonen.

Dieses Werk, das am 14. Juni 1863 zuerst in Mannheim aufgeführt wurde und dann bald über alle größeren Bühnen Deutschlands und auch Hollands sehr erfolgreich ging, hat sich freilich dann doch nicht dauernd auf dem Spielplan behaupten können, da der Text zu wenig dramatisch ist. Eine Neubearbeitung, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unternommen wurde, ist leider wenig beachtet geblieben, obwohl das Vorspiel zur „Loreley" seit Jahren Repertoirestück aller Orchester ist. Es scheint auch, als ob Bruchs Musik trotz aller Schönheiten nicht recht bühnenwirksam ist, wie denn auch seiner zweiten Oper „Hermione" (nach Shakespeares „Wintermärchen", 1872) kein dauernder Bühnenerfolg beschieden gewesen ist.

Um so mehr Glück hatte er mit



Hans Baluschek: „Der Irre".
Zum Essay von Georg Hermann.



kleineren Chorwerken „Die Flucht der heiligen Familie“, „Der Gesang der heiligen drei Könige“, „Römischer Triumphgesang“, vor allem mit den zuerst am 20. November 1864 in Aachen aufgeführten „Szenen aus Frithjof“. Einen sensationellen Erfolg errang er dann mit seinem 1867 nach mehrfachen Umarbeitungen vollendeten Violinkonzert in G-Moll und 1872 mit dem großen Chorwerk „Odysseus“, dem er 1875 den „Arminius“, 1878 Schillers „Lied von der Glocke“, 1888 die Kantate „Das Feuerkreuz“, 1894 das Oratorium „Moses“, 1898 das Chorwerk „Gustav Adolf“ und kürzlich gewissermaßen als Dank für die ihm von der ganzen musikalischen Welt anläßlich seines siebzigsten Geburtstages bereiteten Ovationen die sehr gelungene „Osterkantate“ folgen ließ.

Alle Welt ist darüber einig, daß er damit Werke edelster und bester Volksmusik geschaffen hat, daß seine melodische Erfindung frisch, klar und eindringlich, der architektonische Aufbau seiner Tonschöpfungen der denkbar vollendetste ist. Er ist nie ein Vielschreiber gewesen und hat darum auch auf die äußere Form seiner inhaltlich höchst wertvollen Werke stets so lange Arbeit verwendet, bis er völlig damit zufrieden gewesen ist. Er ist auch ein Meister der Instrumentation, ohne daß er dazu ein Massenaufgebot von neu erfundenen Instrumenten, von neu ausgeklügelten Effekten gebraucht. Man tut ihm das bitterste Unrecht, wenn man ihn als einen Gegner jedes Fortschritts in der Musik bezeichnet; er für seine Person hat auch die deutsche Musik ein gutes Stück vorwärts gebracht, an ihr weitergebaut, wohl aber mit Recht allen Auswüchsen und extravaganten Verirrungen den Krieg erklärt. Wer freilich glaubt, daß der musikalische Fortschritt nur in häßlichen Dissonanzen und Verzicht auf melodische Linien besteht, für den muß Bruch als musikalischer Reaktionär gelten.

Seinem ganzen Schaffen merkt man es an, daß er ein Kind der liederfrohen Rheingegend ist. Er ist auch in erster Linie als Liederkomponist anzusehen, denn ein Lied ist z. B. auch das einzig schöne Adagio seines ersten Violinkonzerts. Merkwürdigerweise ist die Zahl der Lieder, die er für eine Singstimme mit Klavier komponiert hat, nicht sehr groß. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich „Jede Jahreszeit“ und „Frühlingslied“ (aus op. 7), „Lausche, lausche“ und „Über die Bäume“ (aus op. 15), sowie die Serenade aus ‚Marino Faliero‘ von H. Kruse „Wenn Dich die Sorgen des Lebens bedrücken“ (aus op. 49). Ebendaher stammt auch unsere Musikbeigabe. Ich habe sie gewählt, weil sie mir Bruchs vornehme Kompositionsart und edle Melodik besonders deutlich zu zeigen scheint und weil sie einige von ihm besonders gern gebrauchte Harmonien enthält. Vor allem gelungen scheint mir der von echter Inspiration getragene E-Dur-Teil darin zu sein.

Seine mannigfaltigen Reisen nach fremden Ländern hat Bruch, der übrigens ein Mann von universeller Bildung und nichts weniger als ein bloßer Musiker ist, benutzt, um aus den dortigen Volksliedern musikalische Anregungen zu schöpfen; wir besitzen von ihm eine ganze Reihe von Werken, sowohl instrumentale

wie vokale, denen er Volksmelodien, besonders keltische, schottische, wallisische, schwedische und russische, in feinster Bearbeitung mit großem Glück zugrunde gelegt hat.

In seinem Leben hat er vielfach den Wohnsitz gewechselt, zeitweise Kapellmeister- und Dirigentenposten bekleidet, so in Koblenz, Sondershausen, wo er der Prinzessin Elisabeth näher trat und mit Philipp Spitta, dem Bachbiographen, treue Freundschaft schloß, in Berlin, wo er mit dem Sternschen Gesangverein glänzende Aufführungen veranstaltete, in Liverpool und Breslau. Seit 1891 leitet er eine Meisterklasse für musikalische Komposition bei der Akademie der Künste in Berlin, deren Vizepräsident er seit Joachims Tod ist; seit 1899 gehört er auch dem Direktorium der Königl. Hochschule für Musik in Charlottenburg-Berlin an. Ehrungen sind ihm zahlreichst zuteil geworden; ihn schmückt auch der Orden pour le mérite; besonders stolz ist er auf die ihm 1893 von der Universität Cambridge verliehene Doktorwürde.

Er ist mit so vielen Künstlern näher zusammengekommen, u. a. mit Brahms, Joachim, Sarasate, er hat so großen Anteil an der musikalischen Entwicklung Deutschlands genommen, daß seine Memoiren, an denen er auf dringende Vorstellung seiner Freunde und Verehrer seit einiger Zeit arbeitet, voraussichtlich höchst lesenswert und ein wichtiger Beitrag zur Musikgeschichte sein werden.

Ein echter Priester der Tonkunst, ein Komponist edelster Richtung, ein Idealist reinsten Charakters verdient er mit Fug und recht genannt zu werden. Es stünde gut um die Tonkunst, wenn sich deren Jünger Bruch zum Vorbild nehmen wollten; ist ihm doch nie eine triviale Wendung in den Mund gelaufen, ist er doch ein Meister des Tonsatzes und der musikalischen Architektur.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Ferdinand Hummel.

Schon seit einer Reihe von Jahren hat Ferdinand Hummels Name einen guten Klang in der Musikwelt. Sein Entwicklungsgang widerlegt wieder einmal die oft aufgestellte Behauptung, daß aus einem Wunderkinde nichts Rechtes werden kann.

Als Sohn eines Flötisten ist Ferdinand Hummel, ein echtes Berliner Kind, am 6. September 1855 geboren. Bereits mit vier Jahren fing er an Klavier zu spielen, vom sechsten Lebensjahr ab nahm er außerdem Harfenunterricht. Die Munificenz des damaligen Königs Wilhelm ermöglichte es, daß dieser Unterricht in den Jahren 1864/65 in Wien bei dem berühmten Zamara fortgesetzt werden konnte. Als Wunderknabe unternahm Hummel darauf in Begleitung seines Vaters ausgedehnte Konzertreisen durch ganz Europa. Nach deren Beendigung wurde für die allgemeine Bildung des hochbegabten Knaben gesorgt, der dann später auf dem Kullakschen Konservatorium und der Hochschule für Musik gediegenen Unterricht in der musikalischen Theorie und Kompositionslehre empfing. Von seinem zwanzigsten Lebensjahre ab gehörte der junge Künstler längere Zeit der berühmten Kapelle Bilses und dessen Nachfolgers Mannstädt als Harfenist

an; 1892 wurde er als Direktor der Musik an das Königl. Schauspielhaus berufen, ein Posten, den er auch heute noch bekleidet.

Hatte er vordem schon eine Anzahl Tonwerke veröffentlicht, so fand er in seiner neuen Stellung reichlich Gelegenheit, seinem Schaffensdrange zu folgen. Für die im Königl. Schauspielhause aufzuführenden Stücke komponierte er fast ausschließlich die nötige Musik, so z. B. zu Wildenbruchs „Das heilige Lachen" und „Willehalm". Es konnte gar nicht ausbleiben, daß Kaiser Wilhelm II. auf ihn aufmerksam wurde; er beauftragte ihn mit der Prüfung der für den Frankfurter Sängerwettstreit eingelaufenen Preislieder, veranlaßte ihn zu der von ihm bis dahin vernachlässigten Komposition von Männerchören, berief ihn in die Arbeitskommission des sogen. Kaiserlichen Liederbuchs für Männerchöre und beauftragte ihn, Armeemärsche als Lieder zu bearbeiten. Wie sehr der Kaiser mit Hummels Tätigkeit zufrieden war, ist daraus zu ersehen, daß er außer mehreren Orden den Titel Königl. Musikdirektor erhalten hat und kürzlich zum Professor ernannt worden ist.

So natürlich, frisch, einfach und melodisch wie das „Maienlied", das in unserer Musikbeigabe zum ersten Mal veröffentlicht wird, sind die meisten von Ferdinand Hummel veröffentlichten Tonwerke, deren Zahl bereits das erste Hundert überschritten hat. Auf dem Gebiete der Instrumentalmusik sind es namentlich Kammermusikwerke (vier Sonaten für Violoncell, eine für Violine und Klavier, ein Klavierquartett und -Quintett), die recht ansprechend sind; bemerkenswert sind auch verschiedene Kompositionen für Harfe und das Klavierkonzert in B-Moll; sehr gespannt kann man auf die noch nicht aufgeführte, eben vollendete Sinfonie op. 105 sein. Unter den Vokalkompositionen sind außer einer Reihe größerer und kleinerer Chorwerke teils mit teils ohne Orchester („Columbus", „Jung Olaf", „das Geisterheer") besonders seine Märchenspiele für Frauenchor („Rumpelstilzchen", „Hänsel und Gretel", „Frau Holle" usw.) hervorzuheben. Aus der großen Anzahl seiner Bühnenmusiken ist das „Halleluja" für eine Singstimme aus dem Philippischen Schauspiel „Das große Licht" besonders beliebt geworden. Von seinen verschiedenen Opern ist „Mara", ein unter dem Einfluß von Mascagnis „Cavalleria rusticana" entstandener Einakter, wohl über die meisten Bühnen des In- und Auslandes erfolgreich gegangen. Für seine weit wertvollere Oper „Die Beichte" wird wohl die Zeit noch kommen. Seine neuste Oper „Friede auf Erden" (in drei Bildern) harrt noch der Aufführung.

Wenn es für uns heute noch kaum möglich ist, über Hummels Bedeutung als Komponisten ein endgültiges Werturteil zu fällen, so steht doch sicherlich fest, daß wir von ihm noch manches schöne Werk erwarten dürfen.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Lessing-Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft. Eingetr. Verein.

Im November hielt Geheimrat Prof. Dr. Friedrich Delitzsch einen Vortrag über „Sardanapal und die assyrische Kultur seiner Zeit." Das ungewöhnliche Interesse, das die neuen Ausgrabungen in Vorderasien erregt haben, fand eine glänzende Befriedigung in den geistvollen Ausführungen des Redners, die durch ausgezeichnete Lichtbilder unterstützt wurden. Zu einer kleinen humoristischen Parallele gaben die steinernen Königsbilder in Assuan Gelegenheit: eine antike „Siegesallee". Wundervoll waren die plastischen Löwengestalten, die fast als eine Spezialität dieser alten Kultur gelten können. Aber wie große herrliche Bauten auch unter Sardanapals Herrschaft entstanden, wie sehr auch Handel und Ackerbau, Künste und Handwerk unter dem Schutze seiner Gesetze gediehen, seine größte Kulturtat war doch die Sammlung der königlichen Bibliothek. 22 000 Tontafeln wurden unter dem Schutt der Königsburg von Ninive entdeckt, und sie sind das Einzige, was den Namen Sardanapals als Kulturträger noch den fernsten Geschlechtern überliefern wird. — —

Mit besonderen Schwierigkeiten hatte die Gesellschaft bei ihrer letzten Veranstaltung zu kämpfen. Dr. Ludwig Fulda, der seit langer Zeit verpflichtet war, durfte auf ärztlichen Rat seine Rekonvaleszenz in Wiesbaden nicht unterbrechen, und Ernst Hardt, der sich telegraphisch bereit erklärt hatte, sich dem Berliner Publikum vorzustellen, sagte unmotivierterweise ab, nachdem die Mitglieder bereits durch die Presse von der Programmänderung unterrichtet waren. Durch die liebenswürdige Bereitwilligkeit der Herren Dr. Cäsar Flaischlen und Alfred Bock wurde der Abend dennoch zu einem überaus gelungenen und befriedigenden. Cäsar Flaischlen gab einfache, aber fein pointierte Charakter- und Seelenstudien in: „Der Künstler und die Großstadt", „die Rede eines kleinen Mädchens an seinem ersten Geburtstage", in: „der Unterschied zwischen dem Letzten und dem Ersten des Monats". In kleineren lyrischen Arbeiten offenbarte sich wieder seine abgeklärte Weltanschauung. Alfred Bock gab in seinen robusteren hessischen Bauernskizzen Gestalten von durchgebildeter Plastik und Realistik, die ein wohltuender Humor leise umwehte.

Die Unterabteilung der Lessing-Gesellschaft: die Lessing-Hochschule eröffnet Mitte Januar das neue Quartal, in dem weiter volkstümliche Kurse der bewährten Dozenten stattfinden. An den Kursen über

Literatur-Geschichte beteiligen sich: Dr. Walter Bloem und Dr. Paul Alfred Merbach, über Kunstgeschichte lesen: Fritz Stahl und Dr. Max Osborn, der auch die Museumsführungen leitet, über Musik spricht Dr. Max Burkhardt, über Philosophie Professor Dr. D. Geo Runze, über Medizin Sanitätsrat Dr. Schüler und Oberstabsarzt Dr. Barth, Sprachkurse leitet Dr. Pakscher. Die Hochschule ist während des Wintersemesters von ca. 2000 Hörern besucht und erfreut sich einer steigenden Frequenz.

Besondere Freude bereitete der Besuch der Ateliers von Professor Max Liebermann und Professor Otto H. Engel. Sehr fein erläuterte Fritz Stahl an den ausgestellten Kunstwerken, wie für Liebermann alles zum Erlebnis des Auges werde, und daß er, der früher so oft der Maler des Häßlichen genannt worden sei, erst dann male, wenn er das Schöne im Häßlichen entdeckt habe. Man könne eigentlich sagen, erst durch die Wiedergabe des Künstlers gewinne das Wort „Schönheit" Bedeutung, so wie Leistikow durch seine Grunewaldbilder dem so lange verachteten Erdenfleck sein Schönheits- und Daseinsrecht erworben habe. — Bei Prof. O. H. Engel, dem Vorsitzenden des Komitees für die Große Berliner Kunstausstellung, führte Dr. Osborn in die Entstehung des Kunstwerkes ein, wozu die Untermalung eines Kinderfestes Veranlassung gab. An den vielen Skizzen zu einzelnen Kindern und Kindergruppen wurde nachgewiesen, worauf der Künstler besonderen Wert gelegt hatte: auf die Stellung, auf die Bewegung, die Beleuchtung, den Farbenklang, den Raum, die Perspektive oder die Auffassung des Ausdrucks. Daneben sah man frisch und delikat ausgeführte Bilder des friesischen Volkslebens und der friesischen Landschaft mit dem saftigen Grün ihrer Felder und Wälder und den einfachen Typen ihrer Bewohner.

Der Vorstand.

Literarische Berichte.

Felix Mendelssohn und Karl Klingemann.

Die bevorstehende hundertjährige Wiederkehr von Felix Mendelssohns Geburtstag (3. Februar 1809) hat schon jetzt eine höchst bedeutsame Veröffentlichung hervorgerufen, die, nach den mir vorliegenden ersten achtzehn Aushängebogen zu urteilen, unser Bild von dem Künstler und Menschen Mendelssohn noch wesentlich vervollkommnet und gleichzeitig zwei seiner Freunde in dem denkbar besten Licht erscheinen läßt. Es ist dies der Briefwechsel Felix Mendelssohns mit Legationsrat Karl Klingemann in London, in dem auch Briefe von dessen früh verstorbenem Schwager, dem Londoner Professor der Indologie Friedrich Rosen und von Mitgliedern der Familie Mendelssohn eingestreut sind.

Wer Sebastian Hensels prächtiges und auch viel verbreitetes Buch „Die Familie Mendelssohn" kennt, dem ist der Name Karl Klingemann wohlbekannt; einen guten Teil seiner Bildung hat der 1798 geborene Schulmeistersohn, der vom einfachen hannöverschen Schreiber es bis zum Legationsrat gebracht und seit 1827 in London gelebt hat, während seines Berliner Aufenthaltes in dem gastlichen Hause Mendelssohn erworben; er hat sich auch als Komponist betätigt, vor allem aber ist er ein gemütvoller Dichter gewesen. Viele seiner Gedichte hat Mendelssohn komponiert; er ist der Dichter des für eine Familienfestlichkeit bestimmt gewesenen Liederspiels „Die Heimkehr aus der Fremde"; er hat für Mendelssohn an einem Operntext „Pervonte" gearbeitet und auch an dem Text für das Oratorium „Elias". Er war ein Mann von Humor und Witz, ein scharfsinniger Beurteiler der politischen Verhältnisse speziell in England, für die sich übrigens auch sein jüngerer Freund lebhaft interessierte. Der von seinem Sohn herausgegebene „Briefwechsel" enthält in der Einleitung auch sonstige Mitteilungen über sein Leben, vor allem über die Mühseligkeiten, die Klingemann infolge des persönlichen Regiments des Königs Ernst August von Hannover durchzumachen hatte, ehe er in seinem 47. Lebensjahre das Glück der Ehe genießen konnte.

Mendelssohns Briefe an Klingemann enthalten eine Fülle bemerkenswerter Einzelheiten, nicht bloß musikalischer Natur. Sie sind vortrefflich geschrieben; außer Richard Wagner hat sicherlich kein Tonkünstler Mendelssohn in der Kunst des Briefschreibens übertroffen.

An dem Berliner Leben übt er eine scharfe Kritik, nachdem er dorthin von seinen größeren Reisen zurückgekehrt. Am 26. Dezember 1832 schreibt er: „Jeder Schritt außer dem Hause erinnert mich daran, wie die ganze Stadt stehen geblieben und also zurückgegangen ist. Die Musik geht schlecht; die Leute sind nur noch knöcherner geworden, die besten sind gestorben, die anderen, die noch schöne Pläne hatten, sind jetzt glückliche Philister und sprechen noch manchmal von ihren Jugenderinnerungen. Devrient z. B., von dem ich wirklich für die Bretter etwas Tüchtiges erwartet hatte, ist ein gewöhnlicher Schauspieler und ein schlechter Dichter geworden, und damit gut. Er hat eine Oper in einem Akt ‚Der Kirmeß‘ gedichtet, jeder Zug, jede gute Idee von Deinem Liederspiel abgeschrieben, aber so grob, so berlinerisch, so verdammt naiv, daß schon ein solches Trampeln auf zarten Fäden mich hätte verstimmen können . . . Von neuen Talenten ist nicht ein einziges aufgekommen, nicht einmal ein neues Wunderbalg . . . Ein Telegraph wird eingerichtet, bei dem Fränkels Schwiegersohn, Herr von Lauer angestellt wird, weil man ihn sonst nicht brauchen kann . . . Die Prinzen sind herablassend und peitschen die Bürgerlichen selten, der Kronprinz lädt mich sogar zu sich ein, ich werde auch ein großer Berliner Mann — — Schwerenot!" Noch schärfer urteilt Mendelssohn am 4. Februar 1833: „(Berlin) ist wahrhaftig ein Nest; ich bin nicht parteiisch dagegen, das glaub mir, aber es ist zu Zeiten zum Verzweifeln; ich denk mir China nicht viel ärger und unbewußter, natürlicher. Die ganze Stadt ist ja genau auf demselben Punkte, wie ich sie vor drei Jahren verlassen habe; da liegt 1830 dazwischen, ‚unglaubliche Zeiten, bejammernswerte Umwälzungen‘, wie unsere Landstände sagen, aber bis hierher ist nichts gedrungen; wir sind nicht aufgewacht und nicht eingeschlafen, es ist, als gäbe es keine Zeit. Früher schrieb ich das alles meiner bösen Laune zu, nicht meine Laune dem allen, aber jetzt, wo mir wieder frei zu Mute ist, jetzt sehe ich, daß es nicht meine Schuld ist. Die Gesellschaften sind langweilig, Geselligkeit haben sie nicht und Öffentlichkeit auch nicht. Nur wenn man sich in seine vier Pfähle zurückzieht, kann man behaglich sein." Dabei ging aber Mendelssohn viel in Gesellschaften. „Willst Du," schreibt er am 13. Februar

1833 dem Freund, „die Beschreibung einer Soiree, wo ich mich mit Münchhausen über Dich unterhielt und er Dich ganz unmäßig pries? ich kann ihn aber doch nicht ausstehen. Oder einer Soiree bei Jaques, der mich jedesmal fragt, was Moscheles schreibt, worauf ich ihm jedesmal antworte: nichts, oder eines Montags bei Krelle oder eines Mittwochs bei Schleiermacher? Bei Gott, das hübscheste Haus in Berlin machen Friedländers; ich war zweimal, seit ich hier bin, am Freitag da, und die alten Bilder und Zeichnungen und das alte Klavier und die alte schöne Stimme der kleinen Frau und die alte Freundlichkeit von Joseph und die Menge neuer, kleiner Kinderchen rührte mich fast; wenn ich ihn am jüngsten Tage nackt aus dem Grabe steigen sehe, so wird er mich fragen, ob ich am nächsten Freitag zu ihm kommen werde. Eigentlich sind das glückliche Menschen, und ich denke oft, ob ich nicht sehr klug täte, auch eiserne Töpfe zu verkaufen und unglaublich viel Kinder mir und andern zu verschaffen, und wenn Zukunft und Vergangenheit nicht wären, so täte ich's am Ende. Einstweilen aber wollen wir in der Welt herumschweifen ..."

Als er im Herbst 1834 wieder zurückgekehrt war, war sein Widerwille gegen Berlin noch größer geworden: „ich fürchte," schreibt er, „ich werde niemals wieder längere Zeit hier wohnen oder gar mich festsetzen können. Die Politik spielt wohl auch mit hinein, und diese ewige Verehrung des Russischen und die Annäherung an Rußland bei der Entfremdung gegen Deutschland tut wohl das ihrige, daß mir die Stadt mit dem vielen Militär und den großen, leeren, viereckigen Plätzen und der Kunstausstellung, wo Paskewitschs und des russischen Kaisers Portraits die Hauptbilder sind, verleidet werden muß. Doch ist das nur so ein Grund, den ich mir raisonnierend heraussuche; das Wesentliche ist der Eindruck, den mir die Stadt macht; der ist durchaus ein unerfreulicher, erdrückender und dennoch kleinstädtischer. Es ist hier nicht deutsch und doch nicht ausländisch, nicht wohltuend und doch sehr gebildet, nicht lebhaft und doch sehr aufgereizt; ich muß an den Frosch denken, der sich aufblasen will, nur daß er hier nicht zerspringt, sondern am Ende wirklich ein Ochse werden wird — aber ich mag nicht blasen helfen."

Sehr ungern ist bekanntlich Mendelssohn im Jahre 1841 dem Rufe des Königs Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin, zunächst auf ein Jahr, gefolgt. Kurz vor seiner Abreise dorthin schrieb er dem

Freunde: „(In Berlin) überhaupt wenig musikalischer Klang. Dort gehört ein Mann hin, der die Anfangsgründe erst wieder erweckt, der 10—15 Jahre erst wieder belebt, was 20—25 Jahre lang totgeschlagen worden ist, systematisch! dann kann sich ein Musiker wieder dort behaglich fühlen; ohne jene Vorarbeit nicht. Die zu unternehmen habe ich weder Lust noch Beruf."

Daß es nicht bloß in Berlin, sondern auch in Paris nach Mendelssohns Meinung in musikalischer Hinsicht schlecht bestellt war, ersehen wir aus seinem Briefe an Klingemann vom 20. Dezember 1831: „Mir kommt das Treiben etwas satanisch vor; wer sich nicht ganz zusammen nimmt, der mag wohl seine Seele (die musikalische mein' ich) hier leicht und gern dem Teufel verschreiben; alle Äußerlichkeit ist so anlockend, die Leute haben Ehre und Geld und Freude und Orden und Orchester vollauf, und nichts fehlt — wenn sie nur nicht so schlechte Musiker wären. Das ist es, was mir hier so unangenehm aufgefallen ist: in jedem kleinen Ort von Deutschland hab' ich bessere, größere Musiker gefunden als hier; aber nirgends können sie sich so geltend machen, nirgends glauben es die Leute so aufs Wort. Darin liegt es vielleicht schon: sie kommen bei uns zu keiner behaglichen Ruhe, müssen sich quälen ihr Leben lang — aber dabei kommen Werke zum Vorschein; hier ist es das Gegenteil, und ich weiß, wozu ich mich halten will."

Auch das musikalische Leben in München fand in Mendelssohn einen strengen Beurteiler; man vergleiche seinen Brief an Klingemann vom 6. August 1830. Darin heißt es: „Ich bin hier sehr vergnügt und lustig, die Leute haben sich an meiner Musik mehr gefreut, als ich es erwarten konnte . . . ! aber Du hast mir einmal ein Stück Prophezeiung geschrieben, das mit den Worten schloß: ‚bist Du aber fort, so bleibt ihnen die fremde Erscheinung eine fremde, alles beim Alten', und ich fürchte fast, es wird etwas ähnliches eintreffen. Die Damen hier, die in Herz und Kalkbrenner versunken waren und Moscheles und Hummel zu den alten Klassikern rechneten (buchstäblich), haben sich an den Beethoven und Weber mit Wut gemacht, weinen und schwärmen und spielen Beethoven. Aber wirklich denke ich, daß ich nicht lange weg sein werde, und sie sind wieder beim Herz. Übrigens sind sie freilich sehr hübsch und spielen verteufelt gut, also macht man ihnen die Cour, komponiert Rondos für

sie, fährt mit ihnen aufs Land, spielt vierhändig, ist mit einem Worte sehr fat."

Hübsche Mädchen mochte Mendelssohn, dessen Herz verhältnismäßig erst spät andauernd gefesselt wurde, überhaupt gern leiden; als er eben neunzehn Jahre geworden war, klagt er: „Kurmachereien gibt es wenig, der liebe Gott beschert wenig hübsche Mädchen. Ich lechze darnach, hilft aber nichts." In Paris (1831) schwärmte er sehr für die Taglioni: „Ein gutes ist hier in Paris. Du meinst die Freiheit? Nein, die Taglioni! Ich höre, Du schwärmst auch für ihren Tanz; ich aber schwärme für die ganze Person, sie ist eine Künstlerin und tanzt liebenswürdig unschuldig. Soll ich sie denn persönlich kennen lernen? Sie scheint der einzige Musiker in Paris zu sein; aber am Ende mach' ich mir damit alle meine schönen Ideen von ihr zunichte; denn sie will oder wird heiraten und vom Theater gehen, Gräfin oder wer weiß was werden, und das hole der Teufel."

Nicht allzu zahlreich sind die Urteile, die Mendelssohn in diesem Briefwechsel mit Klingemann über einzelne musikalische Werke und Komponisten fällt. Während er (S. 98) die Musik zu Händels Oratorium ‚Salomon' für eine der schönsten bezeichnet, „die dem alten Herrn eingefallen sind", gefällt ihm (S. 122) vieles in Beethovens ‚Egmont'-Musik durchaus nicht. Sehr vernichtend und für seinen Standpunkt höchst bezeichnend ist das Urteil, das er mit 22 Jahren über Meyerbeers ‚Robert der Teufel' fällt. „Die Oper selbst gefällt ungemein und ist eine von den tausenden, die nichts anderes sind, als die anderen tausend; das Sujet ist elend, konfus und so kalt, verrückt, fantastisch, wie man es von einem jeune France nur erwarten kann; die Musik ist ganz vernünftig. An Effekt fehlt es nicht; er ist immer wohl berechnet; viel Pikantes ist an den rechten Stellen angebracht, Melodie für das Nachsingen, Harmonie für die Gebildeten, Instrumentierung für die Deutschen, Kontretänze für die Franzosen, etwas für jeden — aber ein Herz ist nicht dabei. Solch ein Werk verhält sich zu einem Kunstwerk wie die Dekorationsmalerei zur Malerei; mehr Effekt macht am Ende die Dekoration, aber wenn man sie genau ansieht, so merkt man, daß sie mit den Füßen gemalt ist. Es ist wieder, wie ich anfangs behauptete: Musik ist es nicht, ein Gedicht auch nicht, alles andere unnachahmlich schön."

Wie ein roter Faden zieht sich durch diesen Briefwechsel wie über-

haupt durch Mendelssohns Leben der Wunsch nach einem guten Operntexte. Im Jahre 1831 erhofft er ihn von Immermann, Ende 1832 berichtet er, daß der Berliner Generalintendant Graf Redern für ihn bei Scribe in Paris einen Text bestellt habe. „Mit dem Notzüchtiger und Wundarzt Scribe bin ich nun zwar in Korrespondenz, und ich werfe ihm zarte Grobheiten hin, wie z. B. daß er Gedichte für die französische Nation mache, dignes d'elle, wobei ich Privatgedanken habe — aber was hilft es!" Dann aber fährt Mendelssohn fort: „Du (Klingemann) bist der einzige Mensch von allen, die ich kenne, der mir eine Oper machen könnte, wie ich sie haben muß; aber ich glaube, Du willst es nicht und Du wirst es deshalb nicht tun." Wohl wollte es der Freund, wohl versuchte er es, aus Wielands ‚Pervonte', welches Gedicht schon Kotzebue für eine komische Oper benutzt hatte, einen brauchbaren Text zu machen, allein Mendelssohns kritische Bedenken ließen es nicht zur Komposition kommen, obwohl er bei Empfang des ersten Akts am 31. Juli 1834 geschrieben hatte: „Alter Klingemann! Hier sind Triumphbogen und Kränze und Trompeten, und hier tausend Dank für Deinen Akt. Du hast mich ganz unglaublich erfreut. So habe ich denn doch endlich die Aussicht, eine Oper zu komponieren, denn Dein Text gefällt mir prächtig .... Wenn die drei Akte so werden, wie dieser erste, so liegt heut über ein Jahr die fertige Partitur wohl schon vor Dir. Alles gefällt mir in Deinem ersten Akt, aber einzelne Stellen sind so wunderschön, daß ich nur gleich ans Komponieren möchte, und halb bin ich's schon." Wie sanguinisch Mendelssohn gewesen ist, kann man daraus sehen, daß er in demselben Briefe noch schreibt: „Ich habe zu unserer zweiten Oper, die wir unmittelbar machen müssen, sobald diese hier komponiert ist, einen so göttlichen Stoff gefunden, der Dich so in Feuer und Flammen setzen wird, daß ich die Freude gar nicht erwarten kann, ihn Dir mitzuteilen. Es ist das schönste Opernsujet, das es bis jetzt gibt, und liegt ganz fertig da, aber Du mußt kommen." Vielleicht wäre Mendelssohn doch an den ‚Pervonte' gegangen, wenn er nicht gerade mit der Vollendung des Oratoriums ‚Paulus' beschäftigt gewesen wäre.

Nach dessen Erfolg drängte es ihn, ein neues Oratorium zu komponieren; er schwankte zwischen einem ‚Petrus' und ‚Elias', entschied sich aber für diesen und bat Klingemann, ihm den Text zu dichten. Am 30. April 1837 mahnt er den Freund daran und knüpft folgende, für seine Kunstanschauung höchst charakteristische Worte daran: „Verzeihe

mir, daß ich dränge, aber ich tue es nicht, sondern die Umstände. Ich halte es immer mehr für Irrtum, wenn man sich einbilden will, durch ein Werk zu wirken; es muß durch eine Folge unablässig geschehen, und aus der sondert sich dann das eine, beste, heraus, wenn sie alle ernst gemeint sind. Ich möchte darum gern bald noch etwas im Kirchenstil schreiben, da sich zu einer Oper noch immer keine Aussicht zeigt; vielleicht ist dies gut, es scheint mir mit allen deutschen Bühnen für den Augenblick so schlecht zu stehen, daß fast nirgends auf eine gute Aufführung zu rechnen wäre; so hat's wohl noch ein paar Jahre Zeit und geht dann vielleicht um so eher; daß ich aber welche schreiben muß, von dem Gedanken kann ich nicht loskommen. Und jetzt im Augenblick sind die Singvereine gut und sehnen sich nach neuem, da möchte ich denn ihnen was liefern, das mir mehr gefiele als mein voriges Oratorium, und dazu verhilf Du mir und schick mir ein neues." Klingemann versuchte den Wunsch Mendelssohns zu erfüllen, dem ‚Elias'-Stoff dramatisches Leben zu verleihen, aber der Komponist zog es schließlich vor, im Anschluß an die Worte der Bibel dem Werke ein mehr lyrisches Gepräge zu geben.

Diese kleinen Proben werden genügen, um erkennen zu lassen, eine wie wertvolle Gabe besonders für die noch immer große Mendelssohn-Gemeinde diese Veröffentlichung ist. Auch durch die Mitteilungen von Bildnissen aus dem Freundeskreise des Tondichters, von einigen von ihm gefertigten Albumblättern und Zeichnungen, sowie von Faksimiles wird dieses Buch, mit dem der Herausgeber seinem Vater, dem Legationsrat Klingemann ein herrliches Denkmal gesetzt hat, sich viele Freunde erwerben.

Prof. Dr. Wilhelm Altmann.

Aus der Frankfurter Theaterchronik. Von Fedor Mamroth. 2 Bände. 1908. Berlin, Fleischel & Co.

Man hat diese Auswahl aus den Theaterberichten des verstorbenen Redakteurs der „Frankfurter Zeitung" als „Frankfurter Dramaturgie" bezeichnet, und jedenfalls kann es sich zu Lessings Hamburger Dramaturgie eher stellen, als Frenzels Berliner oder Hamels Hannoversche Dramaturgie. Wenigstens teilt das Buch mit unserer berühmtesten Didaskaliensammlung die Frische der Auffassung, die Rücksichtslosigkeit der Aussprache, die Eleganz der Form, Ibsen, dessen Name das Schiboleth für den modernen Dramaturgen und Theaterkritiker ist (und was ist ein Theaterkritiker anders als ein rückwärts schauender Dramaturg?) wird von Mamroth mit ehrlicher Begeiste-

rung begrüßt, aber nicht ohne die Strenge, die man dem Meister schuldet, beurteilt: so in den gescheiten Worten über den „Volksfeind". Aber der Modernist hat auch für Ifflands gute alte „Jäger" Verständnis. Ein klares Auge, dem die geschicktesten Tricks eines Dermay nicht entwischen, versteht etwa in zwei sich rasch folgenden Kritiken zwischen dem Autor der „Gespenster" und dem des „Schlachtenlenkers" zu scheiden, während unsere neuesten Enthusiasmus-Konfusionisten Shaw und Ibsen zusammenstellen wie Racine und Corneille; sic forma natamus, zitierte der grobe Schopenhauer in solchem Fall . . .

So verdiente das Buch wohl in einer Zeit, wo jede Sammlung von Kritiken sich wie das Weltgericht ankündigt, einen weniger „provinziellen" Namen; obwohl wir nicht mit einer der hübschesten Wendungen des geistreichen Feuilletonisten sagen wollen, der Titel sitze „wie eine schief aufgestülpte Mütze auf der Stirn des Buchs"!

Richard M. Meyer.

Isola lunga. Novelle von Karl Franz. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagshaus Kurt Wigand.

Das furchtbare Thema der blutschänderischen Neigung zwischen Bruder und Schwester, das schon viele Poeten gereizt hat, ist auch in dieser Novelle eigenartig behandelt. Auf einer italienischen Insel, nicht weit von Venedig, wird ein junger Mensch Ruperto als Leuchtturmwächter angestellt. Eine alte Vettel, die Witwe des früheren Wächters, die noch in dem Turme lebt, dann aber stirbt, quält ihn mit ihrer buhlerischen Neigung, — er widersteht, weil er seiner Braut, der schönen Ermenegilda, treu ist. Als diese ihn aber verläßt und die sinnliche Glut des Jünglings durch zwei junge Mädchen geweckt wird, die in Begleitung ihrer Geliebten während eines Sturmes auf seine Insel kommen, gerät er in die erotischsten Verzückungen. In diesem Zustande trifft ihn seine Schwester Maria, die, nachdem sie Witwe geworden, auf seine Insel gelangt und mit ihm leben will. Es kommt zu einem leidenschaftlichen Verkehr der Geschwister, der nicht ohne Folgen bleibt, Maria gibt sich in der schweren Stunde den Tod, Ruperto wird wahnsinnig und ertränkt sich.

Das sind die einfachen Vorgänge der Novelle. Erzählt werden sie sehr gut, mit prächtigen Naturbeschreibungen und verbrämt mit interessanten, wenn auch nicht übermäßig tiefen Seelenschilderungen. Der ganze, peinliche, aber verständliche Vorgang wird ins Mystische gezogen, dadurch, daß durch die ganze Erzählung die Geschichte einer sagenhaften Frau hindurchgeht, die von Venedig aus mit ihrem Bruder, den sie in sträflicher Weise liebt, auf diese Insel verschlagen worden und in Nächten schweren Sturmes als Geist umgehen soll. Ruperto, der zuerst mannhaft diesem Wahnglauben widerstrebt, wird schließlich von ihm gepackt, und gerade weil er dieses Gespenst in den letzten Wochen und Monaten zu sehen glaubte, verwirrt sich sein Geist.

Die ganze Geschichte wird in das Ende des 18. Jahrhunderts verlegt; mancherlei historische Ereignisse jener Zeit, z. B. die See-

kriege der Engländer und Franzosen werden hineinverwebt. Gerade durch diese Verlegung und durch die schlichte, dem Chronikenton nachgebildete Erzählungsweise wird die Geschichte, wenn auch nicht glaubhaft, so doch unserm modernen Gefühl, dem sie eigentlich widerstrebt, minder peinlich. Erfindung und Erzählung zeugen von unleugbarem Talent.

Ludwig Geiger.

Wie die Menschen einmal sind. Von Gustav Wied. Berechtigte Übersetzung von Ida Anders. 2. Aufl. Berlin, Concordia.

Bis auf die letzte Geschichte liest sich das Buch wie eine Märchensammlung, wie denn auch Andersen selbst in der Einleitungsgeschichte als Erzähler eingeführt wird. Aber Wied wäre nicht Wied, wenn er nicht den Satiriker hervortreten ließe. Das tut er denn auch in der humoristischen Skizze: Gebrüder Grün, wo zwei Frösche von einem Storch dafür, daß sie ihm sechs kleine, schmackhafte Igel nachweisen, das schriftliche Versprechen erhalten, von ihm nicht verzehrt zu werden, seiner von ihm herbeigerufenen Frau aber zur Speise dienen. Hauptsächlich zeigt sich aber die Satire in der letzten Nummer: Die Erzählung von Fräulein Karoline. Das ist ein grausamer Scherz: ein Dichter, der einer alten Dame einreden will, ihre vor ihr verstorbene Schwester sei seine Mutter. Er erpreßt der alten Dame ohne jeden Grund, nur aus reiner Freude an der Grausamkeit das Geständnis, daß sie selbst einmal gefehlt hatte, wird aber durch den tiefen Schmerz des alten Fräuleins im Innersten getroffen und zu menschlichem Empfinden gebracht. Gut erzählt und trefflich übersetzt, sind die Skizzen geeignet, sich in einem weiten Kreise Freunde zu verschaffen.

Ludwig Geiger.

Der Marquis von Weyermoor. Roman von Luise Westkirch. Berlin, Concordia.

Vor vielen Jahren hatte ich einmal einen Roman von Luise Westkirch gelesen und den günstigsten Eindruck erhalten. Er ist durch das neueste Buch nur verstärkt worden: die Schriftstellerin weiß zu erfinden, zu gestalten und zu erzählen. Der Held des neuen Buches ist kein wirklicher Marquis, sondern ein Bauer aus einer Dorfgemeinde, der seinen Beinamen durch seine schöne Erscheinung und durch sein unter den Dorfgenossen auffälliges feines Benehmen erhält. Er liebt ein Mädchen, Meike, die Tochter eines ruinierten Gutsbesitzers, die auf dem Hofe seiner Eltern eine dienende Stellung angenommen hat. Er selbst ist ungern Bauer, um so weniger gern, da er als jüngerer Sohn nichts zu sagen, sondern sich zu unterwerfen hat. Infolge solcher Unannehmlichkeiten ist er nahe daran, ein Tunichtgut zu werden, als er von einer verwitweten Bäuerin zum Manne begehrt wird. Er geht diese Ehe ein, lebt aber schlecht mit seiner tyrannischen Frau und scheint dem Untergange zu verfallen. Da wird die Leiche seiner Frau im Moor gefunden, er wird als Mörder angeklagt, aber bald

gerechtfertigt, da der Oberknecht, der die Bäuerin schon während ihrer ersten Ehe begehrt, ihr immer weiter nachgestellt und nun, da er von ihr verhöhnt worden war, sie erwürgt hatte, sich selbst als Mörder verrät. Der Held wird befreit und kann sich nun zu einem neuen Berufe vorbereiten, seine Meike heimführen, die er immer geliebt, und deren zarte Neigung er sich immer bewahrt hatte.

Dieser schlichte Vorgang wird teils anmutig, teils, wenn es die Situation erheischt, aufregend geschildert. Die Hauptcharaktere sind trefflich angelegt und durchgeführt. Die Bauern, namentlich eine Tante des Helden, eine herbe, aber innerlich vorzügliche Frau, auch ein leichtlebiger städtischer Freund des jungen Mannes werden ausgezeichnet dargestellt. Die landschaftlichen Schilderungen sind ebenso wohl gelungen, wie die Charakteristik der Personen; alles ist mit viel Geschick vorbereitet und mit großer Kunst zur Ausführung gebracht.

Ludwig Geiger.

Vom Leben. Ein Blick in die Wunder des Werdens. Von Margaret Warner Morley. Deutsch von Marie Landmann. Autor. Übersetzung (Wissen und Können. Sammlung von Einzelschriften aus reiner und angewandter Wissenschaft. Herausgegeb. von Prof. Dr. B. Weinstein. Bd. 3). Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Endlich einmal ein Buch über Fortpflanzung und Vererbung, das man auch der Jugend unbedenklich in die Hand geben mag! Das ist ein Verdienst, das nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Denn es ist wohl schön und gut, die Jugend über die Geheimnisse des entstehenden und sich entwickelnden Lebens aufzuklären; aber es ist nicht gut, wenn es in einer Form und mit einer Unbegrenztheit geschieht, die eher Schaden anzustiften geeignet ist. Um hier das Richtige zu treffen, bedarf es einer Zartheit und Feinheit in Empfindung und Ausdrucksweise, wie sie eben der Verfasserin des vorliegenden Schriftchens in hervorragendem Maße zu Gebote steht. Und bei alledem ist es nicht einmal speziell als sogenannte „Jugendschrift" gedacht; vielmehr wendet es sich an die weitesten Leserkreise, an alle Gebildeten. Sogar wer über die hier geschilderten Phänomene zur Genüge unterrichtet ist, wem das Inhaltliche nichts Neues zu bieten vermag, selbst der wird sich durch die ganze Art der Darstellung von Anfang bis zu Ende interessiert und gefesselt fühlen. Denn was ist aus dem trockenen, wissenschaftlichen Stoff geworden? Wahrlich, lauterste, herrliche Poesie, bald ein erhebender Hymnus auf die weise Gesetzmäßigkeit der Natur, bald eine packende, unterhaltsame Erzählung aus den staunenswerten Vorgängen des Werdens.

Daß alle diese Vorzüge auch in der deutschen Übertragung ohne jedes Manko zur Geltung kommen, muß der Übersetzerin zu hohem Lobe gereichen; mit um so schmerzlicherem Bedauern wird es uns erfüllen, daß kurz nach dem Erscheinen des Werkes der Tod uns einer so trefflichen

Vermittlerin englischer Literatur beraubt hat. Sie hat sich hier selbst ein schönes, dauerndes Denkmal errichtet. —

Und schließlich — nicht zu vergessen — die Ausstattung des Buches: wie es gelungen ist, die den Text erläuternden Illustrationen fast auf jeder Seite zu einem modern-künstlerischen Buchschmuck zu gestalten, wie die köstlichen, zartgetönten Pflanzen- und Tierbilder auch ihrerseits beitragen, den poetischen Reiz des Ganzen zu erhöhen, ist vollster Anerkennung wert. Möge das Büchlein unter Jung und Alt recht viele Freunde finden! S. B.

Erwachende Zeit. Sozialer Roman von Maximilian Böttcher. Berlin, Verlag von Duncker.

Böttcher nennt seinen Roman einen sozialen, und zu einem solchen nimmt er auch zu Beginn den schönsten, vielversprechendsten Anlauf. Je länger, je mehr aber treten die sozialen Fragen und Verhältnisse in den Hintergrund, und eine breit angelegte Liebesgeschichte, an sich sehr hübsch, aber alltäglich und äußerlich, in Konflikt.

Dabei beginnt nun Böttcher etwas typenhaft zu arbeiten. Es soll nicht gesagt sein, daß er nicht vermöchte, lebenswahre Menschen darzustellen — aber es sind alte Bekannte, und ihre Beziehungen untereinander sind konventionell, die psychologischen Motivierungen sind öfters etwas sprunghaft. Feinere Züge findet Böttcher in der Darstellung arbeitender, einfacher Menschen. Sie liegen ihm besser, als die märchenhaft schöne Millionärin in ihrer betäubenden Luxusatmosphäre und ihr unheimlich edler Bräutigam, der arme Dorfpfarrer. Seine Mutter, die brave, liebreiche alte Frau Vollrath dagegen ist eine Prachtfigur.

Da ein ernster, sittlicher Geist durch das stilistisch sehr achtbare Buch weht, das nebenbei frei ist von allen, zart umschrieben Realismus genannten, Obszönitäten, ist es der Unterhaltungslektüre bester Art zuzuzählen.

Ch. N.-L.

Redaktion: Dr. Sylvius Bruck, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadassohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert-Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Walter Fliegel, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32“, oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15“.
Verlag „Nord und Süd“ Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).
Auslieferung für Österreich bei C. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.
Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.
Umschlagzeichnung von Paul Telemann, Berlin-Halensee.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Organ der neuen Kunstve[illegible]
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Verlag Nord und Süd G.m.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
Schottlaender [illegible] Verlagsanstalt

[illegible] Jahrgang Band 128 Februar 1929 Heft 383

[illegible] englischer Literatur [illegible] Sie hat sich [illegible] [illegible] dauerndes [illegible] [illegible]. —

[illegible] nicht zu [illegible] — die Ausstattung des [illegible] wie es gelungen ist, die den Text erläuternden Illustrationen fast auf jeder Seite zu einem [illegible] [illegible] zu gestalten, wie die köstlichen [illegible] Pflanzen- und Tierbilder [illegible] bei- tragen, den [illegible] Reiz des [illegible] vollster [illegible] [illegible] das [illegible] [illegible] recht viele [illegible]

S. B.

[illegible] Sozialer [illegible] Maximilian [illegible] Berlin, Verlag [illegible].

[illegible] seinen Roman einen [illegible], und zu einem sol- chen [illegible] er auch zu Beginn den schönsten, vielversprechendsten An- lauf. Je länger, je mehr aber treten die sozialen Fragen und Verhältnisse in den Hintergrund, und eine [illegible] angelegte [illegible] schichte, an sich sehr [illegible] alltäglich und äußerlich, [illegible] flikt

Dabei beginnt nun [illegible] etwas typenhaft zu [illegible] [illegible] nicht gesagt sein, daß [illegible] vermochte, lebenswahre [illegible] darzustellen — aber es sind [illegible] kann [illegible] und ihre Beziehungen [illegible] tereinander sind konventionell [illegible] psychologischen [illegible] öfters etwas sprunghaft. [illegible] Züge findet Böttcher in der [illegible] stellung arbeitender, einfacher [illegible] schen. Sie liegen ihm besser, [illegible] die märchenhaft schöne Millionen [illegible] in ihrer betäubenden Luxus [illegible] Unwäre und ihr unheimlich [illegible] Bräutigam, der arme Dorfpfarrer. Seine Mutter, die brave, liebe [illegible] alte Frau Vollrath dagegen ist [illegible] Prachtfigur.

Da ein ernster, sittlicher [illegible] durch das stilistisch sehr [illegible] Buch weht, das nebenbei [illegible] von allem, zart umschrieben [illegible] lismus genannten Obszönitäten [illegible] ist es der Unterhaltungslektüre besser Art zuzuzählen.

Ch. [illegible]

Redaktion: [illegible] Halbert, Kurt Fliegel [illegible]
Verantwortlich für den Inhalt: [illegible] Halbert, Berlin [illegible] Ufer 32
Verantwortlich für den Inseratenteil: Walter Fliegel, Berlin W. Schöneberger Ufer 32
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32“ oder „Breslau III, [illegible]straße 11/13“.
Verlag „Nord und Süd“ Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaender's Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).
Auslieferung für Österreich bei C. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.
Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau [illegible]
Die Umschlag[illegible] von Paul Telemann, Berlin-Halensee.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

33. Jahrgang Band 128 Februar 1909 Heft 383

Bernard Shaw:
Für Politiker.

Was ist ein Irländer?

Wenn ich sage, daß ich ein Irländer sei, so meine ich damit, daß ich in Irland geboren bin und daß meine Muttersprache das Englisch Swifts ist und nicht jener unsprechbare Jargon der Londoner Zeitungen aus der Mitte des XIX. Jahrhunderts. Meine Herkunft ist die Herkunft der meisten Engländer: ich habe nämlich von der kaufmännisch importierten nordspanischen Art, die für unverfälscht uririsch gilt, keinen einzigen Zug, sondern bin ein echter typischer Irländer, aus der Zeit der dänischen, normannischen, Cromwellschen und (selbstverständlich) schottischen Invasionen. Aus Familientradition bin ich heftiger, hochmütiger Protestant; aber keine englische Regierung möge deshalb auf meine Untertanentreue rechnen: ich bin zur Genüge Engländer, um ein eingefleischter Republikaner und Home-ruler*) zu sein. Freilich ist einer meiner Vorfahren Orangist**) gewesen; aber seine Schwester war dafür eine Äbtissin; und sein Onkel wurde — stolz sag' ich das — als Rebell gehenkt. Wenn ich, um mich blickend, die Bastard-Kosmopoliten, die sich heute Engländer nennen, sehe, in schmutzigen Hintergäßchen herabgekommen, oder vierschrötig vollgestopft, und sehe, wie sie sich von der irisch-protestantischen Garnison einschüchtern lassen, wie kein Bengale sich heute von einem Engländer einschüchtern ließe; wenn ich den Irländer überall standhalten sehe mit hellem Kopf und gesunden Sinnen, vollkommen unzugänglich für die kindische Sentimentalität, Empfindlichkeit und Leichtgläubigkeit, die den Engländer zum Opfer jedes Charlatans und zum Verehrer jedes Tölpels machen, dann wird mir klar, daß Irland der einzige Fleck Erde ist, der noch den historischen Ideal-Engländer hervorbringt. Ein Schurke, Raufbold, Trunkenbold, Lügner, Maulheld, Schmeichler, Bettler, Verleumder, bestechlicher Beamter, käuflicher Richter, neidischer Freund, rachsüchtiger Gegner, beispielloser

*) Anhänger der irischen Partei, welche die Selbstregierung Irlands erstrebt.

**) Mitglied einer geheimen politisch-protestantischen Gesellschaft in Irland (1795).

politischer Verräter: all das mag unser Irländer immerhin sein, gerade so gut, wie er ein Ehrenmann sein kann (eine in England erloschene Spezies, wobei aber niemand auch nur um einen Penny schlechter wegkommt); aber er ist niemals ganz der hysterische, mit Unsinn vollgestopfte, sich den Tatsachen verschließende, vor der Wahrheit zurückschreckende, unstete Spielball all der Gespensterfurcht und all der albernen Begeisterung, der sich jetzt „Engländer von Gottesgnaden" nennt. England kann heute ohne seine Irländer und Schottländer nicht fertig werden, weil es wenigstens ein Teilchen gesunden Menschenverstandes benötigt.

Die protestantische Garnison.

Je protestantischer ein Irländer ist — je englischer er ist, wenn es euch schmeichelt, es so bezeichnet zu sehen, um so unerträglicher findet er es, von englischer statt von irischer Torheit regiert zu werden. Ein „loyaler" Irländer ist ein widerwärtiges weil unnatürliches Phänomen. Kein Zweifel, die englische Verwaltung wird für die Interessen des Besitzes, der Macht und Förderung der oberen irischen Klassen als gegen die großen Massen gerichtet, wirksam ausgenutzt. Unser Zartgefühl ist nur ein Teil eines ausgeprägten Wirklichkeitssinnes, der uns zu sehr praktischen, gelegentlich sogar zu sehr groben Leuten macht. Der irische Soldat nimmt des Königs Handgeld und trinkt auf des Königs Gesundheit; der irische Junker nimmt die Besitztitel einer englischen Herrschaft an und erhebt sich entblößten Hauptes bei den Klängen der englischen Nationalhymne. Aber man darf diese eigennützige Loyalität nicht als etwas Tiefergehendes mißverstehen. Wurzelt sie doch in der normalen Anhänglichkeit jedes vernünftigen Menschen an die bestehende Regierung, solange sie erträglich ist, denn wir ziehen alle, wenn wir ein gewisses Alter überschritten haben, den Frieden der Empörung und die Ordnung dem Chaos vor und denken auch sonst, in anderen Dingen so. Solche Erwägungen bringen loyale Irländer hervor, wie sie loyale Polen und Finländer, loyale Hindus, loyale Philippiner und ergebene Sklaven hervorbringen. Aber mehr darf man darin nicht suchen. Wenn es der Empfindung der gebildeten irischen Stände gegen die englischen gänzlich an Bitterkeit fehlt, so kommt das daher, daß der Engländer den Irländer immer wie ein kluges Wunderkind bewundernd angafft. Er überschätzt ihn mit einer Großmut, die der traditionellen Überzeugung seiner eigenen Überlegenheit in tieferer Beziehung entspringt. Da der Irländer der besseren Stände, der seinen Stammbaum bis auf die Erobe-

rung Englands*) oder einen der Einfälle zurückführt, gleichermaßen überzeugt ist, daß, falls es eine solche Eroberung wirklich gab, er ihr rechtmäßiger waschechter Erbe sei, und daß es ihm leicht falle, sich in all den oberflächlichen gesellschaftlichen Fertigkeiten zu behaupten, findet er die englischen Häuser sehr behaglich, zumal irische Wohnsitze im allgemeinen durch das Bestreben beengt sind, einen Park und einen Stall bei einem Einkommen zu halten, das einen Engländer nicht berechtigen würde, sich an eine ganz isoliert gelegene Villa zu wagen.

Gegenüberstellung unserer Temperamente.

Doch wie freundlich auch die Beziehungen zwischen der protestantischen Garnison und den gebildeten Ständen der Engländer sein mögen, sie sind im wesentlichen immer von der Art einer entente cordiale zwischen Fremden. Ich persönlich habe Engländer viel lieber als Irländer (ohne Zweifel, weil sie mehr aus mir machen), geradeso wie viele Engländer Franzosen lieber mögen als Engländer und niemals an Bord eines spanischen oder Orientdampfers gehen, wenn ein Schiff der Messagerie Maritime erreichbar ist. Aber ich betrachte einen Engländer niemals als einen Landsmann. Es könnte mir ebensowenig einfallen, diese Bezeichnung auf einen Deutschen anzuwenden. Und der Engländer hat dasselbe Gefühl. Wenn ein Franzose es unterläßt, diese Unterscheidung zu machen, empfinden wir beide in diesem Mißverständnis eine gewisse Herabsetzung. Da Macaulay sah, daß die Irländer in Swift einen Autor besaßen, den zu stehlen es sich lohnte, so versuchte er, ihn mit der Behauptung zu annektieren, er müsse unter die Engländer gezählt werden, weil er kein unverfälschter Kelte sei. Er hätte ebensogut Addison**) den Namen eines Briten verweigern können, weil er sich die Arme nicht blau tätowierte und an den Tragstangen seiner Sänfte keine Sicheln anbrachte. Allen solchen Spielereien zum Trotz aber, dient die wirkliche Unterscheidung zwischen dem götzendienerischen Engländer und dem den Tatsachen ins Auge blickenden Irländer — obwohl sie von gleicher Herkunft sind — dazu, die hohle Erdichtung in die Luft zu sprengen, welche lautet: die irische und die englische „Rasse". Es gibt ebensowenig eine irische Rasse, wie es eine englische oder eine Yankee-Rasse gibt. Aber es gibt ein irisches Klima, das einem Einwanderer

*) Durch die Normannen (1066).

**) Joseph Addison, englischer Staatsmann und Dichter, Mitherausgeber des „Spectator" (1672—1719).

binnen zweier Jahre ganz gewiß ein tieferes und dauernderes Gepräge verleihen wird, als das englische Klima dies binnen zweihundert Jahren täte. Es wird durch ein künstlich national-ökonomisches Klima verstärkt, das einen Teil der Arbeit tut, die man dem natürlichen geographischen zuschreibt, aber das geographische Klima ist ewig und unwiderstehlich; es schafft Männer und Frauen, die Kent, Middlesex und East-Anglia nicht hervorbringen können und auch nicht nachzuahmen brauchen.

Wie soll ich nun die klaren Linien des Gegensatzes, wie sie sich mir aufdrängen, skizzieren? In grobem Überschlag würde ich sagen, der Engländer sei ganz in der Gewalt seiner Einbildungskraft, da er keinen ihr Einhalt gebietenden Wirklichkeitssinn besitzt. Der mit einer weit feineren und wählerischeren Einbildungskraft begabte Irländer hat ein Auge auch immer für die Dinge, so wie sie sind. Wenn man Moores visionären „Minstrel Boy" mit Rudyard Kiplings scheinbar realistischen „Soldiers Three" vergleicht, mag man über Moore gähnen oder für ihn schwärmen, aber man wird ihn nicht verdächtigen, daß er sich über die gemeinen britischen Soldaten seiner Zeit irgend welche Illusionen machte; während man, was Kipling betrifft, erkennen wird, daß er nicht die leiseste Witterung der Wirklichkeit hat, die er als Tommy Atkins vergöttert, sie auch infolge seiner Geistesart und seiner Abstammung niemals haben kann, es sei denn, daß er sich für einige Jahre in Irland ansässig machte. Vielleicht hat man noch nie daran gedacht, den Gegensatz zwischen englisch und irisch an Moore und Kipling oder selbst an Parnell und Gladstone deutlich zu machen. Sir Boyle Roche und Shakespeare liegen einem dazu vielleicht näher. Ich will aber noch ein lebendigeres Beispiel geben. Man denke an das berühmte Zusammentreffen zwischen dem Herzog von Wellington, diesem ausgesprochen irischen Irländer, und Nelson, diesem ausgesprochen englischen Engländer. Wellingtons verächtlicher Widerwille gegen Nelsons theatralisches Gehaben als das eines professionellen Helden, Patrioten und Rhapsoden — ein Gehaben, das bei einem Irländer eine unerträgliche gewöhnliche Ziererei gewesen wäre —, war ganz natürlich und unvermeidlich. Wellingtons Formel dafür war eine wohlbekannt irische: „Herr, seien Sie kein verdammter Narr!" Es ist die Formel aller Irländer für alle Engländer bis auf den heutigen Tag. Nelsons Genie brachte, statt geistiger Kühnheit und Gewissenhaftigkeit, ein bloßes Delirium hervor. Er war trunken von Ruhm, maßlos begeistert von seinem glühenden Glauben an die unerschütterliche britische Vaterlandsliebe des Allmächtigen, gestärkt durch das gemeinste fremdenfeindliche Vorurteil und sichtlich, da ohne

Reflexion, ganz im unklaren über die Tatsache, daß er niemals gegen einen technisch leistungsfähigen und genügend ausgerüsteten Feind zu kämpfen hatte, außer zu Land, wo er niemals siegreich war. Mit ihm vergleiche man nun Wellington, der gegen Napoleons Armeen, Napoleons Marschälle und endlich gegen Napoleon selbst zu kämpfen hatte, sich dabei keinen Augenblick über das Menschenmaterial, das er zu kommandieren hatte, täuschte, keinen einzigen schwärmerischen Erguß wie die „Küß' mich, Hardy"-Rührung mitmachte, die Nelson Gelegenheit gab, seine Mannschaft und seinen Stab zu vergöttern, und selbst in seinen Träumen nie vergaß, daß der britische Normaloffizier jener Zeit ein unfähiger Dilettant, (das ist er noch heute), und der britische Normalsoldat ein Taugenichts war (heute ist er ein etwas bedrückter, achtbarer junger Mann). Kein Wunder, daß Wellington ein vollendeter Komödiant in der Kunst der Parade wurde und das Verlangen nach erhabenen Gefühlen durch die ernüchterndsten Proben von Realismus beantwortete und dem englischen Windbeutel gewöhnlich bei Knalleffekten seiner Aufgeblasenheit eins versetzte. Der außerordentlich nervöse und theatralische Nelson machte einen gewaltigen Lärm mit seinen Siegen, die so billig waren, daß er erschossen zu werden verdient hätte, wenn er sie verloren haben würde; und nicht zufrieden damit, glänzende Gefechte an hilflose Gegner wie an den heldenmütigen De Brueys oder Villeneuve zu verschwenden (der sich nicht einmal einbildete ein Heros zu sein, als er wie ein Lamm zur Schlachtbank schritt), ließ er sich in seiner Leidenschaft, dem Tod ins Auge zu blicken, töten: in jener hochmütigen Verachtung des Todes, die vielleicht der höchste Tribut dieses erlesenen Feiglings an den König der Unterwelt war (denn, man kann wahrhaftig kein Held sein, ohne ein Feigling zu sein: Überspanntheit geht beide Wege), und das Resultat war ein außerordentlicher Erfolg bei der Galerie. Wellington, ein sehr fähiger Offizier, war weder ein Held noch ein Patriot: vielleicht nicht einmal ein Feigling; und der „eiserne Herzog" wäre ohne die Nelsonschen Anekdoten, die man für ihn erfand — heute fast vergessen. — „Drauf und dran, Soldaten!" u. s. w. — Vergessen, wenn nicht der Gegner, mit dem er sich zuletzt messen mußte, ein so großer Meister der Theatereffekte gewesen wäre, daß Wellington weder mit ihm kämpfen konnte, ohne in seine Bühnenbeleuchtung zu geraten, noch ihn zu Fall bringen konnte, ohne (zum großen Unglück für uns alle) die Blicke der ganzen Welt auf diese Katastrophe zu lenken. Nun, dieser Gegensatz ist englisch gegen irisch ganz und gar, und ist um so köstlicher, weil hier der wirkliche Engländer der traditionelle theatralische Ausländer ist.

Der Wert dieses Beispiels liegt in der Tatsache, daß beide, Nelson und Wellington, im höchsten Grade tüchtig waren, und daß beide sich auf einem anderen Fuße als auf dem der Unabhängigkeit unmöglich vertragen konnten. Man empfindet die Herrschaft Nelsons über Wellington, oder die Wellingtons über Nelson zugleich als eine entehrende Schmach für den Beherrschten und als eine zuletzt unmögliche Aufgabe für den Herrscher.

Ich glaube vorhersagen zu können, daß ein Engländer jetzt versuchen wird, uns Wellington zu stehlen, wie Macaulay Swift zu stehlen versuchte. Und er kann mit einiger Berechtigung anführen, daß man behaupten dürfe, es sei unmöglich, daß ein anderes Land als England einen Helden hervorbringen konnte, der so äußerst bar von gesundem Menschenverstand, intellektuellem Zartgefühl und internationaler Ritterlichkeit wie Nelson wäre, während Wellington eher der Typus des Aristokraten des achtzehnten Jahrhunderts, als der des spezifischen Irländers sei. Georg IV. und Byron scheinen, mit Gladstone verglichen, Irländer hinsichtlich einer gewissen humoristischen Schurkerei und einer Fähigkeit, Kunst und Gefühl zu würdigen, ohne sich durch sie verleiten zu lassen, romantische Erdichtungen für Wirklichkeit zu nehmen. Unglauben aber und die Nötigung, über die Wertlosigkeit und Unfähigkeit, die mit ihr Hand in Hand gehen, hinwegzutäuschen, bringen in allen Nationen einen heiteren, skeptischen, unterhaltenden, gotteslästerlichen, witzigen Umgangston hervor, der mit der Geschmeidigkeit des irischen Geistes sehr gut übereinstimmt; und der Gegensatz zwischen dieser Art und den tatkräftigen Torheiten, die geistig lächerliche Männer, ohne Geist und Witz, befähigt haben, Kreuzzüge zu unternehmen und erfolgreiche Revolutionen zu machen, darf nicht mit dem Gegensatz zwischen englischen und irischen Idiosynkrasieen verwechselt werden.

Der Irländer macht eine Unterscheidung, die zu machen der Engländer zu trägen Geistes ist (die geistige Trägheit und Nachlässigkeit des Engländers streift beinahe ans Unglaubliche). Der Engländer kommt unter dem Eindruck der Zügellosigkeit der ungläubigen Schöngeister der Restauration*) und der Regency**) und der Siege der hartnäckigen Zeloten der patriotischen, religiösen und revolutionären Kämpfe mit einem Satze zu dem Schluß, daß Hartnäckigkeit die Hauptursache sei. Und darin hat er recht.

*) 1660.

**) Regency: die berüchtigte Regentschaft Philipps von Orleans (1715—1723).

Aber er übertreibt seine Schlußfolgerung so sehr, daß er auch annimmt, Dummheit und Querköpfigkeit seien bessere Garantieen für Tüchtigkeit und Verläßlichkeit als geistige Beweglichkeit, der er als einem häufigen Symptom von Wertlosigkeit, Lasterhaftigkeit und Unbeständigkeit, mißtraut. Nun, damit hat er gefährlich unrecht. Ob der Irländer die Wahrheit so kräftig erfaßt wie der Engländer, das mag eine offene Frage bleiben; aber er ist gewiß vergleichsweise weniger Irrtümern unterworfen. Jene zärtliche und bewundernde Liebe für gefühlvolle Dummheit um ihrer selbst willen, sowohl bei Männern als bei Frauen, die sich durch Thackerays Romane hindurchzieht, wäre bei einem irischen Novellisten kaum möglich. Selbst Dickens, obwohl er ein zu lebendiges Genie und durch eine zu harte Schule schäbig-vornehmer Armut gegangen ist, um irgend einen Zweifel über die nationale Gefahr der Beschränktheit auf hohen Posten zu hegen, läßt unstreitig zu schnell Mr. Meagles Sir John Chester und Harold Skimpole überlegen sein. Andererseits benötigt ein Irländer einen jahrelangen Aufenthalt in England, um zu lernen, daß man einen Schafskopf achten und lieben kann. Ein Engländer wird überhaupt keinen andern achten oder lieben. Jeder englische Staatsmann muß seine Popularität dadurch aufrecht erhalten, daß er sich ungebildeter, unwissender, sentimentaler, abergläubischer und dümmer anstellt, als man sein kann, wenn man auch nur zehn Minuten hinter den Kulissen des öffentlichen Lebens geatmet hat. Niemand wagt es, wirklich vertrauliche Memoiren oder wirkliche Privatbriefe von ihm zu veröffentlichen, ehe seine ganze Generation dahingeschwunden ist und seine Partei nicht mehr durch die Entdeckung kompromittiert werden kann, daß der alberne Schwätzer und der scheinheilige Opportunist in Wirklichkeit sowohl ein Mann von einiger Empfindung als auch von lebhaftem Temperament, ein Mensch von persönlichem Ehrgeiz und ein kühner Parteigänger gewesen ist.

Die verzeihliche englische Dummheit.

Ich nenne es nicht eine natürliche Überlegenheit der irischen Nation, daß sie Narren nicht mag und ihnen mißtraut und von ihren politischen Führern erwartet, daß sie klug und Schwindeleien abgeneigt seien. Vielleicht daß wir, wenn wir die bewaffnete Macht und die virtuell unbeschränkten Geldmittel, welche die Männer auf politischen und militärischen Repräsentationsposten in England durch verpfuschte Unternehmungen zu einem wirren Erfolg treiben, auch noch hätten und so die Illusion irgend einer

wunderbaren und göttlichen, den Engländern angeborenen Eigenheit hervorrufen könnten, wie sie einen General mit Gaben, die nicht genügen würden, einen Kutscher davor zu schützen, aufgeschrieben zu werden, befähigte, ein Eroberer, und ein Parlamentsmitglied mit den Lebensanschauungen eines sportliebenden Provinzadvokaten, den eine Gouvernante zu Hause erzogen hat, Premierminister zu werden, — daß wir dann ganz gewiß in grobe geistige Dummheit gerieten und Führer, die unsere Schwächen ermutigten, indem sie sie teilten, und uns schmeichelten, indem sie bezahlte Erfolge daran knüpften, solchen vorzögen, die über uns stünden. Aber so wie die Dinge liegen, können wir uns diese Art von Ermutigung und Schmeichelei in Irland nicht leisten. Die Mächte, gegen die unsere Führer zu kämpfen haben, wären zu gewaltig für die Engländer vierten Ranges, deren Führerschaft zum größten Teil darin besteht, daß sie ostentativ „aus der Stelle treten“, bis sie einen heftigen Stoß bekommen und dann blind vorwärts (oder rückwärts) stolpern, wohin der Stoß sie schleudert. Wir können England nicht zermalmen, wie ein Möbelwagen einen Kinderwagen zermalmen würde. Wir sind der Kinderwagen und England ist der Möbelwagen. Wir müssen es studieren und müssen unsere wirklichen Schwächen und unsere wirkliche Stärke studieren; wir müssen uns einüben auf sein träges Gewissen und seinen raschen Abscheu; wir müssen uns mit Ideen und politischen Grundsätzen befassen, da wir uns nicht mit Bajonetten befassen können; wir müssen England an Einsicht, Können und Ausdauer zu übertreffen suchen; wir müssen es verwirren, einschüchtern, müssen selbst konspirieren und morden, wenn nichts anderes England zu reizen vermag, falls wir nicht alle immer tiefer und tiefer in die Schande und das Elend unserer Knechtschaft getrieben werden wollen. Unsere Führer müssen nicht nur entschlossen genug, sondern auch klug genug sein, das zu tun. Wir machen uns keine Illusionen betreffs etwa eines mysteriösen irischen Mutes, einer irischen Ehrenhaftigkeit, und die Vorsehung hätte eine Vorliebe für die Iren und diese zeichneten sich durch eine besondere „irische“ Charakterfestigkeit aus, — alles Dinge, die einen irischen Dummkopf in den Stand setzen werden, seine Rechte gegen England zu behaupten. Dummköpfe können wir nicht brauchen: zwangsweise mußten wir einem anmaßenden, unpopulären, maulfaulen, aristokratischen, protestantischen Parnell*) folgen, obwohl es uns nicht an zungenschnellen Schwachköpfigen von majestätischem

*) Charles Stewart Parnell, Führer der irischen Home-Rule-Partei (1846—1891).

Äußern und Meeren von Würde und Gefühl fehlte, die an seine Stelle rücken konnten, wenn sie zu „vollbringen" imstande gewesen wären. Es wäre offenbar ganz passend, falls Redmond ein besserer Sprecher und öffentlicher Redner als Parnell wäre; wenn er aber anfinge seinen Einfluß dazu zu verwenden, sich angenehm zu machen, anstatt sich als jemand zu zeigen, mit dem der Feind zu rechnen hätte; wenn er sich darauf einließe, englische Lügen und Heucheleien zu fabrizieren und zu ertragen, statt sie zu enthüllen und zu brandmarken; wenn er sich zum ständigen Verteidiger des Nichtstuns machte und, wenn die Leute darauf beständen, daß er etwas täte, er sich nur dazu aufraffte, eine Methode ausfindig zu machen, der zufolge er vorgeben könnte, etwas zu tun, ohne in Wirklichkeit irgend etwas anders zu tun, — wenn er das alles täte, dann verlöre er seine Führerschaft ebenso sicher, wie durch ein gleiches Vorgehen ein englischer Politiker einen ständigen Sitz auf der Ministerbank*) erringen würde. Kurz, unsere Zustände setzen für politische Gaben eine Prämie aus, während die englischen Zustände sie geringschätzen, und die Qualität des Angebotes entspricht natürlich der Nachfrage. Wenn ihr in meinen Schriften jene Heldenverehrung für kindische Greise und Tölpel vermißt, die England mit Standbildern trauriger Staatsmänner und alberner Generäle besät, so liegt die Erklärung einfach darin, daß ich ein Irländer bin und ihr Engländer seid.

Der irische Protestantismus wahrhaft protestantisch.

Wenn ich wiederhole, daß ich ein irischer Protestant bin, so komme ich damit auf einen Teil der Beziehung zwischen England und Irland zu sprechen, den ihr nie verstehen werdet, wenn ich nicht darauf bestehe, ihn auch mit jenem irischen Drang nach geistiger Klarheit zu erklären, gegen die sich meine englischen Kritiker so sehr auflehnen.

Ich behaupte zunächst, daß der Protestantismus in Irland wahrhaft protestantisch ist. Es gibt allerdings eine irische protestantische Kirche (die vor etwa fünfunddreißig Jahren entstaatlicht wurde), obgleich eine protestantische Kirche, im Grunde genommen, ja eigentlich eine contradictio in adjecto ist. Aber das bedeutet nur, daß die Protestanten das Wort „Kirche" gebrauchen, um ihre weltliche Organisation zu bezeichnen, ohne sich über den metaphysischen Sinn des berühmten Wortspiels Christi zu beunruhigen: „Auf diesem Fels will ich meine Kirche erbauen." Die Kirche von England,

*) Wo im englischen Unterhaus auch Exminister ihren Platz haben.

die eine reformierte anglikanisch-katholische, anti-protestantische Kirche ist, ist etwas ganz anderes. Ein Anglikaner ist sich sehr wohl bewußt, daß er kein Wesleyianer*) ist; und viele anglikanische Geistliche lehren ohne Zögern, daß alle Methodisten der Verdammnis anheimfallen. Alles, was in Irland die Mitglieder der protestantischen Kirche wissen, ist, daß sie keine römischen Katholiken sind. Die Ausschmückung der „geringsten" englischen Kirche erscheint ihnen außerordentlich ritualistisch und papistisch. Ich selbst trat in die irische Kirche durch die Taufe ein, eine Zeremonie, die mein Onkel „in seiner eigenen Kirche" vollzog; wurde dann aber, mit vielen Knaben meiner Konfession, in eine methodistische Schule geschickt, wo der Wesleyianische Katechismus, ohne den geringsten Protest seitens der Eltern, gelehrt wurde, obwohl man kaum voraussetzen konnte, daß einer der Schüler ein Methodist sei und die Schule jederzeit Bankrott gemacht hätte, wenn alle der irischen Kirche angehörenden Knaben ausgetreten wären. Und das war ein Fall, der in keiner Weise jenem analog zu nennen ist, in welchem die anglikanischen Mitglieder der arbeitenden Klasse von London ihre Töchter lieber in die römisch-katholischen Schulen als in die öffentlichen Elementarschulen schicken. Sie tun das aus einem bestimmten Grunde: weil die Nonnen die Mädchen gutes Benehmen, manierliches Sprechen lehren, Dinge, die im behördlichen Studienplan des Grafschaftsrates keinen Platz haben. In Irland aber schickt der kirchlich gesinnte Vater seinen Sohn in eine methodistische Schule (wenn sie sonst passend und gesellschaftlich entsprechend ist), weil ihm die Form des Protestantismus gleichgültig ist, wenn es nur überhaupt Protestantismus ist. Auch herrscht in Irland eine charakteristische protestantische Abneigung dagegen, heilige Handlungen, ja sogar das Abendmahl besonders ernst zu nehmen, außer daß man gegen ihre Zelebrierung mit Kerzen und Weihrauch energisch demonstrierte. Ich bin zum Beispiel niemals konfirmiert worden, obwohl diese Zeremonie vielleicht gerade in meinem Fall nötig gewesen wäre, da die Abwesenheit meines Paten vom Taufbecken dazu führte, daß die an dieser Stelle nötigen Handlungen, auf die Verfügung meines Onkels hin, vom Totengräber ausgeführt wurden. Und mein Fall war ein sehr gewöhnlicher, selbst unter vom modernen Skeptizismus ganz angekränkelten Leuten. Vom allwöchentlichen Kirchgang abgesehen, der sich als eine ehrbare Sitte erhält, werden die Feierlichkeiten oberflächlich behandelt und die Unterlassungssünden milde beurteilt. Die Unterscheidung zwischen dem Mitglied einer

*) John Wesley, Stifter der Methodistensekte (1703—1791).

Staatskirche und dem Dissenter*), die in England einen Standesunterschied, ein politisches Unterscheidungszeichen und sogar gelegentlich eine religiöse Scheidewand bildet, existiert nicht. Niemand in Irland wundert sich, daß der Edelmann, der die Ortsstütze der ehemaligen Staatskirche darstellt, auch ein Darbyst**) ist und, ausgenommen von gewissen besonderen oder durch seine Stellung bedingten Gelegenheiten, das methodistische Bethaus besucht. Der Pfarrer hat keinen priesterlichen Rang und keinen priesterlichen Einfluß: der Pfarrer der Hochkirche existiert selbstverständlich und genießt unter den religiösen Epikuräern der anderen Sekte sein Ansehen; aber die allgemeine Haltung seiner Gemeinde ihm gegenüber ist jene des Dr. Clifford. Der Schlußsatz des apostolischen Glaubensbekenntnisses, der dem Glauben an eine katholische Kirche Ausdruck gibt, ist ein ständiges Rätsel für protestantische Kinder; und wenn die heranwachsen, verbannen sie es häufiger aus ihrem Gedächtnis, als daß sie es lösen, denn in Wirklichkeit sind sie nicht Katholiken, sondern denkbar ausgeprägt individualistische Protestanten. Sie reden zwar von Kirche und „Kapelle" mit der ganzen anglikanischen Geringschätzung der „Kapelle"; aber in Irland bedeutet „Kapelle" die römisch-katholische Kirche, für die der irische Protestant den ganzen Klassenhaß, die politische Feindseligkeit, die religiöse Bigotterie und die Erbitterung aufspart, die in England die Staatskirche von den Organisationen der Dissenter trennen. Wenn ein gewöhnlicher irischer Protestant von einem „Papisten" spricht, empfindet er genau so wie ein gewöhnlicher anglikanischer Vikar, der von einem Dissenter spricht. Und wenn der Vikar anglikanisch genug ist, sich einen katholischen Priester zu nennen, eine Soutane zu tragen und seine Herde mit zwei Fingern zu segnen, wird er dem irischen protestantischen Geistlichen entsetzlich unbegreiflich vorkommen, und dieser bringt seinerseits den Anglikaner in Verwirrung, indem er einen Methodisten ebenso tolerant behandelt wie ein Irländer, der gerne Grog mag, einen Irländer behandelt, der lieber Punsch trinkt.

Eine wesentliche Anomalie.

Nun gibt es nichts Naturwidrigeres und im Grunde Unmöglicheres, als wenn eine konservative protestantische Partei es mit der bestehenden Ordnung gegen eine revolutionäre katholische Partei hält. Der Protestant

*) Dissenter: nicht zur Staatskirche gehöriger Protestant.
**) Darbysten: eine in Plymouth, Dublin (1820—35) gegründete Brüdergemeinde.

ist in der Theorie Anarchist, soweit der Anarchismus in der menschlichen Gesellschaft ausführbar ist: will heißen, er ist ein Individualist, ein Freidenker, ein Mann der Selbsthilfe, ein Whig, ein Liberaler, ein dem Staate Mißtrauender und ihn Schmähender, ein Rebell. Der Katholik ist in der Theorie ein Kollektivist, ein Selbstverleugner, ein Tory, ein Konservativer, ein Anhänger von Staat und Kirche, als unteilbare Einheit, ein Gehorchender. Das würde nun eine faktische wie eine theoretische Konstatierung bedeuten, wenn die Menschen aus Neigung und reifer Wahl Protestanten und Katholiken würden, statt durch Familienüberlieferung. Der Bauer, der glaubte, daß Wordsworths Sohn nach dem Tode des Vaters das Geschäft weiter fortführen würde, war nicht im geringsten törichter als wir, die wir seine Unwissenheit betreffs der Natur der Dichtkunst belächeln, während wir es als selbstverständlich annehmen, daß ein Sohn die Religion eines Vaters „fortführen" werde. Daher kommt es, daß infolge dieses Familiensystems die katholische Kirche sich täglich am Taufbecken durch temperamentvolle Protestanten und die protestantischen Organisationen sich durch temperamentvolle Katholiken ergänzen, mit höchst verwirrenden Folgen für jene, die die Geschichte von dem religiösen Bekenntnis der Männer, die sie machen, herleiten wollen.

Obgleich die römisch-katholische Kirche vielleicht gelegentlich solche Hitzköpfe wie Luther und Voltaire, oder die protestantischen Organisationen Männer wie Newman und Manning gewinnen, so drückt doch die Erziehung und Umgebung seiner Jugend im allgemeinen dem Durchschnittsmenschen einen unverwischbaren Stempel auf. In Irland kann der römisch-katholische Bauer der religiösen Atmosphäre seiner Kirche nicht entrinnen. Wenn er nicht durchgeht wie ein unartiges Kind, ist er lenksam; ist er demütig; begnügt er sich damit, Wissen als etwas zu betrachten, was nicht seine Sache ist; seiner Kirche gegenüber ist er ein Kind, und er anerkennt sie als die höchste Autorität in Wissenschaft und Philosophie. Er nennt sich selbst einen Sohn der Kirche, deren Priester „Vater" statt „Bruder" oder „Herr". Um sich politisch aufzulehnen, muß er sich von der Gemeindebevormundung des Pfarrers losmachen und sich in politischen Fragen zu einem protestantischen Führer bekennen. Natürlich nährt seine Kirche seine Unterwürfigkeit. Die britische Regierung und der Vatikan mögen sehr verschiedener Meinung darüber sein, wessen Untergebener der Irländer sein solle; aber über die Tatsache, d a ß er Untergebener sein solle, sind sie vollkommen einig. Von diesen beiden gestattet ihm die britische Regierung größere Freiheit, indem sie ihm eine so gründliche demokratische



Julie Wolf-Thorn: Damenporträt.
Zum Essay von Ruth Lindner.

Kontrolle der Grafschafts-Verwaltung zugesteht, als ihm seine Mittel auszuüben gestatten, ihm ferner eine Stimme bei der Wahl einer fürchterlichen Minorität im „House of Commons" gewährt, und ihm nebenbei erlaubt, zu lesen und zu lernen, was er will — ausgenommen, wenn sie einen Angriff auf eine aufrührerische Zeitung macht. Aber wenn er es wagen würde, eine Stimme bei der Wahl seines Ortsgeistlichen oder einen Vertreter beim Vatikan zu beanspruchen, würde er vom Altar herab als ein fast unbegreiflicher Gotteslästerer gebrandmarkt werden; und seine Bildungsmöglichkeiten werden von seiner Kirche so eingeschränkt, daß er auf jedem Lebensweg, der irgendwie wissenschaftliche Bildung erforderte, schwer gehindert wäre. Seine Priester gehen darauf aus, ihn zu einem demütigen Konservativen zu machen und als solchen zu erhalten; und nur rohe wirtschaftliche Unterdrückung und religiöse Verfolgung konnten das sonderbare Phänomen einer revolutionären Erhebung zeitigen, die von der Geistlichkeit nicht nur geduldet, sondern, bis zu einem gewissen Punkte, sogar von ihr ermutigt wurde. Wenn es etwas wie eine politische Wissenschaft gibt, die natürliche Gesetze wie jede andere Wissenschaft hat, so steht es fest, daß nur die gewaltsame äußere Macht diese unnatürliche Vereinigung von politischer Empörung mit päpstlicher Reaktion und von kühnem unabhängigen Individualismus mit Despotismus und Unterwerfung hervorbringen und aufrechterhalten konnte.

Diese gewaltsame äußere Macht ist die plumpe Hand der englischen Regierung. Wenn ihr, englische Damen und Herren, so gut wäret und uns die Zügel lockerer ließet und uns so die Freiheit gäbet, etwas anderes zu tun, als uns gegen sie zu sträuben, dann würden die unnatürlich zusammengefügten Elemente in der irischen Politik auseinanderfliehen und die ihrer eigenen Natur entsprechenden Verbindungen suchen, mit Erfolgen, die den wahren Protestantismus vollkommen befriedigen würden.

Die Beschaffenheit des politischen Hasses.

Wir wollen doch einmal die Home-Rule-Frage im Lichte jenes echt englischen Charakteristikums des irischen Volkes, seines politischen Priesterhasses, betrachten. Wir wollen uns durch das Geschrei empörter Ableugnung seitens der katholischen Blätter und seitens jener, die für die liebenswürdigen Beziehungen zwischen der irischen Landbevölkerung und ihren geistigen Vätern Zeugnis abgelegt haben, nicht verwirren lassen. Ich weiß sehr wohl, daß die Irländer ihre Geistlichen ebenso demütig lieben, wie die

Franzosen sie vor der Revolution geliebt haben, oder wie die Italiener sie liebten, bevor sie den Papst in den Vatikan einsperrten. Sie lieben auch ihre Gutsbesitzer: manch ein irischer Junker hat in seiner Kinderfrau eine Pflegemutter gefunden, die ihm mehr Interesse entgegenbrachte, als seine rechte Mutter. Sie lieben die Engländer, was jeder Engländer, der in Irland reist, bezeugen kann. Bitte, glauben Sie nicht, daß ich ironisch spreche: die Welt ist voll verbürgter Beispiele dafür, daß menschliche Güte sehr wohl mit politischer Erbitterung Hand in Hand gehen kann. Sklaven und Schulbuben lieben oft ihre Vorgesetzten; Napoleon und seine Soldaten machten verzweifelte Anstrengungen, die russischen Soldaten vom Ertrinken zu retten, obwohl sie selbst mit ihren Kanonen das Eis ihnen unter den Füßen entzweigeschossen hatten; sogar die Beziehungen zwischen nonkonfirmistischen Bauern und Ortsgeistlichen in England sind nicht ein für allemal unfreundlich; in den amerikanischen Südstaaten sind die Pflanzer oft überliefertermaßen sehr für die Neger eingenommen und gütig gegen sie, die ihnen dafür in greifbarer Weise ihre demütige Zuneigung zu erkennen geben; Soldaten und Matrosen bewundern und bejubeln ihre Offiziere oft aufrichtig und herzlich; nirgends findet man persönlichen Umgang lange mit der unerträglichen Reibung, die Haß und Übelwollen erzeugen, vereinbar. Aber Leute, die hartnäckig darauf bestehen, derlei Liebenswürdigkeiten als politische Faktoren in Rechnung zu bringen, müssen kurzerhand hinausgeworfen werden, wenn über Staatsfragen disputiert werden soll. Geradeso wie ein Irländer englische Freunde haben kann, die er jedem Irländer seiner Bekanntschaft vorzieht, und im Umgang mit Engländern liebenswürdig, gastfreundlich und dienstfertig sein mag, während er doch vollkommen bereit ist, den Shannon mit englischem Blut zu röten, wenn damit die irische Freiheit erkauft werden könnte; so kann ein irischer Katholik seinen Pfarrer als Menschen und Seelenhirten verehren und dabei unerbittlich entschlossen sein, bei der ersten Gelegenheit sein Joch abzuschütteln. Dies ist politischer Haß; der einzige, den die Zivilisation als tödlichen Haß gelten läßt.

Die Auflehnung gegen die Pfaffen.

Man vergegenwärtige sich nun, daß die Volkspartei in Irland vor Empörung über die Tyrannei der Kirche überzuschäumen droht. Man stelle sich die Gefühle eines englischen Landmannes vor, wenn der Pfarrer sich weigerte, ihn für weniger als zwanzig Pfund Sterling zu trauen, und er

nun also keine andere Möglichkeit hätte, rechtsgültig getraut zu werden! Man stelle sich vor, daß die Kirchensteuer in der Form einer unoffiziellen Einkommensteuer wieder auflebt, die infolge einer genauen Kenntnis der Geschäfte, die durch die Beichte beglaubigt ist, dem steuerpflichtigen Vermögen geschickt angepaßt ist! Man stelle sich ein Bauernvolk vor, das anerkanntermaßen das ärmste der Welt ist, unter dem Druck einer Priesterschaft, die anerkanntermaßen die reichste der Welt ist! Man stelle sich einen katholischen Mittelstand vor, der im Kampf des beruflichen, öffentlichen und geselligen Lebens stets durch die höhere Bildung seiner protestantischen Mitbewerber aus dem Felde geschlagen wird, und dem nichtsdestoweniger durch seine Geistlichen verboten wird, die einzig maßgebenden Universitäten der Gegend zu besuchen! Man stelle sich vor, daß man in einem Priesterseminar eine moderne Erziehung zu bekommen versucht, wo jedes lesenswerte Buch auf dem Index steht, und wo die Erde, wenn auch vielleicht nicht als absolute Ebene, so doch als entfernt nicht so kugelförmig betrachtet wird, wie die Protestanten das tun! Man stelle sich vor, daß man verpflichtet wäre, sich all dem zu unterwerfen, weil die Volkspartei um jeden Preis angesichts des protestantischen Feindes zusammenhalten muß! Dies ist in groben Umrissen die böse Lage des römisch-katholischen Irland.

Protestantische Loyalität: eine Vorschau.

Nun wollen wir einen Blick auf das protestantische Irland werfen. Ich habe schon gesagt, daß ein „loyaler" Irländer ein abscheuliches, weil unnatürliches Phänomen ist. In Irland gilt es nicht als „Loyalität", auf des Königs Gesundheit zu trinken und die englische Nationalhymne stehend und entblößten Hauptes anzuhören, sondern einfach als Ausnutzung der englischen Vorschriften zum Besten von Besitz und Macht und im Interesse der vornehmen Kreise gegenüber der großen Masse. Von jedem anderen Gesichtspunkte aus ist es Feigheit und Ehrlosigkeit. Ich kannte einen Protestanten, der nach Dublin Castle*) ging, um den Eid als Spezial-Konstabler zu leisten, fest entschlossen, den Konstablerstock zu nehmen und damit einigen patriotischen Unruhestiftern, die gerade damals den Frieden der Stadt störten, die Köpfe einzuschlagen, im letzten Augenblick aber auskniff, weil er es nicht über sich bringen konnte, den Eid der Untertanentreue als Gegenwert für dieses Amt über die Lippen zu bringen. Es gibt nichts Derartiges wie echte Loyalität in Irland. Das irische Volk zerfällt in zwei feindliche

*) Sitz der Regierungsbehörde in Irland.

Lager; in ein protestantisches, gebildetes und oligarchisches, und in ein römisch-katholisches, volkstümliches und demokratisches. Die Oligarchie regiert Irland als eine Bureaukratie, die ihre Autorität dem König von England verdankt. Sie kann ihn nicht aufgeben, ohne gleichzeitig ihre eigene Überlegenheit aufzugeben. Darum benutzt sie ihn eifrig, indem sie auf seine Gesundheit trinkt, seine Fahne wehen läßt, seine Hymne spielt und beim Trinken mit dem dummen Wort „Verräter" um sich wirft. Aber laßt nur einmal die englische Regierung sich einen Schritt breit der demokratischen Partei nähern: wie ein Mann erhebt sich da die protestantische Garnison, nicht mit Tränen und Gebeten und Seelenqual und mit jahrelangem zitterndem Widerstreben, wie sich die Parlamentarier des siebzehnten Jahrhunderts gegen Karl I. auflehnten, sondern mit scharfer Pünktlichkeit und knirschenden Drohungen. Wenn England die Garnison schließlich im Stich läßt und der Forderung nach Selbstverwaltung willfahrt, werden die Protestanten nicht zugrunde gehen, noch mit Schmollen über ihren Verrat viel Zeit vergeuden, auch nicht damit, daß sie ihr Schicksal mit dem Gordons vergleichen, den Gladstone unter den Speeren heidnischer Fanatiker umkommen ließ. Sie können es sich nicht leisten, sich in ein irisches Faubourg St. Germain zurückzuziehen; sie werden vielmehr einen energischen Anteil an der Nationalregierung nehmen, die von Rom unabhängige parlamentarische und amtliche Kräfte ganz gewaltig nötig haben wird. Sie werden nicht nur die protestantischen, sondern auch die Stimmen der Katholiken bekommen, infolge jener Toleranz, die überall Ketzereien gewährt wird, wenn sie zufällig den Orthodoxen politisch nützlich sind. Sie werden von ihrem festen Vorsatz, jeden Fußbreit der Regierung in Irland, den sie packen können, festzuhalten, nicht ablassen; aber da dann die Regierung eine national-irische sein wird, statt eine englische wie jetzt, wird sie ihre Entschlossenheit zur Vorhut des irischen Nationalismus und der irischen Demokratie machen — als gegen Romanismus und Priesterwesen gerichtet — und so die englischen Unionisten betrübt und verletzt durch die Entdeckung des wahren Wertes der Loyalität eines irischen Protestanten zurücklassen.

Aber in der Tradition der Partei wird gar keine sichtbare Änderung stattfinden. Die Protestanten werden wie bisher die Partei der Union sein, die dann nicht die Aufhebung der Home-Rule bedeuten wird, sondern die Aufrechterhaltung der föderalistischen Union englisch-sprechender Gemeinwesen, die jetzt theatralisch „das Reich" genannt werden. Sie werden ohne die geringsten Gewissensbisse den „Union Jack" herunterholen; aber sie kennen den Wert der Kanalflotte und werden fester als Brüder an diesem und

jedem anderen imperialistischen Nachlaß festhalten, der zum Schutz Irlands gegen fremde Angriffe, bei Teilung der Unkosten mit dem britischen Steuerzahler, ausgebeutet werden kann. Sie wissen, daß die irische Küste die Achillesferse für die englische Invasionsangst ist und daß sie diesen Umstand dazu benützen können, um ihn die Zeche bezahlen zu lassen.

Protestantische Streitsucht.

Wenn irgend ein Engländer dieser Ansicht vom Protestantismus als einer wesentlichen nationalen Kraft in Irland ungläubig gegenüberstehen sollte, so möge er sich selbst fragen, welchen Führer er sich, wenn er ein Irländer, wäre, aus dem Grabe zurückwünschen würde, der England bekämpfen sollte: den Katholiken Daniel O'Connell oder den Protestanten Parnell. O'Connell organisierte die nationalistische Bewegung nur, um ihr die Zähne auszubrechen, ihre Festigkeit zu beugen und um zu erklären, daß die Abschaffung der Union das Vergießen nicht eines Tropfen Blutes wert sei. Er starb im Schoße seiner Kirche, nicht im Schoße seines Landes. Die protestantischen Führer, von Lord Edward Fitzgerald bis Parnell, haben niemals ihre Hingebung geteilt. Wenn ein Engländer glaubt, daß sie sparsamer mit dem Blut umgegangen wären, als die Engländer selbst, wenn nur ein so gemeiner Saft die Ehre Irlands hätte erkaufen können, kennt er das irische Temperament sehr schlecht. Die Ansicht, daß Irland das einzige Land der Welt sei, das keinen Blutstropfen wert ist, ist keine protestantische, und wird durch die englische Praxis gewiß nicht begünstigt. Es war kaum vernünftig, von Parnell zu verlangen, in Ägypten Blut quant. suff. zu vergießen, um der schlechten Verwaltung des Khedive ein Ende zu machen und ihn dann, den Inhabern englischer Obligationen zuliebe, durch Lord Cromer zu ersetzen, und dann von ihm zu erwarten, daß er betreffs seines eigenen Landes in die Fußtapfen Tolstois oder O'Connells träte. Mit einem ganz protestantischen Irland als Rückhalt würde er von England die Anerkennung des Home-Rule-Gesetzes erzwungen haben; denn der Unempfindlichkeit der regierenden englischen Klassen für philosophische, sittliche, soziale Erwägungen — kurz, für alle Erwägungen, die ein wenig geistige Anstrengung und mitfühlende Wachsamkeit erfordern, — wird, wie wir Irländer wohl wissen, durch eine komische Empfänglichkeit für Einschüchterung das Gleichgewicht gehalten.

Hier möchte ich nämlich einen Augenblick innehalten und dem englischen Leser deutlich machen, daß uns keine Tatsache gründlicher eingeprägt worden

ist als die, daß wir mit einer englischen Regierung — ebensowenig anfangen können wie ihr selbst, wenn wir ihr keinen Schrecken einjagen. Wenn Macht und Reichtum, wie in England, den Kindern durch Zufall in die Wiege geworfen werden, erhält man eine herrschende Klasse ohne Betriebsamkeit, ohne Charakter, ohne Mut oder wirkliche Erfahrung; und unter solchen Umständen werden Reformen nur durch Katastrophen hervorgerufen, denen blinde Bestürzung folgt, in der dann „etwas geschehen muß". So bedarf es einer Choleraepidemie, um einen Public Health Act zustande zu bringen, eines Krimkrieges, um die Zivilverwaltung zu reformieren, und einer Pulververschwörung*), um die irische Kirche von ihrer Verbindung mit dem Staat zu trennen. Im Lichte, nicht der Vernunft, sondern des Mondes, sah man in England die Notwendigkeit ein, der irischen Grund- und Boden-Frage ernste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg und die irische Freiwilligen-Bewegung waren nötig, um das irische Parlament von 1782 zu erlangen, dessen Konstitution über das heutige nationalistische Ziel in der Begründung der Unabhängigkeitsfrage weit hinausschoß.

Es ist vergeblich, zu behaupten, daß dies in der menschlichen Natur begründet und nicht Standesschwäche sei. Die Japaner haben bewiesen, daß es möglich sei, soziale und politische Änderungen vernünftig und vorsorglich durchzuführen, anstatt sie hilflos zu verschleppen, bis öffentliche Katastrophen eine unüberlegte und durch Schrecken veranlaßte Neuordnung erzwingen. Unzählbare Versuche in der Gemeindeverwaltung haben gezeigt, daß die Menschen, wenn sie weder zu arm sind, um ehrlich zu sein, noch zu reich, um die Bedürfnisse des Volkes zu verstehen und zu teilen — wie z. B. in Neu-Seeland — viel fürsorglicher zu verwalten verstehen, als unser kleiner Kreis von Aristokraten und Plutokraten es vermag.

*) Unter Jacob I. (1605) zu London; sie wurde von Guy Fawkes angezettelt, aber vereitelt.

Schluß in der März-Nummer

Jakob Wassermann:
Treunitz und Aurora.

Bekenntnisse eines Offiziers.

S c h l u ß.

Indessen wucherte das Grübeln über die furchtbaren Andeutungen, die sie mir in bezug auf ihr eheliches Leben getan, heimlich in mir fort. Ich wagte sie nicht mehr daran zu erinnern, ich wollte nicht mehr fragen, ich glaubte zartfühlend zu sein, doch meine Seelenruhe kam dabei schlecht weg. Tausend Vermutungen erwog ich, bis in die Träume hinein verfolgte mich das haltlose Denken, und so geschah es denn doch, daß ich einstmals, wir saßen im oberen Gesellschaftszimmer vor der Terrasse einander gegenüber, daß ich die Frage stellte, mitten in eine ruhende Minute hinein, in der mir zu Sinn war, als hörte ich das Ziehen der Wolken am herbstlichen Himmel. Aurora erschauderte; sie sah mich eine Weile zornig an, plötzlich stand sie auf, kehrte sich mit dem Gesicht gegen das Fenster, und ich gewahrte am Zucken ihrer Schultern, daß sie weinte. Während ich ratlos dasaß und meine Taktlosigkeit verwünschte, hörte ich die säbelrasselnden, plumpen Schritte des Majors auf der Flurtreppe. Aurora wandte sich um, mit erschrockenen Augen starrte sie gegen die Türe und flüsterte: „Ich kann ihn jetzt nicht sehen." Damit verließ sie das Zimmer. Der Major trat ein und zeigte ein verwundertes Gesicht, als er mich allein sah. Er begrüßte mich mit zusammengekniffenen Augen und begann mit mir ruhig über dienstliche Angelegenheiten zu sprechen. Meine Nerven waren bis zur Unerträglichkeit gespannt, ich hörte kaum, was er sagte, und ich verfolgte seine Schritte und Bewegungen mit einem beunruhigten und haßähnlichen Gefühl. Plötzlich fragte er mich, wo seine Frau sei. Ich antwortete, sie sei vor wenigen Minuten hinausgegangen. Sein Gesicht verdüsterte sich: „Sie macht mir viel Kopfzerbrechen mit ihren Launen," sagte er seufzend, indem er sich schwer in einen Sessel fallen ließ. „Ich

sollte mich wirklich mehr um sie bekümmern," fuhr er fort, „aber, lieber Treunitz, Sie haben keine Ahnung, was für Plackereien ich ausgesetzt bin; es kostet mich überdies Überwindung genug, sie nichts merken zu lassen, aber wer kann immer heiter sein, wenn's einem an den Kragen geht? So eine Frau will nichts als eitel Wonne um sich sehen; ich kann's ihr nicht verdenken, sie ist jung. Mag sie sich nur amüsieren, ich lege ihr keine Balken über den Weg. Doch, wie gesagt, die Launen, die Launen!"

Was er mit den Launen meinte, konnte ich mir nicht enträtseln. Es war mir eine Pein, ihn zu hören, andrerseits rührte mich sein Wesen, und er erschien mir durchaus nicht als böse. Ich wußte nur unbestimmte Redensarten zu erwidern. Meine Situation kam mir ebenso bedrückend wie die seine kläglich vor. Ich verabschiedete mich von ihm. Als ich über den Korridor schritt, stand Aurora neben der Treppe. Sie winkte mir, ihr zu folgen. Ich trat in ein kleines, boudoirähnliches Gemach. Aurora blickte mich forschend an. Etwas Trauriges, aber nicht bloß Trauriges, sondern auch Wildes, eine Art von Außersichsein in ihren Zügen brachte mich vollkommen um den Verstand. Plötzlich umschlangen mich ihre Arme, und ich fühlte ihre Lippen auf den meinen. „Geh, geh," stieß sie dann durch die verpreßten Zähne hervor. Ich ging.

Mir brannte Hirn und Herz. Nie mehr über diese Schwelle, rief es in mir. Ich scheute mich, den Menschen in die Augen zu blicken. Und doch war ich glücklich; ich hatte ihre Schultern gespürt, ihre Arme, ihren Mund. Ich begab mich nach Hause, lief wie toll in meinem Zimmer auf und ab, ging wieder fort und stand in der Nacht, ich weiß nicht wie lange, vor der Villa des Majors, zu den schwarzen Fenstern emporstarrend. Die Stunden bis zum andern Nachmittag schlichen qualvoll hin. Als ich zu Aurora kam, waren Gäste da. Sie scherzte und plauderte wie gewöhnlich. Dies war mir unbegreiflich. Erst um sechs Uhr waren wir allein. Mit rauher Stimme bat ich sie um Aufklärung. Ich sagte, daß ich den Zustand des Zweifels und der schlimmen Befürchtungen nicht mehr ertragen könne.

„Was wollen Sie von mir?" entgegnete sie hart. Ich blickte sie erstaunt an, aber sie senkte nicht die Augen und flammte mich drohend an. Da packte ich ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. Sie ließ mich ruhig gewähren, indes sie den Kopf in die andere Hand stützte. „Wenn ich alles sagen wollte, wer könnte mir glauben," murmelte sie

vor sich hin, und ihr Körper schrumpfte zusammen wie unter der Gewalt eines physischen Schmerzes. „Gehen wir ein wenig ins Freie," schlug sie vor. Wir gingen in den Garten. Dort erzählte sie mir alles; während wir über die dunkelnden Wege schritten, schilderte sie mir ihre Ehe. Sie schilderte mir diese Ehe als ein Martyrium, das ohne Beispiel war. Sie schilderte den Major als einen argwöhnischen, neidischen, boshaften, ohnmächtigen, lügenhaftigen und gewalttätigen Greis. Sie sagte mir, daß er sie schlüge. (O Gott, der Speichel im Munde wurde mir bitter wie Galle.) An ihr räche er die Unbill und Zurücksetzung, die er überall zu erleiden wähne. Wo er ihre Wünsche erfülle, sei es zum Schein; wenn er sich freundlich stelle, sei es zum Schein. Er behandle sie schlimmer als einen Hund. Seit sechzehn Monaten lebe sie wie in einem Starrkrampf, und was sie lache und rede, wisse sie nicht. Zuerst habe sie geschwiegen aus Furcht vor ihm, dann aus Furcht vor ihm und vor der Welt, denn noch einmal als geschiedene Frau bodenlos und heimatlos dastehn, das zu ertragen, sei sie nicht fähig, lieber wähle sie den langsamen Tod aus Kummer, Zorn und Angst.

Ich glaubte. Man denke nach, ob es für mich eine andere Möglichkeit gab, als zu glauben. Es gibt im Ungeheuerlichen einen Punkt, wo der Zweifel erstickt, anstatt genährt wird. Man kann der Raserei mißtrauen, man kann der Wut oder dem Haß mißtrauen, aber der sanften, schwermütigen und verzweifelten Ruhe, mit der mich Aurora zum Mitwisser ihres Geheimnisses machte, ist schwer zu mißtrauen. Ich wußte zu wenig von Leidenschaft, zu wenig von dieser schrecklichen Narkose des Gemüts. Die Gewohnheit kalter Sinnenlust und bezahlter Vergnügungen hatte mich einem Sträfling ähnlich gemacht, der die Kette nicht mehr spürt, aber vor Freude verrückt wird, wenn man ihm die Freiheit schenkt.

Wie hätte ich ahnen sollen, was in diesem Weibergehirn vor sich ging? ahnen sollen, daß Neugier sie zur Verderberin und Verbrecherin machen konnte? Neugier, wie weit sie mich zu treiben imstande war! Sie glaubte nicht an Männer, sie glaubte nicht an mich. Daß ich in der Schlacht gewesen, daß ich Feindesblut und eigenes Blut vergossen hatte, das verlockte sie, und sie wollte mich erproben. Sie wollte ihre Macht an mir erproben. Sie hatte die unbestimmte Sehnsucht, Urheberin einer Tat zu werden, aber sie glaubte nicht an diese Tat, so wenig wie sie an Worte, Schwüre, Vorsätze und Empfindungen glaubte. Die unergründliche, unermeßliche Leere ihrer Brust verzerrte ihr alles

ernste Bestreben, Wissen, Wollen, Denken und Vollbringen zu spottwürdigen Schemen. Und so wurde meine Ergebenheit zu einem Piedestal für ihren lasterhaften Willen, und es war eine unheimliche Begierde in ihr, mich zu entfalten, mich gleichsam auseinanderzureißen, um zu sehen, — was in mir drinnen sei. Dieses und sonst nichts.

Das weiß ich jetzt; ich habe es erfahren müssen in einer Stunde, die mich aus dem Himmel in die Hölle stürzte, einer Stunde, wie sie vielleicht nur wenige Menschen je erlebt haben, und die auch ich um keinen Preis noch einmal erleben möchte. Aber wie hätte ich es damals spüren oder nur denken sollen? frage ich. Vor mir stand eine Frau, jung und unvergleichlich schön, den Sammet rührender Duldung in den Augen, und so hingeschmolzen vor meinem Wort und schlechten Trost, daß ein Tier weich geworden wäre. Kann man das noch Verstellung oder Heuchelei nennen? Ist dies nicht vielmehr eine böse zauberische Kraft, für die es noch keinen Namen gibt?

Ich will es nicht versuchen, meinen jammervollen Zustand zu schildern. Ich wandelte herum wie ein Vergifteter, auch schmeckte mir kein Bissen mehr. Daß ich liebte, war kein Glück mehr für mich, daß ich geliebt wurde, spürte ich nur wie im Traum. Wie ich es fertig brachte, mich täglich anzukleiden, zu waschen, zu frühstücken und den Obliegenheiten meines Berufs zu genügen, ist mir heute noch ein Rätsel. Offenbar gibt es irgend eine Maschine in unserem Inneren, welche die alltäglichen Pflichten gewohnheitsmäßig erfüllt. Eines Tages war ich bei meiner Mutter zu Tisch, und da ich alle Speisen unberührt ließ, stellte sie mich plötzlich in ernstem Ton zur Rede. Sie sagte, sie wisse alles; sie beschwor mich, von Aurora zu lassen, und nannte sie eine gefährliche Kokette. Ich packte ihre Hände, wie man die Fäuste eines Gegners packt, der zum Schlag ausholt. „Auch du," rief ich, außer mir vor Wut und Enttäuschung, „auch du gehst zu den Verleumdern. Du weißt ja nichts von ihr. Ach, wenn du wüßtest, wenn du wüßtest, es soll sich mir nur einer stellen! nur einmal Aug' in Auge! Mich dürstet ja danach, sie vor die Pistole zu bekommen, die feigen Hunde!" Meine Mutter war erschrocken, sie umarmte mich schluchzend und sagte: „Daß du den Appetit verloren hast, mein Junge, ist für mich das beste Zeichen, daß deine Leidenschaft verderblich und unnatürlich ist."

So zeigt sich einem jeden die Welt anders; dem einen von der Herzensseite, dem andern von der Magenseite. Aber meine Mutter hatte recht. Dennoch vermied ich es in der Folge, sie zu besuchen, und

vom November bis zum Februar sah ich sie nur zweimal. Auch mit andern Menschen sprach ich nicht mehr als das Notdürftigste; ich gab jeden Verkehr auf und stellte Aurora meine freie Zeit völlig zur Verfügung. Nachdem ich mich lange in einem Zustand der Zerschmetterung befunden hatte, begann ich die Unhaltbarkeit der Lage zu spüren, umsomehr, als meine finstere Apathie in Aurora sichtlich eine gewisse Ungeduld erweckte. Ich sagte zu ihr, ich müsse mich mit dem Major schlagen. Sie erwiderte mit der ihr eigenen brennenden und faszinierenden Ruhe: „Wie? Du willst dein Leben gegen das seine in die Wagschale werfen? Ein Zufall, und er bleibt Sieger, und ich, verlassener als je, bin nicht nur auf seine Gnade angewiesen, sondern habe auch noch dich verloren. Bevor du mir das antust, schieß' ich mir selber eine Kugel in den Kopf, das sollst du wissen."

Ihre Beredsamkeit war groß. Es ist von jeher meine Schwäche gewesen, daß ich gegen beredsame Naturen schnell unterlag. Ich faßte den Plan einer Flucht. „Fliehen wir!" schlug ich ihr vor, „ich bin reich, laß uns übers Meer fahren und ein neues Leben anfangen."

Sie schüttelte den Kopf. „Fliehen heißt, mich in den Augen der Welt für schuldig und ungetreu bekennen," sagte sie. „Heutzutage ist die Welt zu klein für solche Wagnisse. Wer kann mich zwingen oder mir es als nützlich einreden, daß ich wie ein Dieb in der Nacht ein Haus verlassen soll, in dem man mit Füßen auf mich getreten ist, in dem man mich bespien und besudelt hat? Nein, Treunitz, das kann ein stolzer Mann nicht von mir wollen."

Da stand ich wie ein Schüler. „Was wollen wir also tun?" fragte ich.

„So geben wir uns doch auf!" rief sie trotzig und wie ermüdet. Ich schwieg, muß jedoch sehr blaß geworden sein, denn sie sah mich an, erst besorgt, dann nachdenklich, düster und kalt. An jenem Tag verstand ich den Blick noch nicht. Der nächste Tag war Allerseelen. Ich war gegen Abend gekommen, und Aurora bat mich dringend, zu Tisch zu bleiben. Ich konnte es ihr nicht verweigern, obwohl mir vor dem Beisammensein mit dem Major graute. Ich hatte dienstlich mit ihm nichts zu schaffen; in der Stadt sah ich ihn fast nie, von den Veranstaltungen der Offiziere hielt ich mich fern; daß ich dennoch sein Haus betrat, dennoch an seiner Tafel speiste, fähig war, ihn zu begrüßen, ihm zuzuhören und zu antworten, dies alles müßte mich als einen hinterhältigen und niedrigen Charakter denunzieren, wenn es nicht durch

die Macht, die Aurora über mich ausübte, einigermaßen erklärt würde. Ihre Worte hatten eine solche Gewalt über mich, daß in meinem Kopf gar keine Überlegung mehr war, wenn sie einmal gesprochen hatte. Da ich sie selber dulden sah, glaubte ich es unsrer Liebe schuldig zu sein, mich ebenfalls zu beherrschen und alles zu versuchen, um ihr Los zu erleichtern. Was für Kämpfe und Leiden mich dies kostete, davon will ich nicht reden.

Mit dem Augenblick, wo der Major das Zimmer betrat, pochte mir das Herz vor Haß, Ingrimm und Verachtung bis in den Schlund hinauf. Ich gewahrte ihn nur wie durch Schleier, jede seiner Bewegungen erregte mir Ekel, bei jedem seiner Worte zuckte ich zusammen; meine Stimme klang heiser, und wer weiß, wozu es gekommen wäre, wenn ich nicht Auroras Blick wie einen geisterhaften Bann beständig auf mir ruhen gefühlt hätte. Mitten in einem belanglosen Gespräch unterbrach sich der Major, stocherte mit der Gabel im Salat, führte ein Blättchen an die Lippen, indem er daran leckte, und warf dann Besteck und Serviette mit einem Fluch auf den Tisch. „Kreuzmillionenschwerenot," schrie er, „wie oft soll ich denn noch sagen, daß ich den Salat mit Zitrone und nicht mit Essig angemacht will! Was haben denn die gottverdammten Frauenzimmer sonst zu denken? Bin ich denn der Niemand im Hause, daß man Schindluder mit mir treibt? Wahrhaftig, eine Lammsgeduld gehört dazu."

In diesem rüden Feldwebelton ging's noch eine Weile weiter, bis er aufsprang, die Tür hinter sich zudonnerte und hinausstürzte.

Ich war vollkommen perplex. Das Blut stieg mir langsam zu Kopf, und ich blickte Aurora schweigend an. Sie saß da und lächelte wie eine Frau, die es endlich zur Augenscheinlichkeit gebracht hat, was sie sonst nur insgeheim erleidet. „Dies ist ein Affront," murmelte ich, „ich werde ihn zur Rechenschaft ziehen." Aurora lachte. „Zur Rechenschaft ziehen? Einen Unzurechnungsfähigen? Was fällt dir ein!" erwiderte sie herrisch. „Abrechnen mit einem wilden Tier, mit einem Vieh!"

Ich zitterte vor innerem Frost an allen Gliedern. Und wie mich nun Aurora so anschaute, mit blitzendem Blick, mit geschlossenen Lidern und mit einer unbeweglichen Stirn, da war es mir, als ob mein Herz in siedendes Wasser getaucht würde, und, Gott möge mir verzeihen, ich fing an, jenen Blick zu verstehen, er ging auf in meiner Brust wie das Saatkorn in gedüngtem Boden. Es war mir klar, es war ein

unabwendbarer Beschluß, daß der Major von meiner Hand sterben müsse. Aurora zu retten, war mein einziger wütender Drang, ich fühlte meine Liebe zu ihr so ungeheuer, daß ich die wenigen Worte, die alles entschieden, trotz des Flüsterns mit einer Festigkeit hervorbrachte, als ob dieses Fürchterliche eine alltägliche Angelegenheit sei. Aurora, der aus weitoffenen Augen die Tränen über das Gesicht liefen, hörte plötzlich zu weinen auf, ihre linke Hand bebte mir entgegen, ich ergriff die Hand und bedeckte mein Gesicht damit.

Der Major kam nach einer Viertelstunde zurück und bat, anscheinend sehr betreten, um Entschuldigung, die ich meinerseits kalt quittierte. „Aurora," rief er gezwungen scherzend, „komm einmal zu mir." Sie erhob sich sogleich und trat eilig vor ihn hin. Diese Bewegung sklavischer Unterwürfigkeit und Angst rührte mich tief. Daß sie wahrscheinlich nur für mich berechnet war, ahnte ich ja nicht. Wie Napoleon, wenn er einen seiner Günstlinge wieder versöhnen wollte, zupfte der Major seine Gattin am Ohrläppchen und lachte. Unter irgendeinem Vorwand verabschiedete ich mich alsbald.

Ich war jetzt bei ziemlich kaltem Blut, und während der ganzen Nacht überlegte ich meinen Plan. Am nächsten Vormittag um elf Uhr traf ich Aurora, wie oft bei schönem Wetter, im Stadtpark. Ich vermochte mit ihr davon zu sprechen. Es fiel mir auf, daß sie dabei fortwährend mit niedergeschlagenen Augen lächelte. Dies dünkte mich sehr kurios. Ich wußte nicht, war es Unglaube, Befriedigung, Gedankenlosigkeit oder irgend eine Träumerei. Der Ausdruck ihrer Züge rief eine dunkle Erinnerung in mir hervor. Erst viel später entsann ich mich, daß vor Jahren, als ich in Basel war, das Bild der Herzogin vom sogenannten Basler Totentanz eine lange nicht verwischbare, fast unheimliche Wirkung auf mich ausgeübt hatte. Es war genau dieses süß-friedsame Gesicht, in dem etwas Wildes und Kindisches war, eine zerstreute und lustige Grausamkeit und ein Lächeln, als ob der Tod nur ein Schreckmittel für Schwachköpfe sei.

Nun, was half's; ich war darum nicht weniger verstrickt, der Gedanke wurde uns vertraut. Er erweckte kein Schaudern mehr in mir. Er nahm Gestalt an, und ich war von ihm besessen. Gleichwohl quälte mich Auroras Verhalten. Wenn wir eine Zeitlang ernst über das Vorhaben gesprochen hatten, klatschte sie plötzlich in die Hände und lachte, als ob es sich um ein Märchen handle, an dem zu sinnen angenehm war, das aber niemals in Erfüllung gehen könne. Dergleichen

regte mich ungemein auf. Wenn sie mir die Perfidien und zahllosen tyrannischen Handlungen ihres Gatten klagte, beobachtete sie mit Angst, bisweilen mit einem Gemisch von Freude und hungriger Erwartung die geringste meiner Gebärden. Mein Geständnis, daß mich ihre Berichte unsinnig folterten, schien sie oft beinahe fröhlich zu stimmen, und es bestürzte mich, wenn sie unmittelbar nach einem der unheilvollen Gespräche mit dem Vergnügen eines kleinen Mädchens einen Hut probieren konnte und sich selber in den Spiegel hinein entzückt anlächelte. Ich habe während der ganzen Monate Dezember und Januar in keiner Nacht mehr als zwei Stunden Schlaf genossen, und am Ende sah ich aus wie ein Schwindsüchtiger.

Dazu die gestohlenen Liebesstunden, in denen meine Leidenschaft nur durch versprechungsvolle Küsse Genüge fand. Was Genüge! Ein verzweifeltes Aufflackern war's immer wieder, das den Körper ruinierte und mir alle Klarheit des Gemüts und Geistes raubte. Aurora gab sich mir nicht hin; sie erklärte, das schände sie, sie wolle sich nicht noch mit Lug und Trug beladen, sie wolle ihr Gewissen fleckenlos bewahren. Ich ehrte diese Gründe, ich konnte nicht wissen, daß es ihr bloß darum zu tun war, mein Gefühl ins Maßlose zu steigern. Denn sie, sie hatte ja genossen! Sie wollte sich einnisten in der Anbetung eines vertrauensseligen Mannes, das verlieh ihr einen Halt, eine letzte Würde und weckte vielleicht ihr abgestumpftes Herz zu einer Regung von Zärtlichkeit. Das war es, das war das Ganze, und ich Tropf lief in die überdeckte Falle und stürzte so tief, daß keine Faser an meinem Leibe heil blieb.

Eines Abends um sieben Uhr kam Aurora in meine Wohnung, dicht verschleiert. Sie war still und finster, wie ich sie nie gesehen. Sie entblößte ihre Brust und zeigte mir einen blutigen Striemen. Ich stotterte eine Frage. „Dies ist von ihm," sagte sie dumpf. Da schlug ich besinnungslos mit der Faust um mich und zertrümmerte das Fenster. Mit meiner von Glassplittern verwundeten Hand wollte ich sie an mich ziehen, aber sie, auf das Blut starrend, wich sehr erschrocken zurück. „Du weißt, ich kann kein Blut sehen," hauchte sie. „Und doch sollst du bald Blut sehen," antwortete ich. „Nein sehen nicht," versetzte sie abermals hauchend. „Ach, wenn das wäre," fügte sie hinzu und schaute mich glühend an, „wenn du das vollbringen könntest, dann könnte ich sterben aus Liebe zu dir."

Daß sie gewagt hatte, zu mir zu kommen, erschütterte mich, da ich

in dieser Verwegenheit nur eine Handlung des Vertrauens und der Zuneigung erblickte. Besorgt um ihren Ruf, holte ich selber einen Wagen; ich begleitete sie, und während der Fahrt setzten wir Tag und Stunde der Tat fest. Ich sagte „morgen.“ Aurora antwortete, morgen sei der große Ball im Kasino, da wolle sie noch einmal tanzen. Dieses „noch einmal“ zerstreute eine unangenehme Verwunderung, die mir der Einwand zunächst erregt hatte. Ich sagte also: übermorgen. Sie wünschte auch dieses nicht. Sie sagte, am Sonntag sei in Weidenberg Jahrmarkt, ihre Mädchen und der Bursche des Majors hätten für den Nachmittag und die Nacht Urlaub erbeten, und so könne ich ins Haus kommen ohne Gefahr, einen Unberufenen zu wecken. Ich fügte mich, obwohl mir jeder Tag und besonders jede Nacht bis dahin zur Ewigkeit werden mußte. An das, was nachher kam, dachte ich nicht im geringsten. Vermutlich spürte ich schon, daß ich auf eine Zukunft nicht mehr zu rechnen hatte.

Als ich am nächsten Mittag in Gesellschaft des Regimentsadjutanten über den Domplatz ging, gewahrten wir einen sehr fetten und auffallend elegant gekleideten jungen Menschen, der offenbar fremd in der Stadt war. In der Provinz wird der Fremdling, und gar der Großstädter durch ein Etwas in Miene und Schritt sofort erkennbar. Ich hatte nur einen Blick auf ihn geworfen und fühlte gleich den äußersten Widerwillen gegen dies abgelebte, hochmütige und bornierte Gesicht. Der Regimentsadjutant zwinkerte mit den Augen und bemerkte spöttisch: „Aha, da ist ja der Fabrikant Dotterwachs aus Berlin.“

Mich durchfuhr eine unklare Erinnerung von nicht sympathischer Art, aber erst hernach fiel mir ein, daß das vielleicht jene Person sein könne, von der mein Freund, der Ingenieur, gesprochen. Als ich am Nachmittag in die Westermarksche Villa kam, wurde mir gesagt, die gnädige Frau sei nicht zu Hause. In meiner Wohnung angelangt, übergab mir mein Bursche einen Brief. Es war ein anonymes Schreiben folgenden Inhalts: „Wenn Sie das geheime Absteigequartier der Majorin Westermark kennen lernen wollen, so verfügen Sie sich in den dritten Stock des Hauses Nummer 15, Schönlandstraße. Eine frühere Kammerjungfer und jetzige Vertraute der Majorin ist Kupplerin und Mieterin dortselbst.“

Ich zerriß den Fetzen und heftete nicht zwei Gedanken daran, schon, weil mir die Sache zu albern erschien. Leider hatte ich Aurora versprochen, auf den Kasinoball zu kommen, wenn auch nur, um sie zu

sehen. Ich überwand meine Abneigung, die mir in der jetzigen Stimmung derlei Festlichkeiten hassenswert machte, schob aber die Stunde möglichst hinaus, und so war es bereits recht spät, als ich den Saal betrat. Aurora war von einem Kreis junger Leutnants umgeben. Sie war hinreißend schön; die Haut von Busen, Hals und Antlitz glänzte wie Silber, darunter floß fischhaft das dunkelgrüne Spitzenkleid; sie war heiter, allzu heiter; und ich, ich war finster. Ich war einer Ohnmacht nahe, so schrecklich empfand ich in diesem Augenblick meine leidenschaftliche Liebe. Frau von Rütten, an der ich nicht grußlos vorübergehen konnte, saß mit einigen andern Leuten in einer Säulennische. Alle diese Leute sahen mich mit seltsamen Blicken an, wenigstens schien es mir so. Ich bemerkte darunter auch das siebzehnjährige Kind, mit dem man mich hatte verheiraten wollen. Ich glaubte die Augen dieses Mädchens mit einem rührenden Gefühl auf mich gerichtet. Ich wandte mich hastig ab und hatte gerade noch Zeit, dem Major Westermark aus dem Weg zu gehen, der auf mich zukam, lachend und winkend, als ob ich sein bester Freund wäre. Es überrieselte mich eiskalt.

Ich stellte mich nun an das untere Ende des Saales und starrte in das lichtübergossene Geflimmer der Uniformen und Roben. Die Walzermusik stimmte mich traurig, und ich weiß nicht, wie es zuging, aber ich mußte beständig an den Mann denken, den ich mittags gesehen, und dessen fleischige und gemeine Züge nicht aus meiner Vorstellung schwinden wollten. Ich sah ihn essen, ich sah ihn Bier trinken, ich sah ihn widerlich lachen und prahlen, und voll Bitterkeit dachte ich mir: das ist also der jetzige Deutsche, ein solcher Mann darf den Namen eines Deutschen führen; Emporkömmling; dickfelliger, ohrenloser, aufgeblasener, herzloser Geselle, dem alles gehört und der nichts respektiert; und so sind sie alle, sie haben das Zittern verlernt und brauchen wieder einmal die Peitsche des Schicksals. Dabei kannte ich den Mann doch gar nicht und verband nur einen Eindruck mit dem Groll über eine allgemeine Kalamität, denn ich war in diesen Dingen schon zum Schwarzseher geworden und war deshalb auch nicht mehr mit innerer Freude Soldat.

Nach dem Kotillon gelang es mir, Aurora für ein kurzes Alleinsein zu erobern. In ihrem Wesen war etwas Schmachtendes, das ich nicht lediglich der Wirkung des Tanzes zuschreiben mochte. Die Luft zitterte zwischen unsern Mündern und unsre Blicke bohrten sich fest ineinander. Trotzdem Leute um uns herumstanden, hatte sie die Ver-

[illegible] mich zu fragen, [illegible] es [illegible] Sonntag [illegible] verbleibe, und [illegible] schweigend und [illegible] nicke, lächelte sie mit entblößten Zähnen. [illegible] nachher, als sie sich schon von mir entfernt hatte, beobachtete ich, daß ihre [illegible] bisweilen forschend, ja [illegible]lich auf mir [illegible]. [illegible] ging sie zu ihrem Mann, sagte ihm ein paar Worte und verließ den Saal. Der Major, der bei Frau von Rütten saß, [illegible] sich, um ihr zu folgen. Sie kehrte noch einmal um, und sie redeten [illegible] ein[illegible] miteinander, dann ging Aurora. Der Major schien [illegible] und zeigte ein nachdenkliches Gesicht. Da Aurora nicht [illegible], entschloß ich mich, Frau von Rütten zu fragen, ob sie wisse, [illegible]. Sie antwortete mir kalt, die Marquise habe sich nicht wohl [illegible] nach Hause gefahren; sie habe nicht gewünscht, daß der Major [illegible], weil sie bestimmt wiederkommen wolle. Ich [illegible] besorgt. Ehe eine [illegible]stunde verflossen [illegible] stille aus dem Saal entfernt, nahm außen [illegible] Mantel und [illegible] nach der [illegible]lichen [illegible]. Daß meine [illegible] von der Gesellschaft bemerkt und auffällig gefunden [illegible] keine Gedanken. Da ich im [illegible] noch Licht [illegible] an der Gartentor. Eine [illegible] vom Fenster aus, wer da sei. Ich erkundigte [illegible] Frau noch nicht [illegible], weil der Wagen nicht [illegible], daß sie [illegible] wäre. Das [illegible] gnädige Frau sei auf dem Ball. Sie sei [illegible] nach Hause gefahren [illegible]. Dies wurde [illegible].

[illegible] der gegenüberliegenden Straßenseite auf und [illegible] Uhr [illegible]. Darauf machte ich [illegible] sie habe am Ende das Kasino gar [illegible] einbog, rasselte eine [illegible] Schritte weiter h[illegible] zwischen mir und dem Kasino. [illegible] setzte sich wieder in Bewegung. [illegible] entgegen, und ich erkannte [illegible] trug einen Zylinder und rote Handschuhe. [illegible] einen angestrengt überlegenden Ausdruck [illegible] Pfeifen [illegible] geschlagen ohne [illegible] ich noch [illegible] Zeit [illegible]. Als ich [illegible] wieder den [illegible]saal betrat, [illegible]

[illegible] Abendgang [illegible] in der jetzigen [illegible] Festlichkeiten [illegible]wert machte, schob aber die Stunde [illegible] bereits recht spät, als ich den [illegible] Kreis junger Leutnants umgeben. [illegible] hinreißend schön; die Haut von Busen, Hals und Antlitz gl[illegible] Silber, darunter [illegible]haft das dunkelgrüne Spitzenkleid [illegible] alle [illegible]; und ich, ich war finster. Ich war einer [illegible] nahe, so [illegible] empfand ich in diesem Augenblick meine [illegible] liebe [illegible] Hutten, an der ich nicht grausig [illegible] anderer Leuten in einer [illegible] jeltenen [illegible] an, wenigstens [illegible] darunter auch das siebzehnjährige Kind, m[illegible] [illegible]ten wollen. [illegible] glaube [illegible] [illegible]der [illegible] auf mich gerichtet. [illegible] hatte gerade noch Zeit, den Major Westerman[illegible] [illegible] auf mich zukam, [illegible] und winkend [illegible] wäre. [illegible] [illegible]kalt.

[illegible] an das untere Ende des Saales und [illegible] Geflimmer der [illegible] und Roben [illegible] traurig, und ich weiß [illegible] wie es [illegible] an den Mann [illegible] den ich [illegible] und [illegible] aus meiner [illegible] ich [illegible] erzählen, und voll Bitterkeit dacht[illegible] mir: das [illegible] der Mann [illegible] Mannes [illegible] [illegible] und [illegible] respektiert; [illegible] Bittere [illegible] Dabei [illegible] den Mann [illegible]

[illegible] ein [illegible] das [illegible] nicht [illegible] sich [illegible] untereinander. [illegible] an [illegible]

wegenheit, mich zu fragen, ob es beim Sonntag abend verbleibe, und als ich schweigend und bestürzt nickte, lächelte sie mit entblößten Zähnen. Noch lange nachher, als sie sich schon von mir entfernt hatte, beobachtete ich, daß ihre Augen bisweilen forschend, ja ängstlich auf mir ruhten. Plötzlich ging sie zu ihrem Mann, sagte ihm ein paar Worte und verließ den Saal. Der Major, der bei Frau von Rütten saß, erhob sich, um ihr zu folgen. Sie kehrte noch einmal um, und sie redeten wieder eine Weile miteinander, dann ging Aurora. Der Major schien unschlüssig und zeigte ein nachdenkliches Gesicht. Da Aurora nicht zurückkam, entschloß ich mich, Frau von Rütten zu fragen, ob sie wisse, was geschehen sei. Sie antwortete mir kalt, die Majorin habe sich nicht wohl gefühlt und sei nach Hause gefahren; sie habe nicht gewünscht, daß der Major sie begleite, weil sie bestimmt wiederkommen wolle. Ich wunderte mich und wurde besorgt. Ehe eine Viertelstunde verflossen war, hatte ich mich in aller Stille aus dem Saal entfernt, nahm außen meinen Mantel und eilte nach der Westermarkschen Villa. Daß meine Abwesenheit unter der Ballgesellschaft bemerkt und auffällig gefunden werden könne, darüber machte ich mir keine Gedanken. Da ich im Souterrain der Villa noch Licht sah, läutete ich am Gartentor. Eine Mädchenstimme fragte vom Fenster aus, wer da sei. Ich erkundigte mich, ob sich die gnädige Frau noch oben befinde; weil der Wagen nicht da war, mußte ich annehmen, daß sie schon zurückgekehrt wäre. Das Mädchen erwiderte mir, die gnädige Frau sei auf dem Ball. Sie sei aber doch vor kurzem nach Hause gefahren, versetzte ich. Dies wurde verneint.

Ich spazierte auf der gegenüberliegenden Straßenseite auf und ab und wartete, bis die Glocke zwölf Uhr schlug. Darauf machte ich mich wieder auf den Weg und dachte, sie habe am Ende das Kasino gar nicht verlassen. Als ich in die Wilhelmstraße einbog, rasselte eine Droschke an mir vorüber und blieb etwa zweihundert Schritte weiter stehn, ungefähr in der Mitte des Wegs zwischen mir und dem Kasino. Es stieg ein Herr aus, und der Wagen setzte sich wieder in Bewegung. Der Herr kam mir auf demselben Trottoir entgegen, und ich erkannte den Fabrikanten aus Berlin. Er trug einen Zylinder und rote Handschuhe. Sein fettes Gesicht hatte einen angestrengt überlegenden Ausdruck, und seine Lippen waren wie zum Pfeifen gespitzt. Niedergeschlagen, ohne recht zu wissen, weshalb, wandelte ich noch ziemlich lange Zeit auf den Straßen herum. Als ich dann wieder den Ballsaal betrat, erfuhr ich,

daß Westermarks schon nach Hause gefahren seien. Dies beschwichtigte mich einigermaßen.

Als ich am folgenden Nachmittag zu Aurora kam, fand ich sie lesend. Sie hatte unter alten Sachen gekramt und ein Stammbuch aus ihrer Mädchenzeit entdeckt. Ich beugte mich über sie und sah, daß ihre Blicke auf einen Vers gerichtet waren, der in großväterischen Schriftzügen ein vergilbtes Blatt bedeckte. Er lautete:

Mit einer Blume zu spielen, ist dir erlaubt,
und sie zu pflücken.
Mit einem Herzen, das du geraubt,
sollst du nicht tücken.
Vergiß nicht, o Mann, o Weib,
Herz, das sich schenkt, ist Gottes Leib.

„Ein hübscher Spruch," sagte ich. Aurora schaute mich geistesabwesend an. Sie ergriff meine Hand und hielt sie fest. Ihre Finger waren heiß. Ihr Wesen war so gemsenhaft scheu und so bedrängt, daß ich den Augenblick sehnlich herbeiwünschte, wo ich ihr zurufen konnte: du bist erlöst. Sie hatte viel Gesichter, und jeden Tag zeigte sich mir ein neues. Hätte sie nur ein einziges Gesicht besessen, so hätte ich vielleicht ergründen können, was in ihr vorging; aber von der hinschmelzenden Schwermut bis zur Trunkenheit des Vergnügens alle Verwandlungen mitzuerleben, hatte ich kein Talent. Ich hätte lernen müssen zu sehen, bevor ich sie liebte.

Endlich brachte ich es über mich, sie zu fragen, wo sie gestern während des Balles gewesen sei. Ihr Gesicht verfinsterte sich erschreckend. „Bedeutet dies Mißtrauen?" flüsterte sie langsam. Ich schüttelte den Kopf. „Hast du denn gar keine Geheimnisse?" fragte sie in derselben düstern Weise. „Gar keine," antwortete ich. „Aber ich," fuhr sie fort, „ich habe Geheimnisse, und auch die sollst du lieben. Bin ich nicht mit meinem ganzen Dasein so und soviel tausend Zuschauern offenbar? Wenn ich kein Geheimnis hätte, müßte ich sterben. Übrigens magst du wissen," fügte sie hinzu, „daß gegenwärtig ein ehemaliger Freund von mir in der Stadt weilt, ein Mensch, dem ich einst viel zu verdanken hatte, der aber meine Dankbarkeit jetzt ausbeutet. An Bedrückern hat es mir nie gefehlt. Aber von alledem sprechen wir ein andermal." „Ein andermal?" versetzte ich mit stockender Stimme. „Ja, ein andermal," bekräftigte sie mutig oder auch gedankenlos. Sie näherte

sich mir, legte ihre Hände auf meine Wangen und flüsterte: „Ach, wir werden viel beieinander sein müssen, damit ich dir alles, alles sagen kann." So verstand sie es, mich zu beunruhigen und mich sicher zu machen mit ein und derselben Rede.

Als es zu dunkeln begann, gingen wir gegen den Fluß hinaus spazieren. Es war dies ein einsamer Weg, wo selten jemand zu sehen war. Da wir uns am folgenden Tag nicht sehen wollten, verabredeten wir alle Einzelheiten des mörderischen Vorhabens. Aurora gab mir den Schlüssel zur Gartenpforte. Der Hund, der während der Nacht im Garten frei war, brauchte keine Sorge für mich zu sein, denn das Tier kannte mich, die beiden Jagdhunde wurden nachts in den Verschlag neben den Keller gesperrt. Den Hausschlüssel könne sie mir nicht geben, sagte Aurora, es sei nur ein einziger vorhanden, und den habe ihr Mann. Sie wollte an der Rückseite der Villa das Flurfenster offen lassen, dort sollte ich einsteigen und mich der Stiefel entledigen, bevor ich ins Schlafzimmer des Majors ging, das er unversperrt zu lassen pflegte. Daß sie keinen Hausschlüssel besaß, war eine Lüge, davon konnte ich mich selbst überzeugen, ehe zweimal vierundzwanzig Stunden vergingen. Den Grund dieser Lüge vermag ich allerdings auch jetzt noch nicht einzusehen. Vielleicht wollte sie die Vorbereitungen abenteuerlicher machen, oder, was wahrscheinlicher ist, sich vor Überraschungen sicher stellen. Dies schlug fehl durch meine aufrichtige Entschlossenheit.

Ich gestehe, daß mich schauderte. Aber ich war ja schon verdammt durch den Willen. Die Ausübung war nur noch eine mechanische Folge für mich. Aurora verwunderte mich dann und wann durch eine Miene des Staunens und eine mir unerklärliche neugierige Spannung. Während des Rückwegs jedoch blieb sie bei einer Weide stehn, strich mit ihren Händen den Schnee von einem Ast und warf sich plötzlich, erst lachend, dann weinend an meine Schulter.

In welcher Verfassung ich den nächsten und den übernächsten Tag verbrachte, ist zu beschreiben unmöglich. Wozu sollte ich auch dabei verweilen. Erst im Gefängnis habe ich erfahren, daß der Major gerade an jenem Sonntag sein Geburtsfest feierte und daß ihn Aurora mit einer neuen Jagdflinte, einem neuen Portefeuille und einem Paar von ihr selbst gestickter Pantoffeln beschenkte. Gleichfalls habe ich erfahren, daß sie ihm, wie das Stubenmädchen aussagte, schon am Morgen die Erlaubnis abschmeichelte, den Abend außer Haus verbringen zu dürfen, bei einer Freundin, die aus Stettin gekommen sei. Um zwei Uhr nach-

mittags schickte sie den Burschen des Majors mit einem Brief in meine Wohnung. In diesem Brief standen nur die Worte: „Aufschieben. Gründe mündlich." Ich bekam aber den Brief nicht mehr in die Hand, und das war ein Unglück. Ich war um zwölf Uhr zum letztenmal in meinem Zimmer gewesen, hatte Zivilkleider angelegt, den Revolver zu mir gesteckt und war über Land gegangen. Ich hatte mir vorgenommen, nicht mehr nach Hause zurückzukehren, denn mir graute vor den vier Wänden. Dies war, wie gesagt, ein Unglück.

Die schrecklichste Unruhe trieb mich draußen über Landstraßen, durch Wiesen, Äcker und Wälder. Ich war todmüde, als ich spät abends in die Stadt zurückkam, aber mein Kopf war klar. Um drei Viertel zwölf stand ich vor dem Gartentor der Villa. Im Zimmer des Majors brannte kein Licht mehr. Ich wußte, daß er sich täglich um elf Uhr zur Ruhe begab, denn des Morgens war er der erste Offizier in der Kaserne. Ich sperrte die Gartentür auf, und als ich nach der Rückseite des Hauses ging, folgte mir der große Bernhardinerhund mit freundlichem Wedeln seines Schweifes. Als ich das bezeichnete Fenster, entgegen der mit Aurora getroffenen Verabredung, fest zugeschlossen fand, stutzte ich. Eine Weile war ich ratlos. Ich zog aus dem Umstand nicht den vernünftigen Schluß, den ich hätte ziehen sollen. Ich beschloß zu tun, was die Diebe und Einbrecher tun. Mit der pelzbehandschuhten Hand preßte ich so lange an das Glas, bis es sprang. Die Jagdhunde im Verschlag fingen an zu bellen, da sich aber sonst nichts regte, entfernte ich mit Bedachtsamkeit die Scherben, öffnete den Innenriegel und stieg ein. Ich hatte Gummisohlen an den Stiefeln und stieg unter dem fortwährenden Gekläff der Hunde die Treppe hinan bis zum Schlafzimmer des Majors, in das ich ohne zu zögern eintrat. Es war eine ziemlich stürmische Mondscheinnacht, und obgleich der Mond häufig durch Wolken verdeckt wurde, fiel doch durch das unverhängte Fenster Licht genug, daß ich den Major sehen konnte. Er hatte eine Mütze auf dem Kopf und schnarchte laut. Er erschien mir sehr dick. Dicke Menschen waren mir von jeher zuwider, und in diesem Augenblick empfand ich nur die rein tierische Abneigung gegen den Mann. Als ich neben das Bett trat, gewahrte ich auf dem Nachtkästchen ein Buch, und ich konnte im Mondlicht ohne Mühe den Titel auf dem bunten Umschlag lesen. Es waren „Lederstrumpfs Erzählungen". Einfältig und lächerlich kam es mir vor, daß ein Soldat in den Jahren des Majors solches Zeug zur Abendlektüre wählte; aber diese Betrachtung

ließ mich nur umso mehr spüren, wie schändlich es sei, einen Mann im Schlafe zu töten. Einer derartigen Regung fühlte ich mich nicht gewachsen, ich legte meine linke Hand auf die Schulter des Majors, in der rechten hielt ich den Revolver. Der Major wachte sofort auf und sah mich stier an. „Nehmen Sie einen Revolver," sagte ich kalt, „wir müssen uns auf der Stelle schießen." Seine Augen rollten furchtsam im Kreis, und es war, als verstehe er mich nicht. Ich wiederholte meine Worte. Er fing an zu murmeln; ich schnitt ihm die Rede ab und wiederholte meine Worte. Er schüttelte sich ein wenig und sprach jetzt deutlich, ich hörte nichts und wiederholte abermals meine Worte. Plötzlich sprang er auf, die andere Seite des Bettes war ebenfalls wandlos, er taumelte aus dem Bett und schrie mit heiserer Stimme um Hilfe.

Da schoß ich. Ich schoß zweimal. Er streckte gleich darauf die Arme in die Luft und stürzte zu Boden. Ich näherte mich ihm und sah, daß er tot war. Es rann mir eisig durch alle Glieder. Ich verließ das Zimmer und ging über den Korridor hinüber zu Auroras Schlafgemach. Sie mußte die Schüsse gehört haben. Was jetzt? fuhr es mir durch den Kopf; das beständige Geheul der Hunde machte mich rasend. Ich hatte mir das Nachher ganz und gar nicht vorgestellt, aber daß ich mich nun gemütsruhig entfernte, um zu warten, bis am Morgen die Untat, als von einem Unbekannten verübt, entdeckt wurde, das ging nicht an. Ich fühlte, daß ich sterben müsse, und es entstand in mir der Wunsch, daß Aurora mit mir sterben möge. Wie ward mir aber, als ich Auroras Zimmer leer fand und ihr Bett unberührt! Ich schritt der Reihe nach durch alle Zimmer des Stockwerks, und die wohlbekannten Möbel und Bilder blickten mich an, wie lebendige Dinge. Indes ich wie ein Gespenst dort herumirrte, vernahm ich das Rollen eines Wagens auf der Straße. Ich stand gerade wieder auf dem Korridor, welcher auf eine Tür zulief, die gegen einen kleinen Gassenbalkon oder Vorbau führte. Diese Tür öffnend, trat ich hinaus und kam eben recht, als der Wagen vor der Gartenpforte hielt. Durch die kahlen Baumzweige hindurch konnte ich sehen, daß Aurora ausstieg. Ich erblickte aber noch jemand im Wagen, ein Gesicht erschien am Fenster, das ich wohl erkannte. Aurora blickte flüchtig am Haus empor, aber nicht dorthin, wo ich stand, sondern gegen die Seite, wo des Majors Zimmer war. Darauf beugte sie sich noch einmal in den Wagen, ich sah einen roten Handschuh auf ihrem Arm und ich hörte sie flüstern und lachen. Gott! ich hatte kaum mehr die Kraft zu stehen, ich spürte, daß mich die

Blässe überströmte wie Sand. Treunitz! Treunitz! schrie es in mir, du hast verspielt.

Aurora war inzwischen ins Haus gegangen, den Schlüssel hatte ich in ihrer Hand blinken gesehen, ihre Schuhe schlürften auf den Steinfliesen im untern Flur, dann ging eine Tür, dann wieder eine. Ich ging in den Flur, blieb aber in der Ecke stehen. Aurora kam mit den beiden Jagdhunden die Stiege herauf. Sie hielt die Tiere, die sich wie toll gebärdeten, fest an der Leine. Wahrscheinlich hatte das unaufhörliche Gebell Furcht in ihr erweckt, und sie hatte den Verschlag geöffnet, um die Hunde mitzunehmen. Sie gewahrte mich nicht, sie ging in ihr Zimmer. Ich hörte, wie sie mit beinahe wilden Lauten die Hunde zu bändigen suchte, was ihr jedoch nicht gelang. Ich kehrte unterdes zum Zimmer des Majors zurück, blieb aber auf der Schwelle stehen. Jetzt trat Aurora mit der Kerze auf den Flur, sie hatte noch den Hut auf, der lange Schleier hing zu beiden Seiten herunter wie zwei blaue Fahnen. Die Hunde, der Leine entledigt, stürzten an mir vorüber in das Zimmer des Majors. Sie blieben an der Leiche stehen und verbellten den toten Mann wie ein im Feuer verendetes Stück. Aber auf einmal wurden sie alle beide stille und winselten nur noch. Aurora schaute mit kaltem Blick in den Raum, dann mit demselben kalten Blick auf mich und fragte mit dem seltsamsten Gleichmut: „Was hast du denn da gemacht?" Und als ich schwieg, fuhr sie mit genau derselben matten und unbewegten Stimme fort: „Er ist wohl tot?" Und als ich abermals schwieg, begann sie wieder: „Warum hast du denn das getan?"

Im ersten Augenblick glaubte ich den Verstand verloren zu haben. Ich konnte kein Wort aus meiner Kehle pressen, meine Zähne rieben sich hörbar aufeinander, und ich mußte das unbegreifliche Weib nur immerfort anstarren. Sie blickte sich noch einmal um, etwa wie wenn man in einem Museum Bilder anschaut, dann pfiff sie den Hunden und ging. Die Hunde folgten nicht, sie hörten nicht auf zu winseln. Da entfernte sie sich allein. Sie ging in ihr Zimmer. Ich blieb wie versteinert auf meinem Platze, die beiden Tiere zu sehen und zu hören, war mir plötzlich das hellste Grauen. Ich fing an zu zittern und wußte nicht, woran ich denken sollte. Ich weiß nicht mehr, wie viel Zeit verflossen war, möglich eine halbe Stunde, möglich eine ganze, als ich mich entschloß, in Auroras Zimmer zu gehen. Die Türe war unversperrt. Aurora war im Bett, die brennende Kerze stand noch auf dem Nachttisch. Im

Zimmer selbst war die größte Unordnung, Kleider und Wäschestücke lagen umher, eine kleine Reisetasche stand, wie zum Gepacktwerden, offen auf einem Stuhl. Ich blieb am untern Bettpfosten stehn, und fragte Aurora, ob sie es denn nicht gewollt habe. Aus den Kissen heraus antwortete sie: „Laß mich jetzt schlafen." „Um Gotteswillen!" flüsterte ich. Da erhob sie den Kopf und fragte kalt, ob ich das Billet nicht erhalten habe. „Was für ein Billet?" fragte ich. Sie sah mich unwillig an, lachte plötzlich und sagte fast verächtlich und als ob ich ihr völlig fremd sei: „Gehen Sie hinaus und lassen Sie mich schlafen. Es schickt sich nicht, daß Sie bei meinem Bette sind." Mit diesen Worten blies sie die Kerze aus, und ich hörte sie wieder leise ins Kissen lachen.

Ich begriff es nicht. Ich hätte begriffen, wenn sie zornig, wenn sie wütend, wenn sie verzweifelt gewesen wäre, ich hätte alles begriffen, aber dies begriff ich nicht. Mir war es, als ob aus einer schönen Verkleidung ein Unhold hervorgetreten wäre, ein bestialisches Gebilde, ein grinsendes Affenwesen, wie es dermaßen furchtbar die Welt noch nicht erblickt. Ich tastete mich hinaus, das Entsetzen lag mir in allen Gliedern. Auf dieselbe Weise, wie ich gekommen war, mußte ich auch das Haus verlassen. Nachdem ich das Gartentor aufgesperrt und hinter mir zugeklappt hatte, warf ich den Schlüssel über den Zaun zurück. Es war ein Uhr, als ich nach Hause kam. Auf dem Tisch lag Auroras Brief. Ich öffnete ihn nicht. Es war mir alles zum Ekel und alles rätselhaft. Ich legte mich erschöpft aufs Bett und schlief bis sieben Uhr. Als mein Bursche kam, beauftragte ich ihn, eine Droschke zu holen, und zog unterdes die Uniform an. Ich fuhr in die Kaserne und wartete in der Kanzlei auf den Obersten. Er erschien erst gegen neun Uhr; er war bleich und fragte mich, ob ich schon wisse. Die Ermordung des Majors war bereits in der Stadt bekannt. Ich bat ihn um ein Wort unter vier Augen. Mein Geständnis machte seinem wohlwollenden und gegen mich stets vertraulichen Wesen ein schnelles Ende. Ich mußte den Degen abliefern und wurde sogleich inhaftiert. Dies alles war von keinem Belang mehr für mich. Ich wurde gefragt, ob ein Zweikampf beabsichtigt gewesen sei. Ich verneinte, weiß aber kaum, warum. Ich hätte meine Verteidigung darauf bauen können, ich tat es nicht. Ich hätte ja dem Major eine zweite Waffe in die Hand drücken können, bevor ich das Haus verließ. Ich tat es nicht, weil es mir gleichgültig war. Ich erfuhr von der Verhaftung Auroras, von dem Erstaunen und dem Schrecken, den meine Tat überall erregte, und

auch dieses war mir gleichgiltig. Am andern Morgen besuchte mich der Oberst, fragte, ob ich vor dem Transport ins Militärgefängnis noch etwas zu ordnen hätte, legte ein Terzerol auf den Tisch und stellte sich ans Fenster. Ich tat nicht, was er erwartete. Er entfernte sich ohne Gruß. Die Kameraden glaubten, daß ich aus Feigheit unterlassen habe, ein Ende zu machen, aber dem ist nicht so. Ich habe nichts vom Feigling in mir. Ich war bloß regungslos in meinem Innern. Ich war ganz wie aus Blei. Ich grübelte beständig ins Finstere hinein. Erst mit dem Verlauf vieler Tage kam ich wieder zur Besinnung. Ich fing an, meine Beichte dem Papier anzuvertrauen. Ich hinterlasse sie der geringen Zahl meiner Freunde. Es ist mir nun klar, daß mich die Menschen für schuldig halten und daß ich zu sterben die Pflicht habe. Ich selbst, ich kann nicht sagen, ob ich mich schuldig fühle oder nicht. Ich kann es nicht sagen. Aurora hat es ja gewollt. Um meiner Mutter willen bitte ich um ein anständiges Begräbnis.

Und nun geschehe, was geschehen muß.

Johannes Gaulke:
Leo Berg und sein Lebenswerk.

Mit Leo Berg ist eine der markantesten Persönlichkeiten der modernen Literatur dahingegangen. Am 21. April 1862 in Zempelburg in Westpreußen geboren, hat ein Herzschlag seinem Leben am 12. Juli 1908 ein zu frühes Ziel gesetzt. Obgleich erst auf der Höhe des Mannesalters stehend, hat uns Berg dennoch ein geistiges Erbe von außerordentlicher Bedeutung und Reichhaltigkeit hinterlassen. Zwar ist er kein freischaffender Dichter gewesen, sondern vorwiegend Kritiker und Ästhetiker, doch hat er der modernen Literatur als solcher mehr genützt, als viele „Auch-Dichter", die es zu einem Tageserfolg und zu einer äußerlich glänzenden Stellung gebracht haben. Wer eine deutsche Literaturgeschichte der letzten Jahrzehnte schreiben will, wird seinen Namen nicht umgehen können.

Um die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts trat Berg zum erstenmal mit kleineren Schriften über den Grafen Schack, Ibsen und Wildenbruch vor die Öffentlichkeit. Die Zeit lag für aufstrebende Talente günstig; in Berlin war gerade, wie es in den damaligen Berichten heißt, die literarische Revolution proklamiert worden. Eine Schar jugendlicher Dichter und Kritiker, wie H. Conradi, K. Henckell, Otto Erich Hartleben, Arno Holz, Heinrich und Julius Hart, J. H. Mackay u. a., hatte sich in der Reichshauptstadt zu dem Zweck, der deutschen Literatur ein neues Gewand und neuen Inhalt zu geben, vereinigt. Durch Gründung von literarischen Gesellschaften, freien Bühnen und unabhängigen Zeitschriften sollte zugleich das Interesse breiter Volksschichten an der deutschen Literatur, die seit dem Ausgang der Romantik nur noch ein kärgliches Nachleben geführt hatte, geweckt werden. Leo Berg, der für die Zeitströmung ein offenes Auge hatte, trat noch als Student mit dem Berliner Arzt und Publizisten Dr. Konrad Küster, der sich durch die Gründung der Reformburschenschaft und literarische Veranstaltungen einen geachteten Namen gemacht hatte, in enge Fühlung. Küster beauftragte ihn bald mit der Leitung des literarischen Teils der von ihm begründeten „Akademischen

Zeitschrift" und der „Deutschen Studentenzeitung". In dieser Stellung hat er durch mannigfache Anregungen und ein entschiedenes Eintreten für die Ziele des „Jüngsten Deutschland" der Sache der neuen Dichtergeneration wertvolle Dienste geleistet. Auch als Mitglied des im Jahre 1886 begründeten literarischen Klubs „Durch", in dem im engeren Kreise die literarischen Streitfragen der Zeit zur Diskussion gestellt wurden, hatte Berg mit den aufstrebenden Geistern des „Jüngsten Deutschland" Fühlung genommen.

Leider hielt die kampfesfreudige Stimmung, die eine neue Literaturperiode ankündigte, nicht lange an. Der Naturalismus, auf den man so große Hoffnungen gesetzt hatte, hatte als Kunstprinzip versagt. Die literarischen Vereinigungen fielen teils auseinander, teils führten sie bis um die Jahrhundertwende ein Scheinleben weiter. Dasselbe Schicksal wurde den literarischen Zeitschriften, welche die Ideen des „Jüngsten Deutschland" propagierten, zuteil. Das heißersehnte Ziel rückte in immer weitere Ferne. Die Bannerträger der literarischen Revolution traten zum größeren Teil vom Kampfplatz zurück, um fortan eine publizistische Tätigkeit an der Tagespresse zu entfalten. Nur einige wenige hielten auf einsamer Wacht aus, immer noch von der stillen Hoffnung getragen, durch beharrliche Kleinarbeit die Ideale der Jugend schließlich zu verwirklichen, oder wenigstens der neuen Generation als Führer und Berater zu dienen.

Einer dieser Einsamen war Berg. Zwei Jahrzehnte hindurch hat er mit einer heute ungewöhnlichen Beharrlichkeit und Mannhaftigkeit, oft unter den drückendsten materiellen Verhältnissen die Sache der deutschen Literatur verfochten. Mit der Schrift: „Haben wir überhaupt noch eine Literatur?" (Leipzig 1889) setzt Bergs Kampf gegen die Halbheit, die Vorurteile und die Scheinwerte unserer Zeit ein. In seinem Werk „Der Naturalismus. Zur Psychologie der modernen Kunst" (München 1892), das, wie er im Vorwort sagt, nicht allein geschrieben, das er gelebt, erfahren, geschaffen hat, faßt er noch einmal alles zusammen, was der literarischen Revolution der neunziger Jahre Inhalt gegeben und was die Köpfe zum dichterischen Schaffen begeistert hat: die neue Kunstform und das neue Kunstprinzip. Es ist ein Buch, das man nur in einer Feststimmung lesen kann, weil es kein System vertritt, noch ein Buch der Propaganda ist. „Es ist das Buch eines Menschen, dem plötzlich alles zum Probleme geworden ist, der an jedem Werke gelernt hat, der mit jedem Tage neu

sehen gelernt hat und in jedem neuen Sonnenlichte neu seine Hirngespinste hat erschimmern lassen."

Wesentlich anders ist die Darstellungsart, die kritische Analyse, die Berg in seinen in den neunziger Jahren erschienenen Kampfschriften und in seinen literarischen und ästhetischen Essays anwendet. Er hat sich zu einer solchen Höhe der Anschauung, zu einer Sicherheit des Urteils und Klarheit des Denkens durchgerungen, daß er nunmehr immer mit der Welt, die nun einmal betrogen sein will, in Konflikt geraten muß. Seine Bücher passen schlecht auf den deutschen Familientisch. Die größte Verbreitung hat die im Jahre 1891 erschienene Schrift „Das sexuelle Problem in der modernen Literatur" erlangt. Die bedeutend erweiterte Neuauflage dieser Schrift brachte Berg unter dem Titel „Das sexuelle Problem in Kunst und Leben" 1901 heraus, in einer Zeit, als über das deutsche Volk ein unwürdiges Bevormundungsgesetz, das, wenn es auch nur in abgeschwächter Form zustande gekommen wäre, der freien Literatur überhaupt den Garaus gemacht hätte, verhängt werden sollte — die sogenannte lex Heinze unseligen Angedenkens. Es sind bittere Wahrheiten, die Berg den Zeitgenossen entgegenschleudert. Er zieht vor allem mit dem ihm eigenen Sarkasmus gegen die Tartüfferie, die sich nicht nur im Leben, sondern auch in der Kunst ausgebreitet hat, zu Felde. Den eines denkenden Menschen unwürdigen Zustand, den die Kultur über uns verhängt hat, charakterisiert er mit den Worten: „Der Mensch — getrennt von der Natur, ohne Kenntnis und ohne Macht über die Natur, das Verlorene suchend und doch nicht wiederfindend, und wo er sich wieder ihr nähert, hinausgestoßen aus dem Paradiese der Unschuld und Natur, nun ewig unselig und dahinsiechend an innerer unbefriedigter Lust — das ist (wenigstens nach der einen Seite) das Problem der modernen Kunst."

Berg, der stets den ursächlichen Zusammenhängen der Dinge nachzuforschen bestrebt ist, verweist auf viele Werke der Literatur, in denen das sexuelle Problem in seiner Totalität oder in einzelnen Phasen behandelt ist. Der Kampf der Geschlechter nimmt gerade in der modernen Literatur einen hervorragenden Platz ein, wozu einerseits die Verdunkelung der Tatsachen im Sexualleben, andererseits wirtschaftliche Gegensätze und Herrschaftsgelüste den Anlaß gegeben haben. In Ibsens Gesellschaftsdramen, in „Nora", in der „Frau vom Meere" und selbst noch in der „Nordischen Heerfahrt" klingt stärker oder schwächer das Motiv der verletzten Schamhaftigkeit hindurch. Bei Nora tritt erst

nach Jahren, nachdem sie dem angetrauten Manne Kinder geboren hat, der Ekel an die Stelle der Sinnenlust, weil sie durch einen äußeren Umstand zu der Erkenntnis gelangt ist, daß ihre Liebe auf einer falschen Voraussetzung aufgebaut war. — Auch in Zolas Ideengänge, der das sexuelle Problem bis zur äußersten Konsequenz durchgeführt hat, führt uns Berg ein, um uns zu zeigen, wie stark das Leben und die Kunst von feministischen Tendenzen durchsetzt ist.

Die Befreiung vom Weibe, das heißt von dem weibischen Geist, der Halbheit und Charakterlosigkeit, das ist der Grundakkord, der durch alle Schriften Bergs hindurchklingt. Was er im „Sexuellen Problem" kühn begonnen hat, setzt er in seiner Schrift „Gefesselte Kunst" (Berlin 1901) fort. Die lex Heinze war sang- und klanglos zu Grabe getragen, die Bahn für die Entwickelung der literarischen Persönlichkeit wieder einmal frei, der Gedanke sogar zollfrei — sofern er nicht ausgesprochen wird. Im Hintergrunde lauert immer die ungeschriebene lex Heinze. Unser öffentliches Leben ist von ihr durchdrungen, die gesamte künstlerische Produktion von ihr beherrscht. Nur nicht anstoßen! Keinen verletzen! Es allen recht machen! Das sind die ausschlaggebenden Gesichtspunkte. Berg konnte somit die Frage aufwerfen, ob heute noch ein Werk unserer Klassiker, von Luther bis Hebbel, in einem deutschen Blatte Aufnahme finden, überhaupt einen Verleger finden würde. Bei allen Publikationen unserer Zeit muß zunächst die Rentabilität in Erwägung gezogen werden, alsdann erst der ideelle Wert des literarischen Erzeugnisses. Das Werk wird nicht mehr nach seiner Schönheit, Größe und Kraft bewertet, sondern nach seinem Erfolg auf die Masse. Nicht das Theaterstück, dem eine revolutionierende Kraft innewohnt, erlebt die meisten Aufführungen, sondern dasjenige, welches den größten Kassenerfolg hat. Das Prinzip des Zwischenhandels, nämlich alles vom Markte auszuschließen, was seiner Natur nach nicht zu einem Massenartikel werden kann, ist auch auf die Kunst ausgedehnt worden. Um des Geschäftes willen wird an den Künstler das Ansinnen gestellt, auf das Niveau des Publikums hinabzusteigen. Man muß sich wundern, daß die Kunst überhaupt noch nicht aufgehört hat zu existieren. Schon die Popularisierung der Kunst, die überall mit einem komisch wirkenden Ernst betrieben wird, ist keineswegs ein kunstförderndes Beginnen.

Wenn Berg seine kunsttheoretische Schrift, in der er zugleich auch die wirtschaftliche Lage der Künstler einer eingehenden Erörterung unterzieht, pessimistisch ausklingen läßt, so ist dies angesichts der ge-

gebenen Verhältnisse durchaus begreiflich. Ob eine Änderung durch neue wirtschaftliche Faktoren vollzogen werden kann, bleibt eine offene Frage. Berg als entschiedener Gegner des Kapitalismus erhofft freilich von der Sozialisierung auch nicht viel, wenigstens nicht für die Kunst. „Denn die Kunst, das vornehmste Mittel der Auswahl, ist ihrer Natur nach aristokratisch und widerstrebt aller Gleichheit. Ob die Masse, das Volk, der Pöbel ihr als geschäftliche oder als politische Fessel angelegt wird, Fessel bleibt Fessel."

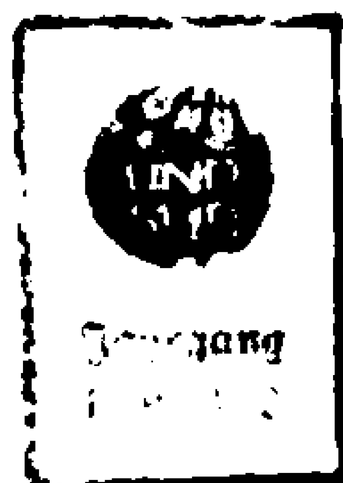
Auch zu den allgemeinen Streitfragen unserer Zeit auf dem Gebiet der Volkswirtschaft, Soziologie, Pädagogik, Sexualethik u. a. nimmt Berg in seinen zahlreichen Essays[1]) Stellung. Es sind keine Alltagsweisheiten, die er hier niedergelegt hat, auch entspricht seine Methode nicht dem Bedürfnis des Tages, weil er das bunte Durcheinander, das man Leben nennt, bald aus der Höhen-, bald aus der Froschperspektive an sich vorüberziehen läßt. Dabei kann es ihm freilich passieren, daß er die Einzelerscheinungen manchmal etwas verzerrt sieht und so zur Wiedergabe bringt. Das Gesamtbild bleibt aber immer klar. In seinem Bestreben, das Gute und Wahre aus dem Wust von Niedrigkeit und Gemeinheit herauszuschälen, verfällt er zeitweise in einen polemischen Ton, der in starkem Kontrast zu seiner streng sachlichen und kritisch-analytischen Methode steht. Aber die Prügel, die er austeilt, sitzen wenigstens. Am gründlichsten hat er mit den Götzen des Tages, die von dem Bildungsphilisterium auf den Thron gehoben werden, abgerechnet. — Er hat „gegen die Zeit" geschrieben, aber er hat, indem er die Torheiten der geschätzten Zeitgenossen nach Gebühr gegeißelt hat, auch für die Zeit geschrieben — vorausgesetzt, daß der Same, den er so reichlich ausgestreut hat, nicht durch das üppig wuchernde literarische Unkraut in seiner Entwickelung gehemmt wird.

Von einer außerordentlichen Schaffensfreudigkeit beseelt, betätigte sich Berg auch eingehend als Literarhistoriker und stellte viele geistvolle Untersuchungen über die Strömungen und die neuen Werte der zeitgenössischen Literatur an. Nächst der bereits erwähnten Schrift über den Naturalismus hat sein Buch „Der Übermensch in der modernen Literatur" (Ein Kapitel zur Geistesgeschichte des

[1]) Gesammelt in drei Bänden: Zwischen zwei Jahrhunderten. Frankfurt a. M. 1895. — Neue Essays. Oldenburg 1901. — Aus der Zeit — Gegen die Zeit. Berlin. Leipzig. Paris. 1905.

19. Jahrhunderts. Paris, Leipzig, München 1897) den stärksten Eindruck gemacht. Hier hat er den Einfluß großer Persönlichkeiten auf die Literatur der letzten Jahrzehnte in formaler und ideeller Beziehung an den prägnantesten Erscheinungen dargetan und zugleich ein Bild des „Übermenschentums" in kräftigen Umrissen gezeichnet. Seine Charakterbilder literarischer Persönlichkeiten zeichnen sich überhaupt durch eine außerordentliche Plastik aus; sie sind scharf begrenzt, wie aus einem Block gemeißelt. Dabei war Berg stets bestrebt, die Persönlichkeit aus ihrer Grundanlage und ihrer Umwelt zu erfassen und zu bewerten. Mir fällt gerade sein Essay über Grabbe ein. Wer ist und was ist uns Grabbe gewesen? Lächerliche Frage. Sein Charakterbild steht fest, wie das keines zweiten Dichters. Jeder Quintaner weiß es. Es gehört kein großer Aufwand von Geist und Wissen dazu, eine geniale Kraftnatur, wie Grabbe, der Himmel und Hölle in sich trug, einen unglückseligen, einsamen Menschen, der mit der Welt zerfallen war, weil die Welt ihn nicht verstand, nicht verstehen konnte, mit einigen wohlgemeinten Phrasen abzutun; aber ihr auch die poetische Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, das ist die größere Aufgabe. Berg hat sich dieser Aufgabe unterzogen, indem er zunächst einmal gezeigt hat, welche Umstände zu berücksichtigen sind, um einer komplizierten, von den tollsten Leidenschaften beherrschten Persönlichkeit, die nichts erreicht hat, da sie das Höchste gewollt hat, gerecht zu werden. Wäre Grabbe nur ein wenig zur Ruhe gekommen, hätte er nicht den endlosen, aufreibenden Kampf um eine trostlose Existenz kämpfen müssen, hätte er vorher Platz zur Entfaltung gehabt, er wäre eines der größten Ereignisse der ganzen modernen Literatur geworden. „Aber sein Genie mußte bestraft werden, und so blieb er elend auf der Strecke liegen, daß die kleinen Spatzen noch heute ihre Schnäbel an ihm wetzen dürfen. Er ward nur ein Verhängnis mehr der deutschen Kultur." Das tragische Schicksal Grabbes widerlegt höchst eindringlich die alte Philisterweisheit, daß das Genie sich unter allen Umständen durchringe. Das Talent vielleicht, das Genie geht meistens an Mangel an Subsistenzmitteln langsam zugrunde. — Auch Berg hat die alte Philisterweisheit nur zu wirksam am eigenen Leibe erprobt.

Um die literarische Persönlichkeit Bergs wenigstens in den Hauptlinien festzustellen, muß ich auch auf das Tätigkeitsfeld hinweisen, das er mit besonderem Eifer und Gründlichkeit behandelt hat: die Sexualpsyche. Seine erste Schrift über das sexuelle Problem bildet gewisser-



Leo Berg.
Zum Essay von Johannes Gaulke.


LIBRARY
UNIVERSITY
OF

maßen den Auftakt zu seinem 1908 erschienenen Buch „Geschlechter"[1]. Das sexuelle Thema erfreut sich in unseren Tagen einer besonderen Aktualität, der Büchermarkt ist von den Schriften Berufener und Unberufener überschwemmt; es ist auch von wissenschaftlichen Forschern ein ausgezeichnetes Material zur Beurteilung und Bewertung des sexuellen Problems zusammengetragen worden, aber alle spezialisierten Schriften der Fachschriftsteller haben uns die Lösung des großen Naturrätsels nicht gebracht. Nun hat es Berg unternommen, das Sexual- und Liebesproblem auf eine breitere Basis zu stellen. Man müsse endlich damit aufhören, die Geschlechtlichkeit nach den äußeren Merkmalen zu fixieren. Wenn man aber durchaus urteilen will, so gäbe es nicht zwei, auch nicht drei (das heiß umstrittene dritte Geschlecht!), sondern unendlich viele Geschlechter, nämlich nach der Unendlichkeit von Mischungen der Elemente und von Komplikationen des Geschlechtlichen zueinander, sowohl innerhalb des Individuums, wie zweier untereinander. Bei der ungleichen Verteilung der Mischungen partizipiert gewissermaßen jedes Individuum am dritten Geschlecht, selbst die Heterosexuellen sind nur zu gewissen Zeiten und unter gewissen Bedingungen die wahren Vertreter ihres Geschlechts.

Berg versucht mit anderen Worten die sexuellen Phänomene durch das Prinzip der Dualität der Welt zu erklären. Es geht ein tiefer Riß durch die ganze Natur, der sich in zwei gleiche oder ungleiche Teile trennt, der auch aus den Lebewesen zweierlei Wesen macht: die beiden Geschlechter. Wenn wir auch nicht wissen, was Mann und was Weib ist, so wissen wir doch, daß Mann und Weib aufeinander reagieren, wie positiv und negativ geladene Körper. Das männliche und weibliche Prinzip im Tierreich, Animalität und Vegetabilität entspricht dem Dualismus in der ganzen Natur. Allen Religionen liegt der Dualismus zugrunde, für die Kunst bedeutet er das eigentliche Lebenselement. Allerdings bleiben die Körper und Individuen so lange indifferent, bis sie durch einen äußerlichen Vorgang aus dem Gleichgewicht der Kräfte herausgerissen werden. Das männliche Individuum wird erst durch den Eintritt des Weibes in seine Gefühlssphäre Mann, und umgekehrt gibt der Mann dem Weibe erst die Geschlechtsrichtung. Wir können, wie überall in der Natur, auch im Geschlechtsleben die Wirkung eines aktiven und passiven Prinzips beobachten, jedoch ist kein Wesen aus-

[1] Erschienen in der von Berg herausgegebenen Sammlung „Kulturprobleme" (Band II der zweiten Serie). Berlin 1906.

schließlich und absolut aktiv oder passiv begabt. Ein Mann, der aus lauter Aktivität, Männlichkeit bestände, müßte sich bald vollständig aufreiben. Dasselbe gilt noch mehr vom Weibe. Der Mensch ist weder physisch noch psychisch ein einheitliches Geschlechtswesen, sondern ein Zellen- und Seelenstaat, dessen einzelne Bestandteile, jedes Organ, jede Zelle wiederum positiv oder negativ, aktiv oder passiv, männlich oder weiblich geartet ist. „Allenthalben zerfallen die Menschen nicht bloß in das aktive und passive Geschlecht, sondern in beiden, Männern und Frauen, gibt es eine tiefere und wichtigere Geschlechtlichkeit. Männer und Frauen scheiden sich in die erfindungsreiche oder schöpferische Art und den erfindungslosen empfangenden Teil." Das eigentliche Problem liegt somit nicht in der Perversion des Geschlechtstriebes, sondern in den Erscheinungen des Geschlechtslebens, die als normale gelten, ohne es notwendig zu sein — eine These, die sicherlich den Widerspruch der Zunftgelehrten herausfordert, aber dennoch die höchste Beachtung verdient, da sie uns eine gänzlich neue Perspektive in bezug auf die Bewertung und die Lösung des sexuellen Problems erschließt. —

Die letzte Schrift Bergs, die wenige Monate vor seinem Tode erschienen ist, „Heine — Nietzsche — Ibsen" (Berlin 1908), ist eine Vorstudie zu größeren Arbeiten. „Heine—Nietzsche—Ibsen sind die leidenschaftlichen Vorkämpfer unserer Zeit für die persönliche Freiheit, die Führer ums letzte Menschenrecht: die auf sich selbst gestellte Persönlichkeit, alle drei, wenn auch in ungleicher Art, doch mit gleicher Gewalt den Zukunftsproblemen der Menschheit zugewandt." Die großen Probleme der Zeit aufzurollen und die großen Persönlichkeiten, die, wie Heine, noch den nachgeborenen Geschlechtern ein Problem sind, in ein vernünftig Verhältnis zu ihrer Zeit und zur Gegenwart zu setzen, das war so recht Bergs Aufgabe. In diesem Sinne sollte seine Heine-Biographie, deren Zustandekommen nun leider unterblieben ist, gehalten sein. Er hatte es als seine besondere Aufgabe betrachtet, gerade „dem noch immer vom Haß am meisten verfolgten Dichter, der Gestalt unserer Literatur, die von Lüge und Verleumdung, von Mißverständnissen und Vorurteilen fast ganz unkenntlich gemacht worden ist, sein Recht zu schaffen". —

Mitten in der Arbeit stehend, sich mit literarischen Plänen verschiedener Art[1]) tragend, ist Leo Berg dahingegangen — ein Einsamer,

[1]) Eine hinterlassene Schrift über sexuelle Jugenderziehung wird demnächst von mir herausgegeben werden.

der über das Gebaren der kleinen Gernegroße lachen und weinen konnte, ein aufrechter Mann und eine Persönlichkeit in einer an Persönlichkeiten armen Zeit. Sein Leben war ein Martyrium; ein körperliches Leiden, das er sich durch einen Sturz in der Jugend zugezogen hatte, hatte ihm den Lebenskampf besonders erschwert. Aber er war darüber zu keinem erbitterten Menschenfeind geworden, im Gegenteil, er hatte bis zum letzten Atemzuge im Kampfe um die höchsten Menschheitsgüter ausgeharrt, ohne nach links oder rechts abzuirren, noch den Götzen des Tages zu schmeicheln. Er hätte zu Amt und Würden gelangen können, aber er verschmähte es, sich auch nur in der mildesten Form zu prostituieren. Er schrieb nicht für Geld, sondern aus einem inneren Bedürfnis heraus, um aufklärend und befreiend zu wirken. Manchmal stand er vor dem materiellen Zusammenbruch, aber er blieb stark und selbstbewußt auch unter den ungünstigsten Lebensbedingungen. Ein sorgloser Optimismus, der nicht nach dem Morgen und Übermorgen, nach dem Warum und Wozu fragt, blieb der Grundakkord seines Wesen. Den Glauben an den Fortschritt, an den endlichen Sieg des Guten, Wahren, Schönen ließ er sich nicht rauben. Mancher hat Anregung, aber auch neuen Lebensmut aus ihm und seinen Werken geschöpft. Als ich Theodor Duimchen zum letztenmal vor seinem Tode sprach, bemerkte er in bezug auf Berg: „Ich habe mich immer wieder an ihm aufgerichtet." Einige Wochen später hatte Duimchen, seines treuen Beraters verlustig, des Lebens müde, die Waffe gegen sich gerichtet.

Leute von der Art Bergs, Dogmenverächter, Kämpfer gegen das Gemeine, das Vorurteil und die Ungerechtigkeit, tuen uns bitter not. „Die Gerechtigkeit ist oder sollte die heimliche Muse aller Publizisten sein. Sie hat mich jedenfalls früh gehindert, Dogmen anzuerkennen — neue wie alte — und sie ist es, die mich oft in den schärfsten Gegensatz zu gewissen modernen Richtungen gebracht hat. Für mich liegt das moderne Leben nicht so auf der Oberfläche, und deshalb muß ich die meisten seiner sogenannten „Vertreter" bekämpfen, gleichgültig, in welchem Lager sie stehen." Mit diesen Worten leitet Berg seine große Essaysammlung „Aus der Zeit — Gegen die Zeit" ein. Mögen sie das Vermächtnis des Toten an die Überlebenden sein!

Marcel Herwegh und Victor Fleury: Briefwechsel Georg und Emma Herweghs mit Ludwig Feuerbach.

Fortsetzung.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

25. Mai 1859.

Weil Du wissen willst, ob ich die Vogt'sche Broschüre kenne, um sie mir im entgegengesetzten Fall zuzusenden, beeile ich mich Dir zu antworten, daß ich dieselbe selbst besitze und bereits auch mit vielem Vergnügen gelesen habe, obwohl ich seiner glimpflichen Behandlung des Louis Napoleon und seinem politischen oder nationalen Purismus nicht beistimmen kann. Weil ich aber einmal die Feder ergriffen und sie nicht bloß mit dieser trocknen Nachricht oder politisch ausfüllen will, so bringe ich auch gleich Das zur Sprache, wozu mich der übrige Inhalt Deines Briefes angeregt, und beginne wie Du, nochmals mit der Cigarrengeschichte. Du hast mir nicht davon gesagt, daß die Cigarren „für mich" geschenkt worden waren, Du hast nichts weiter gesagt, als daß Du treffliche in Nürnberg erwartetest[1]. In Nürnberg trafst Du aber nun einen Brief, der Dir ihre Ankunft erst in Zürich meldete. Also waren für mich die Cigarren, weil aus den Augen, aus dem Sinne, denn ich wußte, wie gesagt, aus Deinem eigenen Munde von keinen andern als den in Nürnberg zu erwartenden und zu genießenden; also konnte ich bei der Retoursendung nichts anderes empfinden, als ich empfunden und folglich auch nicht anders schreiben als ich geschrieben habe, wenn ich anders der Wahrheit treu schreiben wollte und sollte.

Dein Ludwig Feuerbach.

---

[1] Diese Zigarren waren ein Geschenk von Liszt, der sie durch Richard Pohl an Frau Herwegh gesandt, mit des letzteren Wunsch begleitet, es mögen diese aristokratischen „Prinzados" dem großen philosophischen Einsiedler besser zusagen als das preußische Kultusministerium.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Bruckberg, 17. Juni 1859.

Liebe Emma!

Am Pfingstmontag solltest Du von mir zum Andenken an Deinen hiesigen Aufenthalt eine porzellanene Blumenvase aus meiner Studierstube erhalten. Es hat mich nämlich schon längst gewurmt, daß Du von mir nichts weiter in Händen hast, als einen elenden Bleistift, der doch am allerwenigsten zu einem Erinnerungszeichen sich eignet, namentlich für ein weibliches Wesen, das nicht nur Etwas in Händen, sondern auch in den Augen haben will. Unter allen Gegenständen meines Besitzes und meiner nächsten Umgebung fand ich aber kein für Dich passenderes und sinnigeres Andenken als diese — übrigens ganz einfache, unbemalte, auch nicht große — seit Jahren auf meinem Schreibtische stehende, im Sommer mit Blumen, im Winter gewöhnlich mit immergrünenden Blättern und Zweigen gefüllte Vase. Als ich nun aber am Freitag voriger Woche dieselbe einpacken wollte, fand ich trotz des sorgfältigsten Nachsuchens in allen Kammern und Böden kein passendes Kästchen, und seit die Fabrik tot ist, ist auch kein Schreiner mehr hier, der mir eines machen könnte. So geht es einem auf dem Lande. So wurde mir das einzige Vergnügen, das ich mir in den Pfingstfeiertagen machen wollte, verdorben. Der Ärger darüber hat sich nun auch auf die unschuldige Vase erstreckt; sie hat in meinem Geiste einem andern Gegenstand weichen müssen, doch ist sie vielleicht dadurch nur in Ungnade gefallen, weil der Tag für den sie bestimmt war, versäumt worden ist, Unzeit aber und Unsinn für mich eins ist. Wann ist Dein Geburtstag? So unverdaulich der hölzerne Bleistift, so unverdaulich liegen mir noch in meinem Magen die Kosten, die Dir durch meine Schuld die Bruckberger Fahrt verursacht hat. Du lieber Himmel! Du bekommst ja von dem knauserigen Brockhaus, wenn er anders so gnädig war, Deine Offerte anzunehmen, für einen Bogen kaum mehr, als diese paar Stunden Weges Dich gekostet haben. Und welche Anstrengung, welche kleinliche und eben deswegen peinliche, insbesondere für ein Weib, zumal ein Weib von Deinem Geiste und Sinne, peinliche Aufmerksamkeit erfordert auch nur ein Bogen Übersetzung! Und dafür solcher Spottlohn! Ich bin voll Jammer und Indignation darüber, daß Du Dich zu solchen schmählichen Bedingungen erniedrigen konntest und mußtest. Aber mußtest Du es denn? Gibt es denn gar keinen andern Weg für Dich,

um Dir etwas zu verdienen? Ist denn der Weg des Mundes, der dem Weibe doch näher liegt als die trockene Feder, Dir in dem pedantischen Zürich partout verschlossen? Und wenn kein anderer Dir offen steht als der schriftliche, mußt Du denn gerade zu dem bedenklichen Brockhaus Deine Zuflucht nehmen? Warum wendest Du Dich nicht an Wigand, warum nicht an eine Zeitschrift, wie etwa die Gartenlaube oder so eine ähnliche? Doch es ist jammervoll, wenn Du überhaupt, um zu Kräften zu kommen, zum Federhandwerk Deine Zuflucht nehmen mußt, das selbst für einen Mann mit so vielen Widerlichkeiten und Widerwärtigkeiten verbunden ist. Aber wie kann diesem traurigen Muß, wie Deinem und Deines Mannes Schicksal gesteuert werden? Ich für mein Theil weiß kein anderes Mittel, als das noch in den letzten Stunden unseres Zusammenseins besprochene: daß Georg eine neue kritische Ausgabe seiner Gedichte veranstaltet und daß Eure Freunde die Welt auf die schreiende Undankbarkeit und Ungerechtigkeit aufmerksam machen, die man ihm wegen eines in der damaligen Zeit und Lage so verzeihlichen Fehlers[1]) angethan hat und noch anthut, die aber jetzt endlich wieder gut zu machen hohe Zeit und Pflicht sei. Freilich ist jetzt dazu keine Zeit. Jetzt gilt nur der Soldat; jetzt verschwindet vor der allgemeinen Noth, Angst und Wuth der Jammer und das Zetergeschrei, jetzt verzehrt der Krieg, oder was noch schlimmer ist, die am Ende vergebliche Kriegsrüstung alle für edlere Menschen verwendbaren Gelder und Geister. Der verruchte Napoleon! Ich vertheidige ihn auch gegen die nicht, die ihn früher in den Himmel erhoben und jetzt in den Koth treten, denn er ist nichts anderes als die personificirte und concentrirte Schande der europäischen Völker und Regierungen; aber gleichwohl ist es à propos Vogt eine abscheuliche Blindheit oder Dummheit von diesem, wenn er auch nur als einen möglichen Fall annimmt, daß dieser Bösewicht die Sache der Nationen, die italienische Unabhängigkeit bezwecke. Er hat sich von Anfang an und bereits der Wirkung nach an die Stelle der italienischen Nation gesetzt, Italien zur Nebensache gemacht, Italien und die Theilnahme aus dem Gesichte der Menschheit verdrängt, Italien für immer befleckt. Welche monströse Verbindung! Napoleon und italienische Selbstständigkeit! Ihr fleischliches Symbol ist die scheußlichste Verbindung des liederlichen Vetters mit der unbescholtenen, tugendhaften Clotilde[2]). Was kann

[1]) Bezieht sich auf Herweghs Teilnahme an dem badischen Feldzug im Jahre 1848.

[2]) Frau des Jerôme Napoléon.

aus solchem Bund anders entspringen als eine Miß- und Fehlgeburt. Doch genug von diesem Scandal und Elend. Meine Schwestern, die ganz von Dir entzückt sind, wie die hiesigen Meinigen sich ausdrücken, waren sehr erfreut von Deinem Gruße. Die Santa Madonna[1]) hat erst gestern wieder eine komische Probe gegeben. Sie hat der Elise, meiner Nichte, zum Geburtstag ein katholisches Gebetbuch geschenkt, mit der Ermahnung, es ja immer auf ihren Spaziergängen mitzunehmen! Die Meinigen hier, die Dich natürlich wieder herzlich grüßen, haben es schon oft mit mir bedauert, namentlich an den herrlichen Maitagen, daß Deine Reise nicht in die Zeit gefallen ist, wo das Leben auf dem Lande ein Leben im Paradies ist, freilich nur für den natursinnigen Menschen. Du kommst nun wohl so bald nicht wieder vom Platz. Aber wenn Dein Horace[2]) vielleicht im Herbst eine Ferienreise macht und in unsrer Nähe vorbeikommt, so lade ich ihn auf Zwetschenkuchen ein, den meine Frau ganz vorzüglich macht. Hoffentlich sind wir so glücklich, daß der Ostertag dieses Jahr noch in unsre Magen und Beutel fällt! Möge buchhändler'sches oder anderes städtisches Glück Dein und Deines Mannes Säckel füllen! Mit diesem Wunsch

L. Feuerbach.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Zürich, den 1. Juli 1859.

Lieber Ludwig!

Seit mehreren Wochen liegen zwei Sempersche Broschüren, die eine über „den Schmuck" und die andere über die „Schleudergeschosse der Alten", wohlverpackt für Dich bei mir und warten nur auf eine Gelegenheit, um zu Dir zu gelangen. Läßt die zu lange auf sich warten, so erhältst Du sie durch die Post. Die Veranlassung zu dieser Sendung war erstens die Erinnerung an unser Gespräch über Semper und dann die Freude, welche dieser zu haben schien, als ich ihm mittheilte, mit welchem Interesse und welcher Anerkennung Du Dich über den Künstler geäußert. Das ist aber auch die Glanzseite in Semper, der politisch eigentlich der eingefleischte réac ist und sich als solcher jetzt als fanatischen Anhänger des Hauses Habsburg kund gibt, — ein Standpunkt,

[1]) Damit ist die eigene Schwester gemeint, die verstorbene Baronin Helene v. Dobenegg. Sie war katholisch geworden.

[2]) Horace Herwegh, am 23. April 1901 in Paris gestorben.

für den mir — ich gestehe es — das Organ fehlt. In Napoleon haßt man den Menschen, der von einer Stunde zur andern fallen kann, fallen muß, fallen wird, obschon ich (die außer dem uns Allen gemeinen Haß in Erinnerung an den 13. März 58[1]) noch in potenzirtem Maaße empfinde, was Ihr nicht empfinden könnt) — im Augenblick seinen Tod durchaus nicht wünsche, — in Oesterreich aber haßt man eine Erbsünde, Erbschande, die weder mit diesem Kaiser kam, noch mit ihm ausgerottet werden würde. Ein ganzes organisiertes Schmachsystem. Ich lege Dir hier einen Aufsatz aus der letzten Nummer von Mazzini's Journal bei, den Georg zur Zeit übersetzt und eingesandt hat, und den wir Punkt für Punkt unterschreiben. Ueber Napoleon sind wir ja Alle einig, auch über den Protest so lange er möglich war; der That gegenüber hört jedoch die Warnung vor derselben auf, da heißt es: aufgepaßt! um der vielleicht im schlechtesten, teuflischsten Sinne unternommenen Sache die glücklichste heilvollste Wendung zu geben. — Möge der Gott der Schlachten diesem geliebten unglücklichen Volk günstig sein! — Ich bin mit vollster Seele dabei und würde, wäre ich nicht Mutter und Gattin, auch in Person dort sein, das schwör' ich Dir! — Es gibt eine Macht, die stärker ist, als die des Individuums, und den Teufel selbst zwingen kann, das Hochamt zu halten, oder besser, das Gericht über Gerechte und Ungerechte. Meinen Geburtstag willst Du wissen? — Der war am 10. Mai, also vorüber für dieses Jahr; aber ich muß Dich inständig bitten, eine Gabe nicht zu verkleinern, die ich in Ehren halte und mir, gerade weil ich sie von Dir habe, weil ich weiß, daß Du Dich ihrer jahrelang bedient hast, lieber ist, als was Du mir sonst hättest geben können, und kostbarer.

Ich unterstreiche diesen letzten Punkt, weil es mich nachgerade kränkte, daß Du mir fortwährend mit den paar Gulden kommst, die ich damals, wo ich sie hatte, nicht lieber, mir nicht angenehmer verwenden konnte, als indem ich sie benutzte, Euch Alle wiederzusehen, was auf eine andre Art nicht zu erreichen gewesen wäre. Du scheinst Dir dennoch einzubilden, ich sei Euch zu Liebe ein zweitesmal nach Bruckberg gekommen. Ich muß dies durchaus ablehnen und Dir eingestehen, daß ich rein darin dem eigenen Herzensbedürfnis gefolgt bin, freilich auch in dem Glauben, Euch willkommen zu sein, daß ich dies allerdings höher angeschlagen, als das Mittel durch das ich ihm Genüge leisten konnte,

[1]) Orsinis Hinrichtung.

und das auch Du als Ausdruck treuer, aufrichtiger Zuneigung für unbezahlbar halten solltest. Drückt's Dich nach alledem noch, mir die pekuniäre Ausgabe ersetzen zu müssen, so benutze, wenn Du es hast, Deinen Beutel dazu, zu uns zu kommen. Dagegen haben wir nicht nur nichts, nein, Du würdest uns die größte Freude machen. Jetzt wäre ein vortrefflicher Moment dazu, wo das einzig schöne Volksfest, das die Republik hat, das große eidgenössische Schützenfest in wenigen Tagen beginnt und volle 10—12 Tage dauert. Lieber Ludwig, überlege was Dir die Hin- und Herreise kosten kann, ob Du es hast, und wenn Du es hast, so komm' und sei des herzlichsten Willkommens gewiß. Mit Brockhaus hast Du Dich leider umsonst meinetwegen gekümmert — denn als ich nach seinen letzten Anerbietungen an Moleschott für mich und dessen bejahender Antwort die Sache für abgemacht ersah, und durch Moleschott erfragen ließ, ob man, da ich meine Zeit darauf eingerichtet, nicht die ersten Bogen des Manuscripts einsenden könne — kam an diesen die Antwort, daß leider sein Bruder ohne sein Wissen auf einer Geschäftsreise im Orient diese Arbeit dem Professor Carus, Neffen des berühmten Carus, übertragen habe, der ihnen nah befreundet und ein großer Verehrer von Lewes sei. — So geht's! — Wigand ist um kein Haar besser — das weißt Du besser als irgend Jemand, und ich hatte vor Jahren, wo ich ihm die Uebersetzung eines Werkes von Michelet „l'histoire de la révolution française" antrug, und unter den schönsten Redensarten eine abschlägige Antwort erhielt, Gelegenheit, dies gründlich zu erfahren. — Ich denke über die Schriftstellerei als Handwerk wie Du, zumal bei einer Frau, und eben weil ich nur da eine wahre Berechtigung zu diesem Schritt in die Oeffentlichkeit finde, wo der Beruf dazu da ist, den ich entschieden nicht habe, und im andern Fall nur eine Prostitution darin sehe, darum würde ich nie wagen, etwas Anderes als eine Uebersetzung zu übernehmen. —

Ich bin wie jeder lebhaft fühlende Mensch im Stande, unter dem Eindruck augenblicklicher Begeisterung oder Empörung meine Feder zu benutzen wie eine Waffe, aber von da bis zum Künstler ist eine Kluft, die auszufüllen oder auch nur zu überspringen mir die Kräfte fehlen. — Sprachunterricht und Musikunterricht, den ich gern erteilte, dazu finde ich hier keine Schüler, als solche, die ich mir zu meiner Freude aufsuche. Vielleicht daß mir Brockhaus doch noch einen Antrag für eine spätere Arbeit macht — es könnte nach dem Schluß seines Schreibens an Moleschott, wo er dies ausdrücklich als für sich selbst wünschens- und

beachtenswerth schreibt, möglich sein. Vedremo! Indessen quäl' Dich nicht um mich und gedenke meiner nur so viel und so weit, als diese Erinnerung Dir Erfrischung bietet, wie mir stets die an geliebte Menschen, von deren Zuneigung ich durchdrungen bin, unerschütterlich, wie von der Euern zu mir. Laß der Nonne[1]) ihren Blödsinn! Mich stört er weniger, als der kahle Radikalismus gewisser Naturen, besonders bei Frauen. Aberglaube hält warm, und da mich in dieser Welt oftmals gewaltig friert, habe ich Nichts gegen Wärme und Feuer, und kümm're mich wenig darum, welchem Brennmaterial ich die behagliche Temperatur zu danken habe, vorausgesetzt daß die Heizung vor der Thüre geschieht.

Sehen wir uns wieder? und bald? Weißt Du was, verkauf Deinen alten Cylinder an das germanische Museum als den ersten Hut irgend eines berühmten Mannes und für das Geld komm'. Das ist mein Rat! Noch Eins. Den Tod des alten Herrn Sattler wirst Du erfahren haben, der hat mich recht an unser Vorhaben gemahnt. Grüß' Frau und Jungfrau tausendmal von Georg und Deiner Freundin

Emma Herwegh.

Georg wäre glücklich wenn Du kämst.

P. S. Wie geht's dem Aesop[2])?

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Bruckberg, 29. Juli 1859.

Liebe Emma!

Um nicht in das Laster der Vielschreiberei zu fallen, wollte ich Dir nicht vor Herbst wieder schreiben. Da ich aber unterdeß von Dir so sehr bombardirt worden, so muß ich Dir doch wenigstens anzeigen, daß alle Deine Bomben richtig hier eingetroffen sind. Die erste Bombe, die Einladung zum Züricher Schützenfest fiel gerade auf mein Herz, mein zwar altes, aber doch immer noch vergeblich reiselustiges, vor Allem gletscherquellendurstiges Herz, aber gleichwohl scheiterte ihre Wirkung an dem Pericardium, dem das menschliche Herz um- und einschließenden sogenannten Herzbeutel, der beim Menschen bekanntlich identisch mit dem Geldbeutel ist. Zwar ist dieser bei mir noch nicht allen Inhalts beraubt, aber das Wenige, was noch gerettet ist, ist nun dem Dienste

[1]) Die älteste Schwester Feuerbachs, Helene, von der im Brief vom 17. Juni 1859 die Rede ist.

[2]) Ludwigs Bruder, Fritz Feuerbach.

der Pflichtnothwendigkeit bestimmt. Der Aufenthalt in einer Universitätsstadt auf längere Zeit stünde mit dieser allerdings nicht im Widerspruch, nein! im Einklang, aber schwerlich der Aufenthalt in einer solchen, überdem so theuern Universitätsstadt wie Zürich.

Die zweite Bombe, das Gedicht Deines Mannes[1]), traf auf denselben wunden Fleck. Es war für mich ein Labetrunk aus dem Borne Schweizernatur und Schweizerfreiheit; es hat der Dichter nach jahrelangem Verschwundensein denselben Eindruck durch dieses Lied auf mich gemacht, den seine Gattin nach ebenso langer Vergangenheit durch ihre Persönlichkeit — unverändert durch den Abstand der Zeit die Eindrücke reproducirt, die seine erste Erscheinung auf mich gemacht hat.

Deine letzten Bomben, aber, die erst vor einigen Tagen hierher gelangten, haben mich nicht mehr betroffen, als getroffen. Zwar der Schmuck als ein Spiegel der Naturgesetzlichkeit trotz menschlicher Willkühr und Eitelkeit, hat sogleich in mir gezündet, aber die krummen Linien, die die Schleudergeschosse beschreiben, gehen über meinen Kopf, über die Grenzen meiner bisherigen mathematischen Studien und Kenntnisse. Die schmerzlichen Absichten des Lebens stimmen nicht mit den mathematischen Abscissen und Ordinaten zusammen, und ich habe gerade damals gewaltige Abscissen des Herz- und Geldbeutels erlitten, als ich die Linie der algebraischen Linie passiren wollte, doch werde ich wenigstens so viel verstehen, um den hellenischen, naturgesetzlichen Kunstsinn des Verfassers[2]) bewundern zu können. Sage also Semper meinen verehrungsvollen Dank. Du selbst aber wirf keine Bomben mehr, sondern falle lieber selbst wieder einmal als Bombe ins Haus.

L. Feuerbach.

1. August. Die vorstehenden Zeilen wollte ich am Samstag selbst auf die Post nach Ansbach bringen. Aber der noch immer durch keinen Regen gelöschte Staub hielt mich, wie seit Wochen, so auch diesmal wieder von diesem langweiligen Weg ab. Wie unerträglich muß erst bei Euch die Hitze sein oder gewesen sein, da Ihr nach einem Zeitungsbericht aus der Zeit des Festes 2—3 Grad Wärme mehr gehabt habt, als ich hier auf meinen Thermometern! Ein Glück für Euch, daß jetzt der päbstliche pot de chambre des italienischen Friedensschlusses und

[1]) G. Herwegh, Neue Gedichte: „Zum eidgenössischen Schützenfest in Zürich".

[2]) Gottfried Semper.

Staatenbundes als umgekehrtes und zeitgemäß travestirtes lutherisches Dintenfaß, nicht dem Teufel, sondern der Menschheit zu ewiger Schande in Euern Mauern sich seines saubern Inhalts erledigt. Welch eine teuflische Posse! Wie lange wird der diabolische Taschenspieler auf dem Kaiserthron sein blutiges Menschenspiel noch ungestraft forttreiben! Doch mundus vult decipi! Sie ist getäuscht worden zum ersten mal in der Krim, sie hat sich jetzt zum zweiten mal in Italien täuschen und betrügen, und dennoch wird sie zum dritten und dann vielleicht erst letzten mal sich für einen neuen Nachttopf, den sie in ihrer erschreckten Phantasie für ein Sündfluth drohendes Meeresbecken ansieht, um Geld und Blut bringen lassen.

Von meinem Aesop habe ich seit dem Tage Deiner Abreise, traurigen Andenkens, wo er mich auf die alte Veste begleitet hatte, nichts mehr gesehen noch gehört außer einem Gruße.

Lebt wohl Weib, Mann, Kinder!

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Rechenberg bei Nürnberg,
Dienstag, 9. Oktober 1860.

Liebe Herwegh!

Dein Brief, den ich endlich zur Beantwortung in die Hand nehme, stammt vom 23. Juni und heute ist der 8. oder 9. Oktober.

Welch eine Zeitkluft, welch eine Dissonanz! Aber was für eine Veränderung ist auch unterdeß in meinem Leben vor sich gegangen, ich bin aus meinem 24jährigen Exil exilirt worden, von jenem Rechte, welches bekanntlich das höchste Unrecht, vom Rechte des schmutzigsten Eigennutzes aus meinem ländlichen Musentempel vertrieben worden. Unter dem Drucke eines solchen Schicksals hatte ich natürlich weder die Gemütsstimmung, noch Zeit und Raum zum Briefschreiben. Wochenlang war ich auf den Beinen, uns ein passendes Quartier aufzusuchen, wochenlang beschäftigt, nur mit der Sichtung der Unmasse der hinterlassenen, ihr ganzes Leben umfassenden Papiere meines Vaters und zweier verstorbenen Brüder, endlich wieder wochenlang beschäftigt mit der Sichtung, Aufschreibung und Einpackung meiner Bücher und Steine. Wie habe ich bei dieser Gelegenheit verflucht, was ich früher gesegnet, wie als Thorheit und Übel empfunden, was ich früher, wo ich mein Leben, Denken und Wirken in der Bruckberger Einöde zu beschließen

dachte, für Weisheit und Wohlthat gehalten. Welche Summen von Geld stecken in dieser Masse von Büchern und doch waren sie mir berechnet auf diese abgeschiedene stadtentfernte Existenz! Und jetzt auch genug Kosten, und welche Kosten des Transports, um sie dann doch zuletzt um einen Spottpreis zu veräußern. So schmachvoll und niederschlagend das Schicksal auch ist, das meine Frau aus ihrem väterlichen Eigenthum, mich aus meiner geliebten Studirwohnung und Naturumgebung vertrieben hat, so haben wir doch zugleich durch dasselbe die erfreuliche und erhebende Erfahrung gemacht, daß auch in dieser Beziehung die Extreme sich berühren, daß, wo das Unglück gipfelt, auch das Glück nicht ferne ist. Grade in dem Zeitpunkt der größten Noth und Verzweiflung, in den letzten Wochen meines Aufenthalts in Bruckberg, erhielt ich von Freunden aus der Ferne bedeutende Summen vorgeschossen, so daß ich nicht nur ohne Noth die enormen Kosten für den Umzug in mein neues Quartier bestreiten konnte, sondern auch ohne Sorgen und Kummer trotz der erlittenen Verluste und großen Ausgaben, die mit meinem jetzigen Aufenthaltsort verbunden sind, in die nächste Zukunft blicken kann. Auch war ich höchst glücklich in Betreff meiner neuen Wohnung. Ich bewohne nämlich ganz allein, meine Familie versteht sich inbegriffen, ein nur eine Viertelstunde von Nürnberg entferntes, am Fuße eines Hügels, von dem die schönste Aussicht in die ganze Umgegend Nürnbergs ist, reizend gelegenes Landhaus an der Landstraße in der sogenannten fränkischen Schweiz, einen Büchsenschuß von der mit derselben parallel laufenden Osteisenbahn entfernt. So ist denn meine räumliche Existenz aus einer einseitigen, eine zwei-, oder vielmehr, weil zwei das All befaßt, allseitige geworden. Ich verbinde Land und Stadt, Abgesondertheit und Weltverkehr; ich bin aus einer raren und kostspieligen eine zugängliche wohlfeile Persönlichkeit geworden. Wenn Dich einmal — ich hoffe bald — wieder der Weg über Bayern führt, so kostet es Dich nur einen Spaziergang oder eine Kleinigkeit für einen Fiaker, um mich mit Deiner Gegenwart zu beglücken. Ich habe übrigens mich lange mit dem Gedanken beschäftigt, ob ich nicht Deine Einladung, Euch einmal zu besuchen, verwirklichen, ob ich nicht sogar den Versuch machen sollte, Zürich als meinen künftigen Aufenthaltsort zu wählen. Aber der Gedanke scheiterte, abgesehen von pekuniären und anderen Bedenklichkeiten, an der Nothwendigkeit, mir so schnell und nahe als möglich, wenigstens für die nächste Zeit, ein Quartier zu suchen. Damit ist aber der Gedanke, Euch zu besuchen, keineswegs aufgegeben, sondern nur seine

Ausführung verschoben. Freilich kann ich jetzt noch gar nichts für die Zukunft bestimmen, denn ich weiß nicht, wie die große Störung und Veränderung meines Lebens auf meine Geistesthätigkeit einwirken wird. Es ist keine Kleinigkeit, in meinen Jahren, wenn auch in voller Gesundheit und Frische, fast ein gewöhnliches Menschenalter lang eingelebte, nicht durch Zufall, sondern durch den Instinkt eingegebene Gewohnheiten aufzugeben. Die erste Probe meiner hiesigen Geistesthätigkeit, der erste Brief, den ich schreibe, obwohl ich schon 10 Tage hier weile, aber in der größten Confusion und noch fortwährender Beschäftigung mit Auspacken und Einrichten — ist dieser an Dich. Leider ist aber diese erste Probe durchaus nicht zu meiner Befriedigung ausgefallen. Freilich habe ich auch heute nur die Feder ergriffen, um Dich nicht länger in Ungewißheit hinsichtlich meines langen Nichtschreibens zu lassen, um Dir und Deinem Manne mit dürren Worten zu danken für die köstlich poetische Garibaldibeilage Deines letzten Briefes[1]), und die Versicherung zu geben, daß auch ich mit Euch den herzlichsten und freudigsten Antheil nehme an den Siegen des italienischen Freiheitshelden. Mit herzlichem Gruße von den Meinigen und Deinem L. Feuerbach.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Zürich, den 7. Januar 1861.
zur Münsterburg.

Bester Ludwig!

Dein theurer, inhaltreicher Brief hätte mit Recht ein schnelleres Echo beanspruchen können, als das, welches ihm nach drei Monaten zu Theil wird. Wir haben uns aber nachgerade an die langen Pausen in dem Briefwechsel gewöhnt, gewöhnt den Grad unserer Freundschaft nicht nach der Zahl der Briefe zu ermessen. Das beruhigt mich wenigstens nach einer Seite hin, der Befürchtung, irgendwie mißverstanden worden zu sein.

Das alte Jahr war mit mannigfachen Sorgen, die hauptsächlich durch Unwohlsein bald des Einen, bald des Andern, veranlaßt waren, reich beladen. Georg, der unsern kleinen, wirklich gefährlich kranken Marcel ablöste, als jener kaum genesen war, ist noch immer nicht gesund, und ich bin fast die Einzige, die sich über den Un- und Anfällen gesund erhielt, manchmal, weil ich mir das Kranksein, wie jeden andern Luxus, nicht erlauben durfte.

[1]) S. Herwegh, Neue Gedichte: Die Garibaldihymne, übersetzt für Oberst Rüstow.

Von dem Wechsel Deines Aufenthalts, so hart er Dich ankommen mußte, verspreche ich mir für Dich und die Deinen eigentlich nur Gutes. Die zu große Abgeschlossenheit, in die sich Naturen wie die Deine nur zu leicht mit Leidenschaft hineinleben, hätte doch früher oder später, wie reich auch Deine Begabung sein mag und ist, verarmend wirken müssen, denn dem Naturgesetz, das den Menschen nicht ganz zum Einsiedler schuf, kannst selbst Du, kann Niemand sich ungestraft entziehen. Was mich an Deinem Wohnsitz freut, ist, daß er Dir die Möglichkeit der Abgeschiedenheit ließ, und doch zugleich die Mittel bietet, mit Menschen zu verkehren. Ob mich mein Weg bald an Eure Thür führen wird? Ich weiß es nicht — da Lustreisen uns Andern selten gestattet sind, und für jetzt wenigstens die Nothwendigkeit zu einer solchen nicht vorliegt; was aber zu meinen und Georg's Lieblingswünschen gehört, ist, daß Du in diesem Frühjahr oder Sommer Deinen Plan ausführen möchtest und zu uns kommen, wo Deiner zu aller Zeit ein herzliches, jubelndes Willkommen harrt. Ich erhielt zu diesem Neujahr einige Photographien mir theurer Menschen, die, da sie in Form von Visitenkarten sind und folglich wenig Raum einnehmen, Platz auf meinem kleinen Schreibtisch finden, und mich, so oft ich vom Papiere aufsehe, sympathisch anblicken. Da kam in mir der Wunsch, auch Dein Conterfey zu haben, und so bitte ich Dich dann in Georgs und meinem Namen recht offen und recht unbescheiden darum, und verspreche Dir dafür ein Bild von Georg, sobald derselbe mir nämlich sein seit Jahren und jetzt wieder neu gegebenes Versprechen hält, sich photographiren zu lassen.

Von Lorchen und Bertha wüßte ich auch so gern wieder Etwas. Deine Frau gehört zu den besten, die mir je begegnet sind, und ich kann an diesen Grad von Selbstverläugnung und Anspruchslosigkeit wirklich nie ohne Rührung denken. Du weißt, daß ich vom Verstand der Frauen wenig, von ihrer Vernunft garnichts halte, desto mehr aber von ihrem Herzen, von dem fabelhaften Liebesreichthum, der für sie oft die Quelle des tiefsten Verstehens wird. Den eben besitzt Bertha gewiß in hohem Grade, und dies erkannt zu haben, ist mir noch in der Erinnerung eine Freude.

Da Du Dich für die italienische Bewegung wahrhaft interessierst, so laß Dir doch einmal ein vor wenigen Wochen in Mailand erschienenes Buch von Luigi Pianciani[1] durch Deinen Buchhändler

[1] Oberst unter Garibaldi.

zur Einsicht senden, das eine sehr klare und richtige Darstellung der letzten Ereignisse enthält und nach Rüstow's Ausspruch, der erst seit vier Wochen zu uns zurückgekehrt ist, vollständig exact sein soll. Das Buch „Herr Vogt" von Karl Marx wird Dir bereits zu Händen gekommen sein. Ich habe es noch nicht gelesen und entschließe mich auch schwer dazu, hingegen sagt mir Georg, der Alles liest, daß die politische Partie der Schrift nicht ohne Werth sei. —

Möglich! Mir ist diese ganze Art der Litteratur, die sich schließlich nur um die kleinlichen Interessen kleiner Persönlichkeiten dreht, eine höchst unerquickliche, eben so unerquicklich, wie die Gespräche über Privatangelegenheiten auf offnem Markt.

Wer ist schließlich Herr Vogt, oder Herr Marx, oder am Ende jeder Einzelne, mag er sich nennen wie er will, in einer Zeit, wo so große, dringende, welterschütternde und bewegende Fragen auf dem Tapet stehen? — Was ist mir Hekuba? möchte man hiebei, wie oftmals bei ähnlichen Anläßen, ausrufen! Vielleicht stimmen wir darin überein, vielleicht lächelst Du auch über mich. Thu' wie Dir zu Mute, ich kann, so oft ich einem Menschen schreibe, der mir so lieb ist wie Du, nicht lange um den Brei gehen, und muß die Dinge sagen, wie sie in mir leben, sich mir zeigen — dumm oder gescheidt — gleichviel.

So lebt denn wohl für dieses mal und möchte dies Jahr uns Allen ein gutes werden und uns zu einander führen. Was es eben auch bringen mag, die Gewißheit unsrer unwandelbaren, innigen Freundschaft wird es uns lassen. —

Ich umarme Euch alle Drei von Herzen und Georg grüßt Dich tausendmal.

Deine

Emma Herwegh.

Schreib bald.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Zürich, den 29. Mai 61.
zur Münsterburg.

Lieber Ludwig,

Obschon wir seit mehr als einem halben Jahre Nichts direkt von Dir wissen, schließe ich daraus nur, daß Dir nur ohne einen besondern Anlaß zu schreiben die Stimmung gefehlt hat, und da sich mir ein solcher

bietet, gehe ich über das Dazwischenliegende hinweg und fange an wie Einer, der fortfährt. Es ist dies auch das Natürlichste zwischen Menschen, deren wahrhafter geistiger Zusammenhang nie unterbrochen wurde, weil er nur mit ihnen selbst enden kann. Dunque: Du wirst sehr wahrscheinlich in einigen Tagen, d. h. in etwa 11 Tagen Deinen alten Freund Georg Herwegh wieder sehen, den eine ernste Leberkrankheit nach Carlsbad und bei dieser Gelegenheit über Nürnberg führt.

Ich würde glücklich sein ihn zur Pflege begleiten und so auch meinen Theil an der Freude des Wiedersehens nehmen zu dürfen — aber — mit Millionen theilen auch wir das Loos uns schon glücklich preisen zu müssen, wenn das unerläßlich Nothwendige erreichbar wird, und müssen das selbstsüchtige Wünschen, wie natürlich es den Menschen auch sein mag, Andern überlassen. — Georgs Plan ist, Sonntag über 8 Tage also am 9 ten Juni in der Frühe hier abzureisen, in Augsburg zu übernachten und am Montag den 10 ten zeitig nach Nürnberg weiter zu gehen, dort im „Würtemberger Hof" abzusteigen und Dich aufzusuchen, um mit Dir einen Tag zusammen zu bleiben — vielleicht auch zwei — obschon sein Uebel so weit vorgerückt ist, daß es am Besten, er geht so schnell als möglich weiter. Carlsbad ist ohnehin im Juli sehr heiß und die Kur daselbst in der Hitze weit weniger wirksam. Um möglichst wenig Zeit zu verlieren, von den wenigen Stunden, welche Euch nach 15 jähriger Trennung werden, wünscht Georg, daß Du ihm Deine Adresse etwas bestimmter, als ich sie habe, angiebst und zwar mit umgehender Post. Geht die Kur glücklich vorüber, was die Götter geben mögen, denn ich versichere Dir, daß ich schreckliche Zeiten durchgemacht habe und durchmache, dann könntet Ihr Beide Euch vielleicht in 6—7 Wochen ein rendez-vous in München geben, über das Georg den Rückweg nehmen will, und zu Zweien zu mir kommen. Du hast mir's ja fast versprochen und arbeiten kannst Du hier eben so ungestört als in Nürnberg.

Bertha und Lorchen, denen ich später einmal direkt schreiben werde, bringe heute meinen Gruß wie auch dem Aesop und den Schwestern. Du selbst aber nimm den Löwen-Theil, die Versicherung unserer unwandelbaren und doch stets wachsenden Freundschaft. Addio!

Ich freue mich wirklich unendlich auf Euer gemeinsames Wiedersehn.

Deine Freundin

Emma Herwegh.

Schluß in der März-Nummer.

Herman Bang:
Die Dekadence der Darstellungskunst.

Eine Untersuchung.

I.

Eine Niedergangszeit ist für die Schauspielkunst angebrochen.

Wer in den letzten fünfzehn Jahren die Theater verschiedener Sprachen und Gemeinwesen gesehen hat, kann nicht umhin, das zu konstatieren: Wir sind in einem Wellental, und die Darstellungsgabe ist geschwächt.

Die Gründe sind zahlreich und zumeist Gründe des Lebens: Das moderne Leben selbst raubt der Schauspielkunst langsam, aber unwiderstehlich ihre Ausdrucksmittel.

Wenn das im ersten Augenblick wie ein Paradoxon klingen mag, wird es sich doch für den, der es näher untersucht, als vollkommen wahr erweisen. Und während die wirklichen Gründe des Niedergangs der Schauspielkunst dargelegt werden, wird man auch ganz verstehen, wie ernst und wie tief eingreifend die Krise ist. Vielleicht wird uns dann dieses Verständnis auch dazu führen, die neuen Wege zu entdecken und zu bahnen, die allein zur Wiedergeburt und zu einem neuen Reichtum einer Kunst führen können, die die höchste der Künste ist und bleiben soll, weil ihr Mittel das höchste der Mittel ist: der menschliche Körper selbst.

II.

Das moderne Leben ist auf Maschinenbetrieb eingerichtet. Die Fabrik und die Massenproduktion ist sein Ziel und sein Symbol. Auch die große Menge der Menschen gehen aus dem Ofen der Zeit als Fabrikate hervor — als eine Art Fayence, bei der der eine graue Teller ganz wie der zweite ist, der zweite wie der dritte und der dritte wie der siebenhundertneunundreißigste.

Die sich beständig ausbreitende Bildung; die allgemeine und gemein-

same Aufklärung; die gemeinsame Lektüre (die mehr und mehr Zeitungslektüre wird); die durch stets zahlreichere soziale Gesetze gleichförmige Tracht; zusammenfließende Gewohnheiten; selbst der immer weiter verzweigte Wohlstand, der für stets mehr und mehr Menschen Gleichstellung schafft — alles trägt dazu bei in der modernen Gesellschaft eine immer wachsende äußere Gleichheit hervorzubringen.

Die äußeren Ungleichheiten der einzelnen Menschen verschwinden, und selbst die Sonderzeichen der Kreise oder der „Fächer" verwischen sich. Die Zünfte sind aufgehoben. Die Tausende gleichen den Zehntausenden und die Zehntausende auf ein Haar den Hunderttausenden.

Die Bewegung wird um so stärker, als die Hast der Zeit, in der alle in dem Kampf und der Jagd nach äußeren Dingen mittun müssen, dem Einzelnen wenig Zeit und Kraft läßt, seine innere Selbständigkeit und Besonderheit zu pflegen.

Darum wird, wo alle einander gleichen, immer mehr und mehr auch jeder Einzelne allen gleichen. Die Million, in der alle einander gleichen, überwindet und verschluckt den Einzelnen, der nicht wagt, mit irgend einem Sonderwesen allein hervorzutreten.

Die Furcht vor der Einsamkeit, vor dem Lachen, vor dem Lächeln und dem Spott rangiert ihn in die Legion der Millionen ein. Wir eignen uns alle ein gemeinsames Wesen und eine gemeinsame Schutzwehr an.

Aber dieses gemeinsame Wesen wird naturnotwendig eintönig und grau, weil es aus dem einigen Bestreben aller hervorgegangen ist: „Nur ja nicht abstechen."

Wir befleißigen uns einer Gleichförmigkeit, in der alles still ist und nichts Lärm macht. Denn Lärm erregt Aufsehen.

Wir eignen uns ein Wesen an, aus dem alle stärkeren Ausdrucksformen ausgeschlossen sind.

Wir schränken — ohne es zu wissen und unwillkürlich — unsere Bewegungen ein, die seltener und kleiner werden, wir benützen selbst unsere Stimme mit Vorsicht, und wir sprechen ohne Laut, ohne Mannigfaltigkeit und ohne rhythmischen Wechsel. Wir vermeiden die Lebhaftigkeit des Gesichtsausdrucks und jeden allzu raschen Umschwung.

All das tun wir alle zu jeder Stunde und jeden Tag, und das Leben selbst verlöscht und verwischt so all das, was das einzige Ausdrucksmittel der Schauspielkunst ist.

Und mitten in diesem Leben lebt der Schauspieler selbst.

Er hat aufgehört, einer Kaste anzugehören, die „Gesellschaft“ hat ihn längst akzeptiert, und er verbringt seine behaglichen und gut entlohnten Tage mitten in dem bürgerlichen Dasein, das die Mittel seiner Kunst negiert und ausrottet, diese Mittel, die er im täglichen Leben als Mitglied der modernen Gesellschaft allmählich — selbst verleugnet.

Aber — — wenn der Schauspieler dann auf der Bühne steht, wenn er beginnen soll, seine Kunst zu üben, dann hat er ihre Ausdrucksformen vergessen. Durch die Gewohnheit des Lebens hat er sie vergessen, und seine Mittel stehen ihm nicht mehr zu Gebote.

Er, der nur durch die Mannigfaltigkeit der Stimme, der Mimik und der Bewegungen zu uns sprechen kann, hat die Mannigfaltigkeit vergessen und — sagt uns nichts mehr.

Hier wurzelt der Niedergang der Schauspielkunst, und hier hat er seinen Ursprung.

Aber das wird von den wenigsten verstanden.

III.

Die Niedergangszeit selbst wird jedoch von allen empfunden.

Und viele Ärzte — und viele, viele Quacksalber — haben versucht, der erkrankenden Kunst Heilung zu bringen, deren Hinschwinden sie nicht umhin konnten, zu sehen, während sie sich den Ursprung ihrer Schwäche nicht klar zu machen vermochten.

Die Ärzte und die Wunderdoktoren nahmen ihre Zuflucht zu allerhand Pillen. Zu Opium und zu Morphium. Die Herren Quacksalber gebrauchten noch grellere Kuren und boten Arkana in reicher Menge feil.

Wir haben eine Zeit erlebt, wo alle darauf versessen waren, die Kunst zu erneuern, und wo alles, was man erreichte, war, sich in Experimenten zu verlieren, die über dem Kopf der Wundertäter zusammenstürzten.

Vor etwa zwölf, fünfzehn Jahren war es Paris, das in dieser Erneuerung des Theaters schwelgte. Wie viele Experimente habe ich doch nicht in jener Zeit mitgemacht.

Maurice Maeterlincks Schauspiele wurden in blaue Schleier und in eine graue Rezitation gehüllt, in deren singender Eintönigkeit die Schauspieler wie im Schlaf dieselben zwei oder drei Körperbewegungen wiederholten und abermals wiederholten. Man wollte den Eindruck eines

Traumes hervorrufen, und ich glaube, das ganze Resultat war, daß ein hochgeehrtes Publikum — vollkommen traumlos schlief.

Und dennoch schien dies noch immer allzu lebendig und allzu wirklich.

Diese Schauspieler hinter den Schleiern sprachen u n d bewegten sich doch noch immer. Die Pariser Experimentatoren gingen darum noch weiter. Sie trennten Rede und Bewegung, und wir erlebten einen Schauspielabend (vielleicht hatte er, denn es gibt nichts Neues unter der Sonne und auf diesem allzu kleinen Planeten, sein Vorbild im chinesischen Theater) — einen Theaterabend, wo die Schauspieler auf der Bühne nur die Bewegungen machten, während vier andere Schauspieler im Orchester die Worte hersagten.

Das war immerhin eine Idee. Aber dennoch befriedigte sie die Ehrgeizigen nicht, die ihr Leben dafür eingesetzt hatten, die Schauspielkunst zu regenerieren.

Diese Schauspieler, die sich bewegten, ohne zu sprechen, waren doch trotz allem noch lebende Menschen, die man nur der Sprache beraubt haben könnte. Wohl waren ihre Bewegungen automatisch, aber sie waren doch keine Automaten.

Sie wurden es.

Wir erlebten einen Theaterabend, wo die stummen aber agierenden Schauspieler von — Puppen ersetzt wurden. Puppen in natürlicher Größe, mit Wachsgesichtern und Wachshänden, die auf Schienen zur Bühne herein und herausfuhren und die steifen Arme hoben und senkten, wenn man in den Kulissen an einer Schnur zog.

Diese Puppen agierten auf der Bühne, während vier Schauspieler in den Kulissen die Verse der Tragödie lasen.

Zu dieser Verleugnung der menschlichen Mitwirkung kann es die Kunst der Menschendarstellung bringen — in den Händen der Wunderdoktoren.

Aber eine Wiedergeburt der Kunst werden diese Wunderkuren kaum erzielen.

IV.

Eine Wiedergeburt und Erneuerung der Kunst ist nur möglich durch erneuerte und reichere Untersuchungen der ewigen Quelle aller Kunst: der menschlichen Seele.

Diese Untersuchungen und dieses Eindringen wird auch in unseren

Tagen dem Künstler zeigen, daß, wie groß auch die äußere Gleichheit geworden ist, und wie dicht und wie vermummend auch das „gemeinsame Wesen" unsere Seele deckt und einhüllt, die Seelen selbst doch unendlich ungleich sind und tief voneinander verschieden. Unsere innere Selbständigkeit und Besonderheit ist bedroht, aber sie ist nicht vernichtet.

Und was den Schauspieler betrifft, so wird er — wenn er all das Traditionelle verläßt und alle Tricks des Handwerkes aufgibt und zur Beobachtung seiner selbst und anderer zurückkehrt — entdecken und sehen, daß trotz aller äußeren Gleichheit unsere ungleichen Seelen noch beständig besondere und verschiedene Ausdrucksformen finden; und durch die Maske, die die Gesellschaft und unser Nachahmungstrieb unserem Gesichte aufgekleistert hat, verraten wir uns noch so, wie die Menschen sich zu allen Zeiten verraten haben.

In Blicken verraten wir uns. In Mienen verraten wir uns. In Bewegungen verraten wir uns. In unserer Stimme verraten wir uns.

In all den Dingen mit anderen Worten, die stets die Mittel der Schauspielkunst sind und waren und immer bleiben werden, die Mittel, durch die die darstellende Kunst die menschliche Seele aufdeckt und offenbart.

Zugegeben muß nur werden, daß die Kunst des Schauspielers schwieriger geworden ist.

Teils weil er, wie wir schon bewiesen haben, so halbwegs die Ausdrucksmittel seiner eigenen Kunst vergessen hatte, und das gerade zu einer Zeit, wo diese Mittel notwendigerweise noch mehr verschärft und verfeinert werden müssen.

Teils, weil eben die Beobachtung, die ihn bereichern und leiten soll, zehnfach mühsamer geworden ist: die Bewegungen, der Tonfall, das Mienenspiel, die Übergänge, die Pausen, durch die der moderne Mensch seine Gemütsstimmungen, Zustände und Bewegungen verrät, sind plötzlicher, unmerklicher und flüchtiger: schnell wie der Blitz verschwindend und verschwunden.

Sie sind nicht nur schwer *wiederzugeben* für die Schauspieler, die überdies in der Kraft der Wiedergabe selbst erschlafft sind, sondern sie sind auch zehnmal schwerer zu *beobachten*.

Nichtsdestoweniger muß sich der Schauspieler ihrer bemächtigen. Die Erneuerung der Kunst ist nur möglich, wenn er es tut.

Die modernen Menschen tragen die Allerweltsmaske. Aber Licht-

blitze aus unserem eigenen Selbst durchbrechen diese Maske, erleuchten sie und — verraten uns. Diese Lichtblitze sind die rasch aufflammenden und rasch erlöschenden Offenbarungen unserer inneren Besonderheit und unserer Seele.

Die neue Schauspielkunst muß sie belauern, sie auffangen und festhalten.

Auf dem Gesicht des Schauspielers, in seinem Tonfall, in seinem Mienenspiel müssen diese plötzlichen Lichtblitze — uns verraten. Dann ist die Renaissance der Darstellungskunst da und — nur dann.

V.

Vorläufig befinden wir uns in der Niedergangszeit.

Von der neuen Kunst ist nur wenig zu verspüren.

Dennoch ist etwas geschehen, die Mauern, die die neue Darstellung einschließen sollen, sind ringsherum schon aufgerichtet.

Es war wohl in Paris, wo die ersten „kleinen Theater" erbaut wurden. Diminutive Räume mit einer diminutiven Bühne. Sie sind so groß wie eine Schachtel und seidenbezogen wie die Juwelenschreine der „Divettes".

Gerade der Divettes. Denn auf den Boulevards von Paris waren diese kleinen Schauspielhäuser meistens das Heim kapriziöser Spezialitäten — der auftauchenden Pantomime, des Barfußtanzes, des Tableaus, der Serpentintänzerinnen.

Berlin gab diesem neuen „Kleinen Schauspielhause" einen Namen, der weiter wies: das Intime Theater.

Und insofern gab man dem neuen Hause auch einen neuen Inhalt, als es das Heim der Schauspielkunst verblieb — — — wenn auch vorläufig einer Kunst, die reicher an Experimenten als an der einzig notwendigen Erneuerung war.

Der Instinkt, der zur Errichtung und Erbauung dieser Theater geführt hat, ist doch richtig gewesen, selbst wenn weder Wege noch Ziel Urheber und Bauherren klar vor Augen gestanden haben.

Die neue Schauspielkunst, die ein Leben offenbaren soll, das sich so rasch verrät, beinahe unmerklich; in Lauten, die kaum Laute sind; in Bewegungen so halb verborgen; in Übergängen, so flüchtig — diese Kunst

kann infolge ihres Wesens nur in Räumen wirken und sich entfalten, wo man all das Kleine verfolgen und beobachten kann.

Das „Intime Theater" ist in dem Gefühl begründet, einem etwas unklaren und unbestimmten Gefühl, daß das Wesen der Darstellungskunst ein anderes geworden ist. An dem Tage, an dem man voll erkennt, *warum* es das geworden ist, wird auch die Zukunft anbrechen, und eine neue Kunst wird uns in dem neuen Hause von neuem die menschliche Seele offenbaren.

Die zusammengesetzt und bewegt und verschieden lebt und strebt und kämpft und glüht und verzehrt wird, auch unter jener Maske, die wir tragen, — wir scheuen Geschöpfe des Allerweltswesens.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski: Soupergespräch.

Ein Kabinettbild.

Die Premiere war zu Ende, und die Heroine saß an der luxuriös gedeckten Tafel im reservierten Zimmer eines Moderestaurants, im Kreise von Theatermitgliedern, Literaten und Lebemännern, die der Kunst auf ihre besondere Weise dienten. Ein schwersilberner Blumenaufsatz, Gläser in mancherlei Form und Farbe, teils wie Wunderwerke aus Eiskristallen, teils wie zarte, grüne oder farblose Kelche von Märchenblumen, glitzerten im rosigen Kerzenschein der silbernen Armleuchter. Unter einem Speisewärmer züngelte eine bläuliche Spiritusflamme wie ein gefangenes Irrlicht, das zu entweichen suchte; und mit fast religiöser Andacht kostete der Kellermeister, ein älterer Mann in schwarzem Rock, mit ernstem, glatt rasiertem Gesicht, den ersten Schluck jeder geöffneten Flasche, bevor er sie zum Einschenken freigab.

Die Unterhaltung wurde laut und mit lebhaften Gesten geführt. Man sprach von dem eben gespielten Stück und schien noch einen Rest von Theater mitgebracht zu haben, obwohl die Mitspielenden längst abgeschminkt waren und in Abendtoilette dasaßen. Es war ein modernes Seelendrama, das heute das Rampenlicht erblickt hatte, ein mystisches Stück ohne Zeit und Ort, die Tragödie eines sentimentalen Schwächlings, der zwischen Gattin und Geliebter haltlos hin und herschwankt, so daß alle Drei — trotz Aufbietung höchsten Edelmutes — unglücklich werden. Schließlich wähnt die liebende Gattin in der Selbstaufopferung für das Glück der Andren ihr eignes Glück gefunden zu haben und geht in den Tod. Das Stück schloß mit einem Ausblick auf vergebliche Reue, einem schmerzvollen Umsonst!

Über den Bühnenerfolg waren die Stimmen geteilt. Einmütig war nur die Bewunderung für die Heroine, die den Tod der sich opfernden Gattin mit erschütternder Naturwahrheit dargestellt hatte. Eine ganz neue Seite ihres Talentes war dabei zum Vorschein gekommen; und man bewunderte die große Kunst, mit der sie eine ihr fern liegende Aufgabe gemeistert hatte.

„Das heißt," meinte sie etwas selbstbewußt zu einem ihr schräg gegenüber sitzenden Kritiker, „man kannte mich nur in den Rollen, für die ich einmal abgestempelt bin. Wäre der Direktor bei der Rollenverteilung nicht stets nach dem gleichen Prinzip verfahren, man hätte schon zehn solcher Überraschungen haben können... Übrigens gebe ich zu, daß diese Rolle mir viel zumutet; im Grunde glaube ich nicht an sie."

Der Autor des Stückes, ein jüngerer Mann, der mit verträumten Augen dasaß, schien plötzlich aus seinem Sinnen zu erwachen und warf der Schauspielerin einen bösen Blick zu. Die Aufnahme des Stückes hatte seine Erwartungen wenig befriedigt; diese Verleugnung von seiten der Hauptdarstellerin aber, die alle Huldigungen auf sich lenkte, verdarb ihm vollends die Laune.

„Warum glauben Sie nicht an die Rolle?" fragte er gallig.

„Im Leben pflegt es anders zu gehen", erwiderte sie.

„Wieso?" mischte sich der Herr zur Linken der Schauspielerin ein: es war ein Finanzmann in mittleren Jahren mit kaltem, durchgearbeitetem Gesicht und gegenwärtig der glückliche Besitzer ihrer Reize.

Sie antwortete spöttisch: „Der Mann behält die Eine zur Frau und macht die Andere zu seiner Geliebten. Vor allem aber wahrt er sein Geheimnis."

Ein stummes, beifälliges Nicken der Umsitzenden war die Antwort auf diese etwas frech hingeworfene Bemerkung. In der Welt des Theaters, dieser Welt des schönen Scheins, die Tragödien *spielt*, aber Glück und Ruhm *sucht*, fand die Meinung der Schauspielerin allgemein Anklang. Nur der Dramatiker sagte achselzuckend:

„Im Leben... im Leben... Was geht mich das Leben an?.. Ich bin kein Photograph... Ich bin Dichter und Seelendeuter." Und er fuhr sich mit der Hand zerstreut durch sein wallendes Lockenhaar.

„Haben Sie in Ihrem jungen Leben schon solche Erfahrungen gemacht?" fragte der Finanzmann galant. Er war froh, aus der dramaturgischen Theorie ins Leben zurückzukehren.

„Oh ja", sagte die Schauspielerin ernst. „Ich habe selbst einen solchen Fall miterlebt."

„Erzählen Sie bitte", drängte er. „Ich will zwar nicht indiskret sein..."

„Oh!" unterbrach sie ihn, „der Ort meiner Geschichte ist weit von hier."

„Um so besser. Verwischen Sie Zeit und Ort," riet der Finanzmann.

„Schön," nickte sie, „ich verwische sie — wie sie in dem Stücke verwischt sind... Ich war also befreundet mit einem jüngeren Ehepaar, wohl-

verstanden aus den obersten Klassen und nicht etwa aus der Bohême; denn die nimmt ja alles viel leichter. Die Frau hatte Herz und Gemüt und war recht hübsch von jener träumerischen englischen Schönheit, wie die Präraffaeliten sie malen, einer Schönheit, der nur die Engelsflügel fehlen. Was ihr abging, das war das Prickelnde, Geistreiche, bisweilen Freche, was die Männer so reizt — und was insbesondere diesen Mann reizte, der sehr geistreich und fein gebildet war, überdies ziemlich häßlich. In dieser Ehe hätte er auf die Dauer nie sein Genügen gefunden. Andrerseits liebte er seine Frau ehrlich, mit Herz und Sinnen; er hätte sie niemals verlassen und ihr späterer Tod hat ihm tiefe Wunden geschlagen... Eines Tages lernte er eine junge Dame kennen, die bei mir Deklamationsstunden nahm, aus purem Vergnügen, denn sie war recht wohlhabend und dachte nicht daran, zur Bühne zu gehen. Obwohl sie hübsch war, hatte sie bisher nicht geheiratet, weil ihr die Männer ihrer Bekanntschaft allesamt nicht behagten oder besser zu dumm schienen. Dieser häßliche, aber geistreiche Mensch gefiel ihr, zumal er sie anfangs ein wenig abfallen ließ. Die Andren liefen ihr wegen ihres Geldes oder ihrer Reize nach; er allein schätzte sie ihres Geistes wegen. Denn sie war ein geistsprühendes, übermütiges Mädchen, das eine ganze Tischgesellschaft zum Lachen bringen konnte. Ja, die Liebe hat seltsame Wege... Kurzum, er fing schließlich Feuer — und sie wurden beide glückselig. Sie gab ihm alles, was ihm in seiner Ehe gefehlt hatte. Und trotzdem, was glauben Sie wohl, als die Frau starb..."

„Also doch tragische Lösung", warf der Dramatiker dazwischen.

„Nein, ganz außertragisch. Sie starb erst später im Wochenbett. Das Verhältnis hat Jahre lang gewährt, und alle drei waren glücklich dabei... weil alle den Mund hielten. Ein Dramatiker", setzte sie mit einem Blick auf den Autor hinzu, „hätte den Mann vielleicht im Selbstmord enden lassen, wie den Glockengießer Heinrich, wofern er nicht, wie Sie, eine der beiden Frauen zur „Erlösung" des Mannes wie Senta ins Meer springen ließ. Oder er gab dem Mann eine Kraftnatur; dann ging er mit der andern durch und kehrte vielleicht reumütig zurück, als es zu spät war, vorausgesetzt, daß die beiden nicht über Leichen gingen und uns durch ihre Reulosigkeit empörten. Auf jeden Fall gab es eine tragische Lösung."

Der Kritiker wollte ein Buch einwenden, wo das letztere durchaus nicht empörte.

„Bitte keine Bücher", unterbrach sie ihn lebhaft. „Ich rede vom wirklichen Leben. Und hier war die Lösung alles andere als tragisch. Es war

ein wolkenloses Glück, von dem auch die Ehe erst ihren vollen Sonnenschein empfing. Die Frau hat mir einmal ihr Herz ausgeschüttet. Es war an einem Nachmittag zur Teestunde, wo ich sie allein zu Hause traf, indes ihr Gatte vielleicht bei der andern war. Wir sprachen von ihm; sie lobte ihn überschwenglich und beteuerte mir, wie glücklich sie mit ihm wäre, wie zartfühlend er sei und wie liebevoll, wie innig sie an ihm hinge. Denken Sie sich meine Lage bei dieser Anvertrauung! Na, unsereins hat sein Mienenspiel zum Glück in der Gewalt. Sonst hätte ich ihr Glück vielleicht mit einer ungewollten Gebärde zerstört. Das einzige, was sie als Mangel empfand, das war, daß sie ihrem Manne geistig nicht ganz ebenbürtig war. Sie gestand mir das offen ein. Um so dankbarer war sie ihm für seine schonende Güte. Ein andrer, meinte sie, hätte sich anderswo schadlos gehalten..."

„Und sie merkte gar nichts, die dumme Person", sagte der Dramatiker kopfschüttelnd. „Sehr unwahrscheinlich."

„Liebe macht blind," erwiderte sie; und der Liebhaber neben ihr lächelte galant und blickte auf das kostbare Perlenkollier, eine Gabe von ihm, das an ihrem Halse schimmerte.

„Der Mann hat Ihnen natürlich auch sein Herz ausgeschüttet," fragte der Bühnenschriftsteller.

„Das wäre freilich sehr für die Bühne gewesen," gab sie mokant heraus. „Aber nein, ich wußte es ohnedies. Ich brauchte nur die Augen aufzutun, wenn ich ihn mit meiner Schülerin zusammensah. Ich sah ja, wie zufrieden das kluge, temperamentvolle Mädchen mit der Liebe dieses häßlichen Mannes war. Durch die elegante Welt wenig verwöhnt, fand sie in diesem geistreichen Kopfe alles, was den Beaus abging. Seine Häßlichkeit bemerkte sie gar nicht."

„Und suchte sie den Halbgestrauchelten nicht ganz zu erobern?" erkundigte sich der Finanzmann.

Die Schauspielerin schüttelte den Kopf. „Nein. Sie hat mir einmal gesagt: Durch mich ist noch nie eine Frau unglücklich geworden. — Ich bin überzeugt, wenn er seine Frau ihretwegen hätte verlassen wollen, sie hätte sich von ihm getrennt und ihn nicht mehr geliebt. Sie hätte ihr Glück nicht auf das Unglück einer Mitschwester bauen mögen — sowenig wie die hochherzige Geliebte in Ihrem Stück."

Der Dramatiker murmelte: „Ei, die war ja nur für die Bühne möglich."

Doch der Kritiker warf ihr einen seiner scharfen, bebrillten Blicke zu und sagte:

„Verzeihen Sie... Ihre Schülerin mußte sich doch klar sein, daß die Sache eines Tages herauskommen könnte. Und dann war das Glück der Rivalin doch futsch. Sie hat ihr Glück nicht auf das Unglück ihrer Mitschwester gebaut, wie Sie sagen; aber sie hat es auf den Zufall gebaut, der ebenfalls töten konnte. Sie war zum mindesten leichtfertig..."

„Leichtfertig," lächelte die Schauspielerin, „das sind wir Frauen alle mehr oder minder, wenn wir nichts als den Augenblick haben." Und sie ließ ihre schönen, seelenvollen Augen im Zimmer herumschweifen, wie ein Schmetterlingspaar, das von Blume zu Blume fliegt.

„Und was geschah nach dem außertragischen Tode der Gattin?" fragte der Dramatiker weiter.

„Ja, was glauben Sie wohl?" fragte die Schauspielerin, plötzlich zu ihrem Thema zurückkehrend.

„Die beiden haben sich natürlich geheiratet," meinte der Kritiker.

Die Heroine lachte scharf. „Nein!" rief sie in plötzlichem Ingrimm aus. „Ich will Ihnen sagen, was sie getan haben... Ich habe diese ganze Tragikomödie miterlebt... Meine Schülerin kam nach wie vor zu mir, blaß vor innerer Aufregung. Eines Tages gestand sie mir ihre Bedrängnis. Sie war tief erstaunt, daß ich bereits Bescheid wußte. Ich glaube, sie hielt mich für eine Lügnerin, denn ich schwor, daß ihr Freund mir nichts verraten hätte. Sie begriff wohl nicht recht, daß unsereins die Physiognomieen besser durchschaut als ein Laie. Doch ich war nun mal ihre Vertraute geworden; sie verschwieg mir nichts mehr. Sie fand es sehr taktvoll und zartfühlend, daß ihr Geliebter nicht gleich am Totenbette der Gattin um ihre Hand gebeten hatte. Sie ehrte seinen Schmerz und wollte warten, bis er von selbst zu ihr käme. Aber das Warten wurde ihr lang, zu lang. Er blieb stumm wie das Grab. Da begann sie, an ihm irre zu werden, und gab ihrer Liebe nur noch widerwillig Kredit... Eines Tages kam sie außer der Zeit zu mir, ganz verstört. Sie riß mir fast die Klingel ab, dann warf sie sich schluchzend in meine Arme. Ihr Freund hatte sie elend verraten. Er hatte sich mit einer Andren verlobt, die in ihrer Art der ersten Frau glich, und seiner Freundin die Hoffnung ausgedrückt, daß ihr Verhältnis das alte bleiben würde. „Da lesen Sie selbst!" rief sie mehr röchelnd, als schluchzend, mit einem Grimm in der Stimme, wie eine Löwin, der ihr Junges erwürgt wird. Der Brief war mit fester, deutlicher Hand geschrieben, wie ein Geschäftsbrief. Als ich ihn knapp ausgelesen hatte, riß sie ihn in Stücke und trat wütend darauf herum. Dann begann sie zu rasen, daß ich um ihren Verstand fürchtete. Sie überschüttete den Treu-

losen mit Schmähreden, wie ich sie aus solchem Munde nie wieder gehört habe. Und immer wieder klang es dazwischen „Der Schuft!" „Der Schuft!" wie ein Peitschenhieb. Ich fürchtete, sie würde ein Attentat auf ihn machen oder sich selbst was zu Leide tun."

Die Schauspielerin war durch ihre Erzählung mitgerissen worden, als ob sie ein eignes Erlebnis berichtete. Ihre Stimme bebte vor verhaltner Erregung. Sie trank einen Schluck Sekt; dann schloß sie:

„Sie hat ihm und sich selber nichts angetan. Sie hat gar nichts getan. Als er zu ihr kam, ließ sie ihm die Tür weisen. Er sprach sie danach auf der Straße an. Sie antwortete: „Wagen Sie es noch einmal, ein Wort an mich zu richten, so verrate ich Sie an Ihre Braut, wie Sie mich verraten haben." Damit drehte sie ihm den Rücken. Das war besser, als ins Wasser zu springen: er war es nicht wert."

„Und was tat der Mann?" fragte der Dichter, als sie verstummt war.

„Ja, was hätten Sie ihn tun lassen?" entgegnete die Schauspielerin, indem sie achtlos mit einer Blume spielte, die sie aus dem Aufsatz herausgerissen hatte. Der Dramatiker schwieg.

Der Finanzmann nahm ihm die Antwort vom Munde.

„Ich hätte ihn eine neue Geliebte suchen lassen," sagte er trocken.

Sie warf ihm einen flammenden Blick zu, einen Blick voll Verachtung und blutigem Hohn, der zu sagen schien: „Auch du!" Dann legte sie ihre weiße, diamantenschimmernde Hand auf das schwarze Tuch seines Frackärmels und sagte mit grimmiger Lustigkeit: „Recht so! Da merkt man den Praktiker. Sie kennen die Männer."

Der Finanzmann, der die Glut ihres Blickes mißverstand, lächelte geschmeichelt.

„In der Tat," fuhr die Heroine fort, während ihre Nasenflügel vor innerer Erregung bebten, „er hat sich nach einer neuen Geliebten zu der neuen Frau umgesehen."

„Wohl gar nach Ihnen?" fragte der Liebhaber plötzlich beklommen.

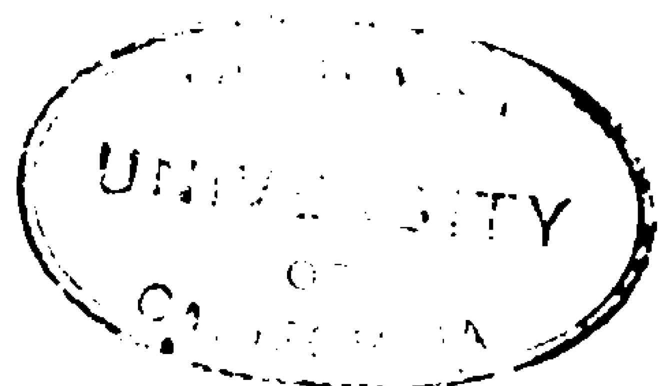
Sie richtete sich jäh in die Höhe und warf ihm einen unsäglichen Blick zu, in dem sich Verachtung und überraschte Bewunderung mischten. Dann sagte sie:

„Sie haben wieder ins Schwarze getroffen."

Diesmal lächelte er nicht. Eine törichte Eifersucht ergriff ihn, die Eifersucht eines Mannes, der mit seiner Maitresse im Kreise ihrer alten oder zukünftigen Anbeter sitzt und sich hierüber keiner Täuschung hingibt, durch das theoretische Eingeständnis einer Liebschaft aber verletzt wird.



Dora Hitz: Kinderbildnis.
Zum Essay von Ruth Lindner.


UNIV ITY

Sie merkte an seinem Gesichte sofort den Verstoß gegen ihre eigenen Grundsätze, und sich rasch bezwingend, sagte sie mit sanfter Stimme, die wie ein Streicheln klang:

„Beruhigen Sie sich, ich bin auf seine Bitte nicht eingegangen. Es war zwar sehr schmeichelhaft für mich, daß er in mir einen Ersatz für das geistvolle Mädchen zu finden glaubte; aber ich hatte keine Neigung, diesen Menschen zu trösten... Überdies mußte ich bald außer Landes gehen."

„Und hat der Gatte sich anderswo schadlos gehalten?" fragte der Kritiker.

„Ich weiß es nicht," entgegnete die junge Schauspielerin, „aber ich glaube es sicher."

Der Finanzmann nickte ihr, jetzt wieder beruhigt, Beifall, während der Bühnendichter ins Leere starrte und mit der Hand hin und herfuhr, als zerteilte er eine Tabakswolke.

„Jawohl," sagte er schließlich wie im Selbstgespräch. „Der Reiz der verbotenen Frucht... Dies Auf und Nieder zwischen verschiedenen Liebesempfindungen... Das verwegene Spiel um ein Glück, das jede Indiskretion vernichten konnte... Motive wie Brombeeren... Ich verstehe schon, daß der Mann immer so fortfahren wollte..."

„Schreiben Sie doch ein Drama darüber, betitelt Das wirkliche Leben", lachte die Schauspielerin geringschätzig und wandte sich dann einem Anderen zu, der ihr gerade ein Kompliment machen wollte. Sie hatte vorhin auf der Bühne das ausdrücken müssen, was ihrem eignen Erleben widerstritt; nun erlebte sie etwas zum zweiten Male, dem sie keinen Ausdruck verleihen durfte. Es war jedes Mal ein Spiel an der Grenze von Schein und Wirklichkeit — wie ihr ganzes Theaterleben.

„Ein Drama," überlegte der Bühnenschriftsteller mit der kalten Neugier eines Anatomieprofessors. „Dazu ist der Stoff zu intim. Er würde nicht wirken. Höchstens einen Roman."

Und der Finanzmann schloß die Debatte mit den Worten:

„Ich hätte eine alte Maitresse auch nicht geheiratet."

Hans Benzmann: Lob der Weisheit.

Hiob — die Weisheit Gottes.

Es hat das Silber tief im Felsen seinen Gang,
Das Erz antwortet auf des Hammers Klang;
Ihr holt vielleicht aus ewig gärenden Gründen
Die Feuer, die der Erde Wesen künden,
Ihr nehmt vielleicht in eure Menschenhand
Der fernsten Sonnen ausgeglühten Sand
Und werdet einst die Magischen erkennen,
Die liebend oder hassend für einander brennen,
Und werdet ihre Riesenkraft gewinnen
Und euch auf manch Geheimnis noch besinnen —
Allein wo sucht ihr Ihn? auf welchen Steigen,
Die noch kein Vogelflug gefegt, gesehen
Noch keines Geiers Auge, noch keines Windes Wehen
Gestört in ihrem ungeheuren Schweigen?
Wo such' ich, Weisheit, dich? welch Landes
Geheimnis birgt die Stätte des Verstandes?
Sie ward in keinem Land der Lebendigen gefunden!
Nicht Gebet und Gedanke hat sie gebunden!
Der Erde Abgrund spricht: in mir ist sie nicht!
Und das Meer der Sterne stürmt: in mir ist sie nicht!
Es gilt ihr nicht gleich Urlicht und ophirisch Gold
Und die Perle, das Leben, das in der Tiefe rollt;
Demant und alle Erkenntnisse achtet man nicht,
Geht sie mit einem in Gefahr und Gericht,

Topasius aus Mohrenland ist ihr nicht gleich,
Sie macht Wunder und Wissen, Wahn und Wille bleich, —
Sie ist verhohlen vor allem Lebendigen
Und verborgen dem Blick selbst der Inwendigen,
Verborgen den heiligen Müttern, die Kinder tragen,
Den brechenden Augen, die noch nach ihr fragen, —
Verdammnis und Tod nur sprechen betört:
Wir haben mit seinen Ohren ihr Gerücht gehört...
Doch Er weiß den Weg, Er kennt die Wenden
Der Ewigkeit, wo sich die Himmel vollenden, —
Da er dem Winde sein Gewicht und seine Straße
Und dem Wasser setzte seine gewissen Maße, —
Da gab er sein Werk aus seiner Hand,
Damit es seinen Lauf allein durchmißt,
Und sprach: Die Furcht des Herrn, was ihr auch seid und wißt,
Ist Weisheit, und meiden das Böse, das ist Verstand.

Salomo — des Menschen Weisheit.

Auch ich bin wie ein sterblicher Mensch geboren,
Im Fleisch gebildet neun Monde lang, im Blut
Zusammengeronnen und im Mutterleib gegoren,
Odem holend aus der gemeinen Lüfte Glut, —
Gefallen auf die Erde, die alle trägt;
Weinen war meine erste Stimme, in Gurt
Und Windeln bin ich auferzogen, — o dies erwägt:
Kein König hat, kein Weiser eine andre Geburt! —
Doch da ich rief, kam mir der heilige Geist
Der Weisheit, den der Mund der Seher preist.
Ich hielt sie teurer als mein Königtum,
Als Gold und Frauenliebe, Krieg und Ruhm,
Und war in allen Dingen fröhlich mein Gemüt, —
Und ohne Zorn und Zagen mein Geblüt, —
Mir ward Erkenntnis gegeben in das Entstehen

Der Welt und aller Elemente Geschehen,
Ich weiß, wie die Jahre die Spulen abspinnen,
Die goldnen, die sich um Sterne und Sonnen drehn,
Ich kenne die Kräfte, die in den Lüften rinnen
Und die im Berge wie schwangre Weiber stehn,
Ich kenne der zahmen und wilden Tiere Art, —
Und was ihr sinnet, ward mir offenbart,
Was tief in euch an Güte und Teufelslist,
Ihr Menschen, versteckt und verborgen ist,
Ich sehe auf aller Seelen dunklen Grund —
Alle Weisheit ward mir Sterblichem kund — —
Mir Sterblichem, — dies Wunder begreif' ich nicht!..
Denn die Weisheit ist ein Hauch und zartes Licht, —
Wie kommt mein Staub und Schatten zu ihr, zu ihr,
Die des allmächtigen Gottes höchste Zier?...
O du unbefleckter Spiegel der göttlichen Kraft,
Zeigst du mir göttlich der irdischen Wesen Leiden-
schaft?
O Herr, laß mich in tiefster Demut bekennen:
Wie kann ich mich dann weise vor andern nennen?
Denn deine Weisheit so gar lauter ist,
So behende: sie geht durch alles, was ist!...
Und geht einher herrlicher denn die Sonnen
Und alle Sterne, und, gegen des Lichtes Bronnen
Gerechnet, gehet sie weiter vor;
Denn das Licht weicht der Finsternis Tor;
Aber die Bosheit und aller Dämonen Heer
Dunkeln die Weisheit nimmermehr....

Jesus Sirach — die Weisheit selbst.

Als Erstgeborene von allen Kreaturen
Bin ich hervorgegangen aus dem Mund
Des Höchsten, ich schuf nach himmlischen Figuren
Die Dinge, die Nebelschwaden wob ich rund

Und sprach zum taumelnden Feuerball der Erde:
Verglimme! daß dein Antlitz göttlich werde!
Und ich durchdrang die Fluten aller Meere,
Durch meine Mühlen gingen Gottes Heere,
Zermalmten Berge von Granit und Eis, —
Die Füße der Wälder walzten das Geleis,
Bis brüllend dem Riesenstier die Fruchtbarkeit
Entströmte, — dann war es an der Zeit:
Denn aus der Tiefe kroch ein Volk hervor
Und hob die Stirne wie zu Gott empor, —
Da formte ich ihm Sinn und Mund,
Unzählige Wunder wurden ihm da kund....
Und in Sion war meine Stätte, sagen die einen,
Doch ich lebe auch in des Feldes armseligen Steinen, —
Bin ich erhöht wie die Cedern und Palmen
Des Libanon, so bin ich niedrig auch den Halmen
Der Öde gleich, denn eines ruhet im andern —
Was sind Jahrtausende meinem Wandern?
In mir wohnet die ganze Herrlichkeit des Weges,
Wohnet die Wahrheit, frei allen Geheges!
Drum kommt nun erst aus der Tiefe hervor,
Ihr Völker, und hebet die Stirnen zu mir empor,
Wundervoll ist erst das wahre Walten der Welt
Und die Seele, die vor der Wahrheit nicht zerschellt!
Selig mein ewiges Leben und euer Verderben!
Selig, selig, die in der Wahrheit leben können und sterben!

Adolf Wilbrandt: Junggesellen.

Novelle.

S ch l u ß.

Erich saß auf einem der „Walfische" im Meer, drei, vier Tage später, Leopardi lesend; in seinen ewig wechselnden, sich verdüsternden Stimmungen hatte er sich in die weltverneinenden Gesänge dieses Dichters vertieft. So wollte er sich zugleich im Italienischen üben; er schweifte nur gar zu leicht von dem Büchlein ab, seine Gedanken oder die Naturbilder zerstreuten ihn. Eine weich duftig nebelnde Umschleierung lag heute rings um ihn her, in der die Trennung von Meer und Himmel oft vollkommen verging. Die Sonne schimmerte golden hindurch, es war ein Zauber; es verlockte zum Träumen. Dann tauchte auf einmal in dem besonnten Schleier ein riesenhafter Dampfer auf, an seinen zusammengedrängten vier Schloten zu erkennen: einer der großen Hamburger Dampfer, der von Genua nach Neapel fuhr. Ein mächtig rauchendes, edles Ungeheuer ... Dem in sich versinkenden Erich ward weich zumut. Sei gerecht gegen sie! ging ihm durch die Brust. Was hat dir diese Jeanne getan, daß du sie so bekritteln mußtest? Gefallsucht ... Das ist es nicht. Daß sie allen gefällt, was kann sie dafür? Daß sie mit allen freundlich und heiter und lebendig ist, mit Männern und Frauen, was ist das anders als das natürliche, unschuldige Ausströmen ihrer Begabungen, oder ihres Freundschaftssinns? Sie hat Phantasie, Erfindung, Erzählertalent. Soll sie die nicht haben? Auch wie sie mich neulich abends hänselte durch den Schluß ihrer Sonderlingsgeschichte, mit dem schnarrenden R — eine ihrer lustigen N e c k e r e i e n. Wille der Natur. Es ist ihr gegeben. Nun, so soll sie necken! — Ach, das ist ja alles Kaviar für mich. Mir gefällt sie ja so ganz und gar. Denn wie hinter diesem sonnig goldigen Schleier das Meer und der Himmel liegen, so unter all dem Phantasieren und Witzeln ihrer Seelengüte, ihr Helfersinn; es ist ja keiner besser als sie. Eine reine, stolze, keusche Seele — das ist sie. Und wenn sie nicht eine so zufriedene Junggesellin wäre, was wär' sie für eine Ehefrau!

Er zuckte die Achseln. Nun ja! Jeder ist, was er ist. — Ich ja auch. Zwei so allmählich fertiggewordene Junggesellen. Nur keine

dumme Eifersucht! Nur gerecht! Dann hab' ich nichts als Freude an ihr. Und das wünscht sie; das fühl' ich ja. Als sie gestern abend, von dem Italiener begleitet, die traurigen deutschen Volkslieder so rührend sang, und die schönen dunklen Augen mich so rührend anblickten — — einmal dachte ich eitler Mensch: sie zeigt dir ihr Herz! 's ist die alte Liebe! — Ach, das war es nicht. Sie liebt weder die andern noch dich. Aber sie sehnt sich, dich in schönem Frieden zu sehn und in der großen Freundschaft, die ihr Ideal ist. — Ja, ja, Jeanne! Liebe, gute Jeanne! — Ich bleib' noch ein paar Wochen hier, und dein Ideal wird erreicht!

Er hörte Schritte hinter sich, auf dem glatten, trockenen Fels. Ich will doch wieder lesen! dachte er und blickte in den Leopardi hinein: Il primo amore. Er verdeutschte sich's, die ersten Verse: Mir kommt der Tag wieder in den Sinn, da ich den Kampf der Liebe zum erstenmal verspürte und sagte: Weh mir, wenn das Liebe ist, wie quält sie!

„So verlesen?" hörte er neben sich sprechen, eine altbekannte Stimme. „Man stört dich wohl sehr?"

„Jeanne!" sagte er verwundert. Sie stand jetzt vor ihm; sie allein. Es war das erstemal, daß sie ohne Arnstadts auf die Klippen kam.

„Nein, nein, bleib sitzen," sagte sie, da er aufstehn wollte; „ich setz' mich zu dir. Das heißt, wenn du lesen willst, geh' ich wieder weiter —"

Erich zog sie zart zu sich nieder: „Das ist meine Antwort. Welche Ehre und welche Freude, dich allein zu sehn!"

„Das konnte der Herr schon früher haben, wenn der Herr gewollt hätte. Du wanderst ja aber halbe und ganze Tage an der Riviera herum, immer pikkolo; oder einsam, wenn dir das poetischer klingt."

„Ich will wieder schlafen lernen; darum wandr' ich so viel."

„Hast den Schlaf verloren? Wo denn?"

„Im Hotel Viktoria."

„Bei uns?"

Sie war einige Augenblicke still. Er schaute vor sich nieder; sie sah ihn an. „Tust mir leid, du Armer. — Gute Besserung. — Warum gehst du aber immer allein, du? Langweilen wir dich? Magst du uns nicht mehr?"

„Ach, gute Jeanne, red' nicht so. — Ich hab' mir eben, im Gegenteil —"

Vorgenommen, noch ein paar Wochen zu bleiben, wollte er weiter-

sprechen. Er hielt es aber noch zurück; er freute sich lieber an ihrem großen, guten, geistbelebten, für ihn auch schönen Gesicht.

Jeanne lächelte: „Im Gegenteil — na, das genügt mir! — Da laß uns lieber von was Gescheiterem reden; — eigentlich ist es aber auch was Dummes; wenigstens wahrscheinlich für dich. Da hat sich nämlich — — Ich wollt' dich nämlich was fragen, Erich. Als den alten Freund."

„Bitte! Der alte Freund sitzt hier."

„Ja — und sieht so vertrauenerweckend aus; sonst hielt' ich ja den Mund. Es hat sich nämlich ergeben, daß — — Ach, es ist so dumm!"

„Dann laß es," entgegnete Erich harmlos heiter.

„Nein, ich muß es sagen. Dieser Russe aus Neuyork, der Doktor Samarow — da er bald abreisen will, hat er eine Frage an mich gestellt. Kurz, die große Frage. Ob ich ihn heiraten will."

Erich fuhr zusammen. Es war schlimmer: wie wenn ihn ein Blitz getroffen hätte, fuhr etwas durch ihn hindurch. Auf einmal fiel etwas von ihm weg, das ihn wie das da draußen umschleiert, umnebelt hatte; dafür saß ihm ein Schmerz auf der Brust. Er umschnürte ihn. Er nahm ihm fast das Augenlicht. Der Junggesellenwahn war weg . . .

Was will der? durchsauste ihn. Mich soll sie heiraten! — Ich, ich!

„Was hast du?" fragte sie nach einer beklemmenden Stille. „Du gibst keine Antwort."

„Richtig. Das ist komisch. — Das heißt — liebe Jeanne — du hast noch gar keine Frage an mich gestellt."

„Richtig. Das ist noch komischer! — Es lag ja aber wohl schon drin. — Ich wollte dich also fragen, Erich: ob ich's annehmen soll."

„Seine Werbung?"

„Ja."

Er lächelte. „Liebe Jeanne, erlaube — da ist die natürliche Gegenfrage: liebst du ihn?"

„Freilich, darauf kommt's ja an. Lieben — Lieben — ich weiß nicht. Das kann ich wohl nicht mehr so recht. Ich hab' gedacht, als alte Jungfer zu sterben. Er ist aber ein so interessanter und so seelenguter Mann, dieser Doktor; und dabei hat er mich närrisch lieb. Sag' mir deine Meinung, Erich. Was hältst du von ihm?"

„Ein so interessanter Mann;" es gab ihm einen neuen Schlag auf

die Brust. Was hältst du von mir? lag ihm auf der Zunge. Ich, ich hab' dich lieb! — Es lag da aber steinhart still. Was bin ich ihr? dachte er und rührte sich nicht, verschloß sein Gesicht. Sie hat nicht ihn über mich befragt, sondern mich über ihn!

„Diesmal könnt'st du wohl Antwort geben," murmelte sie endlich.

„O ja," sagte er jetzt, „das will ich tun. Meine Antwort ist — verzeih, liebe Jeanne —: auf solche Fragen antwortet man nicht. Da hat sich jeder selbst zu beraten. Nimm ihn oder nicht; was weiß ich davon? Und wenn du selber nicht weißt, was du willst, dann laß diesen Russen doch deinen Willen lesen; er sagt ja, er kann's!"

Jeanne stand noch eine Weile still, betrachtete Erich mit den dunklen Augen; sie erwiderte nichts. Dann wandte sie sich ab und ging über die lange Felszunge zum Meer; es war eine schräge Platte, sie mußte fest auftreten, um nicht nach rechts hin abzugleiten; einmal taumelte oder schwankte sie. Am Wasser stand sie still, in den Sonnennebelduft schauend, wie es schien. Langsam, mit sicherem Schritt, mit einem Ausdruck in den bleichen Zügen, wie man ihn wohl nach einer abschließenden inneren Entscheidung hat, kam sie dann zurück. „Ich dank' dir, Erich," sagte sie. „Er braucht meinen Willen nicht zu lesen, ich weiß schon. Nein, ich nehm' ihn nicht. Ich wollte wissen — ob du mir zuredest. Nun bleibe ich Junggesell!"

„Nun bleibst du —"

„Ja. Mit Hund und Papagei!"

Erichs Augen vergruben, verbissen sich in das sonderbare, ruhig stillstehende Lächeln, das auf ihrem Gesicht erschien. O dieses unergründliche Gesicht! zuckte durch sein Hirn. O daß man nie einen Menschen durchschaut! Was denkt sie nun? — Was will sie? — Daß man doch eines Menschen Willen wirklich lesen könnte!

Er versuchte ebenso ruhig zu lächeln wie sie. „Also mit diesem Problem bist du fertig, Jeanne. Dazu brauchst du mich nicht mehr."

„Nein, ich danke dir. Ich geh' immer rasch, du weißt ja. Bin durch!"

„Dann kann ich also ruhig abreisen; das hatte ich nämlich schon im Sinn. Wollt's dir heute sagen. Nach Spezia, Pisa, Florenz!"

„Hm! — Na ja. Du sprachst schon davon." Ihre Hand wies auf das umschleierte Meer hinaus: „Von diesem Wasser-Idyll hast du wohl genug."

„Ja. Zu ewig schön. Zu still. Ich — ich brauch' offenbar was

anderes. Sturm! Ich möcht' einmal Sturm! Brandung, die über diese Felsen wegbraust; himmelhohe Brandung!"

„Brandung," wiederholte sie vor sich hin; es ging etwas Nachdenkliches über ihr Gesicht. Sie schloß das mit einer wohl unbewußten Handbewegung ab. „Also — wann geht's fort?"

„Morgen. Mit dem zweiten Zug."

„Wann geht der?"

„Um acht Uhr achtzehn. Halb zwölf ungefähr bin ich dann in Spezia; da bleib' ich einstweilen. Meinen Koffer laß ich mir nachschicken, nach Florenz."

„Ja freilich. — Acht Uhr achtzehn. Wenn der Zug sich nicht verspätet; das wäre wohl der erste, der sich das erlaubt, seit ich hier in Nervi bin."

„Ja, das Land der Verspätungen!"

„Ich bring' dich jedenfalls zur Bahn. Wenn dir's recht ist, heißt das."

„Jeanne, das wolltest du?"

„Wie komisch du fragst. Deine alte Freundin! Ich bring' ein reines Taschentuch mit, daß ich beim Abfahren wedeln kann. Alte Freunde haben für solche Fälle reine Taschentücher!"

* * *

Jeanne hielt Wort, wie immer; als Erich am andern Morgen von Wirt nud Wirtin Abschied genommen hatte und aus der Vorhalle trat, stand sie vor dem Haus, ein Sträußchen von gelben Narzissen in der Hand. „Mit einem großen Strauß, den man vor dem Aussteigen aus dem Fenster wirft, wollt' ich dich nicht behelligen, Erich; das ist keine Freundschaft. Aber diese paar Blumen, frisch vom Faß, steck' ich dir ins Knopfloch; da dürfen sie dich wohl ein paar Stunden anduften und an Jeanne Brinkmann erinnern, die du als junger Bursch einmal die „langstielige Narzisse" nanntest. Ich hab' mir zwar seitdem als Schriftstellerin den kurzen Stil angewöhnt —"

Sie schaute nach dem Gasthof zurück: „Gut, daß Doktor Samarow nicht hinter uns stand; der hätte wieder Au geschrien!" — Sie schmückte Erichs Knopfloch, lächelte zu seinem Dank; dann schritten sie aus, und in weniger als zwei Minuten waren sie am Bahnhof. Der Portier des Hotels Viktoria folgte mit Erichs Mantel und Handtasche; Erich kaufte die Fahrkarte; sie traten auf den Bahnsteig hinaus. „So,"

sagte Jeanne, „nun fehlt nur noch der Zug; auf den können wir uns verlassen, der wird sich verspäten! — Uns kann nichts geschehn, wir gehn hier unterdessen auf und ab, in der Morgensonne. Oder willst du mit ihr allein sein, soll ich dich verlassen?"

„Was du immer redest," antwortete er, sich zu ihrer heiteren Tonart stimmend, so gut er konnte. „Es ist ja rührend, wie lieb du bist!" Die Brust ward ihm eng, sie so morgenfrisch und so hold zu sehn; ihre Stimme zu hören, so ganz heitre Güte; eine Schwesterstimme — darin lag sein Schicksal. Ich will mich nicht lumpen lassen, dachte er, sich zusammennehmend; stark und fest sein wie sie — oder doch so scheinen! — Sie schlenderten auf dem Bahnsteig, dem fast noch menschenleeren, langsam hin und her; „hast du schon von Vincentis gehört?" fragte sie. „Die heirateten damals, du weißt wohl noch, als wir uns ineinander verplempert hatten. Die Hochzeit war völlig vierspännig, großartig —"

Erich nickte. „Ein schönes Paar. Und sie waren beide rasend verliebt!"

„Die sind nun geschieden. Er hatte sich allmählich nach Osten gedreht, zu der Hübschen, Koketten, wie hieß sie doch; und sie nach Westen, zu dem großen Mann, der immer Minister werden sollte. Ja, wenn in die Menschen der Ehrgeiz kommt. Na, sie erreicht wohl ihr Ziel und wird Exzellenz!"

Es fröstelte Erich. „Ein jämmerliches Ende!"

„Ja, und wie vielen geht es so. Seit Neujahr hab' ich nun wieder von vier solchen Entgleisungen in unsrer Bekanntschaft gehört; Skandal, oder Scheidung, oder gründlicher Überdruß. Dann fang' ich an und strapazier' meine Finger mit der Aufzählung von glücklichen Ehen, die ich weiß; es tut aber den Fingern nicht weh. Die meisten haben offenbar nicht den rechten Kutscher, fahren rechts oder links am Glück vorbei!"

„Nun ja." Erich nickte wieder. „Eigentlich ist's ja logisch, mein' ich. Zwei Menschenwege treffen sympathisch zusammen: Verliebung, Verlobung, Hochzeit. Waren die beiden Menschenwege parallele Linien, gut; dann bleiben sie beisammen. Waren sie nicht parallel — aus verschiedenen Elementen gemischt — dann gehn sie allmählich schräg auseinander, das ist unausbleiblich."

„Hm!" machte Jeanne; sie stimmte zu. „Die Mathematik der

Liebe. — Darum sag' ich ja: nicht heiraten ist gut! — Und das sagst du offenbar auch."

„Natürlich. Darum Junggesell!"

„Und Freundschaft. Die hält's aus. Darum sag' ich: über die geht nichts. Wir, wir bleiben Freunde!"

Sie hielt ihm ihre Hand hin, mit einem festen, herzlichen Blick. Der Blick tat ihm weh, fast unleidlich weh. Er hielt aber stand. „Freunde!" erwiderte er, nahm die Hand und drückte sie.

„Was kommt dort?" sagte er dann und horchte. „Ist das schon der Zug?"

Jeanne schaute in der Richtung nach Genua: „Wahrhaftig! Da kommt er! Das ist ein Schwindler: er kommt nur um zehn Minuten zu spät. Du, da fällt mir ein —!" Sie zog aus ihrer Tasche einen dicken Brief hervor; „das ist aber kein Brief, es ist — — so, nun lachst du mich aus. Es ist eine Dichtung, ein Märchen, von meiner Hand; neulich plötzlich mir eingefallen, gestern abend spät vollendet. Ich möchte, daß du's lesetest; und dann wiederschicktest; schreiben sollst du mir nichts. Es ist dir wahrscheinlich etwas lachhaft, das Märchendichten der Frauenzimmer; aber — ich tu's auch nicht wieder. Einmal ist keinmal!"

Sie drückte es ihm in die Hand.

Der Zug fuhr herein; er hielt einige Minuten, ließ aus- und einsteigen; Erich, das Märchen in der Brusttasche, stieg in seinen Wagen. Jeanne sprach zu seinem offenen Fenster hinauf: „Also wieder in zwölf Jahren frohes Wiedersehn!"

„Vielleicht schon früher," lächelte er hinunter; das Herz stand ihm still.

„Mir auch recht! In zwölf Wochen — zwölf Tagen. Oder wenn dieses Taschentuch wieder gewaschen ist!" Sie zog es hervor, das noch ungebrauchte, und wedelte damit. Auf ihrem heiteren, elfenbeinernen Gesicht leuchtete die Sonne.

Der Zug fuhr ab, an der Riviera hin.

* * *

Es war Nachmittag; Erich stand allein auf der Plattform an der Kirchenruine von San Pietro, die auf der äußersten Felsenzunge von Portovenere liegt. Vor Mittag in Spezia angekommen, in einem der

Hotels, die auf den Golf schauen, abgestiegen, hatte er sich um eins auf dem Dampfer eingeschifft, der nach dem Hafenstädtchen Portovenere (im Altertum „Venushafen") fuhr. Wie lange hatte er sich vorgefreut auf diesen festlichen Tag; denn soweit er auch Italien kannte, es war ihm weniges so zu Herzen gegangen, wie dieses wunderbare Gebilde aus Natur und Menschenwerk, Dauer und Zerstörung, Erhabenheit und Lieblichkeit. Er sah alles wieder, wenigstens die Augen sahen es: die wahrhaft griechisch schönen, herrlich gefärbten Felsen und Berge am Meer entlang, aus der Flut hoch aufsteigend; die Marmorinsel Palmaria auf der andern Seite; rückwärts die verfallene, überragende Burg und die fernen, edlen Gebirge hinter dem Golf von Spezia. Dazu das lautaufrauschende Meer . . . Hier hatte er schon zweimal gestanden, das erstemal allein, dann mit gleichgesinnten, begeisterten Freunden; beidemal berauscht. Was war er heute? Nichts; nicht beisammen und nicht allein. Ein Gespenst schwebte in seinem Rücken, vor ihm, überall. Das Gespenst seiner alten, wieder neuen, wieder nicht leben könnenden Liebe; zur Ruine verdammt, wie die Burg da oben, wie das Kirchlein hier, wie der zerbröckelnde Fels. Von der „Freundschaft" zur Bahn begleitet: fahr ab! Reise glücklich! allein! Stirb als Junggesell!

Er legte die Hände auf die Brust, fühlte da rechts in der Tasche den Brief, Jeannes gestern nacht beendetes Märchen. Noch ungelesen; auf der Fahrt von Nervi nach Spezia, im dumpfen Gefühl seines Elends, hatte es ihn angewidert: was sollte ihm ein Märchen? das eine beruhigte Junggesellin schrieb? — Ihn widerte aber auch diese Einsamkeit, die unfühlende, leere, öde, mit diesem Gespenst in der toten Brust. Soll ich's endlich lesen? dachte er und griff schon in die Tasche. Es ist doch etwas von ihr; ich bin so lange nicht allein . . .

Er öffnete den Umschlag und zog die losen Blätter heraus. Auf beiden Seiten waren sie von Jeannes großer, kühner Schrift beschrieben; es gab ihm einen Schmerz, sie zu sehn. Sie bannte aber doch seinen Blick. Er las die Überschrift, „Märchen" stand da nur; dann las er, Portovenere und die Welt bald vergessend, weiter:

„Auf einer steilen Anhöhe an einem See stand eine alte, wohlgebaute Eiche; ihre Krone gab den schönsten Schatten, und ihre Eicheln waren bei den Wildschweinen der ganzen Gegend beliebt. In ihrem mächtigen, unten schon hohlen Stamm wohnte ihr Holzweibchen, das auch Waldfräulein genannt wurde; diesen zweiten Namen zog die etwas

auf sich haltende Eichendame vor. Sie war angenehm anzusehn, trug ein Kleid aus Eichenblättern, im Sommer grün, im Winter braun, und an schönen Tagen einen Eichenkranz mit Eicheln drin. Den blauen See liebte sie, er erschien ihr wie die notwendige und schöne Ergänzung zu der festen Erde. Sie saß gern auf dem steilen Ufer, mit den Füßen baumelnd, und schaute auf das gewöhnlich unbewegte Wasser hinunter, in dem sie ihr Bild sah; denn das muß jetzt gleich gesagt werden, daß sie ein bißchen eitel war und sich in diesem feuchten Spiegel gerne sehen mochte.

Eines Abends saß sie auch so da, träumte und schaute; der See war kirchenstill. Sie wunderte sich aber, daß ihr Abbild da unten anders war als sonst; kam das von der Abendbeleuchtung oder wovon? Als sie aus dem Träumen ganz erwachte, bemerkte sie sogar, daß das Abbild keinen Eichenkranz, sondern große, runde Blätter mit weißen und gelben Blumen auf dem Kopfe hatte. Was kann das sein? dachte sie; denn in ihren hellen Stunden war sie Denkerin. Die oder das da unten kam näher; auf einmal teilte es die Oberfläche, und ein sehr erfreulicher *Jüngling* kam heraus, bartlos, mit zart grünlichem Haar und dem weiß und gelb geblümten Seerosenblätterkranz. Er war in Schilf und Wasserschierling mit Geschmack gekleidet. Er lächelte sie ehrerbietig an, stieg ans Land, da, wo es weniger steil war, und trat vor sie hin.

„Wie kommst du hierher?" fragte das Waldfräulein sehr erstaunt. „Du bist ein Nix, wie ich sehe. In diesem See gibt's ja keine; ich hab' hier noch nie einen gesehn."

„Da wirst du recht haben," antwortete er. „Der See ist aber unterirdisch mit dem nahen Meer verbunden; das hab' ich entdeckt, bin hereingeschwommen. Ich bereu' es nicht, da ich das Vergnügen habe, ein so liebreizendes Eichenfräulein zu sehn. Anderswo sah ich deren auch; die waren aber — ehrwürdig, um nicht alt zu sagen. Du bist noch jung, wie mir scheint?"

Sie nickte freundlich: „Ich glaube, ich bin noch keine fünfhundert Jahre alt! Du hast wohl nur Bewohnerinnen von *Stieleichen* gesehn; die werden ja wie ihre Eichen bis zu tausend Jahren und darüber alt. Ich gehöre zu einer *Traubeneiche*, die bringen es wohl nicht oft über sechs-, sieben-, achthundert Jahre. Ich finde uns aber ebenso schön!"

„Das will ich meinen," erwiderte der Nix, der sie immer wohl-

gefälliger betrachtete. „Ich hab' auch griechische Dryaden gesehn, so lieb war nicht eine. Schönes Traubeneichenkind, wie wäre es?"

„Was?"

„Du bist hier recht einsam, wie ich sehe; und ich bin's auch. Eins und eins zusammen ist Zwei; verstehst du, wie ich's meine? Wenn wir uns in Liebe zusammentäten? Ich fühle schon, daß ich nicht ohne dich leben kann!"

„O," sagte sie, „das fühlst du schon?" Sie lächelte ihn aus. Sie fing an, etwas ähnliches zu fühlen, wollte es aber nicht zeigen.

„Ja," antwortete er; „und zwar so sehr, daß —"

Er trat auf sie zu und wollte sie in die Arme nehmen. Sie aber, jungfräulich stolz, hob den rechten Arm, so daß er ihm eine Ohrfeige androhte; „bitte, in deinen See zurück! sonst gibt's ein Unglück! — So geschwind lieben wir hier auf dem Festland nicht!"

Der Nix zog sich seinen Kranz über die Stirn, dann über die Augen, vor Zorn; er schwieg und sprang von der Anhöhe in den See hinunter; weg war er, wie geträumt. Noch denselben Abend aber wunderte sich das Waldfräulein, was der sonst so stille See für ein Wesen trieb: er begann Wellen über Wellen zu machen, sie gegen das steile Ufer zu werfen, hoch und höher hinauf zu spritzen, dagegenzuschlagen, daß es donnerte. Heiliger Eichenwald! dachte sie, das ist der Nix! Der kann Brandung machen! — Der See stieg und stieg; die Brandung schlug oben über den Uferrand, klatschte mit ihren Spritzern gegen die Eiche, in deren Höhlung das Waldfräulein sich geflüchtet hatte, und strömte schon in die Höhlung hinein. „Das ist ungezogen!" rief die Jungfrau in ihrer Angst. „Ich krieg' nasse Füße! — Bitte, mehr Respekt!"

„Vor einem Holzweibchen Respekt?" hörte sie jetzt in dem Schaum und Gischt seine Stimme sagen. „Hattest du vor der Liebe eines Nix Respekt?"

„Du bist kein Nix, du bist ein Nixnutz!" rief sie; denn in der Verzweiflung machte sie Witze. Ihr gefiel's aber im stillen, daß er einen so herrlichen Liebeszorn auf sie hatte. Plötzlich fühlte sie sich umschlungen; er stand neben ihr im hohlen Baum, nahm und küßte sie. „Du bist mein!" sagte er; „und ich bin dein, wenn du willst. Ich kann meine Brandung bis in die Krone, in den Wipfel schleudern; ich kann sie mit einem Wink ersticken; — so! Ich will deine nassen Füße

warm und trocken küssen. Du sollst dich wundern, wie ich lieben kann. Kannst du mich nicht lieben?"

Doch; sie konnte es. Die Kraft und die Pracht dieser Liebesbrandung hatte sie besiegt. Sie gab ihm seine Küsse zurück. „Du bist meine Ergänzung!" sagte sie. Aus Eins und Eins war ein Paar geworden.

So hätte es nun ein schönes und dauerndes Verhältnis werden können; es zeigte sich aber leider bald, daß sie einige Eigenschaften hatten, die sich nicht vertrugen. Sie war von ihrem Wert überzeugt — ich habe doch viel Anmutendes! dachte sie — und er verbesserte gern, aber lieber andere, als sich. Es begann damit, daß ihm der hohle Baum, in dem er ihr nun Gesellschaft leistete, nicht gefiel; „nach dem äußeren Umfang deiner Eiche," sagte er, „hatte ich mir den Raum doch größer gedacht. Zu eng! Viel zu eng!"

„O!" entgegnete sie etwas verletzt; „wenn du wüßtest, was unsere Dichter sagen:

Raum ist in der kleinsten Hütte —"

„Ich weiß, ich weiß," fiel er ihr ins Wort. „Ich kenne sowohl die Land- als die Wasserdichter. Aber auch als Hütte genügt dieser Hohlraum nicht! — Waldmädel, sei lieb. Du hast früher oben in der Krone gewohnt, eh' dein Eichbaum hohl wurde; du darfst auch gewiß eine Weile ausziehn und dem Liebsten folgen. Dieser ganze See ist mein! Zieh' mit mir hinunter! Wir tauschen unsre Kränze, in dem meinen bist du dann wasserfest. So ein Holzweibchen —"

„Waldfräulein, wenn ich bitten darf."

„So ein Waldfräulein wird sich wundern, wie angenehm weiträumig, kühl und still es da unten ist. Komm, komm, sei lieb!"

Sie war lieb und tauschte den Kranz; er nahm sie auf den Arm und sprang mit ihr in den See.

Nun hätte es immer noch ein schönes und dauerndes Verhältnis werden können; aber wenn jemand das Verbessernde hat, so zieht sich der notwendige Dritte, der Friede, nach seiner scheuen Art bald zurück. „Warum atmest du so oft?" sagte der Nix schon am zweiten Tag; „das ist uns Wasserwesen so wunderlich. Einmal in der Minute, das ist ganz genug!" Am dritten Tag schüttelte er seinen Wasserkopf: „Bitte, meine Holde, gewöhne doch dein Herz, nicht so laut zu klopfen. Wenn ich dich recht schön fest umarme, fühl' ich immer, wie es schlägt. Bemerkst du denn an mir dergleichen? Meine Herzbewegung ist wie

ein Hauch; wie es sich gehört!" Eines Morgens, als sie aufwachte und ihm Guten Morgen sagte, nahm er sie bei der Hand: „Darf ich mir noch eine Ausstellung erlauben? Du schläfst immer mit geschlossenen Augen; du Süße, warum tust du das? Wir Feuchtlebigen behalten die Augen auch beim Schlafen offen; was ja doch das Natürliche ist. Streb' uns darin nach, sei lieb!"

Sie versuchte auch darin lieb zu sein, obgleich mit Widerstreben. Warum sollen wir nicht verschieden sein? dachte sie. Warum soll ich so sein wie er? — Endlich, da sie einsah: es gelingt mir nicht, und da er immer neue Verbesserungen vorbrachte, — du bist ja ein Ekel! dachte sie. Hol' der Kuckuck den ganzen Krempel, wenn ich mich umkrempeln soll (auch der Zorn gab ihr Witze), wenn ich, ein rechtschaffenes Waldfräulein, ein Meerweibchen werden soll! Und eines Tages, als er wieder an ihr genörgelt hatte, trat sie vor ihn hin und sagte: „Darf ich mir auch eine Bemerkung erlauben? Jetzt hab' ich genug! Ich ziehe meine Verschiedenheit vor, ich ziehe die feste Erde vor, ich ziehe die Einsamkeit in meiner hohlen Traubeneiche vor. Such' du dir ein Meerweibchen, es ist nix mit uns!"

Und so war's zu Ende. Sie kehrte auf die Erde zurück, wo sie sich wieder einen Eichenkranz flocht, und er kehrte durch den unterirdischen Wasserlauf in das Meer zurück, wo er ein anderes, weniger verbesserungsbedürftiges Glück zu finden hoffte.

Die Geschichte erzählt aber, daß er das nicht fand; und daß er nach vielen Jahren — es sollen ein paar Dutzend gewesen sein — wieder in dem See und an dem steilen Ufer erschien. Seine alte Liebste wohnte, noch einsam, in ihrem Baum; sie war etwas älter geworden, es war ihr aber nicht anzusehn. Sie saß wieder auf der Anhöhe über dem Wasser, mit den Füßen baumelnd. Sie war eben sentimental gestimmt, von feuchten Erinnerungen durchflutet, und berauschte ihr armes Herz an den Versen Goethes:

Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund!

Der Nix tauchte aus dem See empor und sah zu ihr hinauf. Sie erschrak. Sie hörte auf, mit den Füßen zu baumeln, und sah zu ihm hinunter. „Guten Abend, liebes Waldfräulein," sagte er. „Ich habe

Sehnsucht nach dir; daher bin ich hier. O könnten wir doch wieder zusammenkommen! Ich würde dich nicht wieder mit Bessermachen quälen. Ich habe Vorsätze — o, wenn du die sehen könntest. Du bist einsam, ich auch. Wollen wir nicht wieder ein Paar aus uns machen?"

„Nein!" sagte sie. — Hab' ich nicht so gut Sehnsucht wie du? dachte sie. Aber ist auch dein Herz noch so jung wie damals? Bist du auch der Rechte für mich? Ich weiß nicht, ob ich andere Augen habe, aber du kommst mir so kalt und so fischig vor. Wollen sehen, ob du noch so wundervoll Brandung machen kannst wie damals; dann bist du der Rechte, dann erhör' ich dich.

„Nein!" wiederholte sie recht trotzig und hart, um ihn wild zu machen. „Nein!"

Der Nix zog sich wieder den Kranz über die Stirn; er wollte ihn sich auch über die Augen ziehn, aber das gelang ihm nicht. Er fing an mit den Händen, den Füßen, dem Gesicht ins Wasser zu schlagen, um wieder Brandung zu machen wie damals, und sich sein Glück zu erstürmen. „Ho! Hallo!" rief er. „Noch heut bist du mein!" rief er, wie an jenem Abend. Damals hatte sie sein Rufen nicht gehört, die Brandung hatte es übertönt. Heut schallte es laut zur Eiche hinauf: „Ho! Hallo!" Denn die Brandung kam nicht. Kleine Wellen kamen. Sie versuchten das steile Ufer anzuspringen, sie fielen kraftlos zurück. Es war nicht mehr der alte Nix. Er hatte seine Jugendstärke oder sein junges Herz im Meer verloren.

Ach! seufzte das Waldfräulein still in sich. Hab' ich's nicht gedacht? Du bist kalt und fischig. Was willst du dann hier? Dann können wir nicht zusammenkommen. Leb' wohl!

Sie ging in ihren hohlen Baum.

Der Nix sah ihr nach; ich hab's verspielt! fühlte er. So ein bißchen Wünschen und Wollen, damit macht man's nicht. Man muß branden können!

Er sank in sein Element zurück. Man hat ihn nie mehr gesehn.

Das Waldfräulein sitzt noch oft auf dem steilen Ufer. Sie begehrt nichts mehr, sie sagt sich keine Goetheschen Verse mehr. Sie will einsam sterben. Aber die hohle Eiche hält sich so gut, es dauert wohl noch ein Jahrhundert oder daherum."

* * *

Schon in der Nacht hatte der Sturm begonnen, den sich Erich zwei Tage vorher, auf dem „Walfisch", umsonst gewünscht hatte; er blies nun vom Morgen bis zum Abend, aus Südost und dann aus Südwest. Es war der erste und einzige Sturm in diesem milden Vorfrühling, den Nervi erlebte; ganz Nervi erschien denn auch nach und nach auf dem Uferweg, um die Wogen und die Brandung zu sehn, die im Lauf des Tages immer höher schäumte und zu gewaltiger Herrlichkeit wuchs. Sie erschien fast wie ein lebendiges Wesen, das mit angeborener Lust oder Wut gegen den natürlichen Feind, den Uferfels, kämpfte; das jede neue Welle wie eine seiner tausend Fäuste gegen die Klippen warf, rüttelnd, zerrend, donnernd, bis sie, im ohnmächtigen Vernichtungsgrimm zu Schaum geworden, wieder rückwärts sank. Die Wellen stiegen mächtiger und mächtiger an, schleuderten ihren Gischt, ihre Milch bis zum Uferweg und über ihn hin; gegen Abend gelang es ihnen, jeden zu durchnässen, der den Vorwitz hatte, sich auf der sonst so friedlich sicheren Promenade zu ergehn. Auch Arnstadts und Jeanne hatten diesen Vorwitz; Max Arnstadt zog immer wieder hinaus, kam immer angespritzt zurück, hielt es immer nicht lange aus, das Meer nicht zu sehn. „Jetzt, jetzt wird's erst schön!" sagte er zu den Damen, als die schwärzeste Nacht hereingebrochen war und er nach dem Pranzo zum fünften oder sechsten Mal vom Uferweg nach Hause kam. „Wenn jetzt so ein Wellenberg aus dem D u n k e l heranwächst, das ist geisterhaft. Wie der Kerl sich zum Ansprung rüstet, wie er dann mit Gebrüll in die Höhe fährt, eine zischende und fauchende weiße Masse wird —"

„Und an dem Zuschauer heruntertrieft," warf Jeanne dazwischen.

„Das m u ß man sehen; das gehört zur Bildung! Fräulein Jeanne! Adele!"

Die Damen schüttelten den Kopf; sie hätten nun genug. Arnstadt zog den Mantel aus; zog ihn plötzlich wieder an und lief hinunter, der Brandung zu.

Jeanne streichelte die junge Frau, die diesen Abend ein schweres Herz und auch einen Groll hatte; in Jeanne war wie gewöhnlich der Helfersinn erwacht, und es tat ihr wohl, darüber den Kummer der eignen Seele zu vergessen. „Ehesachen sind Ehesachen," fing sie mit ihrer gemütlichsten Stimme an; „da redet nur ein E s e l hinein, wenn er nicht gefragt wird. Sie haben mich aber gefragt, mein Herz. Und dann bin ich elf Jahre älter als Sie. Darum öffne ich meinen weisen Mund! — Ihr guter Mann ist gesünder als Sie; dafür kann er nicht.

Sie sind hier noch nicht ganz genesen; dafür kann er auch nicht. Er muß aber nach Haus, als Geschäftsmann; er will Sie mitnehmen und zur Nachkur in Gardone absetzen; hat er darin recht oder nicht?"

Adelen wurden die Augen feucht: „Er hat darin recht, aber —"

„Aber Sie sehnen sich nach Ihrem Kind —"

„Ich sterb' danach!"

„Sie sind jetzt meschugge; das gibt sich. Ja, mein Herz, Sie sind meschugge: denn Sie schmollen und grollen mit Ihrem Mann, weil er das süße Kind jetzt wiedersehen und haben wird und Sie noch nicht. Das nennt ihr Mutterliebe; ich nenn's Ehebruch. Ja, man bricht die Ehe, wenn man mit dem Gatten hadert, weil er sein eignes Kind auch mal küssen darf!"

Adele lächelte; sie fing an zu lachen. Das wollte Jeanne; sie kannte die „kleine Frau" schon auswendig: die kurierte man immer am besten mit Humor.

„Das ist heut der Sturm," fuhr sie fort, „der macht Sie so brandig. Ich will nur noch sagen: wenn mich was drückt, so stell' ich mir immer so goldig wie möglich den Zustand vor, wenn es nicht mehr drückt. Denken Sie, Adele, wie himmlisch es sein wird, wenn Sie alle beide das Kind wiederhaben, wenn Sie das Schönste haben, was es auf dieser alten Erde gibt: die Dreieinigkeit von Vater, Mutter und Kind!"

Adele horchte hoch auf. Allmählich zog eine große Heiterkeit über ihr ganzes Schelmengesicht. „Was ist das?" sagte sie. „Das R eben in „Dreieinigkeit", das war ja ein schönes Erich Haßfurtsches R?"

Jeanne ward rot; sie lächelte geschwind. „Wirklich? Ist mir so was Schönes entwischt? Das hab' ich gar nicht bemerkt."

„Das haben Sie geübt, Jeanne! Das haben Sie geübt!"

„Na ja. Aus Unsinn. Manchmal abends im Bett. Gestern nachmittag."

„Nachdem er am Morgen abgereist war. Der Jugendfreund. Er wird wiederkommen! Und dann empfangen Sie ihn mit vier wunderschönen R's: Lieber teurer Erich!"

Der tapferen Jeanne war auf einmal das Weinen nahe. „Meine gute Adele," erwiderte sie, sich wie eine Heldin fassend, „Sie ahnen gar nicht, auf was für einem Holzweg Sie sind!"

Max Arnstadt kam wieder: „Hören Sie, wie die Brandung

donnert?" sagte er schon in der Tür. „Wenn Adele nicht will, Jeanne, Sie müssen mit. Nehmen Sie den Mantel, ziehn Sie sich die Kapuze über den Kopf; so was gespenstisch Großartiges sehen Sie nicht wieder!"

Jeanne tat, was er wollte; es trieb sie von dieser Neckerin fort. Arnstadt sah sich plötzlich von seiner Frau umfangen; „Du, Jeanne hat recht," sagte sie mit lachenden Augen: „ich war stark meschugge. Du fährst mit meinem Segen nach Haus!" Sie küßte ihn. „So, nun hilf ihr bei der Kapuze, mein Schatz; und laß dir draußen von ihr sagen: Die Brandung donnert!"

„Was hat Adele eben gemeint?" fragte Arnstadt, als er mit Jeanne hinunterging.

„Ach, sie ulkte nur. Versuchen wir, ob wir den nächtlichen Unfug bändigen können!"

Durch die schwarzgraue Finsternis des Gartens und den Durchgang unter dem Bahndamm kamen sie zum Uferweg, den das wild aufschäumende Nachtgespenst umtobte. Von Zeit zu Zeit klatschte eine besonders hoch gesprungene Welle auf ihn nieder; um nicht durchnäßt zu werden, eilten sie nach links auf die felsige Erhöhung, auf der das winzige Kaffeehaus Miramare stand, das die Fremden nachmittags und abends viel umschwärmten. Jetzt war niemand dort als der Wirt, der um seinen kleinen Besitz wie ein Schatten irrte und in seinem klangvollsten Italienisch jammerte, nun werde ihm alles zugrunde gehen; denn die Wogenmauern wuchsen noch, die Brandung spritzte bis zu seinem Häuschen hinauf; in der tieferen Nacht, klagte er, werde sie's zerschlagen.

Arnstadt, der mittlerweile der Jeanne für ihren Beistand bei Adele gedankt hatte, bot all sein bißchen Welsch auf, den Jammermann zu trösten: schlimmer werd' es nun nicht mehr, der Wind lasse nach, auch die Wellen würden dann allmählich Vernunft annehmen. Jeanne betrachtete das ungeheuerlich große, düstere Bild der empörten Nacht; es tat ihr gut, es stimmte zu dem, was in der Nacht ihrer Seele vorging, was sie vor den Menschen wegzuscherzen suchte. Hier konnte sie so sein, wie sie war, die Elemente verlangten nicht, daß sie sich verstellte. Sie spritzten sie nur an, das erfrischte ihr Gesicht; sie donnerten so laut, Jeanne konnte den Namen „Erich" in die feucht dunkle Luft hinausseufzen; niemand, der es hörte.

Wie erschrak sie aber, als plötzlich außer dem Wirt und Arnstadt

noch ein dritter Schatten neben ihr stand und sein Gesicht ihr so nahe kam, daß sie es erkannte. Was sie eben geseufzt hatte, fuhr nun wie ein Schrei aus ihr: „Erich!" rief sie aus.

„Herr Haßfurt!" rief Arnstadt. „Wo kommen denn Sie auf einmal her? Sie sind ja in Spezia!"

Erich, in seinen Mantel gewickelt und dessen Kapuze über dem Kopf, wie Jeanne, lächelte die Beiden an: „Der Sturm hat mich hergezogen; ich sag' Ihnen, wie ein Magnet! Als das Wetter in Spezia wild wurde, sagte ich mir: Holla! Das wird bei Nervi eine Brandung an den Klippen geben, wie ich sie mir immer vergebens bestellt habe; da muß ich hin, die muß ich sehn! Und so fuhr ich heute abend her. Guten Abend, Jeanne! Ein verfrühtes Wiedersehn!"

Er gab ihr die Hand; sie nahm sie; sie nickte. Ihre Lippen bewegten sich; eben wurde aber das Getöse so überlaut, daß nichts anderes zu hören war. Hatte sie gesprochen? Hatte sie geschwiegen?

Der Wirt jammerte weiter; er suchte ein Stück Segeltuch, das der Wind losgerissen hatte, wieder festzubinden; Arnstadt trat hinzu, ihm zu helfen. Erich, dicht neben Jeanne, fast an ihrem Ohr, flüsterte geschwind: „Hör' zu! Nicht der Sturm, dein Märchen hat mich hergetrieben, liebste, teuerste, einzige Jeanne!" Sein Arm deutete auf das Meer hinaus: „Weißt du, was das ist? Das ist meine Brandung! Die hab' ich aus Portovenere mitgebracht, nachdem ich dein Märchen gelesen hatte!"

„Ich versteh' dich nicht," antwortete sie. „Deine Worte wohl; aber nicht den Sinn. Was — was willst du noch?"

Erich sah, daß der Wirt in seiner Sorge auch hinter das Kaffeehaus ging, Arnstadt ihm nach; er faßte einen raschen Mut. „Das will ich," sagte er und zog sie an seine Brust. Er drückte seine Lippen auf ihre Wangen, ihren Mund. „Jeanne!" hauchte er im Kuß. „Geliebte Jeanne!"

„Bist du toll?" stieß sie hervor und machte sich los.

Arnstadt kam zurück, der Wirt verschwand. „Nein, es ist zu gewaltig!" rief er. „Adele muß noch einmal her, ich laß ihr keine Ruhe! Ich hole sie!"

Er lief auf dem Uferweg dem Bahndurchgang zu.

Eine allergrößte Brandungswelle hatte sich über die Kaffeehausplatte hinweggeschnellt und prasselte auf Jeanne und Erich nieder. „Oho!" rief Jeanne in all ihrer Erregung aus und schüttelte sich.

Das Wasser rann über ihr Gesicht. Erich triefte wie sie. Er hielt aber die Augen fest, entzückt auf dies Bild geheftet: Jeanne wie ein Madonnenantlitz, von der Kapuze umrahmt, von den Tropfen wie von langen Tränen überflossen.

„Bist du toll?" wiederholte sie, als sie wieder sprechen konnte. „Mich so frech zu küssen — du greulicher Kerl!"

Erich traute seinen Ohren nicht: dieses „frech", dieses „greulich" — die schönsten rollenden R! — „Jeanne!" rief er vor Glück. Er sprach ihr die Worte nach; er legte wieder den Arm um sie. „Du hast heimlich, im stillen mein R — — du wirst meine Frau!"

„Ach, du Junggesell —"

„Nein, nein, nein; dein Nixnutz. Der nicht ohne dich leben kann! Dessen Herz noch jung ist —"

„Mich so frech zu küssen!" sagte sie noch einmal und machte sich wieder los.

„Ich dachte, wie der Nix —"

„Ja, der konnte branden."

„O Jeanne!" Er legte die Hand auf seine Brust. „Wenn du wüßtest, wie es hier —!"

Eine neue Sturzwelle klatschte auf ihn nieder und zerbrach ihm die Rede.

„Warum bist du denn" — Auch über Jeanne fuhr das Schaumwasser hin; sie schüttelte es weg. „Warum bist du denn vorgestern, als ich von dem Russen sprach, nicht losgebrandet: ich, ich will dich haben? Warum hast du dich so kalt, so fischig herausgeredet: ‚auf solche Frage antwortet man nicht!?' Da gab ich dich auf und —"

„Jeanne!" fiel er ihr ins Wort. „Ich verzagte an dir: was bin ich ihr? — Aber als ich das Märchen gelesen hatte — sie kann doch noch lieben! schrie's in mir. ‚Hab' ich nicht so gut Sehnsucht wie du?' — Und nun bin ich hier und — — Jeanne! Jeanne!"

Er umschlang sie wieder und küßte sie.

Sie wehrte sich diesmal nicht. Sie ließ es lächelnd wie ein Wunder über sich ergehn. „Nein, daß ich dich mir erschrieben hab'!" sagte sie dann wie im Traum.

„Wieder dieses R. Du bist mein! Ich trag dich auf mein Bergschloß hinauf, meine Hausfrau, mein Glück!"

„Ach, du brauchst wohl noch ein altes Möbel," erwiderte sie.

„Wieder kalauern? O du! — Dafür gibt es nun Strafen; so!" Er küßte sie auf den Mund.

„Ach," sagte sie, und ihre Augen feuchteten sich, „mir ist ja doch, als hätt' ich es nicht überleben können. Ich hab' mich aber wie ein Löwe gewehrt. — Mein Erich! Wenn ich jetzt noch Witze mache, ist es nur vor Glück!"

Sie umschlang ihn selber, fest, als könnt' er ihr sonst noch wie ein Traum entschwinden; sie erstickte ihn fast mit einem nicht endenwollenden Kuß. Ein neuer Spritzer regnete ihnen auf die Köpfe nieder; die Brandung donnerte ihren Segen dazu.

„Was hab' ich gesagt?" rief Adele, die eben mit Max Arnstadt beim Kaffehaus erschien. „Er ist wiedergekommen und sie haben sich!"

„Als Verlobte empfehlen sich —!" rief Arnstadt.

Erich drückte die Geliebte stumm gegen seine Brust. „Ja," sagte Jeanne, „ich hab' gedacht, Erich währt am längsten!"

Alfred Demiani:
Spanien und seine Kunst.

II.

Keineswegs hatte es Spanien während des Mittelalters an Gelegenheit gefehlt, die italienische Kultur kennen zu lernen; im Gegenteil, die Beziehungen Aragons zur Apenninischen Halbinsel waren bei der Ausdehnung seines Seehandels, welcher mit dem von Genua und Venedig konkurrierte, und infolge der Politik der Krone, welche ihre Hausmacht über Sizilien, Sardinien, Korsika und Neapel ausdehnte, die denkbar lebhaftesten.

Eine Einwirkung der Renaissance macht sich daher auch in den aragonesischen Landesteilen früher als im kastilianischen Spanien fühlbar. Man kann sich jedoch zunächst nur entschließen, dekorative Einzelheiten zu übernehmen und diese in ähnlicher Weise, wie man es mit arabischen Motiven gemacht hatte, lediglich zu einer Bereicherung des nationalen gotischen Stils zu verwerten, ohne an diesem wesentliches zu ändern. Die Konstruktion, der Aufbau, der Gedanke bleiben die alten, und nur bei genauer Prüfung entdeckt man, daß der architektonische Schmuck, die äußeren Zutaten bereits nicht mehr der Gotik angehören.

Man pflegt diesen Übergangsstil, von dem man, bei seiner außerordentlichen Verbreitung, wohl behaupten kann, daß er typisch für Spanien geworden ist, als „plateresk" zu bezeichnen. Platero bedeutet Silberarbeiter; man hat den Namen gewählt, da hier bei der meist sehr reichen und ungemein sorgfältig ausgeführten Detailarbeit der Architekt mit dem Goldschmied zu wetteifern scheint.

Auch im weiteren Verlauf, als die gotische Dekorationsweise immer mehr schwindet, um der der Renaissance zu weichen, ist man doch noch himmelweit davon entfernt, sich den wieder erwachenden Ideen der Antike zu nähern; die Nachahmung der italienischen Vorbilder ist eine rein äußerliche, die treibende Kraft ist immer noch der phantasievolle, erfindungsreiche Geist des späten Mittelalters. Der groteske Stil, in dem sich die ersten Jahrzehnte des XVI. Jahrhunderts gefallen, und den man, —

wohl nicht ganz mit Recht, — meist mit der Person des Alonso Berruguete in Verbindung bringt, obwohl er diesen Stil keineswegs schuf, sondern nur einer seiner hervorragendsten Vertreter war, ist im Grunde genommen nur eine weitere Ausgestaltung des plateresken Geschmacks; er hat sich zwar von gotischen Bestandteilen ziemlich frei gemacht, doch mit der Kunst von Florenz und Rom hat er noch herzlich wenig zu tun.

In diesem Kampf um die Herrschaft haben sich Gotik und Renaissance geraume Zeit nebeneinander auf der Halbinsel behauptet; es gibt eine Reihe von Künstlern, welchen beide Stilarten geläufig sind, und es ist ein Beweis des feinen Empfindens des Spaniers für den der äußeren Form zugrunde liegenden Gedanken, daß man den Renaissancestil bei der Ausstattung profaner Gebäude bereits unbedenklich anwendet zu einer Zeit, als man ihn für kirchliche Zwecke noch ablehnt. Noch im ersten Viertel des XVI. Jahrhunderts wurden die Kathedralen von Segovia und Salamanca im gotischen Stil begonnen. Später behält man wenigstens immer noch Grundriß und Gewölbe der alten Bauweise nach Möglichkeit bei und ersetzt nur die Säulenbündel und Pfeiler des Spitzbogenstils durch korinthische Säulen.

Erst die fremde Dynastie, welche auch die Umgestaltung Spaniens vom mittelalterlichen Feudalstaat zur absoluten Monarchie ohne tieferes Verständnis für Eigenart und Überlieferung der ihnen anvertrauten Volksstämme beendete, sollte die Renaissance in ihrer klassischen Form in Spanien einführen.

Je mehr die Renaissance auf der Halbinsel sich durchsetzt, desto mehr scheint die spanische Kunst an Eigenart, Feinheit und individuellem Empfinden einzubüßen; das Jahrhundert der ersten Habsburger gehört zu einem der unerfreulichsten Abschnitte der spanischen Kunstgeschichte und kann nur insofern versöhnen, als damals die Kunstschätze von ganz Europa am Hofe dieser Herrscher zusammenströmten.

Deutlicher als Worte spricht der Palast Karls V. auf der Alhambra. Das niemals vollendete Gebäude erscheint in seiner, den Geist des Altertums atmenden, kalten Schönheit doppelt befremdend inmitten einer an historischen Erinnerungen überreichen Umgebung und ist ein erschütterndes Denkmal für die Machtlosigkeit eines scheinbar unbegrenzten königlichen Willens gegenüber der Geschichte und ihren geheiligten Traditionen.

Die Zeit Philipps II. bedeutete einen Sieg des neuen Geschmacks auf allen Linien. Die erhöhte Bautätigkeit, welche der Einrichtung der königlichen Residenz in Madrid folgte, gab Veranlassung, italienische

Künstler nach Spanien zu berufen. Andererseits war es bei der spanischen Künstlerschaft seit geraumer Zeit üblich geworden, Italien zu Studienzwecken zu besuchen. Manche mochten wohl den Borgia (Borja), der spanischen Herrscherfamilie auf dem päpstlichen Thron, dorthin gefolgt sein; vor allem aber hatten die italienischen Feldzüge Karls V. dazu beigetragen, das Interesse für die Kunst des Cinquecento zu steigern. Es kann wohl kaum überraschen, wenn das Rom der Rovere und Medici, die Stadt, welcher Bramante, Michel Angelo und Rafael ihr bestes Können weihten, einen gewaltigen Eindruck ausübte.

Allmählich wird der in einem Überreichtum von Ornamenten schwelgende spanische Stil verdrängt, und an seine Stelle tritt die Bauweise des Juan de Herrera, des Schöpfers des Escorial: sparsam im Schmuck, streng in der Linienführung, nur durch die Proportionen und Massen wirkend; ein Bild der Regierung Philipps II., der mit Spaniens Vergangenheit brach: kalt, majestätisch, unnahbar, seelenlos.

Die Malerei gefällt sich ausschließlich in der Imitation römischer Vorbilder und schafft in den sogenannten „Manieristen" eine Schule, welche, wie jede lediglich auf Nachahmung begründete Kunst, herzlich wenig zu sagen hat. Die künstlerischen Ideen der Zeit hat der Lehrer und Schwiegervater des Velazquez, Francisco Pacheco in einem doktrinären Werk über die Malerei, „Arte de la Pintura" niedergelegt.

* * *

Die Reaktion gegen den Geist dieser Zeit, dessen Unwahrheit wir empfinden, wenn wir in Sevilla die im Geschmack des Herrera erbaute Börse (Lonja) neben der Kathedrale sehen, oder wenn wir von Avila aus, „der Stadt der Ritter und Heiligen", den Escorial besuchen, — ein Eindruck übrigens, dem sich auch Philipp II. selbst, wie man sagt, beim Anblick der Königsgräber von Burgos nicht hat entziehen können —, führt zu einem vollkommenen Umschwung auf künstlerischem Gebiete, welcher das XVII. Jahrhundert zu einem für Spanien ewig glorreichen macht.

Die spanische Malerei hatte ohne Zweifel im XVI. Jahrhundert eine vorzügliche technische Schule durchgemacht; jetzt wird sie sich wieder ihrer Eigenart bewußt. Indem sie sich von einem ihr fremden und daher auch unverständlichen Schönheitsideal abwendet, stellt sie ihr bereichertes Können in den Dienst des nationalen Empfindens und findet so den Weg, der sie dem Realismus zuführt, einem Realismus, welchen eine eminente

Meisterschaft in der Behandlung der Farbe verklärt, und der nicht selten vertieft wird durch den Drang zum Übersinnlichen und Mystischen.

Neben Velazquez, dem unerreichten Darsteller der Wirklichkeit, stehen Murillo und Ribera, von denen der eine wie der andere, ohne das Studium und die Beobachtung des Lebens außer acht zu lassen, den Zugang zu einer unsichtbaren Welt suchte und auf seine Weise fand.

Um dieses Dreigestirn schart sich, verschieden in Art und Mannigfaltigkeit ihres Schaffens, doch in Originalität und geistiger Unabhängigkeit einander gleichend, die Elite einer Künstlerschaft, welche auch heute noch nicht aufgehört hat immer wieder aufs neue zu fesseln und auch dem treffsichersten Kunstkenner mitunter Rätsel aufzugeben vermag.

Obwohl selten der Schüler weniger dem Meister ähnelte als hier, pflegt man die Schulen von Valencia (Ribera) und Sevilla (Velazquez, Murillo) zu unterscheiden, denen sich die weniger umfangreichen Gruppen von Cordoba (Valdes Leal) und Granada (Alonso Cano) angliedern; während die Schule von Madrid (Claudio Coello) die große Bewegung abschließt.

Es ist wohl nicht nur Zufall, daß die Neugeburt der spanischen Kunst von Städten ihren Ausgang nimmt, in denen das arabische Element besonders stark vertreten ist.

Der spanische Geist hat sich vollkommen von italienischer Abhängigkeit befreit und macht sich selbstbewußt geltend. Und wie das Leben und Wesen im damaligen Spanien den in der Schule des Tizian und Tintoretto gebildeten Griechen Theotocopuli (el Greco) derartig gefangen nimmt und umgestaltet, daß er, der Ausländer, gewissermaßen zum Entdecker und ersten Interpreten des kastilianischen Herrentypus wird, so weiß Ribera inmitten einer italienischen Umgebung rücksichtslos seine künstlerische Eigenart zu behaupten und durchzusetzen; während Velazquez nach seiner römischen Studienreise nur um so deutlicher den Weg vor sich sieht, den er sich selbst und unabhängig von jeder Autorität suchen will und muß.

Die einzigen Italiener, denen gegenüber man sich nicht vollkommen ablehnend verhält, sind diejenigen, welche dem florentinisch-römischen Klassizismus am fernsten stehen: die venezianischen Koloristen und der Naturalist Caravaggio. Durchaus unverständlich und antipathisch blieb die zeitgenössische Schule des damals vielbewunderten Guido Reni, der sich, nach dem Urteil des Velazquez, mehr als irgend einer von der gesunden Wahrheit entfernt hatte.

Eher könnte man eine Annäherung an die vlämischen Meister beobachten, welche durch politische Beziehungen zu den Niederlanden längst vorbereitet war und wohl durch den langen Aufenthalt von Rubens in Madrid und seine persönlichen Beziehungen zu Velazquez befördert wurde.

Besser kann die Stellung, welche man zur Antike einnimmt, nicht gekennzeichnet werden, als dies durch Velazquez geschieht; entweder sucht er, wie im Aesop, Menipp oder im Bacchusfest (los Borrachos), das Altertum durch spanische Volkstypen verständlich zu machen, oder es scheint, als wollte er sich mit der Schmiede des Vulkan oder dem Kriegsgott Mars über den Olymp lustig machen, dessen Götter ihm nichts bedeuten.

Allenthalben sproßt und blüht es auf dem blutgetränkten spanischen Kulturboden; es ist eine jener großen Epochen in der Geschichte der Nationen, wo das Genie geradezu ansteckend zu wirken scheint und alle schlummernden Kräfte wie mit einem Zauberschlage befreit werden.

Ist es auch unter den bildenden Künsten in erster Linie die Malerei, welche das Interesse und die Bewunderung aller Zeiten in Anspruch nehmen wird, so verdient doch auch die zu neuem Leben erwachte Plastik nicht minder Beachtung und eingehendes Studium. Sie nimmt ihre alten Überlieferungen wieder auf und entwickelt so vor allen Dingen die durch die Arbeiten an den gotischen Retablos (Altarwänden) und Chorgestühlen wohlgeschulte Technik der Holzschnitzer zu einer künstlerischen Spezialität, welcher andere Länder etwas ähnliches kaum gegenüberstellen können.

Die polychromen Holzfiguren des Montañes und Alonso Cano, deren Kunst in Pedro de Mena weiterlebt und selbst noch im XVIII. Jahrhundert in Zarcillo einen Vertreter findet, der trotz aller Konzessionen an den barocken Geschmack seiner Zeit einer Offenbarung der letzten und tiefsten Geheimnisse nahe kommt, gehören wohl zu den ausdrucksvollsten und ergreifendsten Schöpfungen der spanischen Kunst überhaupt, mögen sie auch für den ersten Moment auf manchen Beschauer befremdend wirken.

Am wenigsten ist über die Architektur des Jahrhunderts zu sagen; sie, welche im Mittelalter eine so hervorragende Rolle gespielt hatte und dem Besucher der pyrenäischen Halbinsel tausend Überraschungen bietet, scheint tief und dauernd in ihrer Lebenskraft und Entwicklungsfähigkeit geschädigt worden zu sein. Wenn auch immer wieder, bis in die neueste

Zeit, gotische und maurische Reminiszenzen sich geltend machen wollen, und die langweiligen Formen der Bauweise Philipps II. bald wieder unter Zierat und Ornamenten verschwinden, so vermag die spanische Baukunst des XVII. Jahrhunderts und der Folgezeit wohl noch hier und dort, zumal in der Ausgestaltung des vornehmen Privathauses, lebhaft zu interessieren, soweit wir in ihr etwas vom Geiste der großen Vergangenheit wieder finden, doch es ist ihr nicht wie ihren Schwesterkünsten gelungen eine glänzende Neugeburt, eine einzigartige Renaissance eben dieser Vergangenheit herbeizuführen.

Dem Barockstil, welcher unter dem Einfluß des Architekten Churriguera das Ende des großen Zeitabschnittes kennzeichnet und an Verworrenheit und bizarren Einfällen alles übertrifft, was andere Länder auf diesem Gebiet sich geleistet haben, kann eine gewisse Verwandtschaft mit der plateresken Kunst, bez. dem Geschmack der berrugueteschen Aera nicht abgesprochen werden; doch er erscheint vielmehr eine Karikatur, ein plumpes Zerrbild der einstigen Zierlichkeit und Grazie; denn das Erbteil des hispano-arabischen Mittelalters, die Überlegenheit in der Meisterung des Steines, war mit der Einführung des eisigen Stils Herreras verloren gegangen.

Die künstlerische Blüte Spaniens steht natürlich indirekt in Zusammenhang mit den unermeßlichen Reichtümern, welche aus der neuen Welt herzuströmten, und mit dem Selbstbewußtsein der Nation in ihrer bis dahin einzigartigen Weltmachtstellung. Geblendet durch beispiellose Erfolge täuschte man sich über Züge des Verfalls und die Gefahren politischer Irrtümer hinweg, welche für die Nachwelt unschwer zu erkennen sind.

An der Schwelle aber des Jahrhunderts hält auf dürrem Klepper, die Lanze zur Seite, eine groteske Gestalt, sehnsuchtsvoll den Blick in weite Fernen gerichtet, welche von Bildern der Vergangenheit und Phantasie belebt werden.

1616 starb Miguel Cervantes, der Dichter des Don Quijote.

* * *

Den Habsburgern folgten die Bourbonen; italienischen Einflüssen folgten französische. Was die einen begonnen hatten, setzten die anderen fort, ein verhängnisvolles Werk zweier Dynastien, welche ein Land beherrschten, an dessen Größe sie keinen Anteil hatten.

In veränderter Form bringt der Thronwechsel einen erneuten Ver-





[illegible] Kaiſerin.
Zum [illegible] Lindner.

Zeit gotische und maurische Reminiszenzen sich geltend machen wollen, und die langweiligen Formen der Bauweise Philipps II. bald wieder unter Zierat und Ornamenten verschwinden, so vermag die spanische Baukunst des XVII. Jahrhunderts und der Folgezeit wohl noch hier und dort, zumal in der Ausgestaltung des vornehmen Privathauses, lebhaft zu interessieren, wenn wir in ihr etwas vom Geiste der großen Vergangenheit wieder finden, doch es ist ihr nicht wie ihren Schwesterkünsten gelungen, eine glänzende Neugeburt, eine einzigartige Renaissance eben dieser Vergangenheit herbeizuführen.

Dem Barockstil, welcher unter dem Einfluß des Architekten Churriguera das Ende des großen Zeitabschnittes kennzeichnet und an Verworrenheit und bizarren Einfällen alles übertrifft, was andere Länder auf diesem Gebiet sich geleistet haben, kann eine gewisse Verwandtschaft mit der [illegible] Kunst bez. dem Geschmack der berruguetischen Aera nicht [illegible] werden; doch er erscheint vielmehr eine Karikatur, ein [illegible] der einstigen Zierlichkeit und Grazie; denn das [illegible] arabischen Mittelalters, die Überlegenheit in der [illegible] des Feinen, war mit der Einführung des eisigen Stils Herreras verloren gegangen.

Die künstlerische Blüte Spaniens steht natürlich indirekt in Zusammenhang mit den unermeßlichen Reichtümern, welche aus der neuen Welt herzuströmten, und mit dem Selbstbewußtsein der Nation in ihrer bis dahin einzigartigen Weltmachtstellung. Geblendet durch beispiellose Erfolge täuschte man sich über Züge des Verfalls und die Gefahren politischer Irrtümer hinweg, welche für die Nachwelt unschwer zu erkennen sind.

An der Schwelle aber des Jahrhunderts hält auf dürrem Klepper, die Lanze zur Seite, eine groteske Gestalt, sehnsuchtsvoll den Blick in weite Fernen gerichtet, welche von Bildern der Vergangenheit und Phantasie belebt werden.

1616 starb Miguel Cervantes, der Dichter des Don Quijote.

* *

Den Habsburgern folgten die Bourbonen; italienischen Einflüssen folgten französische. Was die einen begonnen hatten, setzten die anderen fort, ein verhängnisvolles Werk zweier Dynastien, welche ein Land beherrschten, an dessen Größe sie keinen Anteil hatten.

In veränderter Form bringt der Thronwechsel einen erneuten Ver-





Käthe Münzer: Pariserin.
Zum Essay von Ruth Lindner.



such, der Kunst Spaniens eine fremde Schablone aufzudrücken, eine Schablone, die Ludwig XIV. für ganz Europa geschaffen hatte, indem er das Vermächtnis der Renaissance königlicher Prachtentfaltung dienstbar machte. So rüstete sich der Geist des heidnischen Altertums ein zweites Mal, um in neuer Gestalt die Halbinsel zu erobern, welche immer noch von den Kämpfen des Kreuzes mit dem Halbmond träumte.

Es hatte kaum den Anschein, als sollte er auf einen ernstlichen Widerstand stoßen. Einem Jahrhundert höchster geistiger Anspannung war eine Zeit der Erschöpfung und Interesselosigkeit gefolgt. Unfähig neu zu produzieren, scheint ein Geschlecht von Epigonen zugleich die Achtung vor den Heiligtümern nationaler Kunst verloren zu haben. Das Hauptportal der Kathedrale von Burgos, die Fassade der Kathedrale von Pamplona oder gar der berüchtigte Trasparente (Grabmal des Kardinal Astorga) im Dom von Toledo sind traurige Monumente für den Mangel an Geschmack und Pietät des XVIII. Jahrhunderts.

Die Blutsverwandtschaft der beiderseitigen Herrscherfamilien hatte Spanien, dessen unfähigen Königen die Zügel der Weltherrschaft entglitten, zu dem mächtigen Nachbarstaat nördlich der Pyrenäen in Beziehungen gebracht, welche eine Gefahr nicht nur für seine politische Selbständigkeit, sondern auch für seine geistige und künstlerische Unabhängigkeit bedeuteten. Hieran hat auch der Sturz der Bourbonen in Frankreich nichts Wesentliches geändert, und wenn auch die Erinnerung an die Invasion Napoleons I. bei dem größten Teil der noch wirklich spanisch empfindenden Bevölkerung in einer ausgesprochenen Abneigung gegen alles französische Wesen sich kund gibt, so spielt doch heutigentags noch in kultureller Beziehung Paris für Spanien eine Rolle, wie dies Rom nie, auch nur annähernd, erreichen konnte.

Ein künstlerischer Protest gegen den Sieg des Franzosentum verkörpert sich in zwei Persönlichkeiten: Francisco Goya (1746—1828) und Ignacio Zuloaga (geb. 1870). Beide stehen an der Wende zweier Jahrhunderte.

Der eine ist der Zeuge Spaniens tiefster Schmach, der wahrhaft kläglichen Regierungsperiode Karls IV. und der politischen Tätigkeit des Günstlings der Königin, Godoy, des Principe de la Paz (Friedensfürst), der den Frieden von Frankreich mit Spaniens Ehre erkaufte; doch seine Kunst wird auch zum Herold der heldenmütigen Erhebung seines Volkes, welches im Kampfe um seine Freiheit dem erstaunten

Europa zeigte, daß ihm trotz Mißwirtschaft und Korruption noch eine Fülle ungeschwächter Kraft geblieben war.

Der andere ist der Zeitgenosse des letzten Aktes der historischen Tragödie spanischer Herrlichkeit, des aussichtslosen Kampfes um die Reste des einstigen Weltreiches. Er erlebt das Ende, welches für manche Schuld der Vergangenheit die gerechte Vergeltung zu bringen scheint, doch auch mit vielem zu versöhnen vermag, indem es der Würde und Größe nicht entbehrt.

Goya ist ein rücksichtsloser Spötter; ohne Schonung geißelt er die Lebensgewohnheiten und Sitten der altersschwachen spanischen Welt; selbst die Kirche ist ihm nicht unantastbar; die Porträts seiner fürstlichen Gönner werden zu genialen Karikaturen. Doch wenn er schildert, was Spanien noch an Heldentum und Grazie, an Lebenslust und Farbenfreude blieb, gesteht er ein, wie er dieses Heimatland über alles liebt.

Zuloaga sieht eine Welt, die ihm teuer ist, langsam entschwinden; noch einmal möchte er die bunten Bilder eines Lebens, das vielleicht bald der Vergangenheit angehören wird, festhalten, um zu zeigen, wie schön und stolz das alte Spanien, an dem Jahrhunderte des Fortschritts spurlos vorüber zu gehen scheinen, auch in seinem Unglück noch war.

Wer Goya wirklich kennen lernen will, sollte nicht versäumen, die Kirche San Antonio de la Florida in Madrid aufzusuchen, welche er mit Fresken ausgeschmückt hat: an den Deckengewölben konventionelle allegorische Figuren, in der Kuppel der Heilige, umgeben von spanischen Volkstypen; hier der Versuch, dem Geschmack der Zeit gerecht zu werden, dort das Bekenntnis, daß er ein Maler des Lebens war und sein wollte, wie seine großen Vorgänger des XVII. Jahrhunderts.

Die Jahrzehnte, welche Zuolaga von Goya trennen, bieten entsprechend den Wechselfällen der Geschicke Spaniens, ein buntes Durcheinander künstlerischer Bestrebungen: neben Nachfolgern und Nachahmern Goyas Bewunderer Davids und seiner Schule; neben unselbständiger Dutzendware Pariser Habitués, welche auf den Boulevards den Blick für die Farbe und die malerischen Reize der Heimat verloren zu haben scheinen, die großzügigen Schöpfungen von Künstlern, welche, wenn auch in Paris oder Rom gebildet, in Spaniens Vergangenheit und Gegenwart leben und Anregung finden. Jedenfalls ist die Kunst ein erfreuliches Symptom dafür, daß Spanien nicht, wie man so oft glauben machen will, ein Land ist, welches langsam stirbt, sondern ein Land, in dem es gärt,

in dem man kämpft, irrt und strebt. Zu den Spaniern, deren starkes nationales Talent dem Ausland gegenüber sich durchsetzt, gehört auch Zuloaga.

Die Kunstausstellung von Barcelona des Jahres 1907 hat es in anerkennenswerter Weise versucht, — das erste Mal in Spanien —, einen Überblick über Zuloagas künstlerisches Schaffen zu geben. Konnte hier auch Spanien in gerechtem Stolz der Welt einen noch jungen Künstler zeigen, der berufen erscheint, dem alten Ruhmeskranze ein frisches Blatt hinzuzufügen, so sollte man sich doch der Erkenntnis einer recht bitteren Wahrheit nicht verschließen: Die Gemälde Zuloagas befinden sich, mit geringen Ausnahmen, im Besitz von Ausländern. Obwohl er schon seit Jahren einen Weltruf genießt, bedurfte es erst der Anregung durch die Ausstellung in Barcelona, um das erste und vorläufig einzige Bild von ihm für die Sammlung moderner Kunstwerke in Madrid anzukaufen; ein bedauerlicher Beweis für die Teilnahmslosigkeit der leitenden Kreise des Landes an den Bestrebungen seiner Künstler. Diese Interesselosigkeit der oberen Stände treibt die künstlerische Jugend Spaniens ins Ausland, läßt die Schöpfungen nationaler Kunst von Ausstellung zu Ausstellung der fremden Kapitalen wandern; sie erklärt es, daß von Spaniern geschriebene Werke über spanische Kunst, welche dem Vaterland zur Ehre gereichen könnten, ins Französische oder Englische übersetzt werden, ehe sie einen Verleger finden, und sie wird einst die Schuld daran tragen, daß Zuloaga der erste große spanische Meister sein wird, dessen Lebenswerk man nicht südlich der Pyrenäen vereinigt findet.

* * *

Unter den verschiedenartigen, oft recht widerspruchsvollen Urteilen über die Kunst Spaniens, welche ich gehört oder gelesen habe, bin ich wiederholt der Ansicht begegnet, man könne von einer spanischen Kunst im eigentlichen Sinne nicht sprechen, da sie zu wenig verstanden habe, dem Ausland gegenüber ihre Unabhängigkeit zu wahren. Sicher, es unterliegt keinem Zweifel, daß fremde Einflüsse der verschiedensten Art auf der pyrenäischen Halbinsel sich geltend machten. Ich möchte sogar, nachdem bereits den von den Arabern, von Italien und Frankreich ausgegangenen künstlerischen Anregungen Rechnung getragen wurde, hier noch besonders auf die bisher nur kurz erwähnten Beziehungen zur nieder-

deutsch-niederländischen Kunst hinweisen, welche schon im Mittelalter, zumal in Kastilien, festzustellen sind, bereits ehe die habsburgische Haus- und Heiratspolitik das Schicksal der Niederlande mit dem Spaniens zu verknüpfen suchte. Jan van Eyck hielt sich längere Zeit in Spanien auf; Johann von Köln und sein Sohn Simon waren dauernd als Architekten in Burgos tätig; Dalmau unternahm in königlichem Auftrag eine Reise nach Flandern.

Doch andererseits möchte ich hier fragen: wo gibt es überhaupt eine Kunst, die sich durchaus selbständig entwickelt hätte, ohne von Fremden zu nehmen? Selbst bei den entlegensten Kulturen findet ja die Archäologie stets eine noch entlegenere, welche das Urheberrecht des künstlerischen Gedankens beansprucht.

Ich glaube im Gegenteil, die spanische Kunst vermag gerade deshalb derartig zu fesseln und zu ergreifen, weil es ihr gelungen ist, die widersprechendsten Elemente in sich aufzunehmen, zu vereinigen und zu etwas durchaus Neuem, Originellem und vor allem stets Nationalem umzugestalten.

Es gibt im Verlauf der künstlerischen Entwicklung Spaniens Zeitabschnitte, welche, außerhalb des Zusammenhangs betrachtet, hinreichend Material liefern könnten, um meine Behauptung zu widerlegen, da jede Selbständigkeit verloren zu sein scheint. Doch ihnen folgen die Zeiten der großen künstlerischen Offenbarungen, welche beweisen, daß man wohl vom Ausland gelernt, daß man Kennen und Können bereichert hat, doch daß die Kunst Spaniens weit davon entfernt ist, ihre Eigenart zu opfern.

Auf den ersten Blick mag es wohl scheinen, als habe man es auf der pyrenäischen Halbinsel lediglich mit einem Durcheinander morgenländischer und abendländischer Einflüsse zu tun; doch je mehr man mit dem Stoff vertraut wird, desto klarer wird man eine bestimmte Linie erkennen, welche den Weg der echt spanischen Kunst bezeichnet und welche, wenn sie auch zeitweise sich zu verlieren scheint, doch auf den Höhepunkten stets unverkennbar zutage tritt.

*   *   *

Die Kunst eines Landes wächst zugleich mit seiner Geschichte, beide beeinflussend und durch beide beeinflußt bildet sich die Seele eines Volkes.

Der Realismus in der Kunst entspricht durchaus dem Empfinden des Spaniers, der bei aller Vorliebe für eine anmutige Form sich natür-

lich und ungezwungen gibt und weit weniger zu theatralischem Pathos und affektierter Pose neigt, als die lateinischen Schwesterrassen.

Unter den ersten spanischen Meistern finden wir wohl auch nicht einen, der nicht Realist gewesen wäre.

Schon am Ausgang des Mittelalters macht sich dies, — und zwar vornehmlich auf dem Gebiete der Plastik, in der Porträtstatue, — geltend; die spätgotischen Grabmonumente der spanischen Kirchen sind, abgesehen von technischer Vollendung, was Lebenswahrheit anbelangt, einzig in ihrer Art. Vor allem verdienen die knieenden und halbaufgerichteten Figuren Beachtung.

In der spanischen Kunst zeigt sich mehr ein Streben nach Wahrheit, als ein Streben nach Schönheit; ein herber, männlicher Zug ist ihren Schöpfungen eigen; die Grenzen des guten Geschmacks werden weit eher nach der Seite des Grotesken, Bizarren, ja auch Brutalen, als des Sentimentalen, Süßlichen, Lüsternen überschritten.

Man könnte hier eine Äußerung des jungen Velazquez gewissermaßen als Motto verallgemeinern, der die Ermahnung, den Stil des Rafael nachzuahmen, mit der Begründung zurückgewiesen haben soll: „Er wolle lieber der erste in seiner derben Manier sein, als der zweite in der Feinheit." (que mas queria ser primero en aquella groseria que segundo en la delicadeza.)

Gleichfalls allen spanischen Künstlern gemeinsam ist ein ausgesprochener Sinn für Farbe. Er kommt nicht nur in der Malerei zur Geltung, sondern beispielsweise auch in der Vorliebe für polychrome Skulptur, oder in der Architektur, wenn man auch heutzutage noch die von den Arabern überkommene Dekorationsweise mit buntfarbigen Kacheln und Ziegeln gern anwendet.

Hierzu kommt eine deutlich erkennbare Abneigung gegen alles Formelle, Schablonenhafte, Schulmäßige. Die Persönlichkeit des Schaffenden will zum Ausdruck kommen, und ein Temperament von kaum zu zähmender Leidenschaft offenbart sich nicht selten bei diesem Individualismus. Natürlich fehlt es auch hier nicht an Übertreibungen.

Die spanischen Künstler waren in der Regel keine friedlichen Staatsbürger; sie wußten ebenso gut mit dem Degen als mit dem Pinsel und Meißel umzugehen; ihre Lebensgeschichten sind reich an gefährlichen Abenteuern und außergewöhnlichen Konflikten; selbst Verbrecher findet man in ihrer Mitte. Wird doch von dem Altmeister der

Sevillaner, Francisco Herrera (nicht zu verwechseln mit dem Baumeister Juan Herrera), erzählt, er sei nur durch die Gnade Philipps IV. einer Galeerenstrafe wegen Falschmünzerei entgangen.

* * *

Der Charakter der spanischen Kunst ist der Charakter des spanischen Volkes, und das Objekt ihres Interesses und ihres Studiums ist der Spanier; sie zeigt ihn uns, wie er ist, und wie er empfindet.

Wie jede Kunst, welche vermag eine tiefere Wirkung auszuüben, ist sie durchaus bodenständig; hier liegt die Wurzel ihrer Kraft; sie hat die Fühlung mit dem Leben und Denken des Volkes nie vollkommen aufgegeben, auch dann nicht, als man in ganz Europa, geblendet durch die beispiellosen Erfolge der italienischen Renaissance, den Boden unter den Füßen verlor und glaubte Normen von allgemeiner Gültigkeit aufstellen zu müssen für Schönheitsideale, die wohl am Arno und Tiber verständlich sein mochten, doch nimmermehr an der Seine oder an der Spree.

Dem spanischen Empfinden entspricht das religiöse Bild; und zwar ist man hier noch im XVII. Jahrhundert imstande, den Gedanken in einer Tiefe und Wahrheit zu erfassen, wie es sonst nur den Primitiven des Mittelalters vergönnt war. Den spanischen Typus lernen wir im Porträt und im Sittenbild kennen.

Das Repertoire der spanischen Kunst ist verhältnismäßig wenig umfangreich.

Figurenreiche Darstellungen, welche von dem italienischen Geschmack bevorzugt werden und hinsichtlich der Komposition dem künstlerischen Können erhöhte Anforderungen stellen, findet man nicht zu häufig, und bis zur neuesten Zeit macht sich hierbei eine gewisse Unbeholfenheit bemerkbar. Wenn man ihnen begegnet, hat man es meist mit Nachahmungen italienischer oder französischer Vorbilder zu tun, oft auch direkt mit Arbeiten italienischer Künstler, denen man derartige Aufgaben, zumal wenn es sich um die dekorative Ausschmückung großer Flächen handelte, gern übertrug. (Zuccari, Giordano, Tiepolo.)

Der spanische Künstler will für jede einzelne Persönlichkeit, die er darstellt, ein tieferes Interesse wecken. Ihn selbst beschäftigt zunächst die Wiedergabe des Lebens mehr als die malerische Wirkung; vollkommen fern liegt ihm der Gedanke, durch eine beabsichtigte oder gesuchte Anordnung und Gruppierung, auf Kosten der Lebenswahrheit, sein Aus-

drucksvermögen zu steigern; doch gibt es kaum eine Erscheinung der Wirklichkeit, die er einer künstlerischen Interpretation nicht für würdig hielte.

Von jeher hat man dem Leben und Treiben der unteren Volksklassen besondere Aufmerksamkeit geschenkt; schon auf den mittelalterlichen Kirchenbildern wird den Armen, den Bettlern, den Arbeitenden und Notleidenden gern ein Raum gegönnt.

Es handelt sich hier keineswegs lediglich um eine künstlerische Liebhaberei, welche etwa in der malerischen Wirkung spanischer Volkstrachten eine Erklärung finden könnte; die Kunst hat vielmehr einen bestimmten, tiefeingewurzelten Zug spanischen Wesens gewissermaßen festgehalten, der wohl jeden, der Spanien auch nur oberflächlich kennen gelernt hat, zum mindesten überrascht, in den meisten Fällen aber höchst sympathisch berührt haben dürfte.

Es ist dies die Beachtung und Achtung, welche man auch den Kleinsten und Niedrigsten nicht vorenthält, das Verständnis, welches seitens der höheren Stände dem Stolz und Selbstbewußtsein des Mannes aus dem Volke entgegengebracht wird. Taktlosigkeit von oben, Mißtrauen und Argwohn von unten, welche in anderen Ländern gemeinsam dazu beitragen, die Gegensätze des öffentlichen Lebens in unerträglicher Weise zu verschärfen, würden in Spanien kaum verständlich sein.

Der harmlose und vertrauliche Verkehr, in dem auf diese Weise die Klassen sich nähern, kommt am deutlichsten bei den zahlreichen Volksfesten zur Geltung, wo hoch und niedrig fröhlich und zwanglos sich mischt, ohne daß auch nur einen Augenblick auf der einen Seite eine natürliche Würde, auf der anderen eine ungezwungene Ehrerbietung unberücksichtigt bliebe.

Man spricht immer nur von spanischer Etikette und Grandezza; die in diesem Falle sehr viel wertvollere Kehrseite der Medaille bleibt meist unbeachtet. Gewiß, die Erziehung des spanischen Volkes ist, was seine Umgangsformen anbelangt, in jeder Beziehung tadellos; doch gerade infolge dieses durchaus demokratischen Zuges ist hier eine wahrhaft ritterliche und aristokratische Nation entstanden.

* * *

Offenbart sich das Innenleben eines Volkes in untrüglicher Weise in seiner Kunst, so ist für die Bildung von Auge und Gemüt die tägliche Umgebung, — Natur, Landschaft, Klima — von hoher Bedeutung. Andere

Menschen mit anderen Sinnen leben in dem trüben Licht des nordischen Tages als unter einem leuchtenden Himmel.

Spanien ist durchaus nicht, vergleicht man es mit Italien, von der Natur bevorzugt; es sind nur Teile seiner Mittelmeerküste, von denen man dies behaupten könnte. Im Innern des Landes wechseln glühend heiße Sommer mit rauhen Wintern. Die Sonne ist bald ein grimmiger Feind, der alles Leben zu vernichten droht, bald ein recht unzuverlässiger Verbündeter.

Das Land der Gegensätze hat man Spanien nicht mit Unrecht genannt; Afrika und Europa scheinen sich hier zu begegnen. Während am Meeresufer unter ewig blauem Himmel die Palmen rauschen, sinkt wenige Bahnstunden davon entfernt im Winter das Thermometer wochenlang unter Null; paradiesisch schöne Gärten und Haine liegen oasengleich inmitten trostloser Einöden; sonnenverbrannte, kahle Ebenen werden von schneebedeckten Bergen begrenzt.

Das Liebliche fehlt im allgemeinen der spanischen Landschaft; doch sie trägt fast durchgängig einen großen, man könnte sagen, tragischen Zug, und vielleicht ist sie gerade dort am ergreifendsten und eindrucksvollsten, wo sie besonders einsam, leblos und verlassen erscheint.

Der Spanier, bei dem sich Leidenschaft mit Phlegma, Gutmütigkeit mit Grausamkeit mischen, ist das echte Kind dieses Landes. Gleich fähig zur Aufopferung wie zum Verbrechen, ist er meist über schmutzige, kleinliche Gemeinheiten erhaben.

In der spanischen Kunst spielt, ihrer Eigenart entsprechend, die Darstellung der Landschaft meist eine nebensächliche Rolle; doch beweisen die großen Meister gelegentlich, daß sie die ausdrucksvolle Sprache ihrer heimischen Umgebung sehr wohl verstanden und auch wiederzugeben wußten.

Unter den Neueren vermögen vor allem Rusiñol und Beruete als Landschaftsmaler zu fesseln. Rusiñol sucht seiner Heimat mehr im allgemein üblichen Sinne malerische Seiten abzugewinnen; während Beruete die trostlose Einsamkeit Zentralspaniens und die Melancholie seines zerbröckelnden Gemäuers in ihrer ganzen Großartigkeit erfaßt hat.

* * *

Wenn die Kunst unserer Tage in ihrem heißen Ringen nach Klarheit den spanischen Meistern zum Teil ihre Würdigung nicht versagt, andererseits aber oft in einer geradezu lächerlichen Mißachtung großer

Namen sich gefällt, welche Jahrhunderten etwas Heiliges bedeuteten, so ist das sicherlich nicht nur die Sucht nach neuen Göttern, sondern es liegt dem das Empfinden oder auch die Erkenntnis zugrunde, daß in Spanien sich manches erhalten und naturgemäß weiter entwickeln konnte, was anderen Völkern unter der unbestrittenen Alleinherrschaft der Renaissance verloren ging, jetzt aber, auf wunderlichen Irr- und Abwegen zum Teil, aufs neue gesucht werden soll.

Verlorenes wiederzufinden ist oft recht schwer.

* * *

Ich bin bemüht gewesen, kritischer Bemerkungen mich nach Möglichkeit zu enthalten, nicht nur aus dem Grunde, daß ich mich hierzu nicht für zuständig erachte, sondern weil ich einer übertriebenen Bewertung der Kunstkritik wenig sympathisch gegenüberstehe. Anstatt der großen, nicht produzierenden Menge den Weg zu weisen, um zu einem vertieften Genuß der Kunst zu gelangen, weckt man nur bei Berufenen und Unberufenen den Wunsch, den Wert des einzelnen Kunstwerkes zu untersuchen.

Sollte man nicht mit dem Gefühl tiefster Ehrfurcht an das Lebenswerk von Männern herantreten, denen es vergönnt war, den Ideen, welche ihre Zeit bewegten, in der edelsten Form Ausdruck zu verleihen? Man suche zu verstehen, warum ein Künstler schuf, aber nicht zu beurteilen oder gar zu verurteilen, was er schuf.

Selbstredend werden persönliche Neigungen und Empfindungen den einzelnen bestimmten Künstlern oder Zeitabschnitten näher führen; doch das sind rein individuelle Gesichtspunkte, und sie sollten auch nur als solche, niemals aber mit der Prätention auf allgemeine Gültigkeit, zum Ausdruck gebracht werden.

Zudem beschäftigt sich die Kritik meist mit rein technischen Fragen; diese werden immer und müssen für den Fachmann, also den Künstler, von allerhöchstem Interesse sein; doch man sollte auch ihm allein, als dem einzigen, der etwas davon verstehen kann, das Wort lassen.

Ich schließe, indem ich zwei Kunsturteile, welche eine diesen Ausführungen nahestehende Persönlichkeit, Don Francisco Goya, betreffen, einander gegenüberstelle:

Die Jugend zitiert in ihrer Goyanummer (1906) ein Urteil von Léon Lagrange aus der Gazette 1865:

„Man hängt soeben im Louvre ein Porträt von Goya auf . . . Es ist das Werk eines Koloristen von Temperament, der die Töne der Natur in all ihrem Reichtum faßt . . .“

J. D. Passavant äußert sich in „Die christliche Kunst in Spanien“ 1853, wie folgt:

„Wie traurig es um den Kunstgeschmack in Spanien zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts ausgesehen, davon gibt Francisco Goya einen sprechenden Beweis, da er in Madrid der gefeiertste Künstler war, der aber selbst heilige Gegenstände mit Lüsternheit behandelte und in eine fade, verblasene Manier verfiel.“

Sapienti sat!

Georg Gothein:
Die Lage der heutigen Politik.

Ein Gefühl tiefen Unbehagens zieht durch die Gemüter der ganzen Bevölkerung, und wohl nicht nur Deutschlands, sondern der meisten Staaten Europas, wenngleich es bei uns noch schärfer sein mag, als in den anderen großen Staaten, vielleicht Rußland und Österreich-Ungarn ausgenommen. Dieses Gefühl hat bei uns zwei Ursachen: einmal die wenig Vertrauen erweckende gesamtpolitische Lage des Weltteils, die Möglichkeit kriegerischer Verwickelungen. Noch weit stärker ist aber der Unmut und die Sorge über die Entwickelung, welche die deutsche Politik genommen hat, die sich mehr und mehr zu einer Gefahr für unsere gesamten Beziehungen zum Ausland entwickelt hat.

Schon seit langen Jahren sah der Deutsche nicht ohne Sorge, wie sehr sich die Stellung seines Vaterlands im internationalen Konzert der Mächte verschlechterte. Man war dabei nur zu geneigt, die Tatsache, die man leider nicht leugnen konnte, auf die Intriguen des Auslandes, Frankreichs und vor allem Englands, zurückzuführen, das eine vollständige Einkreisung Deutschlands mit Erfolg zu beabsichtigen schien. Wer freilich etwas schärfer zusah und sich nicht ausschließlich auf das verließ, was die heimische patriotische Presse erzählte, wer sich vielmehr bemühte, auch die Empfindungen und Äußerungen des Auslandes zu verstehen, war sich längst nicht mehr im unklaren darüber, daß die deutsche Politik selbst an der wachsenden Isolierung Deutschlands ihr voll gerüttelt und geschüttelt Maß Schuld trug. Auch im Reichstag, dessen Mitglieder eine begreifliche Scheu tragen, der Regierung, auch wenn sie ihr oppositionell gegenüber stehen, in auswärtigen Angelegenheiten Schwierigkeiten zu machen, hatte die Kritik dieser Politik und vor allen auch die des persönlichen Eingreifens des Kaisers in den letzten Jahren wiederholt eingesetzt, wenn auch — von sozialdemokratischer Seite abgesehen — in sehr vorsichtigen Formen.

Da machte die Veröffentlichung des Kaiserinterviews im Daily Telegraph dem ganzen Volke blitzartig klar, was von Vielen mit banger

Sorge seit Jahren empfunden wurde, was für sie nur ein neues Glied in einer langen Kette war.

Kaum jemals hat die persönliche Politik eines Herrschers durch ihn selbst einen so schweren Stoß erlitten, wie die des deutschen Kaisers durch die Tatsachen, die der Daily Telegraph der Welt verkündete, die ihr mitzuteilen er für wünschenswert gehalten hatte, um sie im glänzenden Licht erscheinen zu lassen. Dieses absolute Mißverkennen der Wirkung seiner Handlungen ist charakteristisch für den jetzigen Träger der Krone; es beweist, daß politisches Empfinden auch bei den Herrschergeschlechtern nicht erblich ist, und daß es eine eminente Gefahr für ein Volk ist, wenn es sich auf die Erbweisheit der Herrscherfamilien oder derer verläßt, die sich durch Geburt berechtigt glauben, die ausschließlichen Berater der Krone zu sein.

Man kann sehr wohl annehmen, daß die Veröffentlichung des Daily Telegraph den Zweck verfolgte, die deutsche Politik zu kompromittieren, daß sie einen feindseligen Akt gegen Deutschland darstellen sollte; trotzdem hat das deutsche Volk alle Ursache, dafür aufs höchste dankbar zu sein, denn sie hat uns die Klarheit gebracht, ohne welche eine Änderung des Systems unmöglich war. Sie hat dem deutschen Volk gezeigt, daß diese persönliche Politik eine solche sprunghafter Impulsivität, wechselnder Auffassungen, falscher psychologischer Berechnungen war, daß sie mit Virtuosität die Kunst handhabte, das Ausland vor den Kopf zu stoßen, während sie durch eine unverständliche Liebedienerei es sich zur Dankbarkeit verpflichtet zu haben glaubte. Im ganzen Reichstag dürfte es wohl keinen Abgeordneten gegeben haben, der nicht fest davon durchdrungen war, daß diese Politik unmöglich igendwelches Vertrauen im Ausland erringen konnte.

Viel stärker noch, als in den Kreisen der Abgeordneten selbst, die nicht so überrascht wurden, war die Empfindung im Volk: Und wenn der Reichstag in den denkwürdigen Sitzungen vom 10. und 11. November 1908 würdige und kräftige Worte gegen dieses persönliche Regiment, gegen diese sprunghafte und unzuverlässige Politik fand, so hätte die Wählerschaft gern noch weit stärkere Worte gewünscht — und weit energischere Taten.

Trotzdem soll man das, was der Reichstag am 10. und 11. November getan hat, nicht unterschätzen. Daß er nicht stärkere Worte gebrauchte, lag nur im Interesse der Würde dieser Körperschaft und entsprach dem Ernst der Situation. Übertreibungen — auch nur nach

der formellen Seite — hätten hier mehr geschadet als genutzt. Diese zweitägige Verhandlung, in der das deutsche Volk den Kaiser vor sein Tribunal, — wenn auch in absentia — lud und mit voller Offenheit über ihn verhandelte, ist ein Wendepunkt in der Geschichte Deutschlands. Sie hat gezeigt, daß unser Land nicht, wie das Ausland meinte, ein unter konstitutionellen Formen absolutistisch regiertes ist, sondern daß es noch ein deutsches Volk gibt, das seinen Willen sehr energisch zum Ausdruck bringen kann, und daß dieses deutsche Volk ein eminent friedliches ist. Denn eine Friedenskundgebung ersten Ranges war diese Debatte. Das Ausland sah die ständige Gefahr darin, daß die ungeheuere Macht des deutschen Heeres und der deutschen Flotte in der Hand eines einzigen Mann lag, von dessen impulsivem Wesen es um so mehr einen plötzlichen gewaltsamen Gebrauch dieser Machtmittel befürchtete, als er selber in Ansprachen, namentlich Offizieren und Soldaten gegenüber, wiederholt kriegerische Empfindungen zum Ausdruck gebracht hatte, und als das deutsche Volk und seine Vertretung diesem anscheinend starken Monarchen gegenüber als quantité négligeable erschienen.

Wir wollen den Frieden, wir wollen eine Politik, zwar der Würde, aber der ruhigen Zurückhaltung; wir wollen keine Einmischung in alle möglichen Dinge, die uns fern liegen; wir wollen nicht Hans Dampf in allen Gassen sein, sondern lediglich unserer friedlichen Beschäftigung nachgehen, und deshalb desavouieren wir mit aller Entschiedenheit jene Politik der Unstetigkeiten und Plötzlichkeiten, der großen Worte, die Unruhe und Sorge erregen. Deshalb verlangen wir von unserm Reichsoberhaupt, daß es jene Zurückhaltung übt, die im eigensten Interesse der Krone liegt, ebenso wie in dem der Erhaltung des Friedens und die leider bisher nicht geübt worden ist. Das war der wesentliche Inhalt jener denkwürdigen Debatte, und zunächst blieb das Volk, blieb der Reichstag Sieger.

Freilich, wenn wir uns nach den praktischen Ergebnissen dieser Aktion auf gesetzgeberischem Gebiet umsehen, so ist die Ausbeute recht mager. Die Anträge auf Erlaß eines Reichskanzlerverantwortlichkeitsgesetzes, auf Änderung der Geschäftsordnung, damit der deutsche Reichstag die Besprechung einer Interpellation sofort erzwingen und Beschlüsse daran knüpfen kann, sind einer Kommission überwiesen worden und werden dort auch wohl zu irgendeinem positiven Ergebnis führen. Im übrigen haben wir vorläufig an Stelle des persönlichen

monarchischen Regiments das persönliche Kanzlerregiment bekommen. Fürst Bülow hat es meisterhaft verstanden, den Unwillen, der sich im eigenen Lande gegen die auswärtige Politik erhob, von sich auf den Kaiser abzulenken und dadurch seine Stellung gegenüber ersterem außerordentlich zu stärken. Wie er diese Bewegung ausgenutzt hat, Fürsten, Bundesrat und preußisches Staatsministerium sich erst zu sichern, ehe er dem Kaiser gegenübertrat, zeugt von einer Geschicklichkeit, der man eine gewisse Bewunderung nicht versagen kann. Vor allem ist es ihm gelungen darüber hinwegzutäuschen, daß er selbst zu den Angeklagten gehörte, daß er niemals jene politische Betätigung des Kaisers hätte dulden dürfen, wenn er sie für unrichtig, seinen eigenen politischen Intentionen widersprechend erkannt hätte. Fürst Bülow hat gar nicht behauptet, daß die Vorgänge, die der Daily Telegraph mitteilte, ihm unbekannt gewesen wären. Waren sie ihm aber bekannt, als sie vor sich gingen, so mußte er, wenn er damit nicht einverstanden war, sofort seine Entlassung nehmen; das ist das einzige, aber sehr wirksame Mittel, womit der Kanzler seine Politik dem Kaiser gegenüber durchsetzen kann. Fürst Bülow hatte dem Reichstag gegenüber wiederholt das Bestehen eines persönlichen Regiments in Abrede gestellt, hatte erklärt, daß er in solchem Falle seinen Abschied erbeten haben würde. Das hat er aber erst getan nach den Veröffentlichungen des Daily Telegraph, nicht etwa s. Zt., als der Kaiser seiner Großmutter einen Feldzugsplan zur Niederwerfung der Buren nach England schickte, nicht, als er ihr von der Aufforderung Rußlands und Frankreichs, zugunsten der Buren auf England einzuwirken, Kenntnis gab. Für alle Mißerfolge der deutschen auswärtigen Politik England, Frankreich, Rußland, Japan, Holland usw. gegenüber trägt der Kanzler doch schließlich die Verantwortung, und es ist fast undenkbar, daß lediglich die Einwirkung des Kaisers die kluge Politik des Kanzlers kontrekarriert habe.

Das deutsche Volk ist wenig besser dran, wenn es die persönliche Politik des Monarchen mit einer persönlichen Politik des Kanzlers vertauscht. Gewiß, wir haben eine solche unter Bismarck gehabt, aber das war Bismarck, der eine Unsumme von Vertrauen im In- und Ausland genoß; dieses Vertrauens kann sich der heutige Kanzler nicht rühmen.

Es ist aber auch kein gesunder Zustand für ein Volk, wenn seine politische Stellung auf zwei Augen ruht. Das ist für es vielmehr die

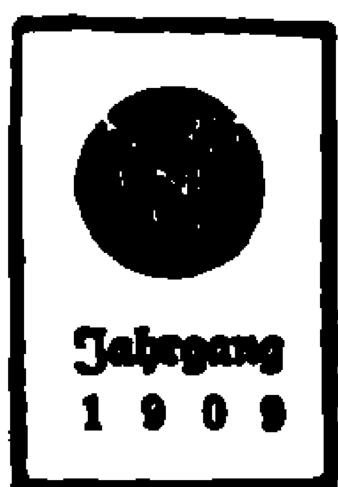
größte Gefahr, wenn es sich gewöhnt, seine Geschicke einem hervorragenden Manne zu überlassen und sich selbst aller kritischen Betätigung zu enthalten. Jedes Volk leidet schwer unter seinen großen Männern, die ihm das politische Denken abgewöhnen, die — und gerade in den gebildeten Kreisen am meisten — die Gewohnheit großziehen, sich dem geistigen Führer unbedingt unterzuordnen. So ist es dem deutschen Volke auch mit Bismarck ergangen. Im Vertrauen auf seine eminenten, durch großartige Leistungen bewiesenen Fähigkeiten haben weiteste Kreise sich das politische Denken abgewöhnt. Es ist ein Glück für uns, daß uns die Persönlichkeit des Kaisers jetzt wieder zwingt, politisch selbständig zu denken, und es wäre ein Unglück für das Volk, wenn es nun wieder dieses politische Denken seinem Kanzler überließe.

Denn das war ja das merkwürdigste an der Situation, daß der Kanzler eigentlich nur deshalb blieb und gehalten wurde, weil man keinen Ersatz hatte. Die Frage, wer ihn zu ersetzen vermöchte, spielte in den Unterhaltungen vor der Novemberdiskussion die wichtigste Rolle. Man verhehlte sich keineswegs die großen Bedenken, die es hatte, einen Kanzler zu halten, der im Ausland und nach dieser Affäre auch im Inland über nicht allzu viel Vertrauen verfügte. Aber „wer kommt nach ihm"? Und Fürst Bülow illustrierte diese Frage drastisch damit, daß er einen im Rufe eines fähigen Kopfes stehenden Diplomaten, Herrn von Kiderlen-Wächter im Reichstag debutieren ließ. Das ist eben der Mangel aller nicht parlamentarisch regierten Völker, daß sie über keine Staatsmänner verfügen, daß die Bureaukratie bei allen ihren vortrefflichen Eigenschaften nicht dazu angetan ist, Charaktere groß zu ziehen, Staatsmänner zu entwickeln. Auch Bismarck war nicht aus der Bureaukratie hervorgegangen, auch Miquel nicht, der von den preußischen Ministern doch noch am ersten als „Staatsmann" angesehen werden könnte, und wenn man auch dem Fürsten Bülow nicht das Epitheton eines Staatsmannes zu geben geneigt ist, so war doch eben gerade in dieser dem Ausland gegenüber überaus schwierigen Situation unter den Diplomaten kein Ersatz für ihn zu finden. Freilich eine schwere Anklage gegen unsere diplomatische Schule, gegen die Art und Weise, wie bei uns die Diplomatie ergänzt wird. Unter hundert Botschaftern und Botschaftsräten des deutschen Reiches befinden sich ganze vier Bürgerliche, und diese in untergeordneten Stellungen. Und unter diesen hundert nicht einer, der Bülow ersetzen könnte! Nicht als ob der Adel an sich keine Staatsmänner liefern könnte; er hat im Gegenteil auch in

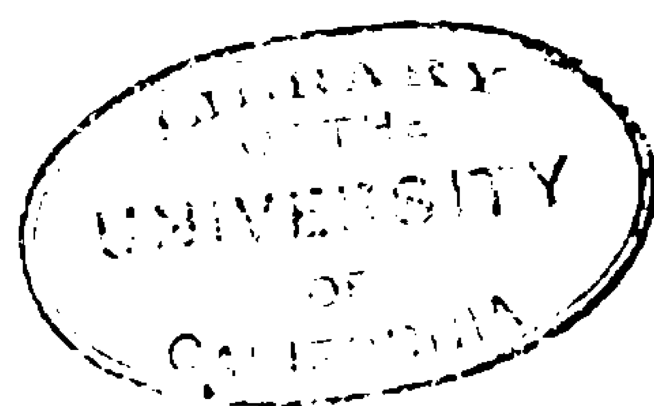
Deutschland uns eine Reihe der hervorragendsten beschert; er beweist in England seine politischen Fähigkeiten; aber unser ganzes bureaukratisches System ist eben nicht dazu angetan, selbständige Charaktere in ihm groß werden zu lassen, ausgenommen da, wo sich ein solcher im einseitigen Interessenegoismus des Junkertums äußert.

Das Interview hat uns die enorme Schwäche unseres Scheinkonstitutionellen Systems zu Gemüte geführt, und die Debatte vom 10. und 11. November war der Wiederbeginn der Kämpfe um ein wirklich konstitutionelles System, um das parlamentarische. Man wird sich keinen Illusionen hingeben dürfen, daß das mit jener Debatte erreicht worden sei, oder daß es mit Annahme der Anträge auf Ministerverantwortlichkeit herbeigeführt werden könne. Das sind nur kleine Etappen auf diesem Wege, und die monarchischen Vorurteile sind in Deutschland noch viel zu stark, als daß sie nach einem einmaligen Mißerfolg zu dem parlamentarischen System bekehren könnten. Der Reichstag hätte wohl einen gewaltigen Schritt dahin machen können, wenn sich eine Mehrheit auf ein bestimmtes politisches Programm geeinigt hätte. Das war jetzt noch nicht möglich. Man überschätzt zwar die Schwierigkeiten, die die Parteizersplitterung in Deutschland dem parlamentarischen System entgegenstellt; auch in Frankreich besteht eine ähnliche, und dennoch haben sich dort die Parteien zu einer Regierungsmehrheit, auf ein gemeinsam durchzuführendes Programm geeinigt. Andererseits trägt das Regierungsbevormundungssystem in Deutschland nicht zum wenigsten zu dieser Parteizersplitterung, zu der augenblicklichen Unfähigkeit der Bildung einer Mehrheitsvereinigung bei, welche die Regierung übernehmen könnte. Es allein ermöglicht auch der der Wählerzahl nach stärksten Partei, der sozialdemokratischen, ihre rein negative Rolle weiterzuspielen.

Wenn jetzt der Versuch gemacht würde, eine parlamentarische Regierung herbeizuführen, so würde wahrscheinlich zunächst die konservativ-klerikale Parlamentsherrschaft einsetzen. Das mag sehr Vielen als eine eminente Gefahr erscheinen; aber tatsächlich wird im Reich wie in den großen Einzelstaaten auch heute schon deren Politik gemacht, auch wenn z. Zt. das Zentrum vom Block im Reich ausgeschaltet ist. Diese Parteien haben heute nur den Vorteil, daß ihre Politik von Regierungen gemacht wird, die vorgeben, über den Parteien zu stehen, und die der Wählerschaft suggerieren, daß man, um die Regierung zu stärken und zu stützen, Anhänger jener Parteien wählen müsse, die in den Augen der Regierung



Käthe Kollwitz: Weber. Radierung
Zum Essay von Ruth Lindner.


UNIVERSITY

die am meisten staatserhaltenden seien. Die Übernahme der Regierung durch Parlamentarier einer klerikal-konservativen Mehrheit würde diese Ideenverbindung zerstören; sie würde die Parteiregierung offen erkennen lassen und damit die Koalition der Gegenparteien mit Naturnotwendigkeit herbeiführen; die Sozialdemokratie würde damit gezwungen werden, positiv mitzuarbeiten, im Bündnis mit anderen Parteien regierungsfähig zu werden, und sie würde ihre Staatsgefährlichkeit auch in den Augen politischer Philister verlieren.

Damit würde das politische Leben in Deutschland in moderne Bahnen gelenkt werden, die auch — wie das Beispiel Englands zeigt — den Interessen der Krone am zuträglichsten sind und die Betätigung eines hervorragenden Monarchen gar nicht lahm legen.

Selbst bei den Parteien, die zusammen sehr wohl eine Regierung aus sich heraus bilden könnten, ist die Neigung zur Übernahme der Geschäfte im jetzigen Augenblick begreiflicherweise eine sehr geringe, denn auch hinsichtlich der Finanzen ist Deutschland derartig in den Sumpf geraten, daß niemand Lust hat, diese Erbschaft und damit das Odium der Steuererhöhung auf sich als Partei zu nehmen. Die Finanznot erheischt wieder einmal eine Finanzreform. Als der Schatzsekretär von Stengel vor zwei Jahren seine große Finanzreform machte, da glaubte noch ein alter nationalliberaler Führer es als die schönste Tat seiner 30jährigen parlamentarischen Arbeit im Reichstag bezeichnen zu dürfen, an der Gesundung der Finanzen des deutschen Reiches hier mitgearbeitet zu haben, und er wurde sehr ärgerlich, als ihm dies als Illusion bezeichnet wurde, da spätestens in 3—4 Jahren die Finanznot in weit stärkerer Weise wieder vorhanden sein würde. Die Prophezeiung war nur insofern unrichtig, als wir aus der Finanznot gar nicht einmal herausgekommen sind. Heute wagt kaum jemand, auch aus den Blockparteien, die Hoffnung auszusprechen, daß mit dieser neuen Finanzreform, selbst wenn alle geforderten 500 Millionen Mark bewilligt würden, die Finanzen des deutschen Reiches auf eine gesunde Basis gestellt werden würden. Optimisten hoffen, mit dieser Steuervermehrung vielleicht 5 Jahre auszukommen; dann müßte man wieder auf die Suche gehen. Diese Finanzreformen sind eben keine Reformen; sie ändern an den Grundübeln nichts, weder an den ständig enorm wachsenden Ausgaben,, noch an der Starrheit der Deckung.

Unsere Ausgaben für Landesverteidigungszwecke haben sich seit 1873 von rund 300 Millionen auf rund 1500 Millionen Mark ein-

schließlich Pensionen erhöht, und rechnet man den Wert der Arbeitsleistung der 6—700000 in Militär und Flotte beschäftigten Menschen hinzu, so kommen wir dahin, daß unsere Rüstung einen jährlichen Kostenaufwand von rund 3 Milliarden Mark erfordert, d. i. 3/4 dessen, was uns s. Zt. Frankreich 1871 als Kriegsentschädigung zahlen mußte. Diese Kosten steigen von Jahr zu Jahr, zum großen Teil deshalb, weil unsere auswärtige Politik es nicht verstanden hat, das Vertrauen des Auslandes zu erringen und wir infolgedessen das stärkste Heer der Welt und die zweitgrößte Flotte unterhalten. Und diese Ausgaben steigen von Jahr zu Jahr weiter, denn, indem wir weiter rüsten, glaubt Frankreich im Heer, England in der Flotte nicht zurückbleiben zu dürfen. Geben wir 100 Millionen Mark mehr für die Flotte aus, und Frankreich daraufhin eben so viel, so glaubt England 220 Millionen Mark mehr ausgeben zu müssen, und gegenüber diesem Wettrüsten, das die Länder auspowert, kommen die Vereinigten Staaten von Amerika, die relativ sehr wenig für ihre Rüstung ausgeben, die kein Heer halten, verhältnismäßig sehr günstig fort. Sie sparen jährlich Milliarden. Für uns aber bedeuten die Rüstungsausgaben eine Schraube ohne Ende.

Ebenso wirkt jeder Gesundung der Finanzen das Steuersystem entgegen, weil ihm der bewegliche Faktor fehlt. Es werden indirekte Steuern auf Vorrat bewilligt, dann wird dem Reichstag erklärt, daß das Geld für die vermehrten Rüstungen vorhanden sei, die die Sachverständigen als notwendig bezeichnen, und dann bewilligt der Reichstag das Geforderte. Und wenn die Ausgaben bewilligt sind, so stellt sich heraus, daß die Einnahmen nicht so hoch sind, wie sie geschätzt wurden, dann ist das Defizit da, und nun verlangt man wieder neue indirekte Steuern oder Zölle, bewilligt auf Grund derselben weitere Ausgaben und steht wieder vor dem Defizit. Dieses Steuersystem schwächt auch das Verantwortlichkeitsgefühl beim Volk wie bei den Volksvertretern. Man rühmt den indirekten Steuern den Vorteil nach, daß der Steuerzahler sie nicht empfinde, weil er sie im Preis der Ware bezahle. Das ist aber auch ihr großer Nachteil. Würde er bei jeder Ausgabe sich sagen, wie er das bei den städtischen Gemeinwesen tut, sie erfordert soundso viel Prozent Zuschläge zu den direkten Steuern, so würde weit sparsamer gewirtschaftet werden. Diese Sparsamkeit ist aber nicht zu erwarten, solange nicht die Mehrausgaben durch bewegliche direkte Steuern gedeckt werden, und deshalb wird ohne diese keine Finanzreform eine wirkliche Reform sein.

Auch das Erträgnis der indirekten Steuern wird durch unsere Zollpolitik erheblich beeinträchtigt. Wenn die Biersteuer dem Reich und Einzelstaaten bisher nur 127 Millionen Mark und den Gemeinden weitere 20 Millionen Mark bringt, so muß in Erwägung gezogen werden, daß allein der Gerste- und Malzzoll dem Braugewerbe eine Last von mehr als 80 Millionen Mark auferlegt, von der freilich nur der kleinste Teil in die Taschen des Reichs, der größte in die der Produzenten kommt. Die Verteuerung aller Lebensmittel und des Futters für die Pferde usw. ihm weitere Lasten auferlegt, die sich in den Preisen der Kohle, des Hafers und in den Löhnen ausdrücken, sind für das Braugewerbe mindestens auf weitere 50—60 Millionen Mark anzusprechen, so daß es durch die Zölle tatsächlich das Doppelte dessen an Steuern trägt, was an Brausteuern aufkommt. Aber auch die Kaufkraft der Konsumenten für entbehrliche Genußmittel wird geschwächt, wenn die unentbehrlichen Nahrungsmittel, vor allen Dingen Brot und alle tierischen Erzeugnisse durch die Zölle im Preise gesteigert werden. Man muß immer einmal wieder betonen, daß der Roggenzoll von 5 Mark für 100 Kilo das 5 Pfund schwere Brot um 16—17 Pfennige verteuert, und daß davon nur 2 Pfennige in die Kasse des Reichs kommen. Diese Zollpolitik hat es fertig gebracht, daß Deutschland jetzt von allen Kulturstaaten die teuersten Nahrungsmittel hat. Und sind diese teuer, so verlangt der Bergmann höhere Löhne, steigt die Kohle im Preis. Wird die Kohle teurer und steigen die Löhne, so wird das Eisen kostspieliger, wird die Maschine, wird der Hausbau teurer. Wird schließlich Alles und Jedes im Preise gesteigert, so müssen die Gehälter von Offizieren, Beamten und Lehrern erhöht werden, da sie mit den bisherigen nicht mehr auskommen können. Und dann müssen neue Einnahmen geschafft werden. Die jetzige ungünstige Finanzlage beruht eben neben der ungeheuerlichen Vermehrung der Heeres- und Flottenausgaben auf der Verteuerungspolitik, die die Steigerung aller Gehälter und Löhne notwendig macht und selbst die Naturalverpflegung des Heeres verteuert. Ohne daß gegen das Jahr 1895 eine irgendwie nennenswerte Vermehrung des Heeresbestandes eingetreten wäre, sind allein die Kosten der Naturalverpflegung seitdem von 107 Millionen Mark auf 173 Millionen Mark in 1908 gestiegen. Das sind, auch nach Abzug der Kosten des inzwischen eingeführten warmen Abendbrotes, mindestens 60 Millionen Mark mehr. Die 500 Millionen Mark neue Steuern, die der Reichsschatzsekretär vom Reichstag verlangt, sind nur ein Teil der Rechnung, die dem deutschen Volke für die

Steigerung der Zollsätze im Bülowschen Zolltarif präsentiert wird. Weit größer sind die Mehrkosten, die den Einzelstaaten und den Gemeinden dadurch auferlegt werden.

Über das Schicksal dieser sogenannten Finanzreform läßt sich noch herzlich wenig sagen, am wenigsten, von was für einer Mehrheit sie schließlich bewilligt werden wird. Könnte man eine dauernde Besserung davon erwarten, so ließe sich über manches schwere Bedenken hinwegsehen. Aber diese Hoffnung kann leider niemand haben, und so wird man denn wohl einige 100 Millionen Mark weitere Steuern bewilligen, vielleicht 300—350, statt der geforderten 500 Millionen, die für den Augenblick sicher zu hoch gegriffen sind; man wird damit aus der Finanzmisere ebensowenig herauskommen, wie wenn 500 Millionen Mark bewilligt würden, nur daß die Misere ein oder zwei Jahre früher akut werden wird.

Ein Gutes wird die Finanznot haben; die Budgetkommission wird besser als bisher in die Etats hineinzuleuchten und Sparsamkeit zu üben versuchen. Im Reichstag, dem kein früherer Kriegs- und Marineminister, ja, kaum ein alter General angehört, der bereit wäre, ernsthaft auf Sparsamkeit hinzuwirken und kritisch in Heeres- und Flottenetats hineinzuleuchten, ist das freilich bei der Art der Aufstellung der Etats eine Unmöglichkeit. Ja selbst ein alter Militär, der nicht im Ministerium selbst gründlichen Einblick gewonnen hat, kann diese Kritik nicht in der wünschenswerten Fruchtbarkeit üben. Das ist auch hier der große Mangel, den unser Scheinkonstitutionalismus gegenüber einer parlamentarischen Regierungsform hat.

Unter diesen Umständen gewinnt der Gedanke der internationalen Abrüstung mehr und mehr Anhänger. Das Wie ist freilich keine leichte Sache. Es scheint nur der einzige Weg der internationalen prozentualen Herabsetzung der Landesverteidigungsbudgets übrig zu bleiben. Dabei handelt es sich um der Öffentlichkeit wohlbekannte Dinge, und in allen Verfassungsstaaten gibt es Parteien, die es verhindern würden, daß Landesverteidigungsausgaben heimlicherweise in andere Etatsposten untergebracht würden, so daß hier die öffentliche Kontrolle gesichert und kein Anlaß zu internationalen Streitigkeiten gegeben wäre.

Allerdings ist die jetzige internationale Situation wenig geeignet, an die Verwirklichung derartiger Ideen zu gehen. Österreich und Bulgarien haben durch ihr Vorgehen gegenüber der Türkei ernste Konflikte

hervorgerufen, und wenn auch mit Sicherheit anzunehmen ist, daß ein Zusammenstoß zwischen Serbien und Montenegro einerseits, Österreich-Ungarn andrerseits, lokalisiert werden würde, so hat doch der Bruch des Berliner Vertrages durch die österreichische Regierung den Wert internationaler Verträge wesentlich herabgemindert und die Situation zugespitzt. Für Deutschland war das österreichische Vorgehen doppelt fatal. Es verschlechterte unsere Beziehungen zu der befreundeten Türkei und zu dem verbündeten Italien, da wir die Partei des uns am nächsten verbündeten Österreich-Ungarn zu nehmen genötigt waren. Als so selbstverständlich man es indessen ansah, auf Österreichs Seite zu bleiben, so war doch in Reichstagskreisen die Unzufriedenheit über die österreichische Politik nahezu allgemein. Für ausgeschlossen erachtet man es, daß im gegenwärtigen Stadium Deutschland die Vermittlerrolle übernehme; das kann es nicht, weil es Österreichs Verbündeter ist. Es hätte es aber sehr wohl gekonnt, wenn Österreich Deutschland rechtzeitig darum angegangen hätte, das zu tun, statt die Türkei und die Signatarmächte des Berliner Vertrages durch sein brüskes Vorgehen vor ein fait accompli zu stellen. Man wird in Österreich inzwischen selbst eingesehen haben, welche Nachteile die abenteuerliche Politik des Herrn von Aehrental mit sich gebracht hat. Eine auswärtige Politik, die von dem Verbündeten verlangt, daß er in jedem Falle die Rolle des Sekundanten spiele, ohne sich über den Streitfall vorher mit ihm zu verständigen, begegnet naturgemäß der Antipathie. Für die Sekundantenrolle, die Österreich auf der Konferenz von Algeciras gespielt hat, präsentiert es jetzt Deutschland die Rechnung in einer Form, die hier sehr unliebsam empfunden wird. Diese korpsstudentische Auffassung gehört in die Politik nicht hinein, und die einzige Entschuldigung, die Österreich bei diesem Vorgehen hat, ist, daß man die deutsche Diplomatie deswegen nicht vorher von seinen Absichten in Kenntnis gesetzt habe, weil man ihr nicht die nötige Diskretion zutrauen konnte, nachdem es diese beim Burenkrieg nicht bewiesen hatte. Natürlich ist das für uns in Deutschland um so bitterer, weil man den Schein der Berechtigung einer solchen Auffassung nicht von sich weisen kann.

Eine große Friedensgewähr ist, daß Rußland infolge der Folgen des japanischen Krieges und der inneren Unruhen finanziell, wirtschaftlich, militärisch und politisch so absolut geschwächt ist, daß es zum Frieden à tout prix genötigt ist.

Daß die unsicheren äußeren Verhältnisse nicht gerade förderlich auf

das Wirtschaftsleben einwirken, ist ohne weiteres klar. In Amerika beginnt zwar die Depression — wenn auch recht langsam — zu weichen, aber in Europa machen sich kaum Anzeichen dafür bemerkbar; und das, trotzdem wir eine Rekordernte gehabt haben, trotzdem es den landwirtschaftlichen Groß- und Mittelproduzenten infolge der künstlichen Steigerung der Preise aller landwirtschaftlichen Produkte glänzend geht. Das alte Sprichwort „Hat der Bauer Geld, so hat's die ganze Welt", traf eben wohl zu in einem Staatswesen, in dem der Bauer den Hauptteil der Bevölkerung ausmachte, und wo eine gute Ernte niedrige Preise aller Nahrungsmittel zur Folge hatte. Es findet aber keine Anwendung auf einen überwiegenden Industriestaat, wie in Deutschland, wo die landwirtschaftliche Bevölkerung nur noch ein Viertel ausmacht. Und die schlechte wirtschaftliche Lage wirkt natürlich wieder höchst ungünstig auf die Finanzen von Reich und Einzelstaaten zurück. In den ersten neun Monaten des Etatsjahres 1908 haben die Zölle allein 87 Millionen Mark weniger gebracht, als in der gleichen Zeit des vorangegangenen Jahres!

So sind die Aussichten des kommenden Jahres in politischer, wie in wirtschaftlicher Beziehung recht trübe. In jedem parlamentarisch regierten Lande würde ein derartiger Mißerfolg der auswärtigen, wie der Finanzpolitik unbedingt zu einem Regierungswechsel führen. Die Mehrheitsparteien, welche die Verantwortung für diese Politik trügen, müßten abtreten und die Opposition würde mit einem anderen politischen und wirtschaftlichen Programm die Regierung übernehmen. Bei uns, die wir noch in den politischen Kinderschuhen stecken, die wir alle Nachteile der konstitutionellen Regierungsform haben, ohne deren Vorteile zu besitzen, ist das nicht der Fall, und so werden wir wohl noch lange Jahre in dieser Weise fortwursteln, bis die Not der Zeiten auch bei uns dazu drängt, zum parlamentarischen System überzugehen, das den Parteien die Verantwortung für die jeweilige Politik und ihre Erfolge auflädet. Erst dann wird eine wahrhafte Besserung möglich sein, aber diese Auffassung wird sich im deutschen Volke nur langsam verbreiten.

Hermann Kienzl:
Ernst von Wildenbruch*)

(Gestorben am 15. Januar 1909.)

Sein Herz war hell, seine Stimme laut. Nun hat ihn der stille Tod. Plötzlich und unvermutet kam das Ende — wie in manchen seiner Tragödien.

Wie ich die traurige Nachricht von dieses guten Mannes Sterben vernahm, wurde er mir wieder lebendig.

Zu einer alten Truhe trieb es mich, gefüllt mit persönlichen Reliquien. Ho! Staub und Moder! Nach eifrigem Wühlen fand sich das vergilbte Zeitungsblatt. Ein Gedicht: „An Ernst von Wildenbruch". Ein Gymnasiast hatte es gedichtet, in Roseggers „Heimgarten" war's erschienen. Und dann der Brief des Gefeierten! So selbstvergessen bescheiden: „Sie haben mir die Freudigkeit wiedergegeben, die unsere Seele braucht zu neuen Taten."

Ein volles Vierteljahrhundert ist das her.

Ich erzähl' es wirklich nicht, um zu prahlen. Es dichten bekanntlich viele Primaner. Daß dem einen mit dem Brief des Dichters eine unverdiente Ehre zuteil wurde, war ein Ausfluß von des berühmten Mannes großer Herzensgüte. Eins freilich mochte ihm jene Verse wert gemacht haben: die heiße Lieb' und Treue, die aus ihnen loderte.

Man prahlt nicht mit gebrochner Treue. Aber jetzt sprech' ich nicht mehr von mir allein und für mich selbst. Schon nach wenigen Jahren der Entwicklung hätt' ich mir selbst untreu werden müssen, um dem Dichter jene blinde Treue zu bewahren.

Es geschah sehr Vielen so, die in jener Zeit jung gewesen waren. Es erging sogar den damals schon Älteren und Reiferen ähnlich.

Deshalb hat nun Viele das Lebensende des Dichters anders und intimer ergriffen, als der Abschied von einem Zeitgenossen, mit dem

---

¹) Sämtliche Werke von Ernst von Wildenbruch sind in der G. Groteschen Verlagsbuchhandlung, Berlin, erschienen.

man stetig geistig verbunden gewesen. Mit Wildenbruch löste sich von uns, unter dem Eindrucke der Todesnachricht auferwacht, zum zweiten Mal unsere eigene Vergangenheit. Er hatte sich bis zu seinem letzten Tage nicht verändert.

* * *

Wildenbruch war bereits 36 Jahre alt geworden; hatte ein und ein halbes Jahrzehnt lang das bittere Los des unbekannten, zurückgestoßenen Poeten getragen; hatte seine später bejubelten Dramen erfolglos bettelnd von Theaterkanzlei zu Theaterkanzlei wandern lassen: da machte ihn mit einem Schlage die Meininger Aufführung der „Karolinger" zum Kronprätendenten des Dramas der Gegenwart. Mit dem heiligen, heißen Eifer, der dieses Mannes Lebensatem war, hatte er sich frühzeitig der Muse zu Füßen geworfen. Er, der Enkel des Hohenzollernprinzen Louis Ferdinand, geboren (1845) zu Beirut in Syrien als Sohn des preußischen Generalkonsuls, hatte den Degen des Offiziers abgelegt, um sein Leben dem Geiste zu widmen. Ihm war die Dichtkunst nicht Spiel und Laune. Er zerrte an ihrem Mantelsaum, er rang nach Erhörung. Mit einer lodernden Inbrunst . . . Und endlich kam der Ruhm. Kam mit einer Plötzlichkeit, die das Schicksal dieses Dichters — man denke an den Blitzstrahl seines Todestages — von seinem Temperamente entliehen zu haben schien. Im Siegeszug schritten — in den achtziger Jahren — seine Stücke über die Bühnen. Die besten Geister, die an dem verluderten Theater fast verzweifelt waren, riefen „Heureka". Die Vorkämpfer der realistischen Bewegung, die später ihre Speere gegen Wildenbruch kehrten, hoben ihn auf den Schild. Der Überschwang kannte keine Grenze. Wildenbruch wurde an Schiller, an Kleist gemessen. Ja, das verwegene Wort von einem „deutschen Shakespeare" tönte im Chorus — und es galt einem Dramatiker, der unter einer zündenden Rhetorik und hinter einer, von künstlerischen Instinkten getriebenen Theatralik eine dürftige Gestaltungsgabe verbarg...

Den Dichter mußte das Wunder dieses Erfolges (den jahrelanger Durst nur noch berauschender gemacht hatte) zu der Überzeugung zwingen: daß das klirrende, donnernde Historienstück — er begriff die Weltgeschichte eben nur klirrend und donnernd — die Wiedergeburt der Tragödie sei. Ihm suggerierte der Widerhall, daß er berufen sei, vor kolossalen Prospekten titanische Helden mit einem Riesenmaß der Leiber Menschheitsschlachten schlagen zu lassen, während seine Deklamation wie

ein Krach-Orchester der Hölle lärmte. Er sah es bis zuletzt nicht, daß die meisten seiner gewaltigen Helden laut-, — ja, sehr lauttönende Schemen waren, riesige Puppenschatten auf Leinwand; daß sie für die Menschheit nichts entschieden, weil für die Menschheit nur der Mensch allein von Bedeutung ist und — nach einem schönen Worte Herders — „der Mensch der einzig würdige Gegenstand der Poesie ist".

Es hat übrigens gewiß auch Stunden gegeben, in denen die Natur Wildenbruchs mit seiner Verblendung rang. In der wundervollen Novelle „Der Meister von Tanagra" liegen die Geständnisse solcher Stunden verborgen. Die Erzählung hat Wildenbruch vor dem Anbruch seines Ruhms geschrieben. Als er noch ein Zagender, zuweilen Verzagender war und mit namenloser Liebe und Sehnsucht nach den Höhen blickte. Er selbst ist wohl der Myrtolaos, der jugendliche Schüler des Praxiteles, von dem gesagt wird: „So unerbittlich gegen sich und andere mußte also der Mensch beschaffen sein, der Werke schaffen wollte wie Praxiteles. Er fühlte, daß s e i n weiches Herz diese stählerne Härte n i c h t besaß." — Und später schrieb Wildenbruch den „Christoph Marlow", das tiefste und echteste seiner Dramen, die Tragödie des Dichters, der die Welt Shakespeares in Erkenntnisblitzen und mit ächzender Sehnsucht erfaßt und der daran zugrunde geht, daß sein Genius, sein Können dieser Schöpferwelt nicht gewachsen sind. Aber seltsam! Wildenbruch peitschte sich von solchen tiefen Einblicken nur noch heftiger empor zur Gebärde des Heroismus und zum äußerlichen Heldenkampfspiel. Er entschloß sich sogar, nach dem Vorbilde von Shakespeares Königsdramen der Dramatiker der märkischen, der Hohenzollernschen Chronik zu werden. Trotz einzelner volkstümlicher Züge in den „Quitzows" — hier und dort sprudelt der Lebensquell — wurden drei Stücke aus Aktenstaub, chauvinistischem Geschrei und Theaterprunk.

Der Held tut. Wildenbruchs Helden tuen nichts. Sie haben Sprachröhren von Giganten, aber sie tuen nichts. Sie kämpfen keine Seelenkämpfe, sie gebären nicht in Schmerzen Taten, sie verrichten solche kaum äußerlich. Doch stehen sie zumeist in den Mittelpunkten folgenschwerer Begebenheiten. Der Zufall, ein Mißverständnis, ein Irrtum oder, wie es naiv im „Neuen Gebot" heißt, etwas, was „mehr als Menschenmacht" ist, führt die Geschehnisse herbei, und die guten Leute machen die Gesten und große Worte dazu. Sie benehmen sich mitunter so unpsychologisch, daß der Dichter geradezu unlogisch erscheint. In „Harold" wird dem Angelsachsen von seinem Feinde, dem Normannenkönig zugemutet, einen Eid zu

schwören, daß er einlösen werde, was der kranke König Eduard gelobt habe. Harold kennt das Gelübde nicht, fragt weiter nicht und schwört. Das ist sehr unpsychologisch, weil Harold nicht für einen Idioten gelten soll. Der ergaunerte Schwur will in der Folge die tragische Schuld des Helden sein. Harold geht unter, weil er den Eid brechen muß, um nicht sein Vaterland an den Normannen auszuliefern. In unserer Zeit der schweren ethischen und sozialen Konflikte wird uns da als tragischer Gedanke eine Bauernfängerei vorgesetzt, die bei logisch denkenden Menschen in keinem Zeitalter Bauchgrimmen des Gewissens verursacht hätte.

Wildenbruch hatte nicht die Natur eines rauhen Helden. Noch weniger sind ihm Menschen mit wüsten Leidenschaften, dämonische Frauen und grandiose Mörder gelungen. Er ruft sie gerne, aber er versteht sie nicht.

Er weiß nichts vom Werden der Entschlüsse. Seine Bösewichte sind einfach anti-gut im Sinne der Moral. Er stellt recht nach der Christenlehre die Schäflein rechts, die Böcklein links. Das aber ist Pfarrers, nicht Dichters Amt. Vom Menschengestalter verlangen wir nicht das Gute und das Böse, verlangen wir in der Wurzel erkannte wahre Wesen. Schiller, den man gerne zum Schutzpatron der moralischen Schwarz-Weiß-Dramatik machen möchte, war kein hervorragender Problematiker. Aber er hat doch den Mörder Tell, das Mannweib Elisabeth, den ehrgeizigen Lügner Fiesko und den Staatsverbrecher Wallenstein mit aller Liebe wachsen lassen . . .

Dennoch ist Wildenbruch ein wahrer Dichter. Intuitionen voll ergreifender Schönheit bezeugen es auch in den mißlungensten seiner Werke. Lyrische Schönheiten sind ausgestreut; er macht einzelne Situationen zu Tempelhallen; sogar im „Generalfeldoberst" ist eine erschütternde Szene: der Tod des Pagen Heitersheim.

Seiner Sprache, die sich so oft zur Phrase, zum überhitzten Pathos, zum Bombast versteigt und dabei sogar trivial werden kann, ist in begnadeter Schwingung das Zarte wie das Starke gegeben. Auch wenn ihr der feste Kern und der schwere Gedanke fehlen, übt sie mit ihrem eigenen Klang zuweilen eine Macht aus. Am meisten wohl, wenn sie lyrische Glut ausströmt und mit ihr sogar über die Seelenarmut und Herzenskälte theatralischer Gestalten täuscht. Der Beispiele wären allzuviel zu nennen. Ich greife nur Marlows Erzählung im ersten Akt, den Tod Heinrichs in „Heinrichs Geschlecht", den Abschied Harolds von Adele heraus.

Wildenbruch hat ein überaus starkes dramatisches Temperament. Er findet manchmal wie im Traume den großen Vorwurf („Väter und Söhne") und zuweilen auch mit blinden Augen den rechten Weg. Man könnte von dramatischem Instinkt sprechen. Die Intelligenz des Dramatikers ist schwach in ihm. Sie, die die Begebenheiten an die Kette bindet, sie, die immer wieder von der Ursache zur Wirkung führt, sie, der geistige Rhythmus des Dramas. Geradezu davon läuft ihm oftmals die Logik.

Dieser Triebwille, dieses Temperament des Dramatikers hat gewiß etwas Hinreißendes und erklärt zum Teile die Bühnenwirkung der Wildenbruchschen Stücke. Wo sich sein Temperament mit dem besonderen Charakter eines Sujets organisch verbinden konnte, entstanden Wildenbruchs beste Dramen. Unter ihnen ist „Der Mennonit" nicht das bedeutendste, aber das einwandfreieste. Gewiß, die jugendlichen Hauptfiguren wachsen nicht hoch über Schillers Max und Thekla; und die Motive sind nicht viel gedankentiefer, als Theodor Körners junge Heldenlieder. Aber gerade so jung, so voll echter Jugend, wie Körners Lieder, ist das Stück, — und der Hintergrund der Zeit, in der es spielt (die Volkserhebung des preußischen Majors Schill), fordert viel von einem feurigen Temperament und gestattet ihm viel.

In Wildenbruchs Dramen bewähren sich noch überdies Begabungen, die vorwiegend theatralischer Natur sind. Er ist in den meisten seiner Stücke ein sicherer Beherrscher der Szene, ein Meister des sogenannten Aktschlusses. Er baut, mag auch der Gesamtorganismus seiner Schauspiele in die wilden Brüche gehen, die einzelne Szene fast immer—und sehr oft jeden Akt für sich — mit großer Steigerung auf. Sein Temperament sucht solche Einzelsteigerungen; es kann sich an der stetigen Entwicklung des ganzen Schauspiels nicht Genüge tun. Und der Dichter hat Gefühl für die großen phonetischen und malerischen Wirkungen, die man im Prinzip nicht als leere Effekte verurteilen soll. In ihrer Schätzung hat er Richard Wagner als künstlerischen Genossen. Auch das Melodram kann eine zureichende künstlerische Ursache haben. Eine von Wildenbruchs schönsten Szenen, das Weihnachtsfest des verlassenen Königskindes in „König Heinrich", gibt dafür Bürgschaft. Schließlich weiß er das Orchester einer Massenszene zu dirigieren. Die Volksansammlungen in „Harold", der Wormser Reichstag in den „Karolingern", die Huldigung der Städte in den „Quitzows" sind gut gegliedert und mächtig.

Bei so viel Eigenschaften des Dichters und Dramatikers fehlte Wildenbruch zur künstlerischen Höhe hauptsächlich nur eines — aber das Gewichtigste: die Persönlichkeit, die einen großen Gedanken durchdringt und ihn aus lebendigen Menschen gestaltet. Aus seiner Seele ist der große Dichtergedanke nie gekommen. Er hat nie, wie Leo Berg sagt, „sein Ohr an den Schoß seiner Zeit gelegt und prophetisch geschaut, was hier nach Leben ringt." Das, gerade das zu wollen und zu können, macht den großen Dichter. Auch der Dichter historischer Dramen, (der Dichter eben, nicht der Historiker) hört aus jeder Muschel das Brausen des Lebens, das ihn umgibt. Wildenbruch jedoch besaß kein Organ für die entscheidenden Lebensfragen seiner Gegenwart, und auch das Menschliche, was zu allen Zeiten war, galt ihm wenig, sobald die tote Vergangenheit, die historische Chronik mit Prunk und Krach seine Sinne trübte. Statt ein Befruchter des Werdenden, wurde er ein nimmer müder Herold des Gewordenen, des Bekannten; ein Dogmatiker, so starr wie sein Königsglaube — und er erteilte vaterländischen Geschichtsunterricht. Aber leider auch keinen besseren als die Schule. Denn auch seine Historia ging nicht lebendig über in die Zukunft...

Schon im Jahre 1888, als Wildenbruchs Stern noch im Zenith stand, veröffentlichte Leo Berg seine Schrift: „Ernst von Wildenbruch und das Preußentum in der modernen Literatur". Als Leo Berg vor einem halben Jahre starb, wußte man ihm eine unbeirrbare Ehrlichkeit nachzurühmen. Man hätte aber auch sagen sollen, daß er, den Blick auf die Gipfel gerichtet, den unverwirrbarsten Scharfsinn in wegbahnender Kritik entwickelte. „Man hat Ernst von Wildenbruch den Dichter der deutschen Jugend genannt," schreibt er; „die Jugend wird in körperlicher und auch in geistiger Hinsicht durch zweierlei charakterisiert, erstens durch die Unreife, die sich geistig in der Phrase äußert, und zweitens,— eben durch die Jugend, das junge Leben, das in ihr keimt. Die deutsche Jugend, die sich an Schillers Dichtungen begeistert, half im Mannesalter das ausführen, was Schiller als Ideal vorgeschaut. Welches aber sind die Ideale, d. h. die Ideen, die nach Gestaltung ringen, die die moderne Jugend aus Wildenbruchs Werken ins Mannesalter mit hinübernehmen soll? Wildenbruch hat keine Ideale, denn er hat keine Beziehungen zu unserer Zeit. Was ihm als Ideal vorschwebt (die Einheit Deutschlands, allgemeine Wehrpflicht, Losreißung der Kirche vom Papst) ist längst erfüllt und somit kein Ideal mehr."

Berg nennt Wildenbruch einen „idealistischen Dichter ohne Ideale". Im wörtlichen Gegensatz zu diesem Wort nannte der deutsche Reichskanzler Fürst Bülow den Dichter „den Bannerträger unserer nationalen Ideale" ... Tatsache ist, daß Wildenbruch das ganze Gebiet unseres modernen Lebens nahezu unberücksichtigt gelassen hat. Denn sein Schauspiel „Die Haubenlerche", das zwar einen sozialen Idealzustand im Verhältnis zwischen einem Fabriksherrn und seinen Arbeitern stipuliert, wirft sich bloß auf die Frage, ob es gut ist, wenn ein Fabrikant ein Fabriksmädel heiratet, und löst dieses Problem nach dem stock-konservativen Sprichwort: „Gleich und gleich gesellt sich gern". Im übrigen ist das pralle Theaterstück ein Bastard von Sudermann und der Birch-Pfeiffer. — Tatsache ist ferner, daß Wildenbruchs nationale Dramen, wenn nicht zur Zeit der Reformation („Das neue Gebot", „Die Tochter des Erasmus"), so doch zur Zeit der napoleonischen Kriege hätten entstehen müssen, um mit neuen Gedanken das Volk vorwärts zu führen . . .

An das begeisterte und ehrliche deutsche Gefühl Wildenbruchs zu tasten, wäre töricht. Wir können ihn um dieser Gesinnung willen lieben, aber Gesinnung ist nicht Genie; Gesinnung schafft kein Kunstwerk und macht keinen Dramatiker zum „Bannerträger". Der Schöpfer hat andere Quellen. Tief aus dem Innern des Volkes rauschen sie ihm auf, wo die Kräfte der Zukunft schlummern. Eine nationale Schöpfung ist Goethes „Faust".

Wildenbruch ist einer von den Propheten, die die Vergangenheit prophezeien. Wenn seine Dichtung politische nationale Stoßkraft hat, dann nicht im deutschen Reich, wo ihre begrenzte Sehnsucht von abgeschlossenen Taten befriedigt scheint. Dann allerdings bei den kämpfenden Deutschen — in Österreich. Doch der Jubel, den sein Name und sein Lied dort entzünden, ist eben politischer Natur. Wildenbruch selbst hat einen viel weiteren ethischen Horizont für seine Kunst geträumt. Aber er war der Schüler Myrtolaos im „Meister von Tanagra". Viel Dichterliebe strömte durch sein Herz. Und sie hat ihn zärtlich geküßt, die Muse. Nur die Größe des Praxiteles blieb ihm unerreichbar, „weil sein weiches Herz diese stählerne Härte nicht besaß".

Überblicken wir das reiche Schaffen des Dichters, so müssen wir es fast beklagen, daß sein inbrünstiges Ringen und Streben nach den letzten Höhen gerichtet war — und daß er sich vermaß, ein Dichter der

Heroën zu sein. Er, der kein Gigant war, vielmehr eine innige und weiche Natur. Fast ein wenig Philister sogar, — aber einer mit träumendem Dichterkopf. Der übergroße Panzer blieb unausgefüllt, — also hohl. Auch seine Helden, in ihren dröhnenden Worten, waren weiche, schwache Naturen. Berg wollte noch 1888 den „passiven Helden" im Drama überhaupt nicht dulden. In dieser Hinsicht war auch er nicht frei von dogmatischer Befangenheit. Passivität im Entschluß und Handeln eines Menschen kann auch eintreten, wenn überstarke Empfindungen seine Energien lähmen. Je reicher aber das Innere, ein desto würdigerer Gegenstand der Dichtung und auch des Dramas ist der Mensch. Die feinsten Probleme spinnen sich nie in robusten Tatmenschen. Im übrigen brauchten wir nicht den Kursus der modernen problematischen Dramatik so reichlich genossen zu haben, um doch zu wissen, daß der Kastengeist, der Drama und Erzählung theoretisch sondern will, in jedem einzelnen Falle von der Erfüllung überwunden wird.

Aber bei Wildenbruch liegt der Fall nicht so. Seine dramatischen Charaktere sind großenteils unbedeutend, nicht weil sie schwach und weich sind; doch weil sie trotz ihrer Art für starke Helden gelten sollen. Weil ihnen der Dichter, der sie nicht stärker schaffen konnte, unerträgliche Taten und damit einen unwahren Schein und Stil aufbürdete. Nur ganz wenige Personen ragen aus der Masse tönender Puppen in seinen 25 Dramen als Persönlichkeiten hervor. Und gerade sie sind von ehrlich ausgesprochener Zartheit; ja, sogar (mit Willen des Dichters) „charakterschwach". (Scaramello im „Fürst von Verona"; Christine in „Opfer um Opfer".)

Die Eigenart Wildenbruchs hat sich in den kleinen Dimensionen der N o v e l l e viel reiner entfaltet, als im Drama. Da ist ihm Blüte an Blüte entsprossen. „Der Meister von Tanagra", „Die heilige Frau", „Francesca von Rimini", die Humoresken „Lachendes Land"; dann auch seine Romane „Das schwarze Holz" und „Eifernde Liebe"; vor allem aber seine „Kindertränen". In diesem Buch ist die Erzählung „Der Letzte", die Geschichte eines sechsjährigen Knaben, der in seiner Liebverlassenheit den Tod sucht. Solches Weh hat noch keiner aus der Kinderseele geholt. Kein unkeuscher sentimentaler Laut fälscht den leisen Gesang der Geister . . . Ein Meisterwerk. — In den meisten Wildenbruchschen Erzählungen brennt heftige erotische Sinnlichkeit. In allen reicht seine Gestaltungskraft für Problem und Charakteristik

völlig aus, die Erfindung ist flüssig, die Kunst des Erzählers von moderner Kultur.

In ihrem absoluten Werte stehen Wildenbruchs Novellen über seinen Dramen, — dank ihrer stofflichen Beschränkung auf die wahre Natur des Dichters. Von ihnen wird lange ein stilles Leuchten ausgehen. Und auch von seinen Liedern und Balladen (das wesenhafte, schöne Gedicht an Kleists Grab, das dunkelprächtige Hexenlied ...) schimmert manche Wunderblume im Lorbeerhain.

Aber trotzdem: Seine Bedeutung hat Wildenbruch angesprochen als Dramatiker. Der Inhalt seines Lebens war das Drama. Auf diesem Gebiete fordert des Dichters Schatten die Nachwelt heraus. Die Mitwelt ist ihm das Glück hoher Illusionen nicht schuldig geblieben. Sie hat ihn in wirbelnden Erfolgen zu den Sternen gehoben ... Dann freilich, mit dem Beginn der Neunziger Jahre, traten Wildenbruchs Dramen mehr und mehr zurück. „Die Lieder des Euripides", „Der unsterbliche Felix", „König Laurin" konnten nicht Boden fassen. Es lag nicht ganz an den matteren Pulsschlägen dieser Stücke. Eine neue Zeit war angebrochen. Nicht im Jubel eines Tages, nein, in zähen, harten Kämpfen: die Zeit Ibsens ... Es sei hier milde an dem menschlichen Groll vorübergegangen, den der Gekränkte dem jungen Geschlechte nicht verhehlte ... Aber ehe der Zeiger seiner Lebensuhr fiel, war dem Dichter noch einmal der schäumende Becher des Erfolges beschieden. Nun ebenfalls menschlich betrachtet: daß es ihm das Schicksal so fügte, war schön! Aber „Die Rabensteinerin" ist ein übles Stück. Und hielte nicht ein besserer Glaube daran fest, daß dieser „Sieg" nicht lange das Andenken an den Dichter trüben werde, so müßte man von einem tragischen Ringe sprechen, der sich schloß: Als man Wildenbruchs erste Dramen begrüßte, da hatte die Begeisterung den frohen Namen Hoffnung. Nach einer „dichterlosen, schrecklichen Zeit", aus dem tiefsten Tiefstand der dramatischen Produktion, war ein mit glänzenden Gaben ausgerüsteter Wille erstanden, der dem Drama hohen Stils die Tore öffnete zu den entweihten deutschen Bühnen. Aus jener dunklen Zeit heraus muß man das Leuchten des Meteors verstehen. Und jetzt? Sollte sich an den Namen dieses Winkelried auch der Rückfall knüpfen in die Sphäre der kindischen Ritterstücke?

Nein! — Kinderfeste gab es zu allen Zeiten.

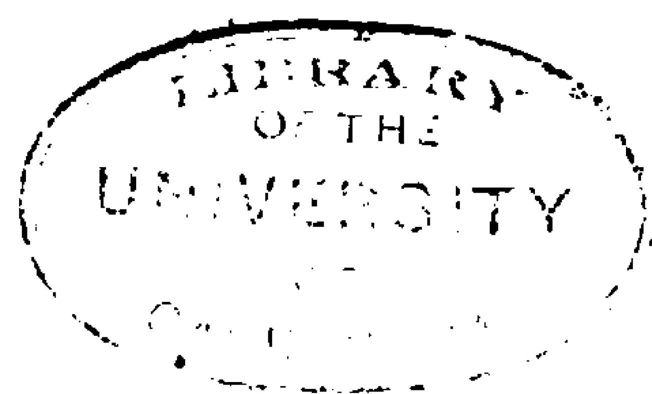
Der Tod ist der tüchtigste Rezensent. Er sondert, was ins Grab

gehört, was weiterlebt. Ernst von Wildenbruch hat nicht, wie wir Schwärmer einst glaubten, eine neue Zukunft gebaut, aber er hat Werke geschaffen, die in die Zukunft dauern. Und er selbst, der feurige deutsche Träumer, kann uns nicht verloren gehen. Mit seinem Gedichte: „Am Grabe eines Idealisten" sei Abschied genommen:

„Nun ruhe von Beschwerde,
Von Spottes Schlangenstich,
Und gebe Gott der Erde
Viel Toren noch wie dich!"



Max Slevogt: Helena am skäischen Tor.
Zum Essay von Curt Glaser.
(Aus „Ilias", Verlag Albert Langen.)


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Curt Glaser:
Slevogt als Illustrator.

I.

Die deutsche Sprache besitzt erst seit kurzer Zeit einen anscheinend brauchbaren Ersatz für das häßliche Fremdwort „Illustration". Das Wort „Buchschmuck" beginnt sich einzubürgern, im Gefolge der neu belebten Leidenschaft für das Sammeln schöner Bücher. Aber wie die neue buchkünstlerische Bewegung neue Forderungen für einen Buchschmuck aufstellte, so empfing auch das Wort von hier aus seinen besonderen Sinn. Hieß ein illustriertes Buch ein jedes Buch, in dem Zierstücke oder Bilder irgend welcher Art den Text begleiten, so enthält das Wort Buchschmuck eine ganz bestimmte Forderung. Der Schmuck soll zum integrierenden Teil des Buches, d. i. des Satzbildes werden, er darf sich nicht ablösen, als etwas Selbständiges und nur äußerlich Hinzugetanes, sondern mit dem Schriftsatz zusammen soll er das Ganze des Buches bilden.

Man sieht, es bedeutet eine Einengung, wenn wirklich der neue Buchschmuck die alte Illustration ersetzen soll. Bücher, wie die neuen Versuche Slevogts, Coranna (Berlin, Paul Cassirer) und Sindbad der Seefahrer (Berlin, Bruno Cassirer), sind von dem extremen Standpunkt der modernen Buchkunst ohne weiteres zu verwerfen, weil sie der Grundforderung nicht genügen, der Einheitlichkeit von Text und Bild. So bedarf zuerst diese Forderung selbst der Prüfung, wenn von Slevogts Tätigkeit als Illustrator die Rede sein soll. Ein kurzer historischer Überblick der Geschichte des Bildes im Buche mag dem Zwecke dienen.

Im Ursprung war Bild und Schrift nur eines. Als Bezeichnungen der Dinge gebrauchte man deren Bilder, nicht Silben und Laute wurden gelesen, sondern die Namen der Dinge selbst, die im Abbild dargestellt waren. In langen Zeiträumen und durch Bildung fester Konventionen, die von einem Volke dem anderen weitergegeben werden und durch Übertragung auf fremde Sprachen immer mehr vom alten Sinn einbüßen, immer abstrakter werden, entwickelt sich aus der alten Ideo-

graphie unsere Schrift, die nichts mehr gemein hat mit den primitiven Bilderzeichen. Und wie die Schrift sich verselbständigte, so wurde auf der anderen Seite auch das Bild nun erst frei, stellte sich als ein eigenbedeutsames neben die schriftliche Aufzeichnung, nicht mehr selbst dienend, sondern in rein bildkünstlerischer Absicht auf eigene Weise den gleichen Sinn wie die Schriftzeichen umschreibend.

So fand das Bild, das in den Aufzeichnungen der Pharaonen noch unmittelbar dazu dienen mußte, das Gedächtnis der Taten der Könige der Nachwelt zu überliefern, nun in einem neuen Sinne Eingang in die kostbaren Handschriften, um neben dem geschriebenen Text das Auge des Lesenden zu erfreuen und seiner Phantasie Nahrung zu geben. Nur eine Folge der besonderen Kulturverhältnisse des Mittelalters, das die antike Bildung als Erbteil überkommen, aber erst nach Jahrhunderten auch erworben, was es ererbt, um nun erst in der neuen Epoche der Renaissance es als eigenes zu besitzen, ist es gewesen, daß das Bild noch einmal bestimmt wurde, die Schrift zu ersetzen. Schon in der römischen Kaiserzeit lagen die Anfänge, in jener Zeit, die die Herrschaft des hellenisch gebildeten Rom weit über die noch barbarischen Völker des nördlichen Europa dehnte. Die Trajansäule ist das große, monumentale Historienbild, und die besondere Darstellungsform, die man die kontinuierende genannt hat, ist hier entstanden, das fortlaufende Aneinanderreihen der einzelnen Ereignisse, deren Gesamtheit den Ablauf einer Erzählung veranschaulicht.

Diese volkstümliche Bildererzählung, die meist in monumentalen Bilderzyklen von den Wänden herab zum Volke sprach, hat lange ihr Recht behauptet neben der Schrift, die für die Gebildeten bestimmt war und durch bildliche Beigaben nur geschmückt wurde. Noch in der Zeit, als das geschriebene Buch sich in das gedruckte verwandelte, bestanden beide Arten nebeneinander zu Recht. Das volkstümliche Blockbuch neben dem illustrierten Druckwerk. — Es war die Holzschnittechnik, die sich von selbst in den Dienst des neuerfundenen Buchdrucks stellte. War die Druckerkunst selbst aus der Holzschnittechnik hervorgegangen, so war es nur selbstverständlich, daß die bewegliche Letter mit dem in gleicher Weise hochgeschnittenen Holzstock zusammenbelassen wurde. Die wundervolle Einheitlichkeit des Eindrucks guter Drucke des 15. und 16. Jahrhunderts entspringt dieser Gemeinsamkeit der technischen Entstehung von Bild und Schrift. Das Bild steht nicht als ein fremdes neben dem Texte, sondern es wird zum Schmuck der Seite, indem es mit dem

Spiegel des Druckes zusammen das Ganze eines geschlossenen Satzbildes ergibt.

Im Verlaufe des 16. Jahrhunderts sank mehr und mehr die Holzschnittechnik in der allgemeinen Wertschätzung. Der Kupferstich galt fast allein noch als künstlerisches Ausdrucksmittel. Der Wandel der Gesinnung war nur die notwendige Folge einer tiefgreifenden Änderung im Zeichnungsstile überhaupt. War vordem der Holzschnitt die genaue Übersetzung der Federzeichnung in die Drucktechnik gewesen, so wurde es nun Kupferstich und Radierung. Aber der Schriftdruck, der gleichwie einstmals die Schriftzeichen selbst in den Lettern erstarrt und typisch geworden war, vermochte nicht mehr so leicht wie die Handschrift den allgemeinen Wandlungen des Stiles zu folgen. So mußten Schriftdruck und Bilddruck einander entfremdet werden. Das 17. Jahrhundert und Frankreich, das jetzt das tonangebende Land geworden war, fand nicht mehr die alte, innige Verbindung von Schrift und Bild. Der Kupfer wurde lose eingeschaltet zwischen die gedruckten Seiten, eine kostbare Beigabe, die den Wert des Buches erhöhte und den Liebhaber erfreute, aber nicht mehr ein notwendiger Bestandteil des Buches als solchen.

So übernahm das 19. Jahrhundert das illustrierte Buch. Die vervielfältigenden Techniken nahmen mit der Entwicklung der Technik überhaupt einen ungeahnten Aufschwung, und eine Fülle neuer Verfahren fand Aufnahme in den Buchdruck. Aber die Lettern blieben auch jetzt im wesentlichen die alten, und die Zierstücke und Bilder, für die man im Schriftsatz Lücken ließ, verraten sich immer als fremde Einschiebsel. Selbst Menzels Versuch, die alte Holzschnittechnik neu zu beleben, fruchtete nur wenig, da der Faksimileholzschnitt, den er pflegte, zu unmittelbar die freie Zeichnung in das feste Gefüge des Satzbildes hineintrug.

Aus dem Stile, dem die Lettern selbst ihr Dasein verdankten, mußte auch die Wiedergeburt des zeichnerischen Schmuckes erfolgen, sollte die Einheitlichkeit alter Druckwerke wiedergewonnen werden. In England zuerst drang diese Erkenntnis durch. In den Kreisen der Präraffaeliten, die in der Kunst des 15. Jahrhunderts ihr Heil suchten, entdeckte man auch die Schönheiten der alten Drucke wieder. Ruskin predigte die Rückkehr zu den primitiven Techniken, ließ seine Bücher auf Handpressen drucken und verschmähte selbst die Eisenbahn für den

Transport aus der Werkstatt nach London. Hier und in engem Zusammenhang mit der Erneuerung der dekorativen Künste überhaupt entstand der neue Buchschmuck, und im Gefolge der großen Bewegung, die bald von England auf alle anderen Länder übergriff, fand auch die Buchkunst an vielen Orten eine neue Pflege.

Das ist in kurzen Zügen die Entstehung des Buchschmucks, der nicht mehr Illustration sein will. Das Bild soll sich der Schrift unterordnen, und was einst das Ergebnis natürlicher Entwicklung gewesen, soll nun durch künstliche Anpassung wieder erzeugt werden. Darum mußte der „Buchschmuck" unfrei werden, aus dem Reiche der freien Künste in das des Kunstgewerbes hinübergehen. Es soll keineswegs hiermit dem neuen Buchgewerbe ein Urteil gesprochen sein. Eine Reihe prachtvoller Erzeugnisse, die wir ihm verdanken, spricht genugsam für sein Daseinsrecht. Aber andererseits kann auch nicht zugegeben werden, daß die Illustration im alten Sinne durch den neuen Buchschmuck verdrängt werden müsse. Ein Zweig hat sich abgesondert, aber der große Zug der Entwicklung muß darum nicht alle Triebkraft eingebüßt haben. Auch das Bild im Buche hat sein Recht, das ihm in Frankreich, dem schöpferischsten und künstlerisch stärksten Lande, niemals durch die dekorative Zeichnung hatte streitig gemacht werden können.

Daß gerade Frankreich sich so wenig zu einer Teilnahme an der buchgewerblichen Bewegung entschließen konnte, gibt wohl zu denken. Denn Frankreich ist das konservativste Land, aber zugleich auch das fortschrittlichste, weil es niemals sprunghaft, sondern immer stetig den sicheren Weg der Entwicklung findet. Hier entschloß man sich nicht, der Wiederherstellung der alten Einheit zu Liebe, die volle bildkünstlerische Freiheit preiszugeben, man fand sich mit der notwendigen Zweiteilung ab, um dafür die Kunst im Buche lebendig zu erhalten. So entstanden die Bücher des Toulouse-Lautrec, die unbekümmert um Gesetze des Buchschmucks die leichte, freie Zeichnung, wie sie die Lithographie gestattet, neben den Letterndruck setzt, zwei so heterogene Verfahren, den Flachdruck und den Hochdruck nebeneinander. Das peinliche Gefühl, das das Bewußtsein von dem zweifachen Druck auf dem gleichen Blatte erweckt, muß überwunden werden, denn die Bilder sollen für sich gesehen werden, der Text gehört zu ihnen nur, soweit er die Unterlage gibt für das Verständnis des Inhaltes der Darstellungen.

Es ist wohl denkbar, daß das Dasein des neuen Buchgewerbes die Auflösung des alten illustrierten Buches bewirkt, insofern sich die

Notwendigkeit erweisen wird, die wesensverschiedenen Elemente auch räumlich zu trennen, die Illustrationen gänzlich von dem gedruckten Text zu scheiden. Aber diese Möglichkeit einer künftigen Entwicklung gibt nicht das Recht, das heut entstehende ihren Forderungen zu unterwerfen. Was Toulouse-Lautrec wagte, muß auch einem Slevogt erlaubt sein. Denn auch Slevogt ist Maler. Ihm ist das Buch nicht in erster Linie ein kunstgewerbliches Erzeugnis, sondern der Text nur die Unterlage freier, malerischer Phantasien. Slevogt kümmert sich nicht um die Schönheit des Buches, des Satzbildes einer Seite, sondern er hält sich die Hände frei für die Einfälle seines Stiftes, setzt seine Zeichnungen unbekümmert, und wie sie da sind, zwischen die Zeilen des Textes. Ein Buchschmuck ist das gewiß nicht, und Slevogt vermeidet auch das Wort. Im „Ali Baba", der vor fünf Jahren erschien, hieß es „Improvisationen", in den neuen Büchern einfach Zeichnungen (Coranna) oder Originallithographien (Sindbad), der „Achill" (München, Albert Langen) verzichtet überhaupt auf die Buchform, gibt eine Folge von Einzelblättern, und es bleiben für ein jedes nur ein paar Zeilen des homerischen Textes als erläuternde Beischrift. So stellt mit vollem Bewußtsein Slevogt dem kunstgewerblichen Schmuck des Buches seine illustrierenden Zeichnungen gegenüber, macht dem Kunstgewerbler entgegen das Recht des Malers wieder geltend.

II.

Hat man der äußeren Form der Slevogtschen Bücher ihre Daseinsberechtigung zuerkannt, so erhebt sich die zweite Frage, die den eigentlichen Kern einer jeden illustrierenden Kunst betrifft. Die Frage nach dem Verhältnis von Text und Bild. Zuerst ist das Charakteristische der Stoffwahl selbst hervorzuheben, die Vorliebe für das Phantastische, die sich in ihr ausspricht. Neben einer Indianergeschichte sind es zwei Märchen aus 1001 Nacht und die wilden Kämpfe um Troja, da Achill fürchterliche Rache übt für den gefallenen Freund. Daß es Slevogt zu solchen fernen, sagenhaften Schilderungen hinzieht, will besonders bemerkt werden; und vielleicht wird eine künftige Geschichte des Impressionismus auf eine solche Erscheinung mit besonderem Nachdruck hinweisen. Ist doch die Generation der Impressionisten, die aus dem Naturalismus herausgewachsen war, und der Manets Spargelbund — das vielgenannte — den Höhepunkt freier Stoffwahl bedeutete, heut

schon am Aussterben. Das Phantasiegeborene, Wirklichkeitsfremde jeder impressionistischen Kunst tritt immer deutlicher in die Erscheinung, muß nun auch den ausübenden Künstlern bewußt werden.

Eine andere Frage ist es, ob die Wahl phantastischer Stoffe geeignet ist, Freiheit und Reichtum der künstlerischen Erfindung zu fördern, ob nicht vielmehr die künstlerische Phantasie in der Wiedergabe der fest umschriebenen Situationen des Märchens eine Hemmung erfährt. Geht man Slevogts Illustrationen durch, so findet man bald diese Befürchtung bestätigt. Nicht abenteuerliche Situationen braucht es, sondern gerade eine Freiheit von stofflicher Gebundenheit, soll der künstlerischen Phantasie Spielraum bleiben. Die Wahl der Märchenstoffe ist bezeichnend für eine Sehnsucht des Künstlers, aber diese zu befriedigen, erweist sie sich nicht geeignet.

Ein paar Beispiele mögen diese Sätze belegen. Der Sindbad ist die phantastischste der Erzählungen, an denen sich Slevogt versucht hat. Es ist die Geschichte des reichen Kaufmannes, den es immer wieder hinauszieht in die Fremde, der auf fernen Meeren Schiffbruch leidet und schreckliche Gefahren besteht, wundersame Abenteuer in sagenhaften Ländern und unter fremdartigen Menschen und Tieren und fabelhaften Zwischenwesen, um endlich gerettet zu werden und mit Schätzen beladen in die Heimat zurückzukehren, wo er in Muße und Freude lebt, bis ihn von neuem die Sehnsucht packt, sich ins Unbekannte hinauszuwagen, neuen Abenteuern entgegen. Die sieben Fahrten Sindbads sind reich an seltsamen Situationen. Ein Fisch, der so groß ist, daß man seinen Rücken für eine Insel hält. Der riesige Vogel Roch, an dessen Fängen Sindbad sich festbindet, um von ihm durch die Lüfte davongetragen zu werden. Der Kobold, der sich auf seinen Schultern festgesetzt hat, oder der Riese, der täglich einen seiner Gefährten verschlingt. Slevogt scheut nicht vor solchen gewagten Situationen zurück. Sein Wagemut scheint nicht kleiner, als der des Helden im Märchen selbst, wenn er es unternimmt, mit dem Stifte den raschen Eingebungen der ausschweifenden Phantasie eines orientalischen Märchenerzählers zu folgen. Nur daß ihm nicht gleich seinem Sindbad eine unsichtbare Hand über alle Fährnisse hinweghilft.

Wenn Slevogt den Fisch zeichnet, dessen Rücken eine schöne Insel ist, „mit Bäumen, auf welchen viele Vögel herumfliegen", „herrlich grün und ein Lustgarten des Paradieses", so kann er nicht mehr geben

als ein Tier, das einem Walfisch gleicht, zweimal, selbst dreimal so groß als ein wirklicher Fisch, aber es bleibt doch immer der harmlose Walfisch, und die Fontäne, die er emporsendet, gleicht allzusehr den schematischen Abbildungen in zoologischen Bilderbüchern. So glaubt man auch nicht an die zwei Bäume auf dem Rücken, ein so bewegliches Ungeheuer hätte nicht stillgehalten, bis die Palmen emporgewachsen waren. Und das Ergebnis ist, daß die Phantasie des Lesers nicht beflügelt, sondern gehemmt wird. Was man sich traumhaft, zusammenhangslos, so wie es der Märchendichter will, vorzustellen vermochte, das wird an dem wirklichen Bilde zuschanden, das Unmögliche der Vorstellung wird deutlich, wenn der Versuch, sie zur Wirklichkeit auszuspinnen, vor Augen steht. Und so wird der Vogel Roch, der so riesig ist, daß sich die Sonne verfinstert, „wie wenn sie von einer dunklen Wolke bedeckt wäre", zu einem gewöhnlichen Geier, und auch die Klauen, an denen Sindbad sich mit der Binde seines Turbans festband, sind nicht gewaltig genug, um glauben zu machen, daß der Vogel das Gewicht des Mannes nicht mehr spürte, „als wenn eine Feder an seinen Krallen hinge". Von den fürchterlichen Qualen des Sindbad unter dem Kobold, der sich auf seinen Schultern festgenistet hat, spürt man nichts in dem gemütlichen Huckepack, das Slevogt zeichnet, und der Riese, den Sindbad mit seinen Gefährten blendet, wie Odysseus den Polyphem, hat nicht das Riesenmaß des Leibes, daß man ihm zutraut, er könne zum Abendmahl einen ganzen Menschen verspeisen.

Es mag ungerecht scheinen, die Bilder des Malers so an den Worten des Dichters zu messen. Gewiß sind die Mittel ungleich, ist es dem Dichter leichter gemacht, die Vorstellungen des ungeheuren und nie gesehenen zu erwecken. Aber auch dem Maler stehen alle Freiheiten zu Gebote, nur daß Slevogt sie nicht will. Und darum, weil er mit den einfachsten Mitteln bildmäßiger Naturwiedergabe sich an diese unwirklichsten Phantasien wagt, muß er entgleisen. Konnte er aber dem üppigen, orientalischen Märchen im Bilde nicht gerecht werden, so war es besser, den Leser sich selbst zu überlassen, daß er die Schwingen der eigenen Phantasie erprobe. Zwischen den Höhepunkten des Märchens, in den Niederungen der erzählenden Darstellung, blieb für den Zeichner noch immer ein reiches Feld. Dürer hat in seinen Randzeichnungen zum Gebetbuch des Kaisers Maximilian ein klassisches Beispiel solcher weisen Beschränkung gegeben, und er steht darin nicht vereinzelt, sondern im Zusammenhang einer guten Tradition. An ein einzelnes Wort des

Textes spinnt er seinen Faden, um in anmutigem Spiel den ersten Sinn der Gebete zu umranken. Er deutet nicht nochmals die Situation des Textes in Bilder um, sondern läßt der eigenen Phantasie freien Lauf, wie wenn beim Lesen selbst die Gedanken sich verlieren und ins Weite schweifen. Es gibt auch in Slevogts Illustrationen ähnliche Dinge, Stellen, an denen er der eigenen Phantasie sich vertraut, den Faden weiterspinnt, wo zwischen den märchenhaften Fahrten Sindbads der Dichter nur ein paar Worte der Verbindung gibt. Und an solchen Stellen ist auch Slevogt am glücklichsten. Wo er die Abreise Sindbads schildert, die Lastträger, die die schräge Brücke zum Schiff hinansteigen, mit den schweren Warenballen auf dem Rücken, oder das Leben des reichen Kaufmanns, der ausruht von der Mühsal der Reisen und sich an den Tänzen schöner Sklavinnen ergötzt, oder die glückliche Heimkehr an der Seite eines jugendlichen Weibes, den festlichen Empfang in der Heimat, das sind Stellen, an denen man um so lieber mit dem Bilde verweilt, als an ihnen das Märchen nur rasch vorübergeht. Und hier spricht auch das Bild selbst und allein für sich, bedarf nicht langwieriger Erklärungen, um inhaltlich verständlich zu sein.

Es ist damit der springende Punkt für die Slevogtsche Illustrationskunst überhaupt berührt. Der Weg, den er einschlägt, führt zu einer Scheidung von Bild und Text. Slevogt will illustrieren, will Schilderungen der Dichtung in Bilder umsetzen, aber er will nicht Illustrationen geben, die nur im Texte selbst ihren Sinn haben, sondern vollgültige Bilder. Darum sind es gerade die einfachsten Situationen, in denen er am glücklichsten ist. Und in der gleichen Konsequenz der Verselbständigung des illustrierenden Bildes liegt es, wenn Slevogt in seinem „Achill" den buchmäßigen Zusammenhang überhaupt preisgibt und bis auf zwei Zeilen der Unterschrift für jedes Blatt den Text der Ilias ganz unterdrückt. Auch im Achill wird man bemerken, daß Slevogt überall da am glücklichsten ist, wo er einfache Situationen wählt, die leicht in sich verständlich sind. Hektor, der vor Achill flieht, die Herausforderung zum Kampf, Achill, wie er im Strome watet oder die Gefangenen herauszieht, der Scheiterhaufen des Patroklos und Helena mit den Greisen auf dem skäischen Tor, das sind die besten Blätter, während es vergebenes Bemühen bleibt, etwa darzustellen, was der Dichter in die Worte faßt:

„Dreimal schrie vom Graben mit Macht der edle Achilleus,
Dreimal zerstob der Troer Gewirr und der rühmlichen Helfer."

Die Indianergeschichte Coranna ebenso wie die Räubergeschichte des Ali Baba waren im ganzen reicher an unmittelbar darstellbaren Situationen. Aber auch hier wird man finden, daß das Ausspinnen nebensächlicher Episoden glücklichere Bildstoffe abgibt, als die Wiedergabe der eigentlichen Höhepunkte der Handlung, wie im Ali Baba das Eingießen des siedenden Öls in die Schläuche, in denen die Räuber verborgen sind, oder die Ermordung ihres Hauptmanns durch Morgiane. In solchen Dingen bleibt wieder der Zeichner stets im Nachteil gegenüber dem Erzähler. Die freien Episoden sind im Gegensatz dazu auch hier das beste. Am amüsantesten vielleicht ist das Schlußblatt mit dem überraschenden Einfall der gähnenden Zuhörer. Hier kommt der Zeichner ganz zu seinem Recht, denn hier wird er selbst zum Erzähler, der am Schlusse die Maske fallen läßt und sich mit einer schalkhaften Geste an sein Publikum wendet, ähnlich wie Shakespeare es zuweilen tut.

III.

Ist über das Verhältnis von Text und Bild einige Klarheit gewonnen, so erübrigt nun endlich noch, von dem Bildwert der Slevogtschen Illustrationen selbst ein Wort zu sagen. Führt es auch von dem enger umgrenzten Thema schon ab, da es Slevogt den Künstler und nicht nur Slevogt den Illustrator angeht, so läßt es sich doch nicht umgehen, auch in diesem Zusammenhang wenigstens einiges über die Mittel und den Wert der Slevogtschen Zeichnung als solcher beizufügen.

Improvisationen nannte Slevogt die Bilder zum Ali Baba. Wohl weil der Folge die Einheitlichkeit des Stiles fehlte, die Art der Darstellung wechselte, wie es der Laune des Augenblicks oder der Gunst der besonderen Umstände eben entsprach. Federzeichnung steht neben Tuschzeichnung, einfarbige neben der leicht mit einer zweiten Farbe angelegten, raumgeschlossene Komposition neben einer einzelnen Figur oder einer Gruppe, die mit leichten Strichen unmittelbar auf dem weißen Papier steht. Gerade die leichtesten, unbefangensten Skizzen treffen den Märchenton nicht übel. Eine Zeichnung, wie die der Beratung der Räuber, ist als Kompositionsstudie hohen Lobes wert. Nur darf man nicht an die Zeichnungen des alten Rembrandt denken, die anscheinend Slevogt selbst vorschwebten, denn die sichere Ökonomie, mit der Rembrandt seine scheinbar wahllosen Striche setzt, vermißt man in Slevogts

Studienblättern aufs schmerzlichste. Und wenn ein andermal der Gedanke an Oberländers Zeichnungen des kleinen Moritz auftaucht, so fehlt wieder die besondere Note des unfehlbar Sicheren im scheinbar regellosen Gekritzel des Kindes, die den Witz dieser Zeichnungen ausmacht.

In den neuen Büchern ist Slevogt einheitlicher in der Darstellungsform. Die „Zeichnungen" zu Coranna sind geschlossene Federskizzen, und im Sindbad gleichwie im Achill handelt es sich um vollkommen bildmäßig aufgefaßte Lithographien. Was von der Unsicherheit des Striches in dem früheren Werk gesagt wurde, gilt aber auch hier und wird in der lithographischen Technik oft noch fühlbarer, als in den einfachen Zeichnungen. Zumal die sichere Beherrschung der Töne mangelt oftmals, und eine Unentschiedenheit in den Valeurs beeinträchtigt den Eindruck des Räumlichen zuweilen aufs empfindlichste. Wenn etwa auf dem Blatte mit Achill, der im Skamander unter den Troern wütet, vorn zwei Verwundete den Uferrand emporsteigen, in unleugbar groß empfundener Gebärde, — nur daß der übergreifende Arm des Stehenden in der Verkürzung mißraten ist, — und im Mittelgrunde Achill gegen einen dichten Haufen von Troern anstürmt, der im Ton noch fester ist, als die Vordergrundgestalten, so wird deren raumschaffender Wert vollkommen illusorisch gemacht. Und wenn ein andermal Achill, der in der Tiefe auf dem Wall emporsteigt und seine Stimme erhebt, mit genau derselben Schärfe ausgezeichnet ist, wie die Kämpfenden im Vordergrund, so wird alle räumliche Klarheit zunichte gemacht, zumal auch der Maßstab gleich groß genommen ist, um den Eindruck des Gewaltigen zu gewinnen, eine verstandesmäßige Überlegung, für das an perspektivisches Sehen gewöhnte Auge aber nochmals eine Verwirrung.

Die Gerechtigkeit verlangt es, daß neben diesem ganz mißglückten Blatte auch gleich die Gegenbeispiele genannt werden, die zumal in der Ilias reichlich vorhanden sind. Das Blatt mit Helena bei den Greisen auf dem skäischen Tor und dem Blick hinab auf die sonnige Ebene des Kampfes, oder Hektors Flucht um die Mauer mit dem in der Tiefe pfeilschnell um die Ecke biegenden Achill. Wie gerade der räumliche Eindruck hier außerordentlich kräftig und überzeugend ist, so wird durch geschickte Benutzung der Valeurs vom tiefen Schwarz bis zum Weiß des Papieres ein erstaunlicher Lichtglanz erzielt. Das Weiß wird zum prallen Sonnenschein. Man spürt ordentlich die Glut, die die Mauer widerstrahlt, an der Hektor mit langen Sätzen einherspringt. Und wenn

Achills Lanze vier Schattenlinien auf die Mauer zeichnet, so entsteht eine zuckende Beweglichkeit, die sich unmittelbar der ganzen Figur mitteilt.

Der Sindbad enthält nichts, was diesen Prachtblättern der Ilias gleichstände, aber die guten Wirkungen liegen auch hier in der gleichen Richtung einer suggestiven Beweglichkeit, wie in der Affenfamilie auf den Palmenwipfeln, und einer pointierenden Behandlung des Schwarz-Weiß, etwa in dem Ei des Vogel Roch, das durch den Schatten des Mannes, der sich schwarz von ihm abhebt, zu erstaunlicher Helligkeit gesteigert wird und das Weiß des Papierrandes weit überstrahlt. Wie daneben ein einziger falscher Ton den Eindruck wieder zunichte machen kann, mag man an dem Bilde des Sindbad, der von einer Palme Umschau über das Land hält, ermessen. Der eine Streif am Horizont zerstört den Eindruck von Raum und Licht. Will man endlich etwas ganz mißglücktes, so nehme man das Blatt mit den Riesen, die dem Floße des Sindbad schwere Felsblöcke nachschleudern. Es ist die unmittelbare Parallele zu dem Achill auf dem Wall in der Ilias-Folge.

So haftet der Eindruck der Unsicherheit nochmals auch an dem Ganzen der Slevogtschen Illustrationswerke eben in der Ungleichmäßigkeit des Einzelnen. Es ist nicht eine reife und ausgeglichene Kunst, die da vor uns steht. Aber sind es auch nur erst Versuche, so wollen sie doch auch als solche sehr wohl beachtet werden. Denn ist nicht alles erfüllt, so bleibt noch vieles zu hoffen. An glücklichen Einfällen fehlt es nicht, und man findet einen Reichtum an Kompositionsgedanken, um den mancher den Künstler beneiden dürfte. Aber auch die Schwäche dieser Kunst konnte nicht verschwiegen werden. Hat man doch selten nur den Eindruck, daß diese Versuche auch schon zu Bildern werden könnten. Wenn Rembrandt zeichnet, so weiß man, daß er an jeder Stelle aufhören kann oder fortfahren, so wie es ihm beliebt, daß jeder Entwurf ihm zum Bilde wird und nicht an Frische und Kraft einbüßt, sondern nur immer größer und tiefer wird mit jedem Strich, der hinzukommt. Slevogt ist vorsichtig bemüht, einen gewissen Grad der Durcharbeitung nicht zu überschreiten, und geht er weiter, so ist es oft genug zum Schaden des Blattes.

Wer den Maler Slevogt kennt, wird mit Verwundern diese Tatsache gewahr werden, daß derselbe Künstler, den als Maler gerade die fabelhafte Sicherheit der Pinselführung auszeichnet, mit dem Stifte oft so überängstlich ist. Aber die Forderungen, die etwa ein Porträt oder

ein einzelner Akt an den Künstler stellt, sind andere als die einer vielfältig bewegten und verschränkten Figurenkomposition. Trotzdem wird man aus dem reichen, malerischen Können Slevogts doch auch auf seine Tätigkeit als Illustrator Schlüsse ziehen dürfen, wird nicht ablassen, die Forderungen gerade an ihn aufs höchste zu spannen, und gleichzeitig hoffen, daß er den vollen und reifen Ausdruck eines Wollens noch finden wird, das tief in seinem künstlerischen Wesen verankert sein muß, zieht es ihn doch immer wieder hin zur Phantasieschöpfung und zum freien Fabulieren.

Religiöse Grundgedanken und moderne Wissenschaft. Eine Umfrage.

Einleitung.

Umfragen sind jetzt modern. In der Tat haben sie auch den großen Vorteil, daß dadurch das zur Diskussion gestellte Thema von den verschiedensten Standpunkten aus beleuchtet wird und jede Einseitigkeit von vornherein ausgeschlossen ist. Dagegen könnte man als Schattenseite anführen, daß die bunte und regellose Mannigfaltigkeit der vorgetragenen Anschauungen den unbefangenen Leser verwirrt und eher zur Trübung und zur ratlosen Unzufriedenheit als zur ruhigen Entwicklung einer eigenen Meinung beiträgt. Stichhaltig ist dieser Grund aber in unserem Falle nicht. Denn einem Publikum, das so unmündig wäre, sich sein Urteil nicht selbständig bilden zu können, das durch die abgeschlossene und ihm zufällig zusagende Auseinandersetzung irgendeines führenden Geistes sein eigenes Bekenntnis leichter bestimmen läßt, als durch mühevolle Sichtung der widersprechendsten aufeinanderplatzenden Sentenzen und Gründe — einem solchen Publikum fehlt die Berechtigung, die hier angeregte schwierigste aller Fragen ernsthaft zu erwägen.

Die Umfrage ist nicht in einem aufrührerischen, umstürzlerischen Sinn geschehen. Sie sollte nichts sein, als eine Revision alter und würdiger, historisch in ihrer Existenzberechtigung genugsam erwiesener Geistesinhalte. Wir wandten uns zu diesem Zwecke an die gesamte Gelehrtenwelt Deutschlands, soweit sie uns zur Beantwortung geneigt schien, und müssen gestehen, daß der praktische Erfolg bei weitem unsere Erwartungen übertroffen hat. Man sollte meinen, daß unsere Gelehrten nicht so bald gewillt wären, ihre intimsten und innersten Überzeugungen von den letzten Dingen alles Seins der breiten Öffentlichkeit mitzuteilen. Um so sympathischer berührt es, daß Männer vom höchsten wissenschaftlichen Range es nicht verschmähten, in dieser kulturell so wichtigen Sache aus der kühl beobachtenden Reserviertheit herauszutreten, die ihnen sonst ihr Spezialstudium auferlegt. Es versteht sich von selbst, daß dadurch

nicht Worte, sondern Werte geprägt wurden. Nicht knöcherne Theorien sind's, die hier ausgesprochen werden, sondern lebenshelle Bekenntnisse von Individualitäten, Gedanken jahrzehntelangen Wachstums und Reifens, auf praktischer Lebenserfahrung begründete Richtungslinien für die Zukunft unseres Geisteslebens. Mögen die im folgenden wiedergegebenen Antworten ernsthafter und geistvoller Männer dazu beitragen, jedem, der ehrlich nach einer mit unserer modernen Wissenschaft im Einklang stehenden Weltanschauung ringt, den Pfad zu weisen.

Dr. phil. Curt Radlauer.

Dr. Georg Simmel, Professor an der Universität Berlin.

Der augenblicklichen Lage des religiösen Wesens kommen ihre Schwierigkeiten durch die Spannung, die sich zwischen der Religiosität, als einem inneren Sein oder Bedürfnis des Menschen, und all den überlieferten Vorstellungen ergibt, die sich als Inhalte dieses Seins, als Befriedigungen dieser Bedürfnisse anbieten. Daß die dogmatischen Inhalte der Religion dem Unglauben verfallen sind, ist nicht eigentlich der Erfolg der Wissenschaft, im Sinne der methodischen, exakten Erforschung von Tatsachen und Möglichkeiten. Daß ein Kind von einer Jungfrau geboren wird, daß Wasser in Wein verwandelt wird, daß ein Toter aufersteht und gen Himmel fährt — das alles ist durch die Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts nicht unwahrscheinlicher geworden, als es schon durch die Erfahrungen der Menschen des 13. Jahrhunderts war. Nicht sowohl einzelne wissenschaftliche Ergebnisse, die hierfür eigentlich gar nicht in Frage kamen, als die allgemeine, wissenschaftlich-intellektualistische Stimmung der Zeit läßt mit der Unwahrscheinlichkeit jener Dogmen Ernst machen. Wenn die Geschichtswissenschaft uns belehrt hat, daß die jungfräuliche Geburt des Erlösers, seine Gotteskindschaft, die Symbolik des Abendmahls und vieles andre, an-

geblich spezifisch christliche — uralte, ethnische Vorstellungsweise ist, so vernichtet dies keineswegs die subjektive, ja nicht einmal die objektive religiöse Bedeutung dieser Überlieferungen. Denn die historische Begreiflichkeit der Entwicklung verhindert durchaus nicht, daß sie an einer ihrer Stellen, deren empirische Erscheinung sich von den andern gar nicht merklich unterscheidet, einen ganz einzigartigen transzendenten Sinn besäße — so gut, wie aus demselben Wortmaterial, mit äußerlich ganz geringfügigen Änderungen, ein ganz gleichgültiger und ein unendlich bedeutsamer Gedanke ausgedrückt werden kann. Auch ist es längst anerkannt, daß der Begriff Gottes für die Wissenschaft nicht angreifbar ist. Daß der Komplex des Daseins als ein ganzer — von dem wir allein die Relationen seiner Teile wissenschaftlich erkennen — von einer übergreifenden Instanz geschaffen und geformt ist, daß neben oder unter allen uns erkennbaren Energien des Weltprozesses noch ein konstanter Faktor: der göttliche Wille, zur Erhaltung des Seins mitwirkt — das ist nicht nur unwiderleglich, sondern es wird überhaupt von der wissenschaftlichen Interessensphäre nicht berührt. Abgesehn von Einzelheiten, die den Kern des Christentums nicht treffen, ist ein logisch entscheidender Gegenbeweis gegen die religiösen Überlieferungen durch die Ergebnisse der exakten Wissenschaft nicht zu führen. Wohl aber schließt, wie angedeutet, der wissenschaftliche Geist als ganzer, die Übertragung der wissenschaftlichen Gesinnung auch auf das nicht Untersuchbare, die Beschränkung aller glaubhaften Realität auf das wissenschaftlich Wahrscheinliche — dies schließt das Festhalten an den überlieferten religiösen Inhalten aus.

Völlig verblendet aber wäre es, die inneren Bedürfnisse, die bisher von solchen Inhalten befriedigt worden sind, zugleich mit diesen für ausgelöscht zu halten. Es kann gar keine Rede davon sein, daß sie anders als ganz vorübergehend zum Schweigen gebracht oder abgelenkt werden können: dazu zeigt sie unsere historische Kenntnis zu lange und zu tief in den Wurzelgrund der menschlichen Natur eingesenkt. So befindet sich ein jedenfalls außerordentlich großer Teil der Kulturmenschheit in der problematischen Lage, daß sich Bedürfnisse in ihr mit erneuter Macht melden, die mit ihren bisherigen Befriedigungen solidarisch und durch die Einsicht in deren Illusionscharakter momentan verschwunden schienen — und mit denen sie nun völlig im Leeren steht.

Wie sich hiergegen Abhilfe finden wird, ist heute noch gar nicht abzusehn — wo einerseits noch soundso viele Menschen meinen, daß

der Sieg des wissenschaftlichen Geistes über die religiösen Inhalte auch die religiösen Bedürfnisse beseitigt hätte, und wo andrerseits die Vertreter jener Inhalte sie mit verzweifelten Kraftanstrengungen und mit Unterstützung aller offiziellen Instanzen zu behaupten suchen. Es wird vielleicht vor allem der Einsicht bedürfen, daß Religiosität ein bestimmtes *Sein*, sozusagen eine funktionelle Qualität der Menschen ist, manche völlig bestimmend, in andern nur rudimentär vorhanden, und daß die Entwicklung dieser Beschaffenheit zu *Glaubensartikeln*, zur Annahme einer transzendenten Realität, zwar meistens stattfinden wird, aber mit dem religiösen Sein und Gestimmtsein nicht unbedingt verbunden ist. Wie die erotische Natur unter allen Umständen erotisch ist, gleichviel ob sie schon einen Gegenstand der Liebe kreiert hat, oder überhaupt kreiert, so ist die religiöse Natur unter allen Umständen eben religiös, gleichviel, ob sie an einen Gott glaubt oder nicht. Das Entscheidende für den religiösen Menschen ist die besondere Art, in der er auf die Gesamtheit der Lebensinhalte reagiert, die besondere Einheit, zu der ihm all die Einzelheiten der theoretischen wie der praktischen Welt zusammenwachsen — wie der Künstler auf eben dies Gesamtsein in *seiner* Weise antwortet und *seine* Welt daraus formt, und der Philosoph wiederum in seiner besonderen. Versteht man in dieser Art die Religiosität als eine Form, in der die menschliche Seele lebt und sich und das Dasein erfaßt — eine Form übrigens von so strengen Forderungen und übersubjektiven Idealen, wie naivere Denkweise sie nur aus äußerer Gesetzgebung begreifen will — so kann ersichtlich ein Konflikt mit der Wissenschaft überhaupt nicht stattfinden. Denn einerseits ist auch diese nur ein geistiges Verhalten gegenüber Welt und Leben, die Totalität dieser ist prinzipiell von der Wissenschaft wie von der Religiosität restlos aufzufassen und zu gestalten, und beide können einander so wenig bekämpfen oder auch nur berühren, wie in dem System Spinozas das Denken und die Körperlichkeit, da jedes von beiden schon das ganze Dasein je in seiner besonderen Sprache ausdrückt. Andrerseits kann alle wissenschaftliche Kritik nur die einzelnen, inhaltlich bestimmten Glaubensvorstellungen zerstören, die das religiöse Sein und Bedürfen, hier so und dort anders, aus sich hervortreibt. Zweifellos hat sie dies in dem oben bezeichneten Maße bewirkt und damit die jetzt herrschende Ratlosigkeit des religiösen Wesens erzeugt. Solange die Religiosität *besondere* Inhalte für sich produziert, die eigentlich erkenntnismäßigen Wesens sind, und deren Formung sie irgendwie mit dem theo-



Max Slevogt: Sindbad und der Vogel Roch.
Zum Essay von Curt Glaser.
Aus: „Sindbad". Verlag Bruno Cassirer.


UNIVERSITY
OF

retischen Denken in Wettbewerb setzt, ist hier keine entscheidende Wendung zu erhoffen; insbesondre davon nicht, daß man sich auf gewisse, angeblich letzte, wesentlichste, inalterable Vorstellungen der Religion zurückzieht und deren historisch bestimmte, zufälligere Ausgestaltungen der Kritik preisgibt. Denn solange es Vorstellungen konkreter Realitäten bleiben, Objektivierungen des religiösen Seins, die außerhalb desselben liegen, solange wird die Kritik ihnen auf den Fersen sein. Eine Lösung dieser Schwierigkeiten ist nur von Evolutionen des religiösen Wesens zu erhoffen, die, wie gesagt, heute niemand mit irgend überzeugender Wahrscheinlichkeit voraussehen kann. Unter diesem Vorbehalt gesprochen, scheint mir die Lösung davon abzuhängen, daß die Religion sich, statt in der transzendenten Vorstellungswelt, die sie aus sich gebildet hat, wie die reinen Denkformen die rationalistischen Metaphysiken, wieder in dem besondern, aber unmittelbaren Leben findet, das dem religiösen Menschen eben sein Sein, die selbstverständliche Färbung und Formung seiner inneren und äußeren Existenz ist. In diese werden freilich auch alle einzelnen Inhalte, an denen das Leben sich vollzieht, aufgenommen, und insofern kann man allerdings von einem religiösen Weltbild sprechen. Allein dieses enthält durchaus keine Erkenntnisse der Dinge, Erlebnisse, Schicksale, sondern eine Ordnung ihrer nach eignen Werten und Bedürfnissen, eine eigne Reaktion des Gefühles auf sie, eine eigne, unmittelbar in sie hineingelebte Sinngebung. Wenn die Religion nicht eine Summe von Behauptungen, sondern ein bestimmtes So-Sein der Menschen ist, und erst dadurch eine Charakterisierung und Rangierung der Weltinhalte, so ist sie der Wissenschaft so wenig widerlegbar, wie überhaupt ein Sein widerlegt werden kann. Sie wird dies erst, wenn sie ihre Bilder der Dinge von dem wesenhaften inneren Sein ablöst und zu einer Erkenntniswelt erstarren läßt, die die Denkformen der Wissenschaft irgendwie nachahmt und darum mit dieser in denselben Wettbewerb treten muß, wie die Kirche es mit dem Staate muß, wenn sie sich selbst nach dessen Formen bildet.

Simmel

II.

Geheimer Justizrat Professor Dr. Josef Kohler:

Nur derjenige, dem das tiefere Denken fehlt, kann sich mit der Annahme der Welt der Erscheinungen begnügen und insbesondere glauben, daß Raum und Zeit die letzten und abschließenden Elemente sind, in denen sich die gesamte Weltentwickelung abspielt; vielmehr liegt hinter Raum und Zeit die metaphysische Welt, raumlos, zeitlos; sie strahlt die Welterscheinungen aus, nicht etwa in blindem Wahn, sondern nach bestimmten Gesetzen des Werdens. Denn die Eigentümlichkeit der zeitlichen Entwickelung besteht gerade darin, daß das momentan Seiende ins Nichts versinkt und einem andern Platz macht, welches dann neue Weiterentwickelungen aus sich entlädt. Die ganze Geschichte ist nichts anderes, als ein Zeugnis hierfür; wobei festgehalten werden muß, daß bei dem Werden das Sein und Nichtsein sich nicht so verhält, wie ein ständiges atomistisches Vergehen und Entstehen, sondern wie eine Bildung, bei der das Folgende immer mit dem ersten zusammenhängt und aus dem Keime des ersten hervorgeht.

Auf diese Weise hat meine Anschauung große Ähnlichkeit mit dem Hegelschen Panlogismus, jedoch unterscheide ich mich von ihm wesentlich darin, daß ich nicht eine ständige logische Entwickelung annehme; vielmehr ist das Logische mit vielem Unlogischen verbunden, und zwar deswegen, weil es sich den Elementen der Welterscheinung anpassen muß, welche dem Logischen nur in Zwischenräumen die Herrschaft gestatten. Es entsteht dadurch ein Widerstreit zwischen den logischen Bestrebungen und den Erscheinungselementen, welcher Widerstreit die Geschichte bildet, in der Logisches auf Unlogisches, Hohes auf Niedriges folgt. Die Betrachtung der Geschichte aber gibt mir die Überzeugung, daß trotzdem eine ständige Weiterentwickelung stattfindet und die Zeiten der Dunkelheit und des Unsinns immer nur vorübergehende Trübungen darstellen, denen der Sonnenblick des Geistes folgen muß. Auf diese Weise bin ich von einer ständigen Weiterentwickelung überzeugt, in welcher die Menschheit kraft ihrer eminenten Fähigkeiten die größte Rolle spielt. Die Kultur wird meines Erachtens dahin streben müssen, daß wir alles erkennen und alles vermögen, und auf diese Weise zu

einer höchsten Gottähnlichkeit im Sinne des Allwissens und der Allmacht gelangen. Alles dasjenige, was in der Geschichte diese Bestrebungen fördert, ist das Sittliche, und was ihnen entgegensteht, ist unsittlich und schlecht. Die größte Gottähnlichkeit des Menschen aber muß ihre weiteren metaphysischen Beziehungen haben, (eine Steigerung und eine Vertiefung des höchsten Wesens?), die uns aber nicht sicher bekannt sind, sondern höchstens geahnt werden können.

Von allen positiven Religionen haben die indischen am meisten diese pantheistischen Ideen zum Ausdruck gebracht. Das Christentum dagegen bildet eine Versöhnung zwischen dem jüdischen Gottesbegriff, wonach der eine Gott die Welt schuf und der Welt als Sonderwesen gegenübersteht, und dem indogermanischen Pantheismus, welcher die Welt in der oben angedeuteten Weise vergöttert; und diese Versöhnung erfolgte durch die Idee der Menschwerdung des Gottessohnes und durch die Idee, daß durch die Wandelung im Altarsakrament die Gottheit sich momentan verwirklicht und dem Menschen nahe tritt.

Gerade dasjenige, was ein religiöser Liberalismus am meisten bekämpft, nämlich die Dreieinigkeit und die Wandelung, bildet den Höhepunkt der christlichen Religion; beide Glaubenssätze sind die religiöse Darstellung der höchsten philosophischen Idee, welche natürlich für die gewöhnliche Welt ein süßes Geheimnis bleiben muß, weil der gewöhnliche Mensch niemals zu der Höhe des Gedankens gelangen kann, um den philosophischen Hintergrund vollkommen zu ermessen.

Josef Kohler.

III.

Geheimer Medizinalrat Professor Dr. H. Senator:

Im Wesentlichen stehe ich mit meinen religiösen Anschauungen auf dem Boden der großen jüdischen Propheten (Jesajas bis

Micha), die den reinen Monotheismus verteidigen, keine Auferstehung, keine persönliche Fortdauer der Menschen nach dem Tode, sei es im Himmel oder auf der Erde, kennen (Jesaj. XXVI, 14, XXXVIII, 18), aber auf eine dereinstige messianische Zeit hoffen, in der sich die Menschen nicht mehr bekriegen, sondern ihre Schwerter zu Sensen, ihre Speere zu Winzermessern schmieden werden usw. (Jesaj. II, XI, Micha IV usw.), eine Zeit, an deren Herbeiführung mitzuwirken aller Menschen Pflicht sein soll.

Jene Propheten predigen immer wieder als Grundlagen der Moral, Ethik und Gesetzgebung jeder menschlichen Gesellschaft die mosaischen Gebote, nämlich:
die Zehngebote,
das Gebot der Barmherzigkeit und Nächstenliebe,
die Gerechtigkeit und Haftpflicht, nach welcher jede Schuld ihre angemessene Sühne finden soll (Aug' um Auge 2c.) und nur dem bereuenden Sünder vergeben wird.

Jene Propheten bewerten die Zeremonialgesetze nur gering, (Jes. I, 11, LVIII, 5 ff., Micha VI, Jeremia VII, Ezechiel XVIII, Hosea VI, Amos V), und verlangen dafür vielmehr Tugend und Gerechtigkeit.

Mit diesen religiösen Anschauungen stehen meine wissenschaftlichen Anschauungen in gar keinem Widerspruch.

H. Senator.

IV.

Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Gustav Fritsch:

Wir lesen den Titel: „Moderne Wissenschaft und religiöse Grundgedanken", und sofort erscheint vor dem geistigen Auge des Kundigen in düsterer Majestät das verschleierte Bild von Sais. Wir hören die Worte, welche der Dichter seiner Unglücksprophetin in den Mund legt: „frommt's den Schleier aufzuheben, wo das nahe Schrecknis droht,

nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod", und sehen uns unmittelbar der Entscheidung über die schwerwiegendste Frage, welche das Menschengeschlecht von Urzeiten an bewegt und erschüttert, gegenübergestellt.

Vom Standpunkt der Wissenschaft aus hat der Gedanke an den Tod nichts Schreckhaftes; er bedeutet eine wahrhaft großartige Einrichtung der Natur, den frischen, aufstrebenden Lebewesen freie Bahn, Luft und Licht zu fröhlicher Gestaltung zu verschaffen. So blüht neues Leben aus dem Tode, welcher in diesem Sinne nicht die Vernichtung, sondern die Verjüngung der Natur einleitet. Wenn der Geist der Zerstörung im Faust seine Taten rühmt: „denn alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht!" so muß er doch selbst unmittelbar hinterher der schöpferischen Gewalt der Natur gegenüber die Unzulänglichkeit seines Vernichtungswerkes eingestehen. Also nicht das Prinzip des Wechsels der Generationen, der ständigen Erneuerung des Blutes aus den absterbenden Elementen ist es, was den denkenden Menschen beunruhigen und erschüttern sollte, es kann dabei nur die Wirkung dieser Erscheinungen auf das Einzel-Individuum, das als Mikrokosmus sich dem Makrokosmus gegenüberstellt, in Frage kommen.

Der wissenschaftliche Denker kann nicht umhin, sich dabei zu erinnern, daß unsere gute Mutter Erde selbst nur ein Sonnenstäubchen im Weltall ist, auf dem die zur Zeit lebenden, auf ihr herumkriechenden Menschen, Atomen vergleichbar, ihr Eintagdasein fristen. Und doch ist die vom allgemeinen Standpunkt lächerlich erscheinende Wertschätzung, welche sich das Einzelindividuum beilegt, keineswegs wunderbar, man begreift leicht, daß es sich mit allen Kräften gegen die Vernichtung sträubt. Der Grund dafür liegt offenkundig in dem allen belebten Wesen von der Natur eingepflanzten Selbsterhaltungstrieb, dessen Verleugnung eine krankhafte Entartung der natürlichen Veranlagung bedeutet.

Dieser in seiner Wirksamkeit viel zu wenig beachtete Selbsterhaltungstrieb bildet den urtümlichen Ausgangspunkt für die mannigfaltigen Erscheinungen, auf welche in den vorliegenden Zeilen einzugehen ist. Der Selbsterhaltungstrieb richtet auch bei den unzivilisiertesten Menschen den Blick unweigerlich auf die drohende Vernichtung durch den Tod und sucht nach Mitteln, derselben zu entgehen, den damit verbundenen Schrecken aufzuheben oder wenigstens zu mildern.

Solches Bestreben führte mit Notwendigkeit zu der Illusion, daß

die Vernichtung des Individuums keine vollständige sei, daß etwas von demselben übrig bleibe, was auch sichtbar in die Erscheinung treten könne. So spielen die Geister der Verstorbenen in den niedrigsten, sogenannten religiösen Vorstellungen stets die Hauptrolle; ihr Kommen und Gehen, welches sich jeder Kontrolle entzieht, ist unheimlich und schreckhaft, da sie immer noch in die Geschicke des Lebenden eingreifen können. Offenbar hing es von der Laune der betreffenden Geister ab, ob sie ihren Einfluß in gutem oder bösem Sinne äußern wollten; es war daher notwendig, sie bei Laune zu erhalten, und so enstand ganz selbstverständlich aus dem Geisterglauben der Ahnenkultus.

Ein im Leben besonders mächtiger Häuptling war natürlich nach seinem Tode noch mächtiger als die anderen, er mußte daher besonders gefeiert werden und gewann allmählich in den Augen seiner Verehrer eine besondere Bedeutung. Typisch für diese Entwicklung der religiösen Vorstellungen ist der Glaube an den U'nkulu-nkulu (den ganz Großen) bei den Ama-zulu, der seinem Wesen nach aber von den anderen Ama-hlozi (den Geistern der Abgestorbenen) nicht verschieden war, oder des Tsu-koab (Wundknie) bei den Hottentotten, der sogar ein körperliches Gebrechen aus seinem irdischen Dasein ins Jenseits mit hinüber genommen hatte. Der Verkehr mit diesen Geistern war offenbar nicht leicht, der gewöhnliche Sterbliche kannte die Gewohnheiten und Wünsche derselben oder die Mittel, ihnen näher zu treten, nicht hinreichend. Dazu fanden sich gewiß sehr bald hilfreiche Stammesgenossen, welche die übrigen in dieser Kunst überragten oder wenigstens für klug fanden, diese Anschauung zu verbreiten, um den Verkehr mit den Geistern zu vermitteln und den guten Willen derselben zu veranlassen.

So bildete sich ganz unvermeidlich der Stand der Zauberer, Geisterbeschwörer — und Priester, der Diener ihres besonderen Gottes. Eine unerschöpfliche Quelle des Aberglaubens war damit eröffnet; je höher die geistige Entwicklung eines Volkes stieg, um so komplizierter, abstrakter wurden seine religiösen Anschauungen, um so mächtiger und einflußreicher die Personen, welche sich als die berufenen Diener der Gottheit und die Verkünder ihres Willens bezeichneten und als solche verehren ließen. Dieser ganz übersichtlichen Entwicklung der religiösen Anschauungen gegenüber ist der bis zur Ermüdung wiederholte Trugschluß orthodoxer Kreise: „der beste Beweis für die Wahrheit ihrer Lehren beruhe in der Tatsache, daß selbst die unzivilisiertesten Völker Religion hätten" vollkommen haltlos. Die Tatsache beweist nur, daß

es sich überall um „Menschen" handelt, d. h. Wesen, welche angestachelt durch den gemeinsamen Selbsterhaltungstrieb nach Mitteln suchten, der durch den Tod drohenden Vernichtung entgegen zu arbeiten.

Auch bei den anderen so mannigfachen Spielarten der Urreligionen, bei der göttlichen Verehrung der Naturkräfte, des Feuers, der Gestirne handelt es sich stets um eine durchaus verwandte Grundidee; überall ist es das Gefühl der Abhängigkeit des Individuums von den überirdischen Gewalten, die Sorge um eine üble Einwirkung derselben auf das Dasein, der Wunsch, dasselbe durch günstige Einflüsse besser und genußreicher zu gestalten, wenn nicht in dieser Welt, so doch in dem verheißenen, glücklicheren Jenseits.

Überall ist daher auch der religiöse Betrieb im wesentlichen der gleiche: stets handelt es sich um Schuld und Sühne, im Zusammenhang mit letzterer um die Bestechung der überirdischen Mächte durch gute Werke und Opfer, gleichviel ob wir uns im Heidentum oder in dem ebenfalls durch die einheitliche Entwicklung der religiösen Anschauungen aus dem Naturtrieb hervorgegangenen Christentum befinden.

Das Bild der religiösen Anschauungen wird dann allmählich reicher und mannigfaltiger, als die geistig fortgeschritteneren Nationen anfingen, ernsthafter über den Ursprung aller Dinge nachzudenken, ein Gebiet, welches die Naturvölker nur gelegentlich in verschwommenen Mythen behandelt hatten. So baute das geistig so hochstehende Kulturvolk der Ägypter seine verwickelte, auf Naturanschauungen begründete Religion aus, deren für das Volk bestimmte, grobsinnliche Vorführung im Stand der Priester durch geistige Abstraktionen ersetzt wurde, welche nach Zeit und Ort mehrfach wechselten. So bevölkerte das lebensfrohe, phantasiereiche Griechenland seinen Olymp und seine ganze Umgebung mit einer Fülle von Göttern, deren Anthropomorphismus fast an die Grenze des Lächerlichen streift.

Es ist nicht zu verwundern, daß zwischen diesen altheidnischen Religionen der monotheistische Gedanke, wie er sich trotz mancherlei Rückfällen und Seitensprüngen im israelitischen Volke allmählich Geltung verschaffte, in seiner wahrhaft furchtbaren Erhabenheit siegreich ausbreiten konnte. Hier richtete sich das Auge des schwachen Sterblichen auf eine Macht, von welcher er hoffen durfte, Schutz und Schirm gegen das drohende Verhängnis zu finden. Gleichwohl ist auch dieser allmächtige Jahve der Juden, welcher doch mit dem Christengott zusammen fällt,

bei kühler, objektiver Betrachtung noch anthropomorph genug. „Schuf er doch den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.“ Die ganze übrige Schöpfung schuf der Gott in sechs Tagen, was nach manchen Auslegungen sechs Perioden bedeuten soll, aber auch dann mutet es als eine rührende Naivität an, daß die Mythe dem allmächtigen Gott nach der schweren Arbeit ein Ruhebedürfnis zuschreibt.

Der wissenschaftlich gebildete Mensch sieht in solchen Mythen den Ausdruck roher Anschauungen vergangener Zeiten, deren Entstehung ihm ein Einblick in die besondere Veranlagung der menschlichen Natur erklärlich macht.

Haben die vorstehenden Betrachtungen mehr historischen Wert und können daraus abgeleitete Differenzen ohne besondere Aufregung erörtert werden, so kommen wir jetzt zu einem zweiten Punkt, welcher noch dringender der Klarstellung bedarf und nach meiner Überzeugung die Hauptursache darstellt, welche bis zum heutigen Tage die herrschenden religiösen Anschauungen mit den einfachsten Grundlehren der Wissenschaft unvereinbar erscheinen läßt. Man kann diesen der Orthodoxie zu machenden Vorwurf bezeichnen als die mangelnde Berücksichtigung des Gesetzes der Erhaltung der Kraft. Dies Gesetz, welches das ganze Weltall beherscht, ist ebenso unerbittlich und grausam, wie der Jahve der alten Israeliten. Nichts kann sich seiner Macht entziehen, und unentwegt schreitet es über Generationen hinweg, die glauben, ihm Widerstand leisten zu können. Und doch ist es Tatsache, daß in unserer, scheinbar kulturell und wissenschaftlich so hochstehenden, in Wahrheit jedoch in religiöser Hinsicht erschrecklich rückständigen Zeit nicht nur die kirchliche Orthodoxie, sondern auch Menschen, welche sich für wissenschaftlich gebildet halten, die Anforderungen dieses Gesetzes in den Wind schlagen.

Gewiß fanden Versündigungen gegen das Gesetz der Erhaltung der Kraft auch früher statt, wie z. B. die durch Josua bewirkte mutwillige Planetenstörung, welche Galileis Konflikt mit der kirchlichen Behörde mit sich brachte; ich denke aber vielmehr an solche Angaben, welche ihre Schatten bis in unsere Zeit hineinwerfen. Zur Stärkung der Autorität ihrer Priester brauchte die Kirche sehr begreiflicherweise die Offenbarung, welche man sich ausdrücklich als mündliche Überlieferung an besonders gottbegnadete Menschen dachte; die Offenbarung als inneres Erlebnis im Gemüt der Betreffenden wird durch das Dogma ausdrücklich verneint.

So redete der Herr aus dem feurigen Busch zu Moses, so diktierte er ihm auf dem Berg Sinai die Gesetzestafeln, so erschallte nach dem neuen Testament die Stimme aus den Wolken: „dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe", so wurde der Maria durch den Engel die Geburt Jesu mündlich verkündigt usw.

Diese Überlieferungen sind sämtlich für den wissenschaftlichen Forscher unannehmbar, soweit es sich um die Entwicklung von Kraft handelt, welche nur unter Vermittlung des Stoffwechsels aus chemischer Verwandtschaftskraft entstehen kann. Hierher gehören alle Vorgänge, welche eine Muskeltätigkeit voraussetzen; denn eine solche wird durch den Nervenimpuls im Körper unter den physiologisch nachweisbaren Stoffwechselerscheinungen ausgelöst. Wenn irgend ein himmlisches Wesen oder ein Engel, ein zitierter Geist oder ein Gespenst spricht, so braucht es dazu selbstverständlich nach Art der menschlichen geformte Sprachorgane; diese müssen durch Muskeln in Tätigkeit gesetzt werden, die Muskeln aber müssen ernährt werden, um ihre Funktion ausüben zu können. Kein Geist kann klopfen, denn auch das ist eine Kraftleistung, welche chemisch ausgelöst werden muß. Eine Kraftleistung ist auch die Aufrechthaltung, Stehen und Gehen; die Schatten im Hades der griechischen Mythe „schweben" heran, sie dursten nach dem vom irdischen Eindringling mitgeführten Bluttrank, um Kraft zu gewinnen; die griechische Mythe war also verständnisreicher, als unsere heutigen Spiritisten.

Die Kirche behandelt derartige Dinge allerdings als verwerflichen Aberglauben. Was ist jedoch die in die Bekenntnisschriften aufgenommene „Auferstehung des Fleisches" anderes, als eine Materialisation auf religiöser Basis. Kein Mann der Wissenschaft kann ernstlich über die Möglichkeit einer Auferstehung des Fleisches verhandeln; die Erhaltung der durch göttlichen Machtspruch wieder zusammengefügten Elemente des Fleisches würde selbstverständlich auch die physiologischen Bedingungen des Stoffwechsels beanspruchen.

Da das „Non possumus" der orthodoxen Kirche jeder Umgestaltung unzeitgemäßer Dogmen eine schroffe Ablehnung entgegensetzt, so türmen sich unübersteigliche Hindernisse zwischen ihrer Lehre und den ewigen Naturgesetzen, welche die Harmonie der Sphären erklingen lassen. Es ist zwecklos, über einzelne Dogmen zu verhandeln, wo die Grundprinzipien sich unnahbar gegenüberstehen. —

Solche Betrachtungen wie die vorstehenden sind ersichtlich wenig trostreich, ihr Ergebnis ist ein wesentlich negatives, und drohender wie je taucht das verschleierte Bild von Sais vor unserem geistigen Auge auf. Die an dasselbe gerichtete Frage kann jetzt aber erheblich bestimmter lauten, nämlich angesichts des drohenden Zusammenbrechens der überlieferten, mit verzweifelter Zähigkeit festgehaltenen kirchlichen Dogmen muß sie lauten: „Ist ein Volk ohne Religion überhaupt regierungsfähig?“

Wenn es tunlich wäre, in den breiten Schichten unserer gebildeten Bevölkerung eine Abstimmung über die bevorstehende Frage ins Werk zu setzen, so würde sicherlich eine überwältigende Majorität für die Verneinung der Frage sein. Die ungezählten Tausende, welche unbedenklich einem Volke ohne Religion die Regierungsfähigkeit absprechen, sie vergessen aber einen wichtigen Punkt in der Schlußfolgerung: sie leugnen dadurch gleichzeitig jede Hoffnung auf eine erfreuliche Fortentwicklung der menschlichen Gesellschaft in der Zukunft. Sie täuschen sich über den geringen Halt, welchen heut schon das orthodoxe Christentum unter den breiten Massen der Bevölkerung findet, sie sehen nicht, daß in absehbarer Zeit die Abbröckelung von der Landeskirche allen Regierungsverordnungen zum Trotz ein Maß erreicht haben wird, wo für die obige Frage eine bejahende Antwort gefunden werden muß, oder die Gesellschaft geht zugrunde.

Muß es konsequent denkenden, ehrlichen Männern aus den Kreisen der Intellektuellen, den Vertretern der Wissenschaft auch unmöglich erscheinen, Dogmen, welche den Naturgesetzen ins Gesicht schlagen, mit Überzeugung zu vertreten, so fehlt ihnen doch durchschnittlich die Neigung und Veranlassung, aggressiv gegen dieselben vorzugehen. Ich selbst halte ein solches Vorgehen geradezu für verwerflich und stütze diese Anschauung auf die gleichen Momente, welche mich zur persönlichen Ablehnung der kirchlichen Dogmen zwingen, nämlich auf die Berücksichtigung der natürlichen Veranlagung des Menschen; eine Berücksichtigung, wie man sie gerade von den geistig Höherstehenden billigerweise erwarten sollte. In früheren Zeiten, zumal in der katholischen Kirche, half man sich bekanntlich sehr einfach, indem man von dem mit höherer Einsicht Begabten das sogenannte „Sacrificium intellectus“ verlangte und angeblich erreichte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dies Sacrificium nur eine rein äußerliche Formel war, daß die ihr sich aus höheren Rück-

sichten Unterwerfenden einfach nicht ihre Überzeugung laut werden lassen durften. Aber alle modernen Männer der Wissenschaft sollten sich klar darüber werden, daß auch ohne ein solches Sacrificium intellectus sich noch Spielraum genug für die private Überzeugung des Einzelnen findet; denn das muß auch von den Vertretern der Wissenschaft rückhaltlos anerkannt werden: „es gibt viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Afterweisheit nichts träumen läßt"; unsere Erkenntnismittel sind beschränkt, da wir weder das unendlich Große noch das unendlich Kleine richtig auszudenken vermögen. Aber dieses menschliche Unvermögen darf niemals als Grund dafür herbeigezogen werden, nun auch die uns wirklich verliehenen Erkenntnismöglichkeiten zu verachten.

Verlangt somit der wissenschaftlich Gebildete Rücksicht für seine ehrliche, auf ernster Forschung beruhende Überzeugung, so wird er anderseits dem Teil seiner Mitmenschen, welche unter dem Einfluß der angeborenen menschlichen Schwäche stehen, eine gleiche Rücksicht nicht versagen dürfen. Diese macht tatsächlich für die große Mehrzahl der Menschen, namentlich unter den Gebildeten des weiblichen Geschlechtes, einen gewissen religiösen Halt im Leben notwendig. Der völlige Verlust eines solchen würde Viele unglücklich machen, und man wende daher nicht eine endlose Mühe darauf, ihnen diesen Halt zu entreißen. Möge ihnen das Bild von Sais immer verschleiert bleiben!

Gustav Fritsch

Fortsetzung in der März-Nummer.

Helene Sarner:
Berliner Porträt- und Genremalerinnen.

Zu den zahlreichen, großen Erfolgen, die die Frauenbewegung errungen hat, gehört auch die den Frauen gegebene Möglichkeit, Bildungsstätten zu besuchen, die ihnen vordem verschlossen blieben.

Nur die Kunstakademie wehrt ihnen noch den Eintritt. Darum sind die Kunstjüngerinnen gezwungen, in Privatateliers zu studieren, und so sehen wir sie in München, Paris und Berlin bei den hervorragendsten Meistern, die ihnen gern und freudig ihre Ateliers öffnen.

In den großen Ausstellungen zeigen sie dann, was sie gelernt haben, und wirklich, die Resultate sind höchst erfreulich.

Natürlich finden wir unter den weiblichen Malern keine Genies wie Lionardo oder Michel Angelo, wohl aber eine große Anzahl von Talenten, die auch, wenn sie in Gesellschaft ihrer männlichen Kollegen erscheinen, Beachtung und Würdigung finden.

In Berlin leben einige ausgezeichnete Porträt- und Genremalerinnen, von denen wir heute sprechen wollen.

Die hervorragenden Blumen-, Stilleben- und Landschaftsmalerinnen Klara Lobedan, Hildegart Lehnert, Elise Hedinger, Luise Begas-Tarmentier, Katharina Klein, Marie Kirschner und Eva Storot wollen wir nur en passant erwähnen und bemerken, daß sie Meisterinnen in ihrem Fache sind. Auch Hanna Mehls, die sich außerdem auch noch auf graphischem Gebiete äußerst erfolgreich betätigt hat, gehört zu ihnen.

Um so länger wollen wir bei den Genre- und Porträtmalerinnen verweilen und ganz speziell bei denen, deren Werke ein eigenes Gepräge, eine persönliche Note aufweisen.

Da ist zunächst Dora Hitz, eine Schülerin des Pariser Meisters Eugène Carrière, die unser Interesse erregt und fesselt. Sie ist vielleicht die einzige Malerin, die an keiner bestehenden Kunstrichtung sich anlehnte, sondern ihren eigenen selbständigen Weg ging.

Ihre innerlich vertiefte und vergeistigte Auffassung geht Hand in Hand mit ihrem großen Können. Den Beweis hierfür erbringen ihre

Porträts, die von der eigenartigsten Wirkung sind und beinahe alle etwas Weltentrücktes, Visionäres haben.

Die vorjährige Sezessionsausstellung zierte ein Porträt von ihr, das Frau Gerhart Hauptmann darstellt und außerordentlichen Beifall fand.

Auch Sophie Koner, die Gattin des bekannten, verstorbenen Porträtmalers Max Koner, studierte eine Zeit lang in Paris. Sie widmete sich zunächst der Landschaftsmalerei, und erst als sie ein Kinderporträt äußerst erfolgreich ausstellte, ging sie zum Porträtfach über.

Wir verdanken ihr eine Anzahl reizender Kinder- und anmutiger Frauenbildnisse, die alle von liebenswürdig-vornehmer Auffassung zeugen.

Eine ganz anders geartete, künstlerische Individualität ist Käthe Kollwitz, die in Königsberg geboren wurde, wo ihr Vater Leiter einer freireligiösen Gemeinde war.

Schon früh lernte sie dort bei Recherchen und bei Armenbesuchen, die sie mit dem Vater machte, Not und Elend kennen. Die Eindrücke, die sie damals empfing, waren von so nachhaltiger Wirkung, daß sie ihr gleichsam in Fleisch und Blut übergingen — nie wieder kam sie davon los.

Da sie nun mit einem ganz ungewöhnlichen Zeichen- und Maltalent begnadet ist und in Königsberg, Berlin und München energisch und fleißig studierte, ist sie die Malerin der Unterdrückten, Zertretenen, Verworfenen, die Malerin der Armut, der Schande und des Lasters geworden.

Die Radierung und die Lithographie, deren Techniken sie meisterhaft handhabt, werden hauptsächlich von ihr bevorzugt.

Von ihren vielen Werken sind wohl der Bauernkrieg, der Tanz um die Guillotine und die Zertretene die bekanntesten.

Ergriffen und erschüttert und zugleich bewundernd und ehrfurchtsvoll steht man vor diesen genial gesehenen und genial wiedergegebenen Schöpfungen.

Bei Kornelia Paczka-Wagner, einer Tochter des berühmten Nationalökonomen Professor Adolf Wagner, machten sich schon früh Anzeichen einer großen Begabung bemerkbar, die sich nach einem mehrjährigen, fleißigen Studium aufs erfreulichste entwickelte. Auch sie bevorzugt die graphischen Künste, und viele ihrer Werke, die meistens

phantastische und symbolische Stoffe behandeln, sind radiert oder lithographiert.

Nun kommen wir zu Julie Wolfthorn, der ausgezeichneten und außerordentlich beliebten Porträtmalerin. Sie versteht es, ihren Frauenbildnissen einen undefinierbar poetischen Reiz zu verleihen, daß es manchmal schwer fällt, sich von ihrem Anblick loszureißen.

Unwillkürlich, ohne es zu wollen, versinkt man in Träumereien vor diesen, mit so großer liebevoll-weiblicher Auffassung wiedergegebenen Porträts der Poetin unter den Malerinnen.

Hedwig Weiß, deren Wandgemälde im Paul Gerhardstift in Berlin ebenso wie ihre übrigen Gemälde die tiefe Innerlichkeit ihres Gemüts und ihr großes malerisches Können offenbaren, hat sich auch zeichnerisch rühmenswert hervorgetan. Besonderen Beifall erntete die so vielseitig begabte Künstlerin mit den für die Münchener Jugend gezeichneten Titelbildern und auch mit einigen Plakaten.

Diese Vielseitigkeit der Begabung ist auch Käthe Münzer eigen, die eine der begabtesten unter den jüngeren Malerinnen ist.

Sie besitzt u. a. eine bei Frauen höchst seltene Gabe, einen köstlichen Humor, den wir bei ihren originellen, witzigen Karikaturen bewundern können.

Doch auch als Genre- und Porträtmalerin hat Käthe Münzer einen Namen, den sie ihren auf vielen Reisen in Frankreich, Belgien und Holland entstandenen Werken und ihren ausgezeichneten Porträts dankt. Auch Alt-Berlin lockte die Künstlerin zu einigen reizvollen Bildern.

Unter ihren Porträts erregten besonders das des Berliner Ehrenbürgers Dr. Langerhans und das des Schriftsteller-Philosophen Julius Hart großes Aufsehen.

Liebenswürdig und vornehm ist die Kunst der beliebten und sehr begabten Sabine Lepsius.

Ilse Schütze-Schur ist gleich talentvoll als Zeichnerin und Malerin. Man hat eine große Freude beim Anblick ihrer reizvollen Arbeiten.

Mit der Radiererin Anny Löwenstein, die von vielversprechender Begabung ist, wollen wir den Reigen schließen.

Rundschau.

Über die Entstehung des christlichen Logosbegriffs verbreitet sich der Philologe A. Schwartz in einem soeben in den „Nachrichten" der Göttinger Akademie erschienenen Aufsatz, der den großen, textkritischen Schwierigkeiten des vierten Evangeliums mit rücksichtsloser, wissenschaftlicher Schärfe zu Leibe geht. Gerade die Identifizierung Jesu Christi mit dem welterschaffenden „Worte" hat nicht bloß die Spekulation der folgenden Jahrhunderte zu kühnen metaphysischen Konstruktionen herausgefordert, sondern auf lange Zeit hinaus auch die Köpfe der Exegeten verwirrt. Daran hält auch Schwartz fest, daß der Logosbegriff des alexandrinischen Rabbiners Philo mit demjenigen des „Johannesevangeliums" identisch ist, aber er bestreitet energisch, daß „jener flache Schwätzer" den Begriff aus der griechischen Spekulation herausgeholt habe. „Die Herkunft ist nicht die stoische oder platonische oder irgend eine griechische Philosophie, sondern die jüdische spekulative Exegese." Durch zahlreiche Parallelen erhärtet Schwartz die Tatsache, daß die platonischen, stoischen, pythagoräischen Fetzen bei Philo kein einheitliches System ergeben und ihre Widersprüche sich nur dadurch erklären lassen, daß hinter dem allen der Jude steht, dem die griechische Philosophie nur eines von den Mitteln ist, das Gesetz zu kommentieren oder als höchste ethische Offenbarung zu preisen. Nach echt orientalischer Auffassung zeigt sich denn auch ihm das Wesen Gottes im Namen, aber nach der spätern jüdischen Superstition darf dieser Name nicht genannt werden: an seine Stelle treten die „Kräfte", deren schwankendes Wesen ihre Vielnamigkeit, ihre geringe Abgrenzbarkeit gegen einander bedingt. „Kräfte" und „Engel" aber sind dasjenige am göttlichen Wesen, was von den Menschen erfaßt werden kann, und somit für Philo identisch. Die Engel selbst heißen oft genug Logoi theou, „Worte Gottes". Ist also der Logos bei ihm der „älteste der Engel", so ist er einfach das Wort, womit Gott auch nach der Weisheit Salomonis (9, 1) die Welt erschaffen hat, und nicht das immanente Weltgesetz der stoischen Philosophie. Wort und Weisheit sind in der philosophischen Lehre auch weiterhin eng verbunden: aus dem Worte fließt die Lebensweisheit, und die Weisheit kann mit dem Worte nicht in Widerspruch geraten. Mit Bestimmtheit pflegt also Philo den „Logos" als den „Göttlichen" zu bezeichnen, denn er spekuliert nicht etwa über die Vernunft an sich, sondern über das Wort Gottes, das über alles menschliche Denken erhaben ist. Erst die christliche, spätere Spekulation hat den absoluten, zusatzlosen Logos eingeführt und der Prolog des 4. Evangeliums, der aus denselben Quellen wie Philo schöpft, hat mindestens

das meiste dazu beigetragen, daß „das Wort" an und für sich ein metaphysisch-mystischer Begriff wurde. Der Verfasser dieses Evangeliums erfaßt den „Wort"begriff mit aller Konsequenz, läßt das Wort schon vor der Fleischwerdung des Herrn bestehen und setzt damit die Menschwerdung des Wortes an die Stelle der Taufe, mit der bei den Synoptikern die Mission des Heilandes begann. So kann denn auch Jesus hier zum Vater gehen, um nicht wiederzukehren: die Jünger behalten das Wort in der Form der Gebote, die zum Vater führen, zu ihrem Schutze genügt der „Paraklet", der „Tröster". Diese innere Geschlossenheit der Erzählung ist freilich späterhin durch Überarbeitung mannigfach und stark gestört worden. Dennoch läßt sich die geistige Persönlichkeit des Verfassers durchfühlen: kein naiver Nacherzähler, sondern „ein gewaltsam konzipierender, höchst individueller Dichter treibt hier sein Wesen, der von den Heldentaten seines Gottes ein ganz neues Lied anzustimmen sich unterfängt." Sein Held ist nicht der mißhandelte und verlassene Knecht Jahvehs, sondern eine heroische Kämpferpersönlichkeit, die ihre Göttlichkeit von Anfang an offenbart und auf den Schutz ihrer Anhänger verzichtet. Er schrieb zu einer Zeit, wo die ursprünglichen Ereignisse schon etwas verblaßten, und doch so früh, daß er die synoptische Überlieferung noch frei umgestalten durfte. Seine Poesie offenbart von hellenischem Wesen mehr als einen Hauch; aber der Logosbegriff ist nicht griechisch. Um das merkwürdige Werk aber zu erhalten, mußte man es in der angedeuteten Weise überarbeiten, und mindestens zweimal hat solche Redaktion eingesetzt, um das vierte Evangelium in ein einigermaßen erträgliches Verhältnis zu der synoptischen Überlieferung zu bringen. P.

Randglossen zu Edgar Poe.

1.

Ich glaube nicht, daß das amerikanische Milieu Poe feindlicher gewesen ist als das französische Milieu irgendeinem unserer Zeitgenossen. Er hatte Feinde, aber auch literarische Freunde, Bewunderer, er lebte mit zwei Frauen, die er anbetete, Mrs. Klemm und Virginia, er gewann sein Leben durch eine Arbeit, die ihm nicht mißfallen zu haben scheint, denn er liebte es, zu schreiben, und nicht nur seine Geschichten, seine Gedichte, sondern auch seine Artikel, er ist streitsüchtig, er schlägt sich, er gefällt sich in Polemiken, wo er das letzte Wort haben will, wenn auch seine Insolenz nicht geeignet ist, die Gegner zu entwaffnen. — Man erkannte seinen Wert nicht, aber man gab seine relative Überlegenheit zu, man kann für sicher sagen, hätte er sie erlebt, so wären seine letzten Jahre die eines literarischen Herrschers gewesen, er war, selbst in der verscheuerten Intelligenz seiner Landsleute, die Reputation Longfellows zu besiegen bestimmt, gegen den er grausam, und der doch gegen ihn gerecht war.

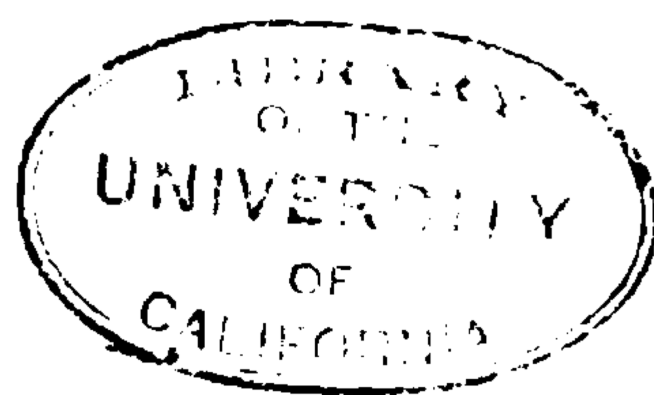
In England wäre er ja mehr gewürdigt worden, denn hier ist ein wirklich intellektuelles, wirklich aristokratisches Publikum, für das eine originale Seite eine Wohltat





Max Slevogt:

Zum Eſſay von



ist, und das sich geldlich dankbar zu zeigen weiß. Der Engländer zahlt für sein Vergnügen.

In Frankreich hätte Poe vielleicht mehr gelitten. So wenig wie Baudelaire, wie Flaubert, wie Villiers, wie Verlaine, wie Mallarmé wäre er imstande gewesen, sein Brot zu verdienen. Seine Erzählungen wären wie die Villiers von der Masse der demokratischen Leser mißachtet worden, und keine Revue, keine Zeitung hätte seine höhnischen heftigen Kritiken gebracht, die plötzlich ihre angreifende Heftigkeit nur aufgeben, um in einem Stil von manchmal etwas harter Präzision die dunkelsten Probleme des Ausdrucks und des Gedankens zu behandeln.

Ein Schriftsteller von hoher Intelligenz beurteilt immer sein Milieu als das schlimmste von allen, in denen er hätte leben können. Die Verachtung Poes für die Amerikaner hatte Schopenhauer für die Deutschen, Carlyle für die Engländer, Leopardi für die Italiener, Flaubert für die Franzosen. Einige wissen, daß alle menschlichen Herden einander gleichen: sie haben keine Sehnsucht, auf andern Wiesen ein immer von der Schlechtigkeit der Menschen vergiftetes Gras zu weiden.

2.

Es ist nicht immer ein logischer Bezug zwischen dem Leben und dem Werk eines Schriftstellers. Das Leben geht wie das Wasser eines Bergstromes, eines trägen Flusses, eines lustigen Baches, und die Blumen, und die Werke, die an den Ufern wachsen, haben ihren distinkten Charakter: das Bächlein schmückt sich mit den stolzesten Schwertlilien und der Bergstrom mit den fadesten Blümchen, der Fluß läuft durch einförmiges Gras. Ein tragisches Werk impliziert nicht ein stürmisches Leben, die Literatur revolutionärer Epochen ist oft das Schafsgeblöke einer Hufweide, man hat in Cromwell die Erklärung Miltons gesucht: die Fabeln des Florian erschienen 1703.

Poes Leben hat nichts Ungewöhnliches. Es war das eines Schriftstellers, Mitarbeiters und Herausgebers von Zeitschriften. Wie andere hatte er klug sein Leben zweigeteilt; der große Dichter war auch ein tätiger Literat, der oft bis zum Pedantismus ein eingeborenes Bedürfnis seiner Zeitgenossen: die Epistel zu lesen, steigerte. Es ist absurd, sich Poe als einen krankhaften Träumer vorzustellen, er war gebildet bis zur Gelehrtheit, und seine präzise und scharfsinnige Intelligenz hatte etwas ven dem, was Pascal den esprit géométrique nannte. Man kann annehmen, daß er sich seines Schicksals und seines Genies völlig bewußt war.

3.

Die Familie Poes war irländischen Ursprungs. Kann dies, und sein Wohnort in Baltimore das katholische Odeur seines Werkes erklären? Er spricht manchmal wie Tertullian und Joseph de Maistre. Er liebt die Regel, er verteidigt die Regel, glaubt sich der Regel zu bedienen, er, dessen Originalität so besonders ist.

4.

Er glich merkwürdig seiner Mutter, es ist dasselbe Gesicht, das eine weiblich, das andere männlich, etwas

Jungenhaftes in der Haltung der Schauspielerin erhöht noch die Illusion. Sie dürfte auf ihn nur einen rein physischen Einfluß gehabt haben, er verlor sie im Alter von zwei Jahren. sein Vater war bereits gestorben. Poes Originalität entwickelte sich um so freier, als sie von keiner angenehmen Autorität gehemmt wurde; viele allzu überwachte, zu gut erzogene, zu sehr geliebte und nahgehaltene Kinder bilden ihre junge Intelligenz nach der der Eltern, empfangen so oft so tiefe Eindrücke, daß diese für immer ihre cerebrale Aktivität bestimmen und meistens aufheben. Viele mittelmäßigen Eltern haben so ihre Kinder unterdrückt.

Keine Spur im Leben Poes von Freundschaften von Mann zu Mann, aber tiefe weibliche Affektionen: Mrs. Clemm, Frances Osgood. Er hat übrigens gar kein Vorurteil gegen die Frauen, in seinen Kritiken macht er niemals vorher eine Distinktion zwischen Büchern von Männern und Büchern von Frauen. Er bewundert aufrichtig Frances Osgood. Er liebte die Gesellschaft der Frauen, ihre Konversation, ihren Geist, scheint aber niemals mehr von ihnen verlangt zu haben, die Keuschheit seiner Schriften war die seines Lebens, ein recht seltenes Zusammentreffen, denn man weiß, daß dies der unbeständigste Bezug zwischen Mensch und Werk ist. **Lasciva est nobis pagina** schrieb Ausonius an Paulin, da er ihm die Epigramme schickte und **vita proba**, wobei er alle alten Autoren zitiert: **quibus severa vita fuit et laeta materia.**

5.

Hier ist der Kontrast zwischen Poe und Baudelaire, Intelligenzen so gleicher Form, exzessiv. Eine nicht veröffentlichte Vorrede der **Fleurs du Mal** resümiert seine Ästhetik:

Son vice vénérable étalé dans la soie
Et sa vertu risible —
Car j'ai de chaque chose extrait la quintessence:
Tu m'as donné la boue et j'en ai fait de l'or.

Baudelaire verachtet die zivilisierte Frau, weil sie zu wenig zivilisiert, zu natürlich, zu instinktiv ist. Das Weib hat Hunger und will essen, Durst und will trinken. Sie ist läufig und will geküßt werden: auch ein Verdienst! Er behandelt sie als inferior, weil die Frau in ihren Liebesäußerungen nie die Seele vom Leibe trennt, das Gefühl von der Empfindung. Man kann ja nun darin wirklich eine Schwäche sehen, aber an dem Tage, da die Frau die Kraft erworben hat, wie der Mann Sentiment und Sensation zu trennen, wird sie von dem uns bekannten Wesen so sehr verschieden geworden sein, daß man ihr einen anderen Namen wird geben müssen. Es ist wahr, ihre Freiheit kostet so viel, ist aber vielleicht ein bißchen teuer.

6.

Poe äußert nirgends seine Meinungen über das Volk. Das Proletariat existierte zu seiner Zeit in der Union nicht, wie es in Europa nicht existierte zur Zeit, da es noch freies Land gab. Er sah keine Revolution.

Jetzt erst sieht man das Volk, wenn es aus seinen Höhlen hervorkommt und sich für den Profit eines Dutzend Lumpenkerle umbringen läßt. Baudelaire sah die politische Rolle der Spitzbuben nicht verächtlich an, er

fand die **honnêtes gens** zu feige. „Bloß die Spitzbuben sind hinreichend überzeugt, um zu reüssieren.“ Er dehnt die Bedeutung des Wortes sehr weit aus, wandte sie auch auf den schweren und aphorismenreichen Bourgeois: „**Personnage froid, raisonnable et vulgaire, ne parlant sans cesse que de vertu et d'économie, il associe volontiers ces deux idées, il a une espèce d'intelligence à la Franklin; c'est un coquin à la Franklin.**“ Dieses rapide Urteil ist nicht ohne Eleganz.

7.

Poe verteidigt gern die Dichter. Erklärt, ihre Reizbarkeit komme daher, daß sie eine sehr genaue Perzeption des Schönen haben und daher auch des Häßlichen, des Wahren, Falschen, Rechten und Unrechten. Wer nicht reizbar sei, sei kein Dichter. Er verteidigt sich selber; denn er war sehr irritabel, manche seiner literarischen Urteile sind bös bis zur Grausamkeit. Baudelaire verteidigt Dichtung und Dichter anders: „**Canaille. Par canaille, j'entends ceux qui ne se connaissent pas en poésie.**“

8.

Edgar Poe zwingt sich uns weniger durch die logischen Wahrscheinlichkeiten seiner Deduktionen auf, als durch den souveränen Ton eines affirmativen und absoluten Wortes, er hat eine Art, sich des Lesers mit den Gesten einer verachtungsvollen Herrschaft zu bemächtigen, gegen die man keine Abwehr findet. So der Anfang der sechs ersten dürren, starken, sauberen, wahren, mächtigen, bedrohenden Seiten der Handschrift in der Flasche. Er hat uns und führt uns wie Sklaven zu dem ironischen Nichts seiner Konklusion, und wir verlieren uns gern in den mythischen Tiefen des Stromes Ozean.

9.

Eines Tages, da ich den gefesselten Prometheus las, hatte ich den Eindruck einer Erzählung von Poe, des Hauses Usher. Kein Dichter seit den Griechen hat wie Poe das Gefühl des Fatums, der tragischen Notwendigkeit.

10.

Selbst in Leidenschaft und Verzweiflung bewahrt Poe eine ironische Kälte. Es ist zu viel des Gesuchten und Gewollten (doch weniger, als er glauben zu machen versucht) im Ausdruck seiner Schmerzen und Träume. Übrigens hat er, wie schon Baudelaire sagte, nie sein poetisches Ideal erreicht, als welches der oratorische Vers war, breit, fließend, klar, heftig.

Es ist wahr, anderwärts sagt er das Gegenteil und behauptet, die Dichtkunst muß ein Werk des Willens und der Präzision sein: Poe, der sich oft wiederholt hat, hat sich auch oft widersprochen.

11.

Poe ist der subjektiveste der subjektiven Dichter. Die Schrecken, die er kalt zu erfinden sich rühmt, spürt er und erleidet er. Die Furcht und der Schmerz, der die Furcht schwängert, das ist das einzige Thema seiner Gedichte sowohl, wie auch seiner schönsten und seinem Genie konformest geborenen Erzählungen. Aber

bloß in den Gedichten gibt er das Geständnis seiner tiefen Zärtlichkeit, die sein Leben verwirrte und entzückte, er schrieb seine Erzählung für jedermann, seine Gedichte für sich und einige Frauen, die Erzählungen sind nur der halbe Poe, die Gedichte enthalten ihn ganz.

12.

Einige haben geglaubt, der wahre Poe sei der Mann des Magnetismus, der Phantasmagorie, der Perversität, der Mystifikation. Ich denke das nicht. Dieser, das ist der gegen die demokratische Plebs irritierte Poe, gegen den ignoranten Journalismus, und der, statt sich zu ereifern, spottet. Aber wenn ein Poe spottet, so erhebt er sich so hoch, daß sein Ulk eine wohltuende Lektion scheint: und jene selbst, denen er vergeblich das Absurde und Unverstehbare erklärt, lassen sich mystifizieren um des Vergnügens willen, an so mächtigen und vollendeten Spielen teilzuhaben.

13.

Von allen Mystifikationen ist jene der Entstehung eines Gedichtes die am liebsten und längsten geglaubte. Der Vulgus war geschmeichelt, vom Dichter selbst zu hören, daß die Dichtkunst nichts weiter sei als eine gewollte Kombination von Tönen und sorgfältig danach gewählten Gedanken. Es ist klar, daß Poe sich herrlich amüsiert hat, als er sein Paradox schrieb: das genügt, es legitim zu machen. Dieses Paradox ist durchaus nicht die Bekanntmachung der Arbeitsmethode Poes: die bleibt uns wie allen andern unbekannt. Kaum, daß wir selber wissen, wie wir arbeiten, wie uns die Gedanken kommen, wie wir sie gestalten: wissen wir es zu gut, so können wir überhaupt nicht mehr arbeiten. Das sind Fragen, die zu vertiefen ein Schriftsteller sich hüten soll. Es ist recht gefährlich, zu viel über seine Handlungen, sein Leben zu reflektieren: das Erkenne-dich-selbst ist vielleicht die schädlichste Dummheit, die je vorgebracht wurde. — Poes System im Raben nimmt an, daß ein Dichter in einer kurzen Spanne Zeit alle möglichen Kombinationen der Worte sich vorstellen kann, die um einen Gedanken sich gruppieren können. Das will sagen, daß er das Absurde annimmt, denn das Prinzip jeder geschriebenen Komposition ist die Assoziation und Verkettung von Gedanken, Bildern, Tönen. Man bewegt sich also in einem wenigstens relativ Unendlichen, die Direktion des Willens kann nur auf das Unmittelbare geübt werden, auf das Bekannte, die Sinne, die Gedanken, die Bilder, die aus dem Plane des Bewußtseins aufsteigen, der Wille kann nicht auftauchen machen und das Bewußtsein kann nicht kennen, was außerhalb der gegenwärtigen Aktivitäten der Intelligenz sich bewegt. Also ist in der Komposition ein ungeheurer Teil unerwartet, unvermutet entstanden. Meint ein Dichter, er redigiere, rationell und aus freien Stücken, ein Gedicht, so düpiert ihn eine psychologische Täuschung. Man kann ein Bild aus seinem Gehirn nur wählen, wenn das Bild wie ein Gestirn im Horizont des Bewußtseins auftaucht; wie es aufgestiegen, wie es sichtbar geworden ist, davon wissen wir nichts: das vollzieht sich in der undurchdringlichen Nacht des Unterbewußten.

Remy de Gourmont.

Bilderbuch.

Der singende Soldat.

Es zog ein Trupp Soldaten durch die grünende Welt. Fürbaß ins blutige Feld. Ach, was ein junges Blut ist, schiert sich wenig. So klappten sie auf gemuten Sohlen, rauchten, schulterten die Knarre und lachten wohl dazu.

Da war einer drunter, der sang den ganzen Tag und gab sich von Herzen als offener Kamerad. Neben ihm ging einer her, den drückte der Stiefel. Unfroh sah er drein, trug ein Paar tiefliegender Augen und eine spitzige Nase vor dem Gesicht.

So ging's denn vorwärts. Der eine sang, der andre aber fragte:

„Warum kannst du nur so singen?" Da sah der Kamerad ihn an:

„Warum gehst du neben mir so freudlos her?"

„Pah, ich weiß nicht, warum ich streiten soll. Hab' keine Zeche und werd' es mit dem Leben zahlen müssen. Das macht meinen Grimm!"

Da sprach der andre unverdrossen:

„Ach, Kamerad! Es ist nicht gut, an seinen Tod zu glauben. Sieh, mich wird keine Kugel treffen!"

Sie schritten hin, und das Lied hub zu schwellen an:

Kein schön'rer Tod auf Erden ist,
Als wer vorm Feind erschlagen
Auf grünem Plan in weiter Welt
Nicht hör'n darf groß Wehklagen..

Im dämmernden Morgen trieben sie querfeldein in die lärmende Schlacht. Und liefen über den Sturzacker mit pochenden Pulsen. Da warf einer die Arme hoch und fiel jäh auf das heiße Gesicht. Der erste war's. Der singende Soldat.

Der aber sein Nebenmann war, brachte in aller Kriegszeit die Nase nicht aus der Deckung heraus.

Strich ein den Erfolg eines langen Daseins und hatte es bald zuwege gebracht und seines Kameraden ganz und gar vergessen.

Die Viere und der Tod.

Die Not hatte sie zusammengepfercht. Drum waren sie aufgebrochen, ein stilles Eiland im Meer draußen zu suchen, und verließen die Berge: ein Greis und sein Töchterlein, jung Ettolf und seine Säugamme.

Doch als sie sieben Tage und eine Nacht gereist waren, sahen sie im Mondlicht fernhin den Saum des Meeres schimmern.

Als gegen Ost das Licht der Sterne losch, war ein lahmender Gesell auf der gleichen Straße gekommen. Der trottete seither schweigsam nebenher. Bei einer Biegung der Straße war's, daß er sich vermaß, das rüstige Weib mit derben Knochen anzufahren. Die aber stieß den Unhold vor die Brust und hieß ihn seiner Wege laufen. Da gingen die Viere fürbaß...

Doch der Tod war's gewesen... Und wie oben im blassen Himmel seine Schattengestalt stand in Spitzhut und Manteltuch, jung Ettolf trat furchtlos hin und hieb den Lotterbuben nieder, daß die Knochen knackten.

Wie wenn über den nahen Erdboden etwas geisterhaft verrieselte, war's noch gewesen. Dann sprühten die Tautropfen auf in den Strahlen der steigenden Sonne.

Eine Weile wieder — und im Bache schauerte eine Welle den Lauf

hinauf, am stillen Hange bröckelte jäh ein mürber Stein.

Und als sie bergan wieder keuchten, stand oben auf dem Heidekamm der wartende Tod.

Da sprach der Alte und seine Augen baten:

„Laßt mich, ich will abtreten —"

Ließ den Kopf sinken und trat über die Knorren der blühenden Erika. Aus tiefster Not seines jungen Herzens schluchzte da das Mädchen, das an den zwei alten Händen hing.

Und als der Alte zum Tod hinkam, sanken ihm die kraftlosen Kniee. Der Tod aber hob den knochigen Arm und rührte den Scheitel des Kindes. Das stürzte leblos zusammen.

Da schrie jung Ettolf, daß ihm der Schaum von den Lippen flockte, und fiel über den Leib des jungen Mädchens.

Denn er liebte sie sehr.

Der Jüngling und das Bildnis.

Schöne Augen han weinenden Mund.

Irgendwo klang einmal dies alte deutsche Wort.

Über der wurmstichigen Kommode, daran seit langen Jahren schon die matten Holzplättchen sich hoben und aussprangen, hing das Erbstück aus verschollenen, erinnerungsleeren Beziehungen: das dunkle Bildnis eines Mädchens.

Ein Blühen in den feingeschwungenen Lippen, doch verhaltene Wehmut und versunkenes Leid unter den langen, glänzenden Wimpern.

Er war ein Bursch in der vollblütigen Kraft hochgemuter Streitbarkeit und müheloſen Siegens. Trug Augen im Kopfe: mattschwarze Perlen, gefaßt in schimmerndes Porzellan.

Da kam die erste, grimme Not. Unter den Vielen starb, der sein Freund war, reifer und herrisch, sein Bündnis und Blut gewesen war. Starb und kam um Alles.

Und es saß der junge Bursch mit brennenden Lidern in der Sofaecke, ließ das wirre Haupt hintüber hangen und hatte die Tränen gewischt. Knirschend und voll verhaltener Scham.

Da schaute das alte Bild her und hing an seinem groben Nagel.

Und ward mit einem Male ganz sein Eigen.

Der Tölpel und die drei Masken.

Es begab sich aber, daß ein junger Tölpel mit einem alten Männlein auf anmutige Weise in Unterhaltung kommen wollte.

Das alte Männlein trug ein Paar pfiffiger Augen in seinem runzligen Vogelkopfe, der Tölpel hatte ein unmodelliert gutmütig Gesichte.

Da fiel über eins das alte Männlein aus und meinte verkniffenen Lides, kluge Menschen führten viele Masken vor dem Antlitz, aufleuchtende und abdunkelnde.

„So, so", lallte der Tölpel, „das finde ich gut!"

Ging hin und kaufte sich der Masken drei, eine lustige, eine gleichgültige und eine traurige.

Kam wieder und fragte das pfiffige Männlein, wie er's jetzt machen solle.

Da schnob das pfiffige Männlein aus dem haarigen Nasenloche, bestellte einen starken Knecht und ließ

den Tölpel vor des Hauses Türe tragen.

Johannes Leonardus.

Der Kongreß der Erdgeister.

Es ging durch einen ganz dunklen Gang. Und ich wußte nicht, wo ich war. Da gab es plötzlich einen fürchterlichen Knall, und ich stand in einem hellen riesigen Grottensaal. Überall -- an den Decken, Wänden und unten — prächtiges Geschmeide. Das glänzte und funkelte; alles Licht kam von diesem Geschmeide. Und mir war so, als würde etwas Trübes vor meinem Auge fortgezogen. Da sah ich, daß das Geschmeide lebendig wurde. Viele große Glutaugen funkelten in dem Geschmeide — Geister waren's — Erdgeister. Es waren wohl 30 000 Erdgeister in dem großen Grottensaal versammelt. Ich stand in einer Ecke und konnte mich nicht bewegen. Aber ich hörte, daß sie sprachen — in einer fremdartigen Sprache. Doch ich verstand Alles.

Ein Erdgeist, in dem rubinartige Augen flackerten, sagte:

„Wir können's nicht länger aushalten. Es geht nicht. Das Menschenvolk muß aufgerüttelt werden. Tun wir ihnen Gutes, werden sie lethargisch. Führen wir sie so, daß sie die kolossalsten Entdeckungen machen, so blähen sie sich auf und benehmen sich wie Kinder — geben sich mittelalterliche Titel und Orden mit Raubtieren."

„Es ist zu schrecklich," sagte ein andrer Geist, „daß so seltsame Mittel nötig sind, um eine fabelhafte Energie zu erzeugen. Wir können uns doch den Menschen nicht noch deutlicher bemerkbar machen. Es geht doch nicht. Dann würden sie ja nur glauben, daß sie nichts als Organe der Erdgeister sind, und sie würden dann gar nichts mehr tun."

„Das Tempo beschleunigen!" rief ein dritter Geist.

Und ein Vierter sagte milde: „Das ist schließlich nur durch ein großes Sterben zu erzielen. Die Völker sind ja noch lange nicht erwacht. Heute leben ja nur Einzelne. Und deshalb können wir wohl ein großes Sterben zur Aufrüttelung des Menschengeschlechts anwenden."

„Das können wir! Das können wir!" rief man da von allen Seiten.

„Wenn es Völkern schlecht geht," sagte ein Geist mit harter Stimme, „dann entwickelt sich ihr Geistesleben viel besser als sonst. Das sehen wir an Rußland."

Da rief eine Stimme hoch oben in der Decke:

„Auf! Auf! Am Ätna haben wir zu tun! Es kommt gleich!"

Im selben Augenblick wurde es finster.

Und dann hörte ich ein donnerndes Knirschen.

Die Erde bebte.

Paul Scheerbart.

Der Bilderstreit im Reichstag.

Die künstlerischen Angelegenheiten des Reichstages sind ein Fonds erheiternder Entwickelungen. Irgend ein Teil des hohen Hauses begeht eine hahnebüchene Ungeschicklichkeit, daraus entstehen dann Debatten, in denen mit wachsender Energie hüben und drüben Standpunkte vertreten werden, ohne daß ein wesentliches Wort zur Sache fällt, und zum Schluß wird irgend ein rapider Ent-

schluß gefaßt, der die Ungeschicklichkeit des Anfanges genau fortsetzt und zu erneuten Diskussionen Anlaß gibt. Die Gesichtspunkte, die bei diesen Auseinandersetzungen zutage gefördert werden, reproduzieren ungefähr die Anschauung unseres „gebildeten" Mittelstandes, der zur Kunst aus Bildungsrücksichten ein leidiges Sonntagsverhältnis unterhält und sich bei repräsentativen Gelegenheiten stets ihrer erinnert, um sie zu einer schallenden Phrase auszubeuten. Ich erinnere mich einer einzigen künstlerischen Diskussion, die das kulturelle Ansehen des Reichstages nach außen hin nicht in Frage stellte. Das war vor drei Jahren, als der Abgeordnete Kardorff die Angriffe des Zentrums gegen die Sezession mit sehr einsichtigen Worten zurückwies, gegen die Sezession, zu der er freilich durch seinen Sohn Familienbeziehungen hatte. Es wäre gut, wenn der Abgeordnete Arendt, der sich diesmal zum Rufer im Streit gemacht hatte, wenigstens unter dem Einfluß familiärer Beziehungen sich ein wenig Mäßigung auferlegt hätte. Was er in seinem nichts durchbohrenden Gefühle, von keinerlei Sachkenntnis getrübt, von keiner Rücksicht gehemmt, an künstlerischem Urteil verlauten ließ, verdient in der Tat vermerkt und als symptomatisches Zeugnis für die Kultur unseres Mittelstandes etwas näher beleuchtet zu werden. Es handelt sich gar nicht darum, ob die Jankschen Bilder gut oder schlecht sind: betont muß werden, mit welchen Gründen gegen sie gefochten wurde. Hat man bei der Kritik je ein Wort über das Kompositionelle der Bilder gehört, über ihre Farbenzusammenstellungen, über die Fähigkeit der Farben, festlich und dekorativ zu wirken! — Man hörte, und Kronzeuge war ein alter Reichstagsdiener, daß der 2. September 1870 ein warmer Sommerabend war, daß der alte Kaiser nicht frierend und in seinen Mantel gehüllt auf dem Pferde saß, sondern frisch und glänzend von Siegeszuversicht, und daß die Ulanen damals andere Lanzen hatten. Die historische Richtigkeit in Ehren: aber in dreißig Jahren, und die Bilder hätten doch wohl länger hängen sollen, lebt von den alten Reichstagsdienern, die mit „dabei" waren und historische Kritik üben können, wohl keiner mehr, und dann werden wohl doch nur die künstlerischen Qualitäten in Frage kommen. Man hätte sich also als Kritiker auf diese allein konzentrieren sollen. Ich bin nun nicht der Meinung, daß die Bilder Janks Meisterwerke der dekorativen Malerei sind; ja, im Gegenteil, ich bin fest überzeugt, daß er das große Format gar nicht beherrscht, daß er auch im großen ein Detailmaler bleibt, der umfassende, raumschmückende Zusammenhänge nicht zu schaffen vermag. Aber ich erhebe im Ernst die Frage: welchen Freskenmaler haben wir in Deutschland? Herrn Anton von Werner! Ich wette: wenn die Ausschmückungskommission vor drei Jahren den Auftrag Anton von Werner zugeschanzt hätte, es hätten nur einige Kritiker etwas dagegen gehabt, der Reichstag aber hätte es sich wohl gefallen lassen. Oder wie wär's, wenn z. B. der verstorbene Hans von Marées noch lebte — menschlich ist das noch leicht möglich — und irgend ein seltsames Mitglied des Reichstages hätte wie

der bayrische Gesandte von Lerchenfeld Einfluß gewonnen und ihm den Auftrag verschafft? Einmütig wie ein Mann hätte sich der Reichstag gegen diese Entstellung seiner Wände empört und so lange Protest erhoben, bis die Bilder endgültig entfernt würden: und doch wären es Werke ersten Ranges gewesen. Das ist das Kuriose und Nachdenkliche an der Sache: mit Kunst hat sie wenig zu tun. Wichtig ist, daß man sich wieder vor Augen hält, welch subalternen Gesichtspunkten bei uns künstlerische Dinge unterworfen werden. Daß bei der Ablehnung die partikularistischen Gegensätze zwischen Bayern und Preußen geltend waren, wie die Münchener Künstlerschaft mit etwas verdächtigem Eifer behauptet, glaube ich nicht; wohl aber, daß man die ganze lärmende, armselige und uns kompromittierende Debatte hätte vermeiden können, wenn man sich von vornherein an den Geschäftsordnungsgang gehalten und sich mit seinen Wünschen ohne weiteres an einen bekannten preußischen Hohenzollernmaler gewandt hätte*).

Müller-Kaboth †.

*) Diese Notiz war die letzte Seite, die Konrad Müller-Kaboth schreiben konnte. Fünf Tage darnach war er an Blutvergiftung gestorben. Er wurde sechsundzwanzig Jahre alt. Schon sterbend, war er noch immer von der schönen Arbeitslust besessen, die für den Schaffenden die höchste Fröhlichkeit ist; während er im Fieber flog, verlangte er aufstehn zu dürfen und die kunstkritische Rundschau zu schreiben, die eine Zeitschrift von ihm erwartete. Als man ihn zurückhielt, bat er inständig, man möge ihm doch wenigstens den rechten Arm: seinen „Schriftstellerarm" freilassen... Voller Hoffnungen war er von Düsseldorf, wo er kurze Zeit für das Schauspielhaus die Verlegenheitsstellung eines Dramaturgen versah, nach Berlin gekommen, wie nur je ein Balzacscher Held nach Paris, gestrafft und leuchtend von Willen, sich durchzusetzen und die Stellung einzunehmen, die ihm gebührte. Er war überall freudig aufgenommen worden, und zumal die Herren Meier-Gräfe und Karl Scheffler, die schon dem auffallend begabten Dreiundzwanzigjährigen gute Helfer gewesen waren, hatten ihm auch diesmal ihre freundschaftliche Unterstützung geliehen. Er hatte Aufträge und lohnende Beschäftigung, er schien so gesichert, daß er daran dachte, sich sehr bald mit der Frau zu vereinen, die er liebte, und deretwegen er sich jahrelang nach dem bißchen Sicherheit sehnte, ohne die sich schwer leben läßt...

Es ist nicht wahr, daß wir unser Schicksal in uns tragen. Wir sind von Launen abhängig, die dem Gelingen und dem geglücktesten Leben ihren besten Wert nehmen. S.

Bildende Kunst.

Botticelli.

Von Henry Bryan Binns.

Übersetzt von Alice Fliegel.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erblühte in Florenz ein neues Leben. Als die Türken 1443 Konstantinopel eingenommen hatten, wurden griechische Kultur und Kunst durch fliehende Schüler nach Florenz verpflanzt. Durch eine gesegnete Generation hindurch wurde die Stadt zu einer glänzenden Heimat für die platonische Verehrung der Schönheit und der Philosophie — zwei Dinge, die lange aus dem Herzen der Florentiner verbannt gewesen waren. Ich spreche von einer platonischen Anbetung, denn es war hauptsächlich Plato, der Mystiker, dem sich die sehnenden Seelen, in denen selbst etwas von dem mystischen Fühlen des großen Dichters lebte, der auch ein Verbannter war, ganz zugewandt hatten. Als der Papst Eugenius 1444 nach Rom zurückkehrte, war Florenz bereit, den Geist der alten Welt auf sich wirken zu lassen. Die fast kindliche Bewunderung und Begeisterung, mit welcher man diesen erhabenen Gast empfing, zeigt sich in den wunderbaren Schöpfungen der kommenden Jahre, und nirgends deutlicher, als in denen des Sandro Botticelli.

Botticelli wurde im Jahre dieses neuen Advents geboren, er durchlebte die Zeit seines ungetrübten, kraftauslösenden Sonnenscheins und wanderte mit in die Zeit der Stürme, durch stygische Finsternis schritt er und sah flüchtig aufblitzende Lichter, die Schreckliches enthüllten — und schließlich wankte er, selbst ein gebrochener Mann, zwischen zwei Krücken seinem Grabe zu. Seine Zeiten waren diejenigen Lorenzos des Prächtigen, der einige Jahre hindurch sein Schüler war. Dieser Prinz, der kalt und hart wie Stahl war, war der Despot der toskanischen Republik — er war aber auch ein Dichter, ein Liebhaber der schönen Künste und der Philosophie und wohl wert, dem jungen Macchiavelli ein leuchtendes Vorbild zu sein.

Es war eine Zeit, wo eine neue Bildung, neue Vorstellungen und Begriffe geschaffen wurden; alte Feindschaften wurden ausgeglichen, und die Menschen waren mehr zum Tadel als zur Bewunderung geneigt. Das beste Gefühl dieser Zeit war die tiefe Verehrung und Anbetung der Wunder. Dieses reiche, schöne Empfinden gibt Botticelli besser wie jeder andere Maler in seinen Schöpfungen wieder. Seine Bilder sind sprechende Zeugnisse jener tiefen Verehrung der Wunder — ein Gefühl, welches das Mysterium des menschlichen Lebens in solchen Geistern, wie auch Botticelli einer war, auslöste.

Dieses Gefühl ist in Botticellis Werken immer echt und tritt uns als ein Eigenes wirksam entgegen, doch seine Bilder drücken abgesehen davon noch manches andere Empfinden aus und verraten mannigfache Einflüsse. Das nächste Vierteljahrhundert war ja nicht nur die Zeit Lorenzos und der Platoniker, da kam Savonarola, die letzte große Figur des Mittelalters, und kün-

digte fremd und streng die neue Zeit an, und mit ihm kamen feindliche Einfälle nach Italien und Florenz, Gewalttaten und alle die häßliche Unruhe religiösen und bürgerlichen Streitens. Und am Ende dieser Tage kam Michael Angelo, dessen finsteres, großzügiges, kraftvolles Genie in so großem Gegensatze zu der feinen Grazie und der gedankenreichen Fröhlichkeit Botticellis stand.

Aber Botticelli, der dem Kreise der Neu-Platoniker angehörte, war auch unter denen, die den Mönch von Ferrara liebten; als er der Freund von Leonardo da Vinci wurde, bekam er auch Fühlung mit Michael Angelo. In seinem Leben und in seinem Schaffen, das der Ausdruck dieses Lebens ist, können wir die Irrungen und Dissonanzen, aber auch die neuen und werbenden Harmonieen seiner Zeit deutlich erkennen. Die Darstellung seiner Wunder ist nicht nur eine freudvolle Anbetung, sie ist oft, und in größerem Maße, das rätselhaffende, skeptische Fragen der Sibyllen.

I.

Das Leben des Malers verlief so einfach, daß es bald zu erzählen ist. Botticellis Vater war ein Florentiner Gerber, und sein älterer Bruder betrieb das gleiche Gewerbe. Man gab ihm den Beinamen „das kleine Faß". Der eigentliche Familienname war dei Filipepi, aber der Maler nannte sich selbst „Sandro di Mariano", der letztere war der Name seines Vaters. Sandro (Alexander) entstammte höchstwahrscheinlich einer zweiten Ehe seines Vaters, denn er war jung genug, um das Kind seines ältesten Bruders Giovanni, des Gerbers, zu sein, dessen Spottname auch ihm anhaftete. Botticelli wurde wahrscheinlich 1444 geboren, in einem Hause dicht neben dem Allerheiligen-Friedhof, in der jetzigen Via della Porcellana. Sein Vater war im schönsten Mannesalter, als der Knabe zur Welt kam, und ein vermögender Mann. Der Knabe war zart, lebhaft und eigensinnig, vielleicht sogar ein etwas verzogenes Kind. Als Botticelli ungefähr 15 Jahre alt war, trat er, etwas älter, als das sonst der Fall zu sein pflegt, als Lehrling in den Laden eines Goldschmiedes ein, zweifellos war es das Geschäft seines zweiten Bruders Antonio. Aber der Jüngling hielt es nicht lange dort aus. Ein oder zwei Jahre später studierte er die Malerei unter dem berühmten Mönch Fra Lippo Lippi. Wenn Browning den Karmeliter Bruder nicht mißverstanden hat, so war die Anbetung der Schönheit seine wahre Religion. Als das gläubige, freudetrunkene Kind der Natur, das er war, versuchte er das, was ihm die Natur an Sinn, Licht und Schönheit offenbarte, wiederzugeben. Er verschmähte die bloße Illustration religiöser Lehren und pietistischer Gedanken. Die Sprache, die die Natur zu ihm sprach, setzte er in reine Linien und wunderbare Farbeneffekte um.

Fortsetzung folgt im nächsten Heft.

Underwood: Erwartung.

Ich will dieses Bild nicht künstlerisch betrachten, nicht vom Standpunkt des Geschmacks aus. Ich stelle mir vor, daß es koloristische Reize hat, daß es sehr breit und kühn hingestrichen ist und daß es seine schönsten Qualitäten in dem farbigen Vorhang des Hintergrundes

zeigt. Die diagonale Komposition von links nach rechts scheint eigenartig und überraschend, überraschend, wie diese ganze nach einem Punkt hinstrebende Bewegung, die immer wieder wie durch Windungen gehemmt endlich in dem Schwung der Feder auf dem breiten Hut ausläuft. Man kann diese Stellung outriert, unnatürlich finden, gesucht salopp, aber sie paßt zur Figur, zur ganzen Erscheinung, zu diesem Wesen, das mich interessiert durch Gebaren, Ausdruck, Ruhe, Kühle, Extravaganz. Ob ich es liebe, ob ich es schätze, ob ich es für eine hohle Nuß oder für eine köstliche Frucht halte, ob ich in ihr Kultur oder Flachheit sehe, was ist daran gelegen, was bedeutet das dem einen gegenüber, daß mich ihr Rätsel interessiert, ihr Typ interessiert. Die Dinge und Menschen fragen uns ja nicht, ob sie da sein sollen, und ob sie so und nicht anders sein sollen, sie sind vorhanden, und wir haben sie zu ergründen und uns mit ihnen abzufinden. Aus Bedingungen wachsen sie empor, die wir nicht kennen, und sie müssen so und gerade so werden und sein. Und so interessiert mich diese seltsame, mir fremde Menschenblume, die hier der Maler bannte, und deren flüchtigen Düften und flüchtigen Reizen er Dauer verlieh, er zur Greifbarkeit und Klarheit verhalf. Dieser Typ ist neu. Er kann nur auf einem sichern Boden erwachsen. Völker, deren Männer und Söhne in den Krieg zogen, Zeiten der Lebensunsicherheit kannten diesen Frauentyp nicht. Nur die soziale Lebenssicherheit verbunden mit der materiellen Lebenssicherheit auf Generationen hinaus konnten diesen Typ schaffen. Das sind nicht die Mütter der Gracchen, sondern die zukünftigen Mütter von Klubmitgliedern. Stürme scheint dieses Leben nicht mehr zu kennen, und selbst die Liebe ist zum Sport, zur Amateurleidenschaft degeneriert. O, man ist so gesund, so wohlgepflegt, so gut ausgeschlafen, daß man nicht versteht, warum das einmal anders werden kann, und warum dieses Dasein sich einmal in sich selbst verzehren soll. Man betrachtet sich selbst wie ein Zierstück und ist stolz, andern die Freude seines Anblicks gewähren zu können. Man ist nie erregt — weder nach dem Plus noch nach dem Minus unserer Gefühle — denn das schadet dem Teint, der Pfirsichweichheit und der Rosenfarbe. Man ist nie ernstlich interessiert, nippt nur an allem, denn die Dinge und Menschen sind nicht wertvoll genug, daß man darüber sein Ich vergessen soll.

Und doch liegt über diesem ganzen Leben, das in seiner Art nach Schönheit und Verfeinerung strebt — wenn auch diese Schönheit nicht die letzte und diese Verfeinerung nicht die künstlerischer Seelen ist — liegt über dem ganzen Wesen Nachdenklichkeit, ein Hauch von Trauer — nicht etwa über seine Leere — das robuste, schöne Landmädchen, das geistig weit niedriger steht, kennt z. B. diese Trauer nicht. Nein, diese Trauer spricht davon, daß sie immer wieder Kompromisse schließen müssen mit allen Niedrigkeiten und Kümmerlichkeiten des Daseins. Ich liebe die Schönheit eleganter Frauen oft nur um dieser geheimen Trauer willen.

Ob sie mir sonst sympathisch oder antipathisch sind — was bedeutet es! Ich sehe in ihnen den Typ, der mich reizt, in seinem Streben nach Vervollkommnung, in seinem Sinn für eine dekorative Lebensführung, und

ich atme nicht ungern den zarten Duft ein, dessen erotische Erregsamkeit so ganz gemildert ist, jenen Duft, der sie — von den weißen Spitzen ihrer Handschuhe, vom Tüll ihrer Schleier bis zu den gerundeten Kuppen ihrer Lackschuhe — umspielt.

Georg Hermann.

Felix Mendelssohn Bartholdy. Von **Ernst Wolff.** Berlin, Harmonie. Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Der 3. Februar, der Tag, an dem vor 100 Jahren Felix Mendelssohn geboren worden ist, gibt mir Veranlassung, auf die prächtige, sehr lesenswerte Biographie dieses großen Tonkünstlers hinzuweisen, mit der uns kürzlich Ernst Wolff (Lehrer am Kölner Konservatorium) beschenkt hat. Was mir an diesem Werke, in dem endlich das Schaffen und der Lebensgang Mendelssohns in einer gediegenen und auch für den musikalischen Laien durchaus faßlichen Weise geschildert wird, besonders gefällt, ist, daß der Verfasser nicht in den bei Biographien so häufig vorkommenden Fehler verfallen ist, nur einen Panegyricus zu schreiben: er weist häufig und in durchaus sachgemäßer Weise auf die mancherlei Schwächen hin, die sich in einer ganzen Anzahl von Kompositionen Mendelssohns vorfinden. Auch billigt er es durchaus nicht, daß zahlreiche Werke aus dessen Nachlaß veröffentlicht worden sind, die der Komponist wohlweislich bei seinen Lebzeiten nicht hatte herausgeben wollen. Nur 72 Werke sind von Mendelssohn selbst veröffentlicht worden, die übrigen entstammen dem Nachlaß, so daß ein Werk mit einer verhältnismäßig hohen Opuszahl oft gerade in der Jugendzeit entstanden sein kann. Die Hauptquelle für Wolff, der in den Werken Mendelssohns so gut Bescheid weiß, wie heute wohl sonst niemand, waren natürlich die überaus zahlreichen Briefe des Künstlers. Eine sehr lesenswerte Auswahl daraus hat er übrigens gewissermaßen als Ergänzung zu seiner Biographie in der Sammlung „Meisterbriefe" erscheinen lassen. Wolff ist auch von der Familie Mendelssohns und dessen noch lebenden Freunden, vor allem noch seinerzeit von Joachim durch Mitteilung von Briefen und Charakterzügen unterstützt worden. Auf diese Weise war es ihm möglich, sowohl den Menschen wie den Künstler anschaulich zu schildern. Der oberflächlichen Unterschätzung Mendelssohns, die sich in letzter Zeit leider bemerkbar gemacht hat, kann er daher mit aller Entschiedenheit entgegentreten und mit Recht betonen, daß M. ein Tonkünstler von Originalität gewesen ist. Sehr richtig sagt er: „Der schöpferische Reichtum seiner Phantasie, die untadlige Meisterschaft seines Könnens und die tiefe humanistische Bildung, die, mit sittlicher Reinheit des Empfindens gepaart, bei ihm jede Lebensäußerung durchdrang, stellen ihn auf eine Höhe, die doch nur sehr wenigen Künstlern zugänglich geworden ist, und lassen ihn geradezu als das Vorbild eines echten Tonkünstlers erscheinen."

Selbstverständlich hat Wolff auf die Schilderung der Jugend Mendelssohns besonderen Nachdruck gelegt, weil sonst gar nicht zu verstehen gewesen wäre, wie schnell er zur Meisterschaft reifen konnte. Er ähnelt in seinem Entwicklungsgang und in seinem trotz seiner Kürze so ersprieß-

lichen und erfolgreichen Leben Mozart, doch hat er vor diesem seine glänzende, jeder äußeren Sorgen bare Lebenslage voraus und seine sorgfältige humanistische Erziehung. Wolff schildert uns auch die glücklichen Verkehrs-Verhältnisse der Familie Mendelssohn, die den Beinamen Bartholdy zur Unterscheidung von ihren dem jüdischen Glauben treugebliebenen Namensvettern annahm. Deutlich werden uns auch die musikalischen Lehrer des jungen Felix, Friedrich Zelter und Ludwig Berger, vorgestellt, ebenso sein Freundeskreis. Eingehend wird auch sein Verkehr mit Goethe behandelt. Ein besonderes Kapitel behandelt seine Wiederbelebung der Bachschen Matthäus-Passion. Doch wir können hier unmöglich die einzelnen Lebensschicksale Mendelssohns an der Hand dieser übersichtlich gruppierten Biographie verfolgen; wir wollen nur noch feststellen, daß darin jede Weitschweifigkeit vermieden, nichts in irgend einer Hinsicht Wichtiges ausgelassen ist.

Die Hauptwerke Mendelssohns werden so ausführlich besprochen, daß man von ihnen eine klare Vorstellung erhält. Mit besonderer Liebe verweilt Wolff bei den beiden dramatischen Jugendwerken Mendelssohns „Die Hochzeit des Camacho" und „Die Heimkehr aus der Fremde"; er redet sogar einer Wiederbelebung beider das Wort. Besonders rühmt er die Ballettmusik des ersteren Werkes. Da es heute durchaus unbekannt ist, wird man sehr erstaunt sein, zu hören, daß darin (also vor Richard Wagner) das sogenannte Leitmotiv angewandt ist. Vermißt habe ich nur eine Besprechung des aus dem Nachlaß verhältnismäßig recht spät im Verlag von Ries & Erler in Berlin erschienenen Streichquartetts.

Bei einer Neuauflage, die sicherlich bald nötig werden wird, wird der Herr Verfasser gut tun, ein kleines Register wenigstens der besprochenen Werke hinzuzufügen. Auch das falsche Datum der Gründung der Universität Berlin und die kleine stilistische Unebenheit, die S. 26 und 27 durch zwei fast gleiche Satzanfänge sich eingeschlichen hat, wird leicht beseitigt werden können

Dieses Wolffsche Buch gehört zu der bekannten von der „Harmonie" herausgegebenen Sammlung „Berühmte Musiker" und ist demgemäß mit einem überaus reichhaltigen illustrativen Material geschmückt. Proben der Handschrift und der Federzeichnungen Mendelssohns, Faksimiles von an ihn gerichteten Briefen, darunter eines bisher unbekannten von Richard Wagner, und vor allem die Bildnisse so ziemlich aller Künstler, die mit Mendelssohn in Berührung gekommen sind, werden in vortrefflichen Reproduktionen geboten. Als einen kleinen Mangel empfinde ich es bei den Bildnissen, daß sie fast nie mit dem Jahre ihrer Entstehung versehen sind. Dem Wolffschen Buche entnommen ist die unser Februar-Heft zierende Reproduktion der herrlichen Bleistiftzeichnung Bendemanns, die uns den Künstler in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre in aller seiner Schönheit und jugendlichen Frische vorstellt. Sie bietet auch zugleich eine Probe seiner überaus deutlichen, zierlichen Schrift.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Lessing-Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft. Eingetr. Verein.

Die zweite Hälfte der Veranstaltungen der Lessing-Gesellschaft eröffnete Ernst von Wolzogen mit einem Vortrage über die Geschichte des deutschen Volksliedes. Besonderen Reiz erhielt der interessante Vortrag, der sich durch Klarheit und Originalität auszeichnete, durch die Beispiele, die Elsa Laura von Wolzogen, die anmutige Gattin des Redners, mit sympathischer Stimme sang und selbst meisterhaft auf der Laute begleitete. Beifallsstürme entfesselte sie mit dem schwäbischen „Mädle ruck", das zu immer neuer Wiederholung gefordert wurde.

Der nächste Vortrag wird am 2., 3., 4. Februar von Herrn Philipp Spandow gehalten und handelt von der „Eroberung der Luft". Ph. Spandows Vortrag, der in Wien mit so großem Beifall aufgenommen wurde, erläutert in allgemein verständlichen Ausführungen die Entwickelung der Luftschiffahrt durch Vorführung von Experimenten, Lichtbildern und kinematographischen Darstellungen.

Ferner findet im Februar ein Vortrag des Herrn Bildhauers Siegfried Schellbach statt: „Unsere Heimat — heute und vor 100 Jahren", zu dem Herr Professor Schultze-Naumburg freundl. die Lichtbilder aus eigenem Besitz zur Verfügung stellte.

Der letzte Atelierbesuch galt dem Landschaftsmaler Max Uth. Eine zahlreiche Mitgliederschar hatte sich eingefunden, die mit lebhaftem Interesse den Ausführungen des Vortragenden, Dr. Max Osborn, folgte. Wie nahe gerade die Landschaft dem Verständnis des größeren Publikums steht, konnte man aus den häufigen Fragen, die an Dr. Osborn gerichtet wurden, erkennen, der sie alle in liebenswürdigster Weise eingehend beantwortete. So kam es zu einem regen Meinungsaustausch, in dessen Verlauf auch das eigentliche Motiv der Landschaft: der freie Raum, in den der Beschauer hineingezogen und aus dem er hinausgeführt wird, erörtert wurde. Uth, der die Natur in allen ihren Stimmungen belauscht, ist seit Leistikows Tode wohl der berufenste Landschafter der Mark. Er malt die Heimat mit der Freiheit im Objekt, im Raum, in Licht und Luft, die im Atelier nie zu erreichen ist, und als gewissenhafter Lehrer seiner Kunst lehrt er seine Schüler von vornherein farbig zu sehen.

Die Lessing-Hochschule hat einen erfreulichen Erfolg zu konstatieren. Durch freundliches Entgegenkommen der Charlottenburger Behörden konnte sie eine neue Lehrstätte im Mommsen-Gymnasium in der Wormserstraße eröffnen. Zwei bewährte Kräfte, Fritz Stahl, der Kunstreferent des „Berliner Tageblattes", und Dr. Max Burkhardt, der Dirigent des „Berliner Liederkranz", halten hier Vorträge. Der erstere über: die Kunst im täglichen

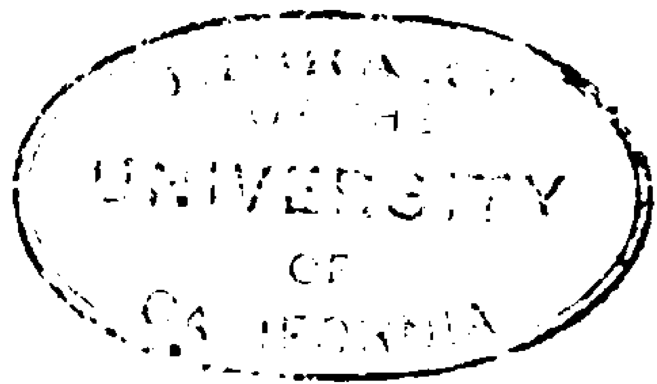
Leben, in deren Bereich der geistreiche Plauderer Architektur und Wohnungskunst, Innendekoration, Möbel und Porzellan, Buchschmuck, Mode und Goldschmiedekunst zieht und durch viele Lichtbilder veranschaulicht. Dr. Max Burkhardt spricht über die Oper und das Musikdrama der Gegenwart und erläutert seine Ausführungen als hervorragender Pianist am Flügel. Beide Dozenten lesen auch in der Steglitzerstraße ihre speziellen Fächer.

Fritz Stahls Ausführungen über Rom und seine Kunst schließen sich an Dr. Osborns Vorträge über die Meister der Renaissance: Dürer, Holbein, Rubens, van Dyck, Rembrandt, Franz Hals, Velasquez, der in diesen Einzeldarstellungen ein zusammenfassendes Bild der Zeitepoche gibt. Die italienische Kunst, als ein besonderer Abschnitt der Kunst- und Kulturgeschichte, bleibt hierbei unberücksichtigt, kommt dagegen in den Führungen im Kaiser Friedrich-Museum zu ihrem Recht, die sich mit der „Kunst von Florenz" vor den Originalen beschäftigen. Ein aktuelles Thema liegt Dr. Walter Bloems Vorträgen zugrunde. „Ein Heine-Denkmal" betitelt er seine kritischen Untersuchungen über das Leben und das Lebenswerk des Dichters, in der Hoffnung, als schönstes Denkmal die Erkenntnis zu wecken, „daß der verfehmte und friedlose Poet einer der vornehmsten Mitbildner der modernen, deutschen Volksseele ist." Der mit besonderem Interesse aufgenommenen „Einführung in die Philosophie" des vorigen Quartals läßt Prof. Dr. D. Geo Runze eine Vortragsreihe über die Hauptkapitel aus der neueren und neusten Philosophie folgen, die, mit Kant beginnend, mit Otto Weininger schließt und das ganze, große dazwischenliegende Gebiet der nacheinander auftauchenden Zeitströmungen, mit besonderer Berücksichtigung Nietzsches und seines endlich veröffentlichten Nachlaßwerkes „Ecce homo" behandelt. Zwei Spezialgebiete der Medizin vertreten die Herren Sanitätsrat Dr. Schüler und Oberstabsarzt Dr. E. Barth. Die erfolgreichen Unterrichtskurse in der französischen und italienischen Sprache leitet wieder Herr Dr. Pakscher, und die literarische Gegenwart kommt in Dr. P. A. Merbachs beiden Zyklen: „Das naturalistische Drama in Deutschland" und „Berliner Premieren" zu ihrem Recht.

Redaktion: Dr. Sylvius Bruck, René Schickele, A. Halbert, Dr. Curt Radlauer, Kurt Fliegel, Alex Jadassohn.
Verantwortlich für den Inhalt: Dr. C. Radlauer, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Walter Fliegel, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32," oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15".
Verlag „Nord und Süd" Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).
Auslieferung für Österreich bei C. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.
Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.



Max Slevogt: Sindbads Heimkehr.
Zum Essay von Curt Glaser.
Aus: „Sindbad". Verlag Bruno Cassirer.

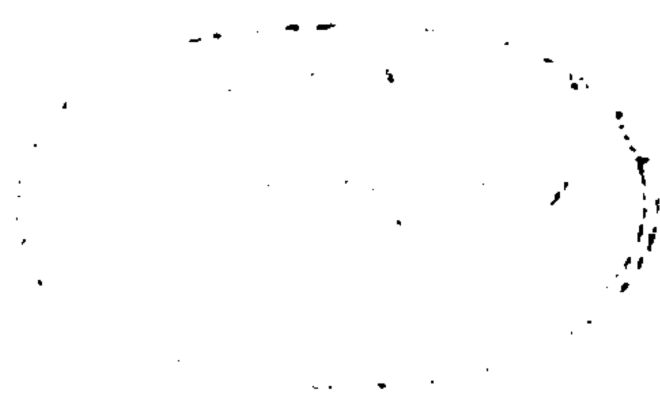

UNIVERSITY
OF

Nord u[illegible]üd

Eine deutsch[illegible]

Organ der neuen [illegible]ereinigung
der Lessing-Ges[illegible]
und Lessing-Ho[illegible]ule zu Berlin.

Verlag Nord und [illegible] H. Berl[illegible]
Vertretung für den [illegible]:
S. Schottlaender [illegible]
35. Jahrgang Band [illegible] [illegible] [illegible]ft 384



Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

33. Jahrgang Band 128 März 1909 Heft 384

Kurt Aram:
Die Hagestolze. Roman.

I.

Die Amerikanerin ist blond und achtundzwanzig Jahre alt und heißt Mabel. Ich bin noch blonder und noch zehn Jahre älter. Sie ist groß und kräftig. Ich bin noch größer und kräftiger. Aber sie hat die Kraft auch innen. Bei mir glaube ich das nicht.

Lese ich da zum Beispiel gestern die Zeitung, den „Anzeiger". Ich hatte ihn seit Wochen nicht angesehen, obwohl es zu meinem Beruf gehört, denn ich habe einfach keine Zeit dazu. Ich lese also im Vermischten, um mich langsam wieder an die Zeitung zu gewöhnen, und stoße auf den Namen Brown. Gar kein merkwürdiger Name. Aber als ich den Namen lese, gibt das Herz mir einen Stoß in den Hals, daß ihm fast der Atem ausgeht, und dann fängt es in der Brust zu galoppieren an, daß mir ganz schwach im Magen wird. Der Name Brown erinnert mich an England, England an Amerika und Amerika an Mabel.

Wir haben nämlich eine Liebesgeschichte miteinander, und niemand weiß, wie es eigentlich werden soll.

Als mein Herz sich an den Namen Brown gewöhnt hatte, lese ich weiter. Aber nicht, um die Zeitung zu lesen, sondern um wieder so einen Namen zu suchen. Es ging gerade wieder einmal eifrig zwischen Deutschland und England hin und her, und ich treffe immer wieder auf solche Namen, und jedesmal macht mein Herz dieselben Sprünge und wird nicht müde. Alle Leute werden aufmerksam, und jeder schreit nach dem „Anzeiger", der heute ganz besonders interessant zu sein scheint. Ich mache mich aus dem Staube, denn der „Anzeiger" war so langweilig wie immer.

Auf der Straße schütteln sich zwei die Hand, als hätten sie sich Monate nicht gesehen. „Na, Brown, wie geht's, alter Junge?" sagt der eine. Ich fahre herum. Das ist doch wie verhext. Aber dieser Brown ist ein ganz gewöhnlicher Braun, wie ich sofort bemerke. Das beruhigt mich, denn ich bin eifersüchtig auf jeden englischen Buchstaben. Ich grüße die beiden Herren voll Dankbarkeit und gehe weiter.

Was es doch für mutige Menschen gibt. Kommt da ein junges, hübsches Mädchen über die Straße und streckt einem jungen Herrn die Hand hin, und der junge Herr schüttelt sie ganz einfach, als wäre das gar nichts. Und dann gehn sie nebeneinander her und plaudern. Als gäbe es gar keine Liebe auf der Welt!

Ich schaue ihnen nach und beneide sie. Aber was sind das für junge Leute, die sich die Hände schütteln, als wären sie Schellenzüge, und neben einander die Lippen bewegen, als wären es Mühlräder. Ich strecke die Zunge heraus und mache eine lange Nase hinter ihnen her. Gott sei Dank, so bin ich denn doch noch nicht.

„Tut!" macht ein Automobil, daß ich zusammenfahre. Früher fuhren wir viel in solchen Automobildroschken, in braunen und roten und dunkelgrünen. Aber das „Tut" langweilte Mabel auf die Dauer. Sie fährt jetzt nur noch mit Autos ohne Zähler, und die nicht „Tut" machen, sondern eine Sirene haben, die heult wie der Teufel, wenn man ihn in den Schwanz kneift.

Freund Lossow kriegt mich am Rock zu fassen und schreit mit seiner dicken runden Stimme: „Na hör mal, du bist doch nun wirklich ein gelungener Kerl!" Und ob ich ein gelungener Kerl bin, denke ich und kneife beide Ohren zu vor der dicken, runden Stimme, die nach Alkohol riecht.

„Man sieht dich ja nirgends mehr!" sagt er und ist beleidigt, als ob ich dazu da wäre, daß er mich sieht.

„Überall sieht man mich. Noch vor einer Stunde war ich im Café", sage ich.

„Ich auch", sagt er.

„Da gingst du wahrscheinlich früher, als ich kam."

„Nein, später!" wütet er.

„Also gingst du später, als ich kam", sage ich und sehe wie in tiefen Gedanken versunken auf die Straße, über die gemächlich, als wäre er daheim, ein alter, dicker, gelber Dackel zottelt.

„Du! Hörst du denn gar nichts?" schreit Freund Lossow.

Ich starre immer angestrengter auf die Straße. Der Dackel tut wirklich, als wenn er hier zu Hause wäre.

„Du bist mir nämlich noch zehn Mark schuldig!" brüllt Lossow.

„Tut!" macht ein Auto, und der gelbe, dicke Dackel ist nicht mehr. Das kommt davon. Er dreht sich einmal um seine Längsachse, obwohl er ganz plattgedrückt aussieht, wodurch sich dieses Drehen sehr wunderlich ausnimmt. Er dreht sich ein zweites Mal und ist schon wieder runder.

Als er sich das dritte Mal gedreht hat, sieht er wieder aus wie früher. Aber er rührt sich nicht. Sogar die Augen sind zu. Als hätte sie ihm eine freundliche Hand zugedrückt. Eine dicke Frau schreit und stürzt über den geliebten Leichnam. Sie nimmt ihn in ihre blaue Schürze wie ein krankes Baby und schreit unentwegt. Endlich merke ich, wie scheußlich das alles ist, denn die Tränen steigen mir in die Augen, und ich mache, daß ich weiterkomme. Freund Lossow war längst fortgelaufen.

Eigentlich hätte man die Frau trösten müssen. Und wer wäre geeigneter dazu als ich? Sehen Sie, liebe Frau, ich begreife Ihren Schmerz, aber andere Leute haben noch mehr zu leiden. Wissen Sie, was das heißt, eine Amerikanerin zu lieben? Na sehen Sie, trösten Sie sich. So hätte ich sagen sollen.

„So machen Sie doch Platz, Sie Dummkopf!" ruft einer, stößt mich an und eilt weiter. So eine Frechheit! Na warte du!

Ich suche mir einen Gegner. Der Herr dort? Nein, der ist zu alt, und die Gicht hat er auch. Der Expreßdienstmann, der so gemächlich daherkommt? Nein, der macht sich wahrscheinlich nicht das geringste daraus. Aber der junge Herr, der gerade auf mich zueilt? Elegant und behend wie eine Fischotter. Das ist der rechte.

„So machen Sie doch Platz, Sie Dummkopf!" rufe ich, gebe ihm einen Stoß, daß er vom Fußsteig fliegt, und gehe ruhig weiter. Aber die Fischotter ist feig, wischt sich den Rock und ruft nach dem Schutzmann. Ich biege um die nächste Ecke und freue mich, denn ich hatte mir Satisfaktion verschafft.

Endlich bin ich an dem Wirtshaus, wo ich zu Abend esse. Es ist eine ganz elende Kneipe, aber sie liegt, wo wir wohnen, Mabel und ich. Eine elende Kneipe, und man darf nicht einmal schimpfen, denn der Wirt und die Wirtin bedienen selbst. Aber zuweilen kommt Mabels Zofe und hält Ausschau nach einem kräftigen Liebhaber, einem Maurer oder Dachdecker. Und dann nickt sie mir freundlich zu. Das tut gut. Auch ist da ein Tisch am Fenster, von wo aus ich direkt in Mabels Fenster sehen kann. Da pflege ich mir decken zu lassen und schaue hinüber.

Diesmal gab es Hasenbraten, und die Wirtin hatte mir ein Rückenstück extra reserviert. Ich schaue ängstlich nach der Küche. Die Wirtin ist sehr dünn und sticht mit einer langen Gabel in einen großen Topf, in dem augenscheinlich alles zubereitet wird, was in diesem Gasthaus auf den Tisch kommt. Die Gabel taucht in die Höhe und hat etwas Rundes, Großes, Gelblich-braunes eingefangen. Die Wirtin wischt aus Gründen der Reinlichkeit mit ihrer schmutzigen Schürze dreimal kräftig einen Teller ab und

stößt den Fang mit einem kurzen Ruck darauf. Sie ergreift einen riesigen Löffel und taucht ihn in einen zweiten Kessel, in dem sich alle Saucen befinden, die es in diesem Gasthaus gibt. Zwei solche Löffel voll schüttet sie über den Fang, daß es fast über den Tellerrand fließt, und nun dreht sie die Sache einige Male in der Brühe herum. Ich weiß nicht, warum mir auf einmal übel wird. Aber das erinnert mich an etwas... an etwas Abscheuliches... Was ist es nur?... Die Wirtin trägt den gefüllten Teller wie eine Monstranz vor sich her an meinen Tisch. Je näher der Teller kommt, um so übler wird mir. Sie stellt den Teller hin, läßt die Arme hängen wie zwei alte Schiffstaue, die zu sonst nichts mehr zu gebrauchen sind, und sieht mich an. Ich greife also mutig zur Gabel, ohne sie erst zu reinigen, denn das tue ich nie mehr, weil man dann erst recht sieht, wie schmutzig sie ist.

„Ganz frisch", sagt die Wirtin und schlingt diese alten Schiffstaue vor der Brust durcheinander, als wolle sie ewig bei mir stehn bleiben.

„Vorzüglich", sage ich und drehe die bräunlich-gelbe Masse herum auf die andere Seite.

„Um Gottes willen, bringen Sie mir schnell ein Glas Bier, aber ja recht schnell!" rufe ich, damit die Wirtin fortkommt. Und wenn Gott der Herr selbst es verlangte, es ist ganz unmöglich, ich kann den überfahrenen Dackel nicht essen!

Leise winke ich dem weißen Spitz mit den Augen Er kennt mich schon und kommt leise herbei. Ich stecke ihm den Braten zu. Er verschwindet damit ebenso leise, wie er gekommen ist, denn offiziell darf er von den Gästen nichts annehmen, das weiß er ganz genau.

Ich erhole mich wieder. Des einen Tod ist des andern Brot. Es ist wirklich alles sehr vernünftig eingerichtet auf dieser Welt.

Die Wirtin bringt das Bier und schaut mißtrauisch auf meinen Teller. Ich schmatze, daß es eine Art hat, hole tief Atem, streichle meinen Bauch und sage: „Das hat wirklich prächtig geschmeckt. Nur die Sauce ist mir zu viel. Auch sollen Saucen leicht dick machen. Nehmen Sie sie lieber gleich fort, sonst lasse ich mich am Ende doch verführen."

Die Wirtin schaut immer noch.

„Ich bitte Sie! Sonst werde ich zu dick!" flehe ich.

Jetzt endlich läßt sie sich erweichen und verschwindet mit dem Teller.

Uff, war das eine Arbeit. Ich bin wahrhaftig fast satt davon geworden und wische mir die Stirn. Dann esse ich heimlich drei Semmeln und ein Hausbrot. Ein trockenes Abendessen. Aber ich habe Mabel versprochen,

keinen Alkohol mehr zu mir zu nehmen. Sie sagt, nur deshalb sei ich so oft schlechter Laune, weil ich zu viel trinke. Überhaupt fehle es mir an Energie. Ich werde ihr schon beweisen, daß ich energisch bin. Nicht einen Tropfen trinke ich mehr. Außer Wasser. Freilich, das kann ich in diesem Gasthaus nicht verlangen, denn dann würde der Wirt glauben, sein Bier sei schlecht, und das ist es wirklich nicht.

Der weiße Spitz erscheint in der Tür, fährt sich noch einmal mit der roten Zunge rund um die Schnauze und wedelt leise. O, wir verstehen uns. Und wenn es keine Hunde gäbe, müßte man an der Menschheit verzweifeln.

Der Wirt kommt. Ein fetter, stiernackiger Kerl mit roten Plüschpantoffeln, rot unterlaufenen Schweinsaugen und einem großmächtigen Siegelring an jeder Hand.

Ich rolle schnell die Serviette zusammen und rufe: „Mahlzeit, gesegnete Mahlzeit!"

Er nickt und stützt sich auf meinen Tisch. Die beiden Siegelringe schauen ganz gefährlich drein.

Nach einer Weile fragt er: „Schmeckt Ihnen mein Bier nicht?"

„Aber ich versichere Sie, es schmeckt mir ausgezeichnet, ich habe seit langem nicht so gutes Bier getrunken."

„Aber Sie haben ja noch keinen Schluck getrunken!" sagt er düster.

„O bitte sehr, das ist schon mein zweites Glas", lüge ich tapfer, denn gestern erst habe ich Mabel versprochen, keinen Alkohol mehr zu trinken, da kann ich das Versprechen doch nicht heute schon brechen. Das konnte ich freilich dem Wirt nicht sagen, weil er es nicht geglaubt hätte, und man soll niemanden unnütz um seinen Glauben bringen.

Die blutunterlaufenen Augen stieren auf mein volles Bierglas, und hinter der feisten Stirn beginnt es zu arbeiten.

„Aber es steht ja ab, wenn Sie nicht gleich trinken", sagt er endlich.

„So direkt nach dem Essen Bier trinken, ist durchaus nicht gesund", sage ich. „Man wird gar zu stark davon. Und dann ist mir das Bier vom Faß ein bißchen zu kalt, nur ein kleines bißchen, wenn Sie erlauben.. Ich habe es lieber weniger kalt, so ein bißchen gemütlich, ein bißchen warm, das ist dem Magen viel bekömmlicher."

Gott, ist der Mensch schwerfällig. Er steht immer noch, und hinter seiner Stirn arbeitet es. Aber sein Zustand ist einigermaßen begreiflich. Vorgestern habe ich mich noch fürchterlich bei ihm betrunken, und heute?

Man ändert sich eben. In nichts verstehen die Menschen so wenig Spaß wie gerade in diesem Punkt.

Die beiden Siegelringe, die Schweinsaugen, die Plüschpantoffel entfernen sich von meinem Tisch. Der Wirt schlürft stampfend zum Bierfaß, untersucht es von allen Seiten, von oben und unten, von vorne und hinten, wie der Metzger ein Kalb und brummelt vor sich hin. Natürlich, er will es sich nicht ausreden lassen, daß mir sein Bier nicht schmeckt, und so wird er immer wütender auf mich werden. Heilige Dreifaltigkeit, wenn er mich nur nicht doch noch aus seinem Lokal wirft! Nur von hier aus kann ich ja so gut und nah Mabels Fenster sehn. Ich werde viel Mühe haben, ihn zu besänftigen.

Wie kann ich das Bier aus meinem Glas entfernen, ohne es zu trinken? Sehr einfach, nicht wahr? Ausschütten! Aber wohin? Unter den Tisch? Da gibt es eine Lache und rinnt dann in dünnen Fäden über die Diele gerade dem Bierfaß zu, denn der Boden dieses Gasthauses ist ein wenig uneben und neigt sich stark nach der Theke hin. Auf die Straße gießen? Ja, wenn das Fenster nicht zu wäre. Öffne ich das Fenster, so schaut der Wirt und die Wirtin, denn es ist sonst niemand im Lokal, und dann bin ich erst recht verloren.

Endlich hab' ich's! Ich hole mein Taschentuch hervor und tauche es vorsichtig und verstohlen in das Glas. Gott sei Dank, es ist schon weniger Bier darin. Aber wohin mit diesem unmöglichen Taschentuch?

Gibt es keinen Stoffwechsel?

Na also!

Aber dies alles ist noch nicht das Richtige. Diese vermaledeite Büglerin! Sie stärkt die Taschentücher so sehr. Infolgedessen nehmen sie nur wenig Flüssigkeit auf. Ob so eine Büglerin auch einmal, nur ein einziges Mal etwas recht machen kann? Es ist zum Verzweifeln mit solchen Wesen, wenn man Junggeselle ist. Rein gar nichts verstehen sie! Ich bin doch kein Wickelkind mehr! Was sollen die Leute von mir denken? Das geht doch nicht! Und außerdem riecht meine Tasche jetzt schon wie ein Bierkrug, der acht Tage nicht gereinigt wurde.

Aber nebenan, zu Hause habe ich ja... Ich springe auf zur Türe...

„Sie gehen schon?" Die Wirtin baumelt ein wenig mit ihren Schiffstauen. Auch die roten Plüschpantoffel nähern sich. Warum die Leute nur so viel Interesse an mir nehmen? Ich bin doch kein Verrückter.

„Nur für einen Augenblick gehe ich." Ich tanze von einem Bein auf

das andere. Sie verstehen mich, aber der Wirt fragt düster: „Dazu brauchen Sie doch nicht nach Hause?"

„Hol mich der Teufel, das brauche ich doch!" schreie ich.

„Bei uns ist es nicht gut genug." Die Wirtin sieht den Wirt an und baumelt heftiger.

„So?" sagt der Wirt, und die beiden Siegelringe funkeln.

„Aber so verstehen Sie mich doch nicht immer falsch. Ich meine es ja ganz anders. Natürlich ist es mir bei Ihnen gut genug, zu gut sogar, so gut will ich es gar nicht haben, das kann ich gar nicht verlangen!"

Donnerwetter, jetzt hatte ich mich erst recht hineingeritten. „Ich schwöre Ihnen, ich wollte Sie nicht beleidigen, das kann ich gar nicht, dazu bin ich ein viel zu braver Bürger."

„Laß ihn, Amanda", sagt der Wirt. „Du siehst doch!"

Ich laufe, was ich laufen kann, muß ich doch gleich wieder auf dem Posten sein, denn Mabel kann jeden Augenblick nach Hause kommen.

Es ist wirklich ein Glück, wenn man ein ordentlicher Mensch ist. Sofort finde ich, was ich suche; und es ist noch nicht eine Minute vergangen, da sitze ich wieder an meinem Tisch.

Ein Schwamm ist wirklich etwas Köstliches. Mit seiner Hilfe werde ich so viel Bier trinken, daß der Wirt mein Freund werden muß.

Mabel ist nach Hause gekommen, denn in ihrem Wohnzimmer wird es hell. Leider hat sie derweil schon die Vorhänge herunter gelassen. Ich werde sie also heute nicht mehr sehen.

Ich fülle meinen Schwamm und befördere seinen Inhalt, wohin er gehört. Ein ausgezeichneter Schwamm, denn er faßt gerade ein Glas voll Bier, ohne freiwillig auch nur einen Tropfen wieder von sich zu geben. Es ist acht Uhr. Bis elf Uhr bleiben Mabels Gäste für gewöhnlich .. Das sind drei Stunden. Gebe ich dem Schwamm alle zwanzig Minuten ein Glas Bier zu trinken, so macht das bis elf Uhr neun Glas Bier.

„Sie sollen leben, Herr Wirt, prosit!" Kein Zweifel, er wird mich nicht aus seinem Hause vertreiben.

„Ich danke", sagt der Wirt sehr höflich vom Bierfaß her und nimmt einen tüchtigen Schluck.

Ich streichle und liebkose meinen Schwamm, der auf dem Stuhl zu meiner Linken sitzt. Unter sich eine Nummer vom „Anzeiger" und über sich auch eine. Der Nässe und des Geruchs wegen muß man vorsichtig sein.

Draußen herbstelt es und ist längst dunkel. Nur der Himmel oben hat noch ein wenig graues, verschwimmendes Licht. Leider hilft mir das gar

nichts, denn der Hauseingang wird davon nicht heller, und die nächste Laterne steht erst drei Häuser weiter.

Mabel hat einen großen Bekanntenkreis, trotzdem sie Ausländerin ist und noch nicht ein Jahr hier wohnt. Die Schönheit zieht ja überall gleich einen ganzen Schweif allen möglichen Volkes hinter sich her. Mabels Bekanntenkreis besteht nur aus Männern, denn vor Frauen fürchtet sie sich, was ich sehr gut begreife, da sie schöner ist. Unter diesen Männern befinden sich alle Altersstufen und die verschiedenartigsten Berufe. Einjährige, Kaufleute, Ärzte, Maler, Russen, Juden, Christen. Persönlich kenne ich nur sehr wenige unter ihnen. Und doch steht jeder ganz deutlich vor meinen Augen, denn Mabel hat sie mir alle miteinander charakterisiert und beschrieben. Dabei empfängt sie jeden Beruf getrennt, und nie mehr als drei auf einmal. Da sie Telephon hat, läßt sich das leicht arrangieren.

Ich habe keine Ahnung, wer heute bei ihr ist. Früher habe ich mich jeden Tag ein dutzendmal danach erkundigt und mich damit lächerlich gemacht. Jetzt tue ich das nicht mehr.

Mabels Wohnzimmer hat zwei Fenster. Zwischen beiden Fenstern steht ihr Schreibtisch, denn zuweilen dichtet sie, und außerdem hat sie jeden Tag eine große Korrespondenz zu erledigen. Teils mit auswärtigen Freunden, teils mit einem Gericht weit hinten in Amerika. Vor dem Schreibtisch steht der Sessel, auf dem sie für gewöhnlich sitzt. Auch wenn sie Gäste hat. Auch jetzt sitzt sie da, denn zuweilen bemerke ich ihre Silhouette auf dem heruntergelassenen, gelben Vorhang. Hinter ihrem Sessel, ins Zimmer hinein befindet sich eine großmächtige Chaiselongue, auf der es sich sehr bequem liegen läßt.. In der Mitte des Zimmers steht ein kleiner Rauchtisch, um den sich die Gäste gruppieren. Für gewöhnlich wird Tee getrunken. Manchmal auch Sekt. Heute scheinen sie Tee zu trinken. So sehr ich nämlich auch die Ohren spitze, noch höre ich keinen lauten Ton von da drüben.

Wovon sie sich wohl unterhalten mögen? Das kommt darauf an, wer gerade da ist. Ob junge oder alte Leute, ob Kaufleute, Ärzte oder Einjährige. Da ich das nicht weiß, hat es gar keinen Zweck, darüber nachzudenken, worüber sich Mabel in diesem Augenblick unterhält. Aber ich tue es doch. Ich mache sehr witzige Bemerkungen und konstatiere, daß ich einen geistreichen Abend habe. Aber was hat Mabel davon?

Ich trete zum Fenster und öffne es mit einem energischen Ruck. Jedermann mag merken, daß es mir zu warm wird in dieser Spelunke. Warum immer Rücksichten nehmen? Und wenn der Wirt etwas dreinreden will, haue ich ihm eins quer über die Schweinsaugen.

Es war ein Irrtum, sie sind gar nicht still, sie lachen ganz prächtig da drüben. Und Mabel ganz besonders prächtig. Sie hat nämlich eine wundervolle Altstimme. Eigentlich ist es ein wenig kurios, daß sie so herzlich lacht, denn wenn sie mit mir zusammen ist, lacht sie fast nie so laut und herzlich. Vielleicht fürchtet sie sich ein bißchen vor mir? Oder ich bin ihr zu gebildet und nicht mehr jung genug? Wer kann das so genau wissen. Aber lieber wäre es mir schon, sie lachte nicht gerade bei wildfremden Leuten so herzlich. Sie können das falsch verstehn und zu ihren Gunsten auslegen. Gerade Männer tun das gerne.

Seitdem das Fenster offen steht, höre ich alles ganz genau. Nur die Worte kann ich nicht verstehn. Schon wieder lacht sie. Es ist einfach unausstehlich. Morgen werde ich ihr sagen, wie lächerlich sie sich dadurch macht in meinen Augen. Sie ist doch kein Backfisch, der immer lacht. Einerlei, ob sich ein Hund einen Floh fängt oder ein Mensch den Hals bricht.

Die Frau, die da drüben so vergnügt ist und so viel lacht, die kenne ich sozusagen gar nicht. Das ist ein ganz anderer Mensch als die Mabel, die ich kenne. Ist das nicht entsetzlich? Ich fülle meinen Schwamm und befördere seinen Inhalt, wohin er gehört.

Als ich zurückkomme, ist das Fenster geschlossen. Ich mache es sofort wieder auf und sehe die Umsitzenden herausfordernd an. Keiner hat etwas dagegen. Das möchte ich mir auch ausbitten.

Jetzt lacht Mabel ein leises, halb verlegenes, aber sehr belustigtes Lachen. O, das kenne ich. So hält sie es immer, wenn man ihr eine kleine, nicht ganz anständige Geschichte erzählt. Aber wie kommen diese drei Lausbuben dazu, wie können sie sich unterstehn?... Ich trete ans Fenster und spähe hinaus. Wieder höre ich dies selbe leise Lachen. Aber da drüben sind doch die Fenster zu und die Vorhänge herunter? Ach so, im Eßzimmer, das an das Wohnzimmer stößt, sind die Fenster offen. Und die Tür zwischen beiden Zimmern ist es ebenfalls, wie man leicht daran merken kann, daß das Eßzimmer nicht ganz dunkel ist. Es sind doch harmlose Leute, daß sie bei offenen Fenstern solche Späße machen.

Ich setze mich wieder.

Plötzlich durchzuckt es mich, ich grabe die Nägel in die Handflächen und beiße die Lippen zusammen, so fest es geht. Ich habe es ganz deutlich gehört, Mabel hat „Au!" gerufen. Ganz laut und mit einer Stimme, die ein klein wenig heiser ist. Wie wenn einen jemand am Hals zu fassen kriegt. Und nun sehe ich, wie aus der Gegend, wo die Chaiselongue steht, gespenstig groß ein Schatten auftaucht und sich dem Schatten nähert, den

Mabels Kopf auf den gelben Vorhang wirft. Ich bete ein Vaterunser. Erst deutsch, dann lateinisch. Ich zähle bis hundert, erst deutsch, dann französisch. Ich sage das Alphabet auf, erst deutsch, dann griechisch, dann englisch. Gott sei Dank, es ist vorüber, der gespensterhaft große Schatten verschwindet wieder nach der Chaiselongue zu.

„Sie erlauben, Herr Nachbar", sagt ein Maurer am Nebentisch und schließt das Fenster. Ich nicke nur, ich bin gerädert, zerschlagen, verprügelt, fertig. Ich bücke mich zu dem Schwamm und sauge an ihm. Aber nein, wo bleibt meine Energie?! Ich lasse ihn wieder fahren, ziehe die Kniee hoch und schlinge die Hände darum, damit sie nicht mehr knacken, und grüble. Was ist eigentlich geschehn? Mein Gott, einer der jungen Leute da drüben, die tolpatschig und dreist sind wie junge Hunde, ist ein bißchen zudringlich geworden. Vielleicht wollte er auch nur ein bißchen raufen und sich balgen. Bei ganz jungen Menschen äußert sich die Erotik ja gerne so. Und Mabel amüsiert sich darüber, denn es macht ihr Spaß, wenn die Leute verliebt werden. Wie es ihr Spaß macht, wenn einer auf der Straße hinter ihr her sagt: Ist das ein schönes Weib! Sie kommt dann immer eine Minute früher zu mir, um es mir möglichst schnell zu erzählen. Eigentlich sollte ich den Leuten, die sich so um sie bemühen, dankbar sein. Sie haben ja doch nichts weiter davon, und Mabel macht es Spaß. Aber hol mich der Teufel, ich kann es nicht. Und würde ich mich nicht so gut kennen, bisse ich längst nicht mehr so krampfhaft die Lippen zusammen und schlänge längst nicht mehr die Hände so verrückt ineinander. Aber freilich, dann würde ich brüllen und schreien vor Wut und den nächsten Bierkrug in das Wohnzimmer da drüben schleudern. Aber Mabel ist aus sehr gutem Haus und verkehrte immer in der besten Gesellschaft. Schlechte Manieren verträgt sie einfach nicht. Außerdem wäre ihr erster Gedanke: er hat sich doch wieder betrunken. Sie versteht es nun einmal nicht, wie ein gebildeter Mensch unmanierlich sein kann. Die Amerikaner verderben das ganze Weibergeschlecht.

Ich sehe auf die Uhr. Bald ist es überstanden. Schon bewegen sich verschiedene Schatten eilfertig an den Vorhängen her. Man beginnt aufzubrechen. Kreuz und quer bewegen sich die Schatten. Es sieht ganz spaßhaft aus. Wenn es nur keine Männer wären!

Ob sie Mabel nur die Hand oder auch den Mund küssen? Ich habe sie nie danach gefragt, weil mir Zweifel immer noch lieber sind als Gewißheit. Dabei bin ich für meine Person durchaus der Überzeugung, daß sie sich die Hand und den Mund küssen läßt. Sie findet bei dem einen so

wenig wie bei dem andern, Prüderie kennt sie in dem Punkt nicht. Ich vermute, weil sie keine sinnliche Natur ist. Wahrscheinlich bin ich ihr gegenüber so unsicher und kenne mich so schlecht aus, weil ich ganz anders bin. Wer verliebt sich auch in eine unsinnliche Frau!..

Aha, nun gehen sie!

Mabel öffnet das Fenster, nickt und schaut ihnen nach. Jetzt naht der Augenblick, um deswillen ich solche Abende in dieser Spelunke verbringe. Grüßt sie mich oder grüßt sie mich nicht? Sie weiß ganz genau, daß ich hier sitze, wenn sie Besuch hat. Sie mag es freilich nicht, aber auch ich habe meinen Kopf. Sie hat mich bisher noch nie gegrüßt, wenn ich hier bin. Tut sie es erst einmal, so weiß ich, daß sie mich wirklich liebt. Unter „wirklich" verstehe ich, daß sie mich so liebt, wie ich sie.

Sie schaut auch heute nicht nach mir herüber, sie grüßt mich auch heute nicht. Soll ich daraus nun folgern, daß sie mich nicht liebt? Das wäre doch offenbar Unsinn. Folgern läßt sich daraus für jeden vernünftigen Menschen nur, daß sie ärgerlich ist und mich strafen will, weil sie weiß, daß ich hier hocke und eifersüchtig bin. Aber, wie gesagt, ich habe auch meinen Kopf. Und den laß ich mir nicht nehmen. Auch von Mabel nicht.

Rrrrrt! sausen die Rouleaus herunter. Vier Rouleaus. Jedesmal ist es, als führe einer mit einem Pferdestriegel von meinem Magen bis zu meiner Nase.

Jetzt kann ich also nach Hause gehn. Wie einer, der seine Pflicht getan hat.

Ich werfe mich daheim auf mein Sofa und trete ihm energisch auf die Fußpolster, daß es ächzt. Wenn Mabel bei mir ist, und wir Tee getrunken haben, legt sie sich gerne auf mein Sofa. Aber mit dem Kopf nicht auf das Kopfpolster wie gewöhnliche Leute, sondern mit dem Kopf auf das Fußpolster.

Ich trete auf das Fußpolster, so lange ich nur kann.

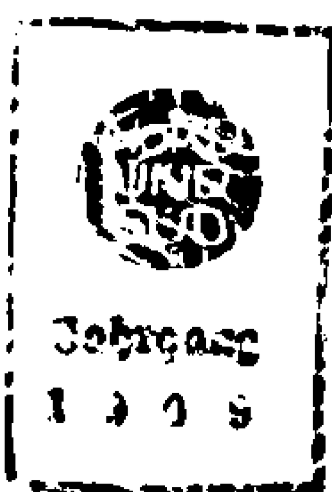
Endlich gehe ich in das Schlafzimmer und öffne alle Fenster, damit ich in der Frühe gleich den Straßenlärm höre und mich nicht verschlafe. Diese letzten Monate haben mich doch ein wenig müde gemacht. Dagegen helfen die geöffneten Fenster ganz ausgezeichnet. Ich sitze stets Punkt acht Uhr bei meinem Tee. Mabel nimmt ihn nämlich auch um diese Zeit. So hat sie mich zum Frühaufsteher gemacht.

II.

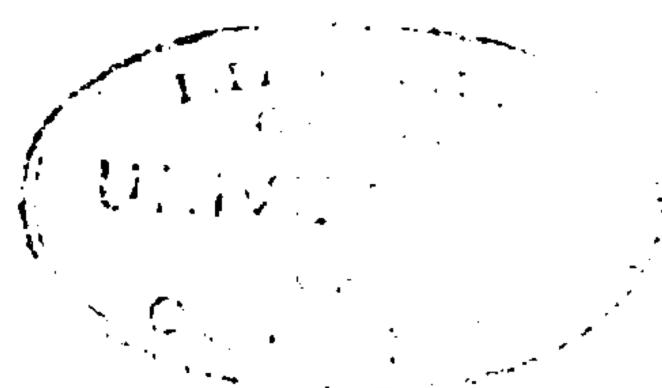
Wenn man es recht betrachtet, haben wir uns auf eine originelle Weise kennen gelernt. Ich war damals ja auch noch ein Kerl.

Mein kleines Haus besorgt eine Ausgeherin, die ich schon fünf Jahre habe. Die Person kümmert sich natürlich um alles; auch um das, was sie nichts angeht. Sie ist schauderhaft mager und häßlich. Und außerdem noch ganz klein. Wenn häßliche Leute groß sind, können sie immerhin noch etwas Imposantes haben. Aber auch das ist ihr versagt. Ich habe sie eines Abends an meinem Gartenzaun aufgelesen, wo sie sich erbrach. Da es dunkel war, nahm ich sie mit und gab ihr einen Cognac. Na, und dann hatte ich, ehe ich mich dessen versah, eine Wöchnerin im Haus. Eine nette Bescherung für einen Junggesellen. Aber sie war nun einmal da. Nach fünf Tagen starb das Kind und am sechsten Tag scheuerte das Frauenzimmer schon meine Wohnung, ohne daß ich es sie geheißen hatte. Da sah ich sie eigentlich zum ersten Mal bei Tag. Ich war so sprachlos über ihre Häßlichkeit, daß ich den Mund nicht auftat, sondern fortlief. Als ich am Nachmittag wieder nach Hause kam, scheuerte sie mein Arbeitszimmer. Ich fluchte, aber sie ließ sich nicht stören. Auf einmal wurde sie käsebleich, so daß ich es mit der Angst kriegte und sie wieder ins Bett stopfte. Aber am andern Morgen war das unmögliche Frauenzimmer schon wieder auf den Beinen, bereitete, ohne mich erst lange zu fragen, mein Frühstück und scheuerte dann mein Schlafzimmer. Als ich sie zur Rede stellte, sagte sie ganz kaltblütig, es sei sehr nötig gewesen, meine Wohnung sehe recht verkommen und verwahrlost aus. Recht hatte sie leider Gottes, und so ließ ich sie gewähren. Warum sollte sie auch nicht aus Dankbarkeit mein Häuschen wieder in Ordnung bringen? Sie erleichterte es, und meiner Wohnung tat es gut.

Aber wenn das in Ordnung ist, muß sie unbedingt fort, sagte ich mir. Häßliche Menschen sind mir entsetzlich. Sie machen mir physisch übel. Mein Magen verträgt sie nicht. Schließlich teilte ich ihr mit, daß es so nicht weiterginge. Sie nickte nur und verschwand. Aber sie hält mir nach wie vor mein Haus in Ordnung. Nur zeigt sie sich möglichst wenig, wenn ich daheim bin. Auch hat sie sich in der Nähe eine Stube gemietet, damit ich sie wenigstens nachts nicht in meinem Hause weiß. Sie hat volles Verständnis für meine Abneigung gegen Häßlichkeit und schont sie nach Kräften. So versorgt sie mich nun glücklich schon fünf Jahre. Bin ich tagsüber zu Hause, zeigt sie mir nur ihre Rückseite, weil die immerhin noch erträglicher ist als die Front. Ist



Leo Putz: [illegible].
Zum Essay von Erich Felber.



es irgendeiner Angelegenheit wegen nötig, daß sie mit mir spricht, tut sie das ebenfalls von rückwärts. Nur abends, wenn es dunkelt und noch kein Licht brennt, präsentiert sie sich wie ein normaler Mensch. Aber immer ein dickes, graues, wollenes Tuch um den Kopf. So rücksichtsvoll ist sie. Und wenn sie merkt, daß ich sie unwillkürlich doch entsetzt anstarre, dreht sie sich ruhig um und redet so weiter. Eine kuriose Person, die einen Narren an mir gefressen hat, weil ich ihr einen Cognac gab und sie bei mir niederkommen ließ. Weiter weiß ich so gut wie nichts von ihr. Aber seitdem ich sie habe, geht es mit meinem Hauswesen ganz prächtig. Und wenn sie einmal über etwas nicht ganz genau Bescheid weiß, finde ich nachts, wenn ich nach Hause komme, einen Zettel bei der brennenden Lampe: „Schneider war heute schon das dritte Mal da mit quittierter Rechnung. Was soll man ihm morgen sagen, wenn er wiederkommt?" Oder: „Der Wein ist fertig. Aber der Weinhändler will nicht weiter kreditieren. Was nun?" Ich schreibe dann einfach darunter: „Hol Sie der Teufel!" Manchmal auch unterstreiche ich den Teufel und setze sechs Ausrufungszeichen dahinter. Dann habe ich wieder für einige Tage Ruhe. Gott mag wissen, wie sie meine Gläubiger immer wieder beschwichtigt. Aber die Hauptsache ist, es gelingt ihr.

Frau Bleibers hat wie alle häßlichen Frauenzimmer eine große Vorliebe für Liebesgeschichten. Wenn sie merkt, daß ich gut gelaunt bin, und abends, wenn noch kein Licht brennt, erzählt sie derlei.

Ich ziehe mir zum Beispiel pfeifend meinen Überzieher an. Da schießt sie auch schon aus der Küche und flüstert: „Heute nacht hat der Hemmerich (das ist unser Metzger) seine Frau verhauen. Haben der Herr Doktor es nicht gehört?"

„So", sage ich und pfeife weiter.

„Sie betrügt ihn mit dem Schmidt." (Das ist unser Bäcker.)

„Recht hat sie", sage ich.

„Da ist er endlich hintergekommen, Herr Doktor."

„Was geht das mich an?!"

Nun schweigt sie. Aber es fällt ihr schwer, sie ist ganz voll von solchen Geschichten.

Es gibt nichts, was in der Welt vorgeht, wohinter diese häßliche Person nicht eine Liebesgeschichte wittert. Und das Komische ist, meist hat sie recht damit. Aber sie ist nun nicht, wie man vermuten sollte, verbittert, weil ihre Häßlichkeit sie davon ausschließt. Keineswegs. Sie gönnt es allen, wenn sie hübsch sind. Nur wenn sie häßlich sind, wird sie bösartig und

gallig. Sie hat sogar eine große Schwäche für alle hübschen Leute und protegiert ihre Liebesaffairen, wie sie nur kann. Ein ganz besonderes Interesse aber hat sie für meine Liebesgeschichten. Und jedenfalls findet sie, daß ich darin viel zu lässig bin, denn wo in der Nachbarschaft eine hübsche Person auftaucht, sofort hat Frau Bleiders sie aufgespürt und gibt sich alle Mühe, mir den Mund danach wässerig zu machen.

Eines Nachts komme ich nach Hause und finde wieder einen Zettel bei der brennenden Lampe. Auf dem Zettel steht: „Heute ist gegenüber eine Amerikanerin eingezogen. Sehr schön. Ergebenst Frau Bleiders."

In der nächsten Nacht ist wieder ein Zettel da. Auf ihm steht: „Die Amerikanerin ist eine junge geschiedene Frau, groß und rotblond. Geld hat sie auch. Ergebenst Frau Bleiders."

Den ersten Zettel habe ich ignoriert. Unter den zweiten schreibe ich: „Hol sie der Teufel." Den Teufel unterstreiche ich dreimal, und sieben Ausrufungszeichen mache ich dahinter. Nun werde ich wohl Ruhe haben.

Aber in der nächsten Nacht finde ich wieder einen Zettel. „Die Amerikanerin hat heute den Hemmerich durch ihre Zofe fragen lassen, wer der große blonde Herr von gegenüber sei. Meist verläßt sie nachmittags um halb fünf ihre Wohnung. Ergebenst Frau Bleiders."

Diesmal schreibe ich darunter: „Wenn Sie sich noch einmal unterstehen, sich um die Amerikanerin statt um meine Gläubiger zu kümmern, fliegen Sie aus dem Haus, so wahr ich Hans heiße."

Nun schweigt sie endlich. Es geht doch auch wirklich nicht an, daß dieses Weibsbild fremde Damen belästigt.

Aber zuweilen, wenn ich aus dem Gartentor trete, schaue ich unwillkürlich nach den Fenstern gegenüber. Es sind gelbe Vorhänge an den Fenstern, und die Vorhänge sind fast immer zugezogen. Weiter sehe ich nichts. Die Dame scheint sich, wenn sie zu Hause ist, möglichst hermetisch von der Außenwelt abzuschließen. Eine leichtfertige Person ist sie nicht, denn die wohnen nicht in dieser Gegend. Hier wohnt fast nur Gerümpel, das Schulden, aber kein Geld hat. Kurios, daß sie grade hierher gezogen ist. Und noch kurioser, daß ich ihr nie begegne, trotzdem ich zuweilen um halb fünf Uhr ausgehe.

So vergehen acht Tage. Da finde ich wieder einen Zettel. „Alle Leute haben Mitleid mit der Amerikanerin. Sie hat schlechte Nachrichten aus Amerika. Ergebenst Frau Bleiders."

Dies häßliche, kleine Frauenzimmer ist doch unglaublich! Eigentlich müßte ich sie nun wirklich hinauswerfen. Aber mir graut, wenn ich mir mein Haus ohne sie vorstelle. Sie hält alles so prächtig in Ordnung. Ich ignoriere den letzten Zettel.

Tags darauf komme ich gegen Abend etwas eilig und ärgerlich aus der Stadt, denn Freund Lossow hatte mich wieder einmal daran erinnert, daß ich ihm zehn Mark schuldig bin. Als ob ich das nicht von alleine wüßte! Daß Gläubiger auch immer an dem guten Gedächtnis ihrer Schuldner zweifeln müssen! Ich bin, wie gesagt, ärgerlich und hänge einem System nach, das mich schon lange verfolgt und offenbar Aussichten hat, wenn man es hinreichend vervollkommnet, die Bank in Monaco zu sprengen. Aber mitten im schärfsten Nachdenken macht sich auf einmal mein Herz bemerkbar. Es wird unruhig wie ein Jagdhund, der ein Wild wittert. Ich kenne das, irgendwo in der Nähe ist eine hübsche Frau. Aber ich habe zu solchen Narrenpossen eben keine Zeit und sage: „kusch!" zu meinem Herzen. Es ist gut dressiert und schweigt.

Mein System ist folgendermaßen: Bei jeder meiner Serien will ich dreißig Franken gewinnen. Nun zerlege ich diese dreißig in folgende drei Zahlen:

5
10
15

und setze das Minimum von fünf Franken auf Rot. Gewinnt Rot, so habe ich eo ipso fünf Franken gewonnen, was mich nicht weiter interessiert, da es für mein System nicht in Betracht kommt. Mein System tritt erst in Aktion, wenn ich verliere. Die fünf Franken gehen also verloren, denn nicht Rot, sondern Schwarz kommt heraus. Das schreibe ich mir folgendermaßen auf:

5
10
15
5

Die letzte Zahl bedeutet die fünf Franken, die ich verloren habe. Nun zähle ich die oberste und die unterste der vier Zahlen zusammen, macht zehn Franken, und setze also jetzt zehn Franken auf Rot, denn ich bleibe bei der einmal gewählten Farbe. Wieder verliere ich.

Wieder schreibe ich die Zahlen unter einander, so daß ich jetzt folgende Reihe erhalte:

5
10
15
5
10

Wieder addiere ich die oberste und die unterste Zahl und setze also fünfzehn auf Rot. Diesmal soll Rot gewinnen. Dann streiche ich die oberste und unterste Zahl, so daß noch bleibt:

10
15
5

Wieder addiere ich die oberste und unterste Zahl und setze also fünfzehn auf Rot. Schwarz gewinnt. Meine Reihe lautet jetzt:

10
15
5
15

Ich setze nun fünfundzwanzig auf Rot. Rot gewinnt. Meine Reihe lautet nun also:

15
5

Ich setze also zwanzig Franken auf Rot. Rot verliert. Meine Reihe heißt jetzt:

15
5
20

Ich setze fünfunddreißig auf Rot. Rot gewinnt. Ich verdopple die bleibenden fünf und setze zehn auf Rot. Schwarz gewinnt. Meine Reihe lautet jetzt:

5
10

Ich setze fünfzehn auf Rot und Rot gewinnt diesmal. Dann habe ich bei dieser meiner Serie dreißig Franken gewonnen.

Zählen wir nach. Verloren habe ich:

5
10
15
20
10 Franken.

Macht zusammen 60 Franken. Gewonnen habe ich:

15
25
35
15 Franken.

Macht zusammen 90 Franken. Hol mich der Teufel, es stimmt. Es wäre also nur noch die Hauptchance der Bank, das Zero, unschädlich zu machen.

Darüber zerbreche ich mir den Kopf. Aber mein Herz gehorcht nicht mehr. Es hüpft und winselt sozusagen, wie sehr ich mich auch blind und taub stelle. Es hüpft und winselt immer ärger. Ich sehe auf und erblicke vor mir eine Frau. Ich sehe schärfer hin. Sie hat einen majestätischen Gang und muß hochbeinig sein, also edle Rasse. Aber plötzlich gerät sie leicht ins Schwanken. Weiß Gott, es wäre schade, wenn sie schon zu so früher Stunde betrunken wäre, denke ich und beeile mich ein wenig. Ich komme gerade recht, um sie aufzufangen. Sie klappert mit den Zähnen und schüttelt sich.

„Um Gottes willen, übergeben Sie sich nicht auch noch!" rufe ich.

Sie macht sich los und schaut mich groß an.

Ich ziehe meinen Hut und sage höflich: „Ich habe nämlich momentan keinen Cognac zu Hause."

Was sie für Augen macht! Aber wundervoll sind sie.

Mir wird etwas nebelig im Kopf, und ich entschuldige mich. „Verzeihen Sie, fast an dieser nämlichen Stelle traf ich vor fünf Jahren eine Frau, die sich auch nicht wohl fühlte. Ich nahm sie mit nach Hause und gab ihr einen Cognac..."

Sie wendet sich ab und geht schweratmend weiter.

„Verzeihen Sie, aber das Schlimmste kommt noch. Die Person hält mir nämlich seitdem Haus, und ich kann sie nicht mehr loswerden."

Die Dame gerät wieder ins Schwanken, so daß ich sie stützen muß. Ich überlege schon, ob ich es noch einmal riskieren soll und sie zu mir nehmen, denn wir nähern uns meinem Haus, und häßlich ist sie nicht, gar nicht. Da schleppt sie sich zu dem Haus vis-a-vis und sagt: „Hier wohne ich."

„Pardon, sind Sie vielleicht Amerikanerin?"

Sie nickt.

Ich geleite die Dame zu ihrer Haustür. Sie ist schon geschlossen. Die Dame lehnt sich an die Mauer und hält mir ein Ledertäschchen hin, das eine Masse Schlüssel und solche Sachen enthält.

Das ist ja famos! Wie bei einem Junggesellen! denke ich und versuche die Schlüssel. Endlich habe ich den richtigen erwischt und schließe auf. Nun könnte ich mich eigentlich empfehlen. Aber die Dame ist entschieden zu schwach. Ich darf nicht ruhen, bis ich sie sicher und geborgen in ihrem Zimmer weiß. Ich werde energisch und nehme einfach ihren Arm, trotzdem sie sich sträubt.

„Welcher Stock?"

„Der zweite", sagt sie. Sonderbar, sie hat gar keinen amerikanischen Tonfall.

Wieder schließe ich auf und mache Licht. Mein Gott, übermäßig luxuriös sieht der Vorplatz nicht gerade aus. Das kann mir nur angenehm sein und macht mir Mut. Sie tastet sich nach einem Zimmer, ich öffne und mache wieder Licht. Hier sieht es wirklich sehr nett und geschmackvoll aus, aber keineswegs üppig. Mir wird immer behaglicher.

Die Dame will etwas sagen, aber ich komme ihr zuvor: „Jetzt sind Sie ganz artig und ruhig, gnädige Dame, und legen sich auf Ihre Chaiselongue." Sie lächelt ein klein wenig und gehorcht.

„Haben Sie ein Mädel, eine Köchin oder sowas?"

„Eine Zofe."

„Auch gut. Auf den Namen kommt es nicht an. Aber selbstverständlich ist die Person nicht zu Hause. Das sind solche Personen nie, wenn man sie braucht."

Die Dame schweigt und schließt die Augen. Ich schweige auch, denn dies Augenschließen erinnert mich an etwas, an etwas sehr Schönes. Halt, ich hab's. Ein Schmetterling sitzt in der Sonne auf einem warmen Stein und klappt langsam die prächtigen Flügel auf und zu. So war es, ganz genau so, als sie eben die Augen schloß. Einfach wundervoll.

„Gnädige Frau?"

Nun schlägt sie die Augen wieder langsam auf. Große silbergraue Augen. Ganz brillant macht sie das.

„Tun Sie mir den einzigen Gefallen und schließen Sie die Augen wieder, gnädige Dame, sonst halte ich es nicht aus."

Sie lächelt leise.

„Haben Sie einen Pelz?"

Sie nickt.

„Er ist wohl eingekampfert? Von wegen der Motten?"

Sie deutet, immer mit geschlossenen Augen, es muß ihr wirklich nicht gut gehn, nach der Tür, durch die wir eintraten. Vielleicht hängt der Pelz draußen? Ich gehe, finde ihn und breite ihn über die Dame. Er riecht ausgezeichnet.

„Haben Sie ein Telephon?"

Sie nickt und deutet nach der Tür.

Ich entferne mich, und sie ruft: „Bitte, keinen Arzt!"

„Einen Arzt?" Ich lache laut. „Da sieht man, wie schlecht Sie mich kennen."

Ich telephoniere an meine Weinhandlung: „Fritz, bestellen Sie sofort ein Automobil, und in das Automobil verfrachten Sie sich mit einer Flasche Bordeaux, aber dem besten, den Sie haben, Schloßbrand. Oder nehmen Sie lieber gleich zwei von den Flaschen mit. Und dann fahren Sie wie der Teufel hierher." Ich gebe ihm die Adresse. Gott sei Dank, daß ich gerade eben die erste Rate meiner letzten Rechnung bezahlt habe.

Nun setze ich mich neben die Amerikanerin und erwirke mir die Erlaubnis, eine Zigarette zu rauchen.

„Bitte, ganz ruhig bleiben, gnädige Dame, schweigen und die Augen geschlossen halten."

Sie pariert wirklich fabelhaft.

Ich setze mich so, daß ich sie nicht ansehe, denn das muß sie ja genieren. Zuweilen schüttelt sie sich noch, aber es wird zusehends besser. Ich blicke vor mich hin, denn ich mag nicht zudringlich erscheinen und ihr Zimmer mustern, rauche eine Zigarette, dann noch eine und fühle mich so wohl, wie seit langer Zeit nicht mehr. Es ist recht merkwürdig.

Dann kommt Fritz angefahren, und ich hole mir die zwei Flaschen herauf. Er hat seine Sache gut gemacht.

„So, gnädige Dame, jetzt legen Sie sich zunächst einmal ins Bett."

Sie fährt in die Höhe und blickt ein wenig wirr um sich.

Da hilft nur Grobheit. „Ins Bett sollen Sie sich legen, verstanden?!"

„Sie... Sie..."

„Ach was, dummes Zeug! Benehmen Sie sich nicht wie eine alberne deutsche Gans! Sie müssen sich jetzt niederlegen und einen guten Tropfen trinken, dann ist alles wieder gut." Damit sie gar nicht erst zur Besinnung kommt, helfe ich ihr auf.

„Wohin?"

Sie wendet sich zu einer Tür.

„Na also! Und wenn Sie im Bett liegen, rufen Sie. Dann bringe ich Ihnen den Rotwein." Ich schiebe sie ganz einfach in das betreffende Zimmer und schließe die Tür hinter ihr. So, nun werden wir ja weitersehn. Aber parieren tut sie wirklich großartig.

Unglaublich leise ist sie. Ich höre nicht das geringste, so sehr ich auch die Ohren spitze.

Ich räuspere mich.

Ich räuspere mich noch einmal.

Entschlossen greife ich zur Lampe und trete in das Schlafzimmer.

„Aber nein, gnädige Dame, wie niedlich Sie aussehen. Wie ein ganz kleines Mädele! Sie brauchen nicht rot zu werden." Ich schwatze und schwatze und gebe ihr Rotwein zu trinken und schwatze und beginne wieder zu rauchen und schwatze, damit sie nur ja nicht zur Besinnung kommt und mich hinauswirft. Und sie läßt alles geduldig über sich ergehen, als wäre es das Natürlichste von der Welt, daß ich hier bei ihr sitze.

Ich erzähle alles mögliche, ganz krause Einfälle, und spreche immer leiser und leiser und fixiere sie scharf. Sie wird immer stiller. Und dann seufzt sie auf einmal befriedigt. Wie es kleine Kinder tun, wenn sie ihre Flasche getrunken haben und schlafen wollen. Unruhig fährt sie mit dem Kopf hin und her. Ich setze mich auf den Bettrand und schiebe meinen rechten Arm unter ihren Kopf. Nun legt sie sich zufrieden auf die rechte Seite und hält sich mit beiden Händen an meiner linken Hand fest. Wie rührend das war. So viel Vertrauen habe ich noch nie in einer menschlichen Bewegung gesehn. Ich verhalte mich mäuschenstill.

Nebenan erscheint jemand, schaut durch die Tür und fährt mit einem leisen Schrei zurück, mit einem richtigen Zofenschrei. „Maul halten!" zische ich. Die beiden Hände zucken in meiner Hand, eine Unruhe fährt über das schlafende Gesicht.

„Wenn Sie sich noch einmal mucksen, erwürge ich Sie!" zische ich zu der Zofe hinüber. „Marsch, ins Bett!"

Die Zofe verschwindet. Bald höre ich sie auf der andern Seite im Nachbarzimmer. Sie geht ebenfalls zu Bett, öffnet aber noch schnell die Tür zwischen ihrem und ihrer Herrin Schlafzimmer. So eine Frechheit! Wenn ich nur aufstehn könnte! Aber die Schläferin hält mich fest. Sie

würde sicherlich erwachen. Ich sinne auf Rache gegen die Niederträchtigkeit der Zofe und vertreibe mir damit für eine Weile die Zeit.

Die Bettkante, auf der ich sitze, ist reichlich hart, wie ich jetzt fühle. Mein rechter Arm liegt unter dem Kopfkissen, der linke, den ihre beiden Hände umklammern, recht weit davon auf der Bettdecke. Ich befinde mich in einer verzwickten Körperhaltung, die nicht gerade angenehm ist. Allerhand Inquisitionsgeschichten fallen mir ein. Peter Arbues hätte etwas darum gegeben, wenn ihm diese qualvolle Stellung für eins seiner Opfer eingefallen wäre. Aber nicht um tausend Dukaten hätte ich sie ihm verkauft. Und nun fühle ich auch noch, wie sich meine beiden über einander geschlagenen Kniee an dem Metall der Bettstelle wetzen. In einer ganz raffinierten Torturstellung befinde ich mich. Alle Achtung!

Die Zofe nebenan wälzt sich hin und her und kann nicht zur Ruhe kommen. Sie denkt natürlich, das endet doch noch mit einer Liebesszene, und deshalb kann sie nicht einschlafen. Sie möchte doch nichts versäumen, nicht wahr? Wenn sie nur wüßte, wie ich immer mehr lahm und steif werde. Da vergingen ihr solche Gedanken gleich.

„Sssst!" zische ich und entferne vorsichtig meine rechte Hand unter dem Kopfkissen. Gott sei Dank, die Schläferin merkt nichts. Nun halte ich es schon noch eine Weile aus.

Ich sitze und schaue. Wie sie schläft und wie geborgen sie sich fühlt. Ihre Wangen sind rosig angehaucht, die Wimpern liegen schwer und müde, die Lippen sind fest geschlossen und doch so weich und rund, die Nase wollte offenbar klassisch werden. Es wurde ihr aber auf die Dauer zu langweilig, und so ging sie schließlich mit einer ganz kleinen, lustigen Nuance nach oben. Aber nur ein klein wenig. Gerade wie es recht ist, um nicht langweilig zu werden.

Die Phantasie geht mit der Zofe immer hitziger durch. Unglaublich, was das Frauenzimmer für einen Lärm macht! Warte, wenn ich erst fort kann. Ich werde sie zur Vernunft bringen, und das gründlich!

Leise, vorsichtig löse ich meine Linke aus den beiden Händen. Es geht, und ich fühle eine kleine Enttäuschung. Eigentlich hatte ich erwartet, sie würde mich nun gleich für immer festhalten. Aber sie scheint nicht diese Absicht zu haben. Sie schläft auch ohne das ruhig weiter. Ich seufze und mache es mir ein wenig bequemer.

Wahrscheinlich fühlt sie, daß ich noch auf dem Bettrand sitze, denke ich, und schläft deshalb so ruhig weiter.

Ich erhebe mich langsam von der Bettkante und blicke gespannt auf

die Schläferin. Sie schläft ruhig weiter. Ich setze mich auf den nächsten Stuhl und warte. Aber es ändert sich nicht das geringste, sie schläft.

Nun bin ich also schon wieder überflüssig geworden? Ich will und will das nicht glauben.

Ich warte.

Ich muß es doch glauben. Es bleibt gar nichts anderes übrig, alle Tatsachen sprechen dafür. Aus ist es! Ich habe mir wieder einmal etwas eingebildet. Meine Phantasie ist wieder einmal mit mir durchgegangen.

Wenn wenigstens das verdammte Frauenzimmer nebenan nicht solche Wirtschaft machte.

Ich gehe zu ihr, und eine große Wut wird in mir lebendig. Ich beuge mich über sie, alle meine Glieder zittern vor Zorn, und sage: „Wenn Sie jetzt nicht die ganze Nacht so ruhig liegen wie eine Tote, verhaue ich Sie, daß Sie Ihr blaues Wunder erleben. Verstehn Sie mich?"

Sie starrt mich an und hält mich offenbar für verrückt.

„Mein Name ist Hans Faller. Ich wohne vis-a-vis in dem kleinen Häuschen. Da melden Sie sich morgen vormittag, verstanden?"

Die Person rührt sich nicht.

In der Tür mache ich ihr noch einmal eine Faust. Dann nehme ich das Ledertäschchen mit den Schlüsseln, die zweite Flasche Bordeaux, die noch nicht angebrochen ist, und verschwinde leise.

Fortsetzung in der April-Nummer.

Religiöse Grundgedanken und moderne Wissenschaft. Eine Umfrage.

V.

Dr. Max Dessoir, Professor an der Universität Berlin.

Die Aufforderung, in dieser Zeitschrift das Verhältnis zwischen Religion und Wissenschaft vom philosophischen Standpunkte aus zu erörtern, ist mir erwünscht gekommen, weil mir dadurch der Anstoß gegeben wurde, einiges, worüber ich seit Jahren mich in Vorlesungen ausspreche, nun auch schriftlich niederzulegen. Andererseits jedoch folge ich nur ungern dem Rufe. Denn es ist kaum möglich, in der hier gebotenen Kürze die mitzuteilenden Ansichten vor jedem Mißverständnis zu sichern, was bei der Bedeutung des Gegenstandes besonders schmerzlich empfunden werden muß.

In den Vorlesungen pflege ich vom Begriff der Philosophie auszugehen und zu zeigen, daß die Philosophie sowohl Beziehungen zur Religion als auch zur Wissenschaft besitzt. Am Anfang der europäischen Entwickelung überwog das Verhältnis zur Wissenschaft: Philosophie war damals das uninteressierte Streben nach Wahrheit als nach einem Eigenwert, war das von Aristoteles gepriesene rein theoretische Verhalten. An die Stelle dieser Philosophie oder der Philosophien (die Griechen haben sinngemäß auch die Mehrzahl des Wortes verwendet) ist allmählich die Mannigfaltigkeit der Sonderwissenschaften getreten. Will man noch heute Philosophie als eine Verknüpfung der allgemeinsten Erkenntnisse, als Inbegriff der gesamten Wissenschaft festhalten, so fordert man etwas Unvollziehbares. Dennoch liegt dem ungerechtfertigten Verlangen das richtige Gefühl zugrunde, daß Philosophie es nicht mit einem Ausschnitt aus der Wirklichkeit zu tun hat, wie die Zoologie mit der Tierwelt, die Botanik mit den Pflanzen usw. Der Geist des Uni-

versalismus verbleibt jeglicher echten Philosophie, nur ist er nicht mehr derjenige des Polyhistorismus. Philosophie hat in der Tat das Ganze im Auge; sie fragt nach seinem Sinn und Zweck; sie will diesen als etwas Vernünftiges erkennen, in Begriffe fassen, zur allgemeingültigen Klarheit bringen; und indem sie eine letzte Einheit in der Fülle der Erscheinungen sucht oder das Wesenhafte aus dem Zufälligen herauslöst, findet sie Ideale und Werte, die dem Leben eine tiefere Bedeutung verleihen.

Die Philosophie betrifft demnach einen Gegenstand, der niemand fremd ist. Auch der Weg zu ihm hin verläuft vor den Augen aller, denn er beginnt beim Gewöhnlichsten. Um jenen Gegenstand zu erfassen, kommt es darauf an, bereits im Nächstliegenden etwas Neues zu sehen, oder anders ausgedrückt: hinter dem gewöhnlichsten Dinge das Ungewöhnliche zu spüren und mit der Gedankenbildung über die üblichen Grenzen hinauszustreben. Ein philosophischer Kopf ist der, der beim Einzelnen nicht stehen bleiben kann, sondern gewaltsam zum Höchsten und Letzten gedrängt wird. Ein solcher Mensch beruhigt sich nicht mit dem Gegebenen und seiner wissenschaftlichen Erklärung, nein, er gräbt tiefer, gleich dem Schatzgräber, der aus dem Schmerz der Armut heraus seine Hoffnungen verborgenen Tiefen zuwendet. Aber leider findet man dort unten kein „letztes Wort“, das die Welträtsel endgültig und für jedermann löste. Das wäre eben wirkliche Zauberei: wem dies glückte, der vermöchte nicht mehr unter den Menschen als unter seinesgleichen zu leben. Der Lohn jener Schatzgräberei liegt vielmehr, wie in dem adligen Bewußtsein des metaphysischen Bedürfnisses überhaupt, so in der Tätigkeit des philosophischen Nachsinnens. Oft sind philosophische Systeme die Antworten auf Fragen, die wir noch nicht einmal klar erfaßt hatten. Aus dem Leben stammt Philosophie, weshalb denn Meister Eckhart einen Lebemeister höher stellt, als hundert Lesemeister. Die echte philosophische Anschauung wird nicht mit Willkür, sondern mit schicksalsharter Notwendigkeit gebildet. Der beginnt zu philosophieren, der sich von der Kettenlast täglicher Geschäfte freimacht und die Frage aufwirft: wer bin ich und was soll ich? Nur der Mensch ist in diesem Sinn eine problematische Natur. Daher hat man richtig die menschliche Seele ihrer höheren Bedeutung nach als ein „fragendes Wesen“ bestimmt.

Aus menschlichen, ja aus persönlichen Erfahrungen und Bedürfnissen stammt der ganze Reichtum unsrer geistigen Bestrebungen. So

erwächst beispielsweise ein wurzelhaftes Problem der Philosophie aus dem bewußt gewordenen Widerstreit menschlicher Art gegen die Natur. Schon dem unentwickelten Nachdenken fällt es auf, daß der Mensch in die Gesetzmäßigkeit der Natur gehört: er entsteht und vergeht wie alles andre Lebendige; die Natur nimmt auf ihn keine besondere Rücksicht; sie läßt den durch sinnlosen Zufall tödlich Verwundeten genau so erbarmungslos hinsterben wie ein beliebiges Tier, und mag er der edelste, beste, der Gesamtheit unentbehrlichste Mensch sein. Dennoch fühlt jeder in sich etwas, das ihn von diesem gleichmütigen Gang des Weltlaufes sondert; nennen wir es seine Seele. Diese Seele weiß sich als ein anderes gegenüber dem Mechanismus; da sie sich ihm überlegen und einer höheren Ordnung der Dinge zugehörig glaubt, so jammert sie über den Leib als einen Kerker und wendet sich ab von allem blinden Naturtreiben. Eine solche Spannung zwischen Ich und Welt wird in irgendwelchen Formen doch wohl von jedermann empfunden. Zum begrifflichen Ausdruck gesteigert erscheint sie als das philosophische Problem „Geist und Natur". Hinter einer der wichtigsten metaphysischen Aufgaben steht also das ganz urwüchsige Erlebnis eines Unterschiedes zwischen unserm inneren Wesen und unsern Daseinsbedingungen.

Das Erlebnis bleibt auch dauernd die Grundlage. Wem es nicht zuteil wird, der findet schwerlich die rechte Stellung inmitten der vielen Systeme, die sich um das Verhältnis von Geist zu Natur gelagert haben. Im gewissen Sinne muß der einzelne die Philosophie von vorn beginnen, gleichwie sein Leben — ein teils schmerzlicher, teils tröstlicher Gedanke. Hiermit ist zugleich ausgesprochen, daß die philosophische Überzeugung unvermeidlich einen Einfluß auf die Lebenshaltung gewinnt. Philosophie meint ja wörtlich und inhaltlich Liebe zur Weisheit, nicht Liebe zur Wissenschaft, und in die Weisheit ist Bewährung durch die Lebensführung eingeschlossen. Nachdem diese Einsicht gegen Ende des Altertums ins allgemeine Bewußtsein getreten war, ist sie nicht wieder verloren gegangen. Wer die schönste Pflicht des voll gelebten Seins darin erblickt, zur hellen Besinnung über Schein und Wahrheit, Seiendes und Seinsollendes, Vergängliches und Ewiges emporzusteigen, der kann gar nicht anders, als daß er auch im Handeln die Richtung seiner Weltanschauung zum Ausdruck bringt.

Ich hoffe, mit diesen Erwägungen auf den Satz vorbereitet zu haben, daß zwischen Philosophie und Religion eine natürliche Verwandtschaft besteht. Sie ist freilich des öfteren von Denkern und

Dichtern geleugnet worden; ich erinnere nur an die merkwürdigerweise selten zitierten Verse aus Heines „Himmelfahrt“:

Sankt Peter rief: „Oh weh! oh weh!
Die Philosophie ist ein schlechtes Metier.
Wahrhaftig, ich begreife nie,
Warum man treibt Philosophie.
Sie ist langweilig und bringt nichts ein,
Und gottlos ist sie obendrein.
Da lebt man nur in Hunger und Zweifel,
Und endlich wird man geholt vom Teufel.“

Über die Kurzweiligkeit und Einträglichkeit berufsmäßigen Philosophierens wollen wir klüglich schweigen; ihre vermeintliche Gottlosigkeit jedoch kann unter keinen Umständen zugegeben werden, denn sie wird durch die Tatsachen der Geschichte widerlegt. Nicht bloß zahllose einzelne Denker, sondern auch ganze Schulen sind ebenso fest mit der Entwickelung der Theologie, wie mit dem Fortschritt der Philosophie verbunden; und zumal seit jener großen Zeit, da antike Bildung und orientalischer Offenbarungsglaube zusammenschmolzen, blieb die innerliche Zugehörigkeit fast ohne Unterbrechungen gewahrt. Metaphysik und Religion haben den Zug ins Transzendente gemeinsam. Mit ihnen, als mit feindlichen Verbündeten, kämpft das Verhalten durchgeführter Diesseitigkeit, das wie Faust zu sprechen scheint: „Was drüben, kann mich wenig kümmern.“ So mag der Forscher fühlen, aber nicht der geborene Philosoph und nicht der Gläubige. Obwohl die Arbeit auf den Gebieten der Philosophiegeschichte, Logik und Psychologie, um nur die wichtigsten Teile des Ganzen zu nennen, streng wissenschaftlich gehalten ist, so bedeutet doch Philosophie im gesättigten Sinne des Wortes mehr als eine gelehrte Untersuchung gegebener Tatsachen. Das Überlogische teilt sie mit der Religion. Im übrigen sind allerdings Unterschiede wirksam, auf die besonders geachtet werden muß, damit die Eigenart der Religion deutlicher hervortrete. Zunächst ist klar, daß die Metaphysik auch ohne die Annahme eines persönlichen Gottes ihre Aufgabe zu erfüllen vermag. Die Religion hingegen kann auf die Vorstellung der Persönlichkeit um so weniger verzichten, da diese ja ein Idealbegriff und keineswegs, wie man so oft hört, ein anthropomorpher Erfahrungsbegriff ist: unter Persönlichkeit verstehen wir eine Gestaltung des inneren Lebens, zu der alle Leistungsmenschen hinstreben, die aber nie erreicht, geschweige dauernd bewahrt wird. Alsdann steht es mit der Metaphysik

so, daß sie immer einen Inbegriff von Sätzen bildet, während der Glaube ein Verhalten des Menschen bleiben kann und zu keinem Dogma zu führen braucht. Endlich ist das Erlebnis, worauf jede Religion beruht, verschieden von der Grunderfahrung des Philosophierenden.

Ich gehe nunmehr näher auf die letzte Behauptung ein. Philosophische Welt- und Lebensbeurteilung entspringen aus dem Zusammenstoßen zweier äußersten Punkte, nämlich des Weitesten und des Engsten, des ganzen Seienden und des individuellen Ich. Das Erlebnis, aus dem die Nötigung zum Philosophieren fließt, ist das Gefühl, nur durch Nachdenken über die allgemeinsten Gründe und Zwecke das eigene Leben lebenswert machen zu können. Hiervon unterscheidet sich das Urphänomen des Glaubens nicht unwesentlich. Es läßt sich beschreiben als ein plötzlich aufleuchtendes Bewußtsein persönlicher Verbindung mit einer unsichtbaren Gewalt. Diese ebenso erschütternde wie beglückende Erfahrung wird keineswegs jedermann zuteil; ganze Völker, darunter solche von hoher Kultur gleich den Japanern, scheinen ihrer durchschnittlich zu entbehren. Auch bei uns gibt es doch aufrichtig unfromme Naturen, die das religiöse Erlebnis, die darauf gegründete Überzeugung und das daraus entspringende Heilsverlangen nicht kennen. Trotzdem muß die Anlage zum religiösen Erlebnis als allgemein menschlich bezeichnet werden, weil sie an den verschiedensten Stellen und auf allen Stufen nachzuweisen ist. Bereits der Naturmensch glaubt sich von übermenschlichen, aber menschenähnlichen Kräften umringt und fühlt sich abhängig von der Gunst dieser unsichtbaren Wesen. Innerhalb der Kulturwelt sind es die einzelnen Religiösen, die — früher oder später, hier oder dort auftretend — mit ergreifender Klarheit die Ursprünglichkeit der Glaubenserfahrung vor Augen stellen. Bei meinen Forschungen zur Geschichte der Psychologie habe ich die seelenenthüllenden Mitteilungen dieser Gläubigen kennen gelernt und mich von der Gemeinsamkeit der Grundzüge überzeugt; der persönliche Verkehr mit Anhängern vieler Bekenntnisse und auch mit frommen Spiritisten hat mich in der Ansicht bestärkt, daß ungeachtet der Mannigfaltigkeit religiöser Erfahrungen eine sie verbindende Einheit vorherrscht, die die Zusammenfassung in einen allgemeinen Begriff erlaubt.

Die Bezeichnung „allgemeiner Begriff" ist indessen mit Vorbehalt aufzunehmen. Die Darstellung des typischen Vorgangs wird ja von der gegenwärtigen Wissenschaft nicht sogleich in den überlieferten abstrakten Begriffsformen vollzogen. Vielmehr strebt man jetzt danach,

das Erlebnis als solches, d. h. ohne systematische Umbildung, ja, ohne rationalistische Durchtränkung zu vergegenwärtigen. Wenn es einerseits den Vertretern der Wissenschaft nicht genügen darf, selbst das Erlebnis zu haben oder von seinem Dasein zu wissen, so wollen sie es anderseits nicht sofort in die vereinfachten Formeln logischer Gesetzmäßigkeit aufgehen lassen, sondern versuchen, voraussetzungslos das reine Erlebnis zu beschreiben. Von überall her hört man den Ruf: Zurück zu den Erscheinungen, zu den wirklich beobachtbaren Tatsachen! So wird beispielsweise in der Kunstwissenschaft vornehmlich das einzelne Werk genau beschrieben und analysiert; so stützt sich die Lehre vom Denken auf eine Phänomenologie; so bemüht sich also auch die Religionswissenschaft darum, das Urphänomen des Glaubens in unverletzter Zartheit zu erfassen. Diesem Zug der Zeit kann ich mich nicht ohne Weiteres anschließen. Die in der Tiefenrichtung unbegrenzte Schilderung eines in der Flächenausdehnung gleichfalls unbegrenzten Stoffes scheint mir kein erstrebenswertes Ziel. In den meisten Fällen — in den meisten sage ich, denn Ausnahmen sind vorhanden — finde ich das Ausbreiten des Allbekannten ebenso überflüssig wie geschmacklos. Und noch mehr: die Tendenz ist bedenklich, weil sie in unsre Büchereien ungeheure Papiermassen zu wälzen droht, von denen nur ein Bruchteil Wert besitzt. Solche Deskriptionen werden erträglich, wenn sie aus künstlerischer Auffassung quellen, oder mindestens in künstlerischer Form gehalten sind. Dann aber droht die Gefahr, daß nicht mehr das Erlebte, sondern seine poetische Umschreibung dargeboten wird; und ich fürchte, daß gerade bei den eindruckskräftigsten Leistungen der neuen Religionsphilosophie diese Gefahr zur Wirklichkeit geworden ist. In den entgegengesetzten Fehler verfallen die Anhänger der Richtung freilich noch viel häufiger, indem sie die angeblich reine Beschreibung unwillkürlich unter theoretische Gesichtspunkte stellen; schließlich reden sie sich und andern ein, daß ihr Verfahren, brauchbar als Unterlage und Vorschule der Forschung, bereits die eigentliche Wissenschaft bedeute.

Mit allem dem soll indessen ein wesentlicher Vorzug dieser ganzen Betrachtungsweise nicht verdunkelt werden, nämlich der, daß gegenwärtig die Bedeutung der reinen Erfahrung lebhafter anerkannt und die Fülle der ungebrochenen menschlichen Natur mit größerer Ehrfurcht angeschaut wird. Während die Zeiten erwachender Bildung das Denken zu überschätzen pflegen, da sie ihm allein jeden Fortschritt zu verdanken glauben, können die Vertreter einer sicher gewordenen Kultur ohne



Botticelli: Bildnis eines [illegible]
Vancci in der Akademie [illegible]
Zum Essay von Henry [illegible]

das Erlebnis als solches, d. h. ohne systematische Umbildung, [illegible] wissenschaftliche Durchdringung zu vergegenwärtigen. Wenn [illegible] seits den Vertretern der Wissenschaft nicht genügen darf, [illegible] Erlebnis zu haben oder von seinem Dasein zu wissen, so sollen [illegible] andererseits nicht sofort in die vereinfachten Formeln logischer [illegible] mäßigkeit aufgehen lassen, sondern versuchen, voraussetzungslos [illegible] Erlebnis zu beschreiben. Von überall her hört man den Ruf [illegible] zu den Erscheinungen, zu den wirklich beobachtbaren Tatsachen [illegible] wird beispielsweise in der Kunstwissenschaft vornehmlich das [illegible] Werk genau beschrieben und analysiert; so zieht sich die [illegible] Denken auf eine Phänomenologie; so bemüht sich also auch die Re[illegible] wissenschaft darum, das Urphänomen des Glaubens in [illegible] heit zu erfassen. Diesen Zug der Zeit kann ich mich nicht ohne [illegible] anschließen. Die in der Tiefenrichtung unbegrenzte Schilderung [illegible] in der Flächenausdehnung gleichfalls unbegrenzten Stoffes scheint [illegible] kein erstrebenswertes Ziel. In den meisten Fällen — in den [illegible] sage ich, denn Ausnahmen sind vorhanden — finde ich das [illegible] des Altbekannten ebenso überflüssig wie geschmacklos. Und noch [illegible] die Tendenz ist bedenklich, weil sie in unsere Büchereien ungeheure [illegible] massen zu wälzen droht, von denen nur ein Bruchteil Wert [illegible] Solche Deskriptionen werden erträglich, wenn sie aus künstlerischer Auffassung quellen, oder mindestens in künstlerischer Form gehalten [illegible] Dann aber droht die Gefahr, daß nicht mehr das Erlebte, sondern [illegible] poetische Umschreibung dargeboten wird; und ich fürchte, daß [illegible] bei den eindrucksvollsten Leistungen der neuen Religions[illegible] diese Gefahr zur Wirklichkeit geworden ist. In den entgegengesetzten Fehler verfallen die Anhänger der Richtung freilich noch viel häufiger, indem sie die angeblich reine Beschreibung unwillkürlich unter theoretische Gesichtspunkte stellen; schließlich reden sie sich und andern ein, das [illegible] Gefundene [illegible] als Unterlage und Vorschule der Forschung, bei [illegible] die eigentliche Wissenschaft [illegible].

Mit allem dem soll indessen ein wesentlicher Vorzug unserer [illegible] Betrachtungsweise nicht verdunkelt werden, nämlich der, daß [illegible] wärtig die Bedeutung der reinen Erfahrung lebhafter erkannt [illegible] die Fülle der [illegible] Natur mit größerer Ehrf[illegible] [illegible] wird. Während die Zeiten erwachender Bildung das [illegible] [illegible] allein [illegible] Fortschritt zu [illegible] [illegible] Vertreter einer [illegible] gerechteren [illegible]



Botticelli: Bildnis eines Mannes.
Paneel in der Akademie Florence.
Zum Essay von Henry Bryan Binns.

Schaden auf den Götzendienst der abstrakten, begriffsmäßigen Wahrheit verzichten. Es scheint ihnen nicht ein „Opfer des Verstandes", wenn sie Überzeugungen gelten lassen, die keine beweisbare Lehre bilden und trotzdem alle wissenschaftlichen Bemühungen lenken, oder, wenn sie Welt und Mensch zunächst als Erlebnisse auffassen, ehe sie ihnen den Stempel von Systemen aufdrücken. Mit dieser Haltung verbindet sich von selbst ein aufgeschlossener Sinn für Eigenart und Bedeutsamkeit des religiösen Vorgangs. Ein solcher Sinn gehört dazu, um den Herzpunkt des Problems zu finden. Er liegt in der Einsicht, daß die Religion eine ganz ursprüngliche Beziehung zum Leben ist, eine Seite des geistigen Daseins, deren Verlust eine Verarmung darstellt.

Dieser Satz muß sich aber gegenüber einer weit verbreiteten Meinung rechtfertigen. Der französische Philosoph Auguste Comte hat ihr die folgende Prägung gegeben. Man sagt, ein Mensch stirbt, wenn er seinen eigenen Geist sieht: so sah — nach Comte — die griechische Volksreligion ihren Geist in der Platonischen Metaphysik und starb; die Metaphysik hinwiederum sah ihren Geist in der Wissenschaft und starb ebenfalls. Wo Religion sich erhalten hat, ist sie ein Überlebsel aus einer im großen Ganzen längst überwundenen Periode. Sie dürfte als das Erzeugnis einer vorwissenschaftlichen Phantasietätigkeit heute überhaupt nicht mehr geduldet werden. Doch da sie in den allzu menschlichen Affekten von Furcht und Hoffnung eine nie verschwindende Stütze hat und außerdem als sozial zweckmäßige Einrichtung von den Machthabern gehätschelt wird, so schleppt sie ihr überflüssiges Dasein weiter. — Der Gedankengang leidet an Fehlern der geschichtlichen und der psychologischen Auffassung. Geschichtlich erwiesen ist bloß die Ersetzbarkeit des Mythus, aber nicht die der Religion. In Wahrheit sind ja Religion und Metaphysik am Leben geblieben; wenn sie ihr Gebiet anders umgrenzt und vielleicht eingeschränkt haben, so bedeutet das noch nicht ohne weiteres eine Minderung ihrer Wirksamkeit. Die Erklärung aus Furcht und Hoffnung will mir erst recht nicht einleuchten. Die Religion — so verkündet neuerdings wieder einmal ein Psycholog — sei ein Schutzgedanke gegen das Dunkel der Zukunft. Aber wo in aller Welt läßt sich der natürliche Mensch von der Rücksicht auf die Zukunft bestimmen? Selbst wir Angehörigen einer entwickelten Kultur richten unser geistiges Verhalten selten nach dem, was späterhin kommen könnte; der Primitive gar, der doch auch einen Gottesglauben hat, lebt ausschließlich in der Gegenwart. Soll der psychologische Ort der religiösen Urerfahrung

bezeichnet werden, so muß immer wieder hervorgehoben werden das Verhältnis zum Unerkennbaren und Unbeherrschbaren, die Sehnsucht, eine Entzweiung des äußeren und des verborgenen Lebens zu überwinden, und endlich das nicht abzuleitende Heimatsgefühl für etwas Unsichtbares. In diesem Sinne deute ich mir Sebastian Francks Wort, das Feuerbach zu Unrecht für seine Anthropologie verwendete: „Gott ist ein unaussprechlicher Seufzer, im Grunde der Seelen gelegen."

Der Glaube ist eine ganz ursprüngliche Stellungnahme des Bewußtseins zum Gegebenen. Er darf um so weniger eine Vorstufe des erkennenden Verhaltens genannt werden, da er andern Richtungen der Seele verwandter ist als dem logischen Denken. Sein Kern liegt nicht in einer Teilbetätigung — und das ist die Verstandesfunktion —, sondern in der gesamten inneren Lebendigkeit des Menschen. Wer sich auf die bestimmenden Mächte seines bisherigen Daseins besinnt, der entdeckt sie in den Entscheidungen seiner ganzen Persönlichkeit, im Wollen und Werten, in schöpferischen Kräften, in idealen Forderungen. So sieht der wirkliche Mensch aus. Schlimme Befangenheit ist es, ihn zu einem bloßen Vernunftgeschöpf zu entwirklichen. Aus der wahrhaft vorhandenen Kraftfülle der Menschennatur ist die Religion herausgewachsen, und mit ihr bleibt sie dauernd verknüpft. Darum läßt sie sich nur mit schweren Schädigungen vom Herrschaftsgelüst des Verstandes überwältigen.

Aber wieso neigen wir dazu, unser eigentliches Wesen, das im Setzen von Werten und im Handeln besteht, dem Logischen zu opfern? Wie kommt es, daß die Religion fortdauernd mit der Wissenschaft zu kämpfen hat? Die Antwort lautet: Wir meinen — aus übrigens begreiflichen Gründen — erst dort den Boden sicherer Wirklichkeit zu betreten, wo wir feste Begriffe unter den Füßen haben. Auch die religiösen Erfahrungen drängen daher zu der uns geläufigen und bewährten logischen Gewißheit, sie wünschen einen Platz im System unsrer Erkenntnisse. Wohin das führen kann, sei an einem abschreckenden Beispiel gezeigt. Vor Jahren erschien eine Schrift, betitelt „Mein streng mathematischer, keimesgeschichtlich-stammesgeschichtlicher Beweis für das Dasein Gottes". In der Ankündigung dieses Büchleins sagte der Verfasser: „Sollten Professor Haeckel oder Anhänger seiner Lehre diesen Beweis nicht zerstören können, so hat die atheistische Entwickelungslehre plötzlich ihren wohlverdienten Todesstoß erhalten. Dagegen ist für die Zerstörung meines Beweises eine hohe Geldprämie ausgesetzt." Das

klingt wie eine Parodie, ist indessen nur die karikaturhafte Übertreibung jenes Grundsatzes, alles, somit auch die religiöse Überzeugung, in das Gebiet exakten Wissens zu zerren. Selbst wenn nicht mit so plumpen Händen zugegriffen, sondern mit aller Zartheit etwa versucht wird, die Gegenwart eines Göttlichen aus der Verworrenheit des Innenlebens herauszuheben, so geschieht es eben immer mit Hilfe von Begriffen. Aber es zeigt sich auch immer wieder, daß der Verstand die im Glauben enthaltenen Voraussetzungen weit schwerer rechtfertigen als zersetzen kann. Völlig unmöglich ist es, durch Mathematik und Naturwissenschaft sichere Aufschlüsse über Gott zu gewinnen; das Unternehmen scheint mir ebenso unsinnig, als ob jemand aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch das Wesen des Goetheschen „Faust“ erfassen will. Die beiden Kreise haben ein zu kleines gemeinsames Stück. Über eine seelische Haltung, die nicht an die Grenzen der Erfahrung gebunden ist, die in Gemütsbedürfnissen, Wertsetzungen und Willensentschlüssen lebt, entscheiden keine nach dem Vorbild der Mathematik geformten Beweise. Dies freimütig anzuerkennen gilt leider noch heute als ein Zeichen von Schwäche. Dennoch ist dies Zugeständnis der einfache Ausdruck der einfachen Tatsache, daß das Leben reicher ist als die Wissenschaft.

Seit dem Erscheinen der Enzyklika gegen den Modernismus ist der Kampf auf weiten Strecken besonders heftig geworden. Der päpstliche Erlaß, dessen Einzelheiten ich gewiß nicht verteidige, trägt in sich eine richtige Empfindung für die Bedenken, die der Vermischung des religiösen Lebens mit Forderungen und Ergebnissen der Wissenschaft anhaften; die katholische Kirche leistet starren Widerstand, um den unabsehbaren Konsequenzen jeglicher Nachgiebigkeit zu entgehen. Nach meinem Urteil bedeutet es jedoch keinen Schaden, wenn der Streit fortdauert, denn in ihm vergewissern wir uns der Lebendigkeit beider geistigen Güter. Ein Friede zwischen Religion und Wissenschaft ist weder erwünscht noch erreichbar; nur die Grundlagen fruchtbarer Auseinandersetzung, von denen die philosophischen hier berührt wurden, sollten nicht stets von neuem angetastet werden.

Max Dessoir

VI.

Dr. Heinrich Bassermann, Professor an der Universität Heidelberg.

Ich wundere mich gar nicht, daß die Vertreter unsrer modernen Wissenschaft, sei es der Natur-, sei es der Geisteswissenschaft, der religiösen Gedankenwelt allermeist kühl, wenn nicht ablehnend gegenüberstehen. Sie sind Intellektualisten und müssen es sein, der Intellekt aber ist nicht der Ausgangspunkt und nicht das Zentralgebiet des Religiösen. (Beiläufig gesagt ist deshalb die Theologie eine so schwierige und gefährliche Wissenschaft, weil sie ein Gebiet intellektualistisch behandeln heißt, das dem Intellektualismus weniger als andere zugänglich ist. Religion ist Sache des Gefühls und des Willens; wer sie wissenschaftlich bearbeitet, muß mehr sein als Intellektualist, obwohl er freilich auch dies sein muß. Doch das nur nebenbei.)

Im Gebiet seines Forschens und Erkennens stößt der Vertreter der modernen Wissenschaft nirgends auf Gott und erkennbar Göttliches; er ist niemals veranlaßt, göttliche Kräfte zu konstatieren oder anzunehmen. Alles, was er unter den Händen hat, ist endlich, natürlich, gehört der erfahrbaren und unwiderleglich konstatierbaren Welt, ob auch freilich keineswegs immer einer sinnlich erfahrbaren an. Selbst wer die religiöse Welt, die ja tatsächlich vorhanden ist und, weil von größtem Einfluß, zweifellos auch Gegenstand wissenschaftlicher Forschung werden kann, wissenschaftlich behandelt, wird sie, als Moderner natürlich, nicht religiös zu erklären versuchen müssen.

Denn eben diese natürliche Erklärung ist ja Zweck a l l e r modernen Wissenschaft, eine Erklärung aus dem nirgends unterbrochenen Zusammenhang endlicher Ursachen und Wirkungen heraus. Nicht nur die moderne Naturwissenschaft, auch die Philosophie verwehrt es, in diesen Zusammenhang irgendwo eine unendliche Ursache, eine supranaturale Kraft eintreten zu lassen und ihre Mitwirkung zum Zwecke wissenschaftlichen Erkennens zu verwerten.

Diese durch den heutigen Stand der Dinge herbeigeführte Sachlage und die daraus dem wissenschaftlich arbeitenden Menschen natur-

gemäß erwachsende Haltung, Richtung und Gewöhnung seines Geisteslebens erklärt es ausreichend, daß er zur religiösen Welt und den sie erfüllenden und bewegenden Gedanken in der Regel keine positive Beziehung findet.

Man könnte aber demgegenüber geltend machen, daß doch alle Wissenschaft auf Grenzen des wissenschaftlichen Erkennens trifft, wo sie mit ihrer Arbeit nicht mehr weiter kann und ein Unerklärliches anzuerkennen sich ehrlicherweise genötigt sieht. Allein damit ist für die Religion zunächst wenigstens nichts gewonnen. Denn die Wissenschaft enthält in sich nicht die Nötigung, dieses Unerklärliche, jenseits der Grenze Liegende als etwas Supranaturales, Göttliches anzuerkennen. Im Gegenteil: für jeden wirklich wissenschaftlichen Menschen muß das Unerklärliche gerade zum stärksten Antrieb neuer, tiefer, eindringender Forscherarbeit werden. Was jetzt nicht erklärbar ist, kann es später werden; die Geschichte der Wissenschaft liefert hierfür eine überwältigende Fülle von Beispielen.

Von hier aus begreift sich sogar ein starker Widerwille der Wissenschaft gegen eine Religion, die etwa allzu rasch zur Hand ist, sich an den Grenzen des Erklärbaren dauernd niederzulassen. Sie scheint den Forschungstrieb zu dämpfen, den Fortschritt der Wissenschaft zu hemmen oder doch mit Mißtrauen zu verfolgen und nur mit Widerwillen zuzugestehen. Wo das Verhältnis der beiden in dieser Weise aufgefaßt wird, da ist ständiger Krieg zwischen beiden unvermeidlich, und wie die Wissenschaft von der Religion nichts wissen will, so muß die Religion zur Feindin der Wissenschaft, wenigstens der voranschreitenden werden.

Oder sollten vielleicht die letzten Einheiten (seien es physische oder psychische), zu denen doch schließlich jede Wissenschaft gelangen muß und muß gelangen *wollen* — denn die Wissenschaft hat in sich die unabweisbare Tendenz zum „Monismus" — dem Forscher den Gedanken eines Unendlichen und seiner Beziehung zum Unendlichen, also einen religiösen Gedanken aufdrängen oder wenigstens nahelegen? Man könnte es denken. Die Materie, die Kraft, die Elemente, die Seele, das Ich, die Welt, der Zusammenhang des ganzen Geschehens selbst wären solche Einheiten. Aber auch von hier bis zur religiösen Gedankenwelt ist noch ein weiter Schritt. Und was die Hauptsache ist: nicht die Wissenschaft selbst heißt den Forscher diesen Schritt tun. Viel-

mehr wird es hier darauf ankommen, daß in ihm außer seinem wissenschaftlichen Bedürfnis noch ein metaphysisches lebendig ist. Das ist nicht notwendig und liegt ihm vermöge der sonstigen Art seiner Geistesarbeit nicht einmal nahe. Beim Philosophen vom Fach etwa wird es sich regen. Aber es fragt sich doch sehr, ob der richtige Naturforscher zugleich Naturphilosoph, der richtige Geschichtsforscher zugleich Geschichtsphilosoph sein soll. Hält er die Grenze zwischen beiden Gebieten mit Bewußtsein fest, so mag es sein. Unerquicklich, ja unerträglich ist dagegen ihre Vermengung; weder die Wissenschaft, noch die Philosophie kann dabei gut fahren.

Zudem: das Wort Metaphysik allein schon erweckt ja dem modernwissenschaftlichen Menschen leicht ein Grauen: gibt es denn Metaphysik? läßt sich über diese letzten Einheiten, die doch Postulate, nicht Erfahrungstatsachen sind, etwas Haltbares denken und aussagen? Der Agnostizismus wird der modernen Wissenschaft nach dieser Richtung hin weit näher liegen.

Falls der Forscher aber auch über diese letzten Einheiten nachdenken, also einem metaphysischen Bedürfnis folgen sollte, so wird ihn dieses noch keineswegs mit Sicherheit auf religiöse Positionen und Behauptungen führen. Auch sie kann er und wird er meist als natürliche, immanente, nicht supranaturale fassen. Das religiös-höchste, was dabei sich ergeben könnte, wäre ein Pantheismus, und zwar durchaus intellektualistischer Art. Der aber wird schwerlich noch religiös genannt werden dürfen oder auch nur wollen.

Ob ein Vertreter moderner Wissenschaft diese letzten Einheiten religiös auffaßt oder doch mit religiösen Gedanken verknüpft, das ist nicht Ergebnis seiner wissenschaftlichen Arbeit, sondern — seiner Gemütsstellung, seines Willens und Charakters, kurz, seiner Persönlichkeit. Mag man auch in neuerer Zeit nachgewiesen haben, wie viele große Forscher zugleich auch religiösdenkende Menschen waren: an ihrer Wissenschaft hing das m. E. nicht, sondern stammte aus ganz andern Quellen.

Gefühle sind es, das Bewußtsein von seelischen Zuständen, die dazu treiben, ein Überweltlich-Unendliches anzunehmen, zu verehren, es in Beziehung zu uns und uns zu ihm zu setzen, also Religion gelten zu lassen und eine auf sie bezügliche Gedankenwelt aufzubauen. Es scheint nicht, daß alle Menschen diesen Gefühlen in gleichem Maße zugänglich wären. Hierin unterscheiden sich die Rassen, die Geschlechter,

die Alter, die Zeiten und die Individuen. Anlage, Vererbung und Erziehung spielen doch offenbar hier eine große Rolle. Man kann Gefühle hegen und pflegen, man kann sie auch zurückdrängen; dann erkalten, verstummen und erlöschen sie allmählich. Wo hervorragend wissenschaftliche Begabung ist, scheinen sie mir von vornherein nicht in großer Stärke vorhanden zu sein. Der wissenschaftliche Mensch unserer Tage hat es doch wohl schwerer, fromm zu sein, als der unwissenschaftliche. Denn das Gefühl ist es nicht, was bei ihm am stärksten entwickelt zu sein pflegt.

Nur aus einer Übermacht des Gefühls aber entspringt der Wille. Und es ist durchaus Sache des Willens, die religiösen Realitäten als solche anzuerkennen. In wem das religiöse Gefühl nicht stark genug ist, der wird, sofern er doch sein Vorhandensein anzuerkennen genötigt ist, wohl meist dem Illusionismus verfallen: Religion ist Selbsttäuschung, vielleicht eine notwendige, vielleicht eine angenehme und heilsame, vielleicht eine verderbliche, aber sie ist nicht Realität. Dann aber ist sie nicht, oder sie ist doch nur ein dem langsamen Aussterben geweihter Wahn. Mit solchen Dingen aber befaßt man sich nicht, oder doch nicht ernstlich.

Nur eines wüßte ich, was den wissenschaftlichen Forscher unsrer Tage vielleicht doch zur Anerkennung einer religiösen Realität, ich will nicht sagen nötigen, wohl aber veranlassen könnte, eines, das in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit selbst liegt, ja als ihre letzte Entstehungsursache anzusehen ist. Das ist, freilich nur bei den Großen, den wirklichen Forschern vorhanden, der unstillbare Erkenntnistrieb, oder besser, der Drang nach Wahrheit um jeden Preis. Dieser Drang ist ein Gefühl, ein starkes Gefühl, das deshalb einen Willensakt auslöst, nämlich eben die wissenschaftliche Arbeit. Wer in ihr steht, ihr sein Leben gewidmet hat, für sie seine ganze Kraft einsetzt, seine Gesundheit und den gewöhnlichen, auch höheren Lebensgenuß opfert, der erweist sich bei einigem Nachdenken als stehend unter einer Macht, die er selbst nicht geschaffen hat, mit der er auch nicht identisch, sondern die größer und stärker ist, als er. Er fühlt diese Macht, er gehorcht ihr, er muß es tun, koste es, was es will.

Es kommt alles darauf an, ob ihm das, vorausgesetzt, daß es so bei ihm aussieht, zum Bewußtsein kommt. Geschieht es, so steht er einer Realität praktischer Art gegenüber, die sich ihm aus dem Zusammenhang

endlicher Ursachen und Wirkungen schlechterdings nicht erklärt, einer Realität, die er trotzdem anerkennt, ja deren Macht er sich beugt, indem er sie zur Beherrscherin seines Lebens erhebt.

Ich denke, wenn irgendwo, so kann an diesem Punkte dem wissenschaftlichen Forscher die Welt der Religion sich erschließen. Indem er die Macht der Wahrheit gefühlt und sie praktisch anerkannt hat, durch die Tat seines Willens, hat er die Offenbarung eines Göttlichen erfahren, und er beugt sich tatsächlich vor dem Gott, der die Wahrheit ist. Niemand hat so wie der echte wissenschaftliche Forscher Gelegenheit, diese Erfahrung zu machen. Reflektiert er über sie, faßt er sie in ihrer ganzen Größe, Tiefe und Stärke, so ist doch auch ihm die Welt religiöser Gedanken wenigstens an einem Punkte zugänglich. So begreift es sich, daß gerade nur bei den größten Forschern sich Religiosität zu zeigen pflegt.

Nicht aber hört nun der wissenschaftliche Forscher auf, Forscher zu sein, weil er religiös zu denken angefangen hat. Beides ist scharf geschieden und wohl auseinander zu halten: die wissenschaftliche und die religiöse Weltbetrachtung. Gerichtet auf das gleiche Objekt, arbeiten sie nach verschiedener Methode, jene durchweg auf Erkenntnis der endlichen und natürlichen Ursachen und Zwecke gerichtet, diese alles sub specie aeternitatis betrachtend, Gott, die letzte Ursache in allem spürend und Gott, den höchsten Zweck überall setzend. Auch der wissenschaftliche Forscher, sofern er religiös ist, wird eine religiöse Gedankenwelt, eine religiöse Weltanschauung sich bilden müssen, aber sie stört ihm seine wissenschaftliche Betrachtung nicht und greift nicht in sie ein. Gott ist überall, wo Natur ist, Menschenleben und Geschichte — denn gibt es ihn, so muß er ein Herr sein über alles — aber auch umgekehrt: Natur, Menschenleben, Geschichte ist überall, wo Gott ist. Es kommt lediglich darauf an, worauf der Blick gerade gerichtet wird. Ein und derselbe Mensch kann beide Betrachtungsweisen nebeneinander haben und anwenden. Und wer beide hat, scheint mir den weiteren Blick zu besitzen.

D. W. Bessermann
Prof. d. Theologie.

VII.

Dr. A. Döring, Professor an der Universität Berlin.

Die Frage nach dem Verhältnis von Religion und Wissenschaft zu einander erledigt sich sofort und von selbst, sobald man sich darüber ins klare gesetzt hat, was man unter Religion verstehen will. Das Wort Religion ist nämlich von einer proteusartigen Vieldeutigkeit und schillert in allen Farben. Es bedarf daher, ehe man es in irgendeiner Richtung in die Diskussion hineinziehen will, einer vorgängigen Verständigung über den Sinn, den man ihm unterlegen will.

Das einzig richtige Verfahren bei dieser Begriffsbestimmung ist das von Ludwig Feuerbach beobachtete. Eine Erscheinung von allgemeiner Ausbreitung im Menschenleben darf nicht nach subjektiver Willkür bestimmt werden, sondern muß in dem Sinne genommen werden, in dem sie tatsächlich die Jahrtausende hindurch im seelischen Leben ungezählter Millionen eine Rolle gespielt hat. Auch für die Religion gewinnen wir nur so die echte und ursprüngliche Wesensbestimmung. Die Religion in diesem eigentlichen und ursprünglichen Sinne ist eine Parallelerscheinung der Kultur. Die Nöte, Gefahren, Anfechtungen des Lebens, die Wünsche und Bedürfnisse, die in unendlichen Abstufungen und Variationen in der Menschenseele zutage treten und ihre gemeinsame Wurzel im Glückseligkeitstriebe haben, erzeugen in gleichem Maße die Kultur und die Religion im eigentlichen Sinne. Löst nämlich der Wunsch das Streben nach Selbsthilfe aus, wird das Gewünschte als Zweck gesetzt, zu dem Vernunft und Erfahrung die zweckentsprechenden Mittel ausfindig machen, und setzt dann ein tatkräftiges Wollen diese Mittel in Bewegung, so entsteht ein Kulturstreben. Setzt der Wunsch die Phantasie in Bewegung, die übernatürliche, persönliche Wesen ersinnt, mit deren Hilfe das Gewünschte erreicht werden soll, oder stellt sich die primitive Denkgewohnheit ein, die alles Unheil und alles heilsame Geschehen nach der Analogie des eigenen Verfahrens auf persönliche Mächte als Ursachen zurückführt, und glaubt man dann diese persönlichen Mächte durch Gunstbewerbung

beeinflussen zu können, so entsteht Religion im eigentlichen Sinne. Die Religion wie die Kultur spiegelt das wider, was man haben und was man sein möchte. Die Religion legt aber die Verwirklichung dieser Wünsche in die Hände übermächtiger, von den Banden des Naturgeschehens unabhängiger Wesen, deren Wirken eben wegen dieser Losgebundenheit von den Gesetzen des Naturgeschehens den Charakter des Wunders trägt, und die ferner so geartet sind, daß sie durch unser Verhalten ihnen gegenüber, indem wir ihnen Handlungen oder Gesinnungen entgegenbringen, die ihr Wohlgefallen erregen, zu ihrem Wunderwirken im Interesse unsrer Wünsche willig gemacht und bestimmt werden können. Religion im eigentlichen Sinne ist Gunstbewerbung gegenüber der persönlichen und durch unser Verhalten beeinflußbar gedachten Wundermacht, die über das natürliche Geschehen Herr ist.

Die Religion im eigentlichen Sinne ist im Prinzip kulturfeindlich. Sie steht in einem prinzipiellen Antagonismus zum Kulturstreben, weil, sie durch die illusorische Erwartung von Wunderhilfen das Streben nach Selbsthilfe lähmt. Tatsächlich freilich finden wir in der Entwicklung der Menschheit beide Faktoren in einer unendlich mannigfaltigen und vielverschlungenen Wechselwirkung. Die fortschreitende Kultur reinigt und verbessert ständig durch Verbesserung des intellektuellen und sittlichen Zustandes die Religion. Andernteils wirkt die Religion auf niederen Kulturstufen vielfach ermutigend und inspirierend auf das Kulturstreben zurück. Ja, die Erzeugung der religiösen Vorstellungen von hilfreichen Wesen ist als Selbstermutigung und Selbsttröstung im Grunde auch ein, freilich nur auf die subjektive Stimmung, wirkender Akt der Selbsthilfe.

Nach dieser Fixierung des Begriffes der Religion im eigentlichen Sinne bedarf es wohl kaum noch des Nachweises, daß zwischen ihr und der Wissenschaft, die unter allen Umständen mit der Voraussetzung der Unverbrüchlichkeit des Kausalnexus arbeitet, völlige Unvereinbarkeit herrscht. Soweit daher auf eine einheitlich und konsequent durchgeführte wissenschaftliche Weltanschauung Anspruch gemacht wird, findet sich durchweg zugleich der Verzicht auf diese Form religiöser Überzeugungen, es sei denn, daß infolge der berühmten Brandmauer im Gehirn individuell auf verschiedenen Lebensgebieten entgegengesetzte Überzeugungen zur Anwendung gebracht werden.

So wird denn auch diese ursprüngliche Form der Religion, wenn sie auch nur in gewissem Maße unter den Einfluß einer wissenschaftlichen Weltbetrachtung gerät, in ihren Grundfesten erschüttert. Die Leitung des Weltgeschehens durch eine, an keine Gesetze gebundene, von Fall zu Fall sich entscheidende Wundermacht widerspricht zu offenkundig der Unverbrüchlichkeit des Kausalgesetzes, und die Bestimmbarkeit dieser Wundermacht durch menschliche Beeinflussungen erscheint nicht nur durch die gar zu große Menschenähnlichkeit der Gottheit anstößig, sondern widerspricht auch der konstanten Erfahrung. So wird denn die Weltleitung durch Entschließungen von Fall zu Fall und die Zugänglichkeit der Weltmacht für Gunstbewerbungen aus dem religiösen Vorstellungskreise ausgeschaltet, damit aber freilich auch die Religion ihres eigentlichen und beherrschenden Grundinteresses beraubt. Alle Mittel der Gunstbewerbung und insbesondere auch das Bittgebet im eigentlichen Sinne werden hinfällig.

Aber damit ist die Existenz der Religion noch nicht völlig aufgehoben. Es bleibt die Möglichkeit eines religiösen Verhaltens in sekundärem und weiterem Sinne bestehen. Das ein für alle Male das Verhalten der Weltmacht bestimmende Wesen derselben wird mit Vernünftigkeit und sittlichen Eigenschaften, mit Weisheit, Gerechtigkeit und Güte ausgestattet. Der Weltlauf, einschließlich der Geschichte der Menschheit, ja selbst der Geschichte der Einzelnen, arbeitet nach dieser neuen Konzeption auf ein weises und gütiges Ziel hin. Es gibt eine sittliche Weltordnung, nach deren unverbrüchlichen Gesetzen sich an das Verhalten der Menschen die entsprechenden Folgen anknüpfen. Und so bleibt denn eine Art von religiösem Verhalten möglich: Zuversicht und Vertrauen in den Weltlauf, Hingabe des Gefühls und Willens an diese vernünftige und gütige Weltordnung, ein Sicheinsfühlen und Einsseinwollen mit ihren Absichten und Tendenzen.

Aber auch diese abgeschwächte und abgeblaßte Form der Religion kann dem vollen Lichte einer wissenschaftlichen Weltbetrachtung auf die Dauer nicht standhalten. Die Idee eines durch das Weltgeschehen verwirklichten Weltzweckes und Weltplans ist schon als Idee und vollends nach dem Tatbestande des Weltgeschehens unrealisierbar, und die Hineinbeziehung der Menschengeschicke in diesen Weltplan insbesondere scheitert schon an der verschwindenden Unbedeutenheit unseres Wohnplatzes im unfaßbar ausgedehnten Weltgebäude.

So bleibt nur die Möglichkeit einer noch weiter abgeschwächten und abgeblaßten Fassung der Religion, die freilich kaum noch den Schatten einer Ähnlichkeit mit der ersten Urform besitzt. Wenn das, was wir haben und was wir sein möchten, die Gestalt eines glänzenden Vollkommenheitsbildes, eines Ideals, annimmt, so vermag die Betrachtung dieses Ideals eine gewisse Inbrunst, einen Enthusiasmus, eine Gefühlserhebung, eine Andacht zum Ideal hervorzubringen, die den Willen zur Arbeit an der Realisierung des so hoch Bewerteten beschwingt und befruchtet. Es ergibt sich so, wenn man will, eine dritte Form der Religion, die Religion des Ideals, die freilich nur in noch uneigentlicherem Sinne, als selbst die an zweiter Stelle besprochene Stufe, den Namen Religion zu tragen berechtigt ist. Sie ist gemeint, wenn Häckel von einer Religion des Wahren, Guten und Schönen redet, und wenn Goethe in dem Gedicht „das Göttliche" dieses, das Göttliche, während die Natur „unfühlend" ist und das Schicksal blind unter die Menge tappt, nur im edlen, hilfreichen und gütigen Menschen verwirklicht sieht.

Nur der Religion in diesem Sinne, die freilich ganz außerhalb des Rahmens, der auch heute noch überall gäng und gäben „Gestalten des Glaubens" liegt, kann keine Wissenschaft etwas anhaben.

Döring.

VIII.

Dr. Rawitz, Professor an der Universität Berlin.

Die Frage nach dem Verhältnis der modernen Wissenschaft zu den religiösen Grundgedanken kann ich, wenn überhaupt, jedenfalls so kurz, wie es gewünscht wird, nicht beantworten. Auch ein Hinweis auf etwaige Stellen in meinen Schriften ist nicht möglich, da in den wenigen Arbeiten generellen Inhaltes, die ich bisher veröffentlicht, das religiöse Problem, weil jenseits meiner Themata liegend, von mir nicht

einmal gestreift wurde. Soll ich zur Sache mich trotzdem äußern, so hätte ich folgendes zu bemerken:

Was ist unter Religion bezw. unter religiösen Grundgedanken zu verstehen? Die weitaus größte Zahl der Menschen, wenn sie von Religion spricht, begreift darunter die Glaubenssätze, welche die Kirchen oder Religionsgesellschaften als die unabänderlichen Grundlagen unseres religiösen Seins aufgestellt haben. Daß diese Sätze und ihre Einkleidung nur zeitlichen Wert haben, sich mit dem jeweiligen Kulturstande der Rassen ändern, unterliegt keinem Zweifel, wird durch die Geschichte erwiesen. Mit dieser Religion, weil sie wesentlich nur äußere Form ist, hat die moderne Wissenschaft, gemeint ist wohl die Naturwissenschaft, gar nichts zu tun. Ob die liturgischen Formeln so oder anders lauten, ob das Jenseits oder Diesseits auf diese oder andere Weise erfaßt werden, kann dem Naturforscher völlig gleichgültig sein. Und nur insofern und nur dann hat er sich um diese Religion zu kümmern, wenn und sobald sie seinen Forschungen Hindernisse in den Weg legen, seinen Resultaten mit hierarchischem Machtworte entgegentreten will. Also: zu dem, was vulgär Religion genannt wird, wie zu der hierarchischen Formulierung ihrer Grundgedanken hat die moderne Wissenschaft gar keine Beziehungen und sie muß es auch ablehnen, wenn von der anderen Seite der Versuch gemacht wird, solche Beziehungen künstlich herzustellen. Ist aber damit die Rundfrage beantwortet? Ich glaube: nein; eben weil die zur Zeit herrschenden bezw. vorhandenen Religionen in ihrer äußeren hierarchischen Form den wirklichen religiösen Grundgedanken bis zur Unsichtbarkeit verschleiert haben. Religion, so sagt man wohl und sagt es mit Recht, ist das den Menschen aller Zonen und aller Zeiten innewohnende metaphysische Bedürfnis. In seinem rastlosen und so wenig erfolgreichen Kampfe gegen die Natur — das bißchen Nahrungssorgen spielt im Daseinskampfe keine Rolle — kommt dem Menschen täglich seine Ohnmacht zum Bewußtsein. Er fühlt sich Kräften und Einflüssen gegenüber, denen er sich unterwerfen muß, denen er sich nicht entziehen kann. Dieses Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit von der Natur liegt allen Religionen ohne Ausnahme zugrunde, wenn es auch in Nord und Süd eine sehr verschiedene Gestalt erhalten hat. Und dieses Gefühl oder besser, diese Erkenntnis des absoluten Unterworfenseins unter die Naturgesetze: ist sie wirklich der religiöse

Grundgedanke, dann hat ihn auch die Naturwissenschaft. Ja, sie ist von ihm viel tiefer durchdrungen, ist also in Wahrheit viel religiöser, als sämtliche sogenannten Religionen der Welt zusammengenommen.

Prof. Dr. Rawitz.

IX.

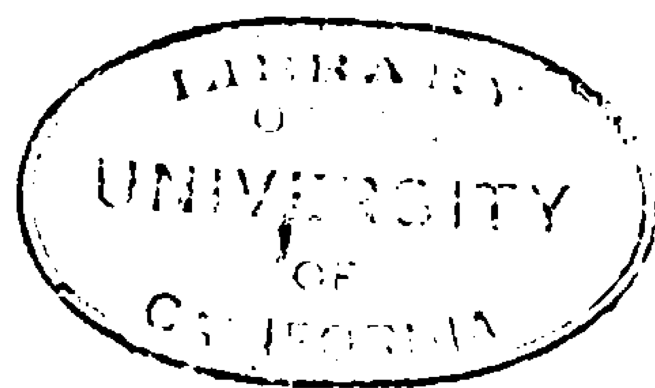
Dr. Conrad Bornhak, Professor an der Universität Berlin.

Geschichte und Rechtswissenschaft scheinen in ihrer wissenschaftlichen Behandlung von religiösen Problemen nicht berührt zu werden. Ist es nach Rankes klassischem Ausspruche Aufgabe des Geschichtsschreibers, zu erzählen, wie es eigentlich gewesen ist, so bleibt diese Wiedergabe äußeren Geschehens unbeeinflußt von der religiösen Überzeugung des Erzählers. Und Rechtswissenschaft bedeutet nach einer weit verbreiteten Auffassung in Theorie und Praxis nichts anderes, als Paragraphenlehre. Die Paragraphen sind fein säuberlich zu gruppieren, nicht erledigte Streitfragen in extensiver, intensiver Auslegung, oder nach der Analogie zu entscheiden, und danach jeder Fall unter einen Paragraphen zu bringen.

Doch diese oberflächliche Auffassung der Aufgaben von Geschichte und Rechtswissenschaft vergißt, daß jede wissenschaftliche Behandlung eines Stoffes gleichzeitig künstlerische Tätigkeit ist. Selbst das künstlerisch vollendetste Bild gibt niemals den Gegenstand schlechthin wieder, sondern in der Färbung, wie ihn der Künstler geschaut. Das Bild mag der Wirklichkeit ferner bleiben oder ihr näher kommen, es ist unter allen Umständen subjektiv gefärbt. Ja, diese Färbung ist es geradezu, die das Bild zum Kunstwerke macht. So trägt auch jede wissenschaftliche Darstellung eine subjektive Färbung in sich. Und nichts bestimmt ihren



Leo Putz: Herbststürme.
Zum Essay von Erich Felder.


LIBRARY
UNIVERSITY
OF

Charakter in dem Maße, als die Stellung des Urhebers zu den religiösen Problemen.

Gewiß soll die Geschichte nur darstellen, wie es wirklich gewesen ist. Aber über das, was in der Vergangenheit geschehen ist, können die Ansichten sehr auseinandergehen, selbst wenn man dieselbe Überlieferung der Quellen zugrunde legt. Der geistige Blick des einen ist anders beanlagt, als der des andern, und so werden die Geschehnisse in sehr verschiedener Bedeutung und in verschiedenem Zusammenhange berichtet. Die materialistische Auffassung sieht überall nur Mund- und Magenfragen in ihrer Verbindung als soziale Bewegung und Entwicklung, die sich wie Naturereignisse nach den Grundsätzen der Gesetzmäßigkeit vollziehen und bei Kenntnis der maßgebenden Faktoren womöglich vorher berechnen lassen. Von politischen Aktionen und Kriegen zu berichten, gilt als der überwundene Standpunkt einer chauvinistischen Geschichtsauffassung, wobei man freilich jene Dinge selbst nicht ungeschehen machen kann. Die pragmatische Geschichtsauffassung, wenn sie auch die Bedeutung des sozialen Faktors nicht verkennt, ist von jener Einseitigkeit weit entfernt. Die geschichtliche Tat erscheint ihr als frei gewolltes Menschenwerk, wenn auch der Einzelne nie alle Folgen voraussehen kann, jedes geschichtliche Ereignis als das Ergebnis zusammenwirkender Ursachen, die in dieser Zusammensetzung nur einmal vorkommen. Es läßt sich also nichts vorherbestimmen und vorhersagen. Und doch erscheint in der Geschichte eine organische Fortentwicklung, die ihr gegeben und bestimmt ist. Diese Grundverschiedenheit der geschichtlichen Auffassung ist durch nichts anderes veranlaßt, als durch die religiöse Überzeugung des einzelnen Geschichtsschreibers.

Auch die Rechtswissenschaft kommt mit der bloßen Paragraphenlehre nicht viel weiter. Daß die Stellung zu den Grundfragen von Recht und Staat durch die religiöse und philosophische Auffassung beeinflußt wird, liegt auf der Hand. Doch bei dem engen Zusammenhange von Theorie und Praxis ist der Nachweis von Interesse, daß auch die Rechtsanwendung im täglichen Leben von der religiösen Stellung beinflußt ist.

Im Strafrechte geht die grundlegende Frage des Determinismus und Indeterminismus, die Frage nach der Willensfreiheit, in letzter Linie auf die religiöse Überzeugung zurück, wobei es sich keineswegs um die Alternative, hier Glauben und da Unglauben, handelt. Wer die Freiheit des Willens leugnet, sei es, weil er in dem Menschen nur ein instinktmäßig handelndes Naturerzeugnis sieht, sei es, weil der Mensch

kraft göttlicher Prädestination verworfen und daher auf den Weg der Sünde verwiesen ist, muß folgerichtig auch die strafrechtliche Verantwortlichkeit leugnen. Damit ist alles Strafrecht aufgehoben, und es kann sich höchstens, wie Bellamy es in seinem Idealstaate aus dem Jahre 2000 vorschlägt, um Sicherungsmaßregeln der menschlichen Gesellschaft gegen Geisteskranke handeln. Schon hier spielt nicht nur das religiöse, sondern geradezu das konfessionelle Moment in die Rechtsauffassung hinein.

Daß das in noch viel höherem Grade beim Kirchenrechte der Fall ist, bedarf kaum des besonderen Nachweises. Ob es überhaupt ein Kirchenrecht gibt, worauf seine Geltung beruht, ob eine Einrichtung wirklich zu Recht besteht, oder es sich nur um einen kirchlichen Anspruch handelt, ob sie göttliches Recht oder menschliche Satzung ist, das alles sind Fragen, die je nach dem religiösen Bekenntnisse verschieden beantwortet werden.

Ob das Privatrecht nur die äußere Form ist, hinter der die wirtschaftlichen Vorgänge sich vollziehen, oder ob es einen ethischen Inhalt hat zum Schutze der Schwachen, zur Abwehr von Ausbeutung, das ist im letzten Grunde eine religiöse Frage.

Die Bedeutung des Staates und die Feststellung seiner Aufgaben, sein Verhältnis zur Kirche, überall, wohin wir blicken, stoßen wir auf religiöse Probleme. Gerade die neuere deutsche Staatsentwicklung hat in dem Briefwechsel Kaiser Wilhelms I. mit Papst Pius IX. während des Kulturkampfes und in der Allerhöchsten Botschaft von 1881 zur Sozialpolitik auf diesen religiösen Gesichtspunkt hingewiesen.

Alles dies sollten nur Beispiele sein, die sich auf den ersten Blick aufdrängten, um die hohe Bedeutung des religiösen Problems für die Rechtswissenschaft zu zeigen. Alles lobenswerte Streben nach Objektivität bringt hier nicht um die Tatsache herum, daß eine von der religiösen Überzeugung losgelöste Objektivität ebenso wenig möglich ist, als ein menschliches Denken, das sich über die Schranken des Ortes und der Zeit erheben würde.

Aus jeder umfassenden geschichtlichen oder rechtswissenschaftlichen Darstellung kann man daher, ohne gerade zwischen den Zeilen lesen zu müssen, die religiöse, vielfach auch die konfessionelle Überzeugung des Urhebers entnehmen. Es kommt eben niemand darum herum.

Es ist vielfach von der Unvereinbarkeit der Religion und Wissen-

schaft, namentlich von Religion und moderner Naturwissenschaft die Rede gewesen, und der Ersatz der überlieferten Religion durch die materialistische Weltauffassung, die mit allen Errungenschaften moderner Naturwissenschaft übereinstimmen soll, empfohlen worden. Auf das fremde Feld der Naturwissenschaften will ich mich nicht einlassen, sondern dies Berufeneren überlassen. Aber von Geschichte und Rechtswissenschaft kann ich behaupten: Sollte jemals die materialistische Auffassung zur Herrschaft gelangen, so bedeutete das die Vernichtung von Geschichts- und Rechtswissenschaft, wie sie sich in Jahrtausende langer Kulturarbeit entwickelt haben. Wenn hier und da einmal ein geschichtliches oder juristisches Werk materialistisch beinflußt ist, so schadet das nicht viel, kann sogar nützlich wirken, indem es die Unmöglichkeit folgerichtiger materialistischer Wissenschaft zeigt. Aber die Vorherrschaft des Materialismus wäre gleichbedeutend mit der Preisgabe der Kulturarbeit aller früheren Geschlechter. Und so dürfen wir unsere Geistesarbeit doch nicht überschätzen, daß wir uns imstande fühlen könnten, jene fortgeworfenen Kulturwerte sofort durch etwas Neues, Besseres zu ersetzen. Nicht Religion und Wissenschaft, sondern materialistische Weltauffassung und Wissenschaft sind unvereinbar, so daß der volle Sieg der einen die andere zerstören muß.

Zum Schlusse will ich noch eine Stelle aus meiner „Allgemeinen Staatslehre" anführen, mit deren zweiter Auflage ich gerade beschäftigt bin.

„Die Lehre vom Staate hat es nicht nur zu tun mit dem Staate, wie er ist, sie hat nicht bloß einen empirischen Charakter, sondern teilt den allem menschlichen Forschen gemeinsamen Zug nach einer absoluten Wahrheit und einem absoluten Maßstabe. Beides kann die menschliche Vernunft nicht darbieten, da hiermit einem schrankenlosen Subjektivismus Tür und Tor geöffnet wäre. In der ganzen Entwicklung des konkreten Staates, der die Grundlage jeder Untersuchung über den Staat überhaupt bilden muß, in seinem Entstehen, Wachsen und Vergehen zeigt sich ein von Machtfaktoren und Zufällen unabhängiges göttliches Walten. Wie die religiös-sittlichen Kräfte des Staates seinen Wert und sein Schicksal wesentlich bestimmen, so kann auch für die Staaten der christlichen Staatengemeinschaft der absolute Maßstab und Wertmesser weder eine absolute menschliche Vernunft, noch eine voraussetzungslose Wissenschaft, die es beide nicht gibt, sondern nur das Christentum sein.

Die vollständige Erfassung des Staates ist daher nur möglich von einem doppelten, einem relativen und einem absoluten Standpunkte. Erblickt man von jenem durch Rechtsvergleichung konkreter Staatswesen den Staat, wie er ist, so von diesem den Staat, wie er sein soll. Die Vergleichung beider Bilder ergibt den Wert des Staates, nach dem sein Schicksal bestimmt wird, durch die Geschichte, die sein Gericht ist.'

Conrad Bornhak

X.

Geheimer Regierungsrat Dr. Wilhelm Münch, Professor an der Universität Berlin.

Soll ich als Vertreter einer bestimmten Wissenschaft das Verhältnis dieser Wissenschaft zu „den religiösen Grundgedanken", so wie ich es auffasse, darlegen? Oder wird überhaupt eine persönliche Stellungnahme zu diesen Grundgedanken erwartet, die mit wissenschaftlicher Denkgewöhnung in Zusammenhang steht? Und sind „die religiösen Grund gedanken" irgendwo gegeben? Müßte es nicht vielmehr gelten, die Bedeutung und Berechtigung religiösen Fühlens oder allgemeiner religiösen Innenlebens zu beurteilen?

Denn daß die Religion nur darin, und nicht in irgend einem System von Gedanken, ihr wahres Dasein und ihre Zukunft habe, steht wohl gegenwärtig für alle geistig Unabhängigen außer Frage. Darunter darf aber nicht eine bequeme Bewahrung übernommener Gemütseindrücke verstanden werden, die mit dem hellen Geistesleben nichts zu tun hätte, sondern sich dumpf neben diesem behauptete. Vielmehr ist fortschreitende Vergeistigung der Religion durchaus möglich, und sie vollzieht sich in der Tat allmählich für Viele. Mit einer bestimmten wirk-

lichen Wissenschaft kann sie nicht in Konflikt kommen, nur mit täuschenden und voreiligen wissenschaftlichen Abschlüssen. Sie muß nicht wesentlich eine Religion der Anlehnung an überirdische Hilfe sein, wie sie dies allerdings für die Masse der naiven Menschen ist, sondern wesentlich eine Religion des Aufschwungs der Persönlichkeit zum unbedingt Höchsten und Guten, das über dem natürlichen Menschenwillen liegt. Sie muß mit der Willensregion viel zu tun haben, ohne in den einzelnen Willensregungen und Handlungen ihr Wesen zu haben. Sie fällt mit der Ethik nicht etwa zusammen, aber ist die zentrale Disposition für alle besten ethischen Werte. So vieles an dem Worttext des Neuen Testamentes lebendige Kraft für uns zu besitzen aufgehört hat, so ist in bestimmten Teilen oder Stellen desselben doch die tiefst mögliche Formulierung dessen zu sehen, was lebendige Religiosität heißen darf. Die Frage nach der Persönlichkeit oder Unpersönlichkeit Gottes ist nicht geeignet, zur entscheidenden zu werden: eine unbedingte Gegenüberstellung der einen und der andern ist nicht letztes Bedürfnis. Die das Willensleben der Gegenwart stark beherrschende naturalistische Richtung, das Sichauslebenwollen, ist dem Wesen der Religion schlechthin entgegengesetzt. Begriffe wie Selbstüberwindung und Selbstläuterung, Reue, Demut, Hingabe müssen durchaus ihr Recht auf das Leben behalten; und es ist ganz falsch, daß sie eine Entkräftung der Persönlichkeit bedeuten müßten. Sie sind der Entwicklung höchster und namentlich wertvollster Menschenkraft so wenig im Wege, daß sie dieselbe vielmehr oft genug aufs vollste haben hervorgehen lassen.

Dr. Wilhelm Münch,
Geheimer Regierungsrat
und Professor der Pädagogik
an der Universität Berlin.

Fortsetzung in der April-Nummer.

M. Erzberger:
Die Lage unserer heutigen Politik.

„Wir wandeln im Nebel"; mit diesen Worten ist die gesamte innerpolitische Situation bezeichnet. Ein Gefühl der allgemeinen politischen Unzufriedenheit beherrscht die weitesten und besten Kreise unseres Volkes; es ist nicht „Reichsverdrossenheit", denn ein bayrischer Staatsmann sagte in den schweren Novembertagen: „Wir lassen uns nicht das Reich verruinieren." Es ist nicht „Preußenverdrossenheit", denn in preußischen Kreisen ist die Unbehaglichkeit nicht kleiner, als in Süddeutschland; feine Beobachter wollen sogar das Gegenteil feststellen können. Unlust am Kaisertum ist es noch weniger, und Unzufriedenheit mit dem heutigen Träger des Titels „Deutscher Kaiser" beherrscht auch nicht wochenlang den öffentlichen Markt. Was ist es denn? Die Unlust über die vielen Mißerfolge der deutschen Politik kommt mit elementarer Gewalt zum Ausdruck; es ist die Sehnsucht nach einem Bismarck des 20. Jahrhunderts, nach einem Staatsmann, der dem deutschen Volke den Platz an der Sonne verschafft; wir Deutsche sind recht verwöhnt worden; als wir kleiner und ärmer waren, spielten wir eine internationale Rolle und beherrschten in Europa die Situation. Wir wurden größer, reicher, gewaltiger an Machtmitteln zu Land, zu Wasser und „zu Luft"; aber bei dem Übergang von der Europapolitik zur Weltpolitik fehlte uns ein Staatsmann, der, ähnlich wie Bismarck uns aus der Kleinstaaterei zur Großmacht führte, das Reich zur Weltmacht geleitet hätte. Der Katzenjammer der so ruhmselig gepriesenen Weltmachtspolitik ist über uns hereingebrochen, von all dem schönen Reden des letzten Jahrzehntes ist nichts übrig geblieben als die Schuldenlast von $4^1/_2$ Milliarden Mark und Verstimmung mit fast allen Nationen; selbst die Lüderitzbuchter Diamanten sind kein Sonnenstrahl. Da sehnt sich nun das deutsche Volk nach jenem kräftigen, besonnenen Mann, der es aus dem Nebel auf lichte Höhe führen kann. Ob er kommen wird? Einstimmigkeit herrscht darüber, daß er noch nicht da ist. Diese Unlust hat den Jahreswechsel beherrscht; aber ein Grund zum Pessimismus ist nicht vorhanden, wenn nur das deutsche

Volk seine Ideale nicht vergißt; es hat in der Geschichte schon trübere Tage durchgemacht. Wenn auch noch kein Lichtblick sich zeigt, „es muß doch Frühling werden"!

Das Kaiserinterview im „Daily Telegraph" war der Ausgangspunkt einer Bewegung, die vor Jahresfrist niemand im Reiche geahnt hatte, einer Bewegung, die bisher viel Schaden anrichtete und wenig Gutes stiftete. Was im November 1908 an politischem Porzellan zerbrochen wurde, kann nicht mehr zusammengeklebt werden. Die Erscheinung dieser Bewegung ist für die deutsche Politik sehr lehrreich. Der Kaiser hat im Laufe der Jahre schon viele Interviews gegeben; die Pressevertreter nahezu aller Nationen sind mit solchen bedacht worden; niemand regte sich auf. Der Briefwechsel mit Lord Tweesmouth verursacht nur leises Säuseln. Die Bemerkung über den neuen amerikanischen Botschafter Dr. Hill endigte mit einer Entschuldigung des Reiches in Washington und einem mehrtägigen Reiseaufenthalt in Venedig; aber alles blieb ruhig. Der eben erst verstorbene englische Journalist Bashford teilte vor Jahresfrist mit, daß der Kaiser ihm versichert habe, er hätte während des Burenkrieges eine von 2 Mächten gewünschte Einwirkung auf England abgelehnt. Kein Wässerlein rührt sich. „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter." Dieses Bild kennt man schon lange. Nun werden alle diese Dinge im Zusammenhang bekannt und die Öffentlichkeit erfährt, daß der Kaiser „aphoristische Gedanken" über den Feldzug gegen die Buren — es soll nun gar ein „Kriegsspiel" gewesen sein — seiner betrübten Großmutter gesendet hat. Dies ist das einzig Neue an dem Interview. Aber das am meisten Schädliche besteht in der kaiserlichen Behauptung, daß die Mehrzahl der Deutschen englandfeindlich sei. Wäre dieser Satz nicht enthalten gewesen, der Schaden wäre nicht zu groß gewesen, auch leicht zu reparieren; aber alle Versicherungen im Reichstage haben in England den Eindruck dieser Worte nicht verwischt; hier liegt der dauernde Schaden des Interviews, nur hier. Ob dieser ganz zu heilen ist, steht dahin. Wäre das Kaiserinterview nicht weiter beachtet worden, wie die früheren, wie das im „Manchester Daily Dispatch", und wie die einigen Franzosen gewährten Unterredungen, so hätte sich auch das noch ertragen lassen. Das Interview selbst hätte nur momentan Unbequemlichkeiten schaffen können; es zu deutschen Niederlagen ausgestaltet zu haben, das ist das Unverantwortliche der verantwortlichen Leiter der deutschen Politik. Der Artikel in dem englischen Blatte wurde sofort von dem offiziösen Draht

übernommen; die offiziöse „Nordd. Allg. Ztg." druckte ihn ab. Man hatte sich kaum von dem Schrecken erholt, da geschah das Unglaubliche. Eine amtliche Schilderung der Vorkommnisse wurde publiziert, eine Schilderung, die im Inlande nicht vollen Glauben fand, im Auslande uns dem Gespött überlieferte. Auch das noch! war der Eindruck im Volke. Der Kaiser hatte also ganz korrekt gehandelt; wäre nach seiner Anordnung verfahren worden, hätte das Manuskript nie das Licht der Welt erblickt und alles, alles wäre uns erspart geblieben. Aber der Reichskanzler liest es nicht, seine Umgebung auch nicht, ein Geheimrat schließlich faßt die ganze Instruktion falsch auf und das Unglück ist da. So sollen wir es glauben nach den amtlichen Darstellungen? Wäre das Manuskript ohne den Stempel des Auswärtigen Amtes publiziert worden, so hätte der Dementierapparat — da die Unterredung weder eine einheitliche und geschlossene war, noch der Inhalt zutreffend wiedergegeben wurde — hier ein geeignetes Objekt zu seinen Versuchen gehabt. Nun ließ sich nichts „berichtigen", und selbst die „schiefen Darstellungen" und die „starken Farben" mußten 14 Tage als Ballast mitgeschleppt werden. Die Wirkung dieser Publikationen war eine unerwartete und heute recht den meisten befremdliche. Die erste Welle des Unwillens wandte sich gegen den Reichskanzler, der seine eigene Schuld anerkannte und um seine Entlassung bat; daß dieses Gesuch keine Annahme finden konnte, war nach Lage der Sache selbstverständlich; hätte der Kaiser aus der ganzen Sache „fein" herauswollen, hätte er nur Bülow gehen lassen dürfen. Aber er hat ihm „verziehen", und nun ergoß sich die Unzufriedenheit über die Person des Kaisers. Für den späteren Geschichtsschreiber wird es eine interessante Studie werden, festzustellen, wie jene Tagesblätter, die zuerst gegen den Kanzler anstürmten, diesen immer mehr in Ruhe ließen und wie auf Verabredung eine „frische, fröhliche Jagd" gegen den Kaiser begannen. War das Zufall? War das Mache? War das begründete Empörung? Hatte man den Artikel 11 der Reichsverfassung, der dem deutschen Kaiser eine ungeheure Machtfülle in die Hand legte, ganz vergessen? Über das persönliche Regiment da zu klagen, wo dieses nicht in Erscheinung trat, sondern wo der Kaiser streng konstitutionell handelte, ist nicht gerecht. Seitdem das deutsche Reich besteht, sind nie mehr Majestätsbeleidigungen ausgesprochen und gedruckt worden, als im Monat November 1908; in der heutigen ruhigen Zeit kann man diese selbst nicht mehr als Zitat wiedergeben. Erst nachdem die gesamte Öffentlichkeit gegen den Kaiser auf-

gebracht war, erschien der Reichskanzler im Reichstage, um Rede und Antwort zu stehen. Schon schwenkte ein großer Teil der Presse direkt für den Fürsten Bülow ein. Herr von Bethmann-Hollweg und Herr von Loebell sprachen bei allen Fraktionen vor, an den Patriotismus appellierend. Die Reichstagsmehrheit zeigte sich der schweren Stunde nicht gewachsen; obwohl sie für „nationale" Fragen eine feste Mehrheit im Block haben sollte, versagte dieser vollständig, und doch hat ihm die bürgerliche Opposition die Arbeit sehr erleichtert. Das Zentrum hielt sich vollständig zurück und machte seinen Vorschlag über die Reichskanzlerverantwortlichkeit erst, als die Mehrheit, der die Führung der Geschäfte oblag, zu keiner Tat sich fähig erwies. Die Nationalliberalen zerstörten die Einigkeit, indem sie zuerst eine Interpellation einbrachten; die Konservativen vereitelten einen gemeinschaftlichen Schritt, indem ihr Elfer-Ausschuß eine außerparlamentarische Erklärung abgab; so hat die kleinlichste Parteipolitik der zum Block vereinigten Fraktionen den Reichstag ausgeschaltet und ihn nicht jene Kraft entfalten lassen, die man von der Vertretung des Volkes erwarten mußte. Diese Schwäche wurde die Stärke des Reichskanzlers, der seit seinem Amtsantritt auch das in der Verfassung nicht begründete persönliche Regiment verteidigt oder geleugnet hatte, wie ich das am 11. Dezember 1908 im Reichstage aktenmäßig nachweisen konnte. Der Kanzler mußte zum Kaiser gehen, zum Kaiser, der in jenen Tagen keinen wahrhaft guten Freund um sich hatte, denn sonst wären die Donaueschinger Feste nicht gefeiert worden. Aber der Reichskanzler wußte nur zu genau, welche Stellung er hatte; daraus hat die bülowfreundliche Presse den Kampf gegen den Kaiser besonders heftig geführt; das Staatsministerium erklärte sich — die beiden Militärminister taten nicht mit — mit dem schweigenden und tadelnden Reichskanzler einverstanden; der Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten mußte auch noch ein Vertrauensvotum für den Kanzler fassen. So war es nicht überraschend, daß der Reichsanzeiger am 17. November 1908 melden konnte:

„In der heute dem Reichskanzler gewährten Audienz hörte Seine Majestät der Kaiser und König einen mehrstündigen Vortrag des Fürsten von Bülow. Der Reichskanzler schilderte die im Anschluß an die Veröffentlichung des „Daily Telegraph" im deutschen Volke hervorgetretene Stimmung und ihre Ursachen; er erläuterte ferner die Haltung, die er in den Verhandlungen des Reichstages über die Interpellationen eingenommen hatte.

Seine Majestät der Kaiser nahm die Darlegungen und Erklärungen

des Reichskanzlers mit großem Ernste entgegen und gab Seinen Willen dahin kund:

Unbeirrt durch die von Ihm als ungerecht empfundenen Übertreibungen der öffentlichen Kritik, erblicke Er Seine vornehmste Kaiserliche Aufgabe darin, die Stetigkeit der Politik des Reichs unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten zu sichern.

Demgemäß billigte Seine Majestät der Kaiser die Ausführungen des Reichskanzlers im Reichstage und versicherte den Fürsten von Bülow Seines fortdauernden Vertrauens."

Ein Kommentar zu dieser Erklärung, die nichts weniger als klar ist, wurde nicht gegeben. Der Kaiser erkrankte alsbald nach diesen Vorkommnissen; er sah hinterher den Reichskanzler nur selten und blieb fast immer im Kreise seiner Familie.

Durch diese Vorgänge ist Deutschland in eine politische Krisis eingetreten, deren Anfang man wohl kennt, deren Ende ungewiß ist. Vollständig falsch wäre die Annahme, wollte man heute schon von einem Ende der Krisis reden; nur der Auftakt ist beendigt, was noch kommen wird, weiß niemand. Der Stein ist in das Wasser geworfen und Wellen kreisen nun weiter. Als vorläufiges Ergebnis kann man feststellen, daß der Reichskanzler noch im Amte ist, und daß er sich in einem Teile der Presse eine Position geschaffen hat, welche jeden Angriff auf ihn als eine „Kamarilla" bezeichnet; über den Kaiser kann man heute alles sagen, über den Reichskanzler aber soll man nicht einmal lächeln. Diese Verschiebung der Verantwortlichkeiten ist unhaltbar; die Presse, das Parlament, die Öffentlichkeit dürfen sich nur an den Reichskanzler halten; das Gerichtsitzen über den Kaiser muß ein Ende nehmen, besonders da der Kaiser nach außen sich nicht betätigt. Im November 1908 hat das monarchische Gefühl einen Verlust erlitten, der kaum mehr auszustreichen ist.

War das notwendig? Ich sage: nein; das, was gesagt und getan werden mußte, hätte auch in anderer Weise geschehen können. Die Idee des Kaisertums dürfen wir nicht verblassen lassen; der „deutsche Kaiser" ist und muß bleiben das Ideal aller bürgerlichen Deutschen. Die heftige Kritik an dem Träger der Kaiserkrone schadet aber am Ende der Krone selbst; gewiß muß auch der Träger sich so stellen, daß der Glanz der Krone nicht verdunkelt werden kann. Darum sage ich: Schluß in der Kaiserkritik! Den deutschen Witzblättern gilt das in

erster Linie, denn sie schaden ungeheuer. Die Weltlage ist ernst; wenn es hart auf hart geht, brauchen wir eine Begeisterung für den deutschen Kaiser, nicht für einen Reichskanzler. Der Reichskanzler vor die Front! muß es jetzt und immer heißen, ehe der Schaden unermeßlich wird. Die Kaiserkritik aber ruft zu leicht die Reaktion wach, und dann könnten schlimmere Tage als die im November 1908 wiederkehren. Kaiser Wilhelm II. ist ein Hohenzoller, selbstbewußt, rasch in seinen Entschlüssen; man überspanne den Bogen nicht. Kein Mensch weiß, was heute in ihm vorgeht; aber demütigen läßt er sich nicht, mindestens nicht weiter. Das Gefühl der Demütigung aber ist nicht da, wenn er den Ratschlägen seiner verantwortlichen Ratgeber Folge leistet. Wenn er aber sehen muß, daß die Kritik an seiner Person doch nicht verstummt, so liegt darin ein Anreiz, zum alten System zurückzukehren. Wer das nicht will — und ich wünsche es nicht — der muß den verantwortlichen Reichskanzler in den Vordergrund stellen. Ob dieser Bülow oder anders heißt, ist untergeordnet. Man kann gegen den Reichskanzler schonungslos vorgehen, die kaiserliche Person lasse man außer Schußweite. Nur so kommen wir voran, ohne daß die Allgemeinheit Schaden leidet. Der monarchische Gedanke sitzt im deutschen Volke so tief, daß er eine weitere Spannung nicht mehr verträgt; wenn der Bogen bricht, kann die Reaktion aber weiter gehen als die freiheitlich gesinnten Elemente des Volkes es wünschen. Die Parole kann daher weder lauten: Zurück zum alten System! noch: Niederhalten des Kaisers! sondern sie muß in der konsequenten Weiterverfolgung des Zieles bestehen: das deutsche Volk politisch mündig zu machen.

Das Verbleiben des Fürsten Bülow in seinem Amte fördert dieses Ziel nicht; der Block hat den Einfluß des Parlaments herabgedrückt, denn er wurde eigens zu dem Zweck geschaffen, um eine gefügige Mehrheit zu haben. Weil die frühere Mehrheit zu „anspruchsvoll" war, deshalb der Verdruß der momentan Regierenden. Der Ausgang aus der heutigen verwickelten Situation liegt daher nur in der reinen Durchführung des konstitutionellen Systems, des wirksamen Vorläufers des parlamentarischen Systems. Der eine Vorteil ist dem deutschen Volke aus den Novembertagen erwachsen, daß kein Reichskanzler mehr geheimnisvoll seufzen kann: „Sie wissen gar nicht, was ich verhindere", oder, daß seine Hauptaufgabe darin besteht, zerbrochenes Geschirr zu leimen; nein, von jetzt muß jeder Reichskanzler sofort zeigen, was er positiv zu leisten vermag, wes Geistes Kind er ist. Darin liegt

ein erheblicher Gewinn, der aber doch zu teuer erkauft werden mußte. Hätten die Nachfolger Bismarcks schon bei früheren Anlässen auf der Bedeutung des Reichskanzleramtes gestanden und ihren Abschied eingereicht, wenn sie als „Handlanger" behandelt und benutzt wurden, dann wäre uns die Niederlage erspart worden; es war ein Verbrechen am Volk und am deutschen Kaisertum, jahrelang das persönliche Regiment vorzuschieben, zu beschönigen, zu vertuschen oder zu verteidigen. Diese falsche Kaiserpädagogik hat sich so furchtbar gerächt. Jetzt kann ein Reichskanzler nicht mehr die Töne anschlagen, mit denen Fürst Bülow 8 Jahre hindurch den Kaiser in seinem Ich-Gefühl bestärkte, bis der Zusammenbruch kam. Das konstitutionelle System darf als gesichert gelten, wenn nicht durch Torheiten ein Rückfall künstlich herbeigeführt wird. Die erste Wirkung desselben muß sein, daß ein ausreichendes Reichskanzlerverantwortlichkeitsgesetz geschaffen wird; denn kein Mensch will das persönliche Regiment des Kaisers vertauschen mit dem des Reichskanzlers. Der deutsche Reichskanzler aber hat kraft der Reichsverfassung eine überwiegende Stellung, die in der rein politischen Verantwortlichkeit des Artikels 17 nicht ein Gegengewicht findet.

Was bedeutet heute diese Verantwortlichkeit? Blutwenig; denn nach dem törichten Streich, nach der Budgetrechtsverletzung erklärt der Reichskanzler: „Ich übernehme die Verantwortung! Ich bitte um Indemnität!" und die Sache ist aus. Macht der Reichstag aber von seiner stärksten Waffe, dem Budgetrecht, entsprechenden Gebrauch, dann setzt er sich der Gefahr aus, als antinationaler Reichstag aufgelöst und nach Hause gesendet zu werden. Die Reichstagsauflösung ist das drohende Schwert über jeder scharfen Handhabung des Budgetrechts, und 1878, 1887, 1893 und 1906 haben gezeigt, daß die Regierung nachher immer eine gefügige Mehrheit erhält, sei es auch nur um ein paar Stimmen, sei es auch durch Zusammenziehung aller möglichen Parteien. Ein Reichskanzlerverantwortlichkeitsgesetz muß daher kommen; schon seine Existenz ist eine schwache Waffe und eine stete Mahnung, sich an die Konstitution zu halten.

Aus dem konstitutionellen Regime aber entsteht ganz von selbst das parlamentarische, wenn auch bei uns die Übergangszeit eine lange sein mag. Ein freisinniger Politiker bezeichnete sie mir gegenüber als 10 Jahre, ein konservativer als 50 Jahre; damit dürften die Grenzpfähle richtig gesteckt seien, falls nicht außerordentliche Ereignisse die Übergangszeit abkürzen.

Der Einwand, daß ein Bundesstaat wie das Reich für das parlamentarische System nicht geeignet sei, wird schon durch die Art der Regierung in der Schweiz, wie der Union widerlegt; der Umstand, daß es sich hier um Republiken handelt, ändert daran nichts. Der Kaiser ernennt heute den Reichskanzler nach seinem Gutdünken und dessen Gehilfen auf Vorschlag des Reichskanzlers, falls er nicht selbst jemand „entdeckt". An diesem System braucht gar nichts geändert zu werden, als daß der Kaiser den Reichskanzler nur noch nach Anhörung der Mehrheitsparteien ernennt und der Kanzler sich seine Staatssekretäre in Verbindung mit der Mehrheit aussucht, was beinahe jetzt schon geschieht. Vollständig falsch ist die landläufige Vorstellung, daß man erst Reichsministerien haben müsse, ehe das parlamentarische System sich im Reiche auftun könne. An der Reichsverfassung braucht gar nichts geändert zu werden, und doch könnten wir das parlamentarische System erhalten. Es ist auch auffallend, daß die Bundesstaaten auf diesem Gebiete vielfach dem Reiche voraus sind; nehmen wir nur Preußen und Baden. Der größte Bundesstaat hat immer ein konservatives Ministerium, seitdem im Abgeordnetenhause die Konservativen nahezu die Mehrheit haben; kommt ja einmal ein liberal angehauchter Mann in dessen Mitte, so wird er bald reaktionärer, als die Konservativen. Solange Baden eine nationalliberale Mehrheit hatte, war auch das Ministerium ausgesprochen nationalliberal; heute ist beides nicht mehr der Fall. Das parlamentarische System ist also keine „fremde Giftpflanze", die nur mit Schaden für Volk und Krone zu uns gebracht werden könnte; es ist vielmehr der beste Kugelfang für die Krone und die Errichtung der politischen Verantwortlichkeit des deutschen Volkes.

Noch verkehrter ist der Einwand, daß im Reichstage die Mehrheitsparteien für das parlamentarische System fehlten; ganz und gar nicht; sie sind und waren immer vorhanden, man hat sie nur nicht benutzt. Wenn der Reichskanzler einzelne Gesetze durchbringen will, sucht er eine Mehrheit; da wird er nicht entmutigt durch den Hinweis: wir haben keine englischen Verhältnisse. Einmal ist dieser Hinweis verfehlt; denn der Zweiparteienstandpunkt gehört auch in England der Geschichte an; im konservativen Fahrwasser segeln heute viele Gruppen; unter liberaler Flagge sammeln sich eine ganze Reihe von Parteien. Aber hat denn nur England ein parlamentarisches System? Hat es nicht auch Frankreich, Österreich und Italien? Das Parteileben in Frankreich ist noch buntscheckiger als das in Deutschland, und nehme

man nur Österreich her, das so ziemlich alle Parteien wie der Reichstag hat, aber daneben noch die großen Nationalitätengruppen. Das parlamentarische Ministerium Beck hat Aufgaben gelöst, die keine Bureaukratie zu erfüllen fähig war. Findet sich nicht sofort ein parlamentarisches Ministerium, so hat man in Wien das Aushilfsmittel des Beamtenministeriums (heute Bienerth), das als Platzhalter für das parlamentarische Kabinett gilt. Die Hindernisse in Österreich sind größer, als die in Berlin, und doch tat man dort den ersten Schritt zum parlamentarischen Regime zum Wohle des Staatskörpers. Der Einwand mit unserem vielgestaltigen Parteileben will also gar nichts besagen. Auch ist sicher, daß das erste parlamentarische „Kabinett" eine solche Umbildung gewisser Parteien mit sich bringen würde, daß diesem Einwand jede Spitze abgebrochen würde. Wenn ich sage, daß das konstitutionelle System zum parlamentarischen führen muß, so beruht dies darauf, daß kein Politiker die Schlußgrenze des konstitutionellen Regiments von der Anfangsgrenze des parlamentarischen unterscheiden kann. Zur Konstitution gehört das volle Inkrafttreten des Reichstages neben dem des Bundesrates. Der Reichstag aber ist selten geschlossen; er hat immer eine Mehrheit und eine Minderheit; mit der Mehrheit muß ein konstitutioneller Reichskanzler rechnen; geht sie ihm verloren, muß er eine neue suchen (sei es durch Auflösung des Reichstages, wobei der Bundesrat mitzusprechen hat, oder durch andere Parteigruppierung), findet er diese nicht, dann muß er seinen Abschied nehmen. Ein streng konstitutioneller Reichskanzler, der ein politischer Charakter ist, kann aber nicht 8 Jahre mit einer konservativen Mehrheit regieren und dann 8 Jahre mit einer liberalen; das geht schon unter dem konstitutionellen System nicht, und deshalb ist dieses im Kerne schon das parlamentarische oder eine Überleitung zu demselben.

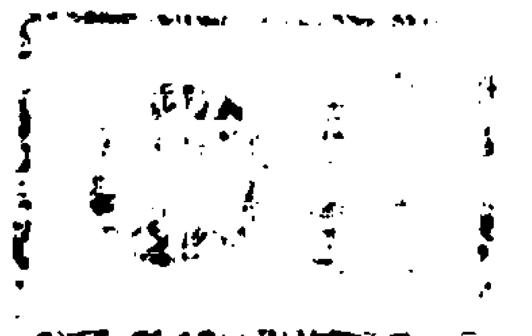
Gar oft hört man den Einwand, daß die Existenz des Zentrums das Hindernis für ein parlamentarisches Regime sei. Mit nichten; Österreich hat in den Christlich-Sozialen eine Parteigruppe, welche man als das österreichische Zentrum bezeichnen könnte, und man fand diese im parlamentarischen Kabinett Beck; heute hat diese Partei gar Aussicht, das nächste parlamentarische Kabinett in Wien zu bilden. Man könnte die Existenz des Zentrums nur dann als ein Hindernis bezeichnen, wenn diese Partei eine prinzipielle Gegnerin parlamentarischen Systems wäre; aber das ist sie nicht, so wenig, wie die Liberalen. In Holland und Belgien sind dem Zentrum verwandte Gruppen auch für das parla-

mentarische System eingetreten. Es können im Reiche mit dem Zentrum und gegen dasselbe Mehrheiten gebildet werden, wie bei jeder andern Partei auch. Das Zentrum ist die große deutsche Mittelpartei, die sogar viel eher sich dem Regime der Zukunft anpassen kann, als die Konservativen.

Wie sehr das parlamentarische Regime die wahre Sorge um das Reich erleichtern würde, zeigt ein Blick auf die Reichsfinanzreform. Über die Notwendigkeit derselben besteht Übereinstimmung, strittig ist der Umfang der Steuerlast und die Art der Steuerverteilung. Für die Regierungsvorlage tritt auch nicht eine einzige Partei ein, kaum ein einziger Abgeordneter. Und dabei ist dieses Werk zum voraus gelobt worden über den grünen Klee! Wie konnte sich ein solches Fiasko ergeben? Ein wirklich konstitutionelles System hätte eine andere Aufnahme der Vorlage geschaffen, bei einem parlamentarischen Regiment stände die Mehrheit schon heute fest; bei unserer heutigen Regierungsform sind wir so weit, daß noch alles im Flusse ist, und daß in der dringendsten Frage für den Bestand des Reiches eine Unsicherheit und ein Schwanken herrscht, die nichts Erfolgreiches für die Zukunft versprechen. Dient aber dieses dem Reichsganzen? Mit nichten. Verkehrt wäre es, den einzelnen Parteien Vorwürfe zu machen, weil sie diese oder jene Steuer ablehnen, das ist ihr gutes Recht; man hat sie zuvor nicht gefragt, und niemand kann verlangen, daß sie nun diese Knödel hinunterzuwürgen haben, weil sie eine nationale Banderole tragen. Die ganze Art der neuen Steuern riecht stark nach Broschürenliteratur; aber man hat sich die schwere Arbeit nicht dadurch erleichtert, daß man die Parteien beizeiten heranzog; erst wie alles fertig war, hat man einige Abgeordnete in das Geheimnis eingeweiht. Gegenvorschläge sind hierbei kaum gemacht worden, und soweit Bedenken auftraten, fanden sie keine Beachtung. Jedoch nicht nur mit der Steuerlast von 500 Millionen Mark kommt man, sondern man will die Rechte des Reichstags beschneiden; er soll auf Erschließung bestimmter Steuern verzichten, ohne daß ihm entsprechende Gegenwerte gegeben werden. Diese Zumutung steht im stärksten Gegensatz zu dem alten deutschen ständischen Recht. Wenn früher die Regierung Geld brauchte, dann waren es die Stände, die ihre „Gravamina" aufstellten und diese der Regierung überreichten; erst wurde über die Wünsche und Beschwerden des Volkes verhandelt, und nur, wenn diese eine befriedigende Regelung gefunden hatten, dann gab es Geld — eher nicht. Die Sydowsche Reform ist auf

dem umgekehrten Gedanken aufgebaut. Wohl schrieb der Reichsschatzsekretär, daß nicht die Fürsten Geld brauchten, sondern das Volk; aber damit hat er nur auf einen der wundesten Punkte der heutigen Politik hingewiesen. Im deutschen Reiche besteht infolge der Haltung der Regierung keine befriedigende Solidarität zwischen Parlament und Bundesratstisch, sondern man sieht im Reichstage nur das „überflüssige Übel", und der Reichstag erblickt im Bundesrat seinen und des Volkes Gegner. Diese Auffassung kam bei der ersten Lesung der Reichsfinanzreform am deutlichsten zum Ausdruck. In kaum einem andern Parlamente der Erde treten diese Gegensätze so auf wie in Berlin. Wie kommt das?

Man hat in der letzten Zeit so viel von dem persönlichen Regiment des Kaisers gesprochen; aber das persönliche Regiment unserer Bureaukratie ist viel gefährlicher und hartnäckiger. Der „Herr Geheimrat" ist es, der bei uns regiert; er bereitet die Gesetze vor; oftmals hört man nicht einmal die nächsten Interessenten. Hat er seinen Entwurf fertig, so möchte er ihn in dieser Form, oft selbst im Wortlaut, im Reichsgesetzblatt stehen sehen. Wohl läßt er sich vom Bundesrat noch Einiges korrigieren, denn hier arbeitet ja „Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein". Aber der Reichstag? Das Wort von den „Kerls" ist in den Geheimratskanzleien weit mehr zu Hause, als am kaiserlichen Hoflager. Ich habe schon dutzendfach erlebt, daß Geheimräte — die rühmlichen Ausnahmen heben sich um so deutlicher ab — jede Anregung im Reichstage als „eine Verschlechterung ‚ihres' Entwurfes" ansehen, und daß erst die Autorität des Ressortchefs das persönliche Regiment des Geheimrates gebrochen hat; daß etwa die Reichstagsbeschlüsse als eine Verbesserung angesehen würden, dazu kann sich der Durchschnittsgeheimrat nie erheben. Am deutlichsten kommt dieses persönliche Regiment im Etat zum Ausdruck. Der deutsche Reichshaushalt ist das Muster von Unübersichtlichkeit und Undurchdringbarkeit; ein Urwald im Innern Afrikas ist die reinste Siegesallee gegenüber diesem Zahlengewimmel. Daher kommt es auch, daß im ganzen Reichstag kein Dutzend Abgeordnete sich findet, das den Etat wirklich kennt. Sollte man diesen Zustand wirklich für möglich halten? Ein Interesse an diesen unhaltbaren Zuständen hat nur der „Geheimrat", der dann besser „muscheln" kann und manche Position zur Annahme bringt, weil sie in einem versteckten Winkel untergebracht wurde. So kam es vor, daß ein preußischer Kriegsminister einmal nach einer Budgetkommissionssitzung zu seinem Adjutanten sagen konnte, daß er heute 3 Millionen



dem ungesunden Gedanken aufgebaut. [illegible] sekretär, daß nicht die Hürsten Geld brauchen [illegible] damit hat er nur auf einen der wunden [illegible] hingewiesen. [illegible] deutschen Reiche besteht [illegible] feine befriedigende Solidarität [illegible] sondern man sieht im Reichstag [illegible] und der Reichstag erblickt im Bundesrat seinen [illegible] Auffassung kam bei der ersten Lesung [illegible] deutlichsten zum Ausdruck. Da kann [illegible] Gegensätze [illegible]

Man hat in der letzten Zeit so viel von [illegible] des Kaisers gesprochen; aber das persönliche Regiment [illegible] ist ein gefährlicher und hartnäckiger [illegible] ist es, der uns regiert; er verteilt die [illegible] nicht einmal die nächsten Interessenten. [illegible] fertig, so macht er ihn in dieser Form [illegible] Reichsgesetzblatt stehen sehen [illegible] läßt [illegible] korrigieren, denn hier arbeitet ja [illegible] Wein von seinem Wein". Aber der [illegible] ist in den Geheimratskanzleien [illegible] Vorlagen. Ich habe schon dutzendmal [illegible] rühmlichen Ausnahmen haben sich [illegible] im Reichstage als „eine Verschlechterung ihres [illegible] und daß erst die Autorität [illegible] Geheimrates gebrochen [illegible] etwas [illegible] als eine Verbesserung [illegible] nie erheben. [illegible] Regiment im Etat zum Ausdruck. [illegible] deutsche Reichs[illegible] ist das Muster von Unübersichtlichkeit und [illegible] ein Urwald im Innern Afrikas ist die reinste [illegible] gegenüber diesem Zahlengewimmel. Daher kommt es auch, daß im ganzen Reichstag kein Dutzend Abgeordnete sich findet, das den Etat wirklich kennt. Sollte man diesen Zustand wirklich für möglich halten? Ein Interesse an diesen unhaltbaren Zuständen hat nur der „Geheimrat", der dann besser „muscheln" kann und manche Position zur Annahme bringt, weil sie in einem versteckten Winkel untergebracht wurde. So kam es vor, daß ein preußischer Kriegsminister einmal nach einer Budgetkommissionssitzung zu seinem Adjutanten sagen konnte, daß er heute 3 Millionen



Douzette:
Mondnacht am Wasser.
Text von Alice Fliegel.

Mark bewilligt erhalten habe und noch gar nicht wisse, was er mit diesem Gelde anzufangen habe. Aber es wurde doch gründlich aufgebraucht. Bei Neu- und Mehrforderungen beschränkt sich der Geheimrat, nur knapp auf jene Fragen Antwort zu geben, die der Referent gestellt hat; ja kein Wort mehr. Am gesamten Regierungstisch hat man über die Beratung des Etats nur einen Wunsch: wäre doch die Sache vorüber! Und die Freude am 31. März ist eine sehr große. Aber so kommt es, daß im Reichstag immer der Eindruck vorherrscht, daß in den Reihen der Regierung das Bestreben besteht, den Reichstag über den Löffel zu balbieren; man wird mißtrauisch, — (was übrigens für jeden Politiker eine Tugend ist), und fühlt sich selbstverständlich nicht solidarisch mit der Regierung. Der Streit um die Auslegung des Sprachenartikels im Vereinsgesetz illustriert sehr deutlich dieses Verhältnis. „Absichtliche Irreführung" einiger Gruppen des Reichstages, mußte sich ein Staatssekretär ins Gesicht sagen lassen, und dieser Vorwurf ist nicht entkräftet worden. So kommt der Gegensatz zwischen Regierung und Parlament immer wieder hervor; er spielt in der gesamten Politik eine viel zu große Rolle und verbraucht zu viele politische Kraft. Beim parlamentarischen System wird diese erspart, und sicher ist, daß mancher Tüchtige für das politische Getriebe gewonnen würde, der heute verdrießlich zur Seite steht; denn das „Parteigezänk" kann ihn nicht anziehen. Das Verantwortungsgefühl der Parteien würde erheblich gestärkt werden; kein Reichskanzler könnte mehr den Satz aussprechen: „Die Parteien können Forderungen annehmen oder ablehnen, denn sie tragen keine Verantwortung." Bei der Reichsfinanzreform freilich singt man eine andere Melodie. Man mag daher die heutige Situation betrachten, wie man will: Stillstand gibt es im politischen Leben nicht; der Weg zum parlamentarischen Regiment bei strenger Einhaltung der Reichsverfassung führt uns nur aus der heutigen unangenehmen Situation heraus.

Als Vorbereitung dazu dient auch, daß der Reichstag und die ganze Öffentlichkeit sich mehr mit der Auslandspolitik befaßt. Jahrelang war diese die Domäne des Fürsten Bismarck, und er wurde ganz giftig, wenn ihm ein Abgeordneter dareinsprach; das deutsche Volk konnte damit zufrieden sein. Als Bismarck ging, trat Kaiser Wilhelm II. an seine Stelle; Freiherr von Marschall dachte und handelte immer wie Seine Majestät; Freiherr von Bülow wurde der geschickteste Verteidiger des persönlichen Regimentes und blieb das auch als Reichskanzler; die Staatssekretäre von Richthofen, von Tschirschky und von Schön

haben weniger Einfluß, als je ein früherer Staatssekretär im Auswärtigen Amt; zwischen Kaiser und Kanzler vollzieht sich das Wesentliche. Die ungeheuer große Verschiebung, die mit dem Sturze Bismarcks eintrat, fand im Volke und Reichstag nicht das entsprechende Gegengewicht; jahrelang galt die Auslandspolitik für den Reichstag als ein Buch mit 7 Siegeln; erst als unser Wirtschaftsleben die Schläge unsrer falschen Auslandspolitik spürte und als die Rüstungen infolge der Einkreisungspolitik immer vermehrt werden mußten, da erwachte das Interesse für die auswärtige Politik. Seitdem haben sich auch einzelne Abgeordnete auf dieses Gebiet begeben, ohne daß sie nur die Weihrauchbecher angezündet haben. Als vollends im Oktober und November 1908 der Zusammenbruch des Auswärtigen Amtes kam, rief ganz Deutschland entsetzt aus: „So werden wir regiert." Nun fanden sich die schärfsten Worte der Kritik, und es ist sicher, daß die Auslandspolitik von der parlamentarischen Speisekarte nicht mehr verschwindet. Das ist auch gut so; denn das ganze deutsche Volk muß sich mit seinen Lebensfragen viel intensiver befassen und kann nicht der „Regierung" die Sorge darüber allein lassen. Je intensiver sich gerade die Allgemeinheit mit der Auslandspolitik befaßt, um so geringer werden die Irrgänge, die unsere Diplomaten bisher gewandelt sind, und um so kräftiger wird der Vorstoß, den eine gut geleitete deutsche Diplomatie unternimmt, denn 66 Millionen stehen hinter ihr. Ein Widerstreit zwischen Volksgefühl und Diplomatie ist dann nicht mehr möglich; letztere führt aus, was das Volk denkt. Um diesen Idealzustand zu erreichen, muß sich freilich das Auswärtige Amt hüten, eine getreue und ergebene Presse schaffen zu wollen; es muß sich darauf beschränken, Informationen zu erteilen, aber nicht beeinflussen zu wollen, wie es heute leider geschieht. Ferner ist geboten, in der Auswahl der Diplomaten andere Bahnen einzuschlagen; ist es nicht beschämend und verletzend für den deutschen Bürgerstand, daß unter hundertsiebenunddreißig Diplomaten an erster Stelle nur neun bürgerliche sich finden. Dem Bürgerstand fehlt es nicht an Talent und Geschick. Fast jeder Bankdirektor in Berlin kann es mit unsern Gesandten und Botschaftern aufnehmen, selbst wenn er den Diplomatenschliff nicht hat. Vollständig falsch ist die Annahme, als müsse der künftige Diplomat etwas Gesuchtes an sich haben, Geheimniskrämerei pflegen und immer nur danach trachten, wie er den Partner hinters Licht führen kann. Diese Zeiten sind vorüber im Zeitalter des Telegraphen und der Eilzüge, und da „die

Botschafter einzuschwenken haben wie Unteroffiziere". Gründliche Kenntnis des Landes, in dem sie leben, ganze Fühlung mit allen maßgebenden Kreisen, nicht nur mit Diplomaten, ein gutes Verhältnis zur Presse und vor allem eine große Portion gesunden Menschenverstandes mit scharfer Beobachtungsgabe — mit einem Worte: eine ganze Persönlichkeit — sind weit mehr wert, als eine lange Ahnenreihe, als eine gute Küche und liebenswürdige Schwerenöterei. Dann wird sich von selbst die erforderliche Stetigkeit in unserer Auslandspolitik geben, die sich weder wegwirft, noch dem Gegner nachläuft, noch den Freund im Stiche läßt. Inkonsequent und unzuverlässig hat ein angesehenes Blatt in Paris die deutsche Balkanpolitik bezeichnet; was soll man aber erst von der Marokkopolitik sagen? Im gesamten 20. Jahrhundert findet man nur einen Grundsatz in unserer auswärtigen Politik mit Konsequenz durchgeführt: Ewig wandelbar! Fremde Diplomaten, die in Berlin akkreditiert sind, klagen offen, wie wenig Verlaß auf unsere Diplomatie ist. Der Reichsanzeiger hat dies in der Casablanca-Affäre wider Willen bestätigen müssen. Dem stürzenden reaktionären Groswesir Ferid Pascha gibt man am Tage vor seiner Entlassung den höchsten preußischen Orden, und für die Anerkennung des revolutionierenden Mulay Hafid legt man sich ins Zeug, als gelte es, einem preußischen Prinzen einen Thron zu sichern. Da kommt die Kette der Niederlagen ganz von selbst. Große Worte, keine Taten! so urteilt der Deutsche im Auslande über die Politik des Heimatlandes, und der Gegner sagt schon verächtlich, daß Deutschland keine Courage mehr habe. Ferne sei es, ein Regiment der Säbelrasseler zu fordern; aber was gefordert werden muß: Erst denken, dann handeln, nicht umgekehrt wie seither so oft.

Bei der Beurteilung der politischen Lage darf nicht außer Betracht bleiben, daß eine weit tiefergreifende politische Umwälzung uns bevorsteht, soweit die Sozialdemokratie in Betracht kommt; sie will aus der Zwangsjacke der starren Opposition heraus und Opportunitätspolitik treiben. Die Beispiele in Frankreich und Österreich haben erzieherisch gewirkt. Der Novelle über den Zehnstundentag für Arbeiterinnen in Betrieben mit mehr als 10 Arbeitern haben auch die Sozialdemokraten zugestimmt; es war das erstemal, daß sie ein Arbeiterschutzgesetz annahmen, nachdem sie schon früher die Novellen zu den Versicherungsgesetzen nicht mehr verworfen hatten. Wohl nicht mit Unrecht schreibt man diese Wandlung dem zurückgehenden Einfluß des erkrankten Ab-

geordneten Bebel zu; nicht mehr lange wird es dauern und die Zeit der Heine, Südekum, David und Hue ist da; diese aber treiben praktische Gegenwartspolitik. Die Sozialdemokratie wird dann im Parlament ein Faktor, mit dem man ganz anders rechnen muß als heute, wo er nur auf der Nein-Seite steht. Diese Wandlung wird von großer Bedeutung für das gesamte Parteileben sein; dann wird jedermann zugeben müssen, daß es eine „schwarzrote Koalition" nicht gibt, da der Linksliberalismus in erster Linie andere Richtlinien sich stecken wird. Aus der revolutionierenden Sozialdemokratie wird dann eine radikale Arbeiterklassenpartei werden, die aber für die Gesellschaft gefährlicher ist, als es heute alle blutrünstigen Phrasen der Radikalski sind.

Herman Bang:
Josef Kainz.

I.

In einem Kreis von Künstlern und Literaten deklamierte Josef Kainz an dem letzten Abend seines ersten Kopenhagener Aufenthaltes drei Gedichte. Ernst v. Wildenbruchs „Herenlied", den „Taucher" und den „Kampf mit dem Drachen". Er hätte keine Dichtungen wählen können, die zum Abschied so die Summe seiner Kunst und seines Wesens gegeben hätten, wie gerade diese drei.

Das „Herenlied" ist das Gedicht von einem alten Mönch, in den in seiner letzten Stunde der Teufel fährt. Zur Beichte flüstert er brünstige Worte, anstatt Psalmen der Buße singt er Lieder von Sünde. Der Abt läßt die Glocken läuten. Der Abt läßt die Brüder beten. Vergebens sind Glocken wie Gebete. Er steigt, er steigt nur an, des Sterbenden Preis der wilden, der holden Sünde.

Er füllt alle Gänge des Klosters; er fegt Buße und Gebete fort; und er rast selbst in dem Dröhnen der Glocken — der Sang der allesverheerenden Liebe.

Das ist Josef Kainz' ganze ursprüngliche Auffassung der Liebe, deren Flammen, einmal entzündet, über dem ganzen menschlichen Wesen zusammenschlagen; über Seele und Sinnen, Plänen, Vorsätzen und Vernunft, über Tugend und Willen, über den Resultaten eines Lebens, über Glauben und Denken — alles verbrennt sie und strömt darüber hin und erfüllt den Unrettbaren und Glücklichen einzig und ganz.

„Der Kampf mit dem Drachen" und „der Taucher" gibt die andre Seite seines Wesens und Darstellungsgebiets. Sein ganzes künstlerisches Leben war ein Kampf gegen den Drachen: Tradition. Man glaubt es, daß das blitzende Schwert dieser Energie das Ungeheuer zu Boden streckte. In Josef Kainz' Mund klingt die Schilderung vom Kampf mit dem Drachen wie ein Erlebnis, und das Lied vom „Taucher" wird zu einer Erzählung aus seinem eigenen Leben.

II.

Für die deutsch-österreichische Theaterjugend ist Grillparzer und Hebbel das tägliche Brot. Für diese Achtzehnjährigen ist Schiller kalt und seine Worte „allzu menschlich". Die, deren heißes Blut mit dem der Slovenen, Kroaten und Zigeuner gemischt ist, werden zu Grillparzers ungeheuren Bildern und zur Hebbelschen Unbändigkeit hingezogen. Grillparzers Pegasus ist für sie der rechte Traber. Sein Weg ist der Himmelsraum und alle Welten. Unter seinen Hufen sprühen Staub und Sterne.

In dieser Wildheit läuft sich das österreichische Theaterblut müde. Sein Feuer entlädt sich in diesen äußersten Worten, und gerade die Gewaltsamkeit wirkt befreiend.

Josef Kainz ist wie die Personifikation dieser deutschsprechenden, an den Grenzen des Zigeunerlands geborenen Jugend. Seine junge Raserei hat im Sulkowskytheater, wo er als Sechzehnjähriger zum ersten Mal auf die Bühne sprang, alle ihre Glieder in Grillparzerscher Tragik gestreckt. Hier, wo Schicksale und Schmerzen übernatürliche Größe haben, war endlich ein Tummelplatz für ihn, dessen Gedanken nach dem Ausdruck des Gigantischen rangen.

Wenn er diese Tragödien las oder sich selbst darin müde schrie, dann haben sie seine dürstende Jugend gleichsam gelabt. Aber sah er sie auf den „wirklichen" und großen Theatern, dann erkannte er sie nicht wieder. Es waren nicht mehr seine Tragödien. Es waren nur klassische Vorstellungen.

Wien bot dem jungen Kainz zwei Arten der tragischen Darstellung. Bei Gastspielen und auf Vorstadtbühnen sah er die Tragödie pompösen Stils. Die breiten Mittel müssen die großen Gefühle illustrieren, und Deklamation und „Pose" sind die Achsen des Stils. Der Stimmaufwand bezeichnet das Maß an Leidenschaft, und die Großartigkeit der „Pose" die Tiefe des Affekts.

Die Flagge, unter der man segelt, ist „Schönheit", und der schützende Schild ist die Tradition.

Aber das Wort Tradition hatte für den revolutionären Sinn des jungen Kainz nichts Geheiligtes. Mit tausend Fragen hat er diese Unnatur bestürmt, die die Werke, welche er liebte, verschlang. Mit tausend „Warum" hat er den Stil durchbohrt, der die Menschlichkeit unterjochte.

Von der Darstellung ist er zu den Werken zurückgekehrt. Und vergebens hat er Gründe gesucht, welche eine Verzerrung rechtfertigen konnten, wie sie seine Lieblingswerke für ihn unkenntlich machte. Seine junge Hast hat die Verse durchstürmt, und er hat die Handlungen der Personen und

den Nerv ihrer Gefühle durchsucht. Was enthielten diese Dramen — Romeos Hoffnung und Verlangen, Mortimers Begeisterung und Glaube, Carlos Freundschaftssehnsucht, Karl Moors Freiheitsdurst und Haß, des Prinzen Lust und Verlangen, Ferdinands Trotz, Homburgs Todesangst? War es denn etwas anderes, als was in seinem eignen Herzen und Hirn und Blut gärte? Waren sie, Romeo, der Prinz, Homburg, Mortimer, Carlos, Karl Moor, Leander, Ferdinand denn nicht gerade so voll und ganz Menschen wie er?

Er hat mit der Heftigkeit des aufrührerischen Jugendsinns gefragt. Aber alles in Wien hat seine Frage zurückgewiesen. Selbst das geheiligte Burgtheater.

Denn auch dort fand er seine Dramen nicht wieder.

Die hohe Burg hatte ihre eigene tragische Spielweise. Sie hatte die Deklamationstragödie gedämpft und den Nachdruck der breiten Geste geschmackvoll gemildert. Sie hatte die äußere Unnatur verringert und die Schreie geknebelt, aber sie hatte das innere Leben nicht gesteigert, und die großen Gefühle gerannen in dem allzuträgen Strom der kultivierten Rezitation.

Der junge Kainz fühlte sich all dieser Gedämpftheit gegenüber womöglich noch fremder als mitten in dem leeren Getöse der Vorstadtbühnen. Dort, in den Vorstadttheatern, war doch wenigstens Lärm. Und am allerwenigsten schleichen die Gefühle in Filzschuhen einher; und der Paradedegen, den ein Krastel, ein Robert, ein Sonnenthal in den glacébehandschuhten Händen führten, war nicht der durchbohrende Dolch der tragischen Gestalten.

Das Burgtheater entging dem Lächerlichen nur, um an dem Langweiligen zu stranden. Hier muß Gedämpftheit das allerletzte sein.

Wer — hat Kainz zu sich selbst gesagt — sich den Tragödien wirklich Angesicht gen Angesicht gegenüberstellt, dem brennen die Wangen vor ihrem ungezügelten Feuer. Ihre Gefühle sind Gewaltsamkeit. Ihre Schicksale der äußerste Fall. Ihr Leben P o t e n z d e s L e b e n s.

Nun wohl: um sie zu spielen — fühle wie sie. Gib dich ganz, gib dich rückhaltlos, gib dich potenziert hin. Mache diese Helden zu Menschen, indem du ihnen alles schenkst, was an Menschlichkeit und Menschlichem in dir selbst ist.

Setze alles beiseite, um in ihrer Liebe, ihrem Haß, ihrem Trotz, ihren Gebeten, ihrer Verzweiflung, ihrer Hoffnung, ihrem letzten Jammer, ihrer Todesfurcht, ihrer Sehnsucht, ihrer Trennungsnot — die Potenz

der deinen zu geben. Bekümmere dich um nichts anderes als darum, die Gefühle, die die ihren und die deinen sind, voll wiederzugeben, und du wirst siegen — wenn du ihren Gefühlen gewachsen bist.

Die Gefühlsstärke ist hier der Maßstab der Begabung.

Wenn dies der Maßstab war, dann durfte Josef Kainz hoffen, während er an dem Theater der großen und schönen Mittel glatt verzweifeln mußte. Denn auf dem „schönen" Theater mußte er versagen, neben den breiten Helden der Deklamationstragödie wurde sein Knabenkörper zum Spott.

Aber wo es galt, sich durch die starken Werke der Meister dazu durchzuringen, den vollen Ausdruck und das ganze Bild seiner selbst zu erreichen, da durfte Josef Kainz hoffen.

— — So sprang er denn kühn in das große Theater, wie ein Wagehals brach er ein, um durch die Glut seiner Seele die alten Schauspiele der Väter in Brand zu setzen.

III.

Er wollte nur eines: die Wahrheit. Er glaubt, daß nur ein einziges überzeugend wirkt: die volle Echtheit. Er will sich von aller Tradition lossagen, um nur eines wiederzugeben: sein Gefühl.

Aber gegen seinen Willen geschah es zuweilen, daß er an der Tradition hängen blieb.

Es konnte geschehen, daß die Umgebung ihn ansteckte, und dieses Kontagium des Traditionellen wurde eins der zwei entgegengesetzten Übel, zu denen die Umgebung ihn treiben konnte.

Er konnte von dem Tone des traditionellen Spiels eingefangen, von seiner Aktion mitgerissen werden.

Das andere Übel war, daß er während des Kampfes mit seinen Mitspielern — seine eigene Art übertrieb. Es ist leicht verständlich, daß es so kommen kann.

Mit aller Macht versuchte er, die Lautdeklamierenden, die ihn umgaben, in seinen Ton und seine Aktion hineinzutreiben. Er machte den Gegensatz ungeheuer und klaffend, um sie zu zwingen. Sein Gleichmut wurde Gleichgültigkeit, die Aufrichtigkeit seiner Replik steigerte sich zu Brutalität — und er bezwang sie nicht.

Im Gegenteil — die anderen begannen nur ihrerseits so zu kämpfen

wie er. Sie verbreiterten ihre Deklamation, verstärkten ihren Brustton, vergrößerten ihren Apparat, um ihn ihrerseits zu einem starken Ton, einer lauten Antwort, einer breiten Geste als Antwort auf ihre zu zwingen. Und sie bekamen keine Antwort.

Zwei Extreme kämpften sich nur müde, bis die Szene um war . . .

IV.

Aber der Kampf mit der Umgebung war nicht Josef Kainz' einziger. Er lag zugleich im Kampfe mit den Werken und den Rollen selbst. Und auch dieser Kampf nahm einen zwiefachen Ausgang.

Kainz verblieb in dem klassischen Repertoire, weil er die Gefühlsstärke mit ihm selbst gemein hat. Zudem ist er Südländer und muß all seinen Gefühlen überströmend Luft machen. Er sehnt sich nach Grillparzerschem und Schillerschem Wortreichtum, um sich mit der Kraft der Raserei entladen zu können.

Aber wie viel ihn auch an das klassische Repertoire fesselt, ist und bleibt es doch das Kind einer anderen Zeit als er selbst. Seine einzelnen Ausdrücke, seine Worte sind nicht die seinen. Ehe er diese Verse und Sätze zu den seinen machen kann, bereiten sie ihm einen unendlichen Kampf, in dem er nicht immer Sieger bleibt — um so weniger als alle seine Theatererinnerungen, der Tonfall anderer Darsteller, den sein Ohr bewahrt hat, die Deklamations-Melodie, die er von Kind auf eingesogen, ihn lockt und verführt.

So opfert er mitunter wieder der Tradition, und daß er dies tut, ist um so entschuldbarer, als es bei jenem Lyriker auf der Bühne, der Schiller hieß, viele Stellen gibt — bei denen es scheint, als müßten sie deklamiert werden, die uns den süßen Tonfall der Melodie aufzwingen und uns verführen, Wohllaut über die klingenden Verse auszuhauchen.

Wenn man sich nicht verführen läßt, ist das übrigens oft sehr undankbar.

Mortimer in „Maria Stuart" erbrachte den Beweis dafür. Die Erzählung der ersten Szene, von der Jugend, der Fahrt nach Rom ist eine der schönsten der Deklamationskunst. Die Stimme eines großen Deklamators baut, während wir lauschen, die Peterskirche vor unseren Augen auf, und wir sehen, hoch über allen — den Papst auf seinem heiligen Stuhl. Die Erzählung wirkt wie eine Arie, aber ihre Musik ist malend und schön.

Josef Kainz reißt die schönen Worte zu sich herunter — hinein in die Situation, in das Gefängnis der Königin, wo jede Tür einen Horcher hat, jede Wand einen Feind bergen kann, und wo er Mortimers Jugendgeschichte gedämpft, nahezu flüsternd erzählt, scheu und in Hast . . .

Von Mortimer wurde alles echt, aber die Verse, die Schillers Visionen tragen — fielen in gewisser Weise wirkungslos zu Boden.

Und in einem ewigen Kampf kann selbst der Mutigste zuweilen ermatten.

So greift auch Kainz plötzlich einmal nach der glatten Schönheit des Ausdrucks, die leicht zu Gebote steht. Es gab — namentlich in den Räubern — Augenblicke genug, wo er dies tat: dem Sirenenlaut der Worte folgte und „sang" . . . .

Aber häufiger sieht man eine andere Wirkung von Kainz' Kampf mit den Rollen. Oft verzweifelt er unter ohnmächtigen Versuchen, diese mit Sternen und Blumen ausstaffierten Tiraden für sein Gefühl zurechtzulegen, und wie in einem Anfall der Erbitterung schleudert er all diese Spreu von Versen von sich, sie aufwirbelnd als den Staub, der sie sind — in rasender Geschwindigkeit. Er fegt gleichsam ihre Dummheiten aus dem Drama heraus, während er weiterstürmt . . . .

Dieses nichts-betonende Wettrennen mit dem Atem und der Leistungsfähigkeit der Lungen war das größte Ärgernis für die konservativen deutschen Kritiker.

V.

Durch all diesen Kampf muß Kainz sich Zoll für Zoll durcharbeiten, um sein Ziel zu erreichen: diese Dramen zu seinem Leben zu machen.

Seine Fehler sehen ist leicht. Aber lehrreicher ist es, ganz zu verstehen, wie er in seinem Kampfe Schritt für Schritt stetig weiter gekommen ist. Eine Art chronologischer Übersicht über seine Rollen wird dies zeigen.

Josef Kainz' zwei berühmteste Rollen sind zugleich seine ältesten. Er spielte den Romeo und den Don Carlos schon in Meiningen und München, in der ersten Sturm- und Drangzeit — in den Tagen, wo König Ludwig, der von Schillers Wiedergeburt träumte, sein junges Rasen selig als eine Verheißung grüßte, — und sie sind seither ohne Unterlaß in Kainz' Repertoire verblieben. Er ist darum diesen Rollen gegenüber nie zur Ruhe gekommen, und er hat die Arbeit an ihnen nie wieder von vorne beginnen können. Er hat nicht Zeit gefunden, sie in künstlerischer Neuschöpfung von der Periode loszureißen, die sie schuf, und sie sind mitten in seiner

Entwickelung stehen geblieben, als Überlieferungen einer zurückgelegten künstlerischen Phase.

Sie tragen wie keine anderen den Stempel des Feuers seines Wesens. Sie werden mit geballten Händen gespielt. Heftig ergreift an glücklichen Abenden Carlos' und Romeos Jammer.

Aber die Rollen sind unausgeglichen geblieben. Die Wirkungen sind oft roh zugehauen, und die Heftigkeit wirkt als Brutalität. Noch verrät die Krampfhaftigkeit des Spiels alle Anstrengungen des Versuchs, und wie ein vergeblich Ankämpfender verfällt Kainz zuweilen mit einem eigenen Stöhnen in eine Deklamation, deren Ketten er nicht brechen kann.

Viel fester sitzt Ferdinand. Auch dieser ist eine der frühesten Rollen Kainz'. Aber sie hat öfters geruht, und der bürgerliche Rahmen des Schauspiels hat bei allen Darstellern den Ton gedämpft. So wie ich die Rolle in Deutschland gesehen habe, war sie etwas wie ein Übergangsglied in der Produktion des Künstlers, in der „Die Räuber" zum ersten Male von der ganzen revolutionären Besitzergreifung einer klassischen großen Gestalt Zeugnis ablegen.

Karl Moor ist von allen Rollen die festeste Burg der Deklamation. Diese Partie wenigstens muß deklamiert werden. Dieses Himmelstürmen mit Stimme zu füllen, macht alle ersten Helden schon auf halbem Wege heiser. Aber um dieses „Unikum" mit Leben zu füllen, muß man — ein Genie sein. Aus guten Gründen haben sich deshalb ein Jahrhundert hindurch tausend Darsteller darauf beschränkt, Karl Moor mit Stimme zu versehen — bis man selbst auf den ersten Bühnen allen Ernstes glaubte, daß hier Lungen tatsächlich das einzige Erfordernis seien.

Josef Kainz versuchte sich in Prag zum ersten Mal in der Rolle. Er verließ sich in diesem größten Sturmlauf gegen die Tradition auf das unvergleichliche Feingefühl und die Empfänglichkeit des österreichischen Publikums — und er siegte. Und doch hatte er nicht den Mut, die Rolle zu wiederholen, bevor er sich zum nächsten Male außerhalb Deutschlands Grenzen befand — in Kopenhagen.

Hier errang er einen jubelnden Sieg.

Die Rolle wies Flecken auf. Etwas theatralische Plastik — neben all der schönen Ausdruckskunst des Körpers, die immer wieder an die vollkommenen Werke eines Paul Dubois erinnert — in einigen Szenen starke Anwandlungen von Deklamation. Aber nie ist eine Rolle mit unwiderstehlicherer Energie zum Zusammenleben mit den innersten Eigenschaften des Künstlers gebracht worden als hier.

Damit alle ermessen könnten, welches Riesenwerk es bedeutet, Karl Moor im Schillerschen Ebenbilde als Sprachrohr des Trotzes, des Revolutionstriebes und Zweifels der heute lebenden Jugend neu zu gestalten, wünschte ich, daß es mir möglich wäre, auch nur eine schwache Vorstellung von jener Taucheruniform von Unnatur, Deklamationsfertigkeit, Theatermäßigkeit und Dummheit zu geben, in die die Unfähigkeit, die Nachahmungssucht, die Effekthascherei und Persönlichkeitslosigkeit der Darsteller Karl Moor ein Jahrhundert hindurch eingespannt hat. Aber es ist mir unmöglich, eine solche Vorstellung zu geben.

Karl Moor ist von allen Kainzschen Leistungen die inhaltreichste, aber in der Form hat sie noch eine gewisse Rauheit. Die Ruhe, in der das Gesamtbild der Rolle aus bewegten Einzelheiten ganz emporsteigt, war noch nicht errungen.

Diese Klarheit leuchtete erst über Mortimer.

Hier gab uns Kainz zum ersten Male nicht ergreifende, aber losgerissene Äußerungen gärenden menschlichen Lebens, sondern das Bild eines Menschenlebens — das Mortimers. Hier rang er der Tradition nicht nur mit gewaltsamer Hand eine Szene oder einen Auftritt ab. In Ruhe meißelte er das Bild, das er in Gedanken trug.

Hier gebot er über seine ganze Ruhe und künstlerische Sicherheit.

Sieben Jahre hatte er Mortimer nicht gespielt. Das alte Bild hatte seine Macht über ihn verloren, und der alte Tonfall war in seinem Ohr erloschen. Er konnte wieder neu schaffen.

Und Josef Kainz hat sein Ziel erreicht: die Rollen mit sich selbst zu erfüllen.

Sich selbst.

Sehen wir nun, wer er ist.

VI.

Man hat allerlei über Josef Kainz' Masken gesagt. Man wollte nicht nur Schiller wiedererkennen, sondern auch Marat und Danton. Kainz hat wohl weder an Marat noch an Danton gedacht. Von den Männern der Revolutionszeit gleicht er Keinem und Allen. Was man bei ihm findet, ist nur die große Familienähnlichkeit zwischen ihm und den Männern, die Aufrührer waren so wie er.

Denn Kainz ist vom Blut des Aufruhrs und vom Geschlecht derer, deren Leben ein Stürmen ist gegen Himmel und Erde.

Dieses Stürmen spielt er als Ferdinand und Karl Moor.

Karl Moor ist — wie wir wissen — ein Zweifler an Gott geworden und ein Hasser der Gesellschaft.

Kainz verbohrt sich in seinen Zweifel. Aber er gibt diesem Zweifel die Farbe seines eigenen — eine besondere und eigene Farbe. Wie Karl bei ihm zweifelt und rast, so lehnt sich in Aufruhrszeiten das Volk gegen Gott auf, an den seine Kindheit glaubte. Die jungen Grübler aus dem Volke, deren stumpfe Gedanken sich Tag für Tag verzweifelt an den unlösbaren Fragen des einfältigen Unglaubens überheben; deren Gottesleugnung der Fanatismus und die Angst des Renegaten ist; deren Hohn den Himmel zerfetzt, während er vor den Blitzen zittert, die strafend aus seinen Wolken zucken werden; deren Leugnung Anrufung ist, die elende Anrufung: Ihn doch schauen zu dürfen, den mächtigen, den strafenden, den furchtbaren Gott, ihn sehen und sterben — — wenn er ist.

Diese Ungläubigen spielt Kainz. Sein Moor kreuzt wie ein Verzweifelter die Klinge mit dem Gotte, den er leugnet. Und um dem Stummen eine Antwort abzuringen, könnte er ihm mit seinem Schwert den Himmel durchspalten.

Solche Zweifler leben in unablässiger Zwiesprache mit dem Gott, an den sie nicht glauben; und nie kamen wahrere Worte über Kainz' Lippen, als da die hastigen Fragen an Gott plötzlich aus seiner ungeduldigen Seele brachen.

„Gibt's denn einen Gott?" schrie er immer aufs neue; Zweifel umkreist stets seinen Zweifel.

Das sind die Heiligen des kleinen Wiener Buben, die in den Falten seiner Seele verborgen sind und die Überzeugung des Mannes krank anstarren mit ihren gemalten Augen: Karl Moor ist ein Ungläubiger, von der Ungläubigkeit des Wiener Buben.

....Aber wie viel unser Zweifel auch fragt, der Himmel gibt keine Antwort. Er bleibt einer Welt voll Jammer gegenüber stumm.

Der Welt, wo die Tugend stirbt und der Bruder am Bruder zum Verräter wird, wo die Schmach auf dem Hochsitz thront, mit ihrer Leibwache von Lügen, und die Sohnesliebe in den Armen der Habsucht stirbt.

Eine solche Welt sieht er, den sie Gott nennen, ruhig an. Aber eine solche Gesellschaft macht aus Kainz' Karl Moor einen Räuber. Er will umstürzen, was er haßt, die Schmählichen niederschlagen, die Verächtlichen treten, die Heuchelnden morden — die Elenden vernichten. Er will.

Er will, denn in ihm lodert die Empörung des Betrogenen.

[illegible] als Kind so sehr vertraut, dieser Welt, die er jetzt [illegible]

[illegible], hat er die Welt offen gewähnt wie er, selbst edel [illegible] edel und hochsinnig gehalten. Er hat seinem Vater [illegible], er [illegible] seinem Bruder geglaubt, sowie Kainz' Friedrich von [illegible] an den [illegible] glaubt:

[illegible], Freund, [illegible] in das Gefängnis zu ihm. [illegible] will Friedrich vorbereiten, ihm melden, daß sein Urteil gesprochen ist, [illegible] der Kurfürst ihn zum Tode verurteilt hat.

Aber Hohenzollern kann es nicht aussprechen — denn Homburg glaubt [illegible] an die Möglichkeit eines Todesurteils: Wäre denn ein Todesurteil nicht ungerecht? fragt er. Wie kannst du so darüber sprechen? Der Kurfürst kann nicht ungerecht urteilen.

Aber wenn es nun doch so wäre? fragt Hohenzollern.

Es kann nicht sein.

Aber woher weißt du das? fragt der Freund.

Weiß? Weiß? antwortet da Josef Kainz' Homburg unmutig, und nach einer Pause sagt er [illegible], wie die unwiderleglichen [illegible]:

Ich fühl' es so.

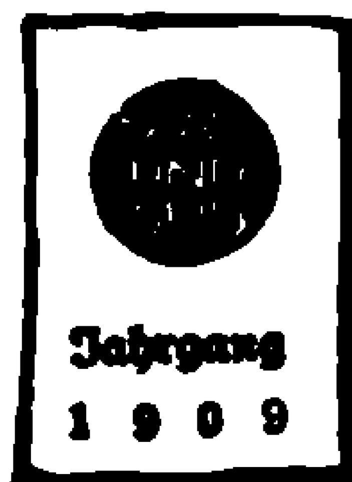
Die Worte wurden nur halblaut gesagt, schlicht, ohne Ostentation, und sie bargen in ein paar Lauten den ganzen vornehmen Kinderglauben einer vornehmen Seele, daß andre ebenso hochsinnig sein müssen wie sie.

Und so hat Kainz' Karl an seinen Vater geglaubt, und Carlos, der Infant, an Philipp. Und wie sie ihnen glaubten, so haben sie an die Menschen geglaubt.

Karl Moor ist so gewesen, wie Carlos war, der an der Hochschule gerade Posas Freund und Schüler wurde; schöner hat niemand von einer goldenen Zeit für die goldene Welt geträumt als der Infant und Karl Moor, und [illegible] glaubte niemand an die Menschheit, die sie beglücken wollten.

Aber eines Tages nahm Philipp, sein Vater, Elisabeth, seine Braut, die im Angesicht der Welt ihm zugesprochen von zwei großen Thronen — und Carlos wurde „[illegible] und kalt". Eines Sommertags erhält Karl Moor jenen Brief, den Franz geschrieben hat — und der zerstörte Glaube an die Besten wird zur Empörung des Aufrührers gegen all die Niederträchtigen.

An Gott hat Kainz' Karl geglaubt, und jetzt haßt er ihn, wie der [illegible]



Leo Putz: Mutterglück.
Zum Essay von Erich Felber.

Er hat ihr ja als Kind so sehr vertraut, dieser Welt, die er jetzt züchtigen will.

Selbst freimütig, hat er die Welt offen gewähnt wie er, selbst edel hat er die Menschen für edel und hochsinnig gehalten. Er hat seinem Vater geglaubt, er hat an seinen Bruder geglaubt, sowie Kainz' Friedrich von Homburg an den Kurfürsten glaubt:

Hohenzollern, Friedrichs Freund, kommt in das Gefängnis zu ihm. Er will Friedrich vorbereiten, ihm melden, daß sein Urteil gesprochen ist, daß der Kurfürst ihn zum Tode verurteilt hat.

Aber Hohenzollern kann es nicht aussprechen — denn Homburg glaubt ihm nicht, lächelt nur über die Möglichkeit eines Todesurteils: Wäre denn ein Todesurteil nicht ungerecht? fragt er. Wie kannst du so darüber sprechen? Der Kurfürst kann nicht ungerecht urteilen.

Aber wenn es nun doch so wäre? sagt Hohenzollern.

Es *kann* nicht sein.

Aber woher *weißt* du das? fragt der Freund.

Weiß? Weiß? antwortet da Josef Kainz' Homburg unmutig, und nach einer Pause sagt er vollkommen abschließend, wie als unwiderleglichen Beweis:

Ich fühl' es so.

Die Worte wurden nur halblaut gesagt, schlicht, ohne Ostentation, und sie bargen in ein paar Lauten den ganzen vornehmen Kinderglauben einer vornehmen Seele, daß andre ebenso hochsinnig sein müssen wie sie.

Und so hat Kainz' Karl an seinen Vater geglaubt, und Carlos, der Infant, an Philipp. Und wie sie ihnen glaubten, so haben sie an die Menschen geglaubt.

Karl Moor *ist so gewesen*, wie Carlos war, der an der Hochschule gerade *Posas* Freund und Schüler wurde; schöner hat niemand von einer goldenen Zeit für die goldene Welt geträumt als der Infant und Karl Moor, und fester glaubte niemand an die Menschheit, die sie beglücken wollten.

Aber eines Tages nahm Philipp, sein *Vater*, Elisabeth, seine Braut, die im Angesicht der Welt ihm zugesprochen von zwei großen Thronen — und Carlos wurde „scheu und kalt". Eines Sommertags erhält Karl Moor jenen Brief, den Franz geschrieben hat — und der zerstörte Glaube an die Besten wird zur Empörung des Aufrührers gegen all die Niederträchtigen.

An Gott hat Kainz' Karl geglaubt, und jetzt haßt er ihn, wie der *Re*-

negat haßt, während er noch fürchtet. Die Menschen hat er geliebt, und nun haßt er sie, wie der verratene Idealist die haßt, die seine Bildsäulen zertrümmerten.

Vor den Augen dieses Karl, der in die böhmischen Wälder stürzt, flimmert der „Ozean von Blut" der Revolution. Die Entrüstung seiner Seele ist zur Flamme aufgelodert:

Fort, fort nach Böhmen.

Karl Moor — der Betrogene — ist einer der großen Zerstörer geworden.

VII.

Die Ungeduld seiner Seele hat ihn in eine Welt gestellt, die er verachten muß.

Die Ungeduld ist eine Zeitkrankheit. Aus schnellerem Verkehr, aus rascherer Mitteilung geboren, aus dem tausendfachen Ideenaustausch, aus dem strengeren Lebenskampf, aus der bittern Genußsucht, aus dem Tempo der Elektrizität und des Dampfes — ist die Manie der Ungeduld noch atemloser geworden als das atemlose Leben, das sie geschaffen hat. Sie eilt allen Plänen und aller Vollendung voraus, jedem Genusse. Sie will alles erreichen und zu gleicher Zeit. Und sie schleudert uns krampfhaft zwischen Wollen und stumpfem Entsagen hin und her.

Sie ist die Mutter unserer Kunstschulen. Sie ist es, die Schriftsteller und Maler an das ewige Kreuz schlägt: das Enteilende selbst greifen und die Bewegung festhalten zu wollen. Sie hat unseren Stil geschaffen, dessen ewige Schwingung Angespanntheit und Erschlaffung ist. Sie zittert selbst in der Sprache, deren Perioden kürzer werden und gleichsam nach Atem schnappen.

Sie lebt in uns und um uns.

Sie steigt Tag für Tag durch die sozialen Gegensätze, die wir sehen, ohne sie versöhnen zu können; durch die Zunahme unseres Wissens, das wächst und wächst und doch Steine für Brot gibt, ohne die Erklärung des Unendlichen zu vermögen; durch die Vermehrung der Genüsse, die nur die Leere vertiefen, das Leiden formen und unsern Lebensekel stets neu und unübersteiglich machen — alles steigert unsere Ungeduld, die das Wesen des Fiebers hat, das aufflammt und verzehrt.

In der Kunst treffen wir diese Ungeduldigen überall. Aber auf der Bühne heißt die Ungeduld: Josef Kainz. Er ist ihr Abbild an sich.

Seine Nerven zittern davon. Seine Worte haben daher ihre Hast.

Daher die Blitze des Blicks, das Sichballen der Hände. Daher der ungleiche Flug seiner Rede.

Die Ungeduld lastet auf ihm wie ein Alp, und sie martert ihn wie eine Hexe. Sie kribbelt ihm beständig im Körper, und sie läßt ihn über eine summende Fliege mit den Zähnen knirschen, während sie — plötzlich alles aufgebend, was Widerstand ist, und sich in ihr Gegenteil, die Stumpfheit verkehrend — ihn andrerseits dazu bringt, sich ruhig von Wespen totstechen zu lassen.

Die Ungeduld ist die Seele seiner Rollen. Sie ist sein Genie. In ihr liegt die unaufhörliche Quelle seines tragischen Furors. Mit diesem modernen Gefühl gießt er neues Leben in die alten Dramen.

Was seine Raserei entfacht, kann unfaßbar wenig sein, weil für diese Seelen, die so empfindsam geworden sind, die Schmerzeindrücke tausendfach und unberechenbar sind.

Ich erinnere mich aus „Narziß" an ein besonderes Beispiel. Narziß ist, glaube ich, eingesperrt oder soll nur warten. Eine Botschaft abwarten, in einer guten Stube, vor einem warmen Ofen. So etwas muß sich ertragen lassen — wenn eben diesem zitternden Geduldmangel das Warten nicht mehr als alles andere widerstrebte.

Jetzt bebt Kainz allmählich vor Raserei, er mißt den Boden, er beträgt sich wie ein gefangenes Tier, er schreit sein:

„Ich langweile mich" mit der ganzen äußersten Erregung einer nervösen und gepeinigten Seele und — verblüfft den, der sich nicht erinnert, daß dieser Wartende Kainz ist ....

Man muß wohl auch einräumen, daß, wenn die Ungeduld der Zeit einmal gerade einem Schauspieler im Blute steckt, gerade seine Kunst ihr Nahrung gibt wie kaum sonst etwas.

Die Anderen arbeiten doch mit der Natur selbst und dem Bilde unserer eigenen Augen. Der Stoff des Schauspielers ist die Rolle und das Werk eines Fremden. Mit wie viel Besonderheiten muß man sich nicht hier abfinden, wie viele Rauheiten nicht abschleifen, mit wie viel Ungleichartigkeiten nicht übereinkommen — ehe die große Einheit geschaffen ist, in der zwei miteinander verschmelzen sollen: die Rolle und der Darsteller ....

Kainz ließ uns in Narziß blitzartig die Art seiner Rollenaneignung sehen.

Es ist eine Probe der Komödie in der Komödie, und Narziß lernt seine Rolle. Kainz flog aufs äußerste erbittert durch einen Schwall von Worten, die in seiner eigenen Seele keinen Widerhall weckten, er fegte die Dumm-

heiten zur Seite, bis er endlich auf einen Satz stieß, der ihn traf, und den er mit der Klaue des Tiers packte — mit dem gierigen Hunger dessen, dem man lange Steine für Brot gegeben.

Erbitterung ist der Gemütszustand, in den Kainz durch seine Rollen versetzt wird. Er bezwingt sie in erbitterter Ungeduld.

....Wenn nun diese immer aufs neue genährte Ungeduld endlich ein Genie zum Aufruhr treibt; wenn ein genialer Mensch die Stirn an Karl Moors leeren Himmel stößt und seine Augen auf der Heuchelei einer Welt ruhen lassen muß, wo ein Franz kraft seiner Missetaten Herr ist — dann werden in seiner Kunst „die Räuber" als eine Revolutionsdichtung wiedergeboren, und Karl wird Marat, Danton, der junge Schiller....

Die andern großen Empörer, die die Geduld verloren so wie er.

VIII.

Die Herrscher unter den Empörern.

Denn Josef Kainz ist auf der Bühne Führer und Herr.

Er ist klein, schmächtig, mit dem Gesicht eines Zigeuners, mit der Stimme eines Brustkranken, seltsam anzuschauen. All die Andern sind schulterbreit, hochgebaut, ganze Kerls, haben große Stimmen — und gleichwohl sind sie die Räuber und Josef Kainz der Hauptmann.

In dieser Schar greift man nicht fehl, und diesem Karl gegenüber hat Kosinsky recht, wenn er, suchend, den Hauptmann mit den Worten anhält: Hat man dich gesehen, sucht man hier nicht länger. Denn diese Unansehnlichkeit hat den geheimen Adel des Genies; seine Worte haben Gewicht wie die Worte dessen, der weiß, daß er befehlen darf; und in der Gefahr hat er Ruhe — die Ruhe der großen Ungeduldigen.

Denn so sind sie, die stets Unruhigen, aus deren Stoff Kainz geschaffen scheint, und deren Leben Anspannung und Erschlaffung ist; die nervös sind wie Frauen, achtzehnjährig im Verlangen und rasch gesättigt in der Befriedigung; deren Leidenschaft die nächste ist, deren Ziel das Unerreichbare — die große Gefahr macht ihre Unruhe ruhig.

„Leben oder Tod" stillt endlich ihre Ungeduld. In den großen Ereignissen ruht ihre Seele. Wo Schicksale sich vollenden, da fühlen sie sich zu Hause. Da ist endlich ihre Welt und ihr Vaterland.

Wie war nicht Kainz, der unter Narziß' Langeweile aufschrie, ruhig bei der Meuterei der Räuber; wie still er, der gegen Lorenzo raste, als er das Urteil an sich und Luise vollzieht; wie gedämpft entschlossen der immer

Aufbrausende, als er vor dem Hungerturm Hermann die Klinge aus den Händen schlägt; wie still ging der große Mörder Karl den letzten Weg — zum Tode.

Kainz gibt überhaupt nie Todesszenen.

Er stirbt rasch, ohne Schrei, ohne Seufzer.

Denn was ist wohl das Leben diesem Ferdinand wert, der seinen Vater als einen Schurken sah, seinen Namen entehrt, seine Mitmenschen als triumphierende Missetäter? Was das Leben Mortimer wert, dessen Existenz ein Vorsatz war, den er verfehlte? Was das Leben Karl wert oder was einem Romeo, wenn Julia auf der Bahre liegt?

Man kann an dem Tag, an dem es das Schicksal will, ruhig sterben.

Gleichwohl ist der Auftritt, der Josef Kainz seinen vielleicht größten Triumph verschafft hat, gerade eine Szene, in der er die Todesangst darstellt.

Dieser Auftritt kommt in Kleists „Friedrich von Homburg" vor.

Friedrich hat Gewißheit erhalten: morgen soll er sterben.

Und besinnungslos, ohne Gedanken, verwirrt, stürzt er aus seinem Gefängnis über den Schloßhof — da sieht er sein Schaffott — zu seiner Tante, der Fürstin, um um Gnade zu bitten, zu flehen, zu betteln — um das Leben.

Er will alles aufgeben: Liebe und Ehre. Denn was ist wohl Liebe und Ehre gegen das Leben? Er will in Schande und Schmach leben. In Schmach leben heißt doch leben. Er will an die äußerste Küste fliehen, er will in ewiger Nacht wohnen. Noch so ferne leben heißt doch sein.

So bettelt der Held bei Kleist.

Und Kainz spielte in diesen Worten, in dieser Angst, wie er sich so ohne Besinnung vor den Füßen der Fürstin wälzte, wie er die Geliebte ohne einen Gedanken aufgab, wie er Schmach auf Schmach häufte, ohne es nur zu wissen — er spielte die ganze Angst des Lebens vor dem Tode, des Sprechenden vor dem, das ewig stumm ist, die Angst dessen, der gehen, der seinen Arm rühren kann, seinen Fuß, seinen Finger, vor dem ewig Unbeweglichen; die Angst des rollenden Blutes vor dem kalt Erstarrten, die Angst des Gedankens vor dem Unbegriffenen — — die ganze Todesangst, so wie sie sich in der Seele eines Pessimisten groß wachsen kann, wo der Tod das Dunkel, die Vernichtung, das Nichts, das völlige Verschwinden ist.

Dies war ein Spiel, das einen Turgenjew bis in die Wurzeln seiner Seele erschüttert hätte.

IX.

Aber sonst gehen Kainz' Helden wie gesagt zumeist dem Schicksalstage mit Ruhe und ohne Seufzer entgegen.

Dem Schicksal, das so gerne der Liebe folgt.

So geht es denn: überall im Leben können wir unsere Angespanntheit zu Kraft hinaufslügen — nur in der Liebe nicht. Die Liebe trifft die geheime Schwäche unserer Seele. Sie zwingt uns unwiderstehlich und ganz zu ihren Füßen nieder. Und wie der Blitz trifft sie, so plötzlich.

Es kommt in „des Meeres und der Liebe Wellen" eine Szene vor, wo Leander und sein Freund im Tempelhof warten, während die Priesterinnen an ihnen vorüberschreiten. Unter ihnen ist Hero. Sie kommt Leander nahe, ihre Augen begegnen sich, sie ist vorbeigeglitten .....

Aber Kainz' Leander ist langsam, ganz langsam, im Staube in die Knie gesunken, wie jemand, zu Tode getroffen, stumm zusammenbricht. Dieser eine Kniefall sagt, daß diesen Jüngling jetzt sein Schicksal ereilt hat. Hier ist es mit allem Aufruhr zu Ende. Dieser Rebell hat die Waffen gestreckt. Die Tat des Ungeduldigen ist nun geworden: das Weltmeer zu durchmessen und *sie zu erreichen*.

Vor einem Blicke sank er hin — wehrlos und stumm.

Dieses schweigende Zusammenbrechen vor dem Überwältigenden wird oft von Kainz wiederholt, der so wenig „variiert" und uns doch immer neu scheint, weil er immer echt ist: Auf dem Schoß der Geliebten liegt Narziß leblos und ohne Stimme; ohne Worte gleitet Carlos unbeweglich zu den Füßen der Königin nieder.

Das ist jenes Hinsinken der Liebe, von der Sappho sang: das Blut nimmt sie aus unseren Adern und die Kraft aus den bebenden Knieen.

Kainz, dessen Wesen Aufruhr und Trotz ist, beugt sich ohne Widerstand der Liebe — der Unabwendbaren.

Und die Liebe enthüllt ohne Barmherzigkeit, daß all seine Stärke nur angespannte Schwäche war. In der Liebe sind seine Helden Kinder, seine Fürsten Pagen, sein Romeo ein Knabe.

Seine Liebkosungen sind die des Kindes, seine Stimme, sein Blick. Seine Lust ist die des Knaben, seine Anbetung und seine Leidenschaft.

X.

Karl kann der Hauptmann der Räuber sein, Leander kann das Meer durchmessen, Friedrich kann Schlachten gewinnen — in der Liebe ist ihre Stärke nur weiche Schwäche.

Und diese Liebe, die aus dem Manne einen Knaben macht, wird für Kainz in verhängnisvoller Weise alles. Man erinnere sich an Romeos Sturm: nieder schlägt er die Welt und Gesetze und Familie, Vernunft und Besinnung, denn die Liebe ist alles, und die Liebe ist Julia. Man denke an Don Carlos mit dem Brief der Königin: mag Alba Belgien, Holland, das Reich selbst nehmen. Dem Freund ist der Infant Feind, dem Feind Freund — er hat ja den Brief der Königin.

Es gibt keinen Himmel ohne ihn. Er kennt keine Erde. Seine Welt ist der Brief der Königin.

Für Kainz' Carlos ist die Liebe eines und alles.

Es nützt Carlos nichts, daß er der Eboli nahe ist, der Prinzessin, die hold und schön ist. Er weiß und merkt und sieht sie nicht, keine der Jungfrauen Madrids. Er weiß nur eines: seine Geliebte, die Königin, sein Verderben.

Verderben — denn die Liebe (Turgenjew meinte dasselbe) ist eine Krankheit, ein Fieber, eine Auszehrung. Ihr Schmerz ist Mord, ihr Genuß Raserei. Sie ist das Feuer, das die Welt verheert, und die Seelen werden von ihrer Sonne ausgebrannt. Wie die stille Glut tut sie ihr Werk, wenn sie gedämpft wird; doch wenn die Flamme auflodert, ist sie jähe Raserei. Sie macht unsere Schwäche zu einem Krampf, unsere Anspannung zu einer Krankheit; denn wir haben nicht die seelische Kraft, sie zu tragen.

So ist jene Liebe, und Mortimer war ihr Abbild.

Wer erinnert sich nicht noch der Beifallsstürme, die über dieses Genie in lodernden Flammen hinbrausten — Kainz' Mortimer vor der Königin. Da stand eine Seele in Brand, und das Mark eines Menschen verglühte. Hier war Liebe Wahnwitz geworden und Wahnwitz Schönheit.

Die Hast schien schön und diese machtlosen Hände; das Verlangen schön, das nach dem Unmöglichen den Boden stampft; und die Blicke und die kindlich-flehenden Worte, sie schienen schön — denn er war der Sohn der Zeit, unser Zeitgenosse, ein Rasender, der das Unerreichbare vergewaltigen wollte ....

Des Lebens Höchstes ist also eine Krankheit. Eine Krankheit ist also das Einzige, das des Atmens wert ist.

XI.

Diese Krankheit, die das Leiden aller Leiden des Lebens ist, ist zugleich, recht besehen, nur ein Spiel der Triebe, das uns verächtlich macht;

es ist eine Gaukelei der Sinne, die uns dumm und feig macht, und sie ist eine Trieb-Herrschaft, unter der wir lügenhaft und ränkevoll werden, betrügerisch und moralisch häßlich.

Josef Kainz weiß das.

Darum hat er seinen Rollen den König in der „Jüdin" eingefügt.

Man kennt das Stück.

Der König war ein Held in der Schlacht und der Weise seines eigenen Rats. Von Männern erzogen, wußte er wenig von Genuß, von der Pflicht wußte er alles.

Da begegnete er auf seinem Wege der „Jüdin". Und er ward gefangen. Er liebt sie.

Aber des Königs Liebe ist kein Rasen, oder sie ist auf jeden Fall ein Rasen, dessen er selbst spottet und das er mit der Lauge seines Hohns übergießt.

Er kennt die Nichtigkeit des Triebspiels. Er gibt ihm dennoch nach — das ist wahr —, aber er rächt sich zum mindesten, indem er sich unterwirft: ironisch beobachtet er seine eigene Entwürdigung.

Die Bitterkeit der Ironie fuhr in einem plötzlichen Tonfall wie ein eisiger Hauch durch die Kainzsche Diktion. Dieser König machte sich spottend über jene Liebe lustig, die ihn zerstörte.

Es gab eine Szene in diesem Stücke, die unvergleichlich wirkte. Wie so oft zuvor bei Josef Kainz war es ein Auftritt, wo er ohne Worte wirkte.

Die Jüdin ruhte unter ihrem Thronhimmel. Der König saß lange Zeit stumm auf einer Bank ganz drüben auf der anderen Seite der Bühne. Er hatte kein Wort zu sagen, — aber er verwandte kein Auge von ihr. Und alles: sein Blick, seine Stellung auf der Bank, seine akzentuierte Unbeweglichkeit — eine nonchalante und unverschämte Unbeweglichkeit — verriet dasselbe kalte Staunen:

— Ist es dieses „Wesen", ist es diese „Figur", die dich toll macht? Ist sie es, die deinen Thron entehrt und dein Bett schändet — ist sie es dort drüben, die wie eine Katze zwischen zwei Kissen spielt?

All das lag in seinem Blick und seiner Stellung.

Plötzlich springt er dann auf, vom Trieb gepackt, und er eilt über die Bühne — und er springt hinauf, auf das Lager, als wollte er ihr Gewalt antun — — — *während er unmerklich die Achseln zuckt.*

Ein solcher einziger Zug wirkt unvergeßlich.

XII.

Gegen Menschen, die seine Feinde oder die ihm gleichgültig sind, findet Kainz auf der Bühne einen ganz rücksichtslosen Tonfall, der eisig enthüllt, wie völlig interesselos er sie und ihr Verhalten findet. Wie ganz fern sie ihm stehen, diese Leute, so daß sie ihn oder sein Leben gar nicht berühren.

Seine Kälte ist brutal. Seine Verachtung ist Verachtung für das Geschmeiß. Seine Worte zum Hofmarschall stellen diesen Menschen unter die Tiere, und seine vollkommene Geistesabwesenheit macht die Eboli zu einer Sache. Sein Blick allein deklassiert Alba zu seinem „Geschöpf", einem Etwas, das nun einmal lebt, das atmet, das vielleicht Heere zu führen bekommt, aber das nie in Beziehung zum Infanten treten kann, einem Königssohn ... einem G e n i e.

So unerzogen ist man gegen Menschen, die man so tief verachtet.

Aber doch fühlen Karl Moor und Ferdinand oft Mitleid: denn sie wissen, daß der Schmerz das große Gemeinsame ist. Ferdinand hat Mitgefühl für Lady Milford; Karl Moor hat Freundschaft für Kosinsky, der gelitten hat und leiden wird so wie er.

Josef Kainz' letztes Gefühl ist Mitgefühl mit jenen, die gleich ihm selbst dieses elende Leben leben müssen, nur um eines Tages — sterben zu müssen.

Marcel Herwegh und Victor Fleury: Briefwechsel Georg und Emma Herweghs mit Ludwig Feuerbach.

Fortsetzung.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Rechenberg, 1. Juni 1861.

Liebe Emma!

Es scheint, daß unser Briefverkehr bereits in jenes Stadium getreten ist, wo man kein Wort aus sich herausbringt, und wenn je einmal ein freundliches, doch stets eine tüchtige Dosis von Bitterkeit beigemischt ist. Der letzte Erguß meiner Feder an Dich war so ein Gemisch von Süßem und Bitterm, von Gutem und Bösem, von Gewinn und Verlust, und nun unterbrichst Du unser langes Stillschweigen mit einer ebenso erfreuenden als betrübenden Anzeige. Freilich freut es mich, Deinen Mann nach so langer Zeit auf die schöne unvergeßliche Freiburger Partie hier wieder zu sehen, aber der Gedanke, ihn als Leidenden wiederzusehen, vergiftet mir diese Freude. Indeß er reist ja einer berühmten Heilquelle entgegen und so will ich gegen das Gift dieses Gedankens das Gegengift der Hoffnung brauchen, um dem Ahriman des menschlichen Lebens nicht den Sieg über Ormuzd, den Geist des Lichtes, des Sehens und Wiedersehens einzuräumen. Ich werde am Montage, den 10., zur (mir jetzt noch unbekannten) Zeit der Ankunft des Augsburger Zuges an der Eisenbahn oder am Würtenberger Hof persönlich erscheinen, um mich Deinem Manne zu jedem Wunsche und Gebrauche, zu jedem beliebigen Wege und Ziele zur Verfügung zu stellen. Meine Adresse braucht er also nicht, doch will ich, weil er sie wünscht, und man sich auf jeden möglichen Fall und Unfall vorsehen muß, meinen Wohnort so genau als möglich beschreiben Also: Rechenberg auf dem Wege nach Erlangen, letztes Haus linker Hand vom Lauferthor aus. Von der Eisenbahn zu mir ist übrigens gut drei Viertel Stunden. Trotzdem muß

Georg meine Wohnung besuchen. Sie läßt für das Auge nichts zu wünschen übrig, soweit dies überhaupt von der Nürnberger Gegend und Natur gelten kann, denn das Auge umspannt hier den ganzen Gesichtskreis Nürnbergs. Gleichwohl hat mich meine Wohnung zeither, namentlich den Winter über, zur Desperation gebracht, weil meine Werkstatt so unglücklich placirt war, daß jedes Geräusch, jeder Mißton, sei's in, sei's außer dem Hause, mir wie teuflisches Hohngelächter auf die stillen Freuden und Leiden eines Denkers in die Ohren gelte, und ich daher trotz des eifrigsten Schaffenwollens in dieser akustischen Cloake doch nichts schaffen konnte. So viel von mir und meinem langen Schweigen, aber wahrlich genug und sehr viel. Jetzt geht es mir übrigens besser, ich bin in eine Dachstube gezogen, wo ich dem Hundegebell und anderen Gehörinjurien und Seelenstörungen ferner gerückt bin, und doch zugleich näher dem Geiste meiner früheren unvergeßlichen Wohnung, indem ich den höchsten Standpunkt des Hauses einnehme.

Meine Frau erwidert herzlich Deine Grüße. Meine Tochter ist gegenwärtig auf einige Tage bei ihren und unsren Verwandten in Ansbach. Indem ich tief die Gründe bedauere, die Dich abhalten, Deinen Mann zu begleiten und mir die Freude eines Wiedersehens zu verdoppeln

Dein Freund

L. Feuerbach.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Zürich, den 7. Juni 61.

Lieber Ludwig,

Georg ist seinem früheren Projekt Donnerstag den 9 ten, also übermorgen abzureisen treu geblieben, nur zieht er es vor trotz der langen Fahrt in einem Zuge bis Nürnberg zu gehen statt in Augsburg Halt zu machen. Es wäre recht freundschaftlich von Dir, vorausgesetzt daß Du diese Zeilen Sonntag bei guter Zeit empfängst, wenn Du Georg auf Donnerstag Nacht ein Zimmer im Würtemberger Hof einstweilen fest bestelltest, so daß er wenigstens bei der Ankunft sich gleich ausruhen könnte, nicht erst noch lange auf Bettmachen und dergleichen warten müßte. Du verzeihst mir schon, wenn ich dich damit behellige. Vielleicht daß die selbe freundliche Stube, die mich während der Paar schönen Tage meines Nürnberger Aufenthaltes beherbergt hat, frei ist, auch

Georg gastlich aufnehmen kann. Mir wäre das recht lieb zu denken, daß Ihr beiden Freunde Euch in demselben Raum bewillkommnet, in dem auch wir noch einige gute Stunden verplaudert haben. —

Darf ich Dich noch um Etwas bitten, so sorge so Viel es von Dir abhängt dafür, daß Georg während seines Nürnberger Aufenthaltes Diät hält und weder reinen Wein noch Bier trinkt, was ihm beides im gegenwärtigen Moment positiv schädlich ist. Indem ich Dich bitte „dafür zu sorgen", will ich Dich mit andern Worten nun herzlich bitten „ihn nicht in Versuchung zu führen", da das Fleisch schwach und mithin die Gelegenheit der Hauptfeind des Menschen ist. Ich versichere Dir, daß mir diese Stelle aus dem Vaterunser „und führe uns nicht in Versuchung" immer sehr eingeleuchtet hat. Wie unendlich gern ich Georg begleitet hätte, wie viel leichter es mir um's Herz sein würde, wenn ich ihm während der Kur zur Seite stehen könnte — das weißt Du schon — welch große Freude es außerdem für mich gewesen wäre Euch mit Georg, wie einst vor Jahren, wiederzusehen — all das ist besser nicht zu sehr, nicht zu oft zu besprechen, um sich das Herz nicht ohne Noth schwer zu machen. Muß ich doch froh und dankbar sein, daß das Nothwendige möglich geworden, und so begleiten denn Georg all meine besten Wünsche und Hoffnungen, all meine Grüße für Euch, mit einem Worte all die Liebe und Freundschaft, die weder Paß noch Reisegeld braucht, um unsern Geliebten nicht bloß bis ans Ende der Welt, nein, wenn es sein muß, selbst bis ins unbekannte Jenseits zu folgen. Gute Nacht. Ich reiche Dir die Hand im Geiste und grüße Dich und die Deinen aus voller, treuer Seele.

Emma Herwegh.

Georg ist wirklich krank. Vielleicht daß die große Freude Dich wiederzusehen ihn wohler scheinen läßt, als er ist. — Du aber laß Dich davon nicht täuschen und glaube mir aufs Wort. Es ist hohe Zeit, daß er eine Kur gebraucht.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Rechenberg, 24. Juni 1861.

Liebe Emma!

Nach meiner Rückkunft von Bamberg, wohin ich, wie Du längst wissen wirst, Deinen Mann begleitet hatte, und wovon ich in derselben

Nacht um eine Stunde später als er abgefahren bin, wollte ich Dir schreiben, um Dir ebensowohl über das Befinden Deines Gatten am letzten Tag unseres Zusammenseins, als über mein Verhalten zu ihm in Betreff Deiner sanitätspolizeilichen Vorschriften Bericht zu erstatten. Allein ich war zu müde, zu angegriffen von der gerade damals so niederdrückenden Hitze, als daß ich diesen guten Willen zur rechten Zeit aufs Papier gebracht hätte, und doch war mit dem rechten Zeitpunkt der Werth der Mittheilung verschwunden. So unterblieb sie. Jetzt ergreife ich die Feder, nicht um Dir zu geben, sondern um von Dir zu empfangen — nämlich Nachrichten von dem Befinden Deines Mannes in Karlsbad. Ich habe ihn zwar gebeten, selbst mir darüber zu schreiben, aber ich kenne seine Schreibfaulheit, und zweifle daher, daß er sein, noch im letzten Moment gegebenes Versprechen erfüllen werde, jedenfalls nehme ich einen innigeren Theil an seinem Befinden, als daß ich in passiver und dummer Geduld den Moment erwarten könnte, wo gute Laune ihn an sein Versprechen erinnert.

Auch bin ich viel zu bescheiden und zu verständig, als daß ich von einem Heilsbedürftigen verlangen sollte, meinetwegen seine Glieder in Bewegung zu setzen. Ich will nichts weiter wissen, als wie es ihm geht. Und das kann ich ja aus Deiner Feder eben so gut erfahren als aus der seinigen. Aus dieser, meiner ungeduldigen und wißbegierigen Theilnahme wirst Du von selbst ermessen, wie sehr mich das Wiedersehen und Wiedererkennen Deines lieben Mannes erfreut, wie ungemein sein feines, geistreiches und liebenswürdiges Wesen von Neuem — ja in höherem Grade als vor Zeiten, mich angesprochen und gefesselt hat. Schade nur, daß das Zusammensein auf so wenige Tage beschränkt war. Deine diätischen Vorschriften habe ich gewissenhaft befolgt, wenigstens soweit sie befolgt werden konnten, ohne sich despotischer Strenge und Pedanterei schuldig zu machen. So lange man nicht an Ort und Stelle, also in Ruhe und Ordnung, ist es unmöglich pünktlich nach ärztlicher und weiblicher Vorschrift zu leben. Nur in Bamberg hat Georg ein Glas Bier mehr getrunken, als ich gewünscht habe, hoffentlich ohne Schaden. Und so hoffe und wünsche ich, daß ich bald gute Nachrichten von Dir über ihn empfangen möchte. Mit diesem Wunsche von Herzen Dein Freund

L. Feuerbach.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Draitendorf, Mittwoch, 21. August 61.

In einem heute angekommenen Brief meiner Frau an ihre hiesige Schwester ist die Rede von einem Briefe Herwegh's (unbestimmt ob weiblichen oder männlichen Geschlechts) an mich und zugleich die Voraussetzung ausgesprochen, daß ich in Folge dessen wohl längst schon abgereist sei. Ein solcher ist mir aber bis jetzt nicht zugekommen. In Nürnberg habe ich eine Woche auf Herweghs Person, oder doch Feder, gewartet, nachdem mir Herr Schw. (ich glaube letztvergangenen Montag vor 14 Tagen) die unerwartete Nachricht gegeben, daß Herwegh noch in München weile, während ich schon nach Zürich ihn versetzt hatte, ja an dem Tage von Schw. Ankunft in Nürnberg, selbst habe dahin kommen wollen. Nachdem ich also, wie gesagt, eine volle Woche auf Herwegh vergebens gewartet hatte, gab ich ihn und die Züricher Partie auf, und begab mich hierher in das romantische Wild und Raubthal, das ich aber morgen schon leider wieder nebst meiner Tochter verlasse, um die Walhalla bei Regensburg zu sehen, und von da aus direkt auf der Eisenbahn nach Nürnberg zurückzukehren. Damit ihr nicht meiner Person Schuld gebt, was nur in der Nachlässigkeit eines Postboten und in der weltverlassenen Lage meines hiesigen Aufenthaltsortes seinen Grund hat, schreibe ich in größter Eile diese Zeilen mit der Bemerkung, daß die Nachricht von dem verunglückten Brief der einzige störende Mißton in den sonst so gelungenen und vom Himmel begünstigten Ländern meiner Wildpartie ist und mich ebendeswegen nicht mehr ruhen und rasten läßt. Euer

L. Feuerbach.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Rechenberg bei Nürnberg, 26. Jan. 62.

Liebe Herwegh!

Wortkarg doch wortgetreu. Du hast einmal den Wunsch geäußert, unter Deine photographirten Freunde auch mich aufnehmen zu können. Ich habe Dir, ich weiß nicht mehr ob schriftlich oder in Gedanken, die Erfüllung dieses Wunsches versprochen. Hier erscheint das in Licht verwandelte Wort. Die Photographie wird von Allen, die sie gesehen, sehr gelobt. Mir selbst mißfällt nur die reaktionäre d. h. rückfällige Haltung.

Eure Berufung nach Neapel[1]) hat mich natürlich erfreut, ob sie mir gleich unter den gegenwärtigen Umständen nicht realisirbar erscheint. Was sind Eure Absichten und Pläne in dieser Beziehung? Wie steht es mit der Gesundheit Deines Mannes, Deiner Kinder? Wir hier sind Alle gesund. Möge dasselbe bei Euch der Fall sein!

Glück zum neuen Jahre! Aber mit alter Freundschaft

Euer L. Feuerbach.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Zürich, den 19. Januar 63.

Lieber Ludwig!

Es sind jetzt fast drei Viertel Jahr, da schrieb mir Deine gute Frau, ich möchte ihr doch für Lorchens Album eine Photographie von mir schicken, wenn ich davon eine besäße. Was ich damals nicht konnte, weil ich keine besaß, kann ich jetzt nachholen, wo ich auf Georg's und einiger Freunde Bitten mich endlich entschlossen habe, mich aufnehmen zu lassen. So schicke ich sie denn, und füge noch eine, in jüngster Zeit von Georg verfertigte bei, die, wenngleich keineswegs nach Wunsch ausgefallen, Euch, die Ihr ihn kennt, doch in etwas des Freundes Bild zurückrufen wird. Jener Brief, den ich Dir vor einem Jahre schrieb, und der sammt seinem übrigen Inhalt verloren ging, enthielt eine bessere, in Wien verfertigte, von der ich leider kein ordentliches Exemplar mehr besitze. So nimm denn einstweilen diese, bis ich sie durch eine gelungenere ersetzen kann.

Ich für meinen Theil finde sämmtliche Photographien schlecht, weil sie nur ein Scheinbild, ein höchst mangelhaftes, der Person wiedergeben, dennoch weiß ich aus Erfahrung, daß man sich freut, wenn man deren erhält. Ein Wenig ist doch immer von der Person darin, und dieses Wenige wird der Phantasie und Herzenserinnerung ein Ausgangs- und Anhaltspunkt.

Ich weiß ewig lange Nichts von Euch, und Ihr Nichts von uns.

---

[1]) Von De Sanctis wurde der Lehrstuhl für vergleichende Literatur an der Universität von Neapel dem Dichter Herwegh angetragen. Daraus wurde aber nichts, weil die Regierungen gegen diese Ernennung protestierten.

Nur hie und da, wenn ich mich an Etwas geistig erquicke, von dem ich voraussetzen darf, daß es auch Dir einen guten Augenblick bringen wird, beeile ich mich es Dir zu senden. So wird denn auch wohl die kleine Brochure über den Tag von Aspromonte, die ich im September schnell aus dem Italienischen übertrug, und der Georg ein vortreffliches Vorwort und ein herrliches Schlußgedicht[1]) beigefügt, seit mehreren Wochen in Deinen Händen sein. Da wir der Bestimmung der kleinen Arbeit wegen nicht um viele Freiexemplare bitten konnten, denn der Ertrag der von Herrn Streit kostenfrei gedruckten Brochure ist den Verwundeten und Gefangenen von Aspromonte bestimmt, mußten wir es der Gefälligkeit des Verlegers anheimstellen, ob und wann er unsern liebsten Freunden, deren Adressen wir eingegeben hatten, diese paar Blätter zusenden wolle, ob nicht.

Daß Dein Name obenan stand, bedarf keiner Erwähnung. Leider ist der moralische und materielle Erfolg durch die recht deutsche Trödelei fast zéro geworden, da es nicht genug ist, daß eine Sache kommt, sondern daß sie im richtigen Moment erscheint. Was im September, kurz nach dem großen, tragischen Ereigniß das tiefste, allgemeine Interesse erregte, und in jener Stimmung geschrieben ward, kam, Dank den Coburgern, wider allen Vertrag drei Monat post factum ans Tageslicht, nachdem die ganze Welt längst über des Helden Schicksal beruhigt war, ja ihn, wie die ganze Sache, schon fast vergessen hatte.

Wessen wird die Welt nicht müde? Die größten Begebenheiten theilen dies Schicksal mit den kleinsten — vergessen wird Alles und Jeder in längerer oder kürzerer Zeit.

Im Uebrigen, lieber Ludwig, ist unser Leben wie das Eure von außen her so wenig reich an Wechsel, und kommt ein Wechsel, so ist es gewöhnlich kein erfreulicher, daß dies Bewußtsein unwillkührlich die Feder lähmt.

Ich weiß, wie ungern Du schreibst, wenigstens Briefe. Dennoch möcht' ich Dich recht herzlich bitten, uns zu Lieb' einmal die Feder in die Hand zu nehmen, und mir zu sagen, wie es Dir, wie es Euch geht und ob keine Aussicht da ist, daß Du in diesem Frühling bis zu uns kommst?

Daß die Menschen, mit denen man am Wahrsten zusammenhängt, die sein müssen, die man am seltensten sieht, während man eine Unmasse von indifferentem Volk auf Schritt und Tritt begegnet! In unsern

---

[1]) G. Herwegh, Neue Gedichte: Εσσεται ημαρ.

elenden Verhältnissen, wo ein Jeder froh sein muß, wenn er das Nothwendigste ermöglichen kann, wäre es ungehörig zu sagen: Mache die Reise uns zur Freude; — aber wünschen darf man es sich doch und auch sagen: Kannst Du Dich so weit frei machen, um Dir einen Ausflug bis hierher zu gestatten, dann wirst Du uns die größte Freude bereiten. Thür und Thor wird Dir weit geöffnet werden.

Ehe ich Deine oder Deiner Frau Schriftzüge nicht wiedergesehen, fehlt mir der Mut mich weiter auszulassen.

So geht's, wenn die Korrespondenz sich so sporadisch macht wie die unsere und immer eine unbewältigte Masse von Stoff zwischen dem einen und andern Brief hemmend liegt. Ein einziger Moment des Sehens thut da, was bogenlange Briefe nicht vermögen.

Lebt Alle wohl, und möge dies Jahr uns Alle einmal zusammenführen. Im Uebrigen müssen wir froh sein, wenn das Leben uns nur die Lieben läßt, die wir haben, und will durchkämpft sein bis zur letzten Stunde. Was dann von uns Allen übrig bleiben wird, fürchte ich, ist kaum mehr als das, was den Göttern geopfert wurde, weil es für die Menschen zu schlecht war. Von Dir und Georg freilich, und Denen die Euch gleichen, bleibt das, was selbst der Tod nicht nehmen kann. Ich grüße und liebe Euch Alle von ganzem, treuem Herzen. Deine Freundin

Emma Herwegh.

Dem Bruder und den Schwestern meinen besten Gruß.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Rechenberg bei Nürnberg, 23. Febr. 1863.

Liebe Emma!

Schon nach dem „Tage von Aspromonte“ drängte es mich Dir zu schreiben und Dir zu danken — Dir für das Licht, das Du mir hierüber mitgetheilt hast, Deinem Manne für das Feuer, womit er die in jeder freien, so auch meiner Brust, an diesen Tag geknüpften Empfindungen ausgesprochen hat. Ich war aber damals, und auch später noch, als ich Deinen Brief nebst den Photographien erhielt, so sehr beschäftigt mit einer Arbeit, daß ich erst ihre bei der glücklichen Thätigkeit und Stimmung, in der ich mich befand, nahe gedachte Vollendung abwarten wollte, ehe ich Dir schrieb, um dann um so mehr Dir sein oder schreiben zu können — beides ist ja bei uns Deutschen leider eines — je weniger



Knauß: Russischer Bauer.
Text von Georg Hermann.

ich mit mir selbst und meinem störrigen Kopfe zu thun hätte. Leider wurde diese glückliche Thätigkeit plötzlich durch einen höchst erbärmlichen, körperlichen grippartigen Zustand unterbrochen. Ein unerhörtes Ereigniß in meinem Leben; fast zwei volle Wochen war ich, wenn auch nicht an das Bett, doch an die Stube gefesselt. Seit einer Woche gehe ich bereits wieder aus, aber ich bin doch noch nicht zu meiner Thätigkeit, zu meiner Arbeit zurückgekehrt. Mit Ausnahme eines widerlichen Briefes — Widerliches kann ich nicht aufschieben — sind diese Zeilen die ersten und einzigen, die ich seit drei Wochen, wenn auch nicht con amore, denn ich habe noch nicht die Unterbrechung meiner Arbeit verschmerzt, weil noch nicht ersetzt, doch wenigstens mit freiem Willen geschrieben.

Aber auch der — relativ — freie Wille ist kein Grund- oder ursachloser Wille. Und so muß ich denn ehrlich bekennen, daß auch diese höchst prosaischen Zeilen ihre Entstehung nur den neusten poetischen Ergüssen Georgs verdanken, daß nur die Galle der Satire über den traurigen W. v. Pr.[1] meine Nerven und Muskeln zur Ergreifung der Feder erregt und bestimmt hat. Ich halte die Satire für den einzigen zeitgemäßen Ausdruck der Poesie. Und ich danke und gratuliere Deinem Manne, daß er diese wenigstens nach meiner Empfindung und Gesinnung dem Stoffe unserer Zeit allein entsprechende Form der Poesie sich angeeignet hat. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich Georg auch für den Verfasser der im ersten Hefte des Orion's erschienenen satirischen Gedichte auf die Münchener Hofpoeten und Hofphilosophen halte. Es sollte mich sehr freuen, auch hierin nicht zu irren. Jedenfalls sind sie seiner würdig. Auch die Photographie Deines Mannes finden wir einstimmig — Schwester und Bruder inbegriffen — freilich aus der Ferne und Erinnerung, sehr ähnlich, nicht aber Deine, oder doch weniger. Doch ich wende mich vom Bilde zum Original mit dem herzlichen Wunsche, daß der Vater der Götter und Menschen, insbesondere auch der Dichter, durch seinen Lieblingssohn Apollo, die poetischen so zeitgemäßen Ergüsse Deines Mannes mit einem goldenen Regen, aber nicht in Deinen Leib, sondern Deine Börse beantworten und belohnen möge. Mit diesem profanen Wunsche

Dein L. Feuerbach.

---

[1] S. Herwegh „Neue Gedichte", Herr Wilhelm.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Rechenberg, 10. August 1864.

Liebe Herwegh!

Warum hast Du aber auch so lange gar nichts mehr von Dir hören lassen? Unverzeihlich, wie eine Sternschnuppe zu kommen und zu verschwinden. Wäre wenigstens auch nur ein Tag früher Dein Brief angekommen, so hätte er mich noch unentschlossen angetroffen. So erhielt ich ihn gestern bei der Rückkunft aus der Stadt, mit einer neuen Reisetasche um den Leib und einer Paßkarte in der Brieftasche, um am Samstag meine Tochter nach Berlin zu der bekannten russischen Familie[1]), die sie schon im Frühjahr erwartet hatte, zu bringen, und zugleich um meinen dortigen russischen und deutschen Freunden für die kostbaren Geschenke, die sie mir zu meinem 60sten Geburtstag geschickt haben, persönlich meinen Dank abzustatten. In Berlin bleibe ich nicht lange, aber ob ich nicht nach Hamburg oder an die Ostsee reise, um stärkende Seeluft einzuathmen und also meine Reise statt auf acht, auf vierzehn Tage und darüber auszudehnen, kann ich jetzt nicht bestimmen. Ich reise in der Gesellschaft des Dr. Baierlacher, der schon als praktischer Arzt nicht lange von hier abwesend sein kann; um jedoch etwas Gewisses und Festes anzunehmen, will ich Ende Augusts oder 1. September als äußersten Zeitpunkt meines Ausbleibens ansetzen. Wenn es also bis dahin Euch nicht zu spät, steht Euch mit Vergnügen mein Haus offen, nur mußt Du dann, wenn Dein Mann ordentlich bedient sein soll, die Güte haben, hilfreiche Hand zu leihen, da meine Tochter erst im Spätherbst von Berlin zurückkommt und auch meine Nichte Erneste auf längere Zeit in die Oberpfalz verreist. Indem ich Euch also bis dahin willkommen heiße,

Dein und Deines Mannes Freund

L. Feuerbach.

Ich schrieb in größter Eile, weil ich einen jungen Schweden, der auch mit uns bis Berlin reist, zum Gast, und ein Manuskript von ihm zur Durchsicht und Prüfung habe.

[1]) Die Familie Khanikoff.

Schluß in der April-Nummer.

Hanns Heinz Ewers:
Edgar Allan Poe.

Zum 100jährigen Geburtstage.

Als Paul Verlaine die „Verfluchten Dichter" schrieb, wußte er sehr gut, weshalb er den Grafen Villiers de L'Isle-Adam in ihre Reihen aufnahm. „Wenn auch Villiers," schrieb er, „sehr berühmt ist, so ist er es doch lange nicht genug für unsere Zeit, die zu seinen Füßen liegen sollte." Und doch rechnet er Villiers, und mit Recht, zu den Poètes maudits, weil er das Kainszeichen einer starken seltsamen Kunst trug, vor der die Massen stets Tür und Tor sorgsam zu verriegeln pflegen, der Kunst des Grauens. So traf Villiers dasselbe Schicksal, das seine Vorgänger traf, Hoffmann und Poe: wenige nur liebten ihn, kannten ihn; mit bewußter, beleidigender Verschlossenheit gingen die Zeitgenossen an ihm vorüber.

Ich nehme ihnen das nicht weiter übel. Jeder satte Bürger hat das gute Recht, die Kost zu genießen, die ihm behagt — wie kann man verlangen, daß er sich seine kostbaren Nerven mit einer Speise stören lassen soll, die er durchaus nicht verträgt? Er will seine Ruhe haben, und da hat er recht.

Freilich ist das Gefühl für das Grauenhafte und für das ihm so eng verwandte Groteske fast jedem Menschen angeboren. Aber ebenso eingefleischt ist das Hemmungsgefühl, das mit allen Mitteln strebt, sich das Grauenhafte nach Möglichkeit vom Leibe zu halten. Das ist der Grund, weshalb ein Künstler, wenn er diese Saiten anschlägt, kaum eine Resonnanz findet, weshalb der, dessen Kunst gar aus diesem Boden seine Kraft zieht, stets ein Einsamer bleiben wird: ein verfluchter Dichter. Den Dante führte Vergil in die Hölle und nicht einen biederen Kaufmann aus Florenz.

Edgar Allan Poe war ein Verfluchter, im Leben wie im Tode. — Sein Leben ist einfach genug. Vor 100 Jahren ward er in Boston geboren. Als siebenjähriger Junge kam er nach England mit seinen Pflegeeltern, blieb ein paar Jahre in einer Boarding-School in Stoke-Newington. — 1822 zurück nach den Staaten, 1826 Student in Richmond, dann in Charlottesville; drei Jahre später Offizierskadett in Westpoint. 1834 Leiter

eines literarischen Blättchens in Richmond, 1836 verheiratet mit seiner schönen Base Virginia Clemm, die er liebte. Dann: New-York, Philadelphia, Richmond, Fordham; ein ruheloses Wanderleben, voller Elend. Er starb 1849 im Armenkrankenhause zu Baltimore; am Tage vorher hatte man ihn total betrunken auf der Straße aufgelesen. Er war ein Dipsomane und nahm Laudanum; es ist gewiß, daß manche seiner allerbesten Arbeiten dem Rausche ihren Ursprung verdanken. Ein Säufer — seine verquäkerten Landsleute spieen ihn an![1])

Seine Gestalt war hoch, sein Gang leicht und seine Haltung stets harmonisch. Immer vornehm, trotz seiner Armut; von einer romantisch ritterlichen Art. Seine stolzen Züge waren regelmäßig, ja, sie waren schön; die klaren Augen dunkelgrau mit einem seltsam violetten Glanze. Die selbstbewußte Stirn war hoch und von wunderbarem Ebenmaße. Bleich war stets seine Gesichtsfarbe, schwarz die Locken, die sie beschatteten. Wie Musik klang seine leise Stimme, weich und schmeichlerisch.

Geschmeidig war er und kräftig, zu jeder Leibesübung geschickt. Ein ausdauernder Schwimmer, der einmal über sieben englische Meilen von Richmond nach Warwick gegen den reißenden Strom schwamm; ein gewandter Springer, glänzender Reiter und vorzüglicher Fechter, der mehr wie einmal einen Gegner heißblütig zum Kampfe forderte. Ein Edelmann, war er, vom Scheitel zur Sohle. Seine gesellschaftlichen Formen waren kühl und doch bestechend liebenswürdig. Er war weich und zart und doch zugleich fest und hart. Er war ein Gelehrter, besaß eine fast universale Bildung. Es war ein gleich großer ästhetischer Genuß ihn zu sehen, wie ihm zuzuhören. Er war immer der Schenkende, und sein Fluch war, daß so wenige all derer, an die er seine reichen Gaben verschenkte, sie zu würdigen verstanden. Ein paar schöne Frauen liebten ihn, — — verstanden ihn? — nein, aber sie ahnten den Adel dieser Seele; instinktiv, wie es immer die Frauen tun. — Drei Menschen jener Tage vermochten ihn ganz zu erfassen: Baudelaire und die beiden Brownings. Aber sie lebten drüben im alten Europa, und er sah sie nie — —

So war der Dichter allein, einsam in seinen verstiegenen Träumen.

[1]) Eine sehr gute englische Ausgabe erschien bei J. B. Lippincot Co in Philadelphia; die deutsche Gesamtausgabe bei J. C. C. Bruns in Minden Drei Bände, von Etzel ausgezeichnet übersetzt (einen davon — die Geschichten — von Kubin hervorragend illustriert), brachte in diesen Tagen der Verlag Georg Müller, München, heraus. — Meine Poe-Biographie erschien im Verlage Schuster & Löffler, Berlin.

Und da er schön war, so liebte er auch über alles die Schönheit. Liebte sie so sehr, daß ihm selbst die Wahrheit erst durch die Schönheit zur Wahrheit wurde, deren Daseinsberechtigung er ohne sie verneint: das ist die höchste Anforderung an die Kunst, die je gestellt wurde. Und da diese Forderung sich nur in Sehnsüchten erfüllen kann, sind ihm die Träume das einzig Wirkliche, spricht er dem wachen Leben jeden Realitätswert ab. So schrieb er in seiner Vorrede zu „Heureka":

„Denen, die mich lieben und die ich liebe; den Träumern und denen, die an Träume glauben, als an das einzig Wirkliche — widme ich dies Buch der Wahrheiten, nicht um Wahrheiten zu erzählen, sondern um der Schönheit willen, die in der Wahrheit sich birgt, die allein die Wahrheit wahr macht. Ihnen weihe ich diese Arbeit, als ein Werk der Kunst, einen Roman, wenn ihr wollt; oder auch, wenn das nicht zu viel gesagt ist, als ein Gedicht. Was ich hier sage, ist wahr, deshalb kann es nicht sterben: und wenn es irgendwo vergehen sollte, so wird es wieder auferstehen zu ewigem Leben."

Grandiose Schönheit schuf er in seinen Träumen, die ihm ja Wirklichkeit waren; da hauste er in „Landor's" köstlichem Landhause oder auf dem herrlichen Gute zu „Arnheim". Aber auch in dem armen bescheidenen Leben, das die Pfennige zählt, wußte er um sich herum ein Leben zu schaffen, das die Bewunderung Reichster erregte. Seine kleine Hütte zu Fordham, in der er an der Seite der schönen, todgeweihten Geliebten Virginia ein Paradies der Qualen durchlebte, durchflutete eine köstliche Harmonie, die jeden Besucher entzückte: „Ligeia", „Morella", Berenice" und „Lenore" schritten durch diese Räume. Krempel und Gerümpel stand da herum — — aber wie es herumstand, war es schön. Dies Landhaus von Fordham war ein erbärmliches Holzhäuschen auf der Spitze eines kleinen Hügels, aber blühende Kirschbäume standen auf der grünen Wiese, kleine Singvögel lockten frühmorgens den Dichter hinaus in die nahen Fichtenwälder. Dann schritt er durch seine bunten Georginenbüsche, atmete den süßen Duft der Reseda- und Heliotropbeete. Die leichte Morgenluft küßte seine feuchten Schläfen, streichelte die müden Augen, die die lange Nacht über an dem Lager der langsam sterbenden Gattin gewacht hatten. Er schritt zu der hohen Brücke über den Fluß Harlem oder an den felsigen Abhang und träumte dort, von alten Zedern beschattet, in das weite Land hinaus.

Da wuchsen seine Ekstasen, die ihm aus der Liebe zu Virginia kamen, aber qualvoll war diese göttliche Ekstase nicht minder, als die andere, die er aus dem Alkohol, aus dem Laudanum nahm.

Eine Hölle sollte ihm sein, was anderen ein Paradies war. Eine heißgeliebte, eine selige Hölle, deren Qualen aber nicht weniger sengten, denn Virginia, deren sterbenden Augen er so manches verdankte, war dem Tode bestimmt, ehe sie noch dem Dichter die Hand reichte. Er wußte gut, daß die Schwindsucht das leuchtende Rot auf ihre Wangen log, er wußte, daß aus diesen schimmernden Augen die unerbittliche Krankheit herausgrinste. Wenn er am Abend die geliebten Lippen streichelte, so fühlte er: „Noch soviel Tage wird sie leben" —. Und am anderen Morgen: „Wieder ein Tag weniger". Eine Sterbende war es, die seine Lippen küßte, eine Sterbende, deren schöner Kopf nächtens neben dem seinen ruhte. Wenn er aufwachte von dem Röcheln und Rasseln ihrer mühsam arbeitenden Lunge, schien ihm das weiße Linnen ein Leichentuch, schien ihm der kalte Tropfen auf ihrer Stirn ein Todesschweiß. Ein Sterben durch Jahre hindurch, ein sichtbares, langsames Sterben der Geliebten — das war das einzige Glück dieses unseligsten aller Dichter. O ja, Sensationen gab ihm die schöne Gattin, aber es waren Sensationen der Angst, des stummen, verhaltenen Schmerzes, der Verzweiflung in lächelnder Larve; ein Paradies der Qualen. Lies die Geschichten, die Virginia in seine Seele sang: du wirst einen Hauch davon verspüren, in welch' namenlosen Qualen sie geboren wurdeu.

Ehe noch der letzte Hauch vom Leben fiel, ehe noch die stille Frau in die Gruft gesenkt war, schrieb Poe sein Meisterstück, den „Raben". Und zu diesem Gedicht, das in der Weltliteratur nicht seinesgleichen hat, nahm er die Ekstase aus dem „heiligen" Rausch des um die Sterbende blutenden Herzens, wie auch aus dem „gemeinen, lasterhaften" Rausche der Weinflasche.

Jeder Psychiater, der sich mit Säuferwahnsinn beschäftigt hat, wird mit Leichtigkeit nachweisen können, was in dem „Raben" mit absoluter Gewißheit einem Delirium entstammt. Ebenso leicht ist der Nachweis des anderen Rausches, den der Dichter Virginia, der „verlorenen Lenore", hier verdankt. Und damit vergleiche man das mutige, wunderbar kluge Essay, das Poe über die Entstehung dieses Gedichtes schrieb. Jede Strophe, jede Zeile, jeden einzelnen Wortklang erklärt er in verblüffend einfacher Logik, es ist fast, als ob er den binomischen Lehrsatz feststellen wollte. Die Hauptsache, die Ekstase und ihre Entstehung aus einem heiligen und aus einem — ach, so unheiligen Rausche erwähnt er mit keinem Wort. Schrieb er doch sein Essay für neuenglische Magazinleser, wie hätten die den Dichter verstehen sollen, der von Ekstase sprach!? Das Handwerksmäßige, das rein Technische, das, was die Kunst ausmacht, die auf das Können sich stützt, das ist von keinem Dichter so klug und überzeugungsklar ausgesprochen

worden. Dieses Essay ist ein Lehrbuch der Dichtkunst an einem Meisterbeispiele. Freilich — benutzen werden Gevatter Schneider und Handschuhmacher den Leitfaden nie können, für den Künstler aber ist er die wertvollste Belehrung, die es gibt. Mag er daraus sehen, daß der „göttliche Rausch" allein kein vollkommenes Kunstwerk schafft, daß die gemeine Arbeit, die verachtete Technik, das Überlegen und Feilen, das Wägen und Tönen ebenso unentbehrlich sind.

Edgar Allan Poe war der erste Dichter, der mit solcher Offenheit von der Arbeit, von dem rein Handwerksmäßigen sprach. Da, und auch wohl nur da, war er Amerikaner, da stand er, und das will mehr sagen, an der Schwelle modernen Denkens — als erster. Ein glänzender Beweis für den Vollwert dieses Künstlers, der nur von der Technik spricht, mit keinem Wort hier die Intuition erwähnt, die der Dilettant immer im Munde führt. Vielleicht, wenn er für andere Leser in seinem Magazin geschrieben hätte, vielleicht wäre er noch einen Schritt weiter gegangen, hätte wohl gar von der Technik des Rausches erzählt.

Nie vor ihm hat ein anderer sein eigenes Kunstwerk so zergliedert, so bis auf die letzte Faser zersetzt. Der göttliche Rausch, der die Bibel diktierte, spukt bis auf diesen Tag in dem Glauben der Masse, und die Herren Künstler von Gottes Gnaden hüteten sich wohl, das Inspirationsfabelchen aufzuklären. Wenn der heilige Geist über sie kam — dann malten, dichteten, komponierten sie, setzten mehr oder weniger immakulate Geisteskindlein in die Welt. Das war so bequem, daß gewiß mancher große Künstler selbst an die geheimnisvolle Weihe glauben mochte. „Trunken vom Gotte" hieß der thrakische Sänger, auch wenn er so nüchtern war wie Sokrates. Dieser Gedanke, der sich in der dionysischen Urform fast mit unseren modernen Anschauungen von Rausch und Ekstase deckt, bekam in der späteren apollinischen Auffassung die göttliche Salbung, die die christliche Weltanschauung, wie so vieles, das klares Denken zu trüben imstande war, mit großer Begeisterung übernahm. All die schönen Phrasen von dem Platz im Olymp, von dem Kuß der Muse, von dem göttlichen Rausche, von dem Gottesgnadentum der Künstler — bei denen wir uns Gott sei Dank nicht das Geringste mehr denken — haben da ihren Ursprung.

Es gehörte Mut dazu, diesen leuchtenden Nebel zu zerschlagen. Wenige, gar wenige Gedichte der Weltliteratur vertragen eine solche unerbittliche Zersetzung. Aber weil Poe in seinem „Raben" ein Kunstwerk geschaffen, so rein, so vollendet, konnte er den Schritt wagen. Das Äußerliche, das

Lächerliche und Absurde, das alles Erhabene sonst in den Staub reißt, vermag nichts dieser Vollkommenheit gegenüber.

Poe brauchte eben das uralte Lügenmäntelchen nicht mehr. Er sah, daß es fadenscheinig und zerrissen war, und warf es kühn zur Seite. In den paar Worten, in denen er in „Heureka" den Begriff der Intuition definierte, als „eine Wahrheitserkenntnis, die sich auf Induktionen und Deduktionen gründet, die so schattenhaft sind, daß sie sich unserem Bewußtsein entziehen, sich vom Verstand nicht fassen lassen, und deren Ausdrucksfähigkeit der Sprache spottet" — liegt eine klarere Erkenntnis des Wesens des künstlerischen Schaffens, als einer seiner Zeitgenossen sie hatte. Indem der Dichterphilosoph also der „Intuition" der Philosophie gegenüber — speziell Aristoteles und Bacon gegenüber, mit denen er sich auseinandersetzt — eine Stelle einräumt, die ihr diese abspricht, bestimmt er zugleich ihren Wert und zwar in engbegrenztem, untheologischem, durchaus modernem Sinne. Das ist das Große an diesem ersten modernen Menschen, daß er, der Romantiker, der Träumer, doch ein Anbeter des Verstandes war, der nie den Boden der Erde unter den Füßen verlor.

Nun ruht er in dieser Erde — irgendwo. Am Tage nach seinem Tode begrub man ihn auf dem Westminster-Kirchhofe zu Baltimore. Wie einen Landstreicher las man den sterbenden Dichter von der Straße auf, wie einen Hund verscharrte man ihn am anderen Tage. Das Grab soll nahe bei dem seines Großvaters liegen, des Generals David Poe, der in dem Befreiungskampfe der Union sich einen Namen machte. Da ungefähr *soll* es liegen, man weiß es nicht so genau. Kein Kreuz, kein Grabstein erhebt sich an der Stelle, kein Mensch bekümmert sich darum; seine Landsleute haben andere Sorgen, sie legen wenig Wert auf die Knochen ihrer toten Dichter. So eine Woche noch beschäftigten sie sich mit dem elend Verschiedenen — um sein Andenken zu beschmutzen, zu begeifern. All die Lügengeschichten, die noch heute über ihn im Umlauf sind, wurden da erfunden; eine ganze Flut giftiger Tinte wurde über den toten Löwen verspritzt. All die Mittelmäßigkeiten fielen über ihn her, die neidgeschwollenen Schreiberlein, die er so unbarmherzig bei Lebzeiten zerrupft hatte. Stimmten ein in den Ruf des pfäffischen Herrn Griswold: „Er war ein Säufer." — Dann vergaß man ihn dadrüben und das war gut so: seine Landsleute waren eben noch lange nicht reif, ihres großen Dichters Genie zu erkennen.

Ob sie es heute sind?

Nach hundert Jahren aber werden sie gewiß mit viel Mühe die morschen

Knochen zusammensuchen, werden ihm einen mächtigen Denkstein errichten und darauf schreiben:

„Die vereinigten Staaten von Amerika ihrem großen Dichter."

Bis dahin aber mag noch viel Wasser durch des Hudson altes Bett fließen. Verflucht war der Dichter im Leben, wie im Tode, weil er es wagte, an Dinge zu rühren, die wir nicht aufdecken lassen wollen. Wir wissen, daß sie da sind, aber wir suchen sie zu vergessen und vergeben dem nicht, der uns sagt, daß es irgendwo spukt in unserem guten anständigen Hause. Die Kammer soll verschlossen bleiben und verriegelt; wage es niemand, den Schlüssel zu drehen! Wir glauben nicht an Gespenster heute — — weil wir Furcht haben!

Bernard Shaw:
Für Politiker.

F o r t s e t z u n g.

D e r   g e r e c h t e   E n g l ä n d e r.

Wenn englische Unionisten gefragt werden, was sie zur Verteidigung der Regierung, die sie ihren Untertanen zuteil werden lassen, vorzubringen haben, erwidern sie oft, daß der Engländer gerecht sei, indem er jedem die Wahl läßt, zwischen dem Spott für eine so ungeheuerlich barbarische Anmaßung und der Ungeduld über eine so rohe Vermengung der einander ausschließenden Funktionen des Richters und Gesetzgebers. Denn nur unter einer Bedingung kann ein Mann zwischen zwei streitenden Parteien Recht sprechen, unter der nämlich, daß er mit keinem von ihnen eine Interessengemeinschaft habe, wohingegen er sie in einer erträglichen Weise nur dann regieren kann, wenn er mit beiden alle Interessen gemein hat. Die unerläßliche Vorbedingung der Volksherrschaft ist die Vertretung aller Interessen; die unerläßliche Vorbedingung der Rechtspflege ist die Ausscheidung aller Interessen. Wenn wir eines Schiedsmannes oder eines Unparteiischen bedürfen, wenden wir uns an einen Fremden, wenn wir einer Verwaltung bedürfen, ist ein Fremder die einzige Persönlichkeit, die wir nicht dulden wollen. So steht z. B. der Engländer in Indien wie ein wahres Standbild der Gerechtigkeit zwischen zweierlei Eingeborenen. Er sagt da wirklich: „Ich bin in euern religiösen Streitigkeiten unparteiisch, weil ich an keine eurer Religionen glaube. Ich bin in den Konflikten eurer Anschauungen und Gefühle unparteiisch, weil eure Anschauungen und Gefühle von meinen eigenen verschieden sind und abgrundtief unter ihnen stehen. Endlich bin ich, was eure Interessen betrifft, unparteiisch, weil eure Anschauungen und Gefühle beide gleichermaßen meinem Interesse zuwiderlaufen, das darin besteht, euch beide in gleicher Weise machtlos mir gegenüber zu erhalten, um euch zur Bezahlung von Gehältern und Pensionen an mich und meine Landsleute, die wir eure Richter und Verwalter sind, Geld abzuzapfen. Zum

Lohn genießt ihr die unschätzbare Wohltat einer Verwaltung, die für absolute Gerechtigkeit sorgt, zwischen Inder und Inder, da sie mit der Aufrechterhaltung absoluter Ungerechtigkeit zwischen Indien und England vollauf beschäftigt ist."

Kein Engländer könnte also, ohne sich lächerlich zu machen, behaupten, in englischen Angelegenheiten vollkommen gerecht oder an ihnen nicht interessiert zu sein, oder daß er einem Vorschlage, das indische oder irische System in Großbritannien einzuführen, zustimmen würde. Wenn die Gerechtigkeit des Engländers jedoch genügt, um die Wohlfahrt Indiens oder Irlands sicherzustellen, sollte sie gleichermaßen für England ausreichen. Aber die Engländer sind klug genug, es abzulehnen, sich selbst der englischen Gerechtigkeit anzuvertrauen, und ziehen die Volksherrschaft vor. Sie können die Irländer schwerlich tadeln, weil sie der gleichen Ansicht sind.

Kurz, der irische Protestant steht außerhalb jener englischen wechselseitigen Bewunderungsgesellschaft, die der Engländer „Die Union" oder „Das Reich" nennt. Man kann eine gewöhnliche und nicht unwirksame Spielart des irischen Protestanten dadurch bestechen, daß man ihm die eigenen Machtvollkommenheiten überträgt und im wesentlichen sie zum Bedrücker und den Engländer zu seinem kläglich eingeschüchterten und gequälten Werkzeug und militärischen Beschützer macht; aber wenn man ihm für seine Loyalität nichts bietet als die natürliche Überlegenheit des englischen Charakters, wird der Engländer....nun, er mache den Versuch einmal und sehe zu, was dann passiert. Der Engländer würde mit dem Römisch-Katholischen zehnmal günstigere Chancen haben; denn er ist von Jugend auf mit dem Grundgedanken des britischen Reichs, der fremden Verwaltung durch eine geistig überlegene internationale Macht vollkommen durchtränkt worden und ist in der Unterwerfung und Verleugnung seines persönlichen Urteils geübt. Eine römisch-katholische Besatzung würde ihre Befehle von England entgegennehmen und Irland seiner Verwaltung überlassen, vorausgesetzt, daß England römisch-katholisch wäre. Die protestantische Besatzung bemächtigt sich nur der englischen Macht, benützt sie für ihre eigenen Zwecke und befiehlt gelegentlich der englischen Regierung, einen irischen Sekretär zu entlassen, der es gewagt hat, in den Angelegenheiten der Garnison englische Ideen zu verwerten. Woraufhin die englische Regierung ihn kurzerhand entläßt und ihn als Ehrenmann und loyalen Engländer dringend bittet, ihr dies nicht angesichts des Feindes der Nationalistenpartei vorzuwerfen.

Solche Zwischenfälle vermögen natürlich die feste Überzeugung des

irischen Protestanten nicht zu erschüttern, daß er jeder englischen Regierung an Intelligenz und Entschlossenheit ebenbürtig sei. Kein Zweifel: dabei schmeichelt er sich selbst; denn tatsächlich besteht seine Überlegenheit nicht in einer Überlegenheit des Charakters, sondern in dem vergleichsweise direkteren Interesse, das er an der Sache hat, in einer Kraftkonzentration auf ein nahes Ziel, einer Deutlichkeit des Endzwecks, wobei er von den Skrupeln und Verantwortlichkeiten der Weltpolitik frei ist. Es ist eine irische Angelegenheit, keine englische; und er ist Irländer. Und seine Absicht, die einfach darin besteht, seiner eigenen Kaste die Oberherrschaft zu sichern und die Macht Englands in den Hintergrund zu drängen, ist einfacher und klarer als die verwickelten Ziele der englischen Ministerien, die sich ungeschickt mit den Lasten des Reiches abmühen und durch den Druck des Kapitals überall eher als in Irland beeinflußt werden. Der Irländer hat keine Verantwortlichkeit, kein Interesse, keinen Status außerhalb seines eigenen Landes und seiner eigenen Bewegungsfreiheit, und das bedeutet, daß er im Verkehr mit England kein Gewissen hat; wohingegen England, das ein sehr unbequemes Gewissen und viele hinderliche und lästige Verantwortlichkeiten und Interessen im Verkehr mit ihm hat, von ihm eingeschüchtert und dazu getrieben wird, endlich mit nationalistischen Zielen zu sympathisieren, nachdem es zur Erkenntnis der Tyrannei der Orangisten[1]-Partei gekommen ist.

Irischer Katholizismus, eine Prophezeiung.

Wir wollen annehmen, daß die Errichtung einer Nationalregierung die oligarchische Partei vernichtete, indem sie die protestantische Besatzung absorbierte und sie für eine protestantische Nationalgarde in Anspruch nähme. Die römisch-katholische Laienschaft, jetzt eine Null, würde sich organisieren; und es würde eine Revolte gegen Rom und gegen die Priesterschaft erfolgen. Die römisch-katholische Kirche würde die offizielle irische Kirche werden. Das irische Parlament würde auf einer Stimme bei der Ernennung der Geistlichen bestehen; Sporteln und Abgaben würden geregelt werden; man würde sich den Erpressungen widersetzen; die Ausbeutung der Arbeiter in Kloster-Fabriken und -Werkstätten würde ein Ende haben; und von den Universitäten würde der Bannfluch genommen werden. Mit einem Wort, die römisch-katholische Kirche, gegen die Dublin Castle

---

[1]) Spottname der irischen Protestanten.

machtlos ist, würde der einzigen Macht auf Erden begegnen, die es mit Erfolg mit ihr aufnehmen könnte. Diese Macht ist die Demokratie, eine viel katholischere Sache als die Kirche selbst. Solange nicht diese Kraft gegen sie losgelassen wird, kann die protestantische Besatzung der Priesterschaft nichts tun, als sie festigen und das Volk antreiben, sich um sie zu sammeln zur Verteidigung ihrer Altäre gegen die Fremden und gegen die Ketzer. Einmal losgelassen aber, wird die katholische Laienschaft mit der Priestertyrannei in Irland kurzen Prozeß machen, so wie sie dies in Frankreich und Italien getan hat. Und wenn sie das tut, wird sie gezwungen, dem alten Problem der Beziehungen von Kirche und Staat ins Auge zu blicken. Eine römisch-katholische Partei muß sich Rom unterwerfen: eine anti-klerikale Katholikenpartei muß notwendigerweise eine irische Katholikenpartei werden. Das heilige Römische Reich hat, wie die andern Reiche, nur als eine Föderation von katholischen Nationalkirchen eine Zukunft; denn das Christentum kann der Demokratie ebensowenig entrinnen wie die Demokratie dem Sozialismus. In diesem Zusammenhang ist es erwähnenswert, daß die anglikanischen Katholiken in der Sozialistenbewegung Englands, die sich gegen die individualistischen Freidenker des großstädtischen Proletariats richtet, eine wichtige Rolle gespielt haben und noch spielen; aber über die Schwierigkeiten des Anfangs, wie sie des irischen Katholiken warten, sind sie glücklich hinaus. Ihre Kirche hat das Joch Roms abgeschüttelt und ist sicher und dauerhaft anglisiert. Aber die katholische Kirche Irlands ist noch römisch. Home-Rule wird den Tag verkünden, an dem der Vatikan den Weg von Dublin Castle geht und die „Insel der Heiligen" die Herrschaft über ihre eigene Kirche übernimmt. Es mag unglaublich scheinen, daß lange nachdem der letzte Orangist[1]) seine Kreide für ewige Zeiten weggelegt, das übliche Gekritzel „Zur Hölle mit dem Papst!" auf jeder weißen Mauer im Norden Irlands, im Süden wieder auftauchen kann, geschrieben von Katholiken, welche die traditionelle Gegen-Inschrift „Zur Hölle mit König William!" (glorreichen, frommen und unsterblichen Angedenkens) vergessen haben; aber das kann ganz gut so kommen. „Die Insel der Heiligen" ist keine leere Redensart. Religiöses Genie ist eines unserer Nationalprodukte, und Irland ist kein schlechter Fels, um eine Kirche darauf zu bauen. Heilig und schön ist die Seele des katholischen Irland: seine Gebete sind lieblicher als die Zähne und Klauen des Protestantismus, aber nicht so wirksam, wie wenn's gegen die Engländer ginge.

[1]) Geheime protestantische Gesellschaft in Irland (1795).

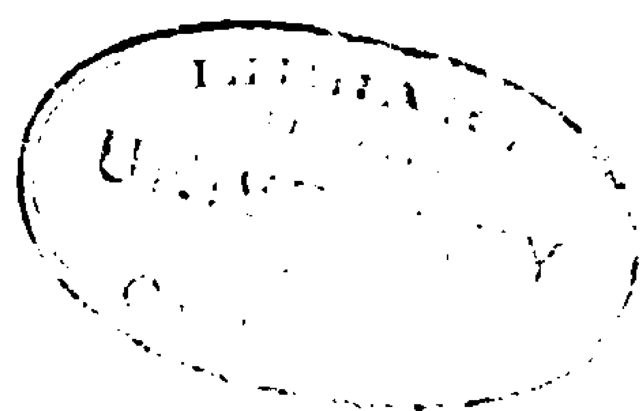
Englischer Voltaireianismus.

Ich will mit der Lage vertraut machen, indem ich zeige, wie genau sie die englische Situation in der Hauptsache widerspiegelt. In England hat, wie in Frankreich, der Kampf zwischen der Priesterschaft und den Laien eine große Schar von Voltaireianern hervorgebracht. Aber die wesentliche Gleichartigkeit der französischen und englischen Bewegung ist durch die Unwissenheit des gewöhnlichen Engländers undeutlich gemacht worden, der, anstatt die unterscheidenden Lehrsätze seiner Kirche oder Sekte zu kennen, unklar an ihre ewige Wahrheit glaubt, wie sie im Gegensatz zu dem verdammenswerten Irrtum aller anderen Konfessionen stände. Er hält Voltaire für so einen französischen „Heiden", statt für einen Vorkämpfer der Laienschaft gegen die offizielle Priesterherrschaft der Staatskirche. Die nonkonformistischen Führer unserer unabhängigen Kirchen sind sämtlich Voltaireianer. Der Kriegsruf der Anhänger der passiven Resistenz ist der Voltaires „Ecrasez l'infâme!" Es ist nicht nötig, den technischen Unterschied zwischen Voltaires „infâme!" und dem des Doktor Clifford näher zu untersuchen. Der eine meinte die nicht-reformierte römische Kirche Frankreichs, der andere die nicht-reformierte anglikanische Kirche; aber in beiden Fällen war der Angriff gegen priesterliche Tyrannei und berufsmäßige Monopolisierung gerichtet. Voltaire überzeugte die Genfer Geistlichen, daß er der philosophische Verfechter ihres protestantischen, individualistischen, demokratischen Gottesglaubens gegen die Staatskirche des römisch-katholischen Frankreich sei; und seine heroische Tatkraft und Wohltätigkeit gegen die Menschen, die jetzt nur die Liste seiner Taten auf seinem Monument in Ferney zu der ergreifendsten Grabschrift Europas macht, ließ seinerzeit die eifrigsten Lutherdiener ihn als einen in der gleichen Weise Inspirierten begrüßen. Unglücklicherweise hatte Voltaire einen unbezähmbaren Sinn für Humor. Er scherzte über Habakuk; und Scherze über Habakuk rochen zu stark nach Schwefel, um von den Protestanten geduldet zu werden, denen die Bibel nicht Literatur, sondern ein Fetisch und ein Talisman war. Und so wurde Voltaire, trotz der Kirche, die er „Gott errichtete", in England das atheistische Schreckgespenst dreier Generationen von englischen Ignoranten statt der legitime Nachfolger von Martin Luther und John Knox.

Heutzutage sind Voltaires Scherze jedoch in einer Welt, die Habakuk nicht mehr verehrt, entweder vergessen oder wirkungslos geworden, und seine wahre Stellung kommt an den Tag. Die Tatsache, daß Voltaire ein römisch-katholischer, in einem Jesuiten-Kollegium erzogener Laie war, ist die beweiskräftige Erwiderung den Einfältigen gegenüber, die sich



Leo Putz: Schneewittchen.
Zum Essay von Erich Felder.



einbilden, daß Irland, wenn es der irischen Demokratie — das heißt, den katholischen Laien — ausgeliefert würde, damit der Tyrannei der Priesterschaft überliefert sei.

Eine Hypothese.

Nehmen wir an, daß die Eroberung Frankreichs durch Heinrich V. von England von Dauer gewesen und daß Frankreich im XVIII. Jahrhundert von einem englischen Vizekönig vermittelst einer Beamtenschaft von Hugenotten und eines Gerichtshofes regiert worden wäre, die unter der Voraussetzung eingerichtet wurden, daß Loyalität für sie Loyalität gegen England bedeute und Vaterlandsliebe die Bereitwilligkeit, die englischen Eroberungen und die englische Kirche mit dem eigenen Leben zu verteidigen — wäre da Voltaire in diesem Falle nicht der niedrigste Verräter und Egoist gewesen, wenn er auf der Seite Englands gestanden und sich dem Feldzuge gegen sein eigenes Land und der Kirche seines eigenen Landes angeschlossen hätte? Die Tatkraft, die er bei der Verteidigung von Calas und Sirven entwickelte, würde er bei der Verteidigung der Franzosen entwickelt haben, die die Engländer „Rebellen" genannt hätten; und er wäre gezwungen gewesen, die Sache der Freiheit und der Volksherrschaft mit der Sache des „infâme" zu identifizieren. Die französische Revolution wäre eine Revolution gegen England und englische Verwaltung gewesen anstatt gegen Aristokratie und Kirchenregiment, und sämtliche intellektuellen und geistigen Kräfte Frankreichs, von Turgot bis De Tocqueville, hätten sich in dem flammenden Anti-Anglicismus und nationalistischen Dithyramben gänzlich ausgegeben, anstatt an der politischen Wissenschaft mitzuwirken und den Weltgedanken zu verbreiten.

Was in Frankreich geschehen wäre, das ist in Irland geschehen, und darum sind nur engherzige Irländer unfähig zu erkennen, was religiöse Freiheit für ein Land bedeutet, das die englische Verwaltung nicht satt hat. Denn in Irland ist England nichts anderes als der Polizist des Papstes. England bildet sich ein, die vatikanischen Kardinäle in Schach zu halten, wenn es die Voltaires, die Foxes und Penns, die Cliffords, Hortons, Campbells, Walters und Silvester Hornes unterdrückt, die unter den römisch-katholischen Laien ebenso reichlich zu finden sind wie unter den anglikanisch-katholischen Laien Englands. Es hat von Irland nichts als unendliche Mühe, unendliche Verwirrung und Schädigung in seiner eigenen Gesetzgebung und einen Haß, der die ganze Welt durchzieht und mit Gift gegen England infiziert, — eine Schmach, die Englands Sympathiekundgebungen

für Finnland und Macedonien lächerlich und heuchlerisch erscheinen läßt, während die Priester die ganze Ausbeute an Geld, Macht, Ansehn und Volkstümlichkeit einheimsen.

Irlands wirklicher Kummer.

Doch um die Ausbeute handelt es sich nicht. Sondern um die Verwüstung, die Ausmergelung, die Verwandlung fruchtbarer Geisteskraft in leeren Protest gegen Übel, die nicht nötig sind um den Gebrauch unserer Eingeweide; um alles, womit sie uns die Hände binden und die Lippen versiegeln, im Namen unserer Ehre und unserer Vaterlandsliebe. Soweit Geld oder Komfort in Betracht kommen, hat der Durchschnitts-Irländer — besonders jetzt, da die Bevölkerung so klein ist — ein erträglicheres Leben als der Durchschnitts-Engländer. Natürlich wird in Irland der Arme unter rechtlichen Formen, die einem rohen Prügel- und Meineid-System den stolzen Titel der Gerechtigkeit beilegen, ausgeraubt und ausgehungert und unterdrückt. Aber dem Engländer ergeht es ebenso. Der Engländer, der sanftmütiger, weniger gefährlich und geistig zu träge ist, um die in seinem Bereiche liegenden politischen und gesetzlichen Machtmittel auszunützen, leidet mehr und macht weniger Redens davon als der Irländer. Aber er kann doch wenigstens niemanden tadeln, als sich und seine Landsleute. Er zweifelt nicht daran, daß eine tatkräftige Majorität des englischen Volkes, wenn sie sich entschließen würde, die Konstitution zu ändern, wie die Mehrheit des irischen Volkes das Home-Rule-Gesetz durchgesetzt haben will, sie ändern könnte, ohne daß sie zu dem Zweck noch gegen eine überwältigend mächtige und reiche Nachbarnation zu kämpfen hätte, zu kämpfen noch dazu mit dem Strick um den Hals. Er kann jede Einrichtung seines Landes angreifen, ohne es damit an fremde Rache und fremde Unterdrückung zu verraten. Sein Gutsherr kann ihn allerdings aus seiner Hütte hinauswerfen, wenn er statt in die Pfarrkirche in die Methodistenkirche geht. Seine Kunden können ihre Aufträge einstellen, wenn er liberal statt konservativ wählt. Englische Damen und Herren, die eher zugrunde gingen, als einen Fuchs schössen, tun diese Dinge ohne das geringste Gefühl von Unanständigkeit und Schande. Aber sie können seinen geistigen Führer nicht knebeln. Der englische Philosoph, der englische Schriftsteller, der englische Redner kann jeden Mißbrauch angreifen und jeden Aberglauben öffentlich enthüllen, ohne damit irgend einem gemeinschaftlichen Feinde die Hände zu kräftigen. In Irland ist jeder solche Angriff, jede solche Bloßstellung eine Dienstleistung gegen England und ein Dolchstoß für Irland.

Wenn der Irländer die Tyrannei und Habgier der Kirche bloßstellt, so ist das ein Argument zugunsten der protestantischen Überlegenheit. Wenn er den Nepotismus und den Mißbrauch der Amtsgewalt bei den neuen Ortsbehörden öffentlich tadelt, so beweist er dadurch die Unfähigkeit der Irländer zur Selbstverwaltung und die Überlegenheit der alten oligarchischen Anklagejury[1]).

Und auf der andern Seite besteht der gleiche Druck. Der Protestant muß um jeden Preis zu der Besatzung halten; der Unionist muß bei jedem bureaukratischen Übergriff ein Auge zudrücken, sich jeder Tyrannei beugen, jeden offiziellen Dummkopf in den Himmel heben, weil dessen Bloßstellung einen Sieg des Feindes der Nationalpartei bedeuten würde. Jeder Irländer ist in Lancelots Lage:

„Sein tiefes Ehrgefühl gilt flugs unehrenhaft,
treulose Treue macht ihn fälschlich wahr."

Der Fluch des Nationalismus.

Es ist für einen Engländer kaum möglich zu verstehn, was dies alles in sich schließt. Eine besiegte Nation gleicht einem mit Krebs behafteten Menschen: er kann an nichts anderes denken und muß sich, von aller besseren Gesellschaft ausgeschlossen, den Händen von Quacksalbern anvertrauen, die den Krebs zu behandeln oder zu heilen behaupten. Die Windbeutel auf den beiden rivalisierenden Rednertribünen sind die unleidlichsten aller Windbeutel. Es erfordert weder Wissen, Charakter, Vernunft, energische Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten, noch irgend welche Tüchtigkeit, private und kommunistische, um die nationalistische oder orangistische Trommel zu schlagen; nein, es fehlt eine Prämie auf Bosheit und Dickfelligkeit ausgesetzt, was zu dem Sprichwort Veranlassung gegeben hat: Wenn man einen Irländer auf einen Bratspieß setzt, kann man immer einen zweiten finden, der ihn mit Fett begießt. In England sind die ernsthaften Leute der Jingo[2])-Beredsamkeit zur Genüge überdrüssig: hatte doch die Variétéausgelassenheit eines Abends in London zum Entsetzen von Mafeking einen entschiedenen Ruf nach der Polizei zur Folge. Nun, in Irland ist jede politische Beredsamkeit Jingo-Beredsamkeit, und alle

[1]) Bestand aus nicht weniger als 12 und nicht mehr als 23 Geschworenen, die über die Zulässigkeit der Anklage zu entscheiden hatten.
[2]) Spitzname der Konservativen während Lord Beaconsfields Verwaltung 1874—80, nach einem Lied aus jener Zeit.

politischen Demonstrationen sind Varietéausgelassenheiten. Die englische Verwaltung ist solch ein unerträglicher Greuel, daß kein anderer Gegenstand zum Volke dringen kann. Der Nationalismus steht zwischen Irland und dem Licht der Welt. Kein gescheiter Irländer findet am Nationalismus mehr Gefallen als ein Mann mit einem gebrochenen Arm daran Gefallen findet, ihn eingerichtet zu bekommen. Eine gesunde Nation ist sich ihrer Nationalität so wenig bewußt, wie ein gesunder Mann sich seiner Knochen bewußt ist. Wenn man aber die Einheit einer Nation entzwei bricht, so denkt sie von Stund an nichts anderes mehr als daran, sie wieder zu erhalten, und leiht keinem Reformator, keinem Philosophen, keinem Prediger ihr Ohr. Bis die Forderung der Nationalisten erfüllt ist, schenkt sie keiner für ihr Leben noch so wichtigen Angelegenheit ihre Aufmerksamkeit außer dem Gedanken an Einheit und Befreiung.

Und darum ist in Irland alles in der Schwebe, harrt alles der Erlösung durch die Durchführung des Home-Rule-Gesetzes. Die großen Bewegungen des Menschengeistes, die in Wogen über Europa hinwegfegen, werden an der irischen Küste von den englischen Kanonen des Pigeon-House-Forts aufgehalten. Nur ein wunderlicher kleiner Sprößling des englischen Präraphaelitismus, die gälische Bewegung genannt, hat Fuß gefaßt, indem er den Nationalismus als Deckmantel benützte und sich selbst beim Volk als einen Angriff auf die Muttersprache des irischen Volkes einführte, die glücklicherweise auch die Muttersprache der halben Welt ist, England inbegriffen. Jede Wahl wird aus nationalistischen Gründen bekämpft, jede Ernennung erfolgt aus nationalistischen Gründen; jeder Richter ist ein Parteigänger im nationalistischen Konflikt; jede Rede ist eine öde Wiederholung nationalistischen Geschwätzes; jeder Vortrag ist eine Geschichtsfälschung, um dem Nationalismus zu schmeicheln oder ihn zu verunglimpfen; jede Schule ist eine Werbestelle; jede Kirche ist eine Kaserne, und jeder Irländer ist der ganzen erbärmlichen Sache unsagbar müde, nichtsdestoweniger ist sie sein Hauptgeschäft und muß er gewaltsam bleiben, bis das Home-Rule-Gesetz dem ein Ende macht und Nationalisten und die Besatzungsmannschaft zusammen in den Kehrichtkasten fegt.

Es gibt tatsächlich keinen schlimmeren Fluch für eine Nation als eine nationalistische Bewegung, die nur das Todessymptom einer unterdrückten natürlichen Tätigkeit ist. Besiegte Nationen verlieren ihren Platz im Vorwärtsmarsch der Welt, weil sie nichts tun können, als danach streben, ihren nationalistischen Bestrebungen durch Wiedereroberung ihrer nationalen Freiheit ein Ende zu machen. Alle Beweisführungen für die Vorteile

einer fremden Regierung sind, obwohl oft überzeugend, ebenso nutzlos wie Beweisführungen für den Vorzug künstlicher Zähne, von Glasaugen, silbernen Luftröhren und patentierten Holzbeinen vor den Naturprodukten. Gleich der Demokratie dient die nationale Selbstverwaltung nicht zum Besten des Volkes: sondern zu seiner Befriedigung. Ein Antoninischer Kaiser, ein St. Louis, ein Richelieu sind bezüglich dessen, was eine gute Regierung genannt wird, vielleicht zehn Demokraten wert; aber das Volk findet unter ihnen keine Befriedigung. Einem Dyspeptiker sein Mittagessen wegnehmen und es einem Menschen geben, der es besser verdauen kann, ist ein höchst logisches Vorgehen; aber es ist nicht gescheit. Den Irländern die Verwaltung Irlands wegnehmen und aus dem Grund den Engländern übergeben, weil sie besser regieren können, wäre etwas ganz Analoges, wenn die Engländer ihre eigenen Angelegenheiten so gut geführt hätten, daß ihre überlegene Verwaltungsbegabung außer Frage stünde. Aber da die Engländer anerkannte Konfusionsräte sind — sie sind wahrhaftig noch stolz darauf — stimmt sogar die Logik jenes gegen die Home-Rule gehenden Falles nicht. Man lese Charles Booths Rechenschaftsbericht von London, Rowntrees Rechenschaftsbericht über Dundee; und dann behaupte noch einer, daß Engländer und Schottländer nicht mehr Grund haben, ihre Angelegenheiten einem irischen Parlamente zu übergeben, als nach den Städten einer andern Nation zu schreien, um sie zu verwüsten, und nach den Angelegenheiten eines andern Volkes, um es schlecht zu verwalten.

Schluß in der April-Nummer.

Karl Ettlinger:
Warumsky. Novellette.

Von den russischen Studenten, die ich in München kennen lernte, war „Warumsky" einer der originellsten. Wir hatten ihm den Namen „Warumsky" verliehen, weil seine Antwort auf alle Fragen, sein Urteil über alle Ereignisse ein resigniertes Warum? war. Es war nahezu ein Ding der Unmöglichkeit, mit ihm über irgendeine ernsthafte Angelegenheit zu diskutieren. Kam die Rede auf ein philosophisches Problem, so lächelte er gleichmütig und sagte: „Sehr schön! Du magst recht haben! Aber warum zerbrechen sich die Menschen den Kopf über solche Dinge? hat es einen Zweck?" Fing ich an über Musik, Malerei oder Theater zu sprechen, so hörte er mir wie geistesabwesend zu, um am Schluß mit überlegenem Achselzucken zu erklären: „Gewiß! Gut! Aber warum malen die Menschen? Ist die Natur nicht schöner? Warum geht man ins Theater? Nützt man jemand damit? Warum also?" Es wäre dennoch verkehrt gewesen, ihm jeden Sinn für Kunst und Schönheit abzusprechen. Oft sah ich, wenn wir zusammen ein Bild betrachteten oder ein Konzert anhörten, in seinen Augen den Widerschein höchsten Genusses. Aber das währte nur wenige Sekunden, er zwang sich gleichgültig dreinzuschauen, und wenn ich ihn frug: „Wie gefiel dir das?" gab er müde zur Antwort: „Es war sehr schön. Aber was hat es für einen Zweck?" — —

Manchmal wurde ich ärgerlich und fuhr ihn an: „Warumsky, du bist ein Poseur! Du bist ein Schauspieler! Du weißt recht gut, daß kein Mensch dir eine vernünftige Antwort auf dein ewiges, albernes „Warum" geben kann!" Dann blickte er mich traurig an, biß sich auf die Lippen und sagte: „Das ist es ja gerade!" Und mir tat es bitter leid, ihn gekränkt zu haben.

Was Warumsky eigentlich studierte, konnte ich nie erfahren. Als ich ihn einmal selbst frug, lachte er verschmitzt und meinte: „Alles! Menschen, Tiere, dich, mich! Was du willst!" Und tatsächlich schien er alle Fächer zu studieren. Freunde erzählten mir häufig, daß sie ihn

in den Hörsälen gesehen hätten. Der eine war ihm im chemischen Laboratorium begegnet, ein anderer hatte ihn im volkswirtschaftlichen Seminar getroffen, mit diesem hörte er jus zusammen, mit jenem Medizin. Er saß regungslos im Kolleg, lauschte dem Professor mit einer Miene, die zu sagen schien: „Woher weißt du das? Hältst du das wirklich für wahr und bewiesen, was du uns da erzählst? Und wenn es wahr ist, warum das alles? Ich weiß, du tust es, um Geld zu verdienen. Aber warum muß man Geld verdienen? Macht das glücklich?" Den Wert des Geldes vermochte er nicht zu schätzen. Ästhetik war ihm ein unbekannter Begriff, zumindest etwas sehr Überflüssiges. Jahraus, jahrein lief er im selben schmutzigen Kittel herum. Einen Kragen anzuziehen, ging über seine Kräfte. Er lebte von Tee und Gebäck, und ich glaube, wenn ich und andere Freunde ihn nicht von Zeit zu Zeit zum Abendessen eingeladen hätten, wäre er stillschweigend verhungert. Denn bitten konnte er nicht, so wenig, wie er danken konnte. Vielleicht wußte er, daß sein schäbiges Aussehen beredter war, als die eindringlichste Bitte. Gab man ihm Geld, so steckte er es wortlos ein. „Es ist eure Pflicht, mich zu unterstützen!" sagte er einmal. „Euch geht es gut, mir geht es schlecht. Und wenn es euch kein Vergnügen machte, mir zu helfen, warum tut ihr es dann?"

Mit seinen Landsleuten verkehrte Warumsky wenig. Es schien, als fürchtete er sich davor, in seiner Muttersprache gesprächiger zu werden, als er seinen deutschen Freunden gegenüber war. Der einzige Mensch, dem er einen Blick in seine Anschauungen gewährte, war ich. Die Gelegenheit, bei der es geschah, war traurig genug: auf seinem Totenbett.

Als ich im Dezember vorigen Jahres meinen Koffer packte, um zum Weihnachtsfest nach Hause zu reisen, trat Warumsky bei mir ein.

„Wohin willst du?" frug er. (Guten Tag und Adieu sagte er prinzipiell nicht. „Das hat keinen Zweck.")

„Zu meinen Eltern."

„Zu den Eltern," wiederholte er. „Warum tust du das? Liebst du deine Eltern?"

Diese Frage ärgerte mich. „Natürlich," antwortete ich kurz.

„Das ist gar nicht natürlich. Durchaus nicht natürlich. Ich hasse meine Eltern!"

Er hatte das mit solch' wildem Ausdruck hervorgestoßen, daß ich erschrocken den Kofferdeckel zufallen ließ. Augenscheinlich fühlte er, daß

ich ihm etwas Unangenehmes sagen wollte, denn er fuhr, gleichsam um sich zu rechtfertigen, fort: „Hat dein Vater das delirium tremens? Hat er dich zum Hause hinausgeworfen? — — Also!“

Wir sprachen von etwas anderem . . .

Ich war vier Wochen von meinem Urlaub zurück, und noch immer hatte mich Warumsky nicht besucht, obwohl ich ihm meine Ankunft gemeldet hatte. Also suchte ich ihn auf. Er bewohnte ein Treppenzimmer im äußersten Schwabing. Er hatte es unmöbliert gemietet und selbst mit wenigen Möbeln, einem Bett, einem Tisch, einem Stuhl und einem Büchergestell, die er auf einer Auktion erstanden hatte, ausstaffiert: „Ich kann die ‚möblierten Zimmer‘ nicht leiden. Entweder hängt ein Heiligenbild drin oder etwas Patriotisches!“ In seinem Zimmer hing keins von beiden, überhaupt kein Bild. — „Warum auch? Hat es einen Zweck behaglich zu wohnen? Lebt man deshalb länger?“ Als ich bei Warumsky eintrat — die Türe war stets ungeschlossen — fand ich ihn im Bett liegen. Er sah miserabel aus. Seine Wangen waren eingefallen, seine Augen stumpf und glanzlos. Die Arme lagen auf der Bettdecke, und ich erschrak, als ich sah, wie abgemagert und gelb sie waren.

„Ich bin sehr krank!“ lächelte er, als er mich sah.

„Ich merke es. Wo fehlt's denn, Warumsky?“

„Überall! Ich glaube, ich habe in den letzten Jahren zu wenig gegessen.“

„Hast du denn keinen Arzt?“

„Wozu brauche ich einen Arzt? Kann er mir Geld verschreiben? Und wenn er's könnte, hätte es einen Zweck? Ich mache mir nichts daraus zu sterben? Warum lebe ich?“

„Rede kein Blech!“ versuchte ich zu scherzen, obwohl ich sah, daß Warumsky nur zu recht hatte. „In vierzehn Tagen bist du wieder auf Deck! Hier hast du zwanzig Meter, iß was Gescheites!“

„Danke!“

Dieses kurze Wort erschütterte mich mehr, als der Anblick des armen Kranken selbst. Warumsky sagte „Danke!“ Gewiß zum erstenmal in seinem Leben. Ich hatte die Empfindung, als offenbarte sich in diesem „Danke“ die ganze Hilflosigkeit des Sterbenden. Es war ihm wohl schwer geworden, dieses Wort auszusprechen, denn ihm traten dabei die Tränen in die Augen.

„Nicht aufregen!“ beruhigte ich ihn.

„Ich rege mich nicht auf. Ich habe nicht mehr die Kraft dazu."

„Hast du niemanden zu deiner Pflege? Du kannst doch nicht den ganzen Tag allein sein?"

„Warum nicht? Wenn ich sterben soll, sterbe ich auch ohne Pflegerin. Und ich soll's — — ich will's auch!"

Eine Zeitlang sprach keiner ein Wort. Ich hatte mich auf den einzigen Stuhl ans Bett zu ihm gesetzt und seine rechte Hand ergriffen, die ich unwillkürlich streichelte. Plötzlich brach er in krampfhaftes Weinen aus.

„Es ist ja nicht so schlimm! Gewiß nicht!" stotterte ich erschreckt.

Da lächelte er wieder. „Deshalb weine ich nicht. Ich dachte nur daran, was aus mir hätte werden können, wenn ich in Deutschland geboren worden wäre!"

Wir schwiegen abermals. Endlich frug er mit einer Schüchternheit, die mir unsagbar wehe tat: „Hältst du mich für schlecht?"

„Ich habe dich sehr lieb!" antwortete ich, und das war die Wahrheit.

„Es ist nicht gut, daß ich in Rußland geboren bin!" wiederholte er. „Nein, das ist nicht gut! Wir Russen sind ein kindisches Volk, wir sind Fanatiker, weil uns das Verständnis für die Welt fehlt! Wir kennen die europäischen Völker zu wenig! Die europäische Bildung hat uns überrumpelt, uns fehlt die Entwicklung. Darum sind wir wie die Kinder, die eine elektrische Bahn sehen, sie benutzen, sie für etwas Selbstverständliches halten, aber erst zehn Jahre später begreifen, warum das so ist. Ein dummer Vergleich, nicht wahr? Aber mir fällt kein besserer ein, und nachdenken kann ich nicht. Es wird hundert Jahre dauern, bis wir russischen Kinder Europa begreifen. Ich hab's nie begriffen. Du hast für mich den besten Namen erfunden: Warumsky."

Seine Stimme klang einschläfernd wie ein Wiegenlied. Er machte sanft seine Hand aus der meinen los, strich sich langsam über die struppigen, tiefschwarzen Haare, als besänne er sich auf etwas, das er nur mit großer Anstrengung in sein Gedächtnis zurückrufen konnte, und fuhr ein wenig lebhafter fort: „Ich bin in einer kleinen russischen Stadt geboren, in der mein Vater eine ziemliche Rolle spielte. Denn er war einer der reichsten Kaufleute am Platze. Hätte ich's verstanden, mit ihm in Frieden zu leben, so brauchte ich jetzt nicht zwischen vier kahlen Wänden zu sterben. Aber mir ist's lieber so! Denn mein Vater war brutal; brutal wie alle Säufer. Meine Mutter" — er hielt mitten

im Satze inne und machte eine lange Pause. Dann sagte er leise, wie im Selbstgespräch: „Nein, ich will meiner Mutter keinen Vorwurf machen. Ob sie ihn hinterging, weil er ein Säufer war, oder ob er soff, weil sie ihn betrog, wer mag das entscheiden? Ich wuchs heran — schlimmer als elternlos. Ich beneidete jede Waise. Ich wurde geprügelt, meist ohne Anlaß. Meine Kindheit war für russische Verhältnisse grausam, für europäische Begriffe viehisch. Damals war Geld für mich das höchste Gut der Welt: ich stahl wie ein Rabe, und ich bereue es heute noch nicht. In meinem fünfzehnten Jahr trat ein Ereignis ein, das mein ganzes Leben vernichtete. In unser Städtchen war ein politischer Agitator gekommen. Ein kleines, buckliges Männchen von gnomenhafter Beweglichkeit. Natürlich konnte er keine öffentliche Versammlung abhalten, er wäre verhaftet worden, ehe er zum Reden gekommen wäre. Aber was nicht öffentlich möglich war, geschah heimlich. In einer Kneipe, wenige Meilen vor der Stadt, kamen etwa hundert Menschen zusammen, vor denen der Agitator sprach. Auch ich war dabei, und was ich hörte, machte einen unvergeßlichen Eindruck auf mich. Zuerst mußten wir alle schwören, reinen Mund zu halten. Dann stieg der Mann auf einen Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand, und begann seine Rede. Er schilderte unsere Lage, wie elend wir alle dran wären, daß unser ganzes Leben nur dazu diente, für andere Überfluß und Luxus zu schaffen, wir selbst aber müßten dabei verhungern. Da sah ich manche Faust sich ballen, manche Hand nach dem Messer greifen, denn so was hatten die Leute noch nie gehört. Wer hatte bisher den Mut gehabt, es ihnen zu sagen? Ein junger Bursche neben mir stieß einen Fluch nach dem andern aus, in seinen Augen glühte ein unheimliches Feuer. Am heftigsten aber ergriff mich der Anblick eines weißhaarigen Greises, der wie im Gebet die Hände gefaltet hatte, während die hellen Tränen über seine Wangen liefen. Nachdem der Agitator uns durch die krasse Klarlegung unserer physischen und geistigen Armut zu lodernder Verzweiflung aufgepeitscht hatte, fing er an, uns über die Ursachen aufzuklären. „Weshalb laßt ihr's euch gefallen?" schrie er. „Wo steht das geschrieben, daß der eine alles haben muß und der andere nichts? Nehmt's ihnen doch weg! Schlagt sie tot, die Bande! Ihr stutzt? Ihr meint, die Gesetze verbieten das? Schafsköpfe, habt *ihr* die Gesetze gemacht? Seht ihr nicht ein, daß die da oben, die die Gesetze gemacht haben, sie schlauerweise so gefaßt haben, daß *sie selbst* geschützt, ihr aber schutzlos seid? Braucht ihr

solchen Gesetzen zu folgen? Narren seid ihr, wenn ihr's tut! Dann verdient ihr gar nichts Besseres! Und wenn der Kosak kommt und will ‚den Gesetzen Geltung verschaffen', so jagt ihn zum Ort hinaus! Gewalt gegen Gewalt! Läßt euch Väterchen hungern, so soll er auch spüren, wozu ein hungriges Tier imstande ist! Flicht er Knuten, so gießen wir Bomben! Ihr denkt vielleicht, Gott habe geschrieben: Du sollst nicht töten? Habt ihr gelesen, daß er den Zaren und seine Henkersknechte ausgenommen hat? Hat jemand von euch schon Gott gesehen? Hast du ihn gesehen, Nikita? Oder du, Sascha? Woher weißt du, ob's einen gibt?" — — Der Mann verstand sein Metier. Wie eine Meute wilder Tiere im Käfig, so knirschten und stöhnten wir erhitzten Menschen in der engen Stube. Wahnwitzige Ausbrüche des Hasses antworteten dem Redner, der selbst wie ein Irrer mit den Händen fuchtelte und tobte. Hätte sich in diesem Augenblicke ein Scherge des Zaren sehen lassen, er wäre in Stücke gerissen worden. Wir lechzten nach Blut, ein Gedanke verwirrte alle unsere Köpfe: Rache! Süße, befreiende Rache!

Nur der Alte war stutzig geworden. Das mit dem lieben Gott wollte ihm nicht gut erscheinen. Nein, das konnte nicht stimmen. Es sollte keinen lieben Gott mehr geben? Und vielleicht gar auch keine Muttergottes mehr? Und daß er täglich gebetet hatte, sollte eine Farce gewesen sein? Und alle die Kirchen, die schönen, reichen Kirchen, die sollten um nichts gebaut sein, für einen, den's gar nicht gibt? Nein, damit durfte man ihm nicht kommen! Das wußte er besser! Wer hatte denn geholfen, als er kürzlich krank lag und meinte, sein letztes Stündchen sei gekommen?

Am liebsten wäre der Alte selbst auf den Tisch gestiegen, um den Gottesleugner Lügen zu strafen. Das mußte ein schlechter Mensch sein, der sich vermaß, mit Gott zu rechten. Aber der Agitator ließ keinen zu Wort kommen, zum Glück für den Alten . . .

„Nur in Rußland gibt es ein Elend wie das eurige! Wißt ihr, wie es in Deutschland ist? Soll ich es euch erzählen? Da gibt es keinen Zar, keine Kosaken, keine Popen! Da gibt es keine Grundbesitzer, die euch die Schlinge um den Hals zuziehen! Da gibt es keinen Hunger, keine Armut! Da sind alle Brüder, keiner gilt mehr als der andere, niemand hat dir was zu sagen, du lebst ruhig und in Frieden, von der Arbeit deiner Hände!"

Als ich den Agitator so sprechen hörte, war mir's, als verkünde mir ein Prophet das gelobte Land. Keine Armut, keine Ungerechtigkeit, keine

Zwietracht? Das gab es also wirklich? — Mein Entschluß stand fest: ich mußte nach Deutschland.

Als ich nach Hause kam — es war spät in der Nacht — sagte ich zu meinem Vater: „Ich will nach Deutschland!"

Als Antwort warf er mir einen Stuhl an den Kopf. Ich rannte hinaus. Vor der Haustüre brach ich in wildes Lachen aus: Verkomme du in Rußland, mein lieber Papa! Gehe zugrund in Schnaps, Knechtschaft und Irrsinn! Ich fahre nach Deutschland, in das Land des Friedens, der Menschlichkeit!

Mir war so leicht ums Herz. Bis über die Grenze mußte das Geld, das ich mir zusammengestohlen hatte, reichen. Und jenseits war ja für mich gesorgt!

Während ich durch die Straßen lief, kam mir plötzlich der Gedanke: Du mußt doch Abschied nehmen von deiner Mutter. Ich kehrte um — die Haustüre war verschlossen. Also ausgesperrt. Hinausgeworfen. Ich pochte, rüttelte an der Tür. Niemand öffnete. — Gut, auch recht! Durch ein offenes Fenster stieg ich ein und schlich mich nach dem Schlafzimmer meiner Mutter. Schon wollte ich leise anklopfen, da hörte ich drinnen eine Männerstimme — meine Mutter antwortete — — Ich ging ohne Abschied."

Warumsky hielt inne mit seiner Erzählung. Er hustete und schloß für einen Augenblick die Augen, als plage ihn ein gräßlicher Schmerz.

„Soll ich einen Arzt holen?" bat ich leise.

„Nein, nein, keinen Arzt!"

„Du mußt nicht so viel sprechen!"

„Ich bin gleich zu Ende. Es kommt nicht mehr viel. Was ich jetzt noch zu berichten habe, ist einfach, sehr einfach."

Er zögerte ein wenig und fuhr dann mit seltsam ruhigem Tone fort: „Und ich kam nach Deutschland. Nach dem Lande, wo es keinen Zar, keine Kosaken und keine Popen gibt. Und kein Elend . . . kein bißchen Elend . . . Siehst du, seit der Zeit ist etwas in mir zerrissen, erstorben — die Enttäuschung war zu groß. Ich hatte mir Deutschland als Ideal-Land geträumt; deutsche Kultur war für mich der Inbegriff alles Glückes, das Ziel menschlichen Fortschrittes. Und nun fand ich hier dieselben Leidenschaften, dieselbe Selbstsucht, Haß, Neid, Falschheit, Betrug, Lüsternheit — alles in schönre Formen gekleidet, gefälliger geschminkt, aber doch im Grunde das gleiche! Ich lernte den Hunger kennen, aber er tat mir nicht sonderlich weh: Die Toten fühlen keinen

Schmerz. Ich lernte die Verachtung kennen — und lachte darüber. Mein Leben war zwecklos geworden, ich frug: warum das alles? und fand keine Antwort. Ich versuchte vergeblich, meine Verzweiflung zu betäuben, es gibt kaum einen Beruf, in dem ich mich nicht versuchte — es wurde schlimmer, unerträglicher, statt besser. Vielleicht bin ich erblich belastet, mein Vater war ja ein Säufer? Vielleicht liegt es aber auch lediglich daran, daß ich ein Russe bin. Ich bin zu fanatisch, als daß mir das bißchen europäische Kultur genügen könnte. Das Land, in dem sich ein Russe wohl fühlen könnte, ist noch nicht entdeckt . . ."

Er schwieg. Das Feuer im Ofen war erloschen, es wurde kalt. Ich sah durchs Fenster: draußen schneite es in dicken Flocken. Ich stand auf, kniete am Ofen nieder, legte Holz auf und zündete wieder an. Mechanisch, wie im Halbschlaf. Das Gefühl unendlicher Verlassenheit hatte mich angesteckt. „Das bißchen europäische Kultur", klang es mir im Ohre nach, „das bißchen Kultur . . ." Ich rüttelte mich gewaltsam auf: „Wo wohnen denn deine Eltern? Oder hast du sonst gar keine Verwandten?"

Er durchschaute mich und lächelte: „Zu spät! Soll ich im Sterben meinem Stolz untreu werden?"

Ich sah ein, daß ihm nicht zu helfen war.

* * *

Drei Tage später war Warumsky tot. Seine Hauswirtin, die bei seinem Sterben anwesend gewesen war, erzählte mir, er sei ruhig, ohne Schmerzen verschieden. Wir Freunde legten zusammen, um ihn anständig begraben zu lassen. An einem klaren, frostigen Nachmittag trugen wir ihn hinaus. Keiner von uns konnte weinen, und doch war uns allen so traurig zumute, als gäben wir einem lieben Kinde das letzte Geleit.

Wir mußten uns, als wir den Grabstein für ihn bestellten, erst bei seiner Hauswirtin erkundigen, wie er eigentlich geheißen hatte; wir kannten ihn alle nur unter dem Namen „Warumsky".

Arthur Seidl: Das Ereignis der Dresdner „Richard-Strauß-Woche".

I.

Etwas ganz Großes und wirklich Bedeutendes hat sich in den Tagen vom 25. bis 28. Januar zu Dresden ereignet. Wohl uns allen, die wir persönliche Zeugen dieses festlichen Erlebnisses wie seiner tiefgehenden Wirkungen an Ort und Stelle selbst sein durften! Und freudigen Dank aus Herzensgrunde dem überragenden Meister, daß er der Welt dieses bedeutsame Werk beschert und uns damit die erquickende Beruhigung wiedergegeben, an ihn, seinen eigenen Stern und den „heiligen" Ernst seiner Kunst treulich weiter glauben zu können! Alle trüben Fragezeichen des letzten Jahrzehntes nunmehr aufgelöst und behoben; die grauen, dumpfen Nebel, die sich zwischen ihn und uns schon einschieben wollten, gottlob zerteilt und verscheucht — Richard Strauß nicht mehr der vielberufene, mehr als verdächtige „Mann der Zeit", sondern wiederum ein zielbewußter, echter „Kämpfer wider seine Zeit", und bei aller Neuheit wie Konsequenz der selbsteigenen Wege die Anknüpfung an eine edle, große „Tradition" doch aufrecht erhalten! Das ist die feste Überzeugung und der bestimmende Eindruck gewesen bei allen Einsichtsvollen, die in ruhiger Nacharbeit und charaktervoller Sammlung zu gedachtem besonderem Zwecke, gleichwie in Bayreuth, diese vier denkwürdigen Abende zusammen zu erleben und in sich auch auszukosten das hohe Glück hatten. Aber selbst gar manche von denen, die entweder noch während derselben Nacht oder doch am nächsten Morgen nach der Uraufführung in die Hetze ihrer Alltagsfron nach Berlin, Leipzig, Frankfurt, Köln usw. wieder zurückkehren und ihr maßgeblich Urteil leider rascher, als ihnen selbst wohl lieb war, niederschreiben mußten, — selbst viele von ihnen haben sich zu Hause doch noch gewissenhaft darüber besonnen, was Gewichtiges da in der sächsischen Residenz vorgegangen war, und haben ihre erste Meinung gerechterweise alsbald revidiert oder doch sich so zu sagen alle Türen ausdrücklich noch offengelassen. Nur ganz wenige Verbohrte, die

ohne jedes Gefühl für das Außerordentliche und Merkwürdige, das sich da zugetragen, vorschnell-vorlaut glaubten, im geistreichen Witzel-Ton oder in der alten Schuhriegel-Weis' dem Komponisten gegenüber noch weiter fahren — kurz, einem Strauß mit den verbrauchten, abgestandenen Klischees auch jetzt noch beikommen zu können.

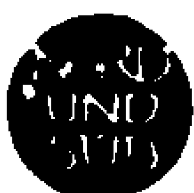
* * *

Zwei Dinge haben die Dresdner Eindrücke und zumal das packende „Elektra"-Erlebnis in ihrem geistigen Nachgeschmack und letzten Niederschlag zur vollen Klarheit nunmehr erwiesen. Wir werden über die Antike einigermaßen umlernen müssen. Und es erscheint durchaus notwendig, über Richard Strauß fortan in einem ganz anderen Stile wieder, mit aufrichtigem Respekt nicht nur vor dem „Orchestervirtuosen", sondern auch vor seinem Künstlerstreben zu sprechen. Von ersterem soll später noch die Rede sein. Von letzterem einstweilen hier nur so viel, daß ein Satz wie der: „Strauß als Musik-Eulenspiegel verleugnet sich auch in der Elektra nicht!" — die Blindheit des betreffenden Referenten zu einer völlig hoffnungslosen macht, weil er ebenso sehr den Gipfel der Geschmacklosigkeit überhaupt bedeutet, wie er angesichts der „Elektra"-Schöpfung und ihrer Qualitäten so deplaciert ist als nur irgend möglich. Und hier ist denn auch der Ort, gegen ein Buch wie dasjenige von Dr Rudolf Louis über „Die Deutsche Musik der Gegenwart" (München, bei Gg. Müller) und die nachfolgende Insinuation darin gleich mit entschiedenstem Proteste ganz unzweideutig Front zu machen (vgl. S. 99): „Es ist schon einmal die Vermutung laut geworden — ich glaube, Arthur Seidl hat sie zuerst ausgesprochen —, daß der Mißerfolg des ‚Guntram' auf die Weiterentwicklung des Komponisten einen verhängnisvollen Einfluß ausgeübt, daß Strauß als Künstler damals — gerade herausgesagt — so etwas wie einen moralischen Knacks abbekommen habe. Jedenfalls drängte sich von dieser Stunde an in Straußens künstlerischer Gesamterscheinung ein Element immer mehr in den Vordergrund, das man mit einigem Recht die ‚Eulenspiegel-Natur' des Künstlers genannt hat...." Offen gestanden, ich erinnere mich gar nicht mehr der Stelle, wo ich das gesagt haben soll, und der Autor hat es sich mit seinem „ich glaube" ohne nähere Quellenangabe ja sehr leicht gemacht. Ich weiß nur ganz genau, daß ich irgendwo einmal davon gesprochen: wie München das fragwürdige Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, den „Till Eulenspiegel" in der Phantasie des Komponisten heraufgeführt, als Antwort auf sein ganz unglaubliches Verhalten dem

„Guntram" gegenüber veranlaßt zu haben (denn es gibt ja gar keinen „Mißerfolg des Guntram" außer eben den der einmaligen, total verunglückten Aufführung in München, der ausschließlich auf des Komponisten Vaterstadt zurückfällt). Sonst redete ich, in Polemik allenfalls gegen Straußens, nach meinem Gefühl allzu oft wiederholte Auseinandersetzung mit seinen kritischen Widersachern, höchstens noch davon, welch' tiefeinschneidende Spuren und welch' herbe Bitterkeit die ganz exorbitante Münchner „Guntram"-Erfahrung, die man in ihren Details noch heute kaum für möglich halten möchte, in Straußens Seele für längere Zeit zurückgelassen, — von dem tragischen Ernst also und der schmerzvollen Reaktion gerade in des Komponisten Schicksal und Leben, nicht vom Spiele des losen Übermutes und eines berechtigt ironischen Ulkes. Louis' Scharfsinn aber blieb es allein vorbehalten, selbst in einem „Also sprach Zarathustra" seinerzeit nur den „witzigen" Strauß wieder zu sehen und den Mißerfolg des „Guntram" ganz allgemein zu finden, ja seinem Schöpfer sogar einen „moralischen Knax" von daher zu imputieren. So aber macht's, tut's und hält's unsere liebe Presse eigentlich immer: erst konstruiert sie mühsam, aus freier Hand, einen „Popanz", um dann wacker auf diesen „Wauwau" coram publico loszuschlagen. So streicht sie am liebsten mit Herrn Weingartner die feinen Übergänge, welche Brünnhildens magdliche Keuschheit offenbaren, um dann über Wagners „Liebesbrünste" sich zu entrüsten; so sah sie in die „Lene" der „Meistersinger" kurzsichtig erst den Lortzingschen Operntyp einer mannstollen „Irmentraut" hinein, um dann gegen Wagners Geschmacklosigkeit der „alten Jungfer" zu eifern. Und darum ist es auch dringend vonnöten, principiis obstare, und empfiehlt es sich stets, die Naturgeschichte solcher Vorgänge aufmerksam zu belauschen, solcher suggestiven Psychologie und Massen-Hypnose schon in ihrem Entstehen beherzt auf die Finger zu — sehen.

*   *   *

Ein paar prägnante Beispiele hier, für viele. Eine der letzten kurzen Vornotizen und stimmungmachenden Entrefilets in der Tagespresse vor der „Elektra"-Aufführung enthielt u. a. den Satz: „Der Komponist weilt seit einigen Tagen bereits in Dresden, um den Proben beizuwohnen, und ist unermüdlich, z. B. der Klytemnästra den allerletzten Trick ihrer schwierigen Partie vorzumachen." (Ich zitiere nach dem Gedächtnis, verantworte jedoch das, worauf es dabei ankommt.) Indem hier das Wort „Trick" fällt und dieser Begriff ohne weiteres einfach eingeschmuggelt



Leo Putz: Sommers Lust und Freude.
Zum Essay von Erich Felder.

wird, entsteht beim Leser unmittelbar die Suggestion der „Artistik" mit allem Drum und Dran, den schönsten Ausblicken auf Variété und Snobismus. Natürlich ist dem Komponisten derartiges aber nicht im geringsten beigefallen, vielmehr war er nur eben eifrig bemüht, der Vertreterin jener Partie die besondere, letzte Ausdrucks-Nuance für ihre Darstellung nach seinen künstlerischen Intentionen beizubringen. Das aber hat ein Wagner, mimend und agierend, zu Bayreuth oder anderweitig auch getan. Oder: einer spricht mit guter Berechtigung von „Raffinement" der Straußschen Orchester-Technik; er meint das allerdings dann ganz anders, als es sofort begierig von den Vertretern der „öffentlichen Meinung" und Bewahrern der privaten Denkfaulheit aufgegriffen wird. Nämlich durchaus nicht in dem Sinne eines absichtsvollen „Zynismus" der bewußten Formgebung, eines ohne Enthusiasmus „kühl bis ans Herz hinan" den Effekt als Selbstzweck nur eben suchenden Kalküls. Denn nicht um ein rein mechanisches Verfahren, um eine freie, verkünstelte Aktivität handelt es sich dabei, sondern um eine organische, historisch notwendige, besondere künstlerische Konstellation, der alle geistig fortschreitenden, technisch weiterarbeitenden Orchester-Komponisten seit Berlioz und Wagner, also auch ein Rich. Strauß, naturgemäß und mehr passiv, nolens volens unterliegen. Nicht sie raffinieren, komplizieren, differenzieren, exaggerieren und sublimieren bewußt, sondern sie stehen in einer natürlichen Evolution des Raffinierens, Komplizierens, Differenzierens, Exaggerierens und Sublimierens, der sie sich nicht entziehen können, so sie mitarbeiten am „Webstuhle der Zeit". Tut nichts, der Jude wird verbrannt! — denn es bleibt nun einmal schon ausgemacht, daß es sich hier um einen kalt-übertreibenden, bewußt-bizarren Orchester-Virtuosen handelt, der ohne allen Gemütsanteil, fern jeder natürlichen Empfindung, „Zerebral-Musik" nur schreibt. Du lieber Himmel! Es ist ja auch so unsäglich leicht, bei den reinen Äußerlichkeiten der Oberfläche, die man eben noch versteht, einfach stehen zu bleiben und die modernen Schlagwörter: dekadent, pathologisch, hysterisch, „Revolution der Sinne und Nerven" oder „Neuro-Mantik" (Wortspiel für „Neu-Romantik") bequem mit allem Behagen darauf anzuwenden; so unendlich schwer hingegen, den organischen Schaffensprozeß eines sich entwickelnden und läuternden Künstlers innerlich nachschaffend zu verfolgen, seinem konsequenten Muß mit Ernst nachzugehen, seiner geistigen Verfassung und seiner inneren Form behutsam nach- — kurz in aller Sorgfalt aufzuspüren, was etwa nur technische Vor-Studie, wichtigere Skizze und was dann voll ausgereiftes Meisterwerk sei.

Heute wissen wir aus der Lebensgeschichte Richard Wagners, wie sein sinnesfreudig-keckes „Liebesverbot" die Antwort darauf war, daß man seine romantisch-edle Oper „Die Feen" in den bezügl. Theaterkanzleien vollkommen unbeachtet gelassen hatte: eine Art von natürlicher Reaktion also, mit der sich einer Luft machte, der nun einmal partout erst auf der Bühne gehört sein wollte. Und, da selbst dieses fraglose Programm einer „Emanzipation des Fleisches" im Sinn und Geiste des mondänen „Jung-Deutschland" infolge ausgerechneten Theater-Peches noch nicht verfing, blieb der unausrottbare Musikdramatiker, der in ihm steckte und um die belichteten Bretter in heißem Drange rang, zunächst immerhin so sehr dem äußerlichen Erfolgstreben wie der eitlen Ruhmsucht als einem Dämon noch verschrieben, daß er für „Pariser" Fremd-Geist und „große Oper" höchst „zeitgemäß" erst nur seinen „Rienzi" (à la Scribe-Meyerbeer) sich niederschrieb. Warum nur wollen wir aus der nachträglichen Erkenntnis der Lebens-Organik unsrer Großen im Reiche der Kunst immer so ganz und gar nicht für uns und neue Fälle lernen?!

Weil Strauß sich einmal mit einem vielgenannten „Überbrettler" zu einem „Singgedichte" verbunden, braucht deswegen wohl sein ganzes übriges Schaffen auf die „Überbrettelei" schon eingestempelt zu sein? Weil er einmal die „Erotik" allerdings scharf und vordringlich laut betont hat — wie Wagner, und einmal den Zeitgeist, Zeitbewußtsein und Zeitempfinden im weitesten Umkreise des Publikums-Interesses und Theater-Erfolges skrupellos einzufangen wußte — genau wie Wagner: könnten diese breiten äußeren Erfolge „Kunrad des Ebners" nicht am Ende dasselbe oder doch ein ähnliches Mißverständnis bei der großen Welt gewesen sein, wie des alten „Reichhardt" sogenannte „Triumphe" — da, wo er sich oft in tiefster Niedergeschlagenheit darob, wund an Körper und Seele, mit wehen Schmerzen gerade am Boden wand? (vergl. „Bayreuther Briefe" des Meisters). Und wiederum: war es etwa notwendig, nach Richards I. bedenklichen Seitensprüngen und „Extravaganzen" seiner stürmischen Jugend allen guten Glauben auf Richards II. künftige Idealentfaltung aufzugeben und ihm schlechte Absichten, nüchternen Kalkül, Affektation gegenüber der Welt mit wenig beneidenswerter Dreistigkeit ohne weiteres schon unterzuschieben?

Endlich noch einen letzten und entscheidenden Punkt, dessen Erörterung in diesem Zusammenhange mir gar sehr am Herzen liegt. Richard Strauß gilt ja weit und breit als ein ausgemacht „materieller" Kopf, seit er die „Genossenschaft deutscher Tonsetzer" (selbstverständlich nur im prak-

tischen e i g e n e n Interesse!) begründet bezw. sich an die Spitze der vielbefehdeten „Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht“ (natürlich in rein persönlicher Willkür!) gesetzt hat; und diese Auffassung scheint sich vollends nun glatt zu bestätigen, wenn wir seinen derzeitigen Opernverleger (NB.: den Verleger!) von Amerika (NB.: dem notorischen Dollarlande, bei dem „Geld gar keine Rolle“ spielt, wenn es gilt, uns die besten Sänger zu verderben, Spezialitäten wegzuschnappen oder den „Gral“ selber sich zu erhaschen) wenn wir also den geriebenen Geschäftsmann vom „smarten“ Kunstgeschäftslande Amerika berechtigt „amerikanische“ Summen für „Elektra“-Rechte fordern sehen, oder aber den „reinen Engel“ Herrn Angelo Neumann herzbeweglich über ganz exorbitante Aufführungsbedingungen dto. klagen hören. Abgesehen nun davon, daß wir es noch ganz ununtersucht lassen wollen, ob nicht auch im l e t z t e r e n Falle der Herr Verleger dafür allein verantwortlich sein mag; sowie noch obendrein, daß Amerika mit seiner pharisäischen Muckerei bezüglich der „Salome“ ehedem beim Komponisten s. z. s. noch eine Suppe auszubrocken hat; und abgesehen endlich davon, daß selbst R. Wagner die Güte eines gewissen „Philadelphia-Marsches“ nach dem dafür erlösten Gelde zu tarieren liebte, — warum denn ist noch niemand auf den verdammt gescheiten Einfall gekommen, zu sagen oder anzunehmen, daß Richard jun. die Macht seiner günstigen Position als derzeit „nachgefragtester“ Bühnen-Komponist vielleicht nur eben benützen möchte, um Meister Richard s e n., der blutige Tränen um die notwendig gewordene Preisgabe seines „Nibelungen-Ringes“ aus Bayreuth dereinst geweint hat, als Alberich das „Rheingold“ entführte und zum Unrein-Golde machte, an dem praktischen Ausbeuter seiner damaligen Notlage nachträglich noch solenn — zu rächen (so etwa, wie er es in der „Feuersnot“ an München schon getan hat)? **Ex ossibus ultor!** Des altgewordenen Herrn Neumann wehleidiges Jammern ob solch' „unerhörter Zustände“ wiegt wirklich ganz ebenso leicht in unseren Ohren und Augen, wie die lauten Entrüstungsrufe über „unparlamentarisches Verfahren“ seitens des „Bühnen-Vereins“ gegenüber seiner durch Richard Wagners Freundschaft geheiligten Person, nachdem er sich als Direktor ja von vornherein „wildlings“ von diesem Parlamente selbst ausgeschlossen hatte, da er es (warum wohl?) ablehnte, ihr als Mitglied beizutreten. Doch dies war's gar nicht einmal, was ich sagen wollte. Vielmehr gedachte ich die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers einmal auf die wachsende soziale Emanzipation des Tonkünstlers mit Nachdruck hinzulenken, die sich in nachstehender Reihe und historischer Stufenfolge ganz ersichtlich zeigt. Noch ein Joseph H a y d n lebt als untergeordneter

Knecht und Diener, gleichsam als Bedienter seines Herrn, des Fürsten Esterhazy, in vollster sozialer Abhängigkeit von diesem. Mozart bereits protestiert, bis zum Bruch, gegen die Zumutung seines Herrn, des Bischofs von Salzburg, an der Gesinde-Tafel mit zu speisen. Ludwig „van“ Beethoven sodann ereifert sich Wolfgang „von“ Goethe gegenüber zu Teplitz, daß er unter so vielen Bücklingen tiefster Devotion mit den hohen Herrn verkehre, und schreitet aufrechten Hauptes, den Hut stramm auf dem Kopf, ebenda mitten durch die gefürsteten und besternten Gestalten — ein etwas krampfhafter, doch bei aller Halsstarrigkeit im Grunde ungefährlich naiver Demokrat, der „die Welt nicht besser macht, wenn er sie detestabel findet“, statt sich in sie klug zu schicken. Franz Liszt dementgegen wieder weiß die Sache meisterlich-vornehm von einem anderen Ende schon anzupacken und bringt es nicht nur fertig, in höfischen Formen selbst, durch manches charmante, und als solches eben auch erträgliche, Bonmot die hohe Welt gelegentlich recht souverän zu kritisieren, sondern auch den Respekt für Kunst und Künstler z. B. durch sein Aperçu: „Wo Seine Majestät sprechen, hat der Künstler zu schweigen!“ oder „Ich wollte Ew. Majestät Unterhaltung nicht durch mein Spiel stören!“ sich autoritativ zu erzwingen. Wagner endlich wird der Freund eines Königs und kommt sogar in die Ausnahmslage, an der Seite Sr. Majestät als gefeierter Künstler von der großen Hofloge des Münchner Kgl. Opernhauses aus die stürmischen Ovationen eines Publikums mit dankendem Verneigen entgegenzunehmen. Damit ist die gesellschaftliche Hebung des ganzen Standes, die soziale Emanzipation zumal des Tonkünstlerberufes schrittweise endgültig vollzogen: beginnt jetzt, den Zeichen der Zeit gemäß, die sozial wirtschaftliche Entwicklung des Musikers, in strenger Konsequenz des Vorausgegangenen. Soll nun, diese Zeichen der Zeit verstanden und sich, als einer der wirtschaftlich Stärksten, zu deren Führer aufgeworfen zu haben, bei Richard Strauß wirklich ein „Verbrechen“ sein? Ist es nicht vielmehr ein Verdienst, hier von höherer Warte aus klarer gesehen und beherzt, mit aller zu Gebote stehenden Energie eingegriffen zu haben? Die wirtschaftlich Schwachen vermögen das doch niemals für sich allein herauszuhauen, und just in der Literatur bildet es ja den stehenden Vorwurf, daß die kräftigen Schultern und höheren Namen entweder von ihrem Standpunkt aus oft zu indolent seien oder aber sich zu gut dünkten, hierin „tonangebend“, Bresche legend voranzugehen! Wie, wenn die Historie später einmal einen ganz besonderen Ruhmestitel Richard Straußens gerade darin erblickte, daß er es nicht scheute, diese Kastanien aus dem Feuer zu holen und sich

dabei, was man so sagt, persönlich auch ein wenig die Finger zu verbrennen? Wenn sie dereinst in besserer Einsicht darüber hinaus deutlich übersähe, daß ein solcher „Erzieher zum Erwerbssinn" auf „exponiertem Posten", mit Übernahme einer derartigen Ehrenpflicht gegenüber seinen unpraktischen Genossen, zugleich „in Gottes Namen" opferbereit und willig manch' Odium auch auf sich nehmen muß, weil das eben seine starken Schultern weit eher aushalten können: z. B. „merkantil" zu scheinen, wo er im höheren Sinne die Sache des zukünftigen materiellen Wohles der andern zugleich und vor allem zu führen hat; bei diesem Kampfe aber auch gar oft höchst mißverständlich eine prononciert „geschäftlich" sich ausnehmende Äußerung da und dort fallen zu lassen, die ihn in den schwärzesten Verdacht des schnöden „Mammonismus" bringt, während er im Grunde nur eben mit der Angebotgestaltung einmal weithin Beispiel gebend „extrem" vorangehen muß? Geradezu klassisch bleibt ja das in den Neumann-Memoiren niedergelegte, beredte Zeugnis Dr Försters, der sich nicht wenig darüber verwundert, in dem „Genie" Wagner auch einmal auf einen klugen Rechenmeister, der Paroli zu biegen versteht, zu stoßen! Man betrachte doch einmal diese Dinge alle objektiv unter solcher „kulturpsychologischer" Lupe, und das alles wird alsbald weit anders als in der ebenso sensationslüsternen wie annoncenfreudigen Presse ausschauen, wenn wir persönlich auch Freund Strauß lieber nicht bis zum amerikanischen Großwarenhause dabei hätten „kondeszendieren" sehen mögen!....

Auf dieser neuen Basis nun aber müssen wir seine markante Künstlerpersönlichkeit fürderhin billig betrachten und wollen wir denn auch im weiteren seiner eigenartigen Erscheinung besser gerecht zu werden suchen. (Ein weiterer Artikel wird folgen.)

Erich Felder:
Leo Putz.

Die Münchner Malergruppe „Scholle" besitzt einen Vorzug, der sich bei den dortigen Sezessionisten schier auf einige Altmeister beschränkt: die frische Tatkraft der Jugend. Und darum hat sich die süddeutsche Kunstmetropole seit Jahr und Tag gewöhnt, ihre zuversichtlichsten Hoffnungen auf die „Scholle" zu bauen.

Unter den Koloristen dieser freien, durch kein Dogma gebundenen Vereinigung ist Leo Putz unbestreitbar der stärkste und feinste. Die sonore Klangfülle seiner Farbenschöpfungen bereitet den Besuchern des Glaspalastes allsommerlich wahre Feste malerischer Tonkunst; eine stilvollere Umrahmung finden seine wählerischen Werke seit mehreren Jahren in dem eleganten Kunstsalon des Kammersängers Franz Josef Brakl, der die für Künstler und Käufer gleich förderliche Aufgabe, das Bild als Zimmerschmuck zur Geltung zu bringen, mit dem Elan und kundigen Blick des wirkungssicheren Theatermannes zu lösen wußte. Brakl, der sich durch sein energisches Eintreten für die moderne Malerei unschätzbare Verdienste um das Münchner Kunstleben erwirbt, hat in der großen Kollektivausstellung vom Jahre 1906 eine Übersicht von Putzens vorhergehenden Schaffensperioden geboten, die an Reichhaltigkeit nur durch die unlängst veröffentlichte publizistische Zusammenstellung dessen Lebenswerkes übertroffen wird.

„Leo Putz, ein deutscher Künstler der Gegenwart" betitelt sich die Monographie von Wilhelm Michel, die bei Klinkhardt & Biermann in Leipzig erschienen ist. „Etwas früh" — wird mancher wohl sagen, steht doch der junge Meister kaum erst mitten in der kraftvollsten Entwicklung. Ich meinesteils zähle es zu den dankbarsten und rühmlichsten Betätigungen des Kunstschrifttums, bedeutende Talente schon bei ihrem Aufstieg fördernd zu begleiten, und doppelt begrüßenswert ist es, wenn dieses Ziel in so zweckbewußter Weise erreicht wird wie durch Michels Monographie.

In erster Linie wurde dem Künstler selbst das Wort erteilt; Putz, den prächtigen Menschen, hat der Autor in seinem literarischen Porträt famos getroffen. Vielfach kam ihm hiebei freilich seine poetische Ader zu statten, aber mit blinkenden Worten allein wird man diesem „lieben Kerl" und

guten Kameraden nicht gerecht, der „so gar nichts aus sich macht". Bei solchen familiären Bezeichnungen darf man beileibe nicht an jenes hemdärmelige Naturburschentum denken, durch welches werdende Meister oft ihre Urwüchsigkeit dem Bewußtsein der Zeitgenossen einzubleuen beflissen sind; Putz ist vielmehr Gentleman, auch in der Form, eine feingestimmte, edelgeartete Natur von jener unverwüstlichen Kindlichkeit, die das beste Erbteil des Künstlers bildet.

Das Wissenswerteste über Putz, den Maler, teilt uns sein Biograph aus zwanglosen Gesprächen mit Putz, dem freimütigen Gesellschafter, mit. Dieser Vertrautheit mit seiner Eigenart verdanken wir manche knappe technische Aufschlüsse von fachmännischem Wert. Schade nur, daß der Begriff des „Bildmäßigen" hier nicht schärfer gefaßt ist, auf den es bei der Weiterentwicklung dieses Künstlers wie der modernen Kunst überhaupt doch hauptsächlich ankommt.

Wem es noch nicht bekannt war, der erfährt aus dem — nur in qualitativem Sinne „vielseitigen" — Texte nebstbei, daß Putz anno 1869 im sonnigen Meran geboren ist, daß auch er in jungen Jahren nach Paris pilgerte, wo der Impressionismus das Licht der Welt erblickt hat, und die Offenbarungen Manets in sich aufnahm. Bouguereau, bei dem er studierte, vermochte zum Glück seine Richtung nicht dauernd zu beeinflussen, auch seine deutschen Lehrer Pötzelberger, Hackl und Höcker trugen wenig zur Entwicklung der Künstlerpersönlichkeit bei, die sich damals erst voll zu entfalten begann, als Putz nach seinem Scheiden aus der Sezession in der „Scholle" Gelegenheit hatte, umfangreichere Werke juryfrei zur Schau zu stellen.

Unter den 75 Reproduktionen der Monographie, von denen wir hier eine Auswahl bieten, finden sich verschiedene alte Bekannte aus der „Jugend", kunterbunte Szenen aus dem unermeßlichen Märchenreiche, in dem Leo Putz allezeit heimisch blieb. Stammt er doch aus dem sagenreichen Land Tirol, wo an heimlichen Sommerabenden König Laurins Rosengarten erglüht, das Venedigermännlein auf seinem Zaubermantel durch die Lüfte gondelt in das gesegnete Friaul, spukhafte Poltergeister zur Mitternacht um verfallene Ruinen schweben und das Rapunzlein den Wanderer an verräterische Klippen lockt wie die Lurley den Rheinfahrer. Doch nicht auf die heimische Volkssage beschränkt sich die freizügige Phantasie des Künstlers; bald erzählt er uns die traulichen Mären vom gestiefelten Kater und vom Dornröschen, bald erscheint seinem träumenden Auge ein ungeheures Moorgespenst, das die zappelnden Menschlein wie frischgefangene

Fische in seinen schwarzen Riesenarmen heimträgt. Ja, es spukt selbst in der guten Münchner Stadt, zumal im Karneval, wann der bewußte Kobold meuchlings aus den Sektgläsern steigt; und die Erinnerung an farbenfrohe Faschingsfeste versetzt den Maler wohl in jene galante Zeit zurück, in der gepuderte Damen, zierlich wie Porzellanfigürchen, dem schmachtenden Schäfer präziös die Hand zum Kusse reichten und lose Amoretten gleich schwärmenden Faltern durch die Lüfte flatterten ....

Immer neue Fabelstoffe schöpft der Künstler aus dem Gebiete der Tierwelt. Sein eigenes Atelier ist undenkbar ohne den putzigen Kater, jenen epikuräischen Philosophen, der auf des Meisters Geheiß menschliche, allzumenschliche Gewohnheiten nachahmt. Ebenso hat bei Putz alles Getier etwas Menschenähnliches: der plumpe Bär tanzt mit eleganten Dominos, wie andere gesetzte Leute in der Faschingslaune auch, sogar die phlegmatischen Schnecken, deren gallertartiger, schleimiger Leib den Maler reizt, geraten in homerischen Kämpfen aneinander. Oft wieder weist umgekehrt der Mensch, wie Putz ihn sieht, kuriose Züge vom „Urvieh“ auf. Unter seinen Zauberweibchen gibt es gefiederte, geschwänzte und getigerte, absonderliche Ausgeburten, wie sie etwa Sindbad, der Seemann, nach Prinzeß Scheherazadens Erzählungen auf seinen wunderbaren Weltreisen ersah ....

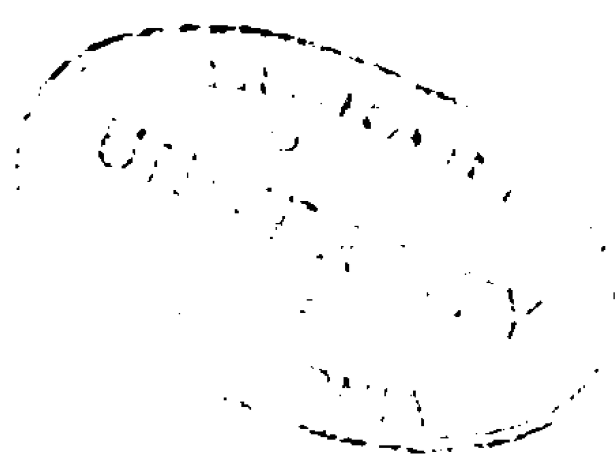
So unterstützte der Fabulist von Anfang an auf das reichlichste den Maler, der doch aus eigenen Mitteln sein glänzendes Auskommen hat. Auch als Freilichtmaler ist Putz ein Sohn seiner gesegneten Heimat. Er hat sich von jeher nach Sonne gesehnt, war er doch einer von jenen, die bei den Jugendausstellungen der Sezession Licht in die Landschaft brachten, so im Frühjahr 1902, als gleich 14 Arbeiten seiner Hand auf dem Plane erschienen. Da flutete das flüssige Sonnengold gleißend in die Interieurs, seine breiten Kringel spielten auf dem Hellgrün des saftigen Laubes, tanzten auf den Zitterwellen, die den Kahn mit der bekannten „Dame in Gelb“ auf ihrem Rücken trugen.

Diese vibrierenden Lichtwogen begünstigten allerdings eine gewisse Formlosigkeit, die ja durch den studienhaften Charakter der meisten Arbeiten hinlänglich begründet war, aber den gewaltigen Fortschritt der letzten Jahre in formaler Hinsicht deutlich erkennen läßt.

Noch erstaunlicher tritt der koloristische Aufschwung zutage, den Putz seit damals genommen hat. Es ist, als wäre er sich, durch die wärmende Sonne des Erfolges gekräftigt, erst allmählich seiner inneren Harmonie bewußt geworden. Bei der prangenden Farbenfülle seiner modern gesehenen



Leo Putz im Atelier.
Zum Essay von Erich Felder.



großen Biedermeierszenen mag man an das klare, transparente Feuer funkelnden Edelgesteines denken oder an die blühende Pracht der Haarlemer Tulpenfelder. Wie jubelnde Fanfaren erfüllten diese schmetternden Akkorde die Säle des alten Glaspalastes, ohne doch je grell und derb zu wirken.

Putz, der erfindungsreiche Märchendichter, ist nun ganz Maler geworden, ohne an Poesie zu verlieren, — im Gegenteil! Auch beim Porträt, dem er sich jetzt öfter zuwendet, interessiert ihn vor allem das farbige Problem, obwohl er sich gelegentlich, wie bei dem Bildnis des Kammersängers Brakl, als treffsicheren Charakteristiker erweist. Sein Lieblingsthema aber ist die Frau, oder eigentlich das malerische Verhältnis des Frauenkörpers zu seiner natürlichen und künstlichen Umgebung. Zwar, von Toilettegeheimnissen hält er wenig; das Froufrou der Weltdame hat den gesunden Sohn der Natur nur mäßig begeistert; lieber sind ihm die ernsten Frauen in schlichtem schwarzem Kleide, die er beim milden Glanze der Herbstsonne durch stille Schloßgärten wandeln sieht, dann die süßen Münchner Mädeln, die mit so zwanglosem Schick gekleidet sind — oder auch nicht, wenn es dem Künstler darauf ankam, die Leuchtkraft des Evakostümes im Freilicht zu erproben. Nur die malerische Erscheinung hat er im Auge, mag er nun heute einen Teller mit schwellenden Früchten wiedergeben und morgen ein Aktmodell, das im Schoße des Ateliers geborgen ruht. Bei Putz, dem so oft mit Entrüstung oder Behagen Erotik des Motives zugemutet wurde, muß immer wieder betont werden, daß die Schuld an diesem beliebten Mißverständnis den Beschauer trifft. — Wie man auch über die angedeutete Frage denken mag, die hier nicht näher erörtert werden soll, sicherlich ist es eine sittlich wertvolle Eigenschaft der Kunst, daß sie imstande ist, den hüllenlosen Körper als Gegenstand rein ästhetischer Betrachtung zu versinnlichen. Wenn jemals, so ist dies unserem Künstler bei dem „stehenden Akt" vom Jahre 1908 gelungen. Die mit vollem Blau und sattem Grün zu den warmen Fleischtönen kontrastierende Farbenskala übertraf an Kühnheit und Brillanz alles Vorhergegangene; mochten die Meinungen darüber geteilt sein, ob die köstlichen koloristischen Einzelheiten dieses Bildes sich restlos zur harmonischen Gesamtwirkung vereinigten, — jedenfalls stand man vor einem malerischen Ereignis ersten Ranges, das den Gegenstand des entzückenden Farbengedichtes völlig vergessen ließ; zum Überflusse trug hiezu auch noch die fast spröde Formbehandlung des Aktmotives bei. Und dieses Bild wurde als anstößig aus dem Glaspalaste entfernt, demselben Glaspalaste, in dem so viele schlecht gemalte Huldinnen vermöge ihrer halbverhüllten Reize mit dem Käufer kokettieren!

— Triebkräftige Vollnaturen prüft man bei aller Freude an ihrer Gegenwart gern auf weitere Entwicklungsmöglichkeiten, und Putz hat bisher auch in dieser Hinsicht nie enttäuscht. Neuerdings macht sich neben der fortschreitenden Verfeinerung der Koloristik eine wohltuende Vereinfachung und Bestimmtheit in der Komposition geltend, die das organische Wesen des Kunstwerkes lebendiger hervortreten läßt. Der Künstler hat sich offenbar mit dem Problem der Bild-Anordnung in letzter Zeit viel befaßt, und in seiner klugen Bescheidenheit verschmäht er es neben dem Studium der Alten nicht, auch bei mitstrebenden Meistern Anregungen zu suchen. Über theoretische Fragen hat er insbesondere eingehenden Gedankenaustausch mit Adolf Hölzel gepflogen, der sich über die Gesetzmäßigkeit des Kunstschaffens so klar ist wie kaum ein zweiter in Deutschland und für dessen Ansichten Putz seinerseits mit der ganzen Wärme seines lauteren Charakters eintritt.

Gerade weil Leo Putz so rastlos an sich weiterarbeitet, weil ihm nichts ferner liegt als der Unfehlbarkeitsdünkel des Gottesgnadentums, darum dürfen wir vertrauen, daß er halten wird, was er verspricht. Aus eigener Erfahrung und durch die Vertiefung in die ewigen Meisterwerke schöpfte er die Erkenntnis, daß die Beherrschung der künstlerischen Ausdrucksmittel unendlich weit über die manuelle Technik hinausreicht, und so wurde er, der deutsche Künstler, an Kultur den modernsten Franzosen ebenbürtig, denen er an Unmittelbarkeit des Naturgefühls überlegen ist. Von der frischen Ursprünglichkeit der Wirkung hat er dadurch nichts eingebüßt; seine virtuos wiedergegebenen Impressionen, seine temperamentvollen Farbendichtungen können vielmehr nur gewinnen, wenn sie zum harmonisch und rhythmisch vollendeten Bilde ausreifen.

Zielbewußt hat Leo Putz den Weg betreten, der Auserwählte seiner Art zum Gipfel führt — Glückauf!

Rundschau.

Paludan-Müller.
(Zu seinem 100. Geburtstag.)

Es gibt eine internationale Sprache. Sie ist reicher als alle Sprachen der Erde, und sie ist so einfach, daß sie nicht einmal der ärmlichsten Grammatik bedarf. Sie hat keine Worte, und sie ist doch allen verständlich — — die Sprache der Seele!...

Blanke Augen sprechen beredt — hab acht darauf! Und eine vibrierende zitternde Bewegung der Lippen läßt das Räderwerk unausgesprochener Wünsche gar vernehmlich ticken..

Wie abweisend, streng und herb antwortet eine ruhende gefrorene Minute! Wie spielen die vornehmen wächsernen Finger mit den manikürten rosigen Nägelchen — an deine schöne Hand denk' ich, Leserin — wie spielen sie eine nervöse durchgeistigte Symphonie in Dur und Moll! —

Und kommst du in ferne, fremde Lande — und kommst du zu den Menschenfressern: Die Sprache deiner Seele wird man wohl verstehen; die Laute deiner Zunge nicht.

* * *

Es ist etwas Schönes um so eine Sprache!

Uralt ist sie — — die Sprache der Seele. Älter als die Menschheit; denn schon das Tier spricht sie.

So fein nuanciert, so hypersensibel ist sie, so exakt abstrus, daß ihr süßes Geheimnis von der materialistischen Welt der Kultur schier erdrückt und getötet wird. —

Ach, sie ist uns verloren gegangen! Hinter einem Wust harter und stotternder Artikulationen, hinter der Wohlgesetztheit artiger und nichtssagender Hohlheiten ist sie uns verloren gegangen. Nur manchmal regt sie ihre purpurnen Zauberflügel — dann ist's, als sängen irgendwo in uns Engelsstimmen.

In solchen Augenblicken heben wir wohl die geballte Faust drohend auf in heiligem Zorn oder sinken gebrochen ins Knie vor heiliger Liebe.

Und es fallen unsere Masken...

Ja, es ist etwas Schönes um so eine Sprache!

* * *

Der kritische Beobachter unterscheidet das kulturelle Sichgeben, das auf dem allgemeinen Moralbegriff und der konventionellen Anstandsform basiert, von dem ursprünglichen instinktiven Sichgeben, das vom Gemüt diktiert wird.

Aus diesem Grunde hat man das Genie allemal einen naiven Menschen genannt. In der Hinsicht ist es naiv, daß es aufs Ewige, Uralte zurückgeht und die Kultur da verleugnet, wo sie das Ursprüngliche verdeckt. Und weil der echte Künstler die Seele sucht, findet er die Wahrheit.

Das aber ist ein herrlich Ding — — die Wahrheit!

Es ist etwas unsäglich Einfaches und zugleich Harmonisches, etwas

unendlich Großes und zugleich Kleines, das Nichts und das All...

Hier versagt unsere Ausdrucksweise. Das Letzte und Tiefste läßt keine Formulierung zu. Dumpf wuchtet es als unaussprechliches, unwiderlegliches Sein auf dem Grunde der fragenden Seele. Dem wahren Künstler nur ist's gegeben, Parallelgefühle zu wecken.

Dann steckt das Wort seinen schälenden, musternden, differierenden Individualismus auf. Es wird grenzenlos und wächst ins Universelle. Es desertiert dem Verstande und heidi! — marschiert's als Vasall des Königs Gemüt. Das gibt ihm das Gigantische. Seine Körperlichkeit wird zum Schemen, seine Klarheit zur symbolischen Idee.

* * *

Derart meisterte der große unsterbliche Däne Paludan-Müller[1]) die Worte. Dieser Mann sagte einmal: „Man verlangt Fleisch und Blut von der Poesie, Fleisch und Blut sind in den Schlachthäusern zu haben; von der Dichtkunst können nur Gefühl und Geist gefordert werden."

Ein Werk Paludan-Müllers ist in deutscher Sprache erschienen. Adam Homo heißt's. Es ist die Geschichte jenes Typus von Menschen, die ihre Jugend in ernsthafter Schwärmerei und idealem Aufwärtsstreben zubringen, während ihres Mannesalters als Verfechter großer Gedanken und als Volksredner auftreten, bis ein gewisses gefährliches Stadium der Reife sie zur Flachheit und zum Strebertum verführt, indem es den Wert des Äußerlichen und Oberflächlichen im gewöhnlichen Dasein allzu präzise demonstriert. Alsdann wird „umgesattelt". Der „Volksmann" macht dem „feinen Mann" Platz, und der Gleichmacher Tod ist die unschuldige Ursache der Grabschrift:

„Hier ruht Herr Adam Homo,
rings mit Preis genannt,
Baron, Geheimrat, Ritter von
dem weißen Band."

In „Adam Homo" schildert uns Paludan-Müller nicht einen Menschen, sondern den Menschen. Das ist das Große und Unvergängliche an dem Werk. Dr Curt Radlauer.

1) „Adam Homo." Von Paludan Müller. Mit einer Vorrede von Georg Brandes. Übersetzt von Emma Klingenfeld.

In der Kälte.

Morgens, wenn man aus dem Haus tritt, schmiegt sich die Kälte nicht wie ein weißes Tuch einheitlich ans Gesicht, sondern kleine Holzklötzchen schlagen auf einzelne Teile des Gesichts, auf die Nase, die Ohren, das Kinn, während alles andere noch eine Weile Ruhe hat. Vor Schmerz drückt man die Zähne aneinander, da werden die Lippen naß, die man öffnet, und man muß sie mit der Zunge abstreifen, wodurch sie aber noch nässer werden. Die Luft ist im Nebel verschmutzt, und da man durch den Mund atmet ... die Nase hat der Frost wie zusammengepreßt ... sammeln sich bald in der Kehle beißende Körner. Je schneller man geht, desto heftiger strömt der Staub ein. Bald aber auch frieren in den Handschuhspitzen die Finger, man muß die Hände in die Taschen stecken, und dadurch geht man langsamer, in größeren Schritten.

Das alles aber behindert meinen

Frohsinn nicht, nicht meinen Mut... Die Straßen brausen vor Dunst; der Rauch, aufsteigend aus den Rauchfängen auf jedem Haus, gibt ihnen etwas Geordnetes, Kriegerisches... nun gleichen sie Panzerflotten, die an den Feind dampfen in voller offener Fahrt, und die kleine rote Sonne darüber ist nur ein Signal zum Angriff, hergeschwenkt von der weiten Küste her. Zum Angriff!

Menschen laufen vorbei, die fernen grau, die nahen in gefärbten Kleidern. So dicht liegt der Nebel. Ich denke: da müßte doch, während sie sich nähern, das Grau allmählich Farbe bekommen. Ich gebe acht darauf, aber diese Veränderung hat, obwohl ich sie zum erstenmal bemerke, nichts Ungewohntes und nichts Wunderbares.

Plötzlich fühle ich mich ganz mager im Gesicht vor Kälte. Und der Wind bläst in meine Manschetten wie durch Röhren zwischen Arm und Ärmel hinauf... Schnee kommt. Die Flocken treiben im Wind wagrecht durch die Gassen, man sieht sie selten fallen, dann dichter. Man geht unhörbar. Auf dem Trottoir wird der Schnee braun, klebrig, von Schuhabdrücken gepunzt, in der Straße durchziehn ihn wie schmutzige durcheinandergewirrte Lederriemen die Gleise. Und nur ein schmalster Streifen am Rande der Fahrbahn, knapp längs des Trottoirs, bleibt immer hoch, kristallweiß und locker. In den Fugen der Pflastersteine wächst der Schnee zu kleinen kotigen steinharten Klümpchen, zu größeren Fladen, über die man hinglitscht... Eine Grube ist mitten in der Straße aufgerissen, man sieht unten die dunkle Leitung; ein paar Holzbretter, mit Ziegeln beschwert, führen hinüber als Brücke. Und nebenan, dort wo die Grube weitergegraben werden soll, ist das Trottoir mit brennenden zerrüttelten Kohlenstückchen belegt, die wohl den gefrorenen Kitt zwischen den Steinen erweichen sollen. Wie eine warme Decke, aschgrau mit roten Flecken, hüllt die Kohle das Pflaster ein. Recht so, denke ich und bleibe stehn, im Winter sollte alles Kleider haben, nicht nur die Menschen, auch der Erdboden, die Mauern, die frierenden Fassaden der Häuser... Ein Arbeiter facht das Feuer an, indem er mit einem Besen darüber hinwedelt. Ein dünner heißer Luftstrom bläst einen Augenblick. Dann kommt ein anderer Arbeiter, legt seinen Mantel auf die Straße, die Hacke daneben. Ich sage mir: „Er richtet sich zu seiner Arbeit. Es ist Morgen. Er etabliert sich auf offener Straße, im Frost, im Schneewind, zwischen vorbeilaufenden Leuten, wie ich auf meinem Schreibtisch... Ans Tagewerk also! Zum Angriff!"

Max Brod.

Der Militarismus in der Revolutionszeit. Eine Generalsdebatte.

Neulich fuhr ich mit der Bahn von Potsdam nach Berlin und hörte, ohne gesehen zu werden, ein Gespräch an, das anscheinend von mehreren Generalen unserer Armee geführt wurde.

Die alten Herren kamen, wie ich hörte, von einem sehr üppigen Liebesmahl.

Sie sprachen aber nur so nebenbei von dem üppigen Liebesmahl und kamen dann zu einem interessanteren Thema:

„Sie dürfen nicht vergessen," sagte der Eine, „daß das Berliner Polizeipräsidium schon vor vielen Jahren die in Revolutionsjahren üblichen Straßenkämpfe im Auge hatte; man baute damals die Bedürfnisanstalten so, daß sie kleinen Straßenburgen vergleichbar wurden — Sie wissen ja: unten ganz von Eisen und oben so, daß von innen mit Flinten und Revolvern durchgeschossen werden kann. Bei einem Aufruhr werden die sämtlichen Bedürfnisanstalten sofort von der bewaffneten Staatsgewalt besetzt..."

„Erlauben Sie mal," rief da ein Herr mit sehr tiefer Stimme, „Sie können doch nicht bestreiten, daß diese Art Kriegführung etwas komisch aussieht. Selbst wenn ich der gemeinste Soldat wäre, würde ich mich schön dafür bedanken, eine Bedürfnisanstalt als Festung anzusehen und mich da häuslich niederzulassen."

Es folgte ein großes Gelächter dieser tiefen Bemerkung.

Dann aber sagte der erste Redner:

„Von den Soldaten wird auch nicht verlangt, sich gleich ‚häuslich' in den Bedürfnisanstalten einzurichten."

Nach dem abermaligen Gelächter erklärte ein Herr mit sehr hoher Stimme:

„Meine Herren, sprechen wir von einer so ernsten Sache nicht in so animierter Weise. Die Revolutionsjahre sind in unsrer Zeit reguläre Kriegsjahre, und wir haben ganz ernstlich darüber nachzudenken, ob unser Heer einem organisierten Aufstande gegenüber seine Schuldigkeit tun kann. Die Sache ist doch nicht so einfach. Wir haben mit Leuten zu kämpfen, die keine Uniform tragen. Die Geschichte ist ernster, als man gemeinhin zu denken pflegt. Ich spreche natürlich nur von einem ‚organisierten' Aufstande, denn daß wir einem unorganisierten Aufstande gewachsen sind, das versteht sich ja am Rande."

„Jedenfalls", sagte nun wieder der Herr mit der tiefen Stimme, „ist in Betracht zu ziehen, daß uns die Automobile bei Straßenkämpfen kolossale Vorteile bringen, denn die Volksmassen können von den Automobilen einfach in Grund und Boden gefahren werden."

„Wie aber", fragte ein Andrer, „verhalten wir uns zu den Dynamitpatronen und Handgranaten, die aus den Fenstern der Häuser rausgeschmissen werden?"

Da ward es für ein paar Augenblicke still.

Und dann sagte der Herr mit der hellen Stimme:

„Meine Herren Generale, ich glaube, wir müßten das Heer ebenfalls mit Sprengwaffen ausrüsten. Ein Kampf mit ungleichen Waffen ist doch gar kein Kampf. Den Revolutionären wird es ohne Frage gelingen, sich in den Besitz von Sprengwaffen zu setzen. Das müssen wir als selbstverständlich voraussetzen. Wie aber sollen wir die zweckentsprechende Neubewaffnung des Heeres im Reichstage durchsetzen? Wenn wir davon im Ernste aufangen wollten, würde alle Welt auflachen und behaupten, wir hätten Angst. Das gäbe eine schöne Geschichte."

Da ward es abermals für ein paar Augenblicke still.

Danach sagte wieder der Herr mit der tiefen Stimme:

„Diese verdammten Kerls, die nicht einmal Uniform tragen, sind

imstande, unsre Kasernen nächtlicher Weise, wenn alle Soldaten schlafen, in die Luft zu sprengen. Schließlich bringen es die Nichtuniformierten fertig, die Abortsanlagen mit Dynamitbomben vollzustopfen, so daß wir schließlich durch Schwefelwasserstoffdünste vergiftet werden könnten."

Ein Gebrülle entstand.

Und man lachte zwei Minuten hindurch ohn' Unterlaß, daß das Gerassel der Bahnwagen übertönt wurde.

Danach sprach ein jüngerer Herr in sehr eindringlicher Weise — wie folgt:

„Wir haben die ganze Sache wie eine Art Seekrieg zu behandeln. Die Kasernen sind gleichsam die Schlachtschiffe. Und wir müssen die Kasernen nach allen Richtungen gegen die Sprengwaffen der Feinde schützen. Wir müssen außerdem Dinge haben, die den Torpedobooten entsprechen. Das müßten natürlich große und kleine kriegstüchtig ausgerüstete Automobile sein. Eine Revolution ist eigentlich ein Seekrieg zu Lande."

„Erlauben Sie mal," rief da wieder der Herr mit der tiefen Stimme, „zu derartigen Ausrüstungen gehört verdammt viel Geld. Und ich wüßte nicht, wie wir das in unauffälliger Weise beschaffen sollten. Machen wir die Rechnung nicht ohne den Wirt."

Da folgte zum dritten Mal ein tiefes Stillschweigen.

Und dann sagte der Herr, der zuerst von den Bedürfnisanstalten gesprochen hatte:

„Seien wir nur nicht allzu zukunftslüstern; vorläufig haben wir einen organisierten Aufstand noch lange nicht. Und wenn der mal organisiert sein wird, dann werden wir auch organisiert sein. Doch gebe ich immerhin zu, daß unsre jetzige Heeresbewaffnung einem Aufstande gegenüber ziemlich primitiv ist. Die Entwicklung der Technik hat in den letzten Jahrzehnten so rapide Fortschritte gemacht, daß der Militarismus nicht so schnell mitkonnte."

„Ich finde," sagte da wieder der Herr mit der tiefen Stimme, „auf unsrer Erde hat in letzter Zeit Alles so rapide Fortschritte gemacht — daß kein Mensch mehr recht mitkonnte. Weiß der Teufel, wohin das noch führen wird. Jedenfalls können wir aus den Unruhen in Rußland sehr viel lernen, und es wäre wirklich an der Zeit, daß endlich mal ein paar Dutzend Offiziere von unsrem Generalstabe nach Rußland geschickt würden, damit sie die dortigen Verhältnisse gründlich studieren und bei uns an der geeigneten Stelle die nötigen Anregungen geben können. Ich glaube, daß wir das mal in allernächster Zeit veranlassen müßten."

Dem stimmten die andern Herren lebhaft bei. Und dann fuhr der Zug in den Potsdamer Bahnhof hinein.

Als wir ausgestiegen waren, sah ich den alten Herren noch lange nach, und ich wunderte mich über ihre unvorsichtigen Reden; sie hatten gar keine Ahnung davon gehabt, daß ich nebenan saß und jede ihrer Bemerkungen in mein Notizbuch hineinstenographierte.

Hoffentlich werden diejenigen, die meinen Bericht bis zum Ende durchgelesen haben, in den Eisenbahnwagen von jetzt ab vorsichtiger sein; man kann nie wissen, wer nebenan sitzt. Paul Scheerbart.

Vorsicht, Herr X.!

Herr X. hat sich eine Spezialbibliothek angelegt: er schafft alle Sammelwerke an, die irgend einen Abschnitt aus dem großen Kapitel der menschlichen Sittlichkeit behandeln, er ist Subskribent dieses jungen Zweiges der vergleichenden Wissenschaft, der gleichwohl schon eine ansehnliche Zahl von Bänden hervorgebracht hat, mit anziehenden Titeln wie: „Geschichte der Prostitution", „Geschichte der menschlichen Ehe", „Das Geschlechtsleben in England", dito in Japan, „Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland", dito in Rußland, in der Türkei, „Der Marquis de Sade und seine Zeit", „Das Kamasutram", „Fakire und Fakirtum", und dann die ganze Reihe von Schriften über Folterwesen, Flagellantismus und Grausamkeit.

Noch ist kein Ende abzusehen. China, Java, Südamerika werden ihre Monographien finden.

Was ist die Wirkung? Herr X. wird ein außerordentlich selbständiger Mann sein müssen, wenn ihn seine Speziallektüre nicht ruinieren soll.

Es ist eine gefährliche Lektüre. Wir alle erleben die moralischen Probleme, die solchen Werken zugrunde liegen, in der reduzierten Dosis, die dem Einzelwesen so heilsam ist: jeder kommt mit der Prostitution in Berührung, stößt in Verhältnis oder Ehe, bei sich oder bei anderen auf die Erscheinungen der Sinnlichkeit; erfährt als Zeitgenosse aus recht häufigen Prozessen sein Teil über Gleichgeschlechtigkeit und die Krankheitsbilder der psychopathia sexualis; wird durch Kriegsgreuel und Tropenkoller darauf hingeführt, daß Grausamkeit und Bestialität nicht nur in den dunkeln Teilen unsrer alten Erde, sondern auch in den dunkeln Gegenden unsrer lieben Seele hausen; und auch von Vorträgen, Kongressen, Petitionen und Aufsätzen fließt eine oder die andere Kenntnis zu und bleibt hängen. Aber das alles geschieht stückweise, temperiert und vor allem in Abwechslung mit anderen Eindrücken, die die Wirkung abschwächen und sehr bald aufheben; man bleibt, was man geworden ist, ein von Zeit und Verhältnissen bestimmtes Produkt — von ihnen wie in einem Winkel beschützt, an dem die Probleme bloß einzeln und langsam vorüberziehen: es ist immer die Möglichkeit da, die Distanz vor ihnen zu wahren.

Anders wenn man ihnen zu nahe gerät und verzweiflungsvoll fühlt, daß man in ein Weltsystem mit chaotischen Wirbeln geraten ist. Da steht eine Geschichte der menschlichen Prostitution vor uns, und eben legten wir den fünften oder sechsten Band hin; bevor noch die Hand des Nachsinnenden zurückgesunken ist, erfaßt ihn plötzlich die Ungeheuerlichkeit des neu Erfahrenen, und als stehe er außerhalb der Welt beginnt vor ihm der Erdball zu rotieren; in der Reihenfolge der Geschichte bieten sich, grell beleuchtet, die einzelnen Länder dar: am Anfang treten Assyrien und Babylon vor, Griechenland folgt, das kaiserliche Rom zieht vorüber. Frankreich und Deutschland, mit Klöstern und Mönchskultur überzogen, treten in den Kreis des Sichtbaren, ganz Europa tritt in ihn ein, und wenn zuletzt die neue Welt und der Osten sich darboten, dann scheint plötzlich die Menschheit in einer neuen Verwandtschaft, in einer anderen Weise,

als wir sie sonst behaupten hörten, verbrüdert: durch ihre Tierheit. Wir scheinen mit einem Male das animalische Geheimnis des Lebens ergründet zu haben; eine vegetabilische Existenz gleich der Pflanze, gleich dem Tiere, das ist der Mensch. In der Schule lernte man seine rein äußerliche Geschichte, fürchtete Vorgänge und Wirkungen als abstrakte Ideen — jetzt steht man am Rande eines unvermutet entdeckten urweltlichen Stromes, auf dessen schwarzen raschen Wogen die Erscheinungen dahin getrieben werden, tosend, tanzend, fortgerissen...

Die sofortige Wirkung ist: wir werden in ihn hineingerissen, und der einzelne verschwindet in den Wogen der Totalität, fühlt sogar ein geheimes Verlangen, in ihnen unterzugehn. Anfang und Ende der Historie sind geschwunden, Babylon und Paris rückten aneinander, und indem die wohltätigen Schranken von Zeit und Raum fallen, stürzen die Erscheinungen ineinander.

Die Hauptmerkmale dieser zersetzenden Weltstimmung sind: zunächst wird der frommste Glaube an die Absolutheit moralischer Anschauungen und Forderungen ins Mark getroffen. Neben unseren werden zuviel andere Möglichkeiten der Auffassung und nicht nur Möglichkeiten bekannt. Wenn einzelne Sitten uns noch so antipodisch erscheinen: dadurch, daß sie bei den Antipoden existieren, sind sie nicht weniger wahr. Die ganze Sittlichkeit, auf die unser deutsches Leben gegründet ist, wird mit einemmale zu einem Versuch, zu einem der verzweifelten Notbehelfe, der ungeheuren Wucht der Probleme gegenüber einen Standpunkt zu finden, zu einem Versuch zur Ordnung.

Eine heikle Folge solcher Einsicht in die Relativität ist eine Minderung der Bereitwilligkeit, die genannten Anschauungen von heute zu unterstützen. Natürlich, da ihr Gegenteil entdeckt wurde, so wirft man sich zunächst ganz auf seine Seite, denn die Romantik des Neuen lockt wie immer. Und gerade tiefer empfindende Seelen werden zunächst völlig vernichtet sein und in ein nicht beneidenswertes Stadium eintreten, in dem sie entsprechend den Kapiteln ihrer Lektüre die Möglichkeit zu all diesen Erscheinungen von Leidenschaft, Sinnlichkeit, Grausamkeit, Verachtung und Wahnsinn in sich selbst finden: da sie ja in Menschen existiert haben, können sie jederzeit wieder in uns existieren. Wie man Stunden hat, in denen man bis zum Äußersten gütig ist, so kommen nun Stunden, in denen man das Äußerste an Amoralität und Härte erreicht.

Drittens ruft die Bekanntschaft mit dem ursprünglichen tierischen Kern des Menschen eine außerordentliche Depression hervor. Weniger weil dem einen oder anderen sein Kinderglaube an die paradiesische Unverdorbenheit des Menschengeschlechts geraubt worden ist, vielmehr es ist die bloße Quantität, die hier erdrückt. Wenn man ein Buch von 600 Seiten über grenzenlose Ausschweifungen und Folterungen gelesen hat, dann ist man nicht nur derart gebrochen, als ob man sie alle durchgemacht hätte, man erliegt auch der gleichen, wilden Verachtung des Einzellebens, die das Henkerkorps Iwans des Schrecklichen besaß, das Tag und Nacht, jahraus jahrein Körper zu zerhacken und zu martern hatte, oder

ein Sultan, für den Weiber wertlos sind. Noch mehr, man kann sich auch der Zerstörungswut, die so geheimnisvoll gerade mit dem entfesselten Lebensgefühl verbunden ist, nicht mehr entziehen: aus den Zeilen steigt der Geist Neros, der mongolischen Horden, aller Scheusale und Plünderer, und wie vor einer Dichtung vollzieht sich das Wunder, daß wir die rasenden Zerstörer selbst werden, die bacchantischen Wüter gegen alles Seiende.

Man sieht, es ist wirklich eine gefährliche Lektüre. Sie läßt über die Bestialität der vergangenen Jahrtausende keinen Zweifel und erzeugt das Gefühl, sie glühe auch in uns Späten noch. Es ist freilich auch eine instruktive Lektüre, und nichts dient besser zum Verständnis des Menschen, zur Erweiterung des Gesichtskreises, zur Erzeugung toleranter, unabhängiger und praktischer Anschauungen. Die Verwirrung, mit der die Persönlichkeit eines anderen bisweilen auf uns wirkt, ist nie größer als am Anfang; am Anfang sind Ideen, Tatsachen und Katastrophen mächtiger als wir — sobald sie nicht mehr bloß auf unsere Nerven wirken, gelangen wir auch zur Herrschaft über sie. Ebenso ist es mit diesen Büchern. Ist man erst einmal so weit, daß man sie mit Ruhe zur Hand nimmt, dann wissen wir auch, daß sie uns einen großen Dienst erwiesen haben: sie haben Erlebnisse beschleunigt.

Zuletzt haben sie sogar eine direkt staatserhaltende Wirkung: man wünscht sich nicht mehr romantisch in vergangene Zeiten zurück, man ist froh, seine Haut bis in die sichere Gegenwart gerettet zu haben, in der ein Ding wenigstens garantiert ist, der Schutz der persönlichen Freiheit und damit der Würde, und das nicht mehr kennt, was die früheren Jahrhunderte zu etwas so Furchtbarem macht, die maßlosen körperlichen Qualen, denen jeder in jedem Augenblick ausgesetzt war.

Otto Flake.

Ein Brief.

Cher maître,

erlauben Sie mir, Ihnen zu berichten, daß der Doktor Franz Blei aus München ebendorten bei Hans von Weber ein Büchlein editiert hat, dem er den angenehm absonderlichen Titel „Puderquaste" vorstellt, und wie die schlanken und die andern Finger aus den delikaten Behältern das duftende Mehl aufheben und es sich auf Gesicht, Hals und Brust tupfen, so wünscht dieser Franz Blei, daß jene Damen sich mit den sanften Mixturen seines Buches die Seele betupfen möchten. Einmal erzählt er in diesen fein bedruckten Seiten eine niedliche Geschichte. Verzeihen Sie — sie gehört vielleicht nicht zur Sache — aber mein Egoismus wird Entschuldigung vor Ihnen finden: ich liebe dieses „reizende" kleine Erlebnis. Nämlich der Autor hörte einmal in einem Dorfe des Perigord, der ja allen unsern Konfratribus von der leiblichen Fakultät so rühmlich bekannt ist, den Pfarrer gegen die Tanzwut seiner Gemeinde predigen. Ich lasse dem Autor das Wort: „Der Pfarrer schloß: ‚Was ich euch da sage, ist nicht, daß ihr nicht tanzen sollt, denn die heilige Jungfrau tanzte auch, aber sittsam. So hat sie getanzt,' und er faßte sein Chorhemd an zwei Zipfeln, hob es ganz leicht wie ein tanzendes Mäd-

chen und drehte sich auf der Kanzel rundum, — ,vey qui comme ella dansâro:

La Bézi Bezon
La Bezon dondaine
La Bézi Bezon
La Bézi dondon."

Jedoch, lieber Meister, ich wehre mich, diese Sache als von Bedeutung hinzustellen, und ich hoffe, daß dieser mein simpler Geschmack, verbunden mit der entsprechenden Aufrichtigkeit, ihn zu bekennen, keines der Mitglieder unserer hohen Akademie chokieren möchte. Ich befleißige mich, dessen muß ich Sie auf Ehr und Gewissen (Pardon!) versichern, meine steife Liebe für derlei derbe malerische Körperlichkeiten (jedem Geiste zugänglich) abzustreifen; aber ich wohne auf dem Dorfe, und mir fehlt wie den andern städtischen Mitgliedern unserer hohen Akademie — das energisch ermunternde Beispiel. Auf den Dörfern huldigt man leider noch immer den Reellitäten, und es ist dort, als ob unsere Akademie gar nicht bestünde.

Andere Dinge sind in den fein bedruckten, seidigen Seiten dieses Buches, die mich bewegen, Ihnen, teurer Meister, seine Kenntnis zuzuführen und einen Vorschlag zu machen, mit dem ich diesen Brief beschließen will. Es sind 200 Seiten gut gefüllt und nicht so einfach in ein paar Zeilen zu porträtieren. Aber nun ich auf das Wort Porträt geraten bin, so vermeine ich am besten, im Bilde bleibend, mich folgendermaßen zu explizieren: Mit einer Pose des Selbstverständlichen führt des Autors Klinge, leicht im Gelenke spielend, den Sachen die Maske vom Gesicht, rückt ihnen zu Leib, aus verächtlich verzogenen Lippen kaum hörbare „ta...ta..." ausstoßend, ein Sieghafter mit leichten Gebärden, — ein Casanova des Wortes! Da ist das Porträt.

Lemaitre (Jules) sagte einmal von Ihrem erhabenen Mitbruder Anatole, daß sich für ihn nach allem andern die Dinge schließlich zu guterletzt noch in seinen Büchern reflektieren, bevor ihr Strahl seinen Geist treffe. Und so ähnlich kann man von meinem Autor feststellen: daß für ihn die Dinge sich erst in die zierlichen Kristalle der Anekdote absetzen müssen, bevor sie Zeitgeschichte sein können. Die Anekdote ist das sterilisierende Gefäß der Daseinserscheinungen. Die Riesenlebewesen der vorgeschichtlichen Zeiten haben sich uns in Eisblöcken konserviert. Die wissenswerten Fakta der Geschichte der Menschheit leben in der Anekdote eingeschlossen in die Zeit hinein. Das ist die Meinung des Autors der Puderquaste. — Diese Meinung halte ich für dem Sinn der Statuten unserer hohen Akademie für blutsverwandt.

„Auf der Straße sind die harten oder bei Regenzeiten schmutzgefüllten Furchen; am Rande blühen die Blümelein und duften die Kräuter. Das schrieben Sie, Meister, in Ihrem tiefen, grazievollen Buch „Solitario oder die süßen Wege des Nebendran". — Bei meinem Autor wird Ballett getanzt mit den Gedanken und den Erscheinungen. Die Reihen stehn noch unbewegt zusammen, das Lächeln ist noch nicht auf den Gesichtern, die Tänzerinnen sind noch die Mädchen, die in den Vorstadtstraßen wohnen, das Licht die Unzweideutigkeit des Tages — da taucht der Kapellmeister-Stock über die Rampe empor

die Beine schaukeln auf mit den ersten Lauten des Orchesters und dem ersten Lichtflimmern der Glühbirnen, wie eine ziervoll kokette, launenfrohe Wolke mit Tälern, Spitzenwäldern, Baumstämmen, süßen Undeutlichkeiten; zugleich steht auf dem Gesicht, wie eine unter kräuselndem Wind gefrorene Wasserscheibe, das Lächeln — auf Französisch kann man es so gut zeichnen — le souris figé. Und während des Balletts wird „moralisiert", wenn man dieses suspekte Wort in sein richtiges Gegenteil setzt. Es wird gefochten, einmal mit der Klinge, dann mit dem Korb, dann mit einem Nasenstüber, und gelegentlich lüpft die Spitze der Klinge auch mitten aus dem Kampfe heraus, mit der frechen Heiterkeit eines japanischen Holzschnittzötchens, an dem Röcklein einer der Zuschauerinnen.

Dergleichen mancherlei ist zusammenfabuliert. Nein, diese Bezeichnung streichen Sie, Meister. Die Mechanik, in der mein Casanova des Wortes funktioniert, ist anderer Natur, und gerade das möge meinem spätern Vorschlage zur besondern Stütze werden. Es ist nämlich — Gelehrtheit. Der Autor hat eine runde Brille auf, um die „dessous" zu inspizieren und ist mit ihr ein germanisches Temperament, in dem sich französischer Dinge Wissen ganz rein aufgelöst hat. Das ist selten. Die Gelehrtheit des Autors ist zu angenehmer Wissenschaft gewordener Esprit, und sieht man seinen Geist, gewandt wie die Klinge unseres toten Freundes de Bergerac in den Eingeweiden seiner Feinde, sich in dieser Wissenschaft der galanten Dinge aller Zeiten tummeln, als: Schmuck und Schminke, Ehebruch und Erotik, Strumpfband und Beichtstuhl u. dgl. ... so wird man gerne meinen Autor einen „savant des choses galantes" nennen mögen.

Deshalb halte ich es für angebracht (und für unsere Akademie nicht minder ehrenvoll, als für den Autor der Puderquaste) Ihnen, teurer Meister, und unserer hohen Akademie vorzuschlagen, den Franz Blei zu ernennen zum „Docteur en choses galantes — honoris causa".

Ihr ergebener Schüler

Norbert Jacques.

Die Puderquaste.

Ein Damenbrevier.

Aus den Papieren des Prinzen Hippolyt von Franz Blei.

(München 1909, Hans von Weber Verlag).

Dies Buch ist geschrieben, schön gedruckt und gut gebunden — damit ist mein Interesse daran schon völlig erschöpft, und nur um meinem vortrefflichen Verleger und Kaufmann eine Freude zu machen, behaupte ich, daß das Buch lustig, erbaulich, unterrichtend und überhaupt sein Geld wert ist. Und da es auch ganz unmodern ist, wird es auch nicht so schnell veralten. Ein französischer Kritiker behauptet, das Buch sei voll frivoler, ja perverser Ratschläge. Ich beschwöre, daß dies nicht der Fall ist. Das Buch ist wie sein Verfasser reaktionär durchaus. Seine Tendenz geht gegen alle Differenzierung des Sittlichen, wie sie heute beliebt ist. Ein anderer Kritiker meint, ich wäre eigentlich ein Blei aus dem 18. Jahrhundert. Ich stelle fest, daß ich wohl fromm

und katholisch bin, doch nicht die geringste Sympathie für das 18. Jahrhundert habe, das man sich in den Journalen ganz fesch und so hübsch und galant und rosig vorstellt, wo es in der Tat brutal war. Ich bin auch, wie man bequem oft hinschreibt, weder ein „Ästhet" noch ein „Stilist". „Ästhet" ist ein jeden Sinnes bares Clichéwort aller Bücherbesprecher 5. bis 20. Ranges. Wenn diese Leute in irgendeinem Schriftwerke nicht das finden, was sie „das Leben" zu nennen belieben, und worunter sie sonst nichts verstehen als die ödesten Banalitäten eines gemeinen Alltags, so nennen sie rezensierend den Verfasser einen Ästheten. Ich habe nun eine viel zu hohe Meinung vom Leben und einen viel zu intensiven Verkehr mit ihm, als daß ich es mir ästhetisch in Romanen und Theaterstücken zurechtmache, die mit dem Anspruch, voll Leben zu sein, und aus ihm nichts sonst wollen und geben als eine sogenannte Unterhaltung. Wer unbeschwert von aller moralischen und künstlerischen Verantwortung derlei macht, ist ein Ästhet; Blumenthal und Stilgebauer und Canon Doyle sind Ästheten, um nur die besten zu nennen. Stilist: soll das Wort einen bezeichnen, der mit höchstem Respekte vor der Sprache sie zu dem Zwecke, sein Besonderes eindeutig und ein für allemal zu sagen, braucht, dann bin ich ein „Stilist". Ich sehe nur nicht ein, warum man für diese selbstverständliche Sache dieses besondere Wort bemüht. Es ist so, als ob man alle Menschen, die nicht Schuhe machen, mit dem Worte „Nichtschuster" auszeichnete und jene, die schustern, bezeichnungslos ließe. Oder sollte der Ernst, mit dem das Schreiben getrieben wird, heute so selten geworden sein, daß, der es mit Ehrfurcht vor der Sprache tut, als eine Abnormität besonders bezeichnet werden muß, weil man ihn als unzeitgemäß empfindet? Dann bin ich sogar mit Stolz ein „Stilist". Aber Sie werden ungeduldig, sehr verehrter Herr Redakteur, indem Sie in dieser Selbstanzeige nichts finden, was ihren Namen rechtfertigte, oder doch nicht genug. Aber es ist so schwer. Es ist so schwer, wie einem sagen, was man an einer Frau gefunden hat, die man einmal liebte und nicht mehr liebt, — man weiß eher noch, weshalb man sie nicht mehr liebt; weshalb man sie liebte, wußte man damals schon recht undeutlich; und gerade, daß man das weshalb nicht wußte, war das Herrliche daran. „Die Puderquaste" — mein Gott, man soll sie lesen, natürlich, jetzt, wo ich mir die Mühe genommen habe, sie zu schreiben! Franz Blei.

Zu H. Reimanns Bülow-Biographie.

Eine Erklärung.

Eine bekannte süddeutsche Zeitschrift hat ihre Spalten einem Briefe von Frau Marie von Bülow geöffnet, worin sie gegen das aus dem Nachlasse Reimanns von mir herausgegebene Werk über Hans von Bülow sich in einer Weise äußert, die den Anschein erweckt, als sei es nur ein Plagiat der von ihr herausgegebenen Bülow-Briefe.

Es wird mir schwer, gegen Frau Marie von Bülow in die Schranken zu treten, weil ich nach unserer persönlichen Bekanntschaft eine Ani-

mosität gegen mich nicht voraussetzen kann, und weil ich die Arbeit, die sie auf die Herausgabe der Bülow-Briefe verwandt hat, aus eigener Erfahrung wohl zu schätzen weiß. Es wird mir aber auch schwer deshalb, weil in dem Briefe, den sie der Öffentlichkeit übergab, die Affekte über die Tatsachen die Herrschaft davon getragen haben. Wohl ließe sich darüber streiten, ob Reimann zu viel Zitate aus den Bülow-Briefen entnommen habe, und wir würden uns auf dem Wege der Kritik und Gegenkritik vielleicht geeinigt haben, wenn nicht ein paar häßliche Ausdrücke in dem Briefe von Frau Marie von Bülow es mir zur Pflicht machten, das Andenken H. Reimanns zu schützen.

Frau von Bülow weiß recht gut, verschweigt es aber in ihrem offenen Briefe, warum es nicht möglich war, das „enorme unveröffentlichte Material", das sie besitzt, als Quelle zu der Bülow-Biographie heranzuziehen. Sie wird auch vielleicht zugestehen, daß gerade Reimann in mancher Beziehung geeignet war, Bülows Leben zu schreiben, da er durch seinen persönlichen Verkehr mit dem großen Meister und durch seine in einzelnen Charakterzügen diesem adäquate Art in dessen Wesen sich hineinzufügen das Zeug gehabt hat. Noch mehr, Frau von Bülow hätte gewiß auch so viel Gerechtigkeitssinn gehabt, um mir darin zuzustimmen, daß Reimann doch außer den Bülow-Briefen auch noch viel anderes Material, wie z. B. die Mitteilungen aus dem Freegeschen Hause und die der eigenen Tochter Bülows verwertet hat. Nun ist der Fall eingetreten, daß Reimann von seinem in großem Umfange geplanten Werke „Wagner-Liszt-Bülow" nur den Teil, der die Jugendzeit Bülows behandelt, ausgearbeitet hinterließ. Hätte er denselben ohne reichliche Benutzung der Bülow-Briefe überhaupt schreiben können? Hat er wirklich, wie Frau Marie von Bülow andeutet, gegen den § 36 des Urheberrechtsgesetzes verstoßen? Gewiß nicht. Und er hat auch nicht den geringsten Zweifel darüber gelassen, daß er die Briefe als Quelle reichlich benutzt hat. Aber bei jeder Stelle, die inhaltlich den Bülow-Briefen entnommen ist, unter den Text den Hinweis zu setzen, das scheint mir wahrhaftig überflüssig. Daß Reimann das Wesentliche aus der Jugendzeit Bülows den Briefen entnommen hat, war sein Recht und seine Pflicht; die Art der Exzerpte, die oft wörtliche Übernahme hätte ein anderer, vielleicht auch er nach nochmaliger Durchsicht des Manuskripts, an manchen Stellen anders gemacht; dem Herausgeber aber lag es nicht ob, hier Änderungen zu treffen.

Die Methode des Arbeitens Reimanns nach dem Bruchstück zu beurteilen, das der erschienene Teil der Bülow-Biographie bietet, ist ungerecht, denn nur als ein verhältnismäßig kleiner Abschnitt der größeren Arbeit will es betrachtet sein. Und für diese größere Arbeit hat Reimann, wie ich versichern kann, eingehende Studien und Auszüge gemacht, die mit den Bülow-Briefen in gar keinem Zusammenhange stehn.

Glaubt Frau Marie von Bülow, daß Reimanns Fragment einer Bülow-Biographie ihrer eigenen Publikation schaden könnte? Das vermag ich nicht einzusehen. Vielmehr wird das Interesse gerade wieder auf ihre Ausgabe der Briefe gelenkt werden, vielleicht auch eine eingehende Prüfung derselben zur Folge haben! Oder trägt Frau von Bülow dem verstorbenen Reimann Haß über das Grab hinaus? Auch das kann ich nicht glauben, nach ihrem eigenen Wesen nicht und nicht nach ihren eigenen Worten. Was die beiden getrennt hat, waren Meinungsverschiedenheiten über schriftstellerische Behandlung, die zu keiner Einigung führen konnten, aber auch zu keinem Haß geführt haben.

So bleibt nur ein Grund übrig, der so scharfe Worte der Briefschreiberin in die Feder kommen ließ, ein Grund, der weniger in dem liegt, was bereits gedruckt ist, als in dem, was noch gedruckt werden könnte. Hier leg' ich die Waffen nieder, denn es ist nicht meines Amtes und entspricht nicht meiner Befähigung, in diesem Streit auch nur ein Wort zu sagen.

Armer Hans von Bülow! Wer wird deine Lebensgeschichte einmal schreiben zu aller Freude und zu allgemeiner Anerkennung, wenn schon der Versuch einer Jugendbiographie die Leidenschaften so erregen kann! H. Meisner.

Noch eine Erklärung:

Die unqualifizierbaren Angriffe, die nicht nur von Frau von Bülow, sondern auch von ihr ergebenen oder ihr unbedingt Glauben schenkenden Kritikern gegen einen Toten gerichtet werden, der sich nicht mehr selbst zu verteidigen in der Lage ist, veranlaßten mich, Herrn Professor Dr Meisner als Herausgeber des Reimannschen Bülow-Werkes zu einer Entgegnung aufzufordern. Der verstorbene Verfasser würde zweifellos diese Entgegnung etwas temperamentvoller gestaltet haben und manches nicht verschwiegen haben, was Professor Meisner in rühmenswerter Vornehmheit mit Rücksicht auf Frau von Bülow vorläufig verschweigt. Ich, der ich dem verstorbenen Professor Reimann durch jahrelanges gemeinsames Arbeiten nahe stand und in seinem Auftrag mit Frau von Bülow über die Biographie-Frage Unterhandlungen gepflogen habe, — Unterhandlungen, die durch das Verhalten der Frau von Bülow zu einem negativen Resultat führen mußten, — hätte zu dem von Frau von Bülow jetzt angeschnittenen Thema noch manches zu sagen. Ich unterlasse es vorläufig, da ich annehme, daß sich zunächst berufenere Federn, d. h. maßgebende Musikkritiker, dieser Angelegenheit in gerechter Weise annehmen werden. Ich möchte mir jedoch für den Fall, daß diese meine Hoffnung sich nicht erfüllen sollte, alles weitere vorbehalten.

Alex Jadassohn,
Mitinhaber und Geschäftsführer der Verlagsgesellschaft „Harmonie".

Das Bühnenwesen der späteren römischen Kaiserzeit schildert Albert Müller in einem Aufsatz der „Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum

Geschichte und deutsche Literatur" (1909, Heft 1). Seine Quellen sind vor allem die Gesetzbücher, die das Theaterwesen regeln und einschränken, sowie die Warn- und Strafreden der Kirchenväter, deren Angaben freilich der kritischen Nachprüfung bedürfen; einzelne Berichte bei weltlichen Schriftstellern, wie vor allem bei Apulejus kommen hinzu. Die Theaterlust des Volkes im ganzen Reiche und nicht zum mindesten in der Weltstadt erscheint im 4. Jahrhundert ins Ungeheuerliche gesteigert. Der „öffentliche Kalender des römischen Volkes" von dem Kalligraphen Philocalus (354) setzte 10 Spieltage für Gladiatorenkämpfe, 101 für szenische Darstellungen, 64 für Zirkusaufführungen fest. Die alten Götterfestspiele wurden mit ihren Namen auch in christlicher Zeit festgehalten: es genügte, wenn das eigentliche Opfer wegfiel. Die Ausrüstung dieser Spiele war auch von Constantin als drückende Last den Prätoren auferlegt worden (nur die Gladiatoren hatte der Quästor zu stellen); und wie bedeutend dieser Aufwand war, ersehen wir daraus, daß der nur mäßig begüterte Symmachus für die Prätur seines Sohnes 1 827 000 Mark zu zahlen hatte, andere bedeutend mehr. Die Gesetze enthalten Strafbestimmungen für solche Senatoren, die sich durch die Flucht der drohenden Wahl zum Prätor zu entziehen suchten! In den Kolonien hatten ebenfalls hohe Verwaltungsbeamte für die Spiele zu sorgen, hin und wieder griffen auch die Kaiser persönlich in die Tasche, um den Spielgebern nachzuhelfen oder gar selbst eine glänzende Aufführung zu veranstalten. Auch reiche Bürger zeigten durch ähnliche Stiftungen ihre Freigebigkeit oder ihre Dankbarkeit für eine gewährte Auszeichnung.

Aber wie schnitt auch die ganze Angelegenheit in das öffentliche und Privatleben des späten Rom ein! Wandernde Mimen wurden feierlich eingeholt, berühmte Schauspieler und Schauspielerinnen hatten nicht bloß Zutritt zu den Salons angesehener Familien, sie bildeten auch das Tagesgespräch der vornehmen wie der niedern Schichten; ja, die Buben auf der Straße sangen die liederlichen Couplets nach, die sie bei den Ballettaufführungen im Theater gehört und schnell gelernt hatten, während sich ihr Gedächtnis nach der Klage der Kirchenväter den Sprüchen der Bibel weit weniger zugänglich erwies. Schauspielerbilder zierten die Wände vornehmer Häuser, der Theaterbesuch entzog hohe Beamte ihrer öffentlichen Tätigkeit, Kaiser ihrer hohen Pflicht, verblendete aber auch die Menge gegen drohende Gefahren: im belagerten Karthago wurde lustig gespielt, und nach der Zerstörung von Trier wurde zuerst die Einführung von Spielen verlangt. Freilich finden sich auch einschränkende Bestimmungen; Offiziere sollten eigentlich gar nicht, Studierende selten, hohe Beamte „nur vor dem Frühstück" das Theater besuchen, in dem ja den ganzen Tag ununterbrochen gespielt wurde.

Natürlich rechneten die Darstellungen mit dem Geschmack einer rohen und genußsüchtigen Zeit. Die Tragödie wie die vornehmere Komödie führten nur ein kümmerliches Dasein; Dialog und Chor zusammen wurden kaum noch aufgeführt, der Text selbst war gewiß mannigfach gekürzt. Man empfand die

Tragödie als langweilig, und die grause Natürlichkeit der Verbrechen eines Orestes und einer Medea oder die unverhüllte Deutlichkeit eines Menander als anstößiger, denn die berechnete Gemeinheit der pantomimischen Balletts. So herrschte denn auf der Bühne jene Kunstgattung, die vielleicht älter ist als das große Drama, die aber die stolzen Ausgeburten der großen Zeit Griechenlands reichlich überlebt hat: der Mimus, den wir erst durch Reichs prächtiges Buch (1903) genauer kennen gelernt haben. Sein Kern sind kurze, drastische Szenen aus dem Volksleben, die ohne Maske, dafür aber mit um so bewegterem Mienenspiel dargestellt wurden. Diese Vorführung sog in Rom alles auf, was von den ältern Kunstgattungen auf den öffentlichen Geschmack tiefern Eindruck gemacht hatte: gewisse lyrische Partien, auch scharf geschliffene Sentenzen durften nicht fehlen, und das Ganze mußte sich dem vorhandenen Schema eines größeren Dramas mit so und so vielen Akten, Szenen, Personen usw. einfügen. Nur das Milieu war ein anderes geworden: Kaufleute und Wursthändler, Köche und Speisemeister, allenfalls auch mal ein Arzt oder Rhetor traten auf und wurden mit ihren typischen Schwächen gehänselt, wobei der „Narr", der „Fratzenschneider" (sannio) oft am besten fuhr. Kahlköpfig und barhäuptig trat er vor, seine bunt zusammengeflickte Jacke, seine spitze Mütze, seine Narrenpeitsche weisen bereits auf den spätern Harlekin hin, Unflätereien in Anzug und Geste gehörten zu seiner Rolle. Daß es auch die Schauspielerinnen in diesen Stücken an Schamlosigkeit nicht fehlen ließen, versteht sich von selbst, und die spätere Kaiserin Theodora hat ihren Gemahl Justinian nicht eben durch sittliche Vorzüge gewonnen. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Inhalt nur oder gesucht gemein war; es gab ganz anständige Stücke, wie überhaupt der Stoffkreis dieser Kunstgattung einfach unbegrenzt ist. Politische und soziale Satire fehlten nicht, und mit Vorliebe verhöhnten die Mimen, besonders vor der Einführung des Christentums als Staatsreligion die neue Lehre und ihre Sakramente, des wiehernden Beifalls der Masse gewiß. Müller hätte an jene Legenden von bekehrten Mimen erinnern können, die sich daraufhin im Christentum ausbildeten: Gelasius soll als gefeierter Schauspieler im Beisein des Kaisers das Kreuz verspotten, statt dessen aber wird er durch göttliche Gnadenwirkung im letzten Augenblick zu einem Bekenner und schließlich zum Blutzeugen der christlichen Lehre. Auch die Schauspielerin Pelagia, nach ihrem reichen Perlenschmuck vom Volke „Margarito" genannt, hat sich in eine christliche Heilige umgewandelt.

Künstlerisch anspruchsvoller, sittlich oft noch gemeiner waren die Pantomimen, deren Darsteller maskiert waren, also nur durch überaus feine Gestikulation die verschiedenen Rollen zum Ausdruck bringen konnten. Dabei hatten die Männer so gut einen Apollon wie eine Daphne darzustellen, indem sie szenenweise ihre Erscheinung wandelten. Ähnlich wußten Frauen ihr Geschlecht als Spielerinnen zu wechseln. Wieviel Geschmeidigkeit zu diesem steten Rollentausch vor kritischen Augen gehörte, liegt auf der Hand. Das Ganze lief auf einen pantomimischen

Tanz hinaus, auf ein psychologisch durchgearbeitetes Ballett, den Tanz als Gestikulation, wie ihn später Richard Wagner fordern sollte. Allmählich wurden programmatische Einleitungen oder Chorlieder als Erklärung der Balletts gebracht und bald erschallten diese Lieder auf den Straßen und in den Häusern. An Versatzstücken, wie z. B. dem Idaberge bei einem Ballett auf das Urteil des Paris, wovon Apulejus schreibt, fehlte es nicht; im übrigen begnügte sich die Bühne mit „fliegenden Dekorationen" nach der Art unsrer Kulissen, die aber die Lokalität wohl mehr andeuteten als darstellten.

Die bürgerlichen Verhältnisse der Schauspieler waren sehr verschieden: manche brachten es als Lieblinge des Volks, wohl auch der Kaiser durch mehr oder minder unsaubre Mittel zu ungeheurem Reichtum, die meisten lebten als arme Schlucker von der Hand in den Mund. Das Gewerbe an sich galt im Osten als anständig, in Italien als ehrlos, obwohl man Schauspieler in Massen brauchte und sie auch wohl selbst durch Organisation ihre Lage zu bessern suchten. Sehr kompliziert sind die Vorschriften über das Verhältnis von Schauspielern zum Christentum oder auch über die rechtliche Stellung von Schauspielerkindern. Der Staat suchte natürlich die Bekehrung beliebter Acteurs zu verhindern, weil sie sonst nicht wieder die Bühne betreten durften. Bekehrte sich aber ein Schauspieler auf dem Sterbelager, so war er von seinem Gewerbe frei auch für den Fall, daß er wieder genas. Ein Arzt aber mußte den tödlichen Charakter der Krankheit bescheinigen. Die liebe Christenheit selber übrigens war von dem Besuch der Schauspielhäuser einfach nicht mehr fern zu halten, seitdem ihr Glaube „Staatsreligion" geworden war; nur die Priester waren ausgeschlossen; die andern fragten, ob denn die heilige Schrift die Schauspiele verbiete? Der Prophet Elias sei doch selbst ein Wagenlenker gewesen und David habe vor der Bundeslade getanzt.

Und so folgte dem Mimen, der die schweren Stürme der Völkerwanderung spielend überstand und das ganze Mittelalter hindurch die Landstraßen und Märkte, die Höfe und selbst die Kirchen unsicher machte, die zwiespältige Haltung seines christlichen Publikums: er ist überall gern gesehen und gehört, er ist unentbehrlich und mit jedermann gut Freund, aber er ist und bleibt verachtet und der ehrsame Spießer verschließt ihm sein Haus und wehrt ihm die Hand seiner Tochter.

P.

Bildende Kunst.

Botticelli

Von Henry Bryan Binns.
Übersetzt von Alice Fliegel.

Fortsetzung.

Dieser Mönch lebte in der benachbarten Stadt Prato und malte Fresken für die dortige Kathedrale, als Sandro zu ihm kam und bald sein Lieblingsschüler wurde. Wie lange Botticelli mit dem Mönch in Verbindung stand, ist ungewiß, jedenfalls aber dauerte diese fruchtbare Freundschaft bis zu seinem Mündigwerden fort. Als Botticelli ungefähr 24 Jahre alt war, kehrte er nach Florenz zurück und verband sich mit den beiden Brüdern Pollajuolo, für die er 1470 den ersten nachweisbaren Auftrag ausführte. Aber da er damals schon 26 Jahre alt war, kann das nicht sein erstes Werk gewesen sein. An einem Hügelabhang neben Settignano ist ein Altar, dort befindet sich ein Madonnenbild — die Madonna della Vanella — die früher dem Mönch zugeschrieben wurde, jetzt aber glaubt man, daß es eines der ersten Bilder seines talentreichen Schülers ist. In der National-Galerie in London befindet sich die „Anbetung", ein Bild, das offiziell dem Filippino Lippi zugeschrieben war, kürzlich wurde aber dieses Werk nach einem allgemeinen Beschluß auf Sandro übertragen und in die Periode vor seiner Verbindung mit den Pollajuoli eingereiht.

Leider ist keines von Botticellis Bildern mit genauer Unterschrift und exaktem Datum versehen, selbst indirekte dokumentare Zeichen fehlen bei der größten Anzahl seiner Werke. Die meisten mußten daher nach den oft trügerischen technischen Kennzeichen und der inneren Auffassung sondiert werden. Das war bei der weitgehenden Empfänglichkeit des Künstlers oft sehr schwer, denn Botticelli kam erst verhältnismäßig spät zur Reife und Verausgabung seiner Individualität, und durch sein ganzes Leben hindurch ließ er sich durch äußere Einflüsse stark anregen. Doch andererseits weisen seine Bilder gewisse Manieriertheiten auf, die seinen Schülern und Nachahmern immer mißlangen.

Die Brüder Piero und Antonio Pollajuolo übten einen großen Einfluß auf den jungen Künstler aus. Filippo hatte ihn gelehrt, Gefühle und Stimmungen im Bilde festzuhalten, — die Pollajuoli waren die Meister einer anderen Schule und suchten die physische Kraft zu verherrlichen. Da ist von Antonio ein kleines Wandgemälde in den Uffizien, das Herkules mit der Hydra darstellt. Jede Linie dieses Bildes trägt den Ausdruck gespannter Energie — den stolzen, ungehinderten, kraftvollen, rein körperlichen Trieb zum Kampf.

Bis zu einem gewissen Maße jedoch war Sandro immer ein Künstler, der es verstand, auf eigenen Füßen zu stehen; die wissenschaftlichen Studien der Anatomie und Perspektive, die er eifrig betrieb, bereicherten die Macht seines Ausdrucks, ohne ihm die eigenen Gedanken und Vorwürfe zu nehmen.

1469 starb Fra Filippo, und drei Jahre später wurde sein Sohn Filippino, als er 14 Jahre alt war, Sandros Schüler. Es scheint, als ob Botticelli 1472, als er 28 Jahre alt war, die Pollajuoli verließ und eine eigene Schule gründete. 1473 gab ihm Lorenzo der Prächtige, der vier Jahre vorher die Leitung der Republik übernommen hatte, den Auftrag, einen heiligen St. Sebastian zu malen, von dieser Zeit an bewiesen die Medici noch oft, daß sie Botticelli sehr schätzten.

Im folgenden Jahre begab sich der Maler nach Pisa, wo er Aussichten auf einen großen Auftrag hatte. Doch die Sache zerschlug sich, und Vasari erzählt uns, daß es Botticelli nicht gelang, sich durch einen Versuch, die Himmelfahrt Mariä darzustellen, selbst Befriedigung zu verschaffen; es war ein Stoff, der ihm nicht lag.

Unverrichteter Sache kehrte der Künstler nach Hause zurück und malte ein Banner mit der Göttin Pallas für Lorenzos jüngeren Bruder Giuliano, der der Abgott von Florenz war. Dieser sollte das Panier in dem prächtigen Tournier vom Januar 1475 tragen. Das Banner ging verloren, doch es bezeichnet einen einschneidenden Punkt in Sandros Kunst; es zeigt uns, daß der Maler auch das Kunstgewerbe betrieb und einen neuen Stil für die Herstellung dieser kunstgewerblichen Dinge erschuf.

Der neue Herrscher, dessen Liebe und dessen Leben so kurz waren, übte mit seiner feurigen, ritterlichen Persönlichkeit einen großen Einfluß auf Botticelli aus, und wir empfinden diesen Umschwung in der Erfindung hauptsächlich in der Anwendung der klassischen Vorwürfe, die der Künstler in gewissem Sinne zu seinen eigenen machte. Botticelli malte Porträts von Giuliano dei Medici und der von ihm sehr verehrten Lady Simonetta, die das schöne junge Weib des Marco Vespucci war; trotzdem die Bilder verloren gingen, wird allgemein geglaubt, daß die liebliche, reizvolle Unschuld in Simonettas Antlitz und Charakter den Künstler zu seinen glücklichsten und freudvollsten Phantasieen inspiriert haben. 1476 starb Simonetta, und zwei Jahre später wurde Giuliano meuchlings im Dom während der Messe ermordet. Durch dessen Bruder, der selbst mit knapper Not bei diesem Überfall dem Tode entrann, wurde Botticelli beauftragt, die Schande der Meuchelmörder festzuhalten, indem er ihre Porträts auf die Frontseite des Palazzo Publico malte.

Eine Aufgabe, die Botticellis Veranlagung mehr zusagte, war die Verherrlichung eines diplomatischen Erfolges, den Lorenzo 1479 davontrug, als er den König von Neapel abhielt, eine feindliche Allianz gegen Florenz einzugehen. Das Bild Botticellis „Pallas und der Centaur" erinnert an diesen Erfolg. Es befindet sich jetzt im Pitti-Palast und ist eines der vollendetsten, dekorativen Werke des Künstlers.

Die Anzahl dieser Aufträge zeigt uns, daß der Maler in ununter-

brochenem Konnex mit dem Hause Medici stand. Lorenzos Palast und seine Landhäuser waren der Mittelpunkt eines auserlesenen Kreises von Schülern, Philosophen, Dichtern und Malern der ganzen Welt. In dieser Atmosphäre entfaltete sich Botticellis Genie zu schönster Blüte. Er wurde mit Leonardo da Vinci innig befreundet — ein Künstler, der acht Jahre hindurch sein Schüler war, nachdem er in Verrocchios Werkstatt, dicht neben derjenigen der Pollajuoli, studiert hatte. Leonardo war ein Geist, subtiler und spitzfindiger noch als Botticelli, und die beiden Künstler müssen sich in ihrem Gefühlsleben und auch sonst gut verstanden haben. Botticelli war ein liebenswürdiger, beinahe jovialer Mensch, aber ein Mann der Formen. Wie Leonardo blieb auch er unverheiratet.

Ein anderer Zeitgenosse, der sehr verschieden von Leonardo war, mit dem aber Botticelli auch viel zusammenkam, war Ghirlandajo, ein gewandter Illustrator, Dekorateur und populärer Realist. Ghirlandajos Werke sind in den Hauptsachen das vollkommene Gegenteil von Botticellis Arbeiten, aber sie sind durch ein großes journalistisches Talent bemerkenswert. Sie sind reich an allem, was für die Florentiner von Interesse sein konnte, und brachten dem Künstler einen ungeheuren Erfolg ein. 1480 malten Ghirlandajo und Botticelli zusammen in der Allerheiligen-Kirche, und am Ende dieses Jahres wurden beide durch den Papst Sixtus IV. nach Rom gerufen, um die neue Sixtinische Kapelle auszustatten. Hier arbeiteten sie mit ihren Schülern und anderen Künstlern wahrscheinlich während des größten Teiles der folgenden drei Jahre. Man glaubt, daß Sandro eine Art Oberaufsicht über das Arrangement des ganzen Werkes hatte, weil er es war, der zu dem Ganzen verschiedene Porträts des Papstes beisteuerte und ebenfalls drei große Fresken malte, die fast tausend Quadratfuß der Mauern der Kapelle einnahmen. Während seines Aufenthaltes in Rom muß er auch verschiedene Staffeleibilder gemalt haben, eines — „die Anbetung der Könige“ — ist jetzt in Petersburg. Dieses römische Zwischenspiel in des Künstlers Florentiner Leben, das ausgefüllt war von der direkten Rivalenschaft und der täglichen Zusammenkunft mit Genies ganz anderer Art wie Botticelli selbst, wurde in jeder Beziehung zu einem Zentrum in des Malers Leben und Schaffen. Botticelli war jetzt zu seiner Reife gelangt, ein Mann von ungefähr 40 Jahren, an einem gewaltigen Werke in dieser „Ewigen Stadt“ schaffend, — eine Stadt, die die größten Söhne von Florenz stets bereitwillig zu ihrer geistigen Heimat gemacht hatten.

Es läßt sich jedoch bezweifeln, ob dieses große Werk auch wirklich fähig war, die höchsten Kräfte und charakteristischsten Eigenschaften des Künstlers zur vollkommenen Entfaltung zu bringen. Weder der Stoff, noch die Auffassung, noch die Bedingungen und Begleitumstände, unter denen es geschaffen wurde, waren das Geeignete für den Genius Sandros, und wenn auch die Fresken geradezu überwältigende Beweise seiner vornehmen, schönen Kunst bringen, so sind sie doch nicht zu seinen Meisterwerken zu zählen.

Die Fresken waren nun vollendet und 1483 wurde die Kapelle eingeweiht. Vasari erzählt uns, daß der Ruf Sandros weit über den seiner Mitarbeiter hinausging, daß er ungeheuer viel Geld in Rom verdiente und dort verschwendete. Ehe Botticelli in seine Heimat zurückkehrte, arbeitete er mit Ghirlandajo an den Dekorationen der Villa Medici in Volterra.

Von 1480—1490 hielt man Botticelli für den größten der lebenden Meister in Florenz, und man überhäufte ihn mit Aufträgen. In diesen Zeitabschnitt fallen verschiedene seiner größeren Werke, wahrscheinlich die Geburt der Venus, die schönste seiner Schöpfungen, ferner die Madonna mit dem Granatapfel und von St. Barnabas, die Lemmi-Fresken und die Bardi-Madonna. Die Geburt der Venus und die Fresken sind in der künstlerisch vollendeten Weise gemalt, die seine klassischen Vorwürfe charakterisiert.

Die anderen Bilder zeigen eine starke Abweichung der technischen Behandlung, überhaupt sind Botticellis Werke, durch alle Phasen seines künstlerischen Werdens hindurch, in der Ausführung und Auffassung sehr verschieden und ungleichwertig. Man wünschte beinahe, daß das Wort Vasaris „er arbeitete nur, wenn er in Stimmung war", mehr Wahrheit in sich trüge, als es in Wirklichkeit zu haben scheint. Sandros graziöses, eigensinniges und launisches Genie drückt sich nicht immer in den Werken aus, die in der Konkurrenz mit anderen Künstlern oder im Dienste der kirchlichen Herren geschaffen wurden. Doch seine unbestrittenen Schöpfungen sind so wenige — kaum fünfzig alles in allem —, daß man keines davon entbehren möchte. Selbst die Paneele der St. Barnabas-Altarstaffel und das Rundbild der Madonna möchten wir nicht missen.

Schluß in der April-Nummer.

Russischer Bauer von L. Knaus.

Die Zeit mag nicht mehr ganz für Ludwig Knaus sein — und ich selbst bin nicht ganz sicher in meinem Urteil über ihn. Ich erinnere mich an Dinge, die sehr schön sind, wie das Bildnis des Kunstfreundes oder das Gänsemädchen, und an solche, die weit weniger schön waren; aber Anekdotenmalerei hin, Anekdotenmalerei her, stille Kunst, aufdringliche Kunst. Knaus hat Vorstellungen, künstlerische Vorstellungen, Sinn für feine Differenzierungen des Charakters. Er mag nicht immer als Maler sehn, aber der Mensch Knaus, die empfindende Seele blickt durch und durch Dinge, Rassen, Typen, Gestalten, Lebensalter. Er bietet etwas und weiß aus dem Wirbelsturm der Gestalten, die im Leben vorüberjagen, feste, greifbare, scharfbegrenzte Typen herauszukristallisieren. Das — meine ich — nicht das Anekdotische, nicht der liebenswürdige Witz allein gab ihm die unerhörte Resonanz beim Publikum. Er schuf eine Formel für den kleinen Handelsjuden so gut wie für den lustigen Bauern des Rheinlands — Formeln, die vielleicht heute nicht mehr stimmen, die sich überlebt haben, die aber einst neu, blank, bisher ungemünzt und doch alltäglich waren.

Und so stehe ich auch hier diesem russischen Bauern gegenüber. Ich kenne das russische Bauerntum nur aus der Literatur, aber der ganze Komplex meiner Vorstellungen von ihm kann nur eine Figur wie diese ergeben; alt, aber kraftvoll, bös, listig, roh und doch groß und sehr seltsam, mystisch seltsam in seinen Tiefen. Säufer, Analphabet, Kind und Prophet in eins. Ein Riese an Gliedern, fest auf dem Boden stehend, dem er entwächst, wie ein Baum; grau, wirr, schmutzig und ungepflegt, dabei von einer trunkenen Schalkhaftigkeit. Trotz unverwüstlicher Riesenglieder aber kein Mensch, der sich in seiner Haut wohlfühlt, nein — ein schwermütiger Fatalist und in seiner Art Grübler. Unterwürfig durch Jahrtausend lange Leibeigenschaft und doch vom Gefühl gelenkt, daß alle Menschen gleichberechtigte Brüder. So mitleidig und roh in einem Atem, verschlagen und offen in einem Wort. Vielleicht im Besitze höchster genialer Urkräfte, die noch schlummern, wie die Erzlager und Petroleumquellen des Landes. Ein unbewußter Tolstoi mit allen üblen und allen herrlichen Eigenschaften dieses russischen Literaturbauern.

Aber vielleicht — ja sicherlich — ist das Bild des russischen Bauern ein ganz anderes, wie das, was mir die Literatur gab; genug, Knaus hat mein Bild mir bis ins Feinste und Letzte verwirklicht. Und selbst die Kulisse von Landschaft, vor die Knaus diesen Alten stellt, scheint mir ganz die russische Trostlosigkeit grundlos schmutziger Dörfer auszustrahlen.

Georg Hermann.

Mondnacht.

(Zu Douzettes Bild „Mondnacht am Wasser".)

Mondbeschienene Stille und ein friedvolles Ausruhen.

Ein kleines, helles Fenster, dem der Mond sein Leuchten gibt, grüßt aus einem einsamen Hause. Und hinter diesem Fenster ein stillverschwiegenes Glück. Zwei Frauenaugen, in denen dieses Glück wie Sonnen leuchtet, blicken auf ein schlafendes Kind in der Wiege. Zwei Frauenhände glänzen blaß und fein in der Lichtflut und schieben behutsam den weißen Vorhang vor, daß des Mondes Glanz das schlafende Kind nicht störe. Das hat die rosigen Fäustchen auf die Augen gepreßt — auf jene lachenden, frommen Augen, in denen des Tags die blauen und grauen Lichter spielen, und die ihr klares Leuchten großmütig verschenken. Mit derselben freudvollen, lieblichen Großmut, die der Mond hat, wenn er der Wirklichkeit der Erde seine Märchenträume für zauberschöne Nächte borgt.

Die sinnende Frauenseele taucht in dem milden Glanz dieses Lichtmeeres unter, und ihre Blicke suchen den Mond, den sanften, unaufdringlichen Kameraden ihrer heimlichen Sehnsuchtswelten. Sie finden ihn nicht. Die Wolken packten ihn ein in ihre weichen, fliehenden Schleier, aber sein Licht flutet in immer reicherem Glanze auf die braune, harte Erde hernieder und gibt ihr weiche, helle Töne. Es zittert auf dem nachtruhenden Wasser und hält werbende Freundschaft mit den Bäumen. Still, reglos und duftig stehen diese Bäume wie hingehaucht in die Nacht, als

hätte sich die Gotteshand, die sie geschaffen, eben erst von ihnen gelöst und auf den Blättern einen Hauch körperlicher Wärme, einen fremdartigen Duft zurückgelassen. Die Weihestimmung, die das Geschaffene in dem Schöpfer auslöst, liegt über ihnen — und Schöpferliebe.

Den Menschen aber ergeht es seltsam in solchen Zaubernächten. Sie vergessen, daß es ein Leben gibt, das reich ist an Kämpfen, Leidenschaften und Häßlichkeiten; — es ist, als ob die weiße Lichtflut alles in sich aufnehme, was glanzlos und herb ist.

Und ringsumher nichts als Feiertagsstille und ein Ausruhen in Schönheit.

Alice Fliegel.

Dramatische Berichte.

Karl v. Levetzow.

Der Bogen des Philoktet.

Tragödie.

(Erstaufführung im Berliner Theater.)

Ein Drama einfachen und hohen Stils. Ein philosophisches Drama, das den Versuch macht, das Abstrakte in seine Urheimat, das Konkrete, zurückzuführen. Zuweilen freilich gönnt sich der Gestalter Ruhepausen, legt sich ins Moos und sagt zum Lehrer und Prediger: Sprich du! Ein Theaterstück ohne unkeusche Theatralik. Und erzielte doch einen Bühnenerfolg (im „Berliner Theater"). Beachtung verdient es.

Den Stoff zum „Bogen des Philoktet" hat Sophokles überliefert. Einen Stoff nur wie ein Gehäuse. Man kann sehr deutlich nachweisen, daß Schopenhauer, Nietzsche, Häckel und Ibsen dem neuen Inhalt das Gepräge gaben. Doch was weiter würde denn damit bewiesen, als daß Levetzow, wie mehr oder minder wir alle, in der Atmosphäre dieser Zeitbaumeister lebt? Uns bestätigt die Zeit, uns bestätigen die Wechselfälle des Tages einen Sinn, der der ihre war und der unserer geworden ist.

Vom Pantheismus der Griechen, die hinter den Naturkräften menschenähnliche, das Menschenschicksal von außen regierende Gottheiten anbeteten, ist kein allzuweiter Schritt zum Monismus, der die sich selbst zeugende, sich fort- und hinanpflanzende Gottheit im Innern der Natur und im Innern jedes Menschen erkennt. Zeitlich allerdings liegen zwischen dem „Philoktet" des Sophokles und dem des Levetzow fast zwei Jahrtausende Christentum und Jenseitsglaube.

Im äußeren Umriß ist das neue Drama dem alten vielfach ähnlich. Beide haben gemeinsam: Philoktet war der Freund des Herakles, dem er den letzten Liebesdienst erwies und der ihm jenen mächtigen Pfeilbogen vermachte, ohne dessen Hilfe die Griechen Troja nicht erobern werden. Eine furchtbare Giftwunde am Fuß macht Philoktet zum Abscheu der Mitmenschen. Während eines Krampfanfalls, der ihn in bewußtlosen Schlaf versetzt, wird Philoktet auf der Fahrt nach Troja von dem listigen Odysseus an der Insel Lemnos ausgesetzt. Zehn Jahre schmachtet Philoktet in Einsamkeit. Dann müssen sich die Griechen, von der Weissagung eines Sehers bestimmt, bequemen, ihn aufzusuchen. Odysseus, der für seine Person die Rache des Philoktet zu fürchten hat, überredet den Jüngling Neoptolem, sich in das Vertrauen des einsamen Mannes einzuschleichen und ihm während des nächsten Starrkrampfes den wundertätigen Bogen zu stehlen. Der schnöde Vertrauensbruch würde geschehen sein, wenn nicht dem Neoptolem zuletzt

die Schmach seines Beginnens das Herz beschwerte. Nicht nur Philoktets Bogen, Philoktet selbst — bei Sophokles — muß vor Troja erscheinen, soll die Stadt endlich fallen. Aber Philoktet weigert sich, mit den verhaßten Griechen zu ziehen. Da taucht — bei Sophokles — der Gott (ein Halbgott) von außen auf, Herakles, und sein Machtwort befiehlt dem Philoktet die Reise und verheißt ihm die Heilung.

Das Ende des antiken Dramas ist streng rituell. Doch wo immer in diesem Wunderschachte der neue Dichter schürfte, fand er jungfräuliche Goldadern der Natur. So hat auch Hofmannsthal aus den Fatumsdramen „Elektra" und „Ödipus" des Sophokles den dichterischen Abglanz seines eigenen Innenlebens geschöpft; hat auch Hofmannsthal aus sophokleischen Keimen neue Menschenblüten gerufen.

Eigenes Erleben tastet in der Dichtung nach dem Gleichnis. Den Dichter Levetzow grüßte im wundmüden Einsiedler auf Lemnos das Gleichnis seiner selbst. Wer ist sein Philoktet? Ein — „Anderer". Einer, den die Menschen haßten und verfolgten, weil er nicht war wie sie. Einer, der eine brennende Wunde trägt. Die giftige Wunde war der Lohn für eine seltene Gesinnung. Als Philoktet (so verankert Levetzow die Sage in einem tieferen Grund) seinem Freunde Herakles den furchtbaren Liebesdienst erwies; als er den geliebten Bruder tötete und erlöste — ihn, der vom Nessushemd vergiftet war und unerhörte Schmerzen litt: damals zog er sich, hinstürzend auf einen vergifteten Pfeil des Herakles, die Wunde zu. In Qualen ächzend, ehrt sie Philoktet als heiliges Symbol. Aber die Menschen ächten ihn ob seines Unglücksmals, und seine große Tat umhüllen sie mit niedrigem Argwohn. Dem Einzelnen ist stolzes, schweres Leid beschieden. Nietzsches Herrenmensch....

Ein früheres Werk Levetzows heißt: „Gedanken eines Anderen von Ihmselbst." Der Kompaß ist nicht verläßlich, aber der Drang subjektiv begreiflich, demzufolge jeder, den die Natur in einem wesentlichen Zuge anders artete als die Typen der Masse, sich von solcher Unterscheidung zu überragender Höhe gewiesen glaubt. Da werden mitunter seltsame Ansprüche erhoben und wunderliche Argumente geltend gemacht....

Auch Levetzows Herakles war einer von den „Anderen" gewesen. Kein Gott oder Halbgott. „Was ist ein Gott? — Nicht zwischen Gott und Mensch ist ein Maß, aber zwischen Mensch und Mensch." Und der Dichter stellt das Maß des neuen Adels zwischen die Tatmenschen, die Könige auch in Lumpen sind, und jene anderen, die Adels- oder Fürstenkronen von Zufalls Gnaden tragen. (Die alte und die neue Mythologie sagt: von Gottes Gnaden.) Levetzows Herakles war von seinen Herren Amtsbrüdern, war von seinem weltklugen Weib Dejanira verachtet worden, weil er nicht ein selbstsüchtiger Mehrer seines Reiches gewesen. Weil er, der „Landstreicherkönig", durch die Länder zog, um allen Menschen zu helfen. Weil er seine Habe verschenkte, fremde Ställe fegte, die Leidenden erlöste. Solch ein König war Herakles gewesen....

Der Gegenspieler zum Helden der

Tragödie (Philoktet) und zu seinem unsichtbaren Schatten (Herakles) ist der sehr legitime König Odysseus. Der Staatskluge. Odysseus, der einst den schlafenden Philoktet auf der Insel ausgesetzt hat, weil er weltlichem Ehrgeiz im Wege stand. Odysseus, der von „unumstößlichen Staatsgesetzen" und „unsterblichen Landesgöttern" und schon fast allzudeutlich von Thron und Altar spricht. Obwohl ein Gefürsteter, ist Odysseus einer von den Vielzuvielen, deren „Augen einander gleichen wie Froschlaich".

Mit Neoptolem, der bei Sophokles der Sohn des Achill, bei Levetzow der des Herakles ist, treten noch zwei Motive in die Dichtung ein: Vererbung und Antifeminismus. Wie der Jüngling seine Herkunft nennt, erwidert ihm Philoktet:

„Herakles und Dejaniras Sohn
Kannst du nicht sein, kann niemand sein.
Ob du sein, ob du ihr Sohn bist,
Wird sich einmal erweisen.
Eins wird stärker sein in dir."

Der Weise von Lemnos lehnt sich hier gegen das mütterliche Bluterbteil auf. Wie alle Erkenntnisse Levetzows ist auch diese Monomanie (die freilich im Falle Herakles von der Sage gut unterstützt wird) nichts des Neuen, doch eine neugeborne persönliche Überzeugung. Man erinnert sich eines recht zynischen Satzes, der von Strindberg kam: „Jeder Mann ist ein Bastard von einem Menschen und einer Frau."

Nicht mehr Philoktet persönlich muß den Griechen vor Troja den Sieg bringen. Nur sein Bogen darf nicht fehlen. Aber —

„Nur der kann den Bogen spannen,
Der eine Tat vollbringt,
Würdig des Herakles, der ihn trug."

Von den Taten des trojanischen Krieges weit ab blickt die Dichtung nach einer anderen Tat aus... Der Jüngling sprach von seinem Durst nach Ruhm und von Trojas ersehntem Fall. Philoktet antwortet:

„Deine Tat mußt du tun. Mehr kann kein Mensch dem anderen sagen. In dir ist deine Tat, wenn es eine für dich gibt; mit dir ist sie geboren, in dir geschieht sie, ehe sie aus dir heraustritt. In dir mußt du sie finden."

Das ist fast wörtlich Schopenhauer: „Was der Mensch tut, das ist er." Das ist Schopenhauers Lehre vom unfreien Willen, von der angebornen Art, die Tat wird. Nur den Keim zum Licht ziehen, nur die innerste Natur wecken kann Erziehung, Freundschaft, Liebe. „Mehr kann kein Mensch dem andern sagen"...

Neoptolem ist der Erkenntnis nahe. Aber mit Eiden, die er den Göttern schwur, fühlt er sich noch an den schändlichen Plan des Odysseus gebunden. „Wo deine Tat ist," sagt Philoktet, „da ist auch der Olymp! In dir, o Knabe, ist der Olymp! (Und von Schopenhauer zu Nietzsche und Häckel gelangend:) Wo der Olymp ist, dort müssen deine Götter sein. Es gibt keine Götter außer uns selbst."

Nun bitt' ich aber den Dramaturgen, vorzutreten. Schön hat der Dichter den Unterbau des Dramas errichtet. In einfachen und erhabenen Linien, als sehnte er sich nach dem Tempel des Sophokles. Ein Mensch unsres Blutes ist sein Phi-

loktet. Auch Neoptolem, den Unfertigen, und Odysseus, den Vielzufertigen, entwarf ein feiner Meißel. Nicht gegen die Psychologie, doch gegen die Logik erhebe ich Einwendungen. Von Philoktet in den Geist und das Schicksal seines Vaters eingeweiht, von ihm in die reine Luft der Höhen geführt, hatte sich der Jüngling dem Greise in liebender Ehrfurcht zu Füßen gelegt. Dem Lügner Odysseus ruft er im Zorne zu: „Zerflattert sind meine Schwüre, zerblasen sind deine Götter!“ Und doch, — da nun Philoktet bewußtlos im Starrkrampf liegt, lockt den Neoptolem der Bogen des Ruhmes; er ergreift ihn, er ist einen Augenblick der Held der Menschen und ein Schurke. Einen Augenblick... Als Odysseus und die Griechen kommen, findet sich Neoptolem wieder und verteidigt das Eigentum des Philoktet. Der wunde Mann erwacht und verscheucht die Räuber — bis auf einen. Dieser Eine, ihn muß Philoktet für seinen Schützer halten, wirft sich jammernd zur Erde: „Töte mich, Philoktet! Der klugen Dejanira Kind bin ich!“ — Aber Philoktet? — „Deine Tat hast du soeben vollbracht“... Und gibt ihm den Bogen des Herakles, den der Würdige, Schmerzlose, Schöne nun wird spannen können.

Im Gedanken wundervoll. Auch in der Psychologie ist es gerechtfertigt. Denn Philoktet ist gerührt und überwältigt von dem freiwilligen Geständnis des Jünglings. Nur allein die nachprüfende Logik fordert über den dramatischen Augenblick hinaus Gewähr für das richtige Ergebnis. Würde der Dichter den unreifen Jüngling in wenigen Minuten zum gefestigten Charakter reifen lassen, so wäre das eine Versündigung an der Natur und an der psychologischen Wahrheit. Er tut es nicht. Der kaum erst tief erschütterte Knabe greift nach Bogen und Ruhm, wie ein Kind nach glitzerndem Spielzeug. Gleich darauf allerdings siegt wieder der bessere Teil seines Willens (seiner Art). Gut denn und richtig! Aber diese Wesenselemente werden nach aller Voraussicht, — nein, nach sicherer Berechnung des Menschenkenners noch sehr oft schwanken in Neoptolem. In ihm, den der große Augenblick nicht einmal gegen die Versuchung gestählt hat! Was berechtigt den Dichter, diesen Halbentwickelten als bewährten Erben der großen Sendung des Herakles auszurufen?! Ja, der Dichter, nicht bloß Philoktet tut es. Denn wir sehen auch noch, daß wirklich von dem Jüngling der Bogen gespannt wird, den nur der echte Heraklide meistern kann....

Ich möchte es einen „moralischen Effekt“, eine „ethische Tableau-Wirkung“ nennen. Und zu welcher Sendung wurde denn eigentlich der Sohn des Menschenerlösers Herakles geweiht? Auch er zieht mit den Griechen vor Troja. Wird dort mit Odysseus, mit den Atriden die Stadt zerstören. Wird seinen Weltruhm doch noch ernten.... Die Tragödie verklingt mit den Worten eines lachenden Fauns: „Neoptolem erobert Troja — die Menschen gröhlen — und haben ein paar Götter mehr: so bleibt alles beim Alten!“ — Ließe es sich mit dem Stil und der Idee der Dichtung vereinbaren, man müßte hier eine ironische Verneinung der Tat-Apotheose heraushören...

Und noch ein Kleines: Warum legitimiert sich Neoptolem vor Phi-

loktet mit einem metaphysischen Kennzeichen als der Sohn des Herakles? Der Jüngling hat Faun und Nymphe, die Mitbewohner der Insel, mit leiblichen Augen gesehen. Solche Augen haben nur Götterabkömmlinge . . . Aber Herakles war kein Gott, und Götter gibt es nicht — sagt Philoktet . . . . .

Philoktet hat die Hydra gewürgt in seinem Blute. Die Wunde schmerzt nicht mehr. Aufrecht steigt er zum Rande des Felsens. Er geht dem Herakles entgegen — in den Tod, ins All. „Frei schreitend — dem eigenen Wunsche nach.“.... („In voller Freiheit, unter eigener Verantwortung“, heißt es in Ibsens „Frau vom Meere“, und hier und dort ist das Wollenmüssen gemeint, ein desto unfreierer Wille, je stärker die Persönlichkeit.) Philoktet ist tot. Die abziehenden Schiffer singen in der Ferne. Faun und Nymphe tanzen im Mondenschein den ewigen Zeugungstanz der Natur. Und in uns hallt ein Klang von Weihe...

Der dichterische Ausdruck Levetzows ist kärglicher, als sein Denken und Fühlen. Das Leichte und Beschwingte zumal ist ihm nicht gegeben. Seine Nymphe hat schwere Füße. Und wenn sie wie ein koketter Backfisch spricht, so verletzt mich das mehr als die ungeschickte Modernität im Geschimpfe des Fauns.

In Lessings Dramaturgie lesen wir von verschollenen Werken, die zu ihrer Zeit nicht unbedeutsam waren. Sollte in einer Zukunft Einer zurückgreifen auf den „Bogen des Philoktet“, so wird er hier einen Widerschein der Gegenwart, die wir heute leben, finden — geistiger und bedeutsamer, als der Schein des Scheins in den Alltagsspiegelbildern der Bühne.

Hermann Kienzl.

Lessing-Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft. Eingetr. Verein.

Der im Februar abgehaltene Vortragsabend der Lessing-Gesellschaft war der Luftschiffahrt gewidmet. Philipp Spandow, der den Vortrag übernommen hatte, befleißigte sich einer so klaren und knappen Systematik, daß es ihm tatsächlich mit bestem Erfolge gelang, in der verhältnismäßig kurzen Zeit von etwa zwei Stunden den Zuhörern ein übersichtliches Bild aller wesentlichen Grundlagen der Aeronautik zu geben.

Er behandelte zunächst die Luftfahrzeuge, die „leichter als die Luft" sind, und erklärte das Wesen ihres Auftriebes sowie die besonderen Verhältnisse der einzelnen in Betracht kommenden Gase. Ein gefälliges Experiment mit einer Montgolfiere veranschaulichte auch praktisch sehr gut die vorausgegangenen theoretischen Ausführungen. Der Redner ging dann bald von dem hinlänglich bekannten Kugelballon zu dem Problem des lenkbaren Luftschiffes über und erläuterte, warum alle Projekte von „Segelballons" durchaus unausführbar seien und lediglich dadurch, daß der Ballon der Luft einen nützlichen Widerstand biete, eine Lenkbarkeit erzielt werden könne. Als wichtigster Bestandteil des Lenkballons fand nunmehr die Luftschraube eine sehr eingehende theoretische und durch mehrere Experimente unterstützte praktische Erläuterung. Das Wesen der Luftschraube wird durchaus verständlich, wenn man sie mit der gewöhnlichen Holz- oder Metallschraube vergleicht, die zu ihrer Wirkung — genau wie die Luftschraube — auch der „schiefen Ebene" und genügender „Nahrung" bedarf. Mit verhältnismäßig sehr einfachen Mitteln wurde überzeugend dargetan, daß sich jede schiefe Ebene, wenn sie in eine kraftvolle und schnelle Rotation versetzt wird, in die Luft empor oder, je nach der Stellung ihrer Axe, vorwärts schraubt. Nach einem Experiment mit einem kleinen Gleitflieger wurde nun die Luftschraube in den beiden verschiedenen Zweigen ihrer Wirksamkeit — nämlich am Lenkballon und an der Flugmaschine — vorgeführt. Als Lenkballon stieg ein veritabler, zylinderförmiger Ballon von fast 5 m Länge und einem Fassungsvermögen von 5000 Ltr. Wasserstoffgas im Saale auf. Er flog zunächst, durch einen kleinen Motor angetrieben, geradeaus und führte darauf mit Hilfe eines Seitensteuers einige wohlgelungene Manöver aus. Zur Demonstration der Flugmaschine diente ein kleiner, von Wilhelm Kreß konstruierter Apparat, der in wahrhaft überraschender Weise den Saal in seiner ganzen Länge durchaus stabil und ruhig durchflog.

Nach dieser prinzipiellen Festlegung der in Betracht kommenden

Grundlagen der Flugtechnik führte der Redner dann in einer großen Anzahl von Lichtbildern die hauptsächlich Beachtung verdienenden Konstruktionen von Ballons und Drachenfliegern vor und vermittelte mit Hilfe mehrerer kinematographischer Vorführungen den Mitgliedern der Lessing-Gesellschaft eine sehr lebendige Anschauung der praktischen Arbeit verschiedener Luftfahrzeuge.

Den bemerkenswertesten Teil der Ausführungen bildeten jedoch die Punkte des Vortrages, in denen der Redner sich über die Vorgeschichte des jetzt zu so überraschenden Siegen gelangten Drachenfliegers verbreitete, in dessen Erfindung er dem bei weitem nicht genügend gewürdigten Wiener Ingenieur Wilhelm Kreß den entscheidenden Anteil zuspricht. Dieser jetzt schon hochbetagte Erfinder gilt Spandow als der Meister unter allen lebenden Aviatikern, der eine so überwältigende Summe von Kenntnissen über „das Wesen der Luft" besitzt, daß er in diesem Punkte von keinem der zur Zeit praktisch so erfolgreichen Ausländer übertroffen werden kann. Diese von großer, persönlicher Verehrung und Bewunderung beseelten Ausführungen gaben dem Vortrage einen schönen sympathischen Charakter.

Im ganzen darf man sagen, daß der von glänzender Beredsamkeit und liebenswürdigem Humor getragene Vortrag seinen Zweck in jeder Beziehung erfüllte, indem er die Zuhörer in fesselnder und durchaus verständlicher Form über die Grundlagen einer an sich durchaus nicht leichten Materie unterrichtete.

Der Vorstand.

Literarische Berichte.

Der gegenwärtige Stand der Abstammungslehre. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag. Von Prof. Dr L. Plate. Leipzig 1909, B. G. Teubner. Preis M. 1,60 geh̲ft.

Es ist bewundernswert, wie eingehend und umfassend dieser relativ kurze Vortrag das Gebiet der Deszendenztheorie behandelt. Zu der prachtvollen Knappheit der Ausdrucksweise gesellt sich überall eine klare und allgemein-verständliche, präzise Art des Dozierens und Belehrens, die auch dem Laien das Studium des Schriftchens zu einem Genusse macht. Der Nachfolger Haeckels beweist hier glänzend, daß man auch im engsten Rahmen systematisch agieren kann. Einige sachliche Bemerkungen seien erlaubt. Auf S. 12 heißt es: „Jedenfalls verbietet sich für einen naturwissenschaftlich denkenden Menschen die Annahme von ‚Schöpfungen', sei es der ersten Urzelle, sei es höher organisierter Lebewesen, von selbst; denn solche übernatürliche Eingriffe sind nie beobachtet worden, und wollte man sie behaupten, so würde man nichts erklären, sondern nur an Stelle eines Fragezeichens ein anderes setzen." Ganz gewiß! An Stelle der Frage: „Wer hat das Leben geschaffen?" würde bei Akzeptierung der Gotteshypothese nur die Gegenfrage treten: „Und wer hat Gott geschaffen?" Antwortet der Gläubige dann: „Gott hat sich selbst geschaffen!" so liegt die Erwiderung nahe: „Und warum muß ich erst den Umweg machen und zum extramundanen Gott flüchten, warum kann ich nicht mit demselben Recht behaupten: das Leben hat sich selbst geschaffen, oder besser: es ist entstanden?" Plate führt sieben Beweise für die Richtigkeit der Deszendenztheorie ins Treffen. Einen schöpft er aus der Naturphilosophie, den zweiten aus der Systematik, für den dritten nimmt er die Paläontologie in Anspruch, für den vierten und fünften die Anatomie und die Embryologie, den sechsten sieht er in der eigenartigen geographischen Verbreitung aller Lebewesen, und der letzte schließlich wird aus ihrer Veränderungsfähigkeit gefolgert. Hiernach müssen auch die erbittertsten Gegner der vom Verfasser verteidigten Theorien zugeben, daß man weiter den Kreis seiner Beispiele und Definitionen füglich nicht ziehen kann. Mir scheint nur, daß Plate nicht hätte versäumen sollen, bei Anführung der Zeugnisse aus dem Gebiete der Embryologie auch die gegenteilige Erklärung der „Entwicklungsmechanik" zu berücksichtigen. Der Vortrag orientiert den Leser auch noch über die Gegner der Abstammungslehre und versucht auf diese Weise, allen Anschauungen gerecht zu werden. Ein interessanter Schlußteil über die Triebkräfte der Artumwandlung und die Entstehung der Anpassungen bildet das würdige Ende der sehr empfehlenswerten Broschüre.

Dr Curt Radlauer.

Aus Leben und Traum. Ein Geschichtenbuch von **Friedrich Kipp.** Preis 2,50 M., geb. 3,50 M. Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst, Berlin.

Die neun kleinen Geschichten variieren in mannigfacher Weise das alte und doch ewig neue und ewig wahre Thema von der Liebe: von jener Liebe, die dem Menschen höchste Glückseligkeit gewährt, öfter aber noch ihm bitterstes Leid bringt und sein Leben verdirbt und vernichtet. Sei es, daß sich unüberwindliche Hindernisse zwischen den Liebenden auftürmen, sei es, daß die Treue einer allzu leichtfertigen Verlobten oder Ehefrau gegenüber der lockenden Versuchung nicht standzuhalten vermag, all diese Tragödien des menschlichen Lebens weiß der Verfasser recht temperamentvoll zu schildern. Schlicht und knapp ist seine Darstellung; um so ergreifender und zu Herzen gehender wirkt sie. Und mehrfach wird die Wirkung noch dadurch erhöht, daß die Erzählung denen, „die da leiden" oder gelitten haben, selbst in den Mund gelegt ist. Einfach und klar sind auch die Menschen, die der Verfasser zeichnet, und für deren Schicksale der Leser sich gern ein teilnehmendes Interesse wird abgewinnen lassen. S. B.

Theobald Hüglin. Roman aus Schwaben von **Otto Frommel.** Berlin, Paetel.

Ein Pfarrersroman, in dem aber theologische Skrupel keine Rolle spielen. Der Held — freilich ein etwas schwächlicher — der Sohn eines strengen württembergischen Prälaten, kommt als Pfarrverweser in ein im Schwarzwald belegenes Dorf, dessen Gemeinde ihm auffässig ist und die größten Schwierigkeiten bereitet. Dort verliebt er sich in die Tochter des Schulmeisters. Ein Kind ist die Frucht des Liebeshandels, das nach dem Tode der Mutter von den Verwandten gepflegt und aufgezogen wird. Diese versuchen von dem Pfarrer, der sich inzwischen verheiratet hat und Stadtgeistlicher an einem größeren Ort geworden ist, Geld zu erpressen. Die Sache wird ruchbar, der alte Prälat stirbt aus Schmerz, die Frau des Pfarrers, die sich selbst Mutter fühlt, verzeiht ihrem Gatten und ist bereit, gemeinschaftlich mit ihm in Amerika ein neues Leben zu beginnen.

Ein gut erzähltes Buch mit hübschen Versen, anmutigen Naturschilderungen, frischem Humor in der Vorführung einzelner Geistlichen, manchen feinen, psychologischen Bemerkungen. Ganz vortrefflich sind diese Geistlichen portraitiert: der würdevolle Prälat, der salbungsreiche Dekan, der schleichende, lärmende, andererseits der innerlich vergnügte und behagliche Landpfarrer. Auch Frauen und Männer der Stadt, namentlich ein reichgewordener, schlichter Fabrikant mit seinen Angehörigen sind gut gezeichnet. Pfaffenfeinde werden über das Buch triumphieren, die Frommen mögen darüber skandaliert sein oder wenigstens so tun; der, dem Menschliches nicht fremd ist, wird bekennen, daß in dem Buche ein menschlicher Vorgang ergreifend dargestellt wird. Die innere Seelenpein des trotz seines Fehltritts edlen Geistlichen, die sinnliche Ergebenheit des Mädchens, dem diese Hingabe Stolz und Freude ist, die tiefe, gewaltige Liebe der ver-

heirateten Frau, die, eben weil sie liebt, alles verzeiht, — dies und so manches andere ist wirklich glaubhaft gemacht, so daß man in der Erzählung einen reifen Künstler begrüßen darf.

Ludwig Geiger.

Das adlige Schützenfest. Von Richard Huldschiner. Berlin, Egon Fleischel & Co.

Eine allerliebst ganz im Rokokostil ausgeführte und ebenso reizend ausgestattete Erzählung. Die Vorgänge, die in die 90er Jahre des 18. Jahrhunderts verlegt werden, sind so einfach wie möglich. Luise von Pilgram verliebt sich in einen Leutnant, der auch sie wieder liebt, als er hört, daß das Kaufhaus ihres Vaters in Konkurs geraten ist. Sie grämt sich, erkrankt und denkt daran, in ein Kloster zu gehen. Das ist alles. Aber diese einfache Geschichte, deren Höhepunkt in die Zeit eines adligen Schützenfestes fällt, ist mit so reizenden Arabesken verbrämt, die Schilderung der Adligen, der Kaufleute, der Mitglieder der vornehmen Gesellschaft überhaupt, der kleinen Krämer, eines Musiklehrers, eines Geistlichen und einiger Künstler, sodann der Mitglieder der Familie des Mädchens, namentlich einer alten Jungfer, einer unausstehlichen Tante, die Beschreibung der Landschaft und alles Lebende ist so poetisch und so geschickt in den Rahmen der längst vergangenen Zeit hineingetan, mit Anspielungen auf die Epoche und die Bestrebungen der französischen Revolution, des Todes Kaiser Joseph II., der Vernichtung seiner liberalen Bemühungen und des Wiederaufkommens ultramontanen Übereifers, daß man an dieser Erzählung seine helle Freude haben kann.

Ludwig Geiger.

Das große Weltpanorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Berlin und Stuttgart. Verlag W. Spemann. Geb. Mk. 7.50.

Das Buch enthält spannende Erzählungen aus der Gegenwart, leicht verständliche Aufsätze über Reisen, Länder- und Völkerkunde, Berichte über seltsame Abenteuer, belehrende Artikel über Astronomie, Meereskunde und Schiffahrt, Zoologie, Pflanzenkunde, Jagd und Sport, Technik. Außerdem finden wir darin ethnologische, völkerpsychologische und technische Kuriositäten verzeichnet, sowie viele, den Text dem jugendlichen Verständnis nahebringende, prächtige und bunte Illustrationen und Vollbilder. Es ist ein rechtes Jahrbuch für die Jugend. Unterhaltend und anregend zugleich, vor allem und zuerst aber den jungen Geist weisend und erhellend. Ein Bedauern in uns kommt dazu, daß wir, als Kinder, nicht auch schon solch jährlich wiederkehrenden Freund und Berater hatten, der uns die Augen öffnete über vieles, an dem wir leider stumpf vorübergingen, der uns darauf hinwies, daß da draußen und neben uns an allen Orten und in allen Augenblicken täglich und stündlich eine rastlose Anspannung der menschlichen Geistes- und Körperkräfte geschieht, die ins Gigantenhafte wächst. Ehrfurcht wird da geboren. Ehrfurcht vor dem schattenhaften, geräuschlosen Ergebnis jeder Stunde des Seins, Ehrfurcht vor dem unerbittlichen, herben, strengen Angesicht der Zeit, die kommt und

fordert und geht, immer und immer mit steter, verlangender Gebärde in ewiger Wiederholung.

Dr. Curt Radlauer.

Die Großherzogin a. D. Roman von Ernst v. Wolzogen. Berlin, F. Fontane & Co.

Ganz so lustig wie andere Romane Wolzogens ist dieser nicht, doch erhebt er sich über die gewöhnliche Romanlektüre. Es handelt sich nicht um eine wirkliche Großherzogin, sondern um eine ehemalige Maitresse des letzten Großherzogs von Gerolstein, die in den Traditionen ihres Standes bis in die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts fortlebt und bei dem Einzug des Kronprinzen von Preußen, den sie wie alles Preußische glühend haßt, stirbt. Es bleibt sehr unwahrscheinlich, daß eine solche Dame fast 40 Jahre nach den Zeiten ihres Triumphes die Allüren einer Maintenon und anderer beibehält und von den Ideen einer neuen Zeit durchaus nichts annehmen will. Aber ganz lustig ist ihr Erstaunen über die Erfindungen der Neuzeit, z. B. über das Telephon dargestellt, und das oft recht unangenehme Wesen der Greisin, die wegen ihrer Herbheit Raugräfin genannt und als solche verspottet wird, wird einigermaßen verklärt durch die zärtliche Sorge, die sie einer Urgroßnichte erweist, die sie an Kindesstatt annimmt und erzieht. Die Erziehungsgeschichte dieses Mädchens, schließlich ihre Heirat, nachdem sie schon zwei Bräutigämmer, einen unreifen Gymnasiasten und einen mitgiftlüsternen Oberleutnant, gehabt hat, diese ihre Heirat mit einem reichen Weinhändler wird ganz anmutig erzählt, wenn auch nicht übermäßig wahrscheinlich. Die Lokalschilderungen und Nebenpersonen werden mit viel Humor vorgeführt, ein alter Hauptmann mit einer ungeheuren, abschreckenden Nase, ein alter Abbé, der sich die Grobheiten seines alten Beichtkindes mit einer geradezu himmlischen Ruhe gefallen läßt, ein junger Abbé, der neben seinen geistlichen Verzückungen allzu starke wollüstige Anwandlungen empfindet, eine rheinische Patrizierfamilie, das verfallene Schloß der Raugräfin, das sind alles Bilder, die man gern sieht. Daß in einer Gesellschaft bei dem reichen Weinhändler, dem Vater des schließlich wirklichen Bräutigams, Klara Viebig erscheint und eingehend geschildert wird, erscheint in diesem Zusammenhange recht geschmacklos.

Ludwig Geiger.

Das Kreuz im Venn. Roman von Klara Viebig. Berlin, E. Fleischel & Co., 1908.

Ein echter Viebig. Mit diesem Worte sind die großen Vorzüge des Romans der berühmten Verfasserin klar angedeutet. Die Dichterin bewegt sich auf ihrem eigensten Gebiet: die Eifelgegend erscheint in ihrer herben Schönheit. Die kräftigen Menschen in ihrem Starrsinn, ihrer Begehrlichkeit, ihrer Genußsucht treten auf. Waren es früher (vgl. den Roman: das Weiberdorf) die Frauen, die in ihrer Liebesgier geschildert waren, so sind es jetzt meist die Männer. Freilich gegenüber der geschlossenen Einheit, wie sie in der Erzählungsweise des „Weiberdorf" hervortrat, oder gegenüber dem großen patriotischen und religiösen Kulturbilde, wie es in den zwei Meisterromanen: „die Wacht am Rhein" und „das schlafende Heer" dargestellt

wird, zerflattert hier die Handlung ein wenig. Man könnte auch sagen, es ist nicht eine einheitliche Handlung, sondern eine Handlung des Neben-einander. Auf der einen Seite der mit glücklichem Ausgang, d. h. der eheschließende Liebeshandel der Fabrikantentochter mit einem Oberleutnant, daneben die etwas verwegenen Tändeleien einer schönen Wirtin, die als lustige Witwe zurückgeblieben ist, mit allen Honoratioren des Städtchens, sowie den Offizieren der Garnison, von denen einer nach einer tollen Liebesnacht verunglückt, seinen Beruf aufgeben muß und ein verlorener Mann wird. Endlich die romantische Liebesgeschichte eines Vetters des Fabrikanten, eines innerlich humanen, von den schönsten Ideen erfüllten, aber zum ernsten Tun ungeeigneten Mannes, mit der Tochter eines Webers, ein Idyll in den Bergen, das abgesehen von einzelnen kleinen Störungen friedlich verläuft und friedlich endet. Doch bilden diese Liebesgeschichten nicht den Hauptinhalt, geschweige den einzigen Inhalt des merkwürdigen Buches. Vielmehr enthält es höchst anziehende Kulturbilder, z. B. den Kampf eines Bürgermeisters mit den Behörden und mit den Vertretern seiner Gemeinde. Dieser Bürgermeister mit seiner Hartnäckigkeit, seinem Selbstbewußtsein, seiner tiefen Frömmigkeit ist eine prächtige Gestalt, — nicht minder vorzüglich ausgeführt seine liebenswürdige Gattin, eine Helferin der Armen, Trösterin und sinnige Lebensgefährtin ihres Mannes. Und damit es an Anspielungen auf die Zeit und die großen sozialen Kämpfe der Zeit nicht fehle, wird höchst anschaulich die Versetzung einer Strafkolonie, eines Rudels von Gefangenen unter der Führung eines strammen Feldwebels, die den Boden der Gebirgsgegend urbar machen und einen unwirtlichen Streifen Landes in eine Oase verwandeln soll. Gerade bei dieser Skizze, die weit mehr als eine Episode ist, vielmehr organisch in die Haupthandlung hineinverwebt wird, zeigt sich die ganze Meisterschaft der Künstlerin. Prachtgestalten der Sträflinge, verwilderter, halb bestialischer Menschen mit allen kleinlichen Leidenschaften der Habgier, Sinnlichkeit und Frömmelei. Die wunderbaren Schilderungen eines Wintersturms, der Abendstimmung, der Frühlings- und Herbstpracht einer von der Dichterin bevorzugten und durch sie verklärten Gegend reihen auch dieses Werk den früheren vortrefflichen Vorstellungen der ausgezeichneten Menschen- und Landschaftsdarstellerin an. Ludwig Geiger.

Dorchen, die Geschichte einer jungen Dame von heute. Von Viktor v. Kohlenegg. Berlin, F. Fontane & Co.

Ich muß gestehen, daß mich Fräulein Dorchen Weigang, Berlin, O., Weberstraße absolut nicht interessiert, obgleich ich sie durch 383 Seiten aufmerksam begleitet habe. Dies liegt weniger an mir, noch an besagtem sehr hübschen Fräulein, sondern an dem Verfasser des Buches. Denn es ist ihm nicht gelungen, die innere psychologische Entwicklung des Mädchens klar zu machen. Die junge Dame, deren Eltern ihren früheren Wohlstand verloren haben und sehr knapp zu leben gezwungen sind, muß sich selbst ihren Unterhalt ver-

dienen, ist aber zu unlustig und zu faul, etwas ernstlich zu ergreifen, und zu stolz, um sich in den Willen oder die Launen anderer zu fügen. Wollte der Verfasser zeigen, daß solche Mädchen, wenn auch arm, doch die Eleganz lieben, daß sie, ohne etwas zu können, doch die größten Ansprüche machen, daß sie, sinnlich, oder mindestens begehrlich, zu klug sind, um den Weg des Lasters zu beschreiten? Das sind keine besonders neuen Wahrheiten, und sollten sie noch einmal vorgetragen werden, so hätte dies in mehr künstlerischer Weise geschehen müssen. Und auch die anderen Typen: die Portiersleute mit einer gleichfalls hübschen Tochter, die weit resoluter zu Werke geht, sich aber schließlich mit einer Abfindung begnügen muß, ferner reiche Fabrikanten, Falkenbergs, deren Tochter Irene ein Mischmasch von Weltdame, schwärmerischem Backfisch und Heiratskandidatin ist, sind so abgebraucht, so unoriginell, daß es wirklich kaum nötig war, sie in einer neuen Auflage dem Publikum vorzusetzen. Oder soll vielleicht das ganze Buch eine Verteidigung des Offizierstandes sein, aus dem zwei Prachtgestalten vorgeführt werden, mit allen äußeren und inneren Vorzügen ausgestattet, die von sämtlichen jungen Mädchen begehrt, hofiert und schließlich doch nicht geheiratet werden? Gewiß gibt es solche Offiziere; sie aber werden mit einem Fräulein Dorchen in ganz anderer Weise fertig.

Ludwig Geiger.

Die Haindlkinder. Roman. Von Rudolf Hans Bartsch. Leipzig. Verlag L. Staackmann, 1908.

Nach den wundervollen „Zwölf aus der Steiermark" ist es kein Aufstieg zu nennen. Nach gar überraschend kurzer Zeit brachte der junge Rudolf Hans Bartsch mit dem so jungen Ruhm sein Werk heraus. Es ist ein Buch vom alten und neuen Österreich, von dessen Jugend und Zukunft. In einer Wiener Familie versucht der Dichter die Bestrebungen, Wege, Ideale und Ziele dieses großen Reiches darzustellen, zumindest das österreichische Deutschtum und das Wienertum zu verkörpern. Er hat recht hoch gegriffen und übers Ziel geschossen. Der frische draufgängerische Jugendmut dieses jungen Offiziers hat forsch die Aufgabe angepackt, hat aus ihr gemacht, was er konnte, und ist darob manchmal über ernste Fragen flüchtig hinweggegangen. Ist manchem tiefernsten der in Österreich so zahlreichen Probleme begegnet, das er nicht lösen konnte, kaum festhalten wollte. Aber das lokale Kolorit, das österreichische Gemütsleben, den weichen, sentimentalen und leichten Wiener Ton hat er mit Liebe festgehalten und gezeichnet.

Der alte Haindl, der typische Wiener, ein froher Genießer, hat drei Söhne und eine Tochter. Mit Weib und Kindern zieht er aus der Stadt und siedelt sich auf einem Berge, in einem nach altväterischer, behäbiger Art erbauten Hause an. Hier erzieht er die Jungen fürs Leben, für sein Österreich, das seine Liebe, seine Hoffnung ist. Es sind drei verschieden geartete Menschen: der Lebehaindl, der älteste Bub, dem Vater nachgeraten; der Geisthaindl, ein Träumer und Denker; und der Kampfhaindl, ein Tatmensch, Realist und Kämpfer. Schon in jungen

Jahren gehen sie seelisch auseinander. Der Lebehaindl plätschert ins Schlemmerleben hinein; der Geisthaindl wird ein Einsamer und Philosoph; der Kampfhaindl stürmt in die politische Arena. Und ihr Schicksal ist ein Weib, das der Lebehaindl vergeblich begehrt, der Kampfhaindl als Gattin zu kurzer unglücklicher Ehe heimführt und der Geisthaindl als spätes Liebesglück in die Arme schließt und bald verliert. Als müde, reife Männer sind sie schließlich im Berghause, dem „Osterhäusl", vereint, ohne dem Vaterland das gegeben zu haben, was der Alte erträumte: Taten und starke Führung.

Selbstredend gibt dieser Umriß des Buches Fülle nicht: die tiefpoetischen Bilder, feinen Szenen und bezeichnenden Einzelzüge. Und vor allem nicht die leidenschaftliche Liebe, den stolzen Glauben und tatfrohen Mut, die das ganze Buch durchklingen. Es ist kein wahrhaft ausgereiftes, schlackenfreies Werk; aber das Zeugnis einer unstreitig bedeutenden Begabung. Deutschösterreich kann Freude haben an seinem Rudolf Hans Bartsch. Hugo Alt.

Der Räuber von Mallow. Novellen von O. H. Hopfen. Berlin W. 35, S. Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt.

Die hier vereinigten vier Erzählungen sind gut geeignet, die reiche Mannigfaltigkeit in der Begabung des Autors zum Ausdruck zu bringen. Hatte er sich in anderen als ein vortrefflicher Schilderer Italiens und des italienischen Volkes erwiesen, so bewährt er sich hier mit gleicher Vollkommenheit für die verschiedensten, ihrem Wesen nach weit auseinander liegenden Länder und Völker. Unter südlichem Himmel spielt die Novelle „Villamediana": in Spanien, zur Zeit Philipps IV. Südliche Leidenschaft bis zu verbrecherischer Siedehitze durchglüht den Grafen von Villamediana; südliches Intrigenspiel der Höflingskreise umgibt ihn, während wie eine zarte, edle Blume inmitten wirren und wilden Gestrüpps die junge Königin Elisabeth dasteht. — Von ungebändigter Leidenschaft, aber ganz anders gearteter Natur, berichtet auch der „Räuber von Mallow". Irland ist es, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wo der Torwächter Patrik, gereizt durch adligen Übermut, zum Räuber und Mörder, zum Schrecken der ganzen Umgegend wird. Mit bewunderungswerter Anschaulichkeit ist der düster-unheimliche Schauplatz geschildert, mit packender Folgerichtigkeit das lawinenartige Anschwellen der unseligen Verbitterung und Rachsucht Patriks. — Am höchsten jedoch möchten wir die zeitgenössische Moskauer Geschichte „Iwan Welikij" einschätzen. Vielfach und viel ist gewiß über die revolutionären Bewegungen im heutigen Rußland geschrieben worden; kaum aber wird anderwärts in die Entstehung und den Verlauf einer russischen Arbeiterrevolte, in das Verhalten der russischen Behörden den Aufrührern gegenüber der deutsche Leser einen besseren Einblick gewinnen als hier. Und andererseits wiederum, mit welch' überzeugender Darstellungskraft sind die feinsten Seelenstimmungen und -entwicklungen des deutschen Technikers und seiner Frau herausgearbeitet: eine bedeutende Leistung psychologischer Erzählungskunst.

All das ist Ernst, erschütternder Ernst menschlicher Lebensschicksale;

gleich als ob der Verfasser aber zeigen wollte, daß ihm auch Verständnis und Fähigkeit für guten, wahren Humor zu Gebote stehen, hat er die kleine, amüsante, südländisches Gauner- und Betrügertalent hübsch charakterisierende Geschichte „Robado" als Schlußgabe beigefügt. S. B.

Millionen und andere Novellen. Von M. Arzybaschew. 2. Aufl. München und Leipzig, Georg Müller, 1909.

Ein Novellenbuch vom Verfasser des im gleichen Verlag erschienenen Romans „Ssanin", der konfisziert wurde. Zwei Erzählungen, „Millionen" und „Der Tod des Iwan Lande". — Arzybaschew ist, wie Gorki, ein Epigone der großen russischen Realisten, der Gogol, Turgenjeff, Dostojewski und Tolstoi. Beide fügen weder inhaltlich noch formal dem Form- und Inhaltsbereich dieser großen Vorgänger etwas Neues hinzu, aber sie vervollständigen in mancher Hinsicht und führen Einzelnes weiter aus. Gorki wie Arzybaschew sind größere und umfangreichere Talente, wie auch Tschechoff ein solches war, unter den russischen Epigonen des großen Realismus. — „Millionen" gibt das Charakterbild eines russischen Millionärs, einer problematischen Natur, eines Hamlet unter den Millionären. Die Psychologie der Erzählung ist so ausgezeichnet, wie man das von den Russen gewohnt ist. Sie geht hier in den Spuren des großen Dostojewski. Ein besonderes formales Moment sind die Naturstimmungen zu Anfang fast jeden Kapitels. Auch in der zweiten Erzählung finden sie sich. Sie sind eine Art von intimerem Symbolismus. Arzybaschews Sprache besitzt zwar, ebensowenig wie die Gorkis, obgleich sie kultivierter ist als die des letzteren, die klassische Vollkommenheit Tolstois und die geniale Macht und den hohen Nüancenreichtum Dostojewskis, zeigt aber bemerkenswerte und besondere individuelle Vorzüge. Unvergleichlich und von höchst unmittelbarer, reizvoller Wirkung ist z. B. die schlichte und knappe und doch sehr plastische und suggestive Wirkung, wie Arzybaschew den Reiz des weiblichen Körpers und seine Macht auf den Mann mitzuteilen weiß. Ich könnte mir vorstellen, daß Arzybaschew nach solcher Richtung ein Dichter des Weibes werden könnte, wie ihn Rußland noch nicht gehabt hat. Völlig meisterhaft gestaltet, und nicht bloß äußerlich, sondern auch seelisch, und zwar mit den schlichtesten und unscheinbarsten Mitteln, sind alle Weiber, die in diesen beiden Erzählungen vorkommen. — Die ungleich bedeutendere und eigenartigere der beiden Erzählungen ist die zweite, die den Schicksalsgang eines Studenten sehr eindringlich und ergreifend vorführt, der an einem allzufeinen und altruistischen Naturell leidet. Es ist der tragische Fall, wo dieser Altruismus bis zur widerwärtigen und eigentlich taktlosen Zudringlichkeit geht und für die Umgebung, obschon irritierend, dennoch seltsam anziehend und sympathisch bleibt, weil dennoch etwas von der bannenden Macht eines großen und guten Dämons in diesem unglücklichen Studenten, diesem „Seligen", lebt; nur daß er schließlich nach solcher Richtung, wie nach jeder anderen, eine Halbnatur bleibt.

Johannes Schlaf.

Unseren Lesern

teilen wir hierdurch mit, daß wir infolge eines Übereinkommens mit der Lessing-Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft zu Berlin, deren Organ unsere Monatsschrift ist, in der Lage sind, unseren Abonnenten dieselben Preisermäßigungen an Theatern, Konzerten, Kunstinstituten, Ausstellungen usw. zu gewähren, welche die Mitglieder der Lessing-Gesellschaft genießen. Die Liste dieser Preisermäßigungen kann im Büro der Lessing-Gesellschaft, Potsdamerstr. 135, jederzeit eingesehen werden, wird auf Wunsch auch regelmäßig gegen Porto-Entschädigung von 25 Pfennig vierteljährlich zugesandt.

Ferner können wir unseren Abonnenten kostenfrei Besuchskarten zu den von der Lessing-Gesellschaft veranstalteten Künstler-Atelierbesuchen und den damit verbundenen Vorträgen überlassen. Diese Atelierbesuche finden an den Sonntag-Vormittagen um 10 und 12 Uhr statt, wobei sich die Vorträge zu jeder der beiden genannten Zeiten wiederholen. Atelierbesuchskarten können in unserem Büro, Schöneberger Ufer 32, gegen Vorzeigung der Abonnements-Quittung kostenlos in Empfang genommen werden, werden auch auf Wunsch zugesandt.

Die Lessing-Gesellschaft veranstaltete bisher gemeinschaftliche Besuche der Ateliers folgender Künstler: Aug. Kraus, Prof. Max Liebermann, Max Uth, Professor Otto H. Engel, Reinh. Begas usw., wobei Dr Max Osborn, Fritz Stahl und Andere Vorträge hielten. Über die weiter zu veranstaltenden Atelierbesuche ist Näheres im Büro der Lessing-Gesellschaft zu erfahren, evtl. auch aus den Ermäßigungslisten, die auf Wunsch zugesandt werden.

Zugleich sind wir in der Lage, unseren Abonnenten dieselben Preisermäßigungen zu den Vortrags-Cyklen der Lessing-Hochschule zu verschaffen, welche die Lessing-Hochschule den Mitgliedern der Lessing-Gesellschaft gewährt. Näheres über die Vorträge der Lessing-Hochschule ist ebenfalls sowohl durch uns als durch das Büro der Lessing-Gesellschaft, Berlin W., Potsdamerstr. 135, zu erfahren,

Wir bitten unsere Leser recht reichlich von diesen Vergünstigungen Gebrauch machen zu wollen.

Redaktion und Verlag „Nord und Süd".

Inhalt des 128. Bandes:
Januar/Februar/März 1909

...k
KI
Y
>
1 »2
*x Z

EtneöWÖeWnacsfghnfi
Organ (Fer ne~uenKun fivereinigung-
sec (NWÄWFOMMWT WWW
561* j' 1?!“ (11g- (sc-j efffkhajt
unFWe[[jn9-Hocßjcyu[e SucYerfin.
?erlag-NoröunöäjüH'GmWcYc-rfin
j
i'm-?tung für öen .Yu-:hh anößl:
SSWWWWWWMNYWWW
33. Jahrgang Band 128 Januar (909 Heft382

Jakob Waffermann:
Treuniiz und Aurora.
Bekenntniffe eines Offiziers.

Die Stille des Gefängnifies i| der Selbfieinkehr günftig. Ich werde alfo das Papier zu meinem Beiihr'iger machen und-der Wahrheit gemäß berichten, wie [ich die Dinge abgefpielt habenz und wie ich zu der Tat gelangt bin- durch die ich mein Leben verwirkt habe. Ich bin des Todes fchuldig und ich werde aus diefer Erkenntnis alle Folgerungen ziehen, zu denen ich als Mann und Soldat fo berechtigt als verpflichtet bin. Immerhin könnte ich befchönigend von einem verhängnisvollen Irrtum fprechem durch den mein Glückt meine Freiheitf meine Zukunft- meine ganze Exifienz der Vernichtung preisgegeben wurde, aber die Schwach wiirde dadurch um nichts geringer werden- und wenn ich gleich die furchtbare Leidenfchaft- die mich ergriffen und ruiniert hate zu verurteilen imftande binz fo ift es felbft in diefem Augenblick noch unmöglich fie gänzlich aus meinem Herzen zu reißen.

Ich bin mit der Vorliebe für den Soldatenftand geboren. Doäp trieb mich dabei keineswegs Ehrgeiz oder Ruhmfuchtz auch nach Abenteuern fiand mir nicht der Sinn- wie das bei Knaben oder Iiinglingen Fonfi der Fall zu fein pflegt- fondern ich wollte meine Per-fon in den Dienft des Vaterlandes ftellenr und wonach ich firebte- war eine wiirdige Verwendung meiner Kräfte und Fähigkeiten. Ich befaß Mut und war körperlich gewandt und tüchtigz auch hatte ick» was für ,den Militär jedes Ranges von Wichtigkeit iftt Difziplin im Leibe, das Talent und den Willen zur unbedingten fachlichen Unterordnung. Da ich von .Haus aus vermögend bin- meine Mutter befißt eine große Gutsberrfchaft bei Arnfiein, wurde der Wahl meines Berufs kein Hindernis in den Weg gelegt- und nach Abfolvierung der Schule trat ich als Freiwilliger bei der Marine ein. Aber ich fand dort kein Genügeni das Leben war eintönigen als ich gedachte und nach Verlauf von zwei Jahren trat ich zur Feldartillerie über; wo ich mich als brauchbarer Offizier eines gewiffen Anfehens erfreute und wegen meiner Begabung für

militärwiffenfchaftliche Fächer die befondere Gunfi der Vorgefevten genoß.
Da entbrannte in Südafrika der Boerskrieg; ich fah die Gelegenheitx etwas zu leiflen- ich hatte keine Luft mehr am Garnifons- und Manöverdienft; die Verhältniffe- unter denen ich mich bewähren konnteZ erfchienen mir zu klein; kurz und gut, ich erbat den Abfrhiedf zur Verwunderung und zum Bedauern meiner Kameraden- die mich gerne hartem mich aber nach diefem- für fie unbegreifliehen Schritt eines Mannes, der die begründerfte Ausficht auf Karriere hatt für einen unbefonnenen Haudegen hielten,
Ich habe da unten die Bluttanfc erhaltene die Fremde tat mir wohl- das wilde äußere Leben band miih fefler in mich felbfi. Als ich nach gefchloffenem Frieden in die Heimat zurückkehrte- war im ein anderer Menfcht und wenn ich noch einen Neff von unreifer Romantik in mir gehabtf fo hätte ihn die ernfihafte Zeit, die m7 verlebt- mit Stumpf und Stiel ausgetrieben, Ich erfuhr die Genugtuung- fogleich wieder als Offizier in die Armee eingereiht zu werden- nnd es war der frohefte Tag meines Lebens- als ich wieder den dunklen Rock der Artillerifien anziehen durfte, Ich hatte nebenbei die Gewißheit- zum Generalflab berufen zu werden; dies gefchah auch- und um meine kühnften Erwartungen zu übertreffen- wurde ich mit einer Aufgabe betraut, die fonft nur felten einem Offizier meines Dienftalters gefiellt wurde: man entfandte mich als Berichterfiatter der mazedonifihen Vorgänge nach Saloniihi.
Ich war noch nicht zwei Monate auf meinem Poften- da brach in unfern afrikanifchen Kolonien der Aufftand der Schwarzen aus, Jetzt lag der Fall anders denn damalsf wo ich das Heer hatte verlaffen müffen- um ins Feld zu kommen; jetzt konnte ich mich meinem kaiferlichen Herrn und Kriegsherrn felber zur Verfügung fiellen. Da man tüchtige Offiziere fuihte- wurde mein Anerbieten ohne Verzug berückfichtigtf ich wurde zum Hauptmann bei der Schußtruppe ernannt- und vier Women fpäter war ich fchon auf See.
Ifi ja richtig; es war eine elende Kaßbalgerei mit den fchwarzen Nackern- und viel gutes deutfches Blut i| geflofienf aber war's gleich fauer, fo war's doch nahrhaftr wie unfere Exzellenz zu fagen liebte.
Es war ein f'äzöneß freies Leben- wie ich alles noch fehe und fpürel Die fengende Mittagshiße und die Morgenkühle- die zerftörten Pontoks und die infamen Wege, der Feind in Bufoh und Diekiayr und die unauf-

hörliehen Sehüffe aus den Baumkronen! Wie das furrte und fchwirrte und fang und heultex fo dicht, daß es einen erfiauntef wenn man feine Gelenke noch zufammenhängen fühlte. Hungrig legte man fich fehlafenx den Revolver im Armf an Feueranzünden nicht zu denkenf und weh dem- der vom Durft getrieben zu den Wafferlöäfern fchliä» er ward in der Frühe mit Kirris erfehlagen gefunden. Da war man doch ein Kerl, da konnte man fich bewähren, da fpürte man feine Pulfe.
Leider bin ich bei den Gefechten am Waterberg verwundet worden. Ich konnte nicht mehr Dienft tun und mußte alsbald die Heimreife an- treten. Dritthalb Monate blieb ich in Berlinz man machte viel Auf- hebens mit mir- und viele Leute feierten mich wie einen Blüchen was mir oft die Sehamröte ins Geficht triebf denn ia, war mir nicht bewußt, etwas Sonderliäfes verrichtet zu haben. Aber dergleichen gibt fich, und wenn man Verdienfte haty empfiehlt es fiel» fie den Leuten nicht durch die eigene Gegenwart läftig zu machen. Eine Zeit lang war von meiner Aufnahme als Lehrer in die Kriegsakademie die Rede- doch, vor die Wahl gefiellt- zog ich fäfließlieh den fubordinierten Pollen eines Batterie- chefs in der Provinz vor- allerdings mit der baldigen Anwartfchaft auf den Major-string. Meine Mutter kränkelte, ich wünfthte in ihrer Nähe zu lebeny und des unruhvollen- weltftädtifehen Treibenst an dem ich nie Freude gehabt, war ich ohnedies müde.
Dazu kam nocht daß mir die Fremde ganz wie mit einem Male den Bliä verwandelt hatte. Entweder war ich nicht mehr derfelbe- oder die Heimat war nicht mehr diefelbe. Aufrichtig gefagt: die Luft im Reich gefiel mir nicht. Sie war mir zu wetterwendifeh; winterlieh feharf von oben und giftig füß von unten- faft wie eine afrikanifche Naeht. Nichts wurde mit Wohlwollen reguliert alles mit Manometer; und wer hinten nieht gefioßen wurde- der ging nach vorne nicht weiter. llnfre jungen Herren fand ich fo ohne jede Herzlichleih daß fich einem der Gaumen zufammenzog, wenn man mit ihnen redete. Immer bloß aufs Elegante verfeffen- gefchniegelt wie die Reitpferde und trocken wie Stiefelfohlen. Die Ariftokraten hochnäfig und zimperlieh- die Bürger- lichen ftreberhaft und vom frifthen Reichtum verdorben und vet-weith- liehß das Volk rebellifth und refpektlos. Keinen der aus Eigenem was vor-ftelltex eeft durch fein Geld oder fein Amt oder feine Orden oder feine Hemdbrufl. Großes Maulf ja, aber kein freies Wort, keine offene Meinung. .Hölzer-nes Getue galt für Form, kaltfehnäuziges Nörgeln für Geift und öde Prahlhanferei für Selbflbewußtfeln.

Wenn man mir die Berechtigung abfireitet- eine ioläie Spraäie
zu führen, fo habe ich allerdings keine andere Antwort- als den Hinweis
auf eine bis dahin ehrenhafte Eriftenz. Es war mir eben die Laune
verdorben, und eher trübgeftimmt als hoffnungsvoll kam ich nach der
kleinen Garnifon, Auch hier fühlte ich mich nicht wohl; ich begann
mich zu langweilen; ich merkte alsbald, was das heißt- in einer Provinz-
ftadt zu lebeny die trotz ihrer vierzigtaufend Einwohner etwas i| wie
ein Sparta des Altertums, mit ebenfo fireng gefthiedenen Kaftent nur
daß dic kriegerif>7e Härte der Vorfihriften durch minder folgenichwere,
aber keineswegs leicht zu übertretende Befiimmungen geiellfchaftlichen
Charakters eriest werden. Da find die Spißen der Behörden- die mili-
tärifchen Würdenträger, die :'.nduftriellenx die Gutsbefißer- die jungen
Leute- die eine Rolle ipielen- die andrrnt die bloß eine ipielen möchten;
da ift die Generalin oder Oderi'tinx die das Wetter macht* und die kleine
Apothekersgattint die gerade noch geduldet ifiz da ii't die reiche Fabri-
kantensfrau- die ihre Toiletten aus Berlin bezieht- und die Frau Amts-
riihtert die aus ihrem Wirtichaftsgeld mittelft rührender Entbehrungen
den Preis für ein einziges fchwarzes Seidenkleid erübrigt7 das fie unter
Beihilfe der Köchin und eines Mädchens vom Lande ielber näht, und
das ihr die abendlichen Fefie verbieten wenn der Stoff an den Ärmeln
den fatalen Mattglanz zu zeigen beginnt, Zu Kaiiers Geburtstag gibt
der Regierungspräfident einen Ball; zur Errichtung eines Kriegerdenk-
mals wird cine künftlerifche Soiree veranfialtet- bei welcher allerlei
junge Mädchen wegen ihrer Fortjchritte in Gefang und Klavieripiel
beklatfcht werden; man geht ins Theater- man wird zur Enten- und
Hafenjagd geladen- und die verheirateten Frauen holen fich aufregende
Romane aus der Leihbibliothek. Einmal irn Monat iii Parademarfcht
am Sonntag nach der Kirche fpielt die Regimentskapelle auf dem Refi-
denzplaß- abends [ist man dann im Kafino oder im Speifefaal des
.Hotel de l"Europe, und nach elf Uhr nachts [ungern nur noch irgend-
wo hinter abgefperrten Türen ein paar ausgefioßene Erifienzen an
einem Kartentiiäp und zwei Studenten brüllen vor dem Fenfter einer
begehrten Kellnerin das Krambambuli.
Alle dieie kennen einander und wifien vieles von ein-
ander und verbergen fiä) vor einander und ichäßen einander
und find einander im Wege und pafien einander auf. Das
enge Zufammenleben begünftigt Klatfch - und Übelrednereiz jeder
kehrt den Schruns vor des andern Tür; Dummheitt Bosheit-

Neid und Mißgunfi lafien ielbft den Redlichen nicht ungeichoren, alles- was Auffehen macht- findet Teilnahmey allesi was in der Mode ift- Nachahmung; fiir ernfihafte Interefien ift wenig Sinn. Dies erfuhr ich bald. So fehr es anfangs meinem Selbfigefühl ichmeicheltw daß ich nun auch zu Haufe ein jemand war- der Beachtung verdiente und Anfehen genoß- denn es war ja meine engfie Heimat dahier- io wenig wurde ich meines Wirkens froh. Ich kam mir vor wie ein verfaulender Baum.
Ich erinnere mich nicht mehr genau- an welchem Tag es war, als ich die Majorin Welter-mark kennen lernte. Ich iibließe daraus, daß fie mir damals wenig Eindruck gemacht hat. Ich fad fie zum erftenmal bei der Frau von Rütten- die eine Freundin meiner Mutter ift- und die7 wie mir meine Mutter vorfichtig verriet- die löbliche Abficht hatte- mich mit ihrer fiebzehnjährigen Tochter zu verheiraten. Ich machte mir aber nichts aus dem Mädchen- und das ift lediglich mein Fehler- da fie ein hübiches und vernünftiges, obichon etwas nüchternes Geichöpf ifi. Nach allem- was ich bereits von der Majorin gehört- hatte ich mir eine junonifche Geftalt gedacht und war deshalb überraicht- fie fo- klein, zart und kindhaft zu finden. Ihr Wejen gab in Gefellfchaft nichts herr nichts von Welt und nichts von Innerem, ihr Lächeln war kühl, in der Bewegung der Lippen gab fich eine gewifie Nairhhaftigkeit kund; am meifien gefielen mir die Augen- die blaudurchfichtig7 ausgedehnt und voll Perlmutter waren- mit Braueni ichwarz und fein wie zwei Sepiafiriche,
Eine jolche Stadt wie diey in der ich mich befand- hat alle Späherblicke immer auf den Punkt geheftet- wo eine ungewöhnliche Ericheinung hervortritt und fich auf ihre befondere Art gebärdet. Ich habe ichon angedeutett daß das vielfache Gerede über die Majorin auch zu mir geflofien war. „Was fagen Sie zu der Frau? Aa» Sie wifien nicht? Sie wifien nichn was die Spaßen von den Dächern pfeifen?" Nein- ich wußte es nicht- ich bezeigte auch kein Interefie dafür. „Sie verfiellen fich doch wohl. Oder glauben Sie, daß das eine glückliche Ehe ifi? Der Mann ifi zwanzig Jahre ältery Sie begreifen. Die Frau hatte früher einen reichen- failefiichen Branntweinbrenner- von dem fie gefchieden ifi. Sie ift faiön wie das Lafter- und io elegant- daß unfre Damen vor Neid nicht ichlafen können; echte Pariier Hüter echte Brüfieler Spißenx echte Pelzer Diamanten wie ein perfiicher Prinz-

und Parfümsy Parfüms fage ich Ihnen, überwältigend wie eine Ananasbowle nach einem Iagdritt.‟ - „Nun ja) der Major ifi ficherlich reich." - „Nein, die Frau hat Geld, die Frau. Der Major ift ein Sonderling, Ich möchte ihm gern meine Augen leihen."

O Bosheit aus dem Winkel) die du Augen verleihen willf't) dachte ieh mir. Aber die üblen Gerüchte waren hartnäckiger als meine Gleichgültigkeit, Ich traf eines Tages einen Freund in der Stadt) einen jungen Ingenieur) der irgendwo in der Nähe den Bau einer Eifenbahnbrücke leitete. Wir waren als Gymnafiaften ein paar Jahre lang unzertrennlich gewefen) und es bereitete mir lebhaftes Vergnügen) ihn wiederzufehen, Wir kamen oft zufammen) bald in einer Weinfiube- bald in feiner oder meiner Wohnung; und wie es fihon fo geht) einmal gerieten wir beim Gefpräch auch auf Aurora Weftermark und die über fie umlaufenden Gerüäfte. Mein Freund kannte fie nur flüchtig) aber er war einer jener Menfchen von infiinktivem Scharfblick) die in Seelen anderer lefen zu können fcheinen, und deren Urteil fich daher von felber Vertrauen erzwingt.

Deutlich fteht mir noch jene Stunde vor Augen und genau ift mir noch jedes feiner Worte gegenwärtig) die ich nur mit innerem Unwillen anzuhören vermochte. „Diefe Frau hat die Gabel unfchuldig zu fcheinen und Leidenfchaften einzuflößem“ fagte er ungefähr. „Wie fie den fchwer zugänglichen Major umgarnt hat) das ift gewiß ein Kun||ü> gewefen. Ich weiß nicht) ob dir die Umftände bekannt find; es war während der großen Manöver vor zwei Jahren; umfchwärmt von den Offizieren eines ganzen Stabes) hatte fie fiih's offenbar in den Kopf gefeßt) den fprödef'ten und verfiockteften zu gewinnen) denjenigen) fiir den eine Weltdame etwas war wir ein feltenes Schmuckfiiick, das er fiih verfchafft ohne Freude und Verftändnis, nur weil er gerade bei Geld und guter Laune ifi und weil es von andern gerühmt und begehrt wird. Sie hatte den fchlechteften Ruf. Man fagt) daß fie Liebe verkauft hatte) unumwunden und unter Vorwänden) um einer Perlenkette willen) um eines Nänkefpiels willenf um nichts ungenoffen vorübergehen zu laffen von den Lockungen der Jugend- aus Gefallfuihh aus Sinnlichkein aus langer Weile, aus Schwäche, aus Luft an der Selbfterniedrigung aus Vergnügen an einer doppelten Erifienz in zwei Sphären der bürgerliäfen Welt) von denen die eine nicht weiß) was ln der andern gefchieht- fo daß die Gefchicklichleit, der einen die Kunde aus der andern vorzuenthalten) etwas von der Spannung eines Ne-

volverdramas mit fich bringt und die fonfi leeren Tage mit dem Tumult verfihwiegener Betätigung erfüllt. Ich bin gewißr" fuhr mein Freund fort- gegen den ich in diefem Augenblick eine nicht zu überwindende Empfindung des Hafies- ja des Abfcheus hegtej „ich bin gewißj daß fie's gegenwärtig niaft viel anders treibt. Ic() glaube nichtj daß fie je von Liebe erfahren hatt fondern nur von Aufregungenj Sorgenr ab- wägenden Intereffenl Kränknngen des Stolzesj Gefahren der Enthüllung und die Überzeugung von der Nichtswürdigkeit der Männerj fo wie eben folchen Frauen die Männer fich zeigen müffen."
„Aber was wäre denn das für ein Leben!" rief ich kopffehüttclnd. „Welche Einfamteit feßt das voraus- welche Kraftj alle diefe Ding in der Stille mit fich felber abzumarhen!" '
Mein Freund zuckte die Aehfcln. „Es ifi das Leben eines Men- fchenl der auf glühenden Kohlen tanzt und fich ftellen muß- als ging-s über einen harmlofen Teppirhj" antwortete er. „Wir haben eine Menge folcher Equilibriften in der Gefellfchaftj und das vertrackte und ver- logene Dafeinr das wir führenj fordert die unruhigen Köpfe geradewegs dazu heraus.“
„Gibt es denn irgendwelche faktifchen Delikte?" fragte ich.
„Es heißt- daß fie mit jedem hübfchen Offizier abenteuert; daß fie firh jedem Laffen hingibt- der fich der Mühe der Werbung unter- zieht und den Preis nicht zu hoch finden den Preis des Verrats nämlich. Aueh fagt mam daß fie feit Jahren eine dauernde Beziehung zu einem Berliner Fabrikanten unterhält- der außerdem_ günftige Börfengefchäfte für fie vermitteln foll, den fie irgendwie draußen oder in der Stadt trifft und der eine unerklärlirhe Gewalt über fie ausübt- vielleicht die Gewalt bedenkenlofer Brutalität, Daß der Major darüber in vollfiän- diger Ahnungslofigkeit verbleibt- gehört zu unfern fonderbaren- aber nicht ungewöhnlichen fozialen Geheimniffen. Alle wiffenj er nicht; alle raunen- er ift taub. Man frhont ihn wahrfcheinlich, man fchont feine Stellung feine Häuslichkeit, und fie hinwiederum profitiert von der Achtung deren ihr Gatte genießt. Auch maajt ihr Auftreten- ihre Schönheitr ihre vollendete Haltung die Argwöhnifihen vorfichtig- und den Mut der Übelredner zunichte. Sie hat ja eine Art zu gehen- zu fiehen, zu reiten, zu lachem zu tanzen, die blendend ifit das muß man zugeben. Was tut'sj wenn bisweilen an den Grenzen des Bezirks ein Flämmchen aufzifcht und einen Schritt der heimlichen Pfade beleuäjtet?
ll

Oft fehen Augenf denen keine Zunge dient* die zu reden weißj und ein anderes Mal fchwaßen Mäuler. wo Augen nichts gefehen haben."
Ich bekennej daß mich diefes Gefpräch bis in die Nieren erlältete. Dies „es heißt" und „man fagt" erfüllte mich mit Mißtrauen gegen den Freund. mit einer Art Furcht vor ihmz ich ging ihm von da an aus dem Weger und dies für lange Zeit. Seine Ehrlichkeit erfchien mir durchaus böswilliger Natur; ich bildete mir ein„ daß ich einer ritterlichen Pflicht gehorchte, indem ich mich in meinem Innern auf die Seite einer wehrlofcn Gefchmähten fäflug. Kleinfiädtifcher Kiatfrh. fagte ich mirz läßt den reinlich Denkenden eher zum Anwalt des Befudelten werdent als daß er die Partei von Feinden nimmtj die fich verbergen. Es war ein Selbfibetrugj dem ich mich hingab. Die Frau hatte ganz einfach mein Gefallen erwecktj und das wollte ich mir verhehlen, Ich traute ihr Schlimmes nicht zu. ich fah ein Kind in ihr. verführerifcht am Ende mißleitet, aber nicht verworfen. Ich firäubte mich nicht gegen die Freundlichkeitj die der Major alsbald in auffälliger Weife gegen mich an den Tag legte. Ich befuchte oft fein Hausj und es fchien fich ganz von felbft zu geben. daß ich manche Stunden mit Aurora allein verbrachte. Sie geftand mir, daß fie von Anfang an aufs innigf'te gewünfcht habe, meine Bekanntfchaft zu machen. denn fie habe beim erften Blick gefühltj daß ich ihr mit Wohlwollen gegenübergetreten fei. Dies mußte ich befiätigenf ihre fchmeichelhaften Worte über meine Vergangenheit. meine Taten- meinen Ruhm ufw. lehnte ich höflich ab. Die nichtigen Dingej von denen fie mit mir plauderte. gewannen einen Reiz von Säferzhaftigkeitj dann wieder von anmutiger Melancholie. Vertrauen fchien fie als felbftverftändlich zu betrachten und war nicht einmal bedachtfam in ihrem Tadel über die Lebensführung anderer. .Sie fprach mit einer unvergleichlich mufikalifäfen Stimme7 weich im Tour klagend in der Färbung. hie und da mit einer Bemerkung voll Wiß und Geifi. Ihr Zuhören war fympathifch durch den Blick eines wißbegierigen Schülers. Sonft war fie nicht felten gequältj beunruhigt- verfchüchterh alfo gar niäjt mehr Dame. Sie eroberte unbedingtf ich hätte ihr alles geglaubt, und ich glaubte auch alles- felbfi das Unwahrfcheinlichfie. wennfchon mir ihr Wefen manäjmal wie Dünenfand vorkamz erfi denkt man etwas Frites zu halten, und wenn man zupaätf verrinnt und verriefelt alles zwifchen den Fingern.
Im Verkehr mit ihrem Mann fah ich fie von gemeffener Liebens-

würdigkeitj Nachficht mehr gewährend, als beanfpruchend. gegen lau-
nenhafte Bärbeißigkeit fich mit ironifcher Duldermiene wappnend. wo-
bei ein forfchender und fpöttifch-kühner Bli> den Beobachter zum Mit-
verfchworenen machte. Der Major erweckte den Eindruck eines gut-
mütigen Mannes; er war unterfetzt und korpulent und trotz feiner
Jahre nur mäßig ergraut; doch pflegte er den Schnurrbart mit einer
Pomade zu behandeln, die diefem das Anfehen eines gewichfien Stiefels
gab. Sein Bli> war flackernd wie der eines viel und fruchtlos arbei-
tenden Menfehen; in der Tat verhinderte er nur durch einen faft über-
|ürzten Eifer im Dienft feine langgefürchtete Kaltftellung. Er gehörte
zu jenen Offizieren vom alten Schlag. die durch Rauheit und marti-
alifches Auftreten an verjährte Verdienfie erinnern und den Mangel
an gegenwärtigen verdecken wollen. Er liebte die Jagd. fchöne Pferde
und Hunde; don) mit diefen Leidenfchaften verbarg er nur den Groll
gegen ein Regime, das ihn zur fchimpflichen Rolle eines Mitläufers
und fiummen Bittftellers verurteilte. und er erfüllte feine Obliegen-
heiten wie mit zufammengebiffenen Zähnen. war immer in Haft und
Angfi- und. wie alle unficheren Beamten. von übertriebener Strenge
gegen Untergebene und übertriebener Devotion gegen Vorgefeßte.
Ich glaube. mit folchem Urteil kein Unrecht an dem Major zu be-
gehen; alle diefe Umfiände waren ja mehr oder weniger öffentliches
Geheimnis. Ich habe befchloffen wahr zu fein. und fo muß auch diefes
gefagt werden. Es trifft niajt zu. daß ich dem Major ohne Achtung
begegnet bin; ich hatte anfangs fogar Gefallen an ihm; wie er an mir.
erfc im Verlauf der Begebenheiten wandelte fich meine Gefinnung auf
fo verderbliche Art.
Ich begleitete Aurora ins Theater- auf die Promenade. ich kam zu
ihren Teefiunden. und fo vergingen Wochen. ohne daß ich ein Arg
gegen mich felber faßte. Wenn ich Gäfte bei ihr traf- zeigte fie mir un-
mißverftehlichj daß ihr Gäfte zur Laft waren und daß ich allein es nicht
war. Ein folcher Beweis von Freundfchaft heifchte Dank. und ich
blieb. nachdem alle fich verabfchiedet hatten. auch der Major, der die
fpäten Nachmittagsfiunden im Kafino verbrachte und mit einem Ober-
leutnant vom Train Schach fpielte, Oftmals mußte ich ihr von meinen
Kriegserlebniffen erzählen, wobei fie atemlos laufchte. Wie fagt doeh
Othello? „IG iprach ,von harten Unglüäsfällen, manch rührendem Ge-
fchick zu See und Land. wie ich nur auf ein Haar dem Tod entronnen.
von graufen Schlündem öden Wüfteneien. von Klüftenj Felfen. himmel-

hohen Bergen- von Kannibalen- die einander frefien. Und dies zu hören- war Desdemona innerlich gefpannt.“ Und als er geendet- lohnte ihn das Fräulein „mit einer Welt von Seufzern‟ und wünfehte. fie hätte es nicht vernommen. und wünfchte doch. Gott hätte aus ihr einen folchen Mann gemacht.

War auch Aurora nicht dermaßen bezaubert, fo fiellte fie fich doch ähnlich und ihre Teilnahme war jedenfalls echt. Auch fchrieb fie mir Verdienfie zu. die ihr trotz aller Selbfiverfiändlichkeit groß und neu dünkten- und vor allem erfchien ich ihr verläßlith. Verläßlichkeit war ihr Ideal, wie wenn ihr das Gefchick einen Trumpf im Spiel hätte vorgeben können durch die bewunderte Tugend eines andern.

Heute feh' ich dies klar- damals befiriäte mich ihr bedenkenlofes Anfchmiegen. Da ich merkte. daß fie wenig oder nichts las- brachte ich Bücher. unter andern fchenkte ich ihr die Frithjofs-Sage- ein Gedicht, für welches ich begeiftert war. Sie gefiand mir aber offen- daß Verfe fie langweilten und daß fie zum Lefen überhaupt keine Geduld hättez fo ließ ich es denn fein. Sie wurde jetzt bisweilen karg in der Unterhaltung und von unverfiändlither Vorficht. Darin lag etwas Verwirrendesf denn ici) fühlte mich einer Perfon gegenüber. die ihrer Rede wenig Gewicht beimißt. weil fie Bedeutfames verfehweigen muß. Sie hatte immer den auffangenden Blick im Auge. der meine Ungeduld erregte. Ich fragte- hörte. antwortete und war mit der gleichen Aufmerkfamkeit befchäftigt- dem Zwitfchcrn eines Vogels oder dem Surren des Windes zu laufchen. Was kann der Major mit einem folchen Weib beginnen? dachte ich oft verwundert; er ifi ein Soldatt aber kein Orchideenzüchter. Himmelf wenn ich dies Gefitht befiändig um mich wüßte, ich wäre verfuchß damit zu verfahren, wie die Kinder- die ihre geliebtefien Puppen auffchneiden. um herauszubringen. was drinnen ifi.

So fing es ant mit Abwehr und Wißbegier fing es an. Und wenn es ihr Entfchluß war. mein ruhiges Herz in Flammen zu feßen. was bedurfte es da noch viel? Eines Abends fragte fie mich unumwunden nach meinen bisherigen Herzenserlebnifien- und darauf mit Offenheit zu entgegnent war leicht und fchwer in einem. Ich hatte nicht viel zu berichten. Schon als Primaner hatte ich Verachtung für die Liebeleien gewifier Kommilitonen empfundenf und fernerhin war mir jede leidenfchaftliche Entäußerung ein Greuel gewefen. Ich war freilich kein Kofiveriichterf kein Iofeph; ich nahm ftets. was man mir bot- aber zu langgefponnenen Verhältniffen fehlte mir die Zeit, und an die fo-

genannten großen Paffionen glaubte ia) nicht. Amüfement. jaz doch durfte es nicht zum Kaßenjammer führen; alles übrige fchien mir Bummelei und Jugendefelei. Ich weiß. es war erbärmlich, daß ein Kerl wie ich eigentlich nur von käuflicher Liebe wußte) nur von Vergnügen und nichts von Hingabe) nur von Dirnen und nichts von Frauen. Aber das paffiert heute taufendmal. es ift viel häufiger. als man denkt, und gerade diejenigen) die ihre Stirn am aufdringlichften mit dem Heldenlorbeer fchmücken. find) wenn man die Sachen bei Licht betrachtet, *ebenfolche Iämmerlinge. Dagegen lebt wahrfcheinlich in dem Kopf jedes Frauenzimmers eine Vorfiellung von Durchfchnitts-poefie und Schmökerromantik, die ihr unentbehrlich ifi wie ein Luxus-kleid. auch wenn fie felbft dergleichen nie erlebt hat und fo wenig da-von hält wie ein Moslem von der Hoffie.

Ich wußte nicht, wie mir gefchah. als ich nun plöslich fand. daß ich eine Armut verraten hatte. über die mir bis jest kein Skrupel auf-gefiiegen war. Schon atmeten wir in einer verderblichen Luft. Wir verfiändigten uns durch Blicke und Mienen. und die Selbftbeherrfchung, die wir zu üben wähnten. war nur eine Gaukelei, Ich jagte mir im Anfang bisweilen: die Frau ift kalt, oder noch fchlimmer, kühl; die Frau rechnet, die Frau lauert. Aber da war ihre Sanftmut. ihre zarte Stimme_ ihr ergebenes. verftörtes. befchwichtigendes Lächeln; da hatte fie eine fonderbare, oft wiederkehrende Bewegung der Hände. die darin beftand. daß fie die Finger ineinanderflocht. um fie dann wie verzweifelt in den Schoß einzufenken. Das riß mich aus allem Gleichmut.

Ihr Wefen blieb mir rätfelhaft. bis fie mir eines T*ages erzählte) wie ihre erf'te Ehe das Werk habfiichtiger Eltern und Verwandter ge-wefen fei; der Mann ein Trinker. ein Wucher-er. ein Lüftling. Sie ver-ficherte mir. daß fie im Zufammenleben mit ihm unberührt geblieben fei) und daß hauptfächlich deswegen nach drei qualvollen Jahren die Scheidung ausgefprochen werden konnte. Sie fprach dann von ihren Reifen. von zermarternder Unruhe) vom Wunfch nach Frieden. von ihrem Ekel an Welt und Männern. und da lernte fie Weftermark kennen; fie dachte an ihm einen Befchüßer zu finden, fie fühlte eine herzliche Kameradfchaft für ihn. fie habe fich betören laffen und ihn geheiratet.

Als fie nun lange fchwieg) blickte ich fie fragend an.

Ja, darüber fei Schweigen geboten, fagte fie. dariiber) was jetzt kam, miiffe gefchwiegen werden.

Geheimnis alfo? nicht anriihrbares Geheimnis? Auroras Geficht

glich einer Uhr. die plößlirh ftehen bleibt. Geheimniffe binden, auch wenn fie nicht enthüllt werden. Aber mein Inneres war fchon zu fehr ergriffen, als daß ich aus Delikateffe hätte auf Teilnahme verzichten mögen. Ich bat in der dringliehfien Weife um Aufklärung. ,.Wozu? was foll es nüßen?" antwortete mir Aurora. „Warum follte ich Sie in eine Ungeheuer-lichkeit einweihen, die mich allein f>7on übermäßig bedriickt und [ebensuntüchtig macht? Sie wiirden mir nicht glauben, Sie dürfen mir nicht glauben, denn wer bin ich? Ein verlorenes. ver-achtetes Gefchöpf. der Gegenftand unfauberer Gefpräche am Biertifch, die wehrlofe Beute aller Rachrichtenjäger der ganzen Stadt. mit meinem Namen in jede Spelunle gefehleppy beneidet. bewacht. einfam. unerhört einfam und unerhört verraten. Wollt' ich bekennen, was ich in diefem Haus für ein Leben zubringe. fo würde ich ja vielleicht aueh Sie ver-lieren. der mir gutgefinnt ifi. Nein. nein. erlafien Sie mir das. gönnen Sie mir die harmlofen Stunden mit Ihnen.“
Man fagt gemeinhiny und die Erfahrung macht mich geneigt. dem beizupfliehten, daß Männer über dreißig. wenn fie zum erftenmal in ihrem Leben der Gewalt einer Leidenfchaft erliegen, fich in nichts von der Unbefonnenheit und Kopflofigkeit der Jünglinge unterfcheiden, daß fie im Gegenteil noch großmütiger ihr Gefühl. noch bereitwilliger ihren Stolz. noch unbedingter ihr Vertrauen verfäfwenden, Ich habe verfucht, das Unheil zu bekämpfen. als es da war, ieh habe mia) noch mit aller Kraft gewehrt. als es mich umfchlang. Vielleicht hätte ich es bezwingen können; vielleicht gab es einen Tag. eine Stunde, wo ich noch Meifter des Verhängniffes werden konnte. wo ich mit dem Gedanken an ein Abfchiedswort, dem Vorfaß einer Reife zu der Frau ging. Aber da mochte es fcheinen. als rede die Frau mit einem andern Ton denn gefiern; als fei die Hand, die fie mir bot. verwandelt worden. Wenn Früchte reif find. fühlen fie fich gleichfam wärmer ant und fo hatte fich etwa ihre Hand angefühlt, wie eine reife Frucht.
Einverfiändnis genug; Erwiderung genug; es braucht nicht mehr als den Abglanz der eigenen Sehnfucht in dem geliebten Antlitz und Auge. nicht mehr als ein geftammeltes Wort, als einen flehentliehen Blick. und Pflicht. Gewiffen. Zukunftsfureht entfchwinden für immer in der Süßigkeit und Betäubung eines jähen Sicherkennens. Jetzt find die Tore zugefchloffen. und es gibt keine Reife mehr. Ia) entfinne mich eines Tages. wo ich mit Begierde die Gefellfehaft eines Mannes fuchte. eines Freundes, den außerhalb

..rer-„W „nur,-
, . F 4.,'. c . K
-Sie--C-'Is"
nn.
*um Elf-eh non Georg Herma
ane Beluf-:heß „Er
Al.- IO,

..-.-__.- _.„, .._.e»_.-_.._.._-_.._-..„.„,->- _.._---
glich ein-*r [ihr. die pieulirti [ic-'Ken bl-iiit. Dielieininifie binden. auch wenn fie niert ...th-jim werkam, 'Ill-r'.- mein Inneres war f-hon zu fuhr ergrffim als daß ich au: Oel Jamie [,n'tte auf Teilnahme verzichte. wog-n, Ieh ba! in der [miami-.Knete Werft *im „luft'lärnng, „Wozu? wae ,'1-[1 es nun-n?" (tn-.wertete mir Aurora „Warum follte ich Sie in eine lingrbe-.rrlirlficit einwc-'bent dir mut* allein fclzon übermäßig bed-iin: und lcbrrwuntjimfjg maiht? Sie wurden mir nietn glaulen. Sie djjifui mic nicht glnnium denn wer bin ich? Ein verlor-cms. ver-a.-L.äe*es ZKF-hörf, d-r (rege-"land uniaukerrr Gefpräche am Bicrtifih. die welrlofe Beute aller Naöiri-tueninger der ganzen Stadt- mit meinem Namen *'n jede Speiu-le gen-hw; pt, drncidet. bewacht, einfaui, unerhbrt einia'n und unerqört vrrtatm. Wem' ieh bekennen, was ich in diefekn Hau-3 fm ein Leben zubrjnaej lo würd(ich ja vielleicht auch Sie der-licren. ker mir gutaefinnt *.i't. Fein. nein, erlaficn Sie mir das. gönnen Sie mir die harinlofq-n Stunden mit Ihnen."
Man fagt gemeinbim und die Erfahrung macht mich genug-h dcm leeizurf'licbten. laß Männer iiber dreißigj wenn fie zum erfiennial in iornn Leher. der Gewalt einer Li-irenfamft :rli*3en. fich in nichts ron der Unlefenneniieit und Roeflofigfeit der Ifinglinge unterfeheiden. daß fie im (vtger-.tei' noch grrßn-.jtiger ihr (befuhl. noch bereitwil'iger ihren Sulz. noch unlacdinater ihr Vertrauen vrrfchwenden. Ich habe verfurht. das Unheil zu bekanivfen. als es da war, ich habe mich noch mit alle: .dir-if; geredet. als ee mij, mnfihlang. Vielleichr hätte ill:- es bezwingen kennen; v-*elleicl*t gab es ein-:n Tagj eine Stunde, wo ich noch Weißer des Vcihanz-nifies werden konnte. wo ich mit dem Gedanken nn rin Lib'ct-iedEwert, dem Viriaß einer Reife zu der Frau ging. Aber da :nochn- cs jiheinen. ate"- rede die Frau mit einem andern Ton dem. gefiecnz als ici die ..Ja-1d, die fie mir bot. verwandelt worden, Wenn Früchte re-f find, fillen lie fiF) gliiclifum wärmer an, und fo hatte fich etwa ihre .ti-and angcfunlt, wie eine reife Frucht.
Einverfinn'enis genug; Erwiderung genug; es braucht nicht *nelr als den Alig'anz der eigenen Sehnfucht in dem geliebten Ant-in und Axigef nicht .mehr als ein gefiammeltes Wort, als .-'n,.x fickt-tönen Blick, und Pflicht, Gewiffen, Zulunfnifmiht :.:cfcbwinden fiir immer in der Siißigkeit und Betäubung rires Filer-1 (Time-'lernens Jeet fii-d die Tc-ie zugcfcbiofien. und es g-'bt .'cir-c N-Zie mehr. Ich entfiune *nich eines Tages, wo ich mit Begierde die Gefellfcqalt eines Mannes iuchte, eines Freundes, den außerhalb eb

. .-
-
.1F '-
Ish-Yu? Hans Balufchek. â€žEr-*Sie-Esâ€œ.
19 ' Zum Effay von Georg Hermann.

meines beruflichen Kreifes zu finden mir höchft erwünfcht war. Da traf ich den Ingenieur. von dem iäj fchon gefprochen. durch Zufall auf der Gaffe. Er blieb unfchlüffig ftehen. ich reichte ihm die Hand. IG verzieh ihm alles. was er über Aurora Weftermark geäußert hatte. noch mehr. ich empfand das Bedürfnis. ihn mit der wunderbaren Frau näher bekannt zu machen. und im war überzeugt. daß er fie mit andern Augen anfehen würde. Das Vorhaben war leicht. als Freund Auroras durfte ich es wagen. ihn einfaäf zu einem ihrer Empfangs-Nachmittage mitzunehmen. Ich fing alsbald davon an. er war ziemlich betroffen. erwiderte jedoch. wenn ich Wert darauf lege. wolle er mir gern willfahren. obwohl feine Zeit ihm die Pflege gefellfchaftlicher Beziehungen fonft nicht gefiatte. Wenn ich mir heute dies Gefpräch überlege. fo muß ich glauben. daß in meinem Benehmen etwas Krankhaftes. ja fogar Krankes enthalten fein mußte. denn der junge Mann blickte mich bisweilen faft mitleidig von der Seite an und meinte fchließ'lich. es tue ihm aufrichtig leid. wenn er mich damals durch feine unüberlegte Offenheit verleßt habe. Am nääffien Tag gingen wir zufammen zur Major-in; Aurora nahm ihn mit Herzlichkeit auf. und fie fchmeichelte ihm durch eine gewiffermaßen fachliche Hochachtung. die bei Frauen felten ift. und die hier am Plaße war. denn das kühne Brückenbau-Projekt meines Freundes hatte feit kurzem überall von fich reden gemacht. und er war eine Art Berühmtheit. Er kam nun bisweilen an Montagen und Donnerstagen. blieb aber zumeift auffallend fchweigfam. trotzdem ihm Auroras Sympathie durchaus nicht entging, Einmal gingen wir zufammen weg. und ich fagte ganz unvermittelt zu ihm: ..Haft du nun dein Urteil revidiert? Gibfi du nicht zu. daß das ein Gefäjöpf ift. wie es fo vollendet nur aus der Meifierhand Gottes hervorgehen kann?" Und als er nur mechanifch nickte. fügte iu) hinzu: „Ich hoffe. daß du mich nicht mißdeuteft. und daß du meine Worte fo auslegb. daß wir uns auch weiterhin gerade in die Augen fehen können."
..Mehr brauche ich nicht zu wiffen." entgegnete er ernft und anfcheinend überrafcht. Er befuchte von da an das Weftermarkfche .Haus nicht mehr,
Warum ich die Art meines Verhältniffes zu Aurora vor dem Verdacht eines Freundes fchüßen zu müffen glaubte. weiß ich kaum. Ich hatte keinen Zweifel an ihrer Ehre und Reinheit. Aber das namen- und gefichtslofe Hörenfagen. unter dem ihr Ruf litt. war eine Qual fondergleichen für mich. Ich hätte mich gerne gefiellt. aber wie durfte

ich dies. wer hätte mir das Recht dazu eingeräumt? Ein Blick. ein -zweideutiges Lächeln. ein Achfelzucken. ein irrlichterndes Wort dann und wann. es überlief mich kalt. wenn ich deffen nur nachträglich ge-dachte; ich fand mich beleidigt und gefäjmäht. bald genug bekam ich zu fpüren. daß das verleumderifche Gefchwäs auch fchon meinen eigenen Namen befprißte. und aus dem Bewußtfein meiner Schuldlofigkeit. und. da Aurora fich mir gegeniiber noäj mit keinem Hauch etwas vergeben hatte. zog ich den Schluß. daß all die andern Anwürfe und Gerüchte ebenfo trugvoll. lügnerifch und boshaft feien wie diefes. Traurigkeit und Ingrimm nahmen von mir Befiß. ich fonderte mich ab von den Kameraden. wo es nur irgend anging. und hatte ich vorher fchon für unliebenswürdig gegolten. fo erklärte man mich jetzt für abftoßend hoffärtig. oder mildeften Falls für einen finftern Einfiedler. Ia. ich haßte fie. diefe fiill beieinander hockenden Aufpaffer. Schlimmredner und Giftkocher. diefe gutangezogenen Megären und unbezahlten Spione. die ihrem Dünkel und ihrem Müßiggang kein unterhaltfameres Spiel wußten. als die nie wieder gutzumachende Befudelung eines fchönen Herzens und edlen Charakters. denn fo erfchien mir Aurora.

Säjluß in der Februar-Nummer.

Herman Bang:
Perfbnliche Erinnerungen an Jonas Lie,

k" l.

Als ich kurz nach feinem Tode meine Erinnerungen an Henrik Ibfen fchrieb. bat ich zu entfchuldigen- daß die kurzen und anfpruchslofen Notizen auch von mir felbft fprechen mußten. Denn nur »in feinem Verhältnis zu mir vermochte ich iiberhaupt von dem großen Dichter als Menfch zu erzählen - jedenfalls etwas, wofür ich einfiehen konnte. Dasfelbe ift jeßt auch der Fall, wo Jonas Lie aufgehört hat zu leben - er, der mein Lehrer, ein Wegweifer- Erziehen und ein Leben hindurch mein Freund war.

Ich kann nur fo von ihm fprechen. wie ich ihn getroffen und ihn gefehen habe. Aber doch wird das Profil. das ieh river fein Antlitz und das Bild des Menfchen fein. Denn der innerfte und fprudelnde Grund feines milden und ftolzen Herzens war eine Güte. die nie* verfagte. Und es war die Tiefe feines Verftändnifies- die die Tiefe feiner Güte fchaffte. Diefer Mann liebte die Menfchen in einem unendlichen Mitgefühl. weil er das Leben und die Kargheit des Lebens durchfchaut hatte.

ll.

Als ich von Jonas Lie die erfte Botfchaft erhieltj hatte ich ihn nie gefehen, Es war in meiner erfien Jugend. und die Botfchaft galt meinem „Hoffnungslofe Gefchlechter", Mein Jugendroman erregte in erfter Linie Aufmerkfamkeit bei der Polizei. Man konfiszierte ihn wegen Unfittlichkeit. Heutzutage wiirde man vielleicht eine folche Maßnahme als Reklame betrachten. Mein zweiundzwanzigjähriges Herz empfand fie als eine tiefe Schmach - und ia) fiand in meiner Trauer recht vereinfamt da, Denn die Kritik in meinem Heimatlande fchenkte mir weniger Aufmerkfamkeit7 als das Oberhaupt der Polizei. Sie fand in dem Buch nur geringe Fähigkeiten und widmete ihm nur einige wenige Zeilen.

Da fandte Jonas Lie mir feine erfte Botfchaft.

Er wohnte damals in Hamburg. Er hat abwechfelnd in ver-

Erinnerungen an Jonas Lie Herman Bang
fchiedenen deutfchen Städten. in Hamburg. in Dresden. in Stuttgart gewohnt. Es war aber von Hamburg. daß er mir feine Botfchaft famdte.
..Sagen Sie ihm." fagte Jonas Lie zu einem gemeinfamen Bekann-t'en. „daß ..Hoffnungslofe Gefchlechter“ eines der eigenartigften Bücher iii. die ich feit langer Zeit gelefen habe. und daß er den Mut nicht finken laffen und fortfahren foll - -“
Die Worte mögen gering erfcheinen. und doch wirkten fie auf den Gepeinigten. der fie empfing. als eine Befreiung. Sie waren der erfte Gruß E i n e s . der an mia) glaubte. und der mir es fagen wollte. Und der Gläubige war - Jonas Lie.
Seine Worte wurden auch nie vergeffen.
Als wir uns. fo viele Jahre fpäter. zum erften Mal in Paris trafen. dankte ich eines Tages Jonas Lie für die alte Botfchaft.
Und er antwortete. während feine guten Augen leuchteten:
..Ah. haft du die paar Worte noch nicht vergeffen. Ich fandte fie. weil ich bei mir felbft dachte: D e r junge Mann b e d a rf ihrer."
Alle die andern. die gedacht hatten: ..Auf er“ (ich war mit meinen jungen Jahren fchon ein recht talentlofer. aber im Norden gefeierter Feuilletonift) -- ..er kann es fchon vertragen und verdient einen kalten Strahl.‟ Aber Jonas Lie hatte mich befier verftanden - er. deffen Herz immer verftand.
lll.
Und dann folgten in den Jahren. die kamen. Jonas Lies Briefe.
Er war einer der feltfamften Brieffchreiber in der Welt. Groß und klar mit fchönen Linien. aber mit einer eigenen unbezwungenen Gewaltfamkeeit auf das Papier geworfen - ftanden die Buchftaben des Briefes da. Jeder einzelne Buchfiabe ftolz und fturk und deutlich.
Und das ganze doch eigenartig wirr. Denn Jonas Lies Gedanken flogen. wenn er an Freunde fchrieb. fo fchnell und kamen fo plößliih.
Und dann fügte' er in feinen Briefen Säoe hinein und Worte hinzu. daß Zeilen fich kreuzten und Zeilen zufammenliefen - wie in feinem eigenen genialen Wefen.
Der Inhalt der Briefe glich der Schrift.
Das war Blitzen und Funkeln und Wechfeln. Ein Blitzen über alle Fragen hin. Ein Funkeln über die Welten und über die Zukunft.
Ein Wemfeln'. wo er pa>te und fallen ließ.
.Z (i)

Diefer Mann gab immer feinen inneren Reichtum ganz. wie ein
fprudelnder Strom. der freigebig und immer rinnt.
Aber feine Briefe an mich handelten meifiens von meinen Romanen.
Ich darf wohl fagen. daß es nie einen Meifier gegeben hat. der
feinen Lehrling und Nachfolger fo glücklia) begrüßt und ermuntert hat.
Seine Urteile waren gleichzeitig die des Fachmannes. der in einem
einzigen Sad das Buch auf „feinen Plaß feßte". und des Lefers. der.
ergriffen. gefolgt war. Wie bei Henrik Ibfen ein Sah immer wieder-
kehrte: ..Ich fe h e es vor mir." fo bei Jonas Lie der Satz: ..Ich habe
das Buch erlebt.“
Dies ungeheure Ziel: den Roman zu einem Erlebnis oder Mit-
erleben für den Lefer zu machen - dies Ziel. das er felbfi verwirklicht
hatte. war und mußte der Maßftab des Lehrers für die Arbeit des Lehr-
lings fein. Und wenn Jonas Lie meinte. daß das Ziel erreicht war.
fagte er es in glücklichen. hinreißenden Worten . . . . . durchzittert
von Freude über den Sieg eines andern.
„Am Wege". „Tine" und ..Lndwigshöhe" blieben feine Lieblingsz
bücher. '
Wie Frau Ibfen ihrem Mann vorlas. war es Frau Lie. die Lie
vor-las.
So erlebten fie die fremden Bücher zufammen. wie fie zufammen
an' Jonas Lies eigenen arbeiteten . . .
[7.
Aber fchließlich follte der Tag kommen. wo ich perfönlich d e n
traf. defien Güte ich fo lange gekannt hatte. und deffen künfilerifche Ein-
wirkung entfcheidend für mein ganzes künftlerifches Leben gewefen war,
Es war in Paris. wo Jonas Lie. nachdem er durch fo viele deutfche
Städte gezogen war. lange Jahre lebte.
Nahe dem Triumphbogen lag fein verfchloffenes Heim.
Denn feft verfchloffen war es. i
Nur langfam und mit ungeheurer Mühe unter unendlichem Sichten
und Wägen entfianden Jonas Lies Romane. deren flacterndes Leben fich
in einem einzigen langen Atemzug auszuatmen fcheint. Unaufhörlich
und Tag für Tag ging er mit feiner Gattin den Plan und die Einzel-
heiten durch - in einem befiändigen Kamp-f gegen das
(iberflüffige.

Es war das überflüffige. das befainitten und abgefchnitten wurde.
Das ifi charakterifiifch. Denn die wundervolle D e u tli eh k e it
diefer Romane beruht gerade auf dem: daß fich in ihnen kein überflüffiges
Wort findet. Jeder „überflüffige" Satz verwirrt das Bild und den
Menfchen. Nur der Darfieller. der unter einer ununterbrochenen An-
fpannung jeden überflüfiigen Zweig abfchla'gt und abfehlägt. fchlägt fich
zu der Klarheit der Schilderung durch. in der die Gefialten leb en und
wi e lebend in unfcrem Bewußtfein bleiben.
Aber diefe Arbeit fordert Ruhe und Zeit. .
Frau Thomafine Lie wußte das. und fie verfehloß behutfam und doch
fef't Jonas Lies Haus.
Man kam nicht zu allen Zeiten in diefes Heim hinein. das. mitten
in Paris. fo ganz und gar norwegifch war und blieb.
Damals befanden fich an der Seine zwei berühmte norwegifehe
Künftlerheime. Der Unterfchied zwifehen ihnen war auffallend.
Das eine war Friß Thaulows. des Malers. Paris' und New Yorks
Lieblings. Seine offene Tür 'Land nicht ftill. Berühmtheiten aus den
vier Windrichtungen. Freunde aus allen Ländern gingen raftlos aus und
ein. während Fritz Thaulow felbfi. licht und glücklich. wie im Spiel
feine herrlichen Bilder zu fchaffen fchien. Und im Haufe. wo alles von
Frankreich geprägt war (während die Herzen das Vaterland fo treu
liebten). lebten und begegneten einem Eindrücke von der ganzen Welt
in einer hohen. einer kosmopolitifchen Luft. So war es bei .Herrn Fritz
und Frau Alexandra Thaulow. feiner fchönen Gattin.
Wie anders bei Lies.
Ich fehe ihn noch. Jonas Lie. wie er den Nachmittag in feinem
Speifezimmer allein vor der vollen Suppenterrine faß - mit dem Kreuz
der Ehrenlegion mitten auf feiner Brufi. er. der nie ein „Kreuz" trug,
„Aber großer Gott." rief ich. .,fitzt du dort allein. in deiner
eigenen Stube. mit dem Kreuz auf . . . “
Jonas Lie lachte.
„Ia.“ fagte er. ..ich war auf dem Zollamt. um eine Kifie norwegi-
fchee .ßeeinge zu verzollen. Und da hilft das Kreuz. Das ganze geht
bedeutend fchneller."
Das Kreuz der Ehrenlegion hatte die Expedition der norwegifchen
.Heringe befchleunigt.
Die ..Heringe" kamen von Norwegen. wie in diefem Heim fcheinbar
alles aus dem Vaterlande kam. Möbel. Bilder. Zeitungen. Bücher -

alles war Norwegen. Und die norwegifche Flagge hing iiber dem Bett des Landfliichtigen,
Aueh die Freunde des Öaufes waren Norweger und Dänen. Von Norwegen kamen die Botfchaften. die Freude oder Leid brachten.
Diefes Parifer Heim crfchien mir befiändig wie ein norwegifches Blockhaus. an einem einfamen Strand erbaut, Vom Ufer fchaute ein großer Geif't. immer wach. auf die Fremdengemeinfchaft hinaus. die er unaufhörlich betrachtete. ohne je an diefe Gemeinfäfaft heranzutreten. Jonas Lie blieb in der Fremde ganz der Fremde.
'-7'
Aber der Fremde. der ohne Unterbrechung fah und las und hörte.
Sein ewig befchäftigter Geifi befchäftigte fich mit allem.
Und in feiner Unterhaltung erfchloß er ganz feine funlelnde und fiedende Seele. wo alle Fragen. alle Träume. Ideen. Gedanken und Hoffnungen brauften und |römten und lebten . .
Sie weihfelten. während er fprach. der Phantaft in ihm (..Trolds" Dichter) mit .dem Wirklichkeitsbeobaäfter. der alles fieht, Und der Träumer in ihm entwarf ferne Bilder eines fernen Glücks. Und der Agitator in ihm flammte in politifchen Blißen.
Während diefer Unterhaltungen war man dem Genie nahe und hatte es vor feinen erfiaunten Augen.
Wie ein Phosphorfirom leuchteten und glißerten die Worte des Meifiers vor unferen Blicken - die langen Stunden,
Björnfijerne Björnfon hat Jonas Lies Unterhaltungen befchrieben.
Aber nur d e r . der fie gehört hat. kann faffen. was fie waren -- - ein Regen von Gold und von Saatlorn.
Norwegens große Maler haben Jonas Lies Züge gefefielt. Aber wenn er fpraeh. hätten fie ihn malen follen. Dann nmfirahlte fein Genie ihn wie eine Glorie.
7].
Es war in den Tagen. als Henrik Ibfens und Björnfijerne Björnfons Schaufpiele in Paris fiegten.
Die Luft war voll von ihren Namen. Die Sinne zitterten unter ihren gewaltigen Siegen.
Jonas Lie faß. unfern des Triumphbogens. allein - und ungenannt.

Erinnerungen an_Zonas Lie Herman Bang
Der Meifier des Romans war unbekannt geblieben. während die Meifier
der Bühne gefeiert wurden.
Aber nie habe ich einen Gefährten gefehen. der fich fo über den
Sieg der Gefährten freute. wie Jonas Lie.
Er erkundigte fich nach jeder Probe. Er intereffierte fich für jede
Kleinigkeit.
Dies milde und große Herz kannte keinen Neid. Er freute fich nur
über den Triumph der Gefährten. der ihm als ein Triumph des Vater-
landes galt. das er über alles liebte.
..Ia. ja". fagte er zu mir. ..das find große Zeiten. Mir fcheint. als
fähe ich Norwegen wie einen Menfchen über die Welt dahinfchreiten. der
zu allem Volk mit feinem großen Mund fpricht -- -"
Edo fühlte er es,
Er. der felbfi - in einem Erdenwinkel - die Form des Romans
nmgefchaffen hatte und der großen Welt halb unbekannt geblieben war.
7ll.
Das letzte. was ieh von ihm erhielt. war mit der Hand eines anderen
gefchrieben - feines Sohnes. Selbft konnte er nicht mehr fehreiben:
Seine Augen waren erblindet.
Aber doch wollte er mir-.vor feinem Tode. eine Botfihaft fenden.
Diefe Botfchaft war ein Dank,
. Jonas Lie. dem ich Lebenseindriicke und Kunftentwicklung fchuldete.
dankte mir - e r mir.
Die Treue feiner Seele lag in diefem Brief verborgen. Jeder
feiner Gedanken fnchte noch einmal mich. feinen Lehrling - mich. der
es im Roman verfncht. fein Werk fortzufeße-n und vielleicht weiter zu
führen.
Das Streben; vor den Augen lebend zu machen -
dem er fein Leben und fein Genie weihte.
2+

Marcel Herwegh und Victor Fleury:
Briefwechfel Georg und Emma Herweghs
mit Ludwig Feuerbach.

Seinem Ludwi Feuerbach.

..DWZ .Himmel und durZ Hölle Deinen Gang
Kaff u gemacht wie jener große Dante.
on göttlicher .Komödie fprach man [ang.
" Bis fie als menfchliche Dein Blick erkannte."
Ö-kw-sb.')

E i n l e i t u n g.

Als großer Verehrer Ludwig Feuerbachs. deffen Einfluß auf die Gedankenwelt der „Gedichte eines Lebendigen". wie Albert Abby in feinem Buch: lm philosophie (ie [Neuer-due!) et von influence litt'sh-nj're erweift. tief gewefen ift. wandte fich Georg Herwegh an den Philofophen zur Zeit. wo er die Redaktion des „Deutfchen Boten in der Schweiz" übernahm. Auf des Dichters Schreiben antwortete Feuerbach in zuvorkommendfier Weife. Dies bildete den Anfang zu einem Freundfchaftsbund. der fich durch das ganze Dafein treu bewährte. Auf einer Reife lernten fich die beiden Freunde im Sommer 1845 perfönlich kennen. Sie verweilten damals in Heidelberg und lebten in vertrautem Verkehr mit dem Profeffor der Philofophie Ehrifiian Kapp und den Anatomen Genie und Pfeufer. .Herwegh und Feuerbach ftanden fich am nächfken. und indem der Dichter in einem Brief an feine Frau von dem Philofophen fchrieb. fie harmonierten ganz gut. denn er fei ein Menfch. ein kompletter. fo konnte diefer feinerfeits nicht umhin. feine Begegnung mit dem erfieren in einem Brief an feinen Bruder Anfelm mit den enthufiaftifchen Worten zu fchildern: nichts Gemeines. nichts Unnobles in" Herweghs Natur. er fei eine echtpoetifche Natur. Eine innigere Annäherung ermöglichte ihr Zufammentreffen im folgenden Jahre zuerft zn Heidelberg. dann zu Freiburg. wo fich Frau Emma Herwegh auch einige Wochen aufhielt und fich mit dem Philofophen befreundete. Der Briefwechfel fkockte in der Zeit der Revolution und Eontrerevolution. obgleich die beiden gleichgefinnten Freunde. immer der gegenfeitigen Sympathie gedenkend. nie fehnlicher die Hoffnung hegen mochten. einander näher zu kommen. wie Herweghs Schreiben aus dem Jahre 1851 beweifi. worin

1) Herwegb. Neue Gedichte. Zürich 1877,

er Ludwig Feuerbach zu einer Reife nach Zürich zu befiimmen fucht. in dcr Meinung. es könne nichts Erwünfchteres fowohl für ihn als für Richard Wagner. der ebenfalls ein Anhänger der Feuerbachfchen Anthropologie war. gefchehen. Erft 1859 erhielten die Beziehungen einen regeren Antrieb nach dem Befuch der Emma Herwegh in Bructberg. dem Wohnort der Feuerbachfchen Familie. wo fie Ende Februar auf ihrer Fahrt nach Preußen und dann wieder Mitte April eintraf. als fir von Berlin und Weimar nach Zürich zurückkehrte.

Die Bedeutung des Briefwechfels für die Eharakterifiik der Brieffieller könnte nicht fchöner ausgefprochen werden. als in Feuerbachs eigenen Worten:

„Was ich frhreibe muß unmittelbar an eine befiimmte Perfon oder an die Menfchheit gerichtet fein. Ich kann nur Bücher oder Briefe "fchreiben. - Nur wer mir unmittelbar Gegenftand. wer mir als Du gegenüberfieht. treibt mir das Blut in die Feder. Und eben darum kann ich nur Briefe fchreiben - Werke find Briefe an die Menfchheit -- aber keine Tagebücher. Im Tagebuch rede ich von den mich intereffierenden Menfchen in der dritten Perfon. Rede ie, ihn mit Du an. fo ifi dies nur eine poetifche Fiktion. Das Tagebuch gehört der alten. der Brief der neuen Philofophie an. Im Tagebuch bin I ch die Hauptperfon. alles andere gruppiert fich um mich als den Mittelpunkt; ich bin. ftreng genommen. gegenfiandslofes. abfolutes Ich.

Im Briefe ift Gleichheit und Einheit. ift Ich und Du bei einander. und nur auf die Einheit von Ich und Du gründet fich die neue Philofophie. Im Tagebuch befriedige ich nur mich. im Briefe befriedige ich den Andern. indem ich zugleich mich felbfi befriedige. Das Tagebuch gehört der Hvpochondrie. der Brief dem Leben. das Tagebuch dem Egoismus. der Brief der Liebe an. Aber eben das Wefen der Liebe macht die neue Philofophie zum Wefen der Philofophie. zum allein wahren und vollkommenen Wefen."

Georg Herwegh an Ludwig Feuerbach'

Zürich. 3. September 1842.

Hochverehrter!

Ich habe Luft. mir den Teufel auf dcn Hals zu heben. ein Iournal') zu gründen und bedrängten Seelen gegen die deutfche Cenfur ein Afyl

l) „Der Deutfche Bote“.

darzubieten. Das Journal ift in höchfter Infianz politifch. d. h, es geht von dem Princip der Einheit alles Wiffens aus und befieht fich diefe Einheit zunächfi unter dem Gefichtspunkte der Politik; wifienfchaftlich. aber furchtlos und unverfchämt follen einmal die Confequenzen der neufien philofophifchen und theologifchen Forfchungen gezogen und der .Kampf gegen die Theologie und refpect. deren Selbftmord zu Ende geführt werden. Wir wollen rn baoquel rufen und fehen. was der Ehrlichkeit noch möglich ift; wir begeben uns freiwillig jeder Art von Defenfive. wir lafien uns revolutionär und irreligiös mit Vergnügen heißen und fprechen: d [a donne denke -. wir find ilolz darauf. es zu fein etc.
Vor Allem - wir wollen die deuifehe Cenfur umgehen und was draußen nicht gedruckt werden darf. foll hier gedruckt werden. Ein Verbot fürchten wir nicht - das Journal wird wöchentlich. auf Verlangen auch monatlich ausgegeben und kann fomit durch den Buchhandel verfandt werden. io gut. wie meine Gedichte. die trotz dem Verbot abgingen wie friiäie Semmel. Auch* iii hier die Anonymität gerechtfertigt und wer feinen Namen nicht unter feinem Artikel figurieren laffen will. dem bürge ich für deffen Verfchweigung mit meinem Worte.
Die neue Poefie foll ebenfalls ihren Heerd in unferem Blatte finden und Anordnungen deswegen find bereits von mir getroffen.
Die Tagespolitik wird ihrem Kalenderzufchnitt entnommen und in wöchentlichen oder monatlichen Ueberfichten verarbeitet. nebenbei auch ein flebenjähriger Krieg gegen unfere Journaliflik geführt.
Das Blatt heißt der Deutfche Bote. unter welchem Titel bereits ein fpeziell mit Schweizerinterefien fich' beichäftigendes Journal erifliert'). deiien Redaktion ich mit Oktober übernehme. delien Plan aber mit meiner Uebernahme ein ganz veränderter wird. wie Sie fehen. Die Schweit kommt in den Winkel. d. h. io weit fie niän. wie im September 39. fich mit der praktifchen Durchführung deuticher Intereiien und Ideen befchäftigt; fie macht hie und da folche praktifche carrikirte Verinche. wo wir in der Theorie 'lecken bleiben. Detail-Kritik iii natürlich nicht ausgefajlofien. nur darf fie nicht vom Zufall abhängig gemacht werden. d. h. es ifk immer ein Plan vorhanden. wornath dies oder jenes beiprorhen werden muß. Der Profpect wird noeh in diefem Monat als ielbfifiändiger Auffab in den Deutfchen Iahrbiichern erfcheinen. Freund Ruge hält es für paifend.

1) Der Herausgeber des ..Deutfäien Boten aus der Schweiz" war bis dahin Karl Fröbel. Bruder von Julius Fröbel. gewefen.

Nun aber bedarf ich reichlicher Unterftüßung und da ich Nichts fache. als die Wahrheit und bei Gott nur ihr dienen will. fo glaube ich keine Fehlbitte zu thun. wenn ich mich vor Allen an Sie um Beiträge aus Ihrer Feder wende.
Was Sie mir a u ch fenden mögen. foll mir immer willkommen fein. Darf ich hoffen. daß Sie mich in ein Paar Zeilen mit einer feft en Zuf ag e fiir die nächfte Zeit erfreuen. überhaupt Ihre Meinung iiber das ganze Unternehmen. zu dem ich nun freilich unwandelbar fefi entfchloffen bin. mittheilen? Ia?
Die Verlagshandlung bietet fiir den fchön gedruckten Mittel-Oktavbogen 4 Louisd'or. Haben Sie hierüber andere Wünfche. fo eröffnen Sie uns diefeiben anne gene . . .
Mit Liebe und Verehrung
der Ihrige
Georg Herwegh.

Ludwig Feuerbach an Georg Herwegh.
Bruckberg. 23. September 1842.
Es freut mich. daß Sie mir Gelegenheit gegeben. Ihnen. ritterlicher Freiheitsfänger. meine innige Verehrung auszufprechen. Sie find es. der mich vet-leitete zum erfien Diebftahl meines Lebens.
27. September.
Das Vor-pur. cleiieti war das Sonett; „Sei mir gefegnet frommes Volk der Alten"l). welches ich aus einer miferablen politifchen Zeitung. wo ich es zuerf't kennen lernte. herausfchnittl Ich vindicirte mir ohne Umfiände als mein rechtliches Eigenthum. was ich als mein geifiiges Eigenthum erkannte. Zapjentj ant. [in nngne leonern. Nun zur Sache! Ob ich gleich der Zerfplitterung u. f. w. in Zeitungen nicht hold bin. fo billige ich boa) Ihr Unternehmen in fofern gänzlich. als Sie der unbefchränkten Freiheit einen Plan öffnen wollen. Nur diirfte zu diefem Zwecke ein wöchentliches Journal weniger fich eignen. als ein monatliches oder vierteljähriges. und zwar nicht nur aus äußeren. fondern auch inneren Griinden; aus äußeren. weil ein wöchentliches Journal zu vielen Chicanen ausgefeßt fein wiirde. aus inneren. weil man einem in größeren Frifien erfcheinenden Blatt mehr Auswahl. Ruhe. Umficht und Reiz verbinden kann. Ein tägliches Journal erinnert zu fehr an das tägliche Brot. Indeß fpreche ich hiemit nur die Meinung eines

1) Herwegh. Gedichte eines Lebendigen. Sonette. LAUT.

Einfiedlers aus. Es hat auch feinen großen Reiz und Nutzen. Tag für Tag ins Leben einzugreifen. Ich felbft hätte nichts dagegen. wenn ich jeden Tag meinen oder einen Mann zum Treffen "teilen könnte. Doch Sie werden fchon felbft die beften und erfolgreichften Mittel ergreifen. oder haben wenigftens Freunde an der Seite. die Ihnen hierin beffer als ich mit Rath und That beifiehen werden. Meine aktive Theilnahme fage ich Ihnen zu. muß Ihnen aber fogleich bemerken. daß ich zu den Autoren gehöre. welche. wenn fie zwar einmal die Feder ergreifen. fie rafch führen. aber fchwer daran kommen. ja periodenweife eine wahre Antipathie gegen das Federhandwerk haben. zu den Autoren. welche. während fie mit größter Freiheit und Klarheit des Kopfes arbeiten. doch zugleich pathologifch afficirt werden - leiden und eben deswegen. wenn fie einmal einen Gegenftand aufs Korn gefaßt haben. ganz für ihn leben. denken und empfinden. für alles Andere taub und blind. Ich fage daher meine Theilnahme zu jedem. wenn auch an fich noch fo ehrenhaften Unternehmen diefer Art nur fchwer zu. hauptfächlich auch deswegen. weil es nicht meine Sache. leere Verfprechungen zu machen. fondern halte. was ich verfpreche. Aber fiets fage ich auch nur zu unter dem Vorbehalt meiner unbefchränkten Freiheit. meiner. nun einmal fo befchaffenen. nicht mehr zu ändernden Natur. - Zunächft habe ich nichts für Sie. Meine geifiige Thätigkeit ifi feither ganz aufgegangen in der zweiten Auflage meiner letzten Schriften. mein Körper bedarf Ruhe und Erholung. doch im November denke ich an die Arbeit zu kommen. Was aber da über mich kommt. das wiffen die Götter. Was fich auch am erften für Sie und ohne große Anfirengung für mia) herrichten ließe. das wären meine. 12 Jahre zu früh erfchienenen theologifch-fatyrifchen Xenien. aber jest natürlich gereinigt von den jugendlichen Auswiichfen und Fehlern, Die Houorarbedingungen laffe ich mir gefallen. ausgenommen für Artikel wie etwa meine Thefen zur Reform der Philofophie. wo ich mehr verlange; ferner bedinge ich mir aus ein Frei» exemplar der ganzen Zeitfchrift. Sollte ich einen Jahrgang nicht. liefern. fo bezahle ich es natürlich.

Entfchuldigen Sie das fchlechte Gefchmier. Schon früher wollte ich fchreiben. Körperliche Miferabilitäten hielten mich ab. Noch bin ich nicht ganz frei. Laffen Sie bald wieder von fich hören.

Herzliobfi

Ihr

Ludwig Feuerbach

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.
25. November 1845.
Verehrte Frau und Freundin!
Es geht mir wie Herwegh. Ich greife fchwer zur Feder. und wenn ich fie einmal ergreife. fo laffe ich Alles weg. was fich von felbft verfieht. Darum fage ich auch jeßt nichts von der Freude. die mir Ihre und Ihres Mannes unerwarteten. fo freundlichen Zeilen bereiteten; ich fage nur das. was fich nicht von felbfi verfieht. nämlich. daß ich leider Ihre Einladung nach Paris nicht annehmen. nicht kommen kann. Es find Bande. die mich fefthalten. aber nicht die füßen Bande der Liebe. fondern ein höchft ledernes. ein juriftifches Band - ein Contrakt -- erfchrecken Sie nicht über diefes häßliche Wort! - mit meinem Verleger. vermöge defien ich mich aus freiwilliger Selbftpeinigung anheifchig gemacht habe. fpäteftens bis Anfang des neuen Iahres das Manufkript zur Herausgabe meiner fämmtlichen Schriften in druckbarer Gefialt zu liefern. Seit meiner Rückkehr von Heidelberg war ich. mit Ausnahme von ein paar Tagen. die ich mit Kapp*s und Pfeufer in Bamberg und Nürnberg zubrachte. unausgefeßt mit diefer Arbeit befchäftigt und werde noch mehrere Monate unausgefeßt mit ihr zubringenz denn ich will nicht eher von hier fort. als ich ganz fertig bin. und ich habe kein kleines Penfum vor mir. denn es ifi mir unmögliaf. das Alte. wenn auch in verbcfferter Form. aufleben zu laffen. ohne Neues zuzufügen. Aber kann ich nicht nach Paris die unfelige Papierwirthfchaft mitnehmen? Die Papiere wohl. aber nicht den nöthigen Sinn. Hier. wo ich mein eigentliches Thema erft begonnen. hier muß ich es auch vollenden. Ein deutfches Dorf und Paris. welch ein Contrafi! Ein folcher Contraft kann nur den nicht ftüren. der keine Sinne am und keine Gedanken im Kopfe hat. Sie haben vollkommen Recht. verehrte Frau! wenn Sie in mir den zu einem Aufenthalt in Paris notwendigen Sinn vorausfehen. aber eben deswegen würde ich dort von der Vollendung meiner gegenwärtigen und bisherigen Aufgabe abgezogen. Es tut mir leid. herzlich leid. daß ich meinen längfc gehegten Wunfch. Paris zu fehen. und zwar in der fchönfien. angenehmfien Weife. in Ihrem Haufe. in Ihrer Gefellfchaft. nicht verwirklichen kann. aber der Wunfch weicht der Nothwendigkeit. Meine Ausfiaften in die Zukunft find fo traurig. daß ich nicht einmal die Hoffnung habe. Sie im Frühjahr in Heidelberg zu fehen. wenn Sie anders noch gefonnen find. fich dort niederzulaffen.

ob ich mir gleich die .Hoffnung nieht verfage. Sie das näaffie Jahr zu fehen. nur will ich nicht beftimmen: wie. wo. wann?
Mit der Verfieherung aufrichtiger Verehrung herzliche Grüße meiner Frau verbindend Ihr
L. Feuerbach.

Ludwig Feuerbach an Georg Herwegh.

25. November 1845.

Lieber Herweghl Du fiehfi aus den Zeilen an Deine Frau. was ich fiir ein gebundener Mann bin. was für ein fchönes Gefchäft ich mir auf den Hals geladen habe. Während Du auf den immergrünen. blumenreichen Auen der Naturwifienfehaft wandelf't. muß ich mich im Bücherfiaub meiner eigenen Vergangenheit begraben. O feliger Augenblick. wenn ich im Quell der Naturanfchauung diefen Staub von mir abwafchen kann*)l Und doch darf ich ihn nicht ungeduldig befchleunigen. Das ift eben die Aufgabe der Germanen im Unterfchiede von den nur auf das Ponderable verfeffenen Franzofen. die Imponderabilien der Gefchichte zu behandeln. das eben das Unglück der Franzofen. daß fie die Eonfequenzen ziehen. ehe fie reif find. Und diefer Aufgabe der Germanen will ich auf meinem Territorium treu bleiben: nicht eher ruhen als bis kein guter Fetten an meinem Gegenftand ift. So bin ieh eben damit befchäftigt. die Lücken meiner antichriftliazen Schriften. d. h die Poren des menfchliehen Kopfes. worin fich von jeher die Göttergefpenfter eingenifiet. mit natürlichen Materialien auszufüllen. insbefondere die Schlupfwinkel. in die fich auf dem Gebiete der Natur die Klapperfihlange der Theologie zu verfieeken pflegt. durchzuftöbern und zu verf'topfen. Ich kann den Biicherftaub meiner Vergangenheit nicht auf- und zufammenräumen. ohne ihn zugleich zum Boden für neue Erzeugniffe zu verwenden. Leider ift meine Feder keine perennierende. fondern intermittierende Quelle. Meine Gedanken keimen. wachfen und reifen wie die Früchte auf dem Felde und wie die Kinder im Mutterleibe. Es geht daher fehr langfam voran. Doch ich tröfie mich. wenn ich mit Anbei-n mich vergleiche. die fo viel und fo leicht denken und fchreiben. damit. daß auch in der Natur die Zeugungsquelle kein laufendes Waffer ift.

1) ..Alle abfirakten Wiffenfchaften verfiümmeln den Menfäfen. die Naturwiffenfchaft allein ifi es. die ihn in jutezrruln refiituirt. die den ganzen Menfchen. feine Kraft in Anfpruch nimmt." Das Wefen der Religion von L. Feuerbach.

Das erfte was ich nach der Rückkehr von .Heidelberg vornahm. waren meine Xenien. Ihre Wiedergeburt hat zwar unzähligen das Leben ge-kofiet. aber fie ifi mir. ich glaube. felbft metrifch gelungen. So oft ich es verfuiht hatte. nie kam ich mehr in diefen Xenienton und Geift hinein, Ich glaube daher. daß ich nur in Deiner Atmofphäre diefen poetifchen Duft bekommen habe. Ich bedauere nur. daß ich keines Deiner herrlichen in .Heidelberg mitgeteilten Gedichtei) - mit Ausnahme natiirlich ihrer Gedanken -* weder im Kopf. noch auf dem Papier mit nach Haufe brachte. Wirft Du fie nicht drucken lafieu? Naeh dem. was Deine liebe Frau fihreibt. fäfeinfi Du keine Luft dazu zu haben. Ich verdenke es Dir nicht. ich will Dir auch nicht zuredenz aber auch mir kannft Du es nicht verargen. wenn ieh es bedauere. daß der Donnerfehlag. den Du im Welkerfchen Haufe verurfacht haft. nicht der gefammten deutfchen Philifierwelt zu Ohren und Gemüthe dringen folli).
Wie gerne lufiwandelte ieh mit Dir in Paris. namentlich auf dem Gebiete der Natu-rwiffenfaiaftenN Was könnte ieh dort fehen und
1) S. Herwegh- Neue Gedichte; "ent, creator- 8piritua; O. was' es doch nur Einen Tag!
') Siehe Brief Feuerbachs vom 1.Augu| 1845 an Chrifiian Kapp in Berlin. Ausgewählte Briefe von und an Ludwig Feuerbach. Leipzig 1904; ..Nur ein Abend war ein langweiliger - der bei Welcker. H e rw e gh nur entfchädigte uns für die Langeweile. indem er zu unferer größten Freude. aber zur größten Beftürzung Well-ters. ein gigantifih gottlofes Gedicht mittheilte, Ich anerkenne mit Freuden und Verehrung felb| die politifrhen Verdienfte Welckers. allein feine religiöfe. d. h. innerliche Befangenheit macht mir feinen Umgang zu einem peinlichen und lang-weiligen.“ -
') G. Herwegh |udierte damals befonders Botanik unter Brong-niarts Leitung. defien Vorträge er eifrig befnchte. Bezüglich feiner Naturftudien fchreibt er im Jahre 1847 an feine Frau; ..Da fällt mir auch ein. daß Du etwas Gutes thun kannft. wenn Du meine Natur-|udien da und dort in das rechte Licht fiellft. Es if't das Bedürfnis mich zu completiren. das Bedürfnis finnlieher Anfchauung. der Objektivität. der Überwindung des alten Dualismns von Natur und Gefchichte. was mich dazu getrieben u. f. w. Man bemüht fich von allen Seiten nun aber diefer Befchäftigung fo höchft zweideutige Lobfpriiche zu fpenden. daß Du geradezu erklären kannf't. daß ich das Befte eben hier mir zu holen gedenke. und der Kampf gegen das befiehende fpiritualifkifche Wefen und Unwefen in Zukunft meinerfeits ein viel energifcher fein four als fie fichis bis jet-zt geträumt haben.‟ Aber fchon im Jahre 1840 fäfreibt der berühmte Naturforfcher von Siebold an Herwegh: ..Mit

['09
Grenze: Der tote Vogel.
(Louvre. Paris.)

EMPTY

lernen! Wie wohlthätig wäre mir diefer Reichtum an Anfchauung. Aber es geht halt nicht. So verdirbt uns die himmlifche Theologie felbft noch in ihrem Todeskampfe die irdifchen Freuden. Do>j im Laufe des nächften Jahres fehe ich. wenn auch nicht in Paris. doch Dich. und die Anthropologie ifi ja doch die Krone der Naturwiffenfchaften. Alfo auf herzliches Wiederfehen.

Dein L. Feuerbach.

Ludwig Feuerbach an Georg Herwegh.

(1846.)

Theuerfier Herweghl

Soeben erhalte ich einen Brief von Iohannai).

Ich möchte des Teufels werden. Deinetwegen. Deinetwegen nur machte ich die Propofition mit Heidelberg. Nun erfahre ich. daß Dir der Aufenthalt dafelbft nimmer behagt. Auf der Stelle mache Dich mit Weib und Kind auf den Weg und komme hierher. Du bift mir und den Meinigen herzlichfi willkommen. Die Rückficht auf meine Arbeit darf Dich fchlechterdings nicht abhalten. Mit Freuden weicht der Schriftfieller - das wefenlofefie Gefchöpf unter der Sonne - dem Menfchen. dem Freunde. Alfo komme. komme!

Das übel auf dem Lande ifi. daß kein täglicher Verkehr mit der Welt fiattfindet. daß ich Briefe erft bekomme. nachdem fie oft ein paar Tage fchon auf der Pofi in Ansbach befiimmungslos lagen. So erhalte ich auch den eben angekommenen wieder einen Tag fpäter. Sollteft Du daher. weil. bis Du meinen Brief in .Händen haft. der Zeitpunkt meiner projektirten Ankunft in Heidelberg nähergerückt ift. diefen vollends ab-warten wollen. fo bleibt es natürlich beim Alten. Die Gründe warum ie. nicht früher nach .Heidelberg kam. find ganz befonderer Natur. Wären fie nicht jetzt noch vorhanden. morgen fchon würde ich mich auf vieler Freude erfehe ich aus Ihrem Schreiben. verehrtefter Herr. daß Sie noch immer den Gedanken nicht aufgegeben haben. mit Vogt nach Nizza zu gehen. um dort die fkuftj (li make zu fiudieren. Jedenfalls wird die Wiffenfäfaft dabei gewinnen. denn daß Sie Beide die Küfte des Mittelmeeres nicht verlafien werden. ohne neue intereffante Beobach-tungen gemacht zu haben. davon bin ich im Voraus überzeugt.“

Das Refultat diefer Studien ifl in Vogts ..Ocean und Mittelmeer" dargelegt. ,

1) Johanna Kapp.

die Pofi fehen. um Dith in eigener Perfon hierher oder nach Freiburg oder wo Du fonfi hinwillft. abzuholen.

Wähle! Ich wiederhole zum Überfluß nur noch. daß Du - und zwar nicht auf zwei Tage. fondern fo lange als es Dir und den Deinigen hier gefällt. uns herzlich willkommen bift.

Dein

L. Feuerbach.

Georg Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Zürich. 3. Dezember 1851.

Lost: tot siert-inline kel-um! Lieber Freund. was kann man nu, da viel fchreibenl Ich will nur eine Gelegenheit benusen. um Dir ein Lebenszeichen zu geben und in Deiner Erinnerung nicht gänzlich verloren zu gehen. S o viel Eitelkeit befitz' ich noch.

Ich lebe hier feit einem halben Jahre in einer Art Exil. Ich möchte wohl. daß Du Dich entfchlöfiefi. einmal einen Sprung in die Schweiz zu machen. kann aber leider kein anderes Motiv für Dich anführen. als mein perfönliches und unbefchreibliches Verlangen. das freilich Wagner im höchfien Grade theilt. Seit mein Freund Bakunin tot ifti). kenn' ich keinen Menfchen mehr. der ein wirklich revolutionäres N atu r el. nach den Gefühlen wie nach der Verftandesfeite hin. befißt. als Dich und Wagner.

In der That. ich glaube. Du würdefi einen kurzen Aufenthalt hier nicht bereuen. Ich kann Dir anbieten und biet' Dir von Herzen an. mein Quartier mit mir zu theilen. wenn es Dir einfallen follte. auf meinen fo ganz unmotivirten Vorfchlag einzugehen. fo lang ich noch hier verweile.

Ich grüße Dich und weiß. daß wir uns noch fehen. noch fehen m ü f f e n.

Haft Du Luft mir ein Wort zu fchreiben. das nächfte befte. was Dir einfällt. fo wirft Du mir eine große Freude bereiten.

Addio _ von Herzen

Dein

Herwegh.

1) Bakunin war nicht tot. fondern. obgleich wiederholt zum Tode verurteilt. auf der Peter- und Paulfeftung in Petersburg.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.
Bruckberg. 19. Januar 1855.
Liebe Emma!
Dein freundlicher Gruß aus Nürnberg überrafchte mich wie ein Bliß - aber nicht aus heiterem Himmel. fondern aus ägyptifcher Fin- iternis. die feit Jahren auf unfern Köpfen [after. Alles in undurchdring- liches Dunkel hüllend. fo daß man kaum fich felbfi. gefchweige denn feine Bekannten erkennt. nicht mehr zwifchen Weiß und Schwarz. Leben und Tod. Vernunft und Unvernunft zu unterfcheiden weiß - wie ein Blih. weil er mir eine fchöne Vergangenheit plötzlich vor die Augen zaubert. aber auch fogleich wieder der ägyptifchen Finfiernis der Gegenwart Platz machte. da er mir erft zukam. nachdem Deine Nähe bereits in die Ferne verfchwunden war, Zwar war mir Deine Anwefenheit in Nürn- berg keineswegs unbegreiflich und unerwartet; als ich Dein köftliches Signalement in der Augsburger Zeitung - der einzigen Zeitung. aus der ich erfahre. was außer mir vorgeht - gelefen hatte. äußerte ich fogar zu den Meinigen den kühnen Einfall. daß Du auf der Rückreife vielleicht uns befuchen wiirdeft. Aber kaum geäußert. nahm ich ihn auch wieder zurück und fagte: Nein! zu _uns kommt die Herwegh nicht. aber ficherlich wird fie die Iette') in Heidelberg fehen. Und richtig. fo war es auch; wenige Stunden vor Deinem Briefe hatte ich Deinen Gruß aus Heidelberg durch Jette erhalten. Ich richte meinen Gegen- gruß unmittelbar an Dich; weil ich meine fchwerfällige und wider- fpenfiige Feder nur dadurch überall in Bewegung bringen kann. daß_ ich mich an die nächfie Veranlaffung anfiemme. und weil was Dir. ja auch zugleich Deinem lieben Mann gilt - nur mit dem Unterfchiede. daß ich Dich begrüße. weil Du mir bereits ein Lebenszeichen gegeben haft. Deinen Mann aber. damit er wieder als ein ..Lebendiger" uns erfcheine. wenn auch nicht in der alten Lebensform. Ich l'abe zwar fcheinbar wenig Recht und Beruf. Andere zum Leben zu erwecken. umfo weniger als ich an keine wunderbare Erweckung glaube; denn auch ich habe feit Jahren kein Lebenszeichen mehr von mi r g e g e b e n. aber ich bin nur fcheinbar todt. nur todt. um gekräf- tigter. gefammelter. gereifter wieder aufzuftehen.

1) Henriette Feuerbach. geb. Heidenreich. Frau des Archäologen Anfelm Feuerbach und-Mutter des Malers. eine Frau von viel Geifi und Herz.

Zwar koftet es auch mir eine entfeßliche Überwindung. meine glückliche Verborgenheit mit dem gleißnerifchen Schimmer der Öffentlichkeit wieder zu vertaufchen. aber es wird doch gefchehen. wenn es fich auch noch eine Weile verzieht. Es fehlt nicht am Zeug. es fehlt nur non) an der Stimmung. die nicht von uns. fondern von der Gunft des Augenblicks. des Wetters und anderer Umfiände abhängt. Und fo bin ich. dem wahrlich auch kein glänzendes oder günfiiges Loos zu Theil geworden. allerdings berechtigt. Andern. fo auch Dir. lieber Georg. zuzurufen: Machet und fchaffetl Laßt den alten Balg fahren. aber bewahrt das Wefen. das in dem Balg geftecktl Zeigt der Niederträchtigkeit der Zeit. daß fie Euch nicht vernichtet. fondern nur geläutert hat. daß Eure Feinde Euch nur Eure Fehler. Schwächen und Irrtümer genommen haben. um Eure Tugenden und Wahrheiten um fo heller ins Licht zu fetten! So viel Dir. dem Manne! Und Dir. dem Weide Herwegh nur noch die Verfleherung. daß meine Frau und meine faft fchon jungfräuliche Tochter Dich grüßen und herzlich gern hier gefehen und bedient hätten.

L. Feuerbach.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Bruckberg. 2. Febr. 1859.

Liebe Emma!

Obgleich über dem Haufe. worin ich hier wohne. gegenwärtig gerade ein höchft trauriges Schickfal waltet. fo heiße ich doch D i ch. die Ungemeine und Unverzärtelte. willkommen; aber ich darf Dir nicht verfchweigen die langweiligen altväterifchen Wege. die Dich an diefen abgelegenen Ort führen. Die Eifenbahnen brechen auf beiden Seiten. auf denen Du allein hier gelangen kannft. fechs Stunden von hier ab. die übrige Strecke muß man im Omnibus und teils per peäea, was aber bei Dir nicht geht. oder im eigenen Fuhrwerk machen. Am Befien ifi. Du fährft auf die Augsburger (oder Münchener) Eifenbahn bis -- nein] -- ich fit-eiche es aus nach reiflicher Überlegung des Pro und Contra - bis Nürnberg. von da Morgens um 7 Uhr mit dem Poftomnibus nach Klofter Heilsbronn. von wo aus nur noch 11/, Stunden hieher ifi. Weiß ich den Tag Deiner Ankunft. fo komme ich bis Klofter Dir entgegen. Grüße Deinen Manu von Deinem

L. Feuerbach.

Ludwig Feuerbach an Georg Herwegh.

Bruekberg. 22. Febr. 1859._

Lieber Herwegh!

Im Auftrag Deiner herrlichen Frau habe ich Dir anzuzeigen. daß fie gefiern Mittag bei uns zu Fuß angekommen ift. daß fie uns leider! fihon heute Abend wieder verlaffen hat und daß fie morgen von Nürnberg aus um 11 Uhr Mittags nach Weimar über Coburg abreifen wird.

Im Auftrag meines eigenen .Herzens habe ich nur beizufügen. daß meine Frau und Tochter hoch und herzlich erfreut waren. Deine Frau kennen zu lernen. und ich. fie als diefelbe wieder zu erkennen. Möge die nach fo vielen Jahren unverhofft Wiedergefehene das Wiederfehen auch von uns Beiden verbürgen!

In diefer .Hoffnung Dein

L. Feuerbach.

Emma .Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Weimar. den 24. Februar 59.

Du mußt Dich nicht wundern. lieber Ludwig. wenn mich Euer Schickfal befchäftigt wie das meine und ich deshalb den e r ft e n ruhigen Augenblick nach einer fehr widerwärtigen kalten Fahrt benuße nm Dir noch in der Eile zu fagen. was mir nicht unwimtig fcheint. - Ich bin wie die armen Geifter. die alle Jahr. wenn-s gut geht. einen Gedanken haben und den nicht eher fahren laffen. als bis er todtgeritten ifi. Ich meine ich in Betreff des Sattler'fchen Vorfchlags. der mir fo unabwendbar tüchtig fcheint. daß ia, innigfi wünfche. Du mögeft ihn machen'). 11m jedoch nicht wie eine Bombe bei dem alten Herrn ins Haus zu fallen. was für ihn. vor Allem aber für Dich. höchfi peinlich wäre. dünkt mich. es wäre gut einige Zeilen an Herrn Sattler felbfi von Deiner Hand als Vorläufer vorauszufenden. in denen Du einfach erfragfi. ob er binnen der nächfien 14 Tage auf feinem Schloffe Meinberg anzutreffen fei. da Du wichtiger Gefmäftsangelegenheiten halber feinen Rath zu fuchen willens feifi. Mein Brief nach Florenz ifi felbfiverfiändig von

L) Feuerbach hatte anfangs das Projekt. fich auf Schloß Meinberg zu begeben. Er wollte mit Herrn Sattler wegen des Ankaufs der Fabrik in Bruc'berg Rü>fprache nehmen und bat in dem Falle um die Begleitung von Frau Herwegh,

Nürnberg abgegangen. Meine FreundinI wird darauf mich ungefäumt in Schweinfurt anmelden und mir felbfi einige beantwortende Zeilen nach Nürnberg fenden. fc daß unferm Plan der gemeinfamen Reife von heut in 14-16 Tagen nichts entgegenfieht. als das allwaltende Gefchick. das fich ja aber auch gnädig zeigen kann. und. hoffen wir. wird. Verzeih. lieber Freund. wenn der ärmere Kopf dem reicheren wagt. Vorfchläge zu machen. aber was den Frauen an Verfland abgeht. erfeßt oft die Intelligenz des Herzens. die allein mir den Wunfch zu Etwas gut zu fein. und dadurch dies Mittel eingegeben.
Lifzt ift in Weimar. desgleichen feine Freundin7) und auch ein junger Freund") von mir. den ich jeden Augenbliä erwarte. Gefehen habe ich noch niemanden.
Grüß mir Deine Bertha und Dein Lorchen und haft Du mir Etwas in der Zwifchenzeit zu melden. fo richte den Brief nach Berlin. Leipzigerplaß 9.
So! Jetzt fängt. d. h. morgen meine Herkules-Arbeit an. der ich es gewiß zum Theil zu danken habe. daß ich mich dermaßen mit Eurem Gefchick identificiren kann. Lebt Alle wohl und behaltet mich lieb wie ich Euch. von ganzer Seele.
Auf ein baldiges Wiederfehen dann.
Deine Freundin
Emma Herwegh,
y. 8. Wenn wir Beide zufammen Nichts durchfeßten. fo würde ich eine jämmerliche Vorfiellung von unfern beiden Eapacitäten bekommen. troßdem daß Du ein berühmter Mann bift. der feinem Monument nicht mehr entgehen kann.
Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.
Bruckberg. 27. Febr. 1859,
Liebe Emma.
..Selbft ifi der Mann." Nur die Selbflhülfe. aber nicht der *Schufter - fo hieß der reiche Vater der verftorbenen Kapp - auch nicht der
1:i Frau Schwarzenberg. Tochter Sattlers. des Mitbefißers der Bruckberger Fabrik.
2) Die Fürfiin Caroline Sayn-Wittgenfiein.
") Theodor Wiinzer. der bekannte Schaufpieler. den Emma Herwegh an. Lifzt empfohlen hatte (gefi. als Direktor der Großh. .Hofbühne zu Darmfiadt).

Sattler kann mich wieder vom Efel auf den Gaul bringen. wenn ich anders noch mich emporfchwingen kann. Diefe Selbf'thülfe ift aber nur die Hülfe mit der Feder. fo widerlich und abgenutzt mir auch diefes Infirument ift. Aber Roth bricht Eifen. folglich auch meinen harten. verfchloffenen Schädel. ..Schreiben mußt Du. das verfteht fich von felbft." kannft Du mir einwenden. aber wo? Hier. wo Du eingewohnt und eingerichtet bifi. allein um eben diefes Hier behaupten zu können. dazu gehört ein Schulter oder Sattler. In welche Hände auch immer Bruck-berg kommen mag. ich verliere mit dem Eigenthum meiner Frau alle die Vortheile. die bisher für viele Nachtheile und Entbehrungen. die mit einem Landaufenthalt verbunden find. uns entfchädigten. und es fragt fich daher fehr. ob ich fpäter noch hier erifiieren mag. wenn ich es auch könnte. Die nächfte Zukunft wünfche ich allerdings noch hier zuzubringen _- fo lange wenigfiens bis ich eine Schrift vom Stapel laufen laffen kann; aber diefem höchft befcheidenen Wunfche wird auch nichts ent-gegenftehen. das künftige Sehiekfal Bruckbergs fei auch welches es wolle. Es thut mir daher fehr leid. daß Du Deine vielbefchäftigte Hand unfertwegen in Bewegung gefeßt haft. Ich wollte Dir noch ausdrücklich zum Abfchied fagen: fchreibe nicht unfertwegen Deiner Freundin oder warte wenigfiens noch! Aber wie viel habe ich nicht fchon gewollt und nicht gethan. wie viel gedaäft und niäft ausgefproäfen! Es thut mir überhaupt leid. daß Du. auf der felbft fo fchweres Sehickfal laftet. nun auch in die Theilnahme an unferm Schickfal hineingezogen worden bifi. Wollen wir lieber daher. fiatt an einen Sattler von Schweinfurt. daran denken. wann. wie und wo wir uns vor Deiner Heimreife in die Schweiz noch einmal fehen können. Der paffendfie Ort. weil wir hier nur unter uns fein können. wäre wieder Bruckberg. aber wie kann man Dir zumuthen. daß Du den langweiligen Weg von Nürnberg und Klofter abermals machen follft? Es war fchon das erfie mal zu viel; die Be-förderung bon hier hätte allerdings keine Schwierigkeit. Ich würde Dich bis Ansbach zu Wagen begleiten. und von dort wäreft Du in drei Stunden per Poft oder Omnibus auf der Nürnberger-Augsburger Eifenbahn in Günzenhaufen. doch Dein Geifi und Georg mögen ent-fcheiden. Hoffentlich ifi Deine ..Herkulesarbeit“ bereits ihres Sieges und Erfolges gewiß. Meine Frau und Tochter grüßen Dich aufs Herz-lichfie in der Hoffnung baldigen Wiederfehens. die natürlich auch ich theile und erfüllt wünfche.

L. Feuerbach.

.fr

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.
Bruckberg. 13. Mai 1859.
Liebe Emma!
Es ifi recht garftig von Dir. daß Du mir nicht in ein paar Zeilen den Schluß Deiner Reife angezeigt haft. und doch ift es für einen philofophifchen Kopf eine wahre Pein. wenn ihm das Ende eines Dings verborgen bleibt. wenn fein forfchender Sinn zuletzt nur auf endlofen llnfinn fiößt. Oder war mein Schlußverfahren in Nürnberg auch fchon folcher endlofer llnfinn. fo daß Du mir nur Gleiches mit Gleichem vergelten wollteft? Allerdings war diefer Abfchied Unfinn »- Unfinn den Worten nach. die ich in den [enten Stunden gefprochen. und Unfinn dem fteifen. froftigen Wefen nach; aber auch der Unfinn hat oft einen guten Sinn; fo auch diefer.
In Nürnberg war ich vom erfien Augenblick an bis zum leßteu tief verflimmt; von dem Augenblick an. wo der profane Kellner mich von Deiner Nähe entfernte und ins Bedientenquartier verwies. betrachtete und fühlte ich mich auch wirklich nur noch als Deinen Bedienten. nicht mehr als Deinen Freund. Diefen ließ ich unterwegs zurück. Laß alfo nicht den Freund entgelten. was nur der Bediente verfchuldet hat. Grüße herzlich Deinen Mann.
L. Feuerbach.
Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.
Bruckberg. 17. Mai 18W.
Liebe Emma!
Du haft mich durch Deine Eigarrenfendung. die ich am Samstag Abends erhalten habe. in die widerfprechendften Empfindungen verfeßt, Ich war erfreut und betrübt. gerührt und aufgebracht. ich bewunderte Deinen ..Gei|“. fand aber leider! durchaus keinen ,.Verftand“ darin. daß Du diefe kofibaren Eigarren. die nur zum Genuß in Deiner Gefellfchaft befiimmt waren. nur im Zufammenhang mit Deiner Perfon am Plaße und an der Zeit waren. folglich Sinn und Verfiand hatten. hierher mit nachgefandt haft. Nur auf das Zureden meiner Frau und Tochter. in deren Stube und Anwefenheit ich diefe Pandorabüchfe geöffnet hatte. habe ich mich daher auch zum Genuß ihres Inhalts entfcheiden können. bis jetzt aber auch nur zum Genuß einer einzigen Elgarre.

Was mir reine widerfpruchslofe Freude bereitete. das war allein das Zettelchen mit dem eigenhändigen Lebenszeichen. Ich hatte nämlich fchon früher zu hören erwartet. wie Du nach Haufe gekommen und die Deinigen angetroffen haft. Als diefe Erwartung fich nun nicht erfüllte. machte ich. als ein nicht nur vom ..Gaul auf den Efel". fondern bereits auch vom Efel auf den Hund gekommener Mann. als ein Mann. der momentan wenigftens. wirklich Patient ifi - hoffentlich aber doch wieder [ich aufraffen wird - mir alle die Sorgen. Grillen und Vorwürfe felbft. Todesfälle. Krankheiten. Sündenregifier. Verlehungen. Beleidigungen u. drgl. mehr. waren mir die finfteren Erklärnngs'gründe Deines Nicht-fchreibens. Aber alle diefe böfen Geifter hat Dein Zettelchen verfcheucht und in wohlriechenden Eigarrenduft aufgehen laffen. Ich erwarte daher auch jest keinen Brief mehr. ich kann mir denken. daß Du genug zu thun und zu fchreiben haft. und ich weiß. was ich wiffen wollte. daß Dir und den Deinigen nichts Schlimmes -- nichts Schlimmes ift im Leben fchon Gutes - paffirt ift und daß Du mir nicht böfe bift. Aber das erwarte ich doch. daß an diefes Sehen nicht wieder. wie auf das von 1846. ein gegenfeitiges Nichtfein folgen werde. daß wir uns viel-mehr wenigfiens alle wichtigen Familienereigniffe mittheilen werden.
Heut find es gerade vier Wochen. daß Du bei uns zum zweiten male mit Deiner Gegenwart beglückt haft. Der Moment. wo ich nach abermals verunglückter Klofkerparthie Dich. die nun entfchieden aufgegeben. die wieder auf wer weiß wie viele Jahre oder gar auf immer verfchwunden. plößlirh bei der Öffnung der Türe erblickte. war für mich ein feliger. unvergeßlicher. So ein Moment wiegt Tage auf.
Meine Frau und Tochter grüßen Dich herzlich und ich nochmal Deinen Georg.

Dein
Ludwig Feuerbach.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Zürich. den 20. Mai 1859.

Befter Ludwig!

Vor einer Viertelftunde erhielt ich Deine Depefche und um mög-lichfk wenig Zeit zwifchen Wollen und Thun verftreichen zu laffen. hier meine Antwort:
Deine taufend und eine Grillen wiirden mich befremden. wenn ich

nicht felbfi feit den lebten Wochen von einem folchen Spleen befallen wäre. der mir die Luft nimmt nur den Mund zum Reden zu öffnen. was bei einer Frau viel fagen will. -- Trotzdem bleibt mir noch fo viel Einficht und freier Blick. um. was die Eigarrengefchichte betrifft. aufs Klarfie zu behaupten. daß die Frauen bei all ihrer ..Verfiandeslofigkeit" doch unendlich mehr von sene befißen als Ihr Männer. den großen Philofophen mit einbegriffen. Du weißt. daß mir die Eigarren für Dich g e f ch e n kt und bis Zürich nachgefandt wurden. wäre es da nicht eben fo lächerlich. kleinlich. abgefchmackt als eitel von mir gewefen. die Ehrlichkeit bei Seite gelaffen. mir einzubilden. die Eigarren würden Dir weniger fchmecken. weil ich nicht dabei fäße? Das Einzige. was ich mir erlaubt habe. ifi. fie zwifchen Dir und Georg zu theilen. damit Ieder von Euch einen Genuß habe und für das zweite Paquet der köfilichen Prinzados ein kleines aus Georgs Etui 'hineinzufchieben. was gut. aber nicht f o gut duftet. So viel hierüber; was nun unfer Beifammenfein in Nürnberg und Bruckberg betrifft. fo kann ich Dir verfiajern. daß die Erinnerung an jene Stunden mit zu den Schönften gehört. zu den Theuerfien. was mir überhaupt geworden. und ich weder den liebevollen Empfang von Bertha und Lorchen. noch jemals verg'effen werde. daß Du mir aus Freundfchaft den Tag in Nürnberg gefchenkt und Dich entfchloffen. Deine Einfamkeit für mich fo lange zu verlafien. Ich habe ein enormes Herzensgedächtnis für jeden guten Gedanken. den je ein Menfch für mich gehabt. gefchweige für eine That; ich bin theilweife nicht verwöhnt worden. theilweife durch Liebesbeweife nicht zu verwöhnen. um Dir das nicht fehr hoch anzurechnen. daß Du mit mir kamft. -

Hier fand ich vollauf zu thun. aber wenigfiens Alles wohl und jest wünfchte ich nun endlich Etwas zu thnn. (d. h. zu verdienen) und wenigftens die verheißene Uberfeßung beginnen zu können. um zu Kräften zu kommen. Herr Brockhaus läßt aber vornehm gar nichts von fich hören und da kann es noch gefchehen. daß auch diefe Ausficht wieder zu Waffer geht. obfchon ich keine Sekunde mit Befinnen verloren und die lumpigfien Bedingungen damals fo fchnell und freudig eingegangen war. als handle es fich darum. das goldne Vließ zu erobern. Inzwifchen erhielt ich aus Nizza. und zwar gerade an dem Tage. wo ich die Eigarren an Dich abfandte. die Todesnachricht eines meiner theuerfien Freunde. eines Dr. Paul Fabrizj. der noch im vorigen Jahre bei feiner e r fi e n R e i f e nach Deutfchland von Miinchen hierher kam.

um mir nach fünf Jahren wieder einmal die Hand zu reichen. Wer wie ich reichlich Gelegenheit hatte zu erproben. was Einem ein wahrer Freund in gewifien. verzweifelten Stunden des Lebens fein kann. der verliert mit einer folchen Nachricht ein Stück Heimat. und was diefen Freund betrifft. deffen Tod in feinem Lande wie ein öffentliches Unglück betrachtet worden. fo gehörte er zu den feltenften. großartigfien Menfchen. die mir je vorgekommen. und fein Wirken zu dem Umfaffendften. für mich nur mit dem von Albrecht von Graefel) zu vergleichen. Er war 52 Jahre alt. und die alte 80 jährige Mutter mußte ihn begraben. - Nach Mazzini ift kein Name unter den guten Italienern fo populär wie der des Fabrizj. Von vier Söhnen fiel der Eine vor Rom 48 und die beiden Älteften. zu denen der jest verfiorbene gehörte. wurden 1831 bei dem Aufftand des Menotti in Modena zum Tode verurteilt. da fie durch die Flucht entkamen. in Effigie gehenkt und ihr Befiß confiscirt. Der Verftorbene. der Arzt war es. der durch feine Kunft. die er bis dahin nur zu Gunfien der Armen ausgeübt. zweimal die Familie vom Elend rettete. das leßte Mal im Jahre unferer Bekanntfchaft. Verzeih diefen Ausflug. er kommt mir unabweisbar in die Gedanken. Georg grüßt Dich taufendmal. und brütet wie Du. wie ich. wie Bertha. über die Löfung defielben Themas; wenn nur Einer Andres als hohle Eier zur Welt brachte. dann könnte er die Kunft die Andern lehren, - Gegenwärtig weilt der jüngfte Sohn von Sattler hier. der. wie ich höre. ich kenne ihn nicht. leiblich verfimpelt fein foll: ein Beweis. daß der Befiß oft zu demfelben Refultat fiihrt wie möglicherweife der Mangel daran. vielleicht noch öfter und radikaler. - x1 propos! Jfi Dir die Brofchiire von Vogt über die jenigen Znftände zu Geficht gekommen? Über die Stellung Deutfchlands zu Ofierreich und dem jenigen Kriege? Ich möchte es wiffen. denn im andern Falle wiirde ich fie Dir fchicken. Die ganze Gefchichte koftet 80 Eent.. alfo erfchwingbar. und obfchon fie Die nichts Neues fagen wird. ebenfowenig wie uns. und unfer Urtheil über den Verfafier wie über den Gegenftand vollftändig das Gleiche ift. fcheint es mir doch gar nicht [no.] a propos, was er gefthrieben. Befonders den Bayern wäre es zu gönnen gewefen. daß fie das Solidaritätsgefiihl. was die Deutfchen fonft nicht auszeichnet. nicht gerade da hätten. wo es rein keinen Sinn hat. fo lange Deutfchland nicht in feinen deutfthen Jntereffen gefährdet wird und nur einer fchlechten Sache Hilfe

l) Der berühmte Augenarzt (1828-1870). intimer Jugendfreund Emma .Herweghs

leiftet. einem .Haufe Habsburg. das der Krebsfchaden feit Menfchen-
gedenken für das gefammte deutfche Vaterland war. - Über Napoleon
denken wir ja gleich. aber Napoleon ift nicht die franzöfifche Nation.
und wenn er fällt. kommen ganz Andere ans Ruder; aber Öfterreich
iii wie die Hydra. Ein Kopf fällt und hundert andere wachfen auf d e n-
f e l b e n Rumpf1)

1) Aus ..Züricher Intelligenzblatt". Nr. 105 v. 3. Mai 1859.
Deutfchland und Oefierreich. wohl aus Herweghs Feder. Wir
lefen in der ,.Eidg. Zeitung": ..Die Brofchiire Vogt's wünfcht
Oefterreich von Herzen eine gründliche Niederlage. Auch fchön von einem
Deutfchen." Hoffentlich gibts noch manchen Deutfchen. der diefen
frommen Wunfch hegt und der Defierreich nicht für deutfch. fondern für
den Erz- und Erbfeind Deutfchlands hält und dabei ein ebenfo guter
Patriot if't. als die witzigen Köpfe. welche die Parole ausgegeben haben.
den Rhein am Po zu vertheidigen. Als ob nicht eben Oefierreich feiner
Zeit den alten Vater Rhein um die welfche Lagunenfiadt verfchachert
hätte! Das war unter dem erfien Napoleon; und hätten wir im Jahr
1848 und 1849 kein Oefierreich gehabt oder wenigfiens kein fiegreiches
Defierreich. fo hätten wir im Jahr 1859 aua) keinen Louis Bonaparte.
Es ifi eben fo fchamlos von Oefterreich. fich als deutfcher Staat zu ge-
bärden. wie von Napoleon als Befreier der Völker aufzutreten. Diefer
wird die Italiener. jenes die Deutfchen vcrrathen. heute wie geftern und
morgen wie heute. Die Fiirften aber können Einem wirklich Spaß machen.
Erft haben fie Louis Bonaparte die Rolle des Retters überlaffen - nun
ärgern fie fich. daß fie ihm auch die des Befreiers überlaffen follen -
und. ..das ift der Humor davon". Was uns betrifft. Oefterreich oder
Frankreich? beffer gefagt: Habsburg oder Napoleon? 's ift präzis
gleich-fiir die Freiheit nämlich; und wenn diefer keine andere Alter-
native bliebe. fo könnt' es ihr ergehen. wie Buridan*s Efel -- fie könnte
verhungern. Aber der erfte Akt ift nicht der letzte -- und Niemand weiß.
wer fchon im zweiten das Stück weiter fpielt. Unterdeffen wird bereits.
wie immer in der Weltgefchichte. über Recht und Unrecht mit Flinten-
kugeln abgeftimmt; vor der ultjmn. ratio fchweigen ratio und oratio,
Wir fiehen_wirklich. ohne von unferer Kollegin. der N. Z. Z. de-
mentirt zu werden. an dem bekannten Vorabend großer Ereigniffe und
an dem noch bekannteren großer Dummheiten. In Deutfchland fangen
fie fchon wieder an zu gagern und können die Eier nicht legen. Die
Archiefel aus der Paulskirafe. die Gothaer. diefe Parlamentswafchlappen.
das ganze akademifche Homunkelthum. die Fötufie von Staatsmännern.
..die gern entfiehen möchten". die Mckenfeiger und Kameelverfchlucker.
die Radeßkybewunderer und der gedankenlofe hackländernde Lefepöbel.
die Kammerfchwäder aus den Dreißigern. die Impotenzen von 1848. die
faiwarzrothgoldenen Burfchenfchaftspfeifenköpfe. die ganze Mediokratie

Lieber Ludwig. entfchuldige meine Freiheit. die über Gebühr und ohne Maß Deine Zeit in Anfpruch nimmt mit Briefnarrheiten. Nun. ich hoffe nicht nur. daß diesmal nicht wieder 13 Jahre verftreichen werden ohne Lebenszeichen. nicht nur. daß befondere Familienereigniffe. die felten glückliche find. uns zu Mitteilungen bewegen werden. ich hoffe auf einen lebendigen Verkehr. auf ein ungefchwächtes Andenken und wo möglich auf ein nicht zu fernes Wiederfehen, Wie wollte ich das auch vor Allem Georg gönnen. der hier pofitiv Niemanden hat. der ihm einen Umgang wie den mit Dir erfeßen könnte. und fchließlich mir felber. Grüße mir Deine Bertha. die mir fo theuer geworden und der ich in der erften befieren Stunde fchreiben werde. und umarme Dein Lorchen. die gewiß ..das befte Theil" erwählt hat. indem fie vor der Hand bei Eu ch blieb. Lebt Alle wohl!

In treuer Freundfchaft in guten wie in fehlechten Tagen
Deine Emma Herwegh.

Grüße mir Deinen Bruder Friß und die klugen Jungfrauen in Nürnberg. Die rer-n eftigje (16118. anntn Virgine liegt unverfehrt zur Heiterkeit von Herwegh und eigener Erbauung in meiner Mappe. Georg möchte unendlich gern eine Photographie von Dir haben; wenn fich einmal eine Gelegenheit bietet. fo laß fie machen und fchicke fie uns. brennt vor Ungeduld fich zu blamiren und leiert das Oefierreichifche A E J O U - d, h. Alles Erdreich ift Oefterreich unterthan - (die geiftreiche Erfindung eines Habsburgers). was freilich auch heißen könnte: Abgelaufen endlich ift Oefterreichs Uhr, Gott gefegne ihnen ihren freien deutfchen Po. aber wir denken mit Schrecken daran. daß Habsburg fiegen könnte. daß der Wohlgeruch aus dem Stuhl Petri dem ftarken einigen Deutfchland concordatlich alle feine Sinne nmnebelte und ein proteftantifcher Zeitungsredakteur genöthigt wäre. allmonatlich feinen Beichtzettel auf einem Kroatenbureau vorzuzeigen. Luther und Zwingli wiirden fich im Grab umdrehen. wenn fie manchen ihrer Glaubensgenoffen von heute reden hören könnten. Nur immer zu - für das Hans Habsburg! namentlich auch im Hinblick auf die St. Galler Abfiimmungen!

Fortfeßungin der Februar- Nummer.

Schranken des Naturerkennens.
Ich fehe. daß wir nichts wiffen können! *
Das will mir fchier das Herz verbrennen,
So geftaltet zu unferer Zeit Goethe den Ausfpruch des großen Propheten der alten Welt. welcher lautet: „Ich weiß. daß ich nicht weiß". Sokrates machte durch dies Wort die Philofophic auch zur Wiffenfchaft vom Nichtwiffen; als Inbegriff des Wiffens und als Wiffenfchaft vom Wiffen hatte fie bereits feinen Vorgängern im Bereiche der griechifchen Geifieskultur gegolten,
Die Wiffenfchaft foll den Menfchen von feinen Vorurteilen befreien. die im Denken des täglichen Lebens zu allen Zeiten fich geltend gemacht haben. Darin befieht ein wefentliches Verdienfi der wiffenfchaftlichen Erkenntnis gegenüber der Auffaffung des naiven Menfchen. In unbeugfamer Treue gegen die Gebote der Wahrheit muß die Wiffenfchaft darum nicht nur hinzeigen auf den Fortfchritt menfchliäfer Erkenntnis. fondern fie muß auch die Leiftungsfähigkeit des menfchlichen Erkenntnisvermögens und damit die Möglichkeit des Fortfchreitens im Erkennen wie feine Schranken ins Auge faffen. Nicht nur über unfer Wiffen follen wir uns Rechenfchaft ablegen. fondern wir müfien auch Befcheid wif'fen über die Grenzen. die diefem Wiffen gezogen find. Wollte man von menfchlicher Wiffenfchaft einen unbegrenzten Fortfchritt erwarten. es wäre die ärgfte Utopie. in die der menfchliche Geifi geraten könnte.
Fiir die Erkenntnis. daß unfer Wiffen fich zu befcheiden hat. daß ihm Schranken gezogen find. hat Kant den größten Teil feiner Lebensarbeit eingefetzt. Verhältnismäßig fpät hat der Königsberger Philofoph auch bei den Naturforfchern gebührende Anerkennung gefunden. Allgemeiner ward diefe Anerkennung erfk. nachdem im Lager der Naturforfäfer felb| von anderen Gefichtspunkten aus die Grenzen des Naturerkennens erörtert worden waren. In Deutfäfland gefchah dies durch Emil du Bois-Reymond. in England durch Thomas Huxley.
Den in vollem wiffenfchaftlichem Bewußtfein geleif'teten Verzicht auf die Erkenntnis der ganzen Wahrheit nannte Huxley Agnofiizismus. Er erblickte aber darin keineswegs ein Faulbett für den menfchlichen Griff. fondern er erklärte den Agnoftizismus für eine Methode. die Welt zu

1
..SLR-.G „ZW =3 sag :Im m = a „
..Sm-:2M SEfiZQ ...ZZ-m
x. V p , . . . 4 , _ . z . 1. , .. , . n In . , .B ,
O. . V , . . , 7.. „ E. V „ F... _ x .. p.. a .
.za,- . :»:Z;:jzß„DYKk»„ __
_ . ..V _ . V . , . 7 a.” . V. „ MF. , z." 4P1]... ..,..7 4...., .; no: *NI . .. \.
V V x , - . . .. I. . . J v . L l
I . .
I -
a
p ...-7 , . ..,1 x'
1".»71.‘ .|-
, V
<2Q§FFFLIQ.,1.¢F§ay ~
4.. 4... I? 1 \u._... 5....(H k V. a g o c x . , . ,: A _ m. . . . ~ 7 . . .M7-
Ä

EMPTY

fiudieren. in der von jedermann gefordert werde. feine Überzeugung zu begründen; die uns anleite. der Vernunft als Führerin foweit zu folgen. wie fie brauchbar fei. und die uns zur Vorficht mahne im Anerkennen von Gewißheiten. In diefer Beziehung ftimmt Huxley mit feinem Landsmanne. dem Philofophen Herbert Spencer. überein. der in feiner Betrachtung der Natur ein Erkennbares von einem Unerkennbaren unterfcheidet. Darin war ihm Goethe längft vorausgeeilt. als er mahnte. bei den Problemen des Erforfchlichen fiehen zu bleiben und das Unerforfchliche ..ruhig zu verehren".

Das Erkennbare eignen wir uns an durch die Erfahrung. und nur unfere Erfahrungswelt kann Gegenfiand wiffenfäjaftlicher Unterfuchung fein. Dies Gebiet der Erfahrungen gliedert fich in ein äußeres. die Sinnenwelt. und ein inneres. die Gefühlswelt, Beide Gebiete hängen oft innig zufammen. Für das Verfiändnis einer Beethovenfchen Sonate ift die finnliche Empfindung nicht weniger maßgebend als das innere Gefühl.

Der Naturforfcher hat es nur mit den Erfcheinungen der Sinnenwelt zu tun und mit Schlüffen. die er aus diefen ableitet. Diefe Schlüffe können bündig und unabweislich fein. fo daß jedermann gezwungen wird. ihnen zuzuftimmen; fie können aber auch nur zu Wahrfcheinlichkeiten führen. zu Mutmaßungen und Ahnungen. die dem einen mehr. dem andern weniger einleuchtend vorkommen. auf die der Menfch aber niemals verzichtet. weil er von dem Wunfche getrieben wird. für jedes Geheimnis der Natur eine Erklärung zu finden. Erklärung ift aber nichts anderes als eine Befchreibung. durch die etwas Unbekanntes auf Bekanntes zurückgeführt wird. Auch hierbei vermag die Naturwifienfäjaft die Tatfachen nur fo zu befchreiben. wie fie für uns erkennbar find. und damit können alle ihre Erklärungen nur gelten als mehr oder weniger weitgehende Annäherungen an die Wahrheit. Die abfolute Wahrheit zu finden. ifi dem Menfchen verfagt; er muß fich an relativer Wahrheit genügen laffen. alfo an einem mehr oder weniger hohen Grade von Wahrfcheinlichkeit. Überall fiößt er auf die Schranken des Unerkennbaren.

Durch feine Sinne beobachtet der Naturforfcher nichts anderes als Materie in Ruhe oder Bewegung. auch in den lebendigen Wefen. Die Bewegung materieller Teile ifi ihm ein Zeichen wirkfamer Kräfte; die Ruhe deutet er fo. daß die auf ein Stück Materie wirkenden Kräfte einander das Gleichgewicht halten.

Schon Emil du Bois-Reymond hat es in feiner berühmten Rede

iiber das Naturerkennen ausgefprochen. daß das Wefen von Materie und von Kraft für uns nicht minder unerkennbar fei. als die Beziehung zwifchen Geifiigem und Materiellem. In der Tat bleibt uns der Zufammenhang zwifchen Materie. bewegender Kraft und Geifi unbegreiflich. wir mögen es anfangen. wie wir wollen. Es find das aber nur Hauptftücke aus dem Gebiete des Unerkennbaren. und es gibt deren noch viele andere. So ftimme ich z. B. mit Herbert Spencer überein. wenn er die Erbliehkeit der Eigenfchaften bei Pflanzen und Tieren für unbegreifliäj erklärt. Bedenken wir aber. daß unfere ganze Sinnenwelt nur aus Vorfiellungen befieht. von denen wir nicht wiffen. durch welche Einflüffe fie erregt werden. fo fallen diefe ganzen erregenden Einflüffe - .Kant nannte fie ..Dinge an fich" - für uns in den Bereieh des Unerkennbaren.

Aber. fo hört man fagen. der Menfch bedarf etwas Sicheres und Greifbares. an das er fich hält. und darum kann er fich bei folehen Negationen unferes Wifiens nicht beruhigen. Solche Meinung findet bei denen. die recht tief ins Innere der Natur hineinbliäen möchten. nur zu gläubige Ohren. und fofort find Wunderdoktoren bereit. ihre Wünfche zu erfüllen und ihnen eine Löfung der Welträtfel zu bieten. Worin befiehen aber diefe Löfungen? Sie beftehen in Dogmen. d. h. in Lehrfäßen. deren formale Befiimmtheit zu wünfchen nichts übrig läßt. die mit um fo größerer Zuverfichtlichkeit ausgefprochen werden. je weniger fie durch wirkliches Wiffen und wirkliches Erkennen gefiüßt find. Daher braucht es uns nieht wunderzunehmen. wenn diefe Dogmatiler untereinander in fchreiendem Widerfpruch fiehen. Der eine von ihnen verkündet mit Trompetenfthall: Bewußtfein und Geifi find Funktionen der Materie; der andere behauptet nicht weniger fiegesgewiß: Die Materie ift eine Funktion des Bewußtfeins und des Geifies. und wenn ein dritter meint: Materie wie Bewußtfein und Geift find nur Formen von Energie. fo ftehen diefe Dogmen geichwertig nebeneinander. d. h. einen Beweis für die Richtigkeit feiner Lehre kann keiner diefer Dogmatiker erbringen. Der ungefchulten Menge imponiert aber die Zuverfichtlichkeit diefer Welträtfellöfer. und je nach ihrem Gefchmack zollt fie dem einen oder dem anderen Beifall. Der befcheiden beifeite ftehende Agnoftiker wird von jenen Adepten. die fich mit Vorliebe Pofitiviften nennen. mißachtet. Man überfieht. daß die wahre Wiffenfchaftlichkeit fich auf der Seite des Agnoftizismus befindet. der da bekennt. daß er nicht alles weiß.

Die Naturerkenntnis ifi alfo in den Bereich der Erfahrung einge-

fchloffen. Nur die Erfcheinungswelt ift für die Forfchung erkennbar. und auch innerhalb ihres Bereiches treffen wir auf Vorgänge. die wir nicht begreifen können. Alles. was jenfeits der Erfcheinnngswelt liegt. kann nur von uns geahnt. nicht von uns gewußt werden. Auch wenn wir die Erfcheinungen für Offenbarungen der ..Dinge an fich" in unferem Geifie anfehen. dürfen wir nicht mit dogmatifcher Gewißheit behaupten. daß es Wirkungen feien. die die Dinge in unferem Bewußtfein ausüben. fondern wir können es nur für wahrfcheinlich halten. daß die Erfcheinungen auf entfprechende Dinge hinweifen. die uns unerkennbar bleiben. Wir begreifen aber keineswegs. wie fich die Vorgänge der Erfcheinungswelt zur Dingwelt verhalten. wie die ..Dinge an fich" auf uns wirken. wodurch fie fich uns bemerkbar machen können. Darum werden die ..Dinge an fich" von manchen Theoretikern ganz geleugnetz vorfichtiger ift es. zu fagen. daß fie für uns ftets unerkennbar bleiben.

Etwas anders fieht es mit einem weiteren Gebiete des Unerkennbaren. das nicht prinzipiell. fondern nur praktifch unerkennbar ift. Es find das jene kleinen Teile von Materie. die man Moleküle und Atome. Ionen. Elektronen und Dynamiden genannt hat. Sie werden nur durch unfer Denken erfchloffen. fallen aber aus dem Rahmen des für uns finnlich Wahrnehmbaren heraus. Sind fie auch erkennbar für das Auge des Geifies. fo find fie doch nicht wahrnehmbar für das Auge und den Taftfinn des Körpers. Darum fehlt es auch nicht an Naturforfchern. welche die Atome leugnen. Wir |ehen ihrer Erkenntnis etwa fo gegenüber. wie ein Wefen. an dem alle fünf Sinne verkümmert wären. der ganzen Außenwelt gegenüberftände. Befäße ein folches Wefen einen bewußten menfchlichen Griff. fo würde auch in ihm eine Welt von Vorfiellungen Play finden. die aber von den Vorfiellungen finnenbegabter Wefen fe-hr verfchieden fein dürften. Wäre das Mikrofkop nicht erfunden worden. fo befieht die Möglichkeit. daß wir auch das Dafein der Bakterien. und zwar fehr verfchiedenartiger Bakterien. auf Grund anderweitiger Wahrnehmungen logifch erfchließen könnten. und mancherlei Kenntniffe wären auch fo über die Wirkfamkeit der Bakterien zu gewinnen. Die Kenntnis der Bakterien felbft aber bliebe uns verfchloffen. Ebenfo können wir in Gedanken die Vergrößerungskraft des Mikrofkops foweit f'teigern. daß wir die einzelnen Elektronen damit zu unterfcheiden vermöchten. wenn auch keinerlei Ausficht befieht. dies zu verwirklichen. und ich glaube. daß fie unmittelbar niemals erkannt werden können. Allein prinzipiell unerkennbar. wie die ..Dinge an fich". find die Atome nicht.

Unfer Erkenntnisvermögen ifi aber auch eingeengt durch die uns angeborenen Denkgefese. aus deren Schranken wir nicht heraus können. Die fogenannten Kategorien oder Denknotwendigkeiten zwingen uns. alle Erfcheinungen in den Zufammenhängcn des Raumes. der Zeit. der Kaufalität ufw. vorzufiellen, Mit unferen Sinnen. unferem Gehirn und den geiftigen Eigenfchaften haben fich auch diefe Denknotwendigkeiten von unferer Entftehung an in uns entwickelt auf eine für uns völlig unbegreifliihe Weife. Dann aber find fie für uns ein Gegebenes. die Philofophen fagen a priori Gegebenes. durch das unfere ganze geiftige Auffaffung tyrannifiert wird, Wir denken nicht nur. fondern wir find gezwungen. ausfchließlich in den Bahnen der Kategorien zu denken. und wer garantiert uns. daß innerhalb diefer Bahnen die volle Wahrheit gefunden werden kann? Sagt doch fmon uralte indifche Weisheit: Ohne Glauben gibt es kein Denken.

Doch ich fürchte. fchon allzu lange bei fo abftrakten Fragen verweilt zu haben. Wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung einer Erfcheinung. die gegenwärtig im Vordergrunde des Jntereffes fteht. und die heute von vielen als die Beherrfcherin der Welt angefehen wird. es i| das die Entwicklung.

Die Naturforfäfung der Vergangenheit bemühte fich. die Pflanzen. Tiere und den Menfchen auf dem Höhepunkte ihres Dafeins zu erfaffen und zu erforfchen. Pflanze. Tier und Menfch und fchließlich die ganze Natur. der Kosmos. wurden gedeutet wie ein von Menfchen gef'taltetes Kunftwerk. In diefer Auffaffung lag bereits der Keim zu einer zweiten Analogie. Wie ein Kunfiwerk aus kleinen Anfängen heraus entfieht. fo ift auch der Organismus etwas Geworbenes: er ift gewachfen. er hat fich entwickelt. Und nicht nur die Lebewefen mit Einfchluß denkender Menfchen haben eine Entwicklung durchgemacht. fondern auch der leblofe Erdball. das Sonnenfyflem. kurz der ganze Kosmos. wird als etwas Entwickeltes oder in der Entwicklung Begriffenes gedacht. Darum ift heute das Werden der eigentliäje Gegenf'tand der Naturforfäfung. Wir wollen aber unfere Betrachtung auf die Lebewefen einfchränken und mögen als Beifpiel an die Entwicklung des Hühnchens aus dem Ei anknüpfen. Hier ergibt fich für die Entwicklung ein Anfang und ein Ende. Der Anfang ifi eine einfache Zelle. die aus Protoplasma und Zellkern befteht; aus ihr entfieht durch wiederholte Teilung eine Gruppe gleichartiger. zufammenhängender Zellen. die allmählich ungleich werden und eine verfchiedenartige Struktur des Keims aus fich hervorgehen laffen. Immer

ungleichartiger wird diefe Struktur. bis die Anfänge der einzelnen
Körperorgane erkennbar find. Jeder weitere Entwicklungsfclnitt macht
diefe Organe einander unähnlicher. indem er jedes einzelne feiner Vollen-
dung entgegenfiihrt. Doch nicht nur in der Ausbildung der Organe
findet die Entwicklung ihr Ziel. ihren Abfchluß. die urfprünglich gleich-
förmige Zellfubfkanz firebt nicht nur in fortfchreitender Differenzierung
auseinander. fondern die Gefamtheit der Organe bildet in ihrer Fertig-
fiellung eine harmonifche Einheit. und in diefer Einheit der fo verfchie-
denartig ausgefialteten Teile hat die Entwiälung ihre Aufgabe vollendet.
Die Entwicklung war nur möglich bei Zufuhr der erforderlichen
Brutwärme zum Ei. und diefe können wir als die notwendige äußere
Bedingung der Entwicklung bezeichnen. denn ohne fie wäre keine Ent-
wicklung eingetreten. Weit bedeutfamer indes find die inneren Bedin-
gungen der Entwicklung. die bereits in der erften Zelle gegeben waren
als Erbgut. das von dem .Huhn f'tammte. welches das Ei gelegt hatte. und
wodurch das Protoplasma gezwungen wurde. fich zum Hühnchen zu ent-
wi>eln. Während die Eifchale wohl den Zutritt von Wärme und von
Sauerfioff zum Keim geftattete. wurden durch fie alle fonf'tigen äußeren
Einflüfie ferngehalten. fo daß nur die erblichen Geftaltungskräfte auf
den werdenden Keim Einfluß gewinnen konnten. Hier zeigt fich nun.
daß die äußeren Entwicklungsbedingungen des Tiers für uns erkennbar
und begreiflich find. während die inneren Urfachen unerkennbar und
unbegreiflich bleiben.
Wie die Vererbung. fo ift tafächlich auch die Entwicklung eines
Tieres aus dem Ei für uns nur begreiflich und erkennbar im äußeren
Ablauf ihrer Erfcheinung. deren inneres Wefen. d. h. der zugrunde
liegende innere Urfachenkompler. uns im einzelnen unerkennbar bleibt,
Allein diefe Unerkennbarkeit ifi keine prinzipelle wie die der Dinge an fich.
fondern eine praktifche. tatfächliche. dem gegenwärtigen Stande unferes
Wiffens entfprechende. Es ift die Möglichkeit nicht auszufchließen. daß
der menfchliche Verfiand in ferner Zukunft einmal den Schleier von den
letzten Geheimnifien der Vererbung und Entwicklung hinwegzieht. und
daß dann erkennbar wird. was heute unerkennbar if't. Hier haben wir
fomit keine abfolute. fondern nur eine relative Schranke des Natur-
erkennens. durch die wir uns eingeengt finden. und in den täglichen Fort-
fchritten unferes Wifiens von der Natur befißen wir Beifpiele. daß
folche Grenze fich weiter und weiter hinausfchieben läßt.

Ich möchte nunmehr unterfuchen. inwiefern auf dem Gebiete der Abfiammungslehre. die heute unter den naturwiffenfchaftlichen. bezw. naturphilofophifajen Problemen auf weite Kreife die größte Anziehungskraft ausübt. eine wirkliche Erkenntnis fich gewinnen läßt.
Als Ausgangspunkt hat uns die Tatfache zu dienen. daß die Generationen der Pflanzen und Tiere kettenförmige Zufammenhänge bilden. deren Endglied die lebenden Repräfentanten find. deren frühere Glieder. die Reihe der Vorfahren. fich im Dunkel vergangener erdgefchichtliäzer Perioden verlieren. Während wir in der Gegenwart beobachten. daß die Eltern eines Tieres oder einer Pflanze mit den Nachkommen in den wefentliäjen Merkmalen übereinfiimmen. macht die Phantafie philofophifch denkender Naturforfcher die Annahme. daß die heute lebenden Arten aus anderen. ihnen mehr oder weniger unähnlichen Arten der Tertiärzeit oder einer früheren Zeit durch einen Vorgang der Umbildung entftanden find. wobei es Nebenfache ifi. ob wir uns die Umbildung als eine allmähliche oder als eine fprungweife vorftellen wollen. Diefe Annahme wird gefiüßt durch die Tatfache. die fich aus den Verfieinerungen fefifiellen läßt. daß in der älteften Tertiärzeit wohl die gleichen Gattungen von Pflanzen lebten wie in der Gegenwart. aber andere Arten. und daß in den fpäteren Abfchnitten der Tertiärzeit fiäj immer zahlreichere Arten finden. die mit den lebenden übereinftimmen. bis zuleßt die Vegetation der Gegenwart erfäjeint. Freilich muß eingeräumt werden. daß ein lückenlofer Zufammenhang zwifchen einer alttertiären. ausgefiorbenen. und einer lebenden Art in keinem einzigen Falle nachgewiefen werden konnte.
Blicken wir in der Erdgefchichte weiter nach rückwärts. fo zeigt fich, daß die eigentlichen blühenden Gewächfe. die Dikotylen und Monokotylen. bis in die dem Tertiär vorhergehende Kreideperiode hinabreichen, daß aber keine Vorfahren derfelben aus noch älteren Erdfchichten bekannt geworden find. Anders fieht es mit den gleichfalls zu den Blütenpflanzen gerechneten Gymnofpermen. wohin unfere Nadelhölzer gehören. und den Farnen. die ich hier im weiteften Sinne unter Einbeziehung der Schaähtelhalme und Bärlappengewächfe zufammenfaffe. Die Beziehungen zwifchen diefen Gewächfen. wie fie in der Gegenwart leben. und wie fie im Tertiär verfieinert aufgefunden wurden. find die gleichen. wie bei den Monokotylen und Dikotylen. Es befieht aber der wichtige Unterfchied. daß Gymnofpermen und Farne aus allen dem Tertiär und der Kreide v o r a u s g e h e n d e n Erdepochen in verfieinerten Reiten

bekannt geworden find. daß ihre Vertreter bis in die ältefie Erdperiode hinabreichen. aus der überhaupt verfteinerte Landpflanzen auf uns gekommen find: es ifi das die der Steinkohlenzeit vorausgehende Periode des Devon. deffen Flora im wefentlichen mit der Steinkohlenflora übereinftimmt. Erfahrungsmäßig kann daher der Lehrfaß begründet werden. daß zu den erdgefchichtlich älteften Pflanzen. von denen wir überhaupt Kunde haben. bereits Gymnofpermen und Farne gehörten. Die Steinkohle. die wir brennen. befteht überwiegend aus den fofiilen Neffen folcher Gymnofpermen und Farne. die allerdings nicht nur andere Arten. fondern auch andere Gattungen darfiellen. als in der Gegenwart leben. Wohl kennen wir noch zwei erdgefchichtliche Perioden. die dem Devon vorausgehen. und aus denen wohl Neffe von Meerestieren auf uns gekommen find. doch keine Landpflanzen; es find das Silur und das Kambrium. Allein alle Erdfchichten. die älter find als das Kambrium. find ganz frei von Verfieinerungen. und fie find durch Kriftallifation des Gefieins derartig verändert. daß nicht die leifefte .Hoffnung befteht. jemals Neffe von Pflanzen oder von Tieren in ihnen finden zu können.
Wenn wir einmal vom Tierreiche abfehen. fo bleibt für die Abfiammungslehre der Pflanzen nichts anderes übrig. als die Stammlinien der Gymnofpermen und der Farne. die vom Devon nach vorwärts bis in die Gegenwart hinaufreiajen. nach rückwärts lediglich in d e r P h a ntafie zu verlängern. und wir dürfen dabei annehmen. daß die vordevonifthe Zeit der Erdgefchichte. in der es Pflanzen gab. weit länger gewefen ift als die nachdevonifche. aus der allein wir Pflanzenrefie kennen. Jfi eine folche Tätigkeit der Phantafie wiffenfchaftlich erlaubt? Die Botaniker antworten darauf mit einem faft einfiimmigen Ja! Hier feßt die Theorie ein. und wie Chemiker und Phyfiker von Atomen und Molekülen fprechen. die fie nicht fehen. aber aus fiäjtbaren Tatfachen erfchließen. fo fchließt die Abfiammungstheorie aus den ihr bekannten Tatfachen auf das ehemalige Vorhandenfein einer Pflanzenwelt. die unferer Erfahrung gänzlich entrückt ifi. Diefe vordevonifche Pflanzenwelt kann daher nicht Gegenfiand der Erkenntnis fein. In den der Erhaltung von Pflanzen- und Tierrefie-n ungünfiigen Struktur der krifiallinifchen Schiefer liegt eine Schranke für unfer Erkennen. die abfolut. und nicht relativ ifi. weil keine Hoffnung befieht. fie jemals befeitigen zu können, Dennoch ift auch diefe Grenze keine prinzipielle. d. h. in unferm Erkenntnisvermögen begründete. wie den Dingen an fich gegenüber; denn wenn an einer Stelle des ältefieai Teils der Erd-

rinde der kriftallinifche Prozeß unterblieben wäre. würde die Erhaltung von Verfieinerungen hier möglich fein.
Wie verfährt nun die Abfiammungslehre. und welnfer Hilfsmittel bedient fie fich. um zu einer abgerundeten Theorie zu gelangen?
Ihr erftes Hilfsmittel ifi die Stüße der Analo gie.
Die Entwicklung der höheren Tiere und der höheren Pflanzen beginnt mit ganz einfachen körperlichen Gebilden und fchreitet zu immer zu-fammengefeßteren fort bis zur fertigen Gefialt. Den Ausgangspunkt bildet eine einfache Zelle. das Ei. Durch Zellteilung und Differenzierung der gebildeten Zellen zu den Anfängen der Gewebe und Organe bis zur Vollendung diefer leßteren zeitigt der Entwicklungsprozeß in erblicher Wiederholung einen Organismus. der dem elterlichen Organismus gleicht. Die Abfiammungslehre nimmt ein analoges Hervorgehen zu-fammengefeßter Tier- und Pflanzengeftalten aus einfacheren an. In den Anfang alles Lebens auf unferm Planeten verlegt fie frei lebende Einzelzellen. aus denen im Laufe vieler Generationen erfi mehrzellige. dann vielzellige Organismen hervorgingen. bis die Tiere und Pflanzen entftanden. die uns heute umgeben. Neben diefer Vorausfeßung einer Entwicklung vom Niederen zum Höheren. d. h. vom Einfacheren zum Zufammengefeßteren. nimmt die Defzendenzlehre an. daß im Laufe langer erdgefchichtlicher Perioden die Abftammung ungleiche Gefialten aus ur-fprünglich gleichen hervorgehen ließ. Im großen und ganzen foll fich alfo die auffteigende Individualentwicklung in der Stammesentwicklung der Organismen durch die Kette der Generationen hindurch wiederholt haben. fo daß fchließlich in den fertigen Körperformen der Wirbeltiere und Blütenpflanzen der Höhepunkt und Abfchluß diefer Differen-zierungen erreicht wurde.
Diefe hypothetifche Stammesentwicklung oder Phylogonie hat in ihrem Fortfchritt von einzelnen frei lebenden Zellen zu den vielzelligen hochorganifierten Krebfen. Armfüßern (Bracchiopoden) und Kopffüßern (Eephalopoden) unter den Tieren. zu den Farnen und Gymnofpermen unter den Pflanzen geführt. und diefer ganze riefenhafte phylogenetifche Prozeß hat fich abgefpielt inPerioden derErdgefchichte. über deren lebende Wefen wir keinerlei Erfahrung befißen; denn unter den ältefien Lebe-wefen. von denen die Erdgefchichte weiß. gab es bereits Krebfe. Arm-fiißer und Kopffüßer. fowie Farne und Gymnofpermen. die nicht wefent-lich verfchieden von den in der Gegenwart lebenden waren.
Unter den obwaltenden Bedingungen. d. h. wegen des kriftallinifchen

Zufiandes der vorkambrifchen Erdfchichten. durch die Erhaltung von Ver-
iieinerungen ausgefchloffen ifi. befißen wir nicht nur kein tatfächliches
Wiffen von der vorkambrifchen Organismenwelt. fondern auch die Mög-
lichkeit jedes Wiffens davon erfcheint ausgefchloffen, Jnfofern greift
hier Agnoftizismus Plan. Allein die Organifation des menfchlichen
Geiftes läßt fich dadurch in ihren Wünfchen und Hoffnungen noch nicht
befiegen; dem empirifäfen Agnoftizismus braucht kein Agnoftizismus der
Idee zu entfprechen: es wird der Agnofiizismus felbf't zum Ausgangs-
punkt einer pofitiven Methode des Forfchens. als welchen ihn Huxley
gekennzeichnet hatF

In der Jdee bleibt uns unbenommen. unter vorfiäftigem Walten-
laffen der Phantafie uns Vorftellungen zu bilden über den Gang einer
phylogenetifchen Abftammungsreihe von Einzelzellen bis zu Krebfen oder
bis zu Farnkräutern hinauf. Wenn die Zoologen und die Botaniker die
Konfiruktion folcher Stammbäume verfuchen. fo erörtern fie verfchiedene
Möglichkeiten unter fortwährender Berüäfichtigung der vergleichenden
Morphologie und der individuellen Entwicklung der Krebfe und Farne.
und unter diefen verfchiedenen M ö g l i ch kei t e n wird bei Abwägung
aller Gründe und Gegengründe fchließlich eine einzelne Auffaffung fiäf
als die wahrfcheinlichfte ergeben. Der Grad ihrer Wahrfcheinlichkeit
läßt fich um ein bedeutendes erhöhen. wenn alle Botaniker und alle Zoo-
logen darin übereinftimmen. einen einzelnen in der Vorftellung konftru-
ierten phylogenetifchen Prozeß. d. h. eine einzelne Abfkammungslinie als
die einleuchtendfte anzuerkennen. Ein folches Verfahren ift durchaus
wiffenfchaftlich. folange man dabei bleibt. daß es fin) hierbei um einen
theoretifch kombinierten und erfchloffenen Zufammenhang handle. So-
bald man aber Unkundigen mit der anmaßenden Sicherheit des Dogma-
tikers verkündet. der Auff'tieg von der Zelle bis zum Krebs fei phylo-
genetifch wirkliä) fo und ni>)t anders gewefen. fo begeht man eine Täu-
fchung und verfiößt gegen die Grundlagen aller Wiffenfchaft. gegen Ehr-
lichkeit und Gewiffenhaftigkeit. Nicht minder ifi es zu tadeln. wenn man
folche Stammlinien oder. falls diefe verzweigt find. folche Stammbäume
auf das. von Friß Müller als Idee ausgefprochene. fogenannte biogene-
tifche Grundgefeß ftüßen will; denn dies angebliche Gefeß ift von hervor-
ragenden Zoologen längft als unhaltbar nachgewiefen worden. und für
das Pflanzenteich kann von einer Geltung desfelben erfi recht nicht die
Rede fein.

Wie man aber in der Theorie Stammbäume der vorkambrifchen

Organismen entwerfen kann. fo läßt fich dies Verfahren mit einer viel größeren Zahl von Anhaltspunkten auf die nachkambrifchen Pflanzen und Tiere ausdehnen. Insbefondere gewinnt man auf diefe Weife Vor- |ellungen über die Zufammenhänge zwifchen der Flora und Fauna der Gegenwart mit derjenigen der Tertiärzeit und der Kreidezeit. Ich kann im Rahmen diefes Vortrags nicht auf Einzelheiten eingehen; aber die bei den Botanikern zu allgemeiner Herrfchaft gelangte Anfchauung ift die. daß z. B. alle Gattungen der hahnenfußartigen Gewächfe von einer Urranunculacee. alle Doldenpflanzen von einer Urumbellifere. alle Korbblütler von einer Urkompofite abftammen; ebenfo daß innerhalb der Gattung Hahnenfuß alle jetzt lebenden Arten aus einem Urranunculus hervorgegangen find. Dies if't keine an paläontologifch erhaltenem Material demonftrierbare Tatfache. fondern nur eine aus der allgemeinen Idee der Abftammungslehre gezogene Folgerung. als folche aber wiffenfchaftlich berechtigt, Es find derartige Stammbäume auch keineswegs aus der Luft gegriffene Hypothefen. fondern es liegt in ihnen ein großes Erfahrungsmaterial verwertet vor. welches dem Gebiete der vergleiäfenden Morphologie und Ontogonie entnommen ift. Wir könnten fagen: alles paläontologifch vorliegende Material wird erfahrungsmiißig. und zwar durch unfern Gefichtsfinn und Taftfinn angeeignet. auf welche Aneignung die denkende Kombination zu folgen hat. Die the o r etifch erfchloffenen Stamnibäume miif'fen dagegen auf die Stütze der finnlichen Wahrnehmung verzichten. weil fie lediglich durch unfern kombinierenden Verfiand aufgebaut werden. Damit ift der Wert phylogenetifcher Spekulation im Vergleich zur erfahrungsmiißigen Beobachtung fefigefiellt. In letzterer handelt es fiä) um Wiffen. in erf'terer um ein Fürwahrhalten. alfo um Glauben, Somit reichen Wiffen und Glauben auf dem Gebiete der Wifienfchaft einander die Hände.

„Der Glaube ift das Organ des Erkennens.“ fagt Max Müller. ..womit wir das. was den Bereich unferer Sinne und unferer Vernunft überfteigt. erfaffen.“ Solcher Glaube fpielt nicht nur in der Religion. fondern auch in der Philofophie. in der Naturwiffenfchaft und fclbft in der Mathematik feine bedeutfame Rolle. In der Mathematik find es die Grundlagen. die fogenannten Ariome. an die geglaubt werden muß. denn jeder Mathematiker ift von ihrer Wahrheit überzeugt und kann fie doch nicht beweifen. Ein folches Axiom ift z. B.. daß parallele Linien fich niemals fchneiden. auch wenn man fie bis ins Unendliche verlängert; ein anderes Axiom ift. daß die gerade Linie den kürzeften Weg

zwif>7en zwei Punkten bildet. Das find einerfeits unbeweisbare Glaubens-fäße, andererfeits unabweisliehe Forderungen unferes
V e rfia n d e sx an deren Richtigkeit niemand zweifelt. Spencer nennt fie Wahrheiten- die eine eigentümliche Art von Gewißheit befißen. Nach Poincars find die Ariome nicht auf empirifäien Tatfachen- fondern auf übereinkommen beruhende Fefifeßungen. Es find aus praktifäten Mo-tiven anfihauliche Wahrheiten, an die wir glauben- und in diefem Sinne habe ieh einft die Abfiammungslehre der Organismen für ein Axiom der modernen Biologie erklärt- weil fie mir die einfaätfie Erklärung für den Zufammenhang der Arten einer Gattungt der Gattungen einer Familie ufw. zn geben feheint, obgleich wir für diefen Zufammenhang eine er - fahrungsmäßige Gewißheit und erfahrungsmäßige
Beweife nicht befißen. Wollen wir lediglich den Maßftab der Erfahrung anlegen, fo gelangen wir dem Abftammungsproblem gegenüber zum Agnofiizismus; nur der ein .Heer von Tatfaehen berü>fiehtigende und zu Argumenten ausbauende Verfiand wagt est in gläubiger Zuverfieht eine Abfiammungslehre aufzubauen. Nicht anders verfahren der Phyfiker und der Chemiker in ihrer Lehre von den Elektronen und Ionen. den Atomen und Molekülen. Dennoch gehört die fogenannte Stereo-ehemie zu den höehften Triumphen des menfehlichen Geifies- weil fie davon überzeugt ift und diefe Überzeugung zu verbreiten vermag- daß in den unfiehtbaren Molekülen einer Reihe von Verbindungen gewifie Atome bald diefenx bald jenen Plaß einnehmen- worauf die befonderen Eigenfehaften diefeÜVerbindungen beruhen. Pafieur hat zuerfi die Tat-fache des Vorhandenfeins zweier verfehiedener Weinfäuren- von denen die eine die Ebene des polarifierten Lichts nach rechts die andere fie nach links drehtt darauf zurückgeführt- daß gewiffe Atome zu einer das Molekül teilenden Symmetrieebene eine verfchiedene Stellung einnehmen. Die Chemiker glauben mit vollfier überzeugung an diefe unfichtbare Mole-kularfiruktur wie an eine fefibegründete Tatfachß ohne fie doch in dem Sinne beweifen zu können- wie es fiir einen apodiktifehen oder mathe-matifchen Beweis gefordert wird. An die Stelle einer folchen Beweis-form- deren Anwendbarkeit auch in der Wiffenfchaft eine befchränkte ifi. tritt die Fülle der Argumente oder Indizien- die den nnerfchütterlichen Glauben in uns hervorrufen, daß es fo und nicht anders fei.
Wenn wir dem Abfiammungsgedanken als einer allgemeinen und leitenden Idee der Biologie unfere Zufiimmung nieht verfagen können, fo befißt diefe Idee noch dadureh einen unermeßliehen Wert für die

Wiifenfchaft, daß fie uns immerfort anfpornt- nach neuen Tatfaäzen zu fuchenz durch weläfe die Abftammung verfchiedenartiger Organismen voneinander für einzelne Fällef fei es in der unmittelbaren Gegenwart, fei es in einer früheren Erdepochez empirifch feftgefiellt wird. Dadurch wird die Abftammungsidee zu einer fogenannten Arbeitshypothefe der Forfchungz zu einem heurifiifchen Prinzipz das der Wiffenfchaft der Biologie ficher noäf große Dienfte zu leiften berufen ifiz zu einem Programm.

Daß der Naturforfiher auch der Beurteilung der Einzelfälle gegenüber die nürhternfte Vorfiiht walten laifen mußz ifi felbfiverfiändlich. Hier darf er der Phantafie und den eigenen Wünfchen nicht die Zügel fchießen laffen und niäft eine Tatfache als bewiefen verkündigenz ehe er dazu die volle Berechtigung befißtz fo daß feine Beweisgründe von jedem verftändigen Menfrhen als bindend anerkannt werden müffen. Je wichtiger ein Einzelfall für die ganze Natutordnung erfcheintz um fo größere Befonnenheit ift geboten, Leider wird nicht immer nach diefem Grundfaße gehandelt- nicht felten in den allerwichtigften Fragen mit einem unglaublichen Leichtfinn geurteilt. Dies gilt insbefondere in bezug auf die oft gehörte Behauptung daß der Menfch von einem Affen abfiammez für die keinerlei ausreiäfende Beweife bis jeßt erbracht worden find. Sogar die hierfür vorgetragenen Ar g u m e nt e find großenteils fo wenig ftirhhaltig, daß man dem Glauben fchon viel zurnuten muß, wenn er von der Tatfache einer folchen Abftammung überzeugt fein will. Nur fo viel läßt fich zur Zeit fagen: Der Menfrh gehört nach der Organifation feines Leibes unbedingt in die Reihe der Säugetiere, und ' ifi die Abfiammungsidee überhaupt richtigz fo kann auch der Menfch von ihr nicht ausgefchloffen werden. Da wir wiffen, daß der einzelne Menfch eine Entwicklung durchmacht wie alle Säugetierez die mit einer Einzelzelle beginnt„ dann die Stufenfolgen gleichförmiger und differenzierter Gewebe durchläuftz bis der Organismus in allen feinen Teilen fertig geworden iftx fo hat es für uns auch keine Schwierigkeit zu glaubenx daß er phylogenetifche Vorfahren befaßz die einfacheren Organifationsftufen des Tierreichs angehörten. Ein W if f en von folchen tierifchen Vorfahren des Menfchen gibt es indes niäftz und wo die Anfänge des menfrhlichen Geifies in diefer Ahnenreihe eingefeßt haben mögenz ift uns fo unbekannt wie der Zeitpunktz in dem der einzelne Menfch der Gegenwart mit den Anfängen des Bewußtfeinsf des Fühlens- Wollens und Denkens ausgeftattet wurde.

Die geifiigen Eigenfchaften des Menfchen werden unter dem Begriff feiner Seele zufammengefaßt. Wir kennen nur die Äußerungen. das .Handeln der Seele; über das Wefen der Seele wiffen wir nichts. Wenn die Materialiften behaupten. die Seele fei eine Tätigkeit des Protoplasma der Gehirnzellen. fo ift das ihr Dogma. ihr Glaubensfaß. Nicht weniger find die Pfychiften Dogmatiker. wenn fie lehren. daß es nur Seele gebe. und daß die Materie nichts anderes fei als eine Vorftellung diefer Seele. Die Dualifien endlich. die eine materielle Welt n eb en einer geifiigen annehmen. können auch für diefe Überzeugung keine apodiktifchen Beweife erbringen. In der Seelenfrage tritt uns daher wiederum eine Schranke des Naturerkennens entgegen. felbft wenn wir die Vereinbarkeit der Willensfreiheit mit dem Mechanismus materieller Vorgänge für undenkbar zu halten uns gezwungen fehen.
Auch unfer Gefühl für das Schöne führt uns an folche Schranken der Erkenntnis. Jeder von uns gibt zu. daß ein Menfch. ein Pferd. eine Blume fchön fein können; aber was außerhalb unferes Bewußtfeins in der Natur dem entfpriaft. das wir für fch ö n bewerten. darüber wiffen wir nichts. ..Die Empfindung deffen." fagt Mar Müller. ..was fchön ift. ifi in uns -- das ift alles. was wir wiffen; woher fie uns gekommen ifi. werden wir niemals erfahren. Sie fiammt gewiß nicht aus diefem Leben. fonft könnten wir fie erklären; aber fie liegt diefem Leben zugrunde. fonft könnten wir fie nicht empfinden. Oft erfcheint fie uns wie ein L(Wein der Natur. oft wie ein Strahl göttlichen Lichts".
Da ich einmal beim Zitieren von Mar Müller bin. möchte ich eine dritte Äußerung des großen Orforder Forfchers hier wiedergeben. die fich wie die beiden erften in dem Buche ..Leben und Religion'") findet. und welche lautet: .
.,Diejenigen. welche an das Glück des einfältigen Glaubens ihrer Kindheit denken. mögen wohl fragen. warum diefer je zerf'tört worden ifi. Wenn wir die Seligkeit diefes Glaubens kennen. enthalten wir uns natürlich alles deffen. was ihn in den Herzen derer. die uns anvertraut find. vorzeitig zerfkören könnte. Aber das Kind wächft zum Mann heran. es mag wollen oder nicht. und der Glaube erwächft zum Glauben des Mannes. Das ift nicht unfer Werk. fondern das Werk deffen. der uns zu dem gemacht hat. was wir find. Wie alle unfere andern Vorfiellungen wacbieu und fich verändern. fo gefchieht es auch mit unferer Vorftellung

1) Stuttgart. bei Mar Kielmann.

von Gott. Ich weiß. daß es Männer und Frauen gibt. welche bei den erfien bewußten Spuren diefes inneren Wachstums erfchrecken und es mit aller Macht unterdrücken. Sie fchließen ihre Augen und Ohren vor allem Licht. das von innen und von außen kommt. Sie möchten fo glücklich wie die Kinder bleiben. und vielen von ihnen gelingt es. dauernd fo harmlos wie die Kinder zu fein. Möäjte fie jemand darum tadeln oder fie fiören? Die aber auf Gott trauen und auf das Werk. das er in ihnen vollbringt. müffen eintreten in den Kampf. Für fie wäre es Feigheit und Glaubenslofigkeit. vor folchen Anfechtungen zurückfchrecken. Sie find nicht davon überzeugt. daß fie nur dazu hier find. fich der Seligkeit eines kindlichen Glaubens zu erfreuen. Sie fühlen. daß ihnen ein Pfund anvertraut ifi. welches fie nicht vergraben dürfen; aber der Kampf ift fchwer. und um fo fchwerer. weil fie zwar wiffen. daß fie der Stimme der Wahrheit. welche die, Stimme Gottes ift. gehorchen. aber von vielen. welche fie lieben. angefehen werden. als gehorchten fie der Stimme Gottes nicht. als zerfiörten fie den Frieden. als ärgerten fie die Kleinen."

Damit kommen wir auf die alte. immer wiederholte Behauptung vom unverföhnlichen Gegenfaß zwifchen Religion und Naturwiffenfchaft. vom ewigen Kriegszufiand zwifchen beiden. Ich betrachte es als mein Lebenswerk. diefer unter den Gebildeten aller Länder weit verbreiteten Meinung entgegen zu treten und nicht nur die Möglichkeit des Friedens zwifchen Naturwiffenfchaft und Religion darzutun. fondern zu zeigen. daß gar kein Anlaß zum Kriegszuftande und zu Gegenfäßen befieht. Einerfeits braucht die Religion nur in ihrer Sphäre zu bleiben. wie die Naturwifienfchaft in der ihrigen; beide brauchen fich nur feindfeliger Übergriffe in das fremde Gebiet zu enthalten. dann ifi der Friede gefichert. Die Naturwiffenfchaft kann aber auch freundliche Beziehungen zur Religion unterhalten. und daß folche freundliche Beziehungen zu allen Zeiten haben beftehen können. wird durch die Tatfache. bewiefen. daß die größten Naturforfcher religiöfe Menfchen gewefen find. Um zu einem folchen friedlichen Zufammenleben zu gelangen. hat man zweierlei zu beachten. Einmal ifi die Religion durch die wiffenfchaftliche Kritik dahin gebracht worden. anzuerkennen. daß die Welt fo unbegreiflich ift wie die Macht. deren Offenbarung fie felbft verkündigt. Sodann können Religion und Wiffenfchaft zufammenfiimmen in dem G l a u b e n an eine hinter den Dingen ftehende höchfie Macht. die unfer Begreifen überfieigt; ..vor dem die Worte umkehren und das Denken. nicht findend

ihm" heißt es in den Upanifchads, Gott ifi für die Wifienfchaft von der Natur wie für die Theologie unerforfchlich und unerkennbarz nur im Glauben ifi er zu erfafien. So hat auch Kant von feinem eigenen Werke gefagtt daß er das Wifien aufheben mußte, um für den Glauben Platz zu gewinnen. Wenn die Naturwifienfchaft über ihr Arbeitsfeld hinausweift auf eine hinter der Ericheinungsflucht fiehende unerke-nnbare Gewaltt fo befätäftigen fie und die Religion fich von verlchiedenen Standpunkten aus mit dem gleichen Gedanken.
Doch der Menfch i| das Maß aller Dinge. Diefe.: uralte Satz des griechifchen Weifen behielt Geltung durch alle Zeitalter hindurch bis in unfere Tage des modernen naturwiffenfchaftliGen Agnofiizismus. Die Naturwiffenfchaft hätte niemalspdie jetzige Geftalt annehmen können ohne das menfchliche Auge. Aber der menfchliche Verfiand ift verantwortlich zu machen für unfere Weltanfchauung. Ift diefe Weltanfchauung atheifiifchF dann wird kurzweg eine hinter den Dingen fiehende höhere Macht geleugnet. Ifi fie theiftifä» fo wird eine folche Macht als unleugbar anerkannt. Wenn menfchliches Nachdenken Gott als Per[önlichkeit auffaßte- fo fymbolifierte es fein Wefen aus unferem Erfahrungskreife heraust weil wir nichts Höheres kennen als menfchliche Perfönlirhkeit. Damit macht fich der Menfch wiederum zum Maßftabe defien- was er beurteilen will; er kann eben aus feiner bejchränkten Geiftesiphäre nicht heraus, Er kann höchftens in feinen Schlüfien fo vorfichtig fein- wie es ihm Vernunft und Phantafie irgend geftatten- und er kann dann fagene daß die Perfönlichkeit ein zu kleiner Maßfiab feium die Gottheit daran zu mefien. Doch auch Kant urteilte aus feiner menfchlichen Auffafiung heraus, wenn er fagte- Gott befäße kein diskurfives Denken- wie wir Menfchen- fondern ein intuitives, in einem Schauen das All überfliegendesz auch fein Maßftab i| ein menfchlicher oder» wie man gewöhnlich fagt- ein anthropomorpher. Diefe menfchlichen Fefieln des Anthropomorphismus abzufireifen- i| noch keiner Wifienfchaft gelungen. Jeder VerfuchF es zu tun- führt zu einer Gebietserweiterung des Agnofiizismus- und jedermann wird doch zugeben- daß darin kein Fortfchritt liegt, Menfchliche Wifienfchaft ift zur Entfagung beftimmt und muß fich abfinden mit dem Gedankeny daß Anthropomorphismus und Agnoftizismus ein Teil unferes Schickfals find. Wir haben defien eingedenk zu fein, daß wir in eine Welt der Geheimnifie hineingeboren find. Es ifi ein fpezififch menfchlicher Zug unlerer NaturF daß wir von diefen Geheimnifien fo viel wie möglich zu ergründen fuchen.

Doch ich halte es fiir ein überaus wiäftiges Ergebnis aller bisherigen Wiffeufchaft. daß ein Teil jener Geheimniffe unerforfchbar iii. für den Menfchen ftets Geheimnis bleiben wird. Wollen wir nicht blindlings uns in ein Meer von Jllufionen ftürzen. fo müffen wir anerkennen. daß die ganze Wahrheit unferm Verf'tande verfchloffen. daß nur Bruchftücke ihm zugänglich find. und daß wir deren Zufammenhang nur ahnen. Wenn wir glauben. daß diefer Zufammenhang in Gott ruht. fo wird diefer Glaube doch niemals zu beweifen fein. freilich ebenfo wenig zu widerlegen oder auch nur zu erfchüttern. Unfere Überzeugung. auch unfere wiffenfchaftliche Überzeugung darf felfenfeft fein. wenn fie dahin geht. daß eine Gottheit ift und waltet in uns und rings um uns her. Diefe Uberzeugung ift mit wifienfchaftliäfem Agnofiizismus beftens vereinbar. Gott bleibt uns dann ein Symbol für das Unerkennbar-Wirkfame.

Ich fchließe diefe Betrachtungen mit folgenden Worten Houfion Stewart Ehamberlains :1)

..Es gibt eine mechanifch deutbare Welt des Werdens. und es gibt eine mechanifch nicht deutbare Welt des Seins. Geftaltet der Menfch die eine. fo fchafft er Wiffenfchaft. geftaltet er die andere. fo hat er Religion.“ . . . ..Beffemer Stahl und elektrifche Trams und Evolutionsphantafien können den Naäfkommen der Arier und der Griechen auf die Dauer nicht genügen. Kultur hat mit Technik und Wiffensmenge nichts zu tun; fie ift ein innerer Zufiand des Gemüts. eine Richtung des Denkens und Wollens; zerriffene Seelen. ohne abgerundetes Ebenmaß der Anfchauung. ohne flügelficheren Hochflug der Gefinnung find bettelarm an dem. was erfi dem Leben Wert verleiht."

Ich aber glaube. daß auch die Naturwiffenfchaft uns folchen Wert erfchließt. falls wir uns nicht überfpannten Vorurteilen in bezug auf ihre Leifiungsfähigkeit hingeben. falls wir die ihr gefeßten Schranken refpektieren und nicht zügellos überfliegen.

1) Arifche Weltanfchauung. Berlin. bei Bard. Marquardt und Eo.

Martin S cha uÃŸ;.()annepe*er.
Tert von Gabriele Reuter.

Schranken des Narurmkcnuens (f. '.*li *,:r
Dur. ich .kalte ev fiir ein iii-.traue wichtiges Erg'önis aller “77;- 'q -.
WiFi-nfchaft. daß ein Tc-.l jener G;heimn.fi»* une-*fori,bla- 1.-,
Met-.f-hen "tete (iu-heimnis bleiben wird. Willi-u air na:- 1 *n- .-
uns .u ein Meer von Illufionen fiüizcn, fu tui-.frt- tr.. -. ..k..--
dtß die ganz-,- Wahrheit i-nferm. Verfiatwc- vcti-(l-iö-n :a4 n- r -- .-
fiiicke ihm ztlgc*nfxl.*>) find. und dcß wir derm I;--f::ir.1, . *11 i 1-
Wcnn wir glaulcu, daß diefer Zufan-.mrniang in f'-'utt r lt, i --
diefer G'anbe des“. inc-mais zu beweifen fr'n. f7--'1ci* cim-*1** --1--q
wide-'Legen (der auch nur zu erfciiixtteru. ltnf-*r- *ai-cizruaung
unfere wifienfcbaftliche Überzeugung darf fi*li--.cicft fein. wenn ,i. glu. daß eine Grube-'t if! und walter in uns rad kill-.zb um m“.-
Diefe Älteren-zung iii mit nu'fenfchc.ft;icl--:m ?calcium-.mer b fien- 3
einl-ar. Get* Derbi uns dann ein Combol f'lr das Multi-rx:
Wirl'nime.
Ich fchlixße dieic ("Trennungen mit folgenden '.L'o-t-q akoä'
Stewart Ehamberlaiasü]
..Es gibt ei 1e riechenfct; deutbcwe Welt des use-"rene, na." i1 e.
e nr meckanifh nicht demo-:re 'Welt des Scins, &Fe-,K it: du* *'
die ei-ie. fo fehafft er Iliiffen-'chafn gefialtrt er die andere. fe i.. .,
Religion.“ . . , ..Benin-er Stahi und .lkw-ift.. Trans und cr *lt-ions-
vhan-.afien können den Nachkommen der Arier und der ("riechen cn-
Dauer nicht gen igcn. Kultur har mit Technik .ind 'Zliii'zenemcngc .. *
*.- tt:nz fie .ft ein innerer _Zr-fand des Gemüte. eine. Richtung der :7....
ken-s und Wollens; zerriffene Seelen: ohne abgerundetes Eher-mad J-
Anfchauung. ohne flügelfi-mren H-Mhflng der G.fi7.7.ung find bittelarrt 2*»
dem. was erli dem Leben Wert verleiht."
Ich aber glaube. daß auch die Naturwif'ci-.ict-aft uns fol-.hen *ZI*-
erichließt. falls wir ins niht iiberfpannt-*n :'_torurtcucn in bg ,2 a-
ihre Leifiungafähigkeit hinge-len. falls wir die ihr gifet-?rcn Zeh..."
rcfpek-*iercn und nicht z;L.--ilos iiberfl'iegrr.,
'L Aiifche Weltanf-Lztuung, Berlin. bei lWard. Marquard. 4.-7.!,
__“-_____"_"M-"__ "_"W"
t7.
“'

MartinSchauÃŸ:Hannepetei-.
*oo-*4 Text von Gabriele Reuter,

EMPTY

M. Arzybafchew:
Paul Tumanow.
Deutfaf von Adolf Heß.
Arzybafchew.

Wie Gorki durch fein ..Nachtafyl“. ift Arzybafchew dura) feinen Roman ..Sfanin“ bei uns berühmt geworden. Bei dem Erfolge des ..Nachtafyl“ war die wefentliche. gute Seite. das Mitgefühl mit den unterften Ständen ausfchlaggebend; beim „Sic-min“ ift es das erotifche. feruelle Moment. Unter diefe verkehrte. beklagenswerte Einfchäßung des Buches hat die Behörde durch die Befchlagnahme des ..Sfanin" bei uns ihr Signum gefeßt. Politifche Momente. wie in Rußland. kommen bei uns niaft in Betracht - die politifchen Ideale der brodelnden. gärenden ruffifchen Jugend intereffieren uns nicht. Alfo hat die Behörde das Buch unter dem Gefichtswinkel jener zwei. drei zynifch-barbarifch-afiatifchen Stellen betrachtet. die ein kluger und gefchmackvoller überfeßer beffer fortgelafien hätte. Wenn nun aber. wie man den Autor fofort wieder freigelafien hat. fein Buch in Nußland freigegeben wird? Will man bei uns ruffifcher fein. als in Rußland?!

Arzybafchews Bedeutung liegt nicht auf dem Gebiet raffinierter Pikanterien. Seine Lebensanfchauung hat Tolftoj kürzlich als Epikuräismus bezeichnet. In der Kunft wandelt Arzybafchew z. T. neue Bahnen. Und in diefer Hinficht follte man ihn ftudieren. und zum mindeften gelten laffen. Seine Stärke liegt im Lyrifchen. Subjektiven. Die Kompofition ift. wie im ,.Sfanin‟. fo auch in den Novellen nicht immer gefchloffen. Dagegen find die Ausdrucksmittel. der Sinnenreichtum diefes Autors erftaunlich. Er zieht die ganze Natur in den Bereich feines fcarken Gefühls. durchtränkt fie mit Stimmungen. die denen feiner Perfonen adäquat find. und erzielt auf diefe Weife wirkfame Refonanzen aus dem Milieu. Seine Gefialten füllt er mit warmem roten Blut und befchreibt Gedanken und Gefühle. die literarifch fchwierig zu behandeln. aber von großer Bedeutung find. Arzybafchew hält nichts von einer konftruierten Konfequenz der Charakterez er fiellt die Lebenswahrheit höher. Geht oft an undankbare. fchwierige Probleme heran. meiftert fie aber grundehrliäf und mit großer Kunft. Das geht auch aus der Novelle ..Paul Tumanow“ hervor. die in diefem Heft zum Abdruck gelangt.

Ein Gymnafiaft. der feinen Direktor erfchießt. weil diefer

ihn nicht verfeht hat. ift ein mißratenes Individuum. Arzybafchew hebt diefe Gef'talt aus der Sphäre der Zufälligkeiten in das Gebiet typifcher Erfcheinungen. die wir verfiehen. begreifen. bemitleiden. |att fie zu verabfcheuen. In anderen Novellen erzählt der Autor von kleinen. bedrückten Leuten. die an ihrem Starrfinn. einer unglücklichen Umgebung und widerwärtigem Gefchick zugrunde gehen. und von grandiofen Volksbewegungen. Viel Pofitives Freudiges. Lebensbejahendes ifi da nicht zu finden. Woher foll der Dichter es nehmen? So behandelt er denn mit Vorliebe die Beziehungen der Gefchlechter zueinander und verkündet hier. was Tolf'toj als Epikuräismus bezeichnet hat.

Berlin, 17!'. Adolf Heß.

I,

Vor der gefchlofienen. gelben Tür des Empfangszimmers des Polizeimeifiers in einem kleinen. fchmußigen Flur. mit lange nicht gefirichenem Fußboden. ftand mit dem Rücken gegen den Garderobenfiänder. ein pockennarbiger. kleinruffifcher Polizeifoldat 'in fchmußiger. unter der Achfel zerriffener Uniform.

Das Ausfehen diefes Soldaten war durchaus friedlich und dumm; was ihn aber nicht hinderte. feine Züge in gebieterifch-firenge Falten zu legen. als ein Fremder den Flur betrat.

Diefer Fremde. der in das Zimmer wollte. in das Befucher nie anders als zur fefigefeßten Zeit von 12-3 Uhr hineingelaffen wurden. war ein Jüngling in *knappem Gymnafiafienmantel und ebenfolcher Mütze. Er war mittelgroß. dickköpfig. hatte ein nicht hübfches. aber ziemlich fympathifches Geficht; auf den Wangen und der Oberlippe zeigten fich die erften Spuren eines Bartflaumes. Der Jüngling war rot und augenfcheinlich erregt. Er trat fehr fäfnell ein. als wenn jemand hinter ihm herjagte. und nahm beim Eintritt fofort die Mühe ab.

,.Ifi hier das Zimmer des Polizeimeifters.‟ fragte er fo laut. als ob er die Frage in diefem lauten und entfchloffenen Ton auswendig gelernt hätte.

„Iawohh" antwortete der Soldat. der augenfcheinlich unzufrieden feine bisherige Befchäftigung aufgab und fich von dem Garderobenf'tänder trennte.

..Was will der Menfch“. dachte er. ..weiß doch. von 12-3! . . Nur die Leute beunruhigen! . g

„Geht es hier hinein?‟ fragte der Gymnafiafi ebenfo laut und entfchloffen und trat auf die verfchloffene Tür zu.

..Iawohl. Aber jeßt ift keine Sprechzeit.“ fagte der Soldat. die Türe verfperrend.
..Ich muß aber."
..Bitte von 12-3." fagte der Soldat gleichgültig und wifchte fich mit der Hand die Nafe.
* ..Ich muß ihn unbedingt fofort fprechen."
„Hab" Befehl. niemanden vorzulaffen."
Der Gymnafiafi wurde durch diefes unvorhergefehene Hindernis. das fich ihm auf feinem fo wichtigen und traurigen Weg entgegenftellte. ganz klein und mutlos. Diefer gleichgültige und unfaubere Soldat paßte fo wenig in feine Vorftellung. daß er beinahe den Flur verlafien hätte. Aber am Ausgang blieb er fiehen. wurde purpurrot und flotterte:
..Ich muß eine Anzeige machen: ich habe jemanden getötet.“
„Wen denn?" fragte der Soldat dumm.
Der Gymnafiaft fchwieg und blickte den Soldaten an; und diefer mit feinen Gloßaugen und dummem Lächeln ihn.
..Bitte . . ," fagte der Soldat endlich mit zweifelhaftem Kopf-frhütteln. ftieß die Tür auf und trat beifeite.
Der Gymnafiafi feßte aus irgend einem Grunde feine Mühe auf. nahm fie aber fofort wieder ab und trat ein. Der Soldat blickte ihm fiumpffinnig nach.

ll.

In dem großen. hellen. mit den Porträts des Kaifers und der Kaiferin gefchmückten Zimmer befanden fich um diefe Zeit vier Per-fonen: der Polizeimeifier. ein anfehnlicher Herr mit langem Schnurr-bart und Ringen an den Fingern; fein Affiftent. ein dicker Menfch mit fiattlichem Bauch. rotblauem Geficht und kurzem. fetten Hals ohne Adamsapfel; und der lange. fchwindfüchtige Prifiaw. auf deffen fchmalen Schultern Uniform und Säbel wie an einem Kleiderhaken hingen. Der vierte war ein Herr im Interimsrock mit blanken Knöpfen. langem roten Bart und blauer Brille auf der dicken. pickeligen Nafe. Er blätterte fiehend auf dem Tifch am Fenfter Akten durch und hörte über die Schulter auf das. was der Polizeimeifler fagte.
Der faß mit dem Geficht nach der Eingangstür. hatte beide Ellbogen auf den grünen Tifch geftüßt und erzählte lachend und gefiikulierend. wie die Tochter eines Uhrmachers. die bei einer Jagd auf Proftituierte ergriffen fei. fich trod der Verficherung ihres Vaters: fie fei ..noch ganz

Kind". fchwanger erwiefen habe. „Ha -- ha - hal Ganz Kind!"
lachte der Polizeimeifier unbekümmert. und fein von der Uniform firaff
umfpannter Körper fchaukelte nach allen Seiten.
Der Afiifient. der außer feiner Dicke überhaupt nichts fühlte, litt
unter der Hitze und Langenweile, lächelte aber troßdem- weil der Poli-
zeimeifter lachte.
Der Priftaw ftand wie ein Stock vor ihnen und lächelte ebenfalls.
obwohl ihm das Stehen bei feiner Schwäche befchwerlich fiel. Er blickte
wütend und neidifch auf den ftarken. gefunden. faftig lachenden Polizei-
meifter, wagte aber natürlich nichtf defien müßiges. überflüffiges Ge-
fpräch durch eine Erinnerung an das eilige Aktenfiüct zu unterbrechen.
auf das er fchon mehrere Minuten wartete.
Der Sekretär endlich. der den Polizeimeifier wegen feiner Grobheit
und Prahlerei nicht ausfiehen konnte. hörte ihm mit Genuß zu. weil er
heute aus ficherer Quelle erfahren hatte. daß der Abfchied des Vorgefeßten
nahe bevorfiände. Darüber wurde in der Kanzlei wie über eine feft-
ftehende Tatfache gefprochen. während der Chef felbft augenfcheinliäf
noch nichts ahnte.
..Wenn du das wüßtefi. würdeft du nicht fo lachen!" dachte der
Sekretär fchadenfroh.
Als der Gymnafiaft eintrat. wandten alle ihm fofort das Geficht zu,
und der Polizeimeifter hielt mitten in einer Bemerkung inne.
Der Gymnafiafi blieb. wie er eingetreten. mitten im Zimmer fiehen
und zog hafiig etwas aus der Tafäfe. das fich dort fefthakte und nicht
ans Licht wollte.
Der Prifiaw hielt es für feine Pflicht, hinzugehen und den Jüng-
ling zu fragen. Dasfelbe dachte der Sekretär. So kam es, daß beide
gleichzeitig fragten:
..Was wünfchen Sie?“
Aber der Gymnafiafi fchwiegf blickte zerfireut bald den einen. bald
den anderen an und fuhr fort. den Gegenfiand aus der Tafche zu ziehen.
Brotkrumen fielen auf den Fußboden. Der junge Menfch atmete fchwer
und wurde rot; fein Geficht erfihien jämmerlich- hilflos. fein Hals
fchwißte.
Der Priftaw legte den Kopf wie ein Specht auf die Seite. guckte
mit einem Auge in die Tafche und wollte etwas fragen. aber in diefem
Augenblick zog der Gymnafiafi. der die ganze Tafche nach außen gekehrt
hatte. endlich einen kleinen glänzenden Revolver heraus und reichte ihn

dem Polizeimeifier. Der fireckte unwillkürlich die Hand aus und nahm die Waffe.
..Ich habe den Direktor totgefchoffen." erklärte der Gymnafiafi fiockend.
..Was denn?" fragte der Polizeimeifier. die Brauen hochfchiebend.
..Wen?‟ fragte auch der dicke Affifient. auf deffen fettem Geficht fich deutlicher Schreck malte.
..Den .Direktor . . . Wladimir Stepanowitfcbi“ wiederholte der Gymnafiafi tonlos.
„Wosnefenski?“ rief der Polizeimeifier.
„Im" fliifterte der Gymnafiaft.
k* Ieht bewegten fich alle von der Stelle und rannten durcheinander. Der Polizeimeifier fchnallte den Säbel um und verwickelte dabei die Koppel; der Prifiaw lief fort. um eine Drofchke zu holen; der Affifient erfchrak und fuchte feine Mühe. Alle fchrien und liefen durcheinander und vergaßcu ganz den Urheber des Ereigniffes. Erft beim Fortgehen erinnerte fich der Polizeimeifier des jungen Menfthen und fragte ihn unwillig:
..Wer find Sie?"
Der Gymnafiafi antwortete nicht. Er begriff offenbar nicht. was mit ihm verging. und zerkniillte gedankenlos feine Mühe.
Der Prifiaw fprang auf ihn zu und fchrie ihm faft ins Ohr:
..Wer find Sie?"
..Paul Tumanow . . . Sekundaner." erwiderte der junge Menfch mechanifch und wandte ihm fein Geficht zu. fo daß der Priftaw verwirrt wurde und mit der Hand eine Bewegung maäfte. alswollte er die Antwort nach dem Polizeimeifter hinlenken.
..Wir müßen fahren.‟ fagte der Polizeimeifier erregt.
..Diefes Unglück!‟ wandte er fich an feinen Affifienten. ..Sie fahren mit.“
..Ia. ja‟. fchnaufte der Affifient und griff nach der Mühe.
..Viktor Alerandrowitfch." trat der Prifiaw ehrerbietig auf den Polizeimeifier_ zu. ..Was machen wir mit Dem?" Er deutete mit dem Kopf nach dem Gymnafiaften.
..Ach ja . . . Der wird bis zu meiner Rückkehr hier behalten."
..Und der Revolver?"
..Ja. ja. das col-pm! ueljcti . . . fchließen Sie ihn ein. Sie

kommen mit. und den da behält Andreas Semjonowitfeh im Auge. Geben Sie acht!" rief der Polizeimeifier und verfchwand in der Tür.
..Zu Befehl!" brummte der Sekretär finfter. ohne fich von der Stelle zu bewegen.
Der Priftaw niekte ihm zum Abfchied zu und lief ebenfalls fort.
Eine Minute darauf donnerten unter dem Fenfter. eine nach der andern. zwei Drofehken vorbei. die die Polizei an den Tatort des Verbrechens brachten.

[Il.

Im Zimmer blieben der Sekretär an feinem Tifch und der Gymnafiaft. Er ftand mit umgekrempelter Tafehe noch immer mitten im Zimmer. In die offene Tür bliekten Schreiber und Polizifien. die fchon von dem Vorfall gehört hatten. Sie betrachteten neugierig den Gymnafiafien.
Der Sekretär fühlte fich ungemiitlich. Er ging. faft auf den Zehenfpißen. durch das Zimmer. fehloß die Tür. nachdem er den Neugierigen mit dem Finger gedroht. und kehrte an feinen Platz zurück. Dabei murmelte er: ,.Seßen Sie fich . . . Was fiehen Sie dal . .
Der Gymnafiafi ging meehanifeh zur Wand und feßte fich auf einen Stuhl; feine Hände zerkniillten noch immer die Müde.
Der Sekretär feßte fich leife auf feinen Platz. Der Knabe tat ihm leid - er konnte nicht glauben. daß er einen Mörder vor fich hätte. Er fiellte fich. als beachtete er den Gymnafiafien nicht. blätterte eifrig in feinen Akten und warf nur bisweilen fchnefle. neugierige Blicke auf den unbeweglich dafißenden Verbrecher.
Paul Tumanow faß dicht am Fenfter in unbequemer. gezwungener Haltung; er bewegte fich nicht. hatte die Lippen zufammengepreßt und atmete laut dura) die Nafe. Dabei blickte er unausgefeßt auf einen Punkt auf dem Fußboden. wo die Brotkrumen hingefkreut waren. und fühlte ein quälendes Verlangen. fie aufzufuihen: fie kamen ihm auf dem gelben. fauber gefcheuerten Fußboden unerträglich vor und erinnerten ihn fortwährend an das. was gefchehen war.
Aber das fehien ihm nur fo - tatfäehlich quälte ihn der Wunfch. die Ereigniffe des heutigen Morgens. die jeßt wie ein feharfer Keil in fein Leben hineingetrieben waren. los zu werden. Eine Art tödlicher Starrheit hielt ihn gefeffelt. Er konnte fich nicht einmal Reehenfchaft darüber geben. wie „es" eigentlich angefangen. fich entwickelt und ge-

endet hatte. wie er hierher gelangt war und warum er hier in dem großen. leeren Zimmer neben einem bärtigen .Herrn mit blauer Brille faß. der in Papieren blätterte. Bisweilen war ihm. als müffe er auf- fiehen und fortgehen. dann würde alles ein Ende nehmen und fich als dummes Zeug. als alberner Scherz erweifen . . , Aber dann riß diefer Faden plötzlich ab und es erfchienen eine Menge Bilder. abgeriffene Worte und rote Flecke. die auseinanderfloffen. breiter wurden und end- lich alles mit einem Purpurnebel überzogen. in dem bekannte. aber fchreckliche Gefichter tanzten . . .
Paul Tumanow fihüttelte fich unwillkürlich und fah für einen Augenblick wieder die großen hellen Fenfier. den Schatten eines bärtigen Kopfes und hörte das Rafcheln der Akten.
Es war ein Zuftand. der an Phantafieren grenzte.
Mitten in diefem wirren. fihweren Chaos fühlte Paul Tumanow. daß er etwas tun müffe. das fehr wichtig und von entfcheidender Be- deutung feiz was das war. konnte er nicht herausbekommen. es quälte ihn aber dermaßen. daß die Krumen auf dem Fußboden ihm gleich- gültig erfchienen. Er firengte fich an und begriff . . .:
Es war die nach außen gekehrte Manteltafche,
Paul Tumanow legte die Mühe auf den Stuhl und krempelte die Tafche mühfam nach innen. wobei feine Finger noch einige Brotkrumen fühlten.
Diefes Butterbrot hatte er mitbekommen. als er morgens aus dem Haufe ging.
Und plößlich tat ihm etwas fehrecklich leid. und er kam fich jämmer- lieh klein und nichtig vor.
Paul Tumanow weinte. anfangs leife. dann immer lauter und lauter.
Der Sekretär erfchrak. Er fprang auf. warf die Feder hin. goß ein Glas Waffer ein und brachte es Paul. Der trank aber nicht. fondern fchluchzte und fchüttelte fich wie im Fieber.
..Ru nu. hören Sie auf . . . Was machen Sie für Unfinn . . . da. trinken Sie Wafier." brummte der Sekretär erfchrea't. Dann gab er unerwartet einer inneren Stimme nach. fireichelte Pauls Kopf und murmelte:
..Armer Junge!"
Paul hörte die mitleidige Bemerkung. und fein Weinen ging in hyfierifches Schluchzen über. Er hatte das Gefühl. als ob in der ganzen

Welt ihn niemand bedauerte. mit Ausnahme diefes Sekretärs. Er lehnte den Kopf gegen die Weite des Beamten. wobei er fich an einem Knopf die Nafe feheuerte. und fchluchzte noch heftiger.
Der Sekretär blickte hilflos um fich,
[*7.
Tags zuvor. gegen zwölf Uhr nachts. lag Paul Tumanow auf einem alten Sofa. das ihm als Bett diente. Er hatte das Kiffen unter dem Kopf zufammengeknüllt. fo daß er heiß und unbequem dalag und beobachtete. wie die Lampe ihr weiches. gleichmäßiges Licht unter dem grünen Schirm auf den Tifch warf. Bücher und Hefte wurden hell be-leuchtet; am Tintenfaß glänzte der rote Deckel; etwas näher bei Paul lag der fchwarze Schatten der Stuhllehne. und neben ihm verfchwamm alles in grünlichem Halbdunkel.
Paul Tumanow lag ftumpffinnig und unbeweglieh da. obwohl er wußte. daß jede Stunde teuer fei. Er war in Verzweiflung geraten. als er fich überzeugt hatte. daß fein Bemühen. in zwei. drei Tagen das in fieben Jahren Verfäumte nachzuholen. zn nichts führte; und jeßt fühlte er keine Kraft zum Arbeiten.
Warum er fo viel. fo unglaublich viel verfäumt hatte. wußte er nicht. Teils war Faulheit daran fchuld. teils Umfiände. die nicht von ihm abhingen; hauptfäaflich kam es daher. daß das wirkliche tätige Leben mit feinen Intereilen ihn gepackt hatte. Diefes Leben aber fpielte fich weit von der tödlichen Stille des Gymnafiums ab.
Als Paul die wirkliche Sachlage endgültig begriffen und fich über-zeugt hatte. daß er fich felbft in bezug auf feine verzweifelte Lage nicht betrügen könnte. ergriff ihn fiumpffinnige Verzweiflung. die an Apathie grenzte. Er ging vom Tiich fort. ohne die Bücher zu fchließen. legte fich auf das Sofa und fühlte fich in feinem ganzen Wefen tief unglück-lich. Neben dem Mitleid mit fich felbft bohrte in ihm dumpfe Wut gegen die Menfchen. denen er die Schuld an feinem ganzen Unglück beimaß -- gegen den Direktor und den Lehrer im Lateinifchen. Darin irrte er fich: die Urfache feines Unglücks lag durchaus nicht in diefen beiden Beamten des Minifteriums für Volksaufklärung; nicht in ihren relativen Vorzügen und Mängeln als Lehrer und Beamte; fondern in dem wider-natürlichen Umfiande. daß ein zwanzigjähriger Jüngling. der nach dem Sinne des Lebens diirfiete. gezwungen wurde. langweilige. jedes lebendigen Gedankens bare Bücher durchzubüffeln. und dafür alles

_.-
entbehren mußte. wonach jeder junge Menfch zu fireben pflegt. Trotzdem hielt Paul Tumanow den Direktor und Lehrer Alerandrowitfch für die Urfache feines Unglücks. das morgen ficher noch zunehmen würde. Das Gefühl der Wut. das feinem guten. weichen Herzen weh tat. verfchärfte fich und ging minutenlang in ein unförmliches Alpdrücken über. während defien man mit qualvollem Genuß. wie ihn nur ein kranker Organismus empfinden kann. an alle möglichen Kleinigkeiten - den Gang. die Stimme. die Redeweife des Betreffenden. der einem als Feind erfcheint. zu denken pflegt und diefe Einzelheiten fo widerwärtig und abfcheulich findet. daß man in Gedanken darauf fpeit. fie mit Füßen tritt und verhöhnt.

Paul atmete fchwer in der erfiickenden Atmofphäre feiner Wut. Es kam ihm vor. als wenn felbf't das Lampenlicht dunkler geworden wäre und einen bedrückenden. bösartigen Schein angenommen hätte. Das Saufen in den Ohren ging zeitweilig in dumpfes Raunen hinter der Wand über. dann in die langgezogenen Töne des Neides und Kummers. die aus der Ferne verdrießlich zu ihm herüberklangen. Paul begriff. daß er diefen bedrückenden Zuftand abfchütteln müfie. aber die fiumpffinnige Verzweiflung überwältigte feinen Willen; er blieb unbeweglich liegen und litt moralifch und phyfifch.

Er hatte Kopffchmerzen.

Die Zimmertür wurde leife und behutfam geöffnet; aus dem dritten Zimmer. in dem Pauls Schweftern faßen und ein Dienfimädchen den Tifch deckte. ertönte fröhliches Gelächter und das Klappern von Tellern. und Klirren von Meffern und Gabeln.

Anna Iwanowna. Pauls Mutter. trat ein. die Witwe eines Oberfien. die von einer Penfion und einer Beihilfe für die Erziehung der Kinder lebte. Es war eine hagere. fchwächliche Dame mit leifer Stimme. einem unerfchöpflichen Vorrat weiblicher Zärtlichkeit und einem welken. vorzeitig gealterten Geficht.

Sie fchritt leife durchs Zimmer. berührte Pauls Stirn mit ihrer weichen warmen Hand und fehte fich neben den Tifch.

„Wollen zu Abend effen. Bifi müde?‟

Daraus. daß fie fich niederfehte. um ihn zum Abendeffen zu holen. und außerdem aus dem bekannten. kläglichen. furchtfamen Augenausdruck merkte Paul. was fie eigentlich wollte. Da ihm das Lügen fchwer wurde und er die Wahrheit nicht fagen konnte. fchwieg er und nickte nur auf die Frage feiner Mutter. ob er müde wäre.

Anna Iwanowna blätterte ein Buch auf dem Tifch durch. ließ den Kopf hängen und dachte traurig. wie* hartherzig und unfähig Kinder doch wären. die Sorgen der Eltern zu begreifen, Sie glaubte. wenn Paul nur ahnte. wie fehr fie litt und fich feinetwegen Sorgen machte. würde er fofort fleißig fein und ein tüchtiger Menfch werden.
Paul aber fchielte nach ihr hin und dachte fafi dasfelbe: wie graufam feine Mutter doch fei und wie unfähig. die Schwierigkeiten und Langeweile der Arbeiten zu begreifen. und daß er. Paul. trotz alledem ein lieber. guter Iunge wäre. wenn er auch das Examen nicht beftände. Er wollte feiner Mutter klagen. wie fchwer ihm zumute fei. und wie die böfen Lehrer allein die Schuld an feinem Unglück trügen. und wie fie. und überhaupt kein Menfch etwas einbüßte. wenn man ihm nicht eine Fünf. fondern eine Zwei oder wenigftens eine Drei gäbe. Aber Paul fühlte. daß die Mutter troß ihrer Güte nicht imftande fei. ihn zu begreifen. und an die Bosheit der Lehrer nicht glauben konnte. Deswegen nährte er dumpfe Wut auch gegen fie. Jetzt fchwieg er hartnäckig und blickte auf die Lampe.
Endlich feufzte Anna Iwanowna hoffnungslos und erhob fich.
..Alfo komm zum Abendeffen."
Paul wußte. daß fie fo nicht gehen würde. und daß er lügen müßte.
..Na. wie ifi es . , . Befiehft du?" fragte Anna Iwanowna fchließlich mühfam.
Pauls Erregung loderte derart auf. daß er laut fchrie:
..So laßt mich doch endlich in Ruhe! kann ich denn das wiffen? . . ."
Als er dann aber ihre großen. freundlichen Augen mit dem Ausdruck der Unruhe und Zärtlichkeit fah. fühlte er plößlich folche Sehnfucht und Mitleid mit ihr. daß er aufftand. feinen Arm um ihre Taille legte und. in der Dunkelheit errötend. gezwungen zuverfichtlich fagte:
..Ich beftehe! komm Mama. Abend effen . . . Liebe gute . .
Und er lehnte fich mit einem Gefühl tieffier Rührung gegen feine Mutter,
Anna Iwanowna blickte ihn forfchend und unruhig an. feufzte und beruhigte fich für kurze Zeit. '
Beim Abendeffen war Paul aufgeregt. lachte viel und foppte feine Schwefiern; als er dann aber in fein Zimmer zurückgekehrt war. fich entkleidet. die Lampe ausgelöfcht und fich hingelegt hatte. kehrte zuerft die Unruhe. dann die frühere Wut mit doppelter Kraft zurück und ließ ihn nicht fchlafen. Er blickte mit runden. eingefallenen Augen in dic

Dunkelheit und fpürte Haß gegen die ganze Welt und Mitleid mit fich felbfi . . .

Als er endlich einfihlief. träumte er von Bäumen. Sonnenfchein. bekannten Gefichtern und allerhand hellen. frohen Dingen,

7-*

Am nächften Morgen fiand Paul Tumanow fehr früh auf; ihm fiel fofort ein. daß er heute zum Examen müffe, Ihm wurde kalt; fein .Herz zog fich weh und krampfhaft zufammen.

Er kleidete fich lange. bald übermäßig haftig. bald die Zeit vertrödelnd an. wufch fich und ging ins Eßzimmer, Der fauber gefcheuerte Fußboden glänzte kalt; auf dem Tifch mit reinem Tifchtuch. in dem noch die Plättfalten zu fehen waren. fiand der blißblanke. fummende Samowar.

Die Schwefiern fehliefen noch. Anna Iwanowna aber faß fchon beim Samowar und lächelte Paul fchüchtern und unruhig fragend zu. Paul lächelte ebenfalls. konnte der Mutter aber nicht in die Augen fehen und ftocherte in feinem Glafe.

..Ifi fchon fpät. Paul.‟ fagte Anna Iwanowna.

Paul fihnitt eine Grimaffe.

..Erft halb neun." fagte er.

..Bis du hinkommft . . .“ erwiderte die Mutter und [teilte die Teekanne auf den Samowarauffaß.

Diefe einfachen. ganz gewöhnlichen Worte. die Paul jeden Tag hörte. erregten ihn jetzt heftig.

..Ich beeile mich ja." fagte er grob. ..gib mi-r wenigfiens Tee."

Anna Iwanowna fah ihn bekümmert an.

..Trink nur. trink . . . ich bin fo . . fagte fie fchuldig.

Es tat Paul leid. daß er feine Mutter durch den groben Ton verletzt hatte; er wollte fich entfchuldigen. unterließ es aber infolge der zunehmenden Unruhe. runzelte die Stirn. feßte eine beleidigte Miene auf. erhob fiäl- nahm aus dem Ranzen das Buch. das er brauchte. und feßte feine Mühe auf.

Anna Iwanowna blickte hinter dem Samowar hervor und wartete. daß er fich. wie ftets. ihren Kuß und Segen holte, Paul fah es deutlich. aber das Gefühl der Wut pa>te ihn wieder. und fo ging er fort. ohne Näf von der Mutter zu verabfchieden.

Er fäfritt fchnell auf der Straße mit den donnernden Lafiwagen dahin; in feinem Innern bohrte Eramensangft und Mitleid mit der Murten die er gekränkt hatte. Je näher_ er dem Gymnafium kann unifo- mehr verlangfamte er feine Schritte und blieb endlich auf einer Brücke frehen und fah zu. wie ein alter Mann mit zerknüllter Adelsmüße und aufgekrempten .Hofen bis an die Knie im Waffer fiehend fifchte. Seine Stiefel mit rotbraunen Schäften f'canden neben einer Wichsfchaihtel für Regenwürmer und einem kleinen Eimer für die gefangenen Fifche auf dem glatten Uferfand. *

Die Sonne fchien helle warm und luftig.

Der Alte bemerkte Paul und blickte ihn lächelnd wie einen alten Bekannten mehrfach an. Endlich bewegte er feine Mütze und fragte; „Gehen Sie zum Examen?"

Paul mußte fich zufammennehmenf um zu verftehen- wonach man ihn fragte. Erft nach einer kleinen Paufe erwiderte er:

„Ia'“

Der Alte nic'te.

„Im Lateinifchen? Ich weiß... mein Junge„ . vielleicht kennen Sie ihn, Waffili Koftrowz geht heute auch zum Examen.“

Paul Tnmanow grüßte und ging weiter. Der Alte bewegte miß- billigend die Lippen und zog eine filbrige Plöße aus dem Waffer. Dann fchante er blinzelnd in die Sonne und warf wieder die Angel aus. Der gefangene Fifeh zappelte in dem kleinen Eimer und fprißte glänzende Wafiertropfen auf den Sand,

Paul Tnmanow dachte im Gehen. Waffili Koftrow würde das Examen ficherlich ebenfalls nicht befiehen. Er kannte Koftrow: den langenz hageren- |ets fchlecht gekleideten und mangelhaft lernenden Sekundaner, der mit feinem Freundef einem gewandten Polen, Anatol Dachnewskif ganze Tage verbotenerweife am Billard zubraafte. Die beiden fpielten meifterhaftz fie kleideten und ernährten fich faft ans- fchließlieh vom Billardfpiel.

Paul Tumanow dachte alfo- auch Dachnewski würde ficherlich nicht beftehenf und diefer Gedanke ftimmte ihn vergnügtcr.

Im Gymnafium angelangtz ging er durch den fauber gefchenerten, breiten Korridor in die Sekunda und entdeckte fofort Kofirow und Dach- newskif die fich auf der Fenfierbank unterhielten. Paul trat zu ihnen.

„Zwanzig Points gebe ich ihm von“ fagte Koftrow mit feinem tiefen Baß.

ö

Als er Tumanow erblickte. reichte er ihm die Hand und fragte ver-
gnügt;
..Haben Sie Angft?"
Dabei lachte er gutmütig,
Aber Paul war nicht vergnügt zumute, Koftrow mit feiner ver-
zweifelten Gleichgültigkeit und feinem ewigen Billardgefpräch erfäfien
ihm widerwärtig.
Er konnte fich nicht bezwingen und fragte aus irgend einem Grunde
nicht Koftrow. fondern Dachnewski:
..Haben Sie denn Angft?" Dachnewski blickte ihn erftaunt au.
..Nein . . . wiefo . . erwiderte er zerftreut und wandte fich wieder
an Kofirow:
..Siehft du. Maslow ftößt vielleicht fchlechter als du. aber er hat
eine Teufelsgeduld und kriegt dich fchließlich unter... Zwanzig darfft
du nicht vorgeben."
..Tue ich doch!" erwiderte Koftrow zuverfichtlich. dabei blickte er
über Dachnewski hinweg Tumanow an und lächelte über etwas. Es
war ein gutmütiges. etwas fpöttifches Lächeln.
..Seien Sie doch nicht bange." fagte er plößlich, ..Fallen wir
durch. fo fallen wir eben durch; großes Unglück! . . .“
Dachnewski blickte Paul aufmerkfam an.
...Hat das einen Zwe>. fich fo aufznregen!‟ zuckte er verächtlich die
Achfeln.
Aber Waffili Kofirow wehrte mit der Hand ab und fagte;
..Laß ihn . , . jeder hat feine Eigenheiten."
Ein fchwächlicher Menfch mit grauem Stusbärtcheu und gutem.
unbedeutendem Geficht kam gelaufen. Das war der Pedell. Er kam in
die Tür gekannt. rief : ..Die Herren zum Examen!“ winkte haflig und
verfchwand.
..Alfo los. die Herren." fiand Kof'trow lächelnd auf und reckte fich.
..Gehen wir.“
Alle drängten in den Korridor und gingen an das andere Ende
zur Aula. wo das Examen ftattfand.
Wieder überkam Paul fchwere Angfi. fo daß feine Knie zitterten.
Er blieb ohne Grund bei dem Tifä) mit Waffer fiehen und trank ein
Glas. Das Wafier kam ihm abfcheulich *unfchmackhaft vor,
..Schnelh fchnell die Herren!“ trieb der plöhlich erfchienene Pedell

die jungen Leute an; dabei fihüttelte er den Kopf und rieb fich die
mageren Finger.
In diefem Augenblick traten aus der Tür am anderen Korridor-
ende die Eraminatoren. Sie kamen aus dem Konferenzzimmer. Vor
dem hellen Fenfter und dem glänzenden Felde fah man nur ein paar
dunkle Schatten mit flatternden Rockfchößen. Paul Tumanow hatte
kaum die Aula betreten und den erften beften Plaß eingenommen. da
kamen fie fchon einer nach dem anderen herein und ftellten fich um den
großen Tifch mit roter. goldbordierter und -betroddelter Tifchdecke.
lil.
Das Examen begann,
Es war das gewöhnliche Examen mittlerer Lehranfialten. Diefe
Gewohnheit des Eraminierens konnten felbft diejenigen. die den ganzen
linfinn einfahen. nicht aufgeben. Lehrer. die die Kenntniffe und Fähig-
keiten ihrer Schüler fehr wohl kannten. riefen diefe an einen Tifch
heran. richteten auf gut Glück ein paar leichte Fragen an fie. die auf
einem Zettel ftanden. den jeder lofen mußte. und taten dann fo. als
wenn fie die Zenfur nach der Beantwortung diefer Fragen und nicht
nach dem längft feftfiehenden Urteil über jeden Schüler erteilten. das
nicht nur jeder einzelne Lehrer. fondern die ganze Konferenz längft
kannte.
Während die Sekundaner einzeln abwechfelnd vom Ende und vom
Anfang des Alphabets aufgerufen wurden. blickte Paul Tumanow in
unbequemer. gezwungener Stellung ftumpffinnig die Lehrer an. Bis-
weilen hatte er das Gefühl. er müßte unbedingt noch etwas durchlefen.
eine fchwache Stelle noch einmal wiederholen; wenn er dann aber
krampfhaft das Buch durchblätterte und die Stelle fuchte. fprangen
ihm taufend ganz unbekannte und vergeffene Zeilen in die Augen und
er ließ das Bua) kraftlos finken. Kalter Schweiß brach aus feinen
Poren; eine Sekunde fpäter aber fuchte er fchon wieder eine Stelle.
Schließlich wurde vom Ende Uchin und vom Anfang Kofirow auf-
gerufen:
„Kofkrow - Waffili.“ wiederholte der Lehrer laut mit einem In-
tervall.
Hinter Pauls Rücken erfchien Kofirows Geftalt. die fich an den
Tifch heranbewegte.

iso-.- Hans Balufchek: â€žFufelâ€œ,
Zum Effay von Georg Ferm-inn,

Par-'i Tumanoir- M. ArznbafM-i:
die jungen Leute an; dabei fa'iüttelte er den Kopf und rieb fich dic mager-:n Finger.

In diefem Augenbli> traten aus der Tür am anderen Korridor-cnde die Eraminatoren. Sie kamen aus dem rtonferecziimmer. Vor dem hcllrn Fenüer und dem glänzenden Felde [ah man nur ein paar dunkle Swami-n mit flatternren Rockfchrfien. Paul Tri-.*.ianow bulk; kaum die Aula betreten und den erfien beiten Platz eingenommen. da kamen fie fchon einer nach dem anderen herein und "teilten fich um den großen Tifch mit roter. geldl-ordiertec und -betroddelter Tifazdeäe.

K71.

Das Examen begann.

Es war dae ,-,ewebxliche Examen mittlerer Lehranfialten. Diefe Gewohnheit des Eraminierens konnten felbfi* diejenigen. die den ganzen llnfiun ei-'fab-r. nicht aufgeben. Lehrer. die die Kknxiknifie und Fähig-keiten ihr-r Schwer fehr web(kannten. riifeu diefe an einer. Tifcb heran. richwten auf gut Glück cin paar leichte Fragen an fie. die auf einem Zcsixl fianden. den jeder lofcn mußte. und taten dann fo. als wenn fie die Jenfur nach der Beantwortung diefer Fragen nnd nicht nach dem längik f-*fifiehenden Urteil über jeden Schüler erfiilten. das nicht nur jeder einzelne Lehrer. fondern die ganze Konferenz längik laultte.

Lich-*end die Eekundaner einzeln abwecbfelnd vom Ende und ven; Anfang des Alphabers aufgerufen wurden. blickte Paul Tri-..arrow i1* unbequem-r. gcc "ingencr Stellung fiumrffinnig die Lehrer an. Bis-weilen i." r xi* 'das Gefühl. er müßte unbedingt noch etwa-*Z durchlefen. eine icio-..Yu .ki-lle noch einmal wiederholen; wenn er dann aber krampfhaft das Bua) dura-blättern und die Stelle fuchte. fprangen ihm taufend ganz unbekannte und veracfienc Zeilen in die Ali-3.71" und er ließ das Buch kraftlee finken. Kalter Schweiß brach aus* feiner. Poren; eine Sekunde fräter aber fuchte er fchon wieder eine Stelle.

Schließlich wurde vom Ende Uchin und vom Anfang Kofirero au?-.ac-ufeux

..Ki-ficow - Waffili.‟ wiederholte der Lehrer laut mit einc-n In. tervall. .

Hinter Pauls Rücken e-*fchien Kofirotos Gefialt. die fich an den Tifch heranbewegte.

"i

. .>
. , .., , e
. . y . r' ..k A
. t .c- ' ,Ki L, .. "-
. e .r
MMV., . F). . '
'
*
â€žFufelâ€œ.
Zum Effay von Georg Hermann.
Balufchek
Hans
Jawa-ls
l909

M. Arzybafchew: Paul Tumanow
Paul Tumanow fuhr fchweißbedeckt zufammen und wurde f'tarr.
Der nächfte würde er fein.
..Paul Tumanow.“ fagte der Direktor.
..Tumanow - Paul." wiederholte der Lehrer laut.
Paul ftand mechanifeh auf. ließ das Buch fallen. wollte es auf-
heben. ftolperte und ging mit hölzernen Schritten ohne das Buch zum
Tifch. Unterwegs ftieß er mit Koftrow zufammen. der an feinen Platz
zurückkehrte. Koftrow war rot. blickte Paul aber unbefangen ins Ge-
fieht und lächelte. Er war mit Pauken und Trompeten durchgeraffelt.
Dann folgten ein paar Minuten. während derer Paul etwas gefragt
wurde; er gab auch Antwort und fühlte. daß er Unfinn redete. noch
fehlechter antwortete. als er gekonnt hätte. Aber er bewegte nur fchwaeh
die Hand; fühlte fich wie in einem luftleeren Raum und riet blind-
lings darauf los. Dabei fuchte er die zitternden Knie zu halten. Erft
gegen Ende wurden feine Gedanken etwas klarer. und auf die Frage
nach der Redeform erwiderte er ganz richtig:
„Qblatieua aboolutn8,“ .
..Und das ift alles. was Sie wiffen?“ fagte der Lehrer kalt und
gab ihm vor Pauls Augen eine Fünf.
In Paul brach alles zufammenz er fäfrie laut auf:
..Das dürfen Sie nicht!"
Der Lehrer fah fragend den Direktor an; der Direktor winkte mit
der Hand. blickte über die Brille hinweg Paul Tumanow ernft an' und
fihüttelte ganz leife den Kopf.
„Sie können gehen." fagte der Lehrer und rief. ohne Paul anzu-
fehen:
..Polonski - Mitrophan."
Stechende Wut drohte Paul zu erfiirken. Er machte mechanifch
Kehrt und verließ die Aula; dabei bemühte er fiäf. feine Mitfchüler
nicht anzufehen. die ihn mit erfchreckten Blicken verfolgten.
Im Korridor erblickte er Koftrow und Daihnewski. die fchon ihre
Mützen aufgefeßt hatten. Koftrow hielt ihn an,
Nun. wie war's.“ blickte Koftrow ihn mit feinen dunklen Augen
freundlich an. ,
Tumanow wollte etwas erwidern. aber feine Kinnlade zitterte
heftig. und fo bewegte er nur die Hand.
..Tja..." fagte Waffili Koftrow.
Tumanow ging vorüber.

...Hören Sie. Tumanow!“ rief Koftrow ihm nach.
Paul blieb ftehen.
..Wenn Sie meinen Alten fehen. der da bei der Brücke angelt.
dann fagen Sie ihm doch Befcheid..."
Koftrow fprach nicht zu Ende und bewegte die Hand. wie vorhin
Paul; er tat das aber in komifcher Weife und lachte.
Dachnewski lachte ebenfalls.
..Na. und Sie?“ fragte Paul.
..Wir tröfien uns mit einer Partie Billard.‟ erwiderte Koftrow
lächelnd und entfernte fich.
Paul Tumanow fuchte feine Mütze. dann fiel ihm ein. daß er
fein Bua) in der Aula vergeffen hätte; er fchwenkte aber wieder nur die
Hand und trat auf die Straße.
bill.
Das helle Sonnenlicht und Wagenrollen auf dem Pflafter mit all"
den lauten Stimmen und wütendem Spaßengezwitfcher betäubte ihn
und ermutigte ihn gleichzeitig. Aber das fchien nur fo: Kummer und
Verzweiflung ergriffen ihn fofort mit neuer Kraft; er kam fich felbft
unendlich klein und unbedeutend vor; krümmte fich und ging im Schatten
am Zaun entlang und glaubte. alle Menfchen würden feinem Geficht
anfehen. daß er durchgefallen wäre.
Er trat auf die Brücke und erblickte fofort den alten Koftrow.
Koftrow faß am Ufer und zog an den Strippen feine rotbraunen
Stiefel an. wobei er den Fuß in die Luft hob und auf die Brücke blickte.
Er bemerkte Paul und nickte ihm vergnügt zu.
Paul Tumanow blieb ftehen und rief fchadeufroh. als wenn er
feinen Ärger an dem Alten auslaffen wollte:
„Waffili ift durchgefallen."
Der Alte ließ den Fuß fchnell auf den Sand finken. überlegte einen
Augenblick und brach dann in fchallendes Gelächter aus. das feinen
großen. zahnlofen Mund verzerrte. Paul blickte ihn erftaunt an.
,.Hab' ich's doch gejagt!" meinte Kofirow vergnügt und ärgerlich
zugleich. ..Hab' ihm gefagt: ‚Du fällft mit deinem Billard herein!“
Alfo ift er wirklich durchgeraffelt?‟ erkundigte er fich neugierig,
..Glatt durch!" beftätigte Paul und trat von der Brücke ans Ufer.
Er fah in den kleinen Eimer; da zappelten fiinf Plößen und ein tüchtiger
Barfch mit roten Floffen.

..Sie beißen nicht recht." erklärte Kofirow, ..Alfo er ift glänzend
durchgefallen?"
„Iawohl.“
..Alfo doch..." nickte Kofkrow.
Er wickelte den Fußlappen um den Fuß. krempelte die Hofe her-
unter und zog den andern Stiefel an.
„Na. und Sie?" fragte er.
Paul wurde dunkelrot.
..Sie auch? .Hm . ,.“
Kofkrow ftand auf. nahm den Eimer und dann die Angel an fich
und fagte:
„Kommen Sie., , wohin wollen Sie?"
Paul mußte gradeaus gehen. aber er konnte fich nicht von Koftrow
trennen. In Gegenwart diefes Erwachfenen. der ein fo wichtiges Er-
eignis. das alle andern aufregte. quälte und zornig machte. fo einfach
und harmlos abtat. wurde ihm leichter ums Herz. Deswegen antwortete
Paul:
..Ich gehe mit."
..Dann kommen Sie." Kofirow nahm feine Mütze ab. blickte den
Fluß entlang. der im Sonnenlicht wie mit Goldfchuppen bedeckt er-
fchien. firich feine Glaße. feste die Mühe wieder auf und wiederholte:
..Alfo kommen Sie . . .“
Sie fchritten am Ufer entlang. Auf dem feinen. naffen Sande
lagen kleine Scheibentierchen und Mufchelfplitter mit tro>enem und
frifchem Tang vermifcht. Bisweilen trafen fie alte Kühne. die mit dem
fchwarzen Heck fchwer auf dem Ufer lagen. Weiter ftromabwärts fuhr
ein Dampfer. deffen fchneeweißer Rauch fich im Sonnenlicht ganz wenig
zur Seite bewegte. Es war ftill. hell und warm. Kleine. durchfich-
tige Wellen glitten leife über den reinen. gewafchenen Sand und plät-
fcherten fchwach. In Kofirows Eimer zappelte bisweilen ein Fifch.
Paul Tumanow blickte den Fluß entlang. und ihm kam alles leb-
los und drückend vor; das Sonnenlicht erfchien ihm trübe und fchwer.
Koftrow war anderer Anficht: er blinzelte vergnügt mit den Augen.
blickte den Fluß entlang. legte bisweilen die Hand zum Schuß über
die Augen. verfolgte den Dampfer. warf mit dem Fuß kleine Steine
ins Waffer und beobachtete. wie die blanken Wellen fich zerteilten und
über eine Sandbank hinliefen. Dabei feufzte er behagliäf und meinte
endlich:

..Diefe Wohltat!"
Paul fchwieg. Kofirow fah ihn mitleidig an.
..Schön hier. fage ich!" wiederholte er. ..Ei. mein Schwälbchen . . . fieh doch einer an! . . . Und dabei machen Sie ein fo brummiges Gefichtl"
Paul packte wieder Wut: ihm war zumut. als wenn der Alte ihn foppte. Er fchwieg wieder hartnäckig.
Koftrow feufzte und lächelte breit.
..Was ift denn dabei. daß Sie das Examen nicht beftanden haben? Pfeifen Sie auf die Sache!"
Paul Tumanow blickte ihn wütend an.
..Worüber find Sie fo ärgerlich?" fragte Kofirow gutmütig.
..Ich bin nicht ärgerlich." brummte Paul.
„So? mir kam es fo vor. . . Wenn ich fage: Pfeifen Sie darauf.. fo meine ich es wirklich fo. Alfo. Sie haben das Examen nicht befianden? Mein Waffili auch nicht. Was ift denn dabei?... Mein Junge macht fich ficher wenig daraus. Haben Sie ihn gefehen?"
..Er will Billard fpielen.“ fagte Paul.
Koftrow fchien fich zu freuen.
..Sehen Sie wohl... und woher kommt das? Weil er auf die ganze Gefchichte pfeift!“
„Wie kann man denn das?" meinte Paul verlegen und bliäte fich vor die Füße.
„Wie man das kann? Oh. ein Zeugnis und fpäter ein Amt zu bekommen. dazu ifi fo ein Examen gut... Aber darauf kommt es nicht an . . ."
..Worauf denn?"
„Glauben Sie. mein Waffili könnte das Gymnafium nicht abfolvieren? Kleinigkeit! Könnte hundert Gymnafien durchmachen. wenn er nur wollte... Und Sie ebenfo. Ich habe einen Freund... klein wie ich. dazu noch buckelig... wir fifehen zufammen... der hat mir von Ihrem Gymnafium und Ihrer Univerfität erzählt... Wswinkow heißt er. Alfo diefer Wswinkow. der die jungen Leute einpankt - der fagt mir. die größten Schafsköpfe könnten am bef'ten lernen . . . fo verhält fich die Sache! Ich weiß das auch von mir: hab' auch mal gelernt und bin dann gefchaßt... Gehört denn viel Verfiand dazu. kateinifche Konjugationen. Mathematik und Gefchiehte zu ochfen? Sißfleifch gehört dazu... Sißfleifcb- weiter gar nichts. Dabei hat nie-

mand die Dinge nötig; das einzige ift. daß man fpäter ein gutes Amt bekommt. Laßt doch jeden nach feiner Faffon felig werden: der eine braucht folches Amt. und der büffelt darauf los .. . beim andern aber tut's diefer Fluß und die Luft. Was braucht der zu ochfen? Ift er etwa fchlechter. weil er fich nicht abracke-rt? So verhält fich die Sache... ja."

Koflrow blickte mit zufammengekniffenen Augen den Fluß entlang und blieb ftehen.

...Hier müffen wir uns trennen... Ich will hier in die Gaffe.“

Paul Tumanow reichte ihm fchweigend die Hand.

..Alfo. junger Mann. Sie machen fich umfonfi fo viel Kummer . .. Gewiß ifi fo ein Reinfall unangenehm. aber fchlechter werden Sie da-durch nicht. Wahrhaftig nicht! So ift die Sache. Waffili hat fein Billard. ich den Fluß und die Fifche. Sie irgend etwas anderes. Das Ochfen verftehen wir nicht. find aber deswegen nicht fchlechte-r als die übrigen. Alle Gotteskinder. Jeder bekommt fein Teil... Alfo auf Wiederfehen . . . Ei. die Schwälbchen. Schwälbchen . .

Kofirow lüftete lächelnd die Mühe. ftieg das Ufer hinauf und fchlenderte zwifchen den baufälligen Vorftadtzäunen den kleinen. fchmutzi-gen Holzhäufern zu. die unordentlich am Ufer hingefireut lagen.

Paul Tumanow blieb allein,

Er blickte lange auf das Waffer und dachte über Kofirows Worte nach. und wenn er auch den tiefen Sinn nicht verftehen konnte. den der alte Fifcher in feine kraufen Reden gelegt hatte. fo wurde ihm doch leichter zumute. Der Himmel wölbte fich plötzlich höher; das Waffer wurde durchfichtiger und plätfcherte melodifcherz die Wellen raufchten luftig und murmelten auf dem glatten Sande; die Sonne wurde heller und wärmer; überall ertönten neue. lebenverkündende. frifche Klänge. die er bis dahin nie vernommen.

Von den Bat-ken fchallten laute Stimmen der Arbeiter herüber. die fich gelaffen und froh zuriefen und fchalten; ein kleiner Dampfer pfiff verwegenz eine Welle lief das Ufer hinauf und klatfchte luftig zurück; Schwälbchen zwitfcherten im Luftmeer und fegelten in der hellen. blauen Weite dahin.

Paul Tumanow betrachtete alles mit großen Augen und wurde an fich felbft zweifelhaft; hatte er fich wegen der „Fünf" tatfächlich folche Vorwürfe gemacht? Was war denn dabei. daß er nicht befianden hatte? Er blieb doch derfelbe wie früher: fah ebenfo. hörte und fühlte

ganz wie früher... .Hatte feine Mutter und die Schweftern genau
fo lieb . . . Und wenn er auch den Direktor und den anderen Menfchere
haßte - zum Teufel noch mall waren die es denn wert. daß er. der
gefunde. luftige Paul Tumanow fich Vorwürfe machte! .
7Lll.
Aber diefe Stimmung hielt nicht lange an; fie wich wieder einem
ungemütlichen Gefühl. das Paul fiäf anfangs damit zu erklären fuchde.
daß es ihm unangenehm fei. der Mutter das Vorgefallene zu erzählen.
Aber das war gar nicht fo fchlimm! Er würde ihr Wort für Wort
mitteilen. was Koftrow gefagt. diefer prächtige. alte Philofophi Würde
ihr erzählen. wie leicht er Waffili Koftrows und Daihnewskis Durch-
fall nahm. Das waren fympathifche Menfchen! Mit denen mußte man
fich anfreunden .
Je mehr Paul Tumanow fich aber dem Haufe näherte. um fo
größer wurde die Unruhe. die er empfand, Als er in den Hof trat.
fank ihm das Herz wieder in die Schuhe. und feine Knie zitterten wie
beim Examen,
Die Schweftern faßen im Gärtchen. Die ältere. Sina. kochte Ein-
gemachtes; die jüngere. Lydia. las und knabberte an einer langen
Mohrrübe.
..Paul ift da." fagte fie beim Anbli> des Bruders. warf fofort
das Buch hin. trat zu ihm und blickte ihm neugierig und lächelnd ins
Geficht.
Sina trat mit einem Löffel Eingemachtem ebenfalls heran.
Beide zeigten eine gute. frohe Miene; Paul wußte aber. daß diefe
fofort böfe und finfter werden würde. wenn feine Schwefieru die Wahr-
heit erführen.
„Wasii So fchnell? Haft befianden?‟ fragten die Schweftern
durcheinander.
All die fchönen Worte Kofirows fchwirrten kraftlos durch Pauls
Kopf; er plaßte unwillkürlich heraus:
..Gewiß . . . wo ifk Mama?“
..Netter Junge. dafür kriegfi du einen Löffel Kompoui" fagte
Sina.
Lydia tanzte auf der Stelle und klatfchte in die Hände.
Paul ftellte fich vergnügt und freudig erregt. leckte den Löffel aus.
merkte aber nicht. was für Kompott es war.

„Wo ift Mama?“ fragte er wieder.
„In der Kirche . . . fie kommt fofort zurückz es hat fafon geläutett“ fagte Lydia.
„Wie war's denn?“
„Ach fo . . , Butter-leicht. Ia) will das Buch hereinbringen." fagte Paul. Er vergaß. daß er gar kein Buch hatte.
„Du bifi ja vor Freude ganz dammelig geworden!" lachte Sina.
Paul wurde rot und verlegen.
„Reim fo was . , . Hab' das Buch vergeffen. Ich will mich wafchen , . . bin müde . . .“
„Primanerf Primaner!" rief Lydia ihm fcherzend nach.
Paul lächelte traurig und ging fchnell fort.
Jetzt war er fich ganz darüber klar7 daß er der Mutter von Kofirows fchönen Worten nichts erzählen konnte. Er wunderte fich, wie dumm ihm diefe Redensarten am Fluß vorkamenl Diefer alte Trunkenbold in fuchfigen Stiefeln. die beiden Billardratten. fein Sohn und Dachnewski . . . Paul konnte nicht begreifen. wie er dem Gefchwätz des Alten fo aufmerkfam hatte zuhören können.
Allerdings die Gefellfäfaft machte fich nichts daraus. daß fie kein Diplom bekamen; aber bei ihmf Paul Tumanowf lag die Sache anders!
In Pauls Zimmer war es dunkel und fchmußigz das Bett war nicht gemacht; die Bücher lagen traurig und wehmütig auf dem Fußboden. Paul ftand mitten im Zimmer und überlegtef daß er fich durch* feine Lüge in eine verzweifelte Lage gebracht hättet aus der es keinen Ausweg mehr gab. Es lohnte fich kaum noch zu leben.
Durch feinen Kopf wirbelten Pläne, einer phantaftifcher als der andere; einer verfchlang den anderem und alle liefen auf eins hinaus: Gedanken an die Mutter, Paul Tumanow föhnte fich allmählich mit allen Unannehmlichkeiten aus; aber der bloße Gedanke daran- wie er feiner Mutter Mitteilung machen und dann in ihrem Geficht ohnmächtige Verzweiflung und bittere Vorwürfe fehen würde- erfüllte fein Inneres mit kaltem Schrecken. Paul wußte nichtf daß fein Glück nicht vom Diplom abhingex fondern im aufrichtigen Verkehr mit dem Wefen lagf das ihm am allernächften ftand - mit feiner Mutter; in der Liebe zu ihr und feinem Bemühenx fie im Befiße eines gefunden- braven Sohnes glücklich zu machen. Er wußte das deswegen nichtf weil niemand in feiner Umgebung es wußtef weil alle glaubten. das Glück und die Pflicht eines jeden Menfchen befiänden nicht darin. gut und frei

zu fein. fondern ein Diplom zu bekommen und dadurch viel Geld zu verdienen. Und da Pauls Mutter genau fo dachte wie alle andern. mußte fie. anfiatt ihren lieben. teuren Sohn tröften zu können. weinen und ihn am allermeifien quälen. Und Paul Tumanow. der den Spott ,und die Vorwürfe aller auf fich nehmen wollte. wurde bei dem bloßen Gedanken an die Tränen und die Vorwürfe feiner Mutter vollftändig mutlos. weil fie ihm näher fiand und für ihn wichtiger war. als alle anderen zufammen.
So fiellte fich bei ihm der Gedanke ein. er könne nicht weiter leben. Wäre Paul Tumanow charaktervoll gewefen. fo hätte er fich fo-
fort getötet. Er fürchtete aber nicht nur den Tod. fondern überhaupt jede Entfcheidung. Deswegen wollte. obgleich er wußte. daß er das Examen tatfächlich nicht beftanden hatte und als ..Zweijähriger“ von der Anftalt entfernt würde. der Gedanke. daß jetzt alles zu Ende fei. nicht in feinen Kopf hinein.
Er faßte den Plan. zum Direktor zu gehen und ihn um die Ver-
feßung in die Prima bitten. Paul konnte fich nicht vorftellen. daß er nicht bitten dürfe; daß jemand. dem niemand etwas Schlimmes an-
tat. wenn er Paul verfeßte. fo graufam fein könne. einer bloßen Be:
ftimmung. einer Form wegen. fein ganzes Leben zu verderben, Paul urteilte fo:
..Meinetwegen bin ich faul gewefen; ob ich aber verfeßt werde.
' geht fchließlich niemanden etwas an. als mich felbft. Mama. Sina und Lydia. Für mich. Mama. Sina und Lydia aber ift es außerordentliaj wichtig! Das muß jeder halbwegs vernünftige Menfch einfehen und mia) verfeßen.
Diefer Gedankengang erfchien Paul ganz klar und richtig. Er befchloß fofort. ehe die Mutter zurückkehrte. zum Direktor zu gehen. Paul dachte. wenn er vor Rückkehr der Mutter an den Schweftern vorbeiginge. würden fie fofort Befcheid wiffen; er befchloß alfo aus dem Fenfter zu fieigen und über den Zaun zu klettern.
Paul warf den Mantel und die Mütze zum Fenfter hinaus und öffnete dann das Fenfter weit. um hinaus zu klettern. Gewöhnlich öffnete er es fchnell mit Geräufch. und niemand achtete darauf; jest glaubte er. das Fenfter brauche nur zu knarren. fo würden alle herbei-
laufen. Ihm wurde abwechfelnd heiß und kalt. Er brauchte fiinf Minuten. um hinaus zu klettern,

Als er fchon auf der Straße war. hörte er Lydias Stimme auf dem Hof:

..Mama. Paul ift da . . , er hat beftanden!"

Jeßt fühlte er. daß alles zu Ende fei und keine Rückkehr mehr möglich. Er war wie betäubt und gleichzeitig feft entfchloffen. Auf den Zehen. mit gefenktem Kopf. fchlich er leife die Gaffe entlang. obgleich der Zaun ihm weit über den Kopf ging.

1x.

Als Paul Tumanow wieder im Gymnafium anlangte. war das Examen in ihrer Klaffe zu Ende und hatte fchon in einer anderen begonnen. Der Direktor war befchäftigt, Paul Tumanow blickte durch die Glastür in die Aula und fah den roten Tifch von vorhin und um ihn die bekannten Lehrergefialten. Der Lateinlehrer Alerandrowitfch. der Paul die Fünf gegeben. war nicht anwefend. Paul vermutete ihn im Lehrerzimmer; daher verfuchte er erft einmal mit ihm zu fprechen.

Er ging alfo zum Lehrerzimmer und bat mit klopfendem Herzen und brennenden Wangen den vorübergehenden Schreiblehrer. feinen Kollegen Alerandrowitfch herauszuholen,

„Was wollen Sie von ihm?" fragte der Lehrer; da ihn aber die Sache nicht weiter intereffierte. wartete er keine Antwort ab. fondern riß die Tür weit auf und rief laut:

„Alerandrowitfih l"

Durch die offene Tür fah Paul die beiden hohen Fenfier. eine Tifchecke und blaue Tabakrauchftreifen. in denen fich bläuliche Schatten wie im Nebel bewegten. Die kleine. hölzerne Geftalt Alerandrowitfchs mit dem Spißbärtchen und langem fchlichten Haar bewegte fich aus der Rauchwolke heraus. Alerandrowitfch trat zur Tür und blickte fich um,

..Der will zu Ihnen." fagte der Schreiblehrer und ging fort.

Alerandrowitfch blickte Tumanow mit feinen kalten. zinnernen Augen an und trat in den Korridor.

..Was wollen Sie?“ fragte er. die Hände unter den Rockfchößen zufammenlegend.

..Alexander Iwanowitfch. Sie haben mir eine Fünf gegeben; ich bin das zweite Jahr in der Klaffe und muß abgehen . .

Paul ftotterte. tat aber. als wenn er lächelte. Alerandrowitfch fah mit feinen unbeweglichen. apathifchen Augen an ihm vorbei. und

als Paul geendet hatte. erwiderte er gedehnt und die einzelnen Silben abreißend und fiark betonend. indem er fich auf den Hacken fchaukelte: ..Sie find kein Kind mehr und wiffen. wohin die Faulheit führt. Schon aus der letzten Note hätten Sie es merken müffen. Ich habe Ihnen die Nummer gegeben. die Sie verdient haben. Das Lehrer-kollegium ift mit meinem Urteil über Ihre Leif'tungen einverftanden . . . Sie hätten arbeiten follen!“
Alerandrowitfäf blickte Paul ins Geficht und wandte fich zur Tür.
..Alexander Iwanowitfch!“ rief Paul laut.
..Nein. nein! . . .“ erwiderte Alexandrowitfch kurz und zog die Tür fchnell hinter fich zu.
Paul knirfchte vor Wut. Er wäre am liebften auf den Lehrer losgeftürzt. trat aber fiatt deffen unfehlüffig zum Fenfter und f'tarrte ftumpffinnig auf die Straße.
Der Pedell. derfelbe haftige. erfäfrea'te und friedfertige Menfch. der fie heute zum Examen gerufen hatte. trat zu ihm.
..Sie haben nicht befianden. Tumanow?" fragte er.
,.Nein." erwiderte Paul gepreßt.
Der Pedell fchüttelte wehleidig den Kopf und feufzte.
„Wie unangenehm für Ihre Frau Mutter." fagte er. „Was - wollen Sie jeßt anfangen?" fragte er teilnehmend,
„Ich will den Direktor bitten." erwiderte Paul und fah den Pedell fragend an,
..Das hat kaum Zweck . . . Aber verfuehen Sie's . . . Da kommt er gerade!“ fliifterte er und knöpfte feine Uniform zu.
Aus der Aula trat das Lehrerkollegiumz vor den hellen Fenftern fah man wieder nur bläuliche Schatten mit flatternden Roekfchößen. Worauf. mit dem Journal in der Hand. der Direktor Wladimir Stepa-nowitfch Woffnefenski. ein großer. ftämmiger Mann mit blauer Brille. einem langen Bart und einem Haarbüfchel auf der Stirn.
Er erblickte Paul Tumanow und trat fofort auf ihn zu.
„Sie müffen abgehen." fagte er. über Paul hinwegfehend.
Der Direktor war ein gutmütiger Menfch. aber ein großer Pedant. Seine Augen verfchwanden hinter der blauen Brille.
Paul Tumanow wußte fehr gut. daß er abgehen müfie; troßdem überlief es ihn bei diefen ruhigen Worten des Mannes. den er bitten wollte. und der von feinem Abgang wie von einer feftftehenden Tat-farhe fprach. eifig kalt.

„Herr Direkt-ort" rief er ebenfo- wie vorhin bei dem Lehrer,
Der Direktor tatt als hörte er nichts.
„Wir geben Ihnen das Abgangszeugnis von der Sekunda- aber natürlich ohne Verfeßung in die Prima . . , Sie hätten arbeiten follen!" fügte der Direktor hinzu.
„Ich werde arbeiten/ wimmerte Paul wie ein kleines Kind,
„Das ifi jetzt zu fpätf" erwiderte der Direktor- der während feiner langjährigen Amtstätigkeit viele Knaben entlaffen hattey ganz ruhig„ „Sie hätten früher an die Folgen denken follen. Das Abgangszeug-nis . .
„Herr Direktor - Mama . , flüfterte Paul Tumanow [eife.
„. . . bekommen Sie in der Kanzleit" fchloß der Direktor ftirn-runzelnd und ging weiter.
Paul hinterher.
Als er zum Direktor gegangen wart hatte er die Abfieht gehabt, ihm in wenigen Worten feine Lage auseinander zu feßen und ihn zu überzeugen. Paul glaubtet er hätte es mit dem Herzen des Direktors zu tunt aber der Zugang zu diefem war durch eine Menge konventi-onellerx feftf'tehender Anf'ichten von den Pflichten eines Pädagogen und Direktors verfperrt. Deswegen kamen keine Worte über Pauls Lippen; er konnte mit ohnmächtigen Tränen im Auge nur noch flüftern.
„Herr . . . Direktor . .
Dem Direktor tat troß feiner langjährigen Tätigkeit infolge feines guten Herzens der junge Menfch leid; da er aber nicht einmal in Gedanken die Möglichkeit zuließf die „ungefeßliche" Bitte Tumanows zu erfüllent fand er folgenden Ausweg aus feiner fchwierigen Lage: er ftellte fich wieder- als wenn er nichts hörte- und ging fchnell ins Lehrerzimmer,
Paul blieb im Korridor allein. Seine Zähne waren zufammen-gepreßt; in den tränenden Augen verfchwammen die Schatten von zwei Kleiderftändern an den beiden Seiten der Tür zum Lehrerzimmer-t und der Pedell- der mit kläglicher, teilnahmsvoller Miene zu ihm trat. Paul fühlte plößlich Wut in fich auffteigenz um ein Gefpräch mit dem Pedell zu vermeidenF der durch feine unnüße Teilnahme Pauls Wut und Kummer nur verftärkte- fchritt er fchnell den Korridor entlangt nahm feine Mühe und feinen Mantel und trat mit dem feften Vor-faßN fich an den Leuten zu rächenx die feine Leiden und Tränen ignorierten, auf die Straße.

Paul Tumanow M. Arzybafihew
Der Direktor war durch die unangenehme Gefäfichte fo irritiert.
daß er zum erfienmal während feiner Amtstätigkeit die Direktorpflichten unangenehm empfand und |ark verftimmt in feine Wohnung ging . . .
x.
An der Ecke der Hauptfiraße. an dem entgegengefetzten Ende. wo das Gymnafium lag. befand fich ein großer Waffenladen. In zwei hohen Läden mit dicken Glasfcheiben fianden Regale mit Flinten aller Syfieme. und auf den mit grünem Tuch ausgefchlagenen Fenfterbänken lagen hübfch geordnete Piftolen. Revolver. Iagdmeffer und Patronen-fchachteln.
Alle diefe Mordwaffen. die offen verkauft wurden. waren funkel-nagelneu. und ihre glatt polierten Teile glänzten zuverfichtlich. In dem-felben Fenfter waren ausgeftopfte Säugetiere und Vögel in unnatür-licher Haltung ausgefiellt. Sie fletfchten mit ihren Zähnen die Paffanten an. die in ihre ftarren. glafigen Augen blickten und fich über die Kunfi der Leute wunderten. die diefe Tiere getötet und ihnen dann wieder zum Leben verholfen hatten. indem fie ihren Rücken nach außen bogen und die todgelben Kiefer entblößten.
Die Gymnafiaften blieben beim Heimweg aus der Säfule f'tets icharenweife vor diefen Fenfiern fiehen und betrachteten fehnfüchtig die Waffen und wilden Tiere. die fie noch niemals in der Nähe gefehen hatten. die ihnen aber fehr verlockend erfäjienen. weil die Waffen fo prämtig glänzten und die Tiere und Vögel ihre glänzenden Bälge und bunten Federn fo hübfch zur Safari trugen.
Paul Tumanow fiand auch bisweilen lange vor den Fenfiern und betrachtete mit unbefiimmtem Neid die Flinten und Piftolen. Da lag eine doppelläufige Piftole. die er aufs Korn genommen hatte und für die er fchon lange fparte, Sie kofiete fünfundzwanzig Rubel; Paul befaß aber erft zwölf. Jedesmal. wenn er am Laden vorbeiging. fah er ängftlich hin. ob die Pifiole noäf da fei. und beruhigte fich erfi. wenn er fie an ihrem befiimmten Plaß erblickte.
Paul ging direkt zum Laden. blieb vor dem Fenfier ftehen und be-trachtete feine Lieblingswaffe. Troß feiner niedergedrückten Stimmung freute er fich über die glatte. runde Mündung und die hübfchen. hakenförmigen Hähne. Er ertappte fich aber fofort bei diefem Gefühl und fchämte fich. daß er in feiner jeßigen Stimmung Interefie an der Pifiole hatte.
..Ganz egal." dachte er. ..werd' fie ja doch nicht kaufen..."

Traurigkeit ergriff ihn.
Paul fatüttelte fich. runzelte krampfhaft die Stirn. f'tieß entfatloffen die Tür auf und trat in den Laden,
Nur ein Kommis und die Kaffiererin waren zugegen. Den Kommis kannte Paul gut. weil er oft durat das Fenfier gefehen hatte. wie der junge Mann die Waffen mit einem Stück Wildleder pußte. Die Kafiiererin fah er zum erftenmal. Er fühlte fiat ungemütliat. Um feine Verlegenheit los zu werden. trat er krampfhaft ungezwungen an den Ladentifat. Der Kommis blickte ihn ernft und. wie es Paul vorkam. zweifelhaft über feine Brille an.
„Was wünfchen Sie?" fragte er.
Paul malte fiat plößliat aus. man würde ihm als Schüler keine Waffe verkaufen. Er wurde leiatenblaß . . .
..Iat möatte eine Piftole haben.“ fagte er krampfhaft.
Der Kommis wandte fiat fatweigend zu dem Ständer.
In diefem Augenblick wurde Paul Tumanow fiat klar darüber. daß er außer dem Direktor auat den Lateinlehrer töten und deswegen lieber einen Revolver kaufen müffe. Außerdem konnte der Schuß verfagen. dachte Paul ganz vernünftig . . . dann wirkte die Gefatiehte einfaat lächerliat.
Er malte fich aus. was gefchehen würde. wenn der Satuß verfagte. und verbefferte fiat hafiig:
..Oder nein. geben Sie mir lieber einen Revolver!" *
Der Kommis fiellte den Piftolenkaften gleichgültig wieder hin un nahm einen andern mit Nevolvern.
..In welcher Preislage wünfaten Sie?" fragte er.
..Etwa zehn Rubel." meinte Paul. der noch niemals eine Waffe gekauft hatte.
Der Verkäufer befann fiat und legte drei oder vier Revolver auf den Ladentifat.
Paul nahm einen in die-Hand und fah mit Kennermiene in die Mündung, Ein rundes. fehwarzes Loch - weiter nichts. Paul zitterte plötzlich und nahm einen anderen,
..Sind fie auat gut?" fragte er.
..Wir verkaufen nur erfiklaffige Ware." erwiderte der Kommis gleichgültig.
..Aber . . . fchießt er auat ftark?“ fragte Paul mit kindliater Neugierde. Er wünfehte. der Verkäufer möchte etwas gefpräatiger fein.

..Durchfchlägt auf fechzig Schritt glatt einen Menfchen.“ erwiderte der Kommis langfam.
Paul zitterte. Der Verkäufer machte diefe Bemerkung ganz zufällig als Antwort auf die Frage; Paul hatte aber das Gefühl. als wenn alle um fein Vorhaben müßten. Dann ftellte er fich einen Menfchen vor. den eine Kugel glatt durchfchlagen hatte.
.Hätte der Kommis nur die geringfte Aufmerkfamkeit auf Paul.“ Äußeres verwandt. fo wiirde er bemerkt haben. daß da etwas nicht in Ordnung fei. Als routinierter Waffenverkäufer aber hatte er mehr als einmal erlebt. daß einen Tag. nachdem er einen Revolver verkauft. ein Selbfimord oder ein abfcheuliches Verbreäfen in der Zeitung ftand. Daran war er längft gewöhnt. er lobte gewohnheitsmäßig feine todbringende Ware. Wenn er einen Revolver verkaufte. dachte er nicht an die verfehlten Exiftenzen und Verbrecher. die ihr eigenes Leben oder das anderer mit der Waffe endeten. fondern er dachte an die Ertraprozente. die er von jeder über den Wert verkauften Waffe bekam. Diefer Verkäufer war ein guter. zartfühlender Mann. ein ausgezeichneter Familienvater. der feine Kinder und fein Weib lieb hatte. und gerade deswegen intereffierte er fich mehr für den Verkauf des Revolvers. als für den Käufer. Pauls Erregung beachtete er nicht im geringften,
..Ich nehme diefe." fagte Paul mit zuckenden Lippen.
Der Verkäufer blickte fich. nahm die übrigen Waffen und legte fie wieder in den Kaiken.
..Befehlen Sie: einwirkeln?" fragte er.
„Ia . . . nein." |otterte Paul.
..Ganz wie Sie wünfchen. Befehlen Sie Patronen?"
„Ia ja . . . natürlich." fiel Paul ein. ..felbftverftändlich."
..Soll ich ihn laden. oder nehmen Sie eine Schachtel?"
..Laden Sie lieber." fagte Paul. Ihm fiel ein. daß er das Laden nicht verfiände.
Der Verkäufer nahm den Revolver. fchüttete von den hübfchen. gelben Patronen aus der Scharhtel auf das Glas und lud die Waffe. wobei er gefchickt mit dem Verfrhluß knackte. Dann gab er Paul den Revolver und fragte:
..Sonft befehlen Sie nichts?"
Paul fchüttelte den Kopf.
..Zehn Rubel. zwölf Kopeken." deutete der Verkäufer auf die Kaffe.

Paul fteckte den Revolver in die Manteltafche und trat zur Kaffe.
Die junge Kaffiererin mit blutleerem Geficht nahm das Geld in Empfang. gab ihm achtunddreißig Kopeken heraus und blickte ihm aufmerkfam nach.
Sie war noch fehr jung. und deswegen gutmütiger und aufmerkjamer als der Kommis. und als Paul fortging. fagte fie:
„Was hat diefer Gymnafiaft für ein fonderbares Geficht. Der erfchießt fich noch! . . ."
..Wer kann das wiffen." meinte der Verkäufer gleichgültig, ..Wie viel ift die Uhr. Maria Alerandrowna?"
..Gerade eins." erwiderte die Kaffiererin nach einem Blick auf ihre kleine Tafchenuhr. die fie aus der Taille zog.
..Ich bin bange wegen Nicolas." meinte der Verkäufer. ..der hat eine Art Scharlach . . . Wenn es nur erft drei wäre! Verdammte Gefchichte: da ftirbt einem der Sohn. und man hat keine Ahnung! . . ."
Er trat zum Ladentifch und legte die Gegenftände. die er Paul gezeigt. zufammen,
..Warum werden folchen Leuten Waffen verkauft?" meinte die Kafiiererin. die immer noch an Paul dachte. ..Der Junge tut fich noch ein Leid an . . . Was hatte der fiir ein Geficht! Solchen Leuten follte man nichts verkaufen."
„Derartige Vorfchriften gibt es nicht." meinte der Verkäufer trocken. Er dachte an feinen kranken Sohn.

xl.

„Wo ift der Direktor?" fragte Paul Tumanow im Flur des Gymnafiums.
„In feiner Wohnung. Ifi foeben vom Examen zurück. Muß in feinem Abeitszimmer fein." erwiderte gähnend der alte pockennarbige Hausdiener. ein entlaffener Soldat.
„Meld' mich. Iwanytiäl/' bat Paul.
„Er ifi ficher befchäftigt." brummte der Soldat ärgerlich.
„Ganz egal... ich muß ihn fpreäfen."
„Ich weiß nicht . . . Sie follten den Pedell fragen."
Paul erfchrak. .
,.Nein. ich will ihn unter vier Augen . . . bitten . ,
..Haben Sie nicht befianden?" fragte der Soldat, Derartige Bitten waren ihm nichts Neues.

„Nja . .
„Rum ich werde Sie melden." fagte der Soldat und ging mit fchweren Schritten in die Wohnung des Direktors.
Paul blieb im Flur. Er zitterte vor Angf'tz den Revolver hatte er ganz vergeffen; er wollte nur den Direktor bitten. fürchtete aber feine Abfage.
Der Soldat kehrte zurück.
..Bitte ins Arbeitszimmer." fagte er,
Paul nahm die Mühe ab. zog die Gummifchuhe aus und betrat den dunklen Flur der Direktorwohnung. Eine Tür führte in das Arbeitszimmer. Paul kannte diefen dürftig ausgeftatteten hohen Raum mit zwei hohen Fenfiern. die auf die Straße gingen. und dem großen Schreibtifaj mit einem Bronzebriefbefchwerer in Gefialt eines Wild-fchweins und den blauen Aktenmappen mit weißen Etiketten.
Direktor Woffnefeuski faß mit dem Rü>en nach der Tür feitwärts am Tifclf. hielt den Kopf fchräg geneigt und fchrieb etwas. Auf dem Tifchrande neben ihm lag eine qualmende Zigarette.
Bei Pauls Eintritt blickte er über die Schulter und machte ein ärgerliches Geficht. Der Iunge tat ihm leid; gleichzeitig konnte er niiht begreifen. daß Paul nicht einfah. was für ihn fo klar war: nämlich die Unmöglichkeit. ihn entgegen den gefeßliäjen Beftimmungen in die höhere Klaffe zu verfeßen. Troß feiner Gutmütigkeit wurde er jetzt ärgerlich und böfe. weil er in Paul Tumanow einen Faulpelz ver-mutete. der hätte lernen können. wenn er nur gewollt hätte. Das glaubten nämlich alle. und folglich auch der Direktor. ein Durchfchnitts-menfch mit landläufigen Begriffen.
„Was haben Sie mir zu fagen?“ fragte er fcharf. ohne Paul an-zufehen. „
..Herr Direktor. verfeßen Sie mich doch." bat Paul.
..Das kann ich nicht." zuckte der Direktor die Achfeln.
..Ich werde arbeiten." brachte Paul wehleidig heraus. - Gut. wenn ich weine - dachte er. da ihm Tränen im Halfe aufftiegen. Trotzdem bemühte er fich. diefe Tränen zu unterdrücken.
„Ach. mein Gott!" rief der Direktor. Er litt tatfächlich. machte aber eine ve-rdrießliche. gelangweilte Miene.
..Herr Direktor. wenn ich das Gymnafium nicht abfolviere. kann ich nicht auf die Univerfität." '

1 9 0 9
Wilhelm Leibl: IÃ¤gerkopf.

..Das verfieht fich von felbft." verzog der Direktor unwill'kürlich das Geficht.
..Ich fage gar nicht das Richtige." -- blißte durch Pauls Kopf.
Der Direktor nahm eine Zigarette. zog zweimal daran. atmete den Rauch ein. zog die Brauen in die Höhe. legte die Zigarette forgfältig auf den Tifchrand und fagte befiimmt und fcharf:
..Hören Sie. Tumanow. ich weiß fehr wohl. daß Ihre Lage und noch mehr die Ihrer Eltern fehr unangenehm ift. wenn Sie abgehen müfien. Ich perfönlich habe nichts gegen Sie und meine Kollegen ebenfalls nicht; aber wir alle haben unfere beftimmten Pflichten: Sie hätten arbeiten müffen. und das haben Sie nicht getan. Deswegen werden Sie vom Gymnafium ausgefchloffen. Diefe Ausfchließung erfolgt nicht durch uns; wir find nur ausübende Beamte; wären wir nicht. fo würden andere dasfelbe tun. Mir perfönlich tun Sie leid; wenn es von mir abhinge. würde ich Ihnen das Diplom geben. ohne Ihre Fähigkeiten zu kennen. Wir find aber gehalten. nur folche Schüler zu verfetzen. die gearbeitet haben; wer nichts weiß. den müffen wir bei Strafe der Enthebung von unferem Poften aus der Anftalt entfernen. Da entfernen wir Sie alfo. Sie haben kein Recht. fich darüber zu beklagen und uns Vorwürfe zu machen und . . . ich kann bei der Sache nichts tun. Mir fcheint. das ift deutlich?“
Der Direktor blickte Paul durch die Brille an.
..Ach Gott. Herr Direktor!...“ brachte Paul mit unmenfchlicher Anftren gung heraus und fühlte dabei. wie er in einen Abgrund fiürzte.
Der Direktor wandte fich zornig zu ihm um.
..Was wollen Sie eigentlich von mir? Ich kann nicht . . . verftehen Sie _ kann nicht!"
..Was foll ich denn anfangen?" fragte Paul Tumanow mechanifch.
Hätte der Direktor wirklich Mitgefühl mit ihm gehabt und ihm irgend etwas geraten. fo würde Paul wahrfcheinliäj nach Haufe gegangen fein. Der Direktor aber hielt für feine wichtigfte Aufgabe nicht: Kinder glücklich zu machen. fondern feinen Dienft zu tun und feine Pflicht zu erfüllen. und nur die Schüler zu verfeßen. die eine genügende Durchfchnittsziffer aufweifen konnten. Das kam durchaus nicht daher. daß er etwa ein gefühllofer Menfch war. fondern der Grund lag darin. daß der gegenwärtige Unterricht fein Ideal nicht darin er» blickt. aus den Kindern gute. glückliche Menfchen zu machen. fondern fie in den Stand zu feßen. im Kampf um den befien Plan im Leben

ihren Mann zu fiellen. Ein weiterer Grund war. daß der Direktor infolge feiner Abhängigkeit jedes felbftändige Urteil eingebüßt hatte. Er war verpflichtet. naäf beftimmten Vorfchriften zu handeln. und diefe Vorfchriften waren von Leuten erteilt. die mit den Kindern niäft in nähere Berührung kamen und fie nicht liebten; die Vorfihriften waren auf Grund ftatifiifcher Ziffern und nicht mit Rückficht auf lebende Wefen zufammengefiellt,

Weil Paul Tumanow davon nichts verftand und trotz den Worten des Direktors keine abftrakte Theorie. fondern nur die Perfönlichkeiten vor fich fah. fo erwachte in ihm wütender Haß gegen den Direktor. der ihn durch feinen beamtenmäßigen. wie Paul fchien. ärgerlichen Ton aufs äußerfte erregt hatte.

Paul dachte an feinen Revolver, Und im felben Augenblick erfchien ihm alles klar und einfach. und er wußte. daß das Ende eben f o und nicht anders fein würde. Er fchob die Hand in die Tafche. blickte mit wütenden. glanzlofen Augen den Direktor an und fagte. während etwas Kaltes. Drohendes in feinem Innern aufftieg. in drohendem Ton. den er felbfk nicht bemerkte:

..Verfehen Sie mich. Herr Direktor. fonft . .

Der Direktor fah ihn fonderbar an. ftand leichenblaß langfam auf und wich zurück.

..Was . , . was wollen Sie?! . .

Da erft bemerkte Paul. daß er den Revolver in der Hand hatte. Er fah die wahnfinnige Angft im Geficht des Direktors. und jetzt überkam ihn eine Art [uftiger Raferei. Er fireckte die Hand mit dem Revolver aus und zielte mit ftumpffinnigem Lächeln gerade auf die Augen des Direktors.

..Ach Gott. ach Gott! . . rief der Direktor und hielt die Hände zum Schuhe vor die Revolvermündung; dann kriimmte er plötzlich den ganzen Körper. fchlich an Paul vorbei und lief fchwerfällig aus dem Zimmer. indem e-r laut fchluihzend rief:

..Ach Gott. ach Gott . . . Hilfe! Hilfe!“

Diefes Gefchrei rief in Paul eine qualvoll angenehme Raferei hervor. Er kam fich jetzt felbft fihrecklich und ungeheuer vor. lief im Vollgefühl diefes Genuffes hinter dem Direktor her. zielte von der Schwelle aus auf feinen Rücken und fchoß einmal und noch einmal. Durch den Rauch. der in fchreckliäfer Menge aufftieg. fah er. wie fich der Direktor mit dem ganzen Körper fihwer gegen die Tür lehnte. mit

den .Händen in der Luft fuchtelte und rückwärts mit dem Kopf zu Pauls Füßen niederfchlug. Seine Brille flog von der Nafe. und die guten. kurzfichtigen. vom Tode entfiellten Augen blickten an Paul vorbei zur Decke.

Paul fah und hörte fchon nichts mehr. In einer Art hyfterifcher Wut fiürzte er in den Korridor und lief nach oben zum Lehrerzimmer. Den Revolver hielt er vor fich.

Die Tür zum Lehrerzimmer fiand offen. Wie vorhin bewegten fich in blauen Rauchwolken Säfatten hin und her. Als Paul Tumanow auf der Schwelle erfchien. wandten fich alle um und wußten fofort. daß etwas Entfeßliches gefchehen fei.

Paul fah. wie alle Reißaus nahmen. und jetzt gewann der tolle Raufrh in ihm unheimliche Dimenfionen. fo daß er fich wie ein Gigant vorkam. Seine Blicke fuchten Alerandrowitfch. uud dann fchoß er.

Den Knall hörte er nicht deutliih. fah aber durch den Raurh. wie der Lehrer unter den Tifch fiürzte. Seiner felbfi nicht mehr mächtig. machte Paul kehrt. ftürzte zur Tür heraus und lief nach unten. wobei er auf der Treppe wohl zehn Stufen auf einmal nahm.

Er ftürzte durch den Flur und fah den Fuß mit fonderbar gebogener Spiße und das blaffe Geficht des Soldaten Iwanytfch in der offenen Tür. der erfchreckt vor ihm ausriß.

Wie er in die Drofchke fprang und in das Zimmer des Polizei-meifters gelangte. wußte er nicht mehr; er kam erft wieder zur Be-finnung. als der Sekretär zu ihm fagte:

..Armer Junge."

Erft da begriff er. was für eine fchreckliäfe. abfcheuliche und un-gerechte Tat er begangen und wie unglücklich er fei.

Karl Scheffler:
Der Zwinger.
Meditationen Über dentfche Baukunfi.
(Mit drei Bildern.)

In akademifch urteilenden Kunftgefäfichten und Reifehandbüäfern wird die Zwingeranlage in Dresden gemeinhin als ein Werk bezeichnet. das feinen Charakter den Repräfentationsgelüften eines der imperatorifchen Gebärde des Sonnenkönigs nacheifernden Herrfchers verdanke. deffen Stilformcn franzöfifih feien und deffen reiche Kunftwirkungen dem bürgerlichen Empfinden fern blieben. Das find Wahrheiten. denen fchwer zu widerfprechen ift. weil die von außen fichtbaren Tatfachen zugegeben werden müffen, Daß der Zwinger eine Schöpfung des ftarken Auguf't ift. deffen felbftherrliche Überkraft das Phantaftifche zu erftreben begann. als fie fich auf die polnifäfe Königswürde und auf die Stellung eines Reichsverwefers berufen konnte. ift hifkorifche Wahrheit; und es ift anch richtig. daß diefes Wunderwerk der Baukunft ohne die Anregungen und Traditionen franzöfifcher Architektur nicht hätte entftehen können. Jeder aber. der einmal in Dresden war und im Hofe des Zwingers weilte. fühlt es. daß damit das |arke Erlebnis der Stunde. die nachfchwingende Gewalt und Tiefe des Eindrucks nicht erklärt find. daß in diefer Architektur vielmehr etwas enthalten fein muß. das mit den vergängliäfen Zwecken fürfilicher Repräfentation. mit der Befriedigung kunfthiftorifchen Wiffens und mit theatralifch pruntender Augenbliäswirkung nichts zu tun hat. In der Tat 'find die Bauherrnrolle Augufts des Starken und die Mufter franzöfifcher Baukunft für diefes Gebäude nur äußere Faktoren gewefen. um der fchöpferifch genialen Gewalt einer un|erblichen Bauidee konkrete Gefkaltung zu ermöglichen. Diefe Bauidee ift es. die den Betraäfter heute noch erfchüttert. Man fühlt m17 verfucht. vor den Gebäudekompleren des Zwingers ähnlich zu fühlen und zu denken. wie der junge Goethe es einft vor dem Straßburger Münfter tat. ..Von deutfcher Baukunftl“ Diefen Titel könte man mit Recht auch einem Effay über die Zwingerarchitektur voranfeßen. Denn es ift nicht wahr. daß die innere Emp-

findung diefer Kunft dynaftifch und franzöfifch ift. Sie ift deutfch. troß ihres romanifchen Urfprungs; und trotz der .Hofmaske ift fie ebenfo gut bürgerlich. wie es Leffing und Bach waren. mit Zopf und Allongeperücke. Freilich hat man fich gerade heute. in den Tagen eines beraufchten Kunfichauvinismus. fehr zu hüten. mit dem Wort deutfche Kunft nicht ein wohlfeiles patriotifches Spiel zu treiben. Es ift darum eine Begründung nötig. wenn man vor dem Zwinger mit Betonung von deutfcher bürgerlicher Baukunft fpricht. Verfucht man den Beweis. um fein Gefühl auch intellektuell zu rechtfertigen. fo gewinnt man nebenbei noch eine große Impreffiou hiftorifcher Stilmetamorphofen.

Es wird gemeinhin gelehrt. das Barock. und mehr noch das Rokoko feien fpezififch franzöfifche Stile. Die Suggef'tion diefer Lehre fißt dem Laien von der Schule her fo fefk im Blut. daß er nach Frankreich mit dem Bewußtfein kommt. das Mutterland einer phantafiifch reichen Barockbaukunfi zu betreten. Wie erftaunt er nun. wenn es fich ihm zeigt. daß die franzöfifche Baukunfi des fiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts niemals jene malerifch reichen Ausartungen gekannt hat. die der Deutfche unter den Worten Barock und Rokoko begreift. Wohl ift in Frankreich heute noäj das zierliche Rokoko der fpezififche bürgerliche Interieurfiil. wohl findet man Wunder prächtig baro>er Innenkunf't in der Apollogalerie des Louvre. in der (keller-je (lee (Zitieren des Verfailler Schloffes oder in den geiftreich von Boucher dekorierten Räumen des Schloffes von Fontainebleau; niemals aber überfäjreitet felbft die dekorative Fülle dort die Grenzen einer Maß und beruhigte .Harmonie fuchenden Ar'chitektonik. iIn der Faf'fadenarchitektur nun gar - felbft in der aus der Zeit Ludwigs Abi. - findet man ftets eine zurückhaltende Würde und Strenge. Das Barock ifi in Frankreich immer mehr oder weniger akademifch angewandt worden. ift mehr architektonifch gewefen als malerifch. mehr kühl fyfiematifch als ungebundenz und zur felben Zeit. als der Rokokofiil in Paris das Interieur eroberte. festen bezeichnenderweife in der Außenarchitektur fäfon klaffiziftifche Befirebungen ein. Gerade die Idee des Rokoko hat fich in der Atmofphäre der franzöfifchen Kunft nur zur .Hälfte entwickeln können. Die eigentlich charakteriftifchen Gebiete der fpäten Barock- und der Rokokobaukunft findet man in Deutfchland. Vor allem in Süddeutfohland; in Würzburg und Bruchfal. Miinchen und Fulda. in Wien. Salzburg. Augsburg und Dresden. Vor den deutfchen Iefuitenkirchen. Fürftenfchlöffern und felbfi vor der bürgerlichen Profanarchitektur erkennt man es. daß fich

bei uns erfi die feltfame Satöpfungskraft der Architektur. der wir den Namen Rokoko geben. konfequent entfaltet hat.
So fehr hat fie es getan. daß das Rokoko faft als eine ebenfo germanifate Kunftbildung anmutet. wie die Gotik es ift. Daß das Geburtsland beider Stile Frankreich ifi. fieht damit nicht im Widerfpruch. Es entfpricht durataus der eigenartigen Rolle. die diefes Land in der Baugefatiatte gefpielt hat. daß die Idee der Gotik wie des Rokoko in ihm gefunden wurde. daß die eigentliate Ausbildung beide Male aber außerhalb feiner Grenzen erfolgte. Die Sendung Frankreichs hat von je darin beftanden. zwifaten romanifatem und germanifatem Wefen in der Kunfi - und auch wohl im Sozialen - zu vermitteln. Wie das franzöfifche Volk zur Hälfte romanifchen und zur Hälfte germanifaten Urfprungs ift. fo ift es in der Kunft ein Vermähler des Nördliaten und Südlichen. des Italienifaten mit dem Niederländifaten und Deutfchen geworden. Seine Gefatichte zeigt ein fortgefeßtes Ringen beider Elemente. In der Kunft ift der Sieg eines diefer Elemente ftets von neuen Formideen begleitet worden. Diefelben Urfachen aber. die diefen Dualismus immer fatöpferifch gemaatt haben. find auat Grund gewefen. daß die neuen Künftideen in Frankreich niemals bis zur leßten Konfequenz entwickelt werden konnten. Das Romanentum im Franzofen hat fein Germanentum immer lebhaft zur Selbfibehauptung aufgeftachelt. hat diefem auf einem gewiffen Punkt aber ftets auch ein Gegengewiatt gegeben und es zurückgehalten. das leiste zu tun. Darum ift weder in der franzöfifchen Gotik noclt im franzöfifaten Rokoko - zwei Stile. die ihre Entftehung jedesmal einem Übergewiatt der germanifchen Lebenskräfte verdankten - das ftarke Sich-Gehen-Laffen das gewaltige Siat-Erfat'opfen. das wir innerhalb derfelben Stile in Deutfatand finden. In Frankreiat. von fränkifaten Volkselementen. ifk die Gotik erfunden und in ihren aratitektonifaten Grundzügen fefigelegt worden; in Deutfatland aber. inmitten eines noch unvermifchten Germanentums. if't fie erft in all ihren Möglichkeiten abgewandelt worden. In allen ihren malerifclt phantaftifaten Möglichkeiten. Eben darum haben die Deutfaten die Gotik fo bald auch erfatöpftz denn die Baukunfi kann gewaltfame Überfteigerungen ins Poetifate nie lange aushalten. Auat das Rokoko ifi in Frankreich geboren; und wieder hat der germanifate Geift erft diefen Stil voll ausgebildet. Beide Male fanden die mäattig angefatlagenen Töne .in Deutfatland fo günfiigen Refonanzboden. daß fie dort erft mit all ihren liber- nnd Untertönen zn Gehör kamen.

Und hier lenkt die Gefchichte nun den Blick auf eine Erfcheinung. die unfere Kunfthiftoriker einmal ernfthaft ins Auge faffen follten: auf die wahrhaft tieffinnige Tatfache. daß beide Male. wo der fränkifche Geift in Frankreich einen Stilgedanken fand und wo der deutfche Geifi ihn felbfiändig aufn'ahm. etwas formal durchaus Verwandtes gefühlt uud gewollt wurde. troßdem zwifchen Gotik und Rokoko vier bis fiinf Jahrhunderte liegen. daß beide Stilformen von gleichem Stamme find. Gotik und Rokoko. der ..chriftliche Stil" und der ..höfifche" des verderbten fünfzehnten Ludwig! Dem zünftigen Gelehrten firäuben fich die Haare. Leider ift hier nicht Raum und Gelegenheit. die ähnlichen hifiorifchen Vorausfeßungen aufzuzeigen. die beiden Bauftilen zur Grundlage geworden find. und im einzelnen darauf hinzuweifen. daß ebenfo. wie zur Zeit der Gotik eine große Epoche in üppiger Fruchtreife ihrem Ende entgegen ging. während zugleich in die Raufchgefühle gefteigerten Bürgerfelbftbewußtfeins Ahnungen einer neuen Zeit. des Renaiffancezeitalters. hineinfpielten. auch die Epoche des eigentlichen. felbfiändigen Barock und Rokoko begann. als eine ftolze Zeit. die Renaiffance. fich genialifch erfchöpfen wollte. und als zugleich die Ideen der Revolution und des modernen Lebensgefühls an die Pforten des Jahrhunderts pochten. Es kann hier auch nur eben auf den Umfiand hingewiefen werden. daß das Barock nur zum Teil eine Entartung der Renaiffance genannt werden darf. daß das Rokoko nur zum Teil. nur äußerlich der Stil einer weichlichen Hofgefellfchaft war. und daß hier und dort eine Idee von ungeheurer Intellektualität. Phantafie und Kraft zutage tritt. Ein modern bürgerlicher Stilgedanke. der nur im Zeitalter der Encyklopädifien. der d'Alembert. Diderot. Voltaire. Rouffeau und Leffing. der Bach und Händel. und in der Generation. woraus Kant. Goethe und Schiller hervorgingen. reifen konnte. Es muß dem nachdenkenden und mit dem Auge vergleichenden Gefühl überlaffen bleiben zu erkennen,- wie fehr gerade das Rokoko im Formgefühl und in der Linienempfindung. in feiner Knorpelplafiik. in den Rinnen- und Rillenbewegungen. in der abfirakten Linienfucht und Motivierungslufi. in feinem malerifchen. impreffioniftifchen Intellektualismus und Kaufalitätsgefühl der Gotik entfpricht. Man fehe nur eine der vielen gotifchen Kirchen an. deren Türme im achtzehnten Jahrhundert niedergebrannt und durch Rokokotürme erfest worden find: wie fich die Formen organifch ineinanderfügen. wie fie natürlich zufammengehören. Freilich i| die Gotik ein weltbeherrfchender Bauftil gewefen und das Rokoko nur eine Epifode der Gefihichte.

Aber das berührt nicht das Wefentliche. Worum es fich handelt. das ift die Einficht. daß wir fchon im Barock und konfequent dann im Rokoko ebenfo wie in der Gotik verwandte Gebilde des germanifchen Schöpfungstriebes vor uns haben. Germanifch in ihrer das Architekturgefeß durchbrechenden überfülle. in ihrer malerifchen Phantaftik und in ihrer überreichen Formenmyftik.
Denn das eben ift es. was uns im Zwingerhofe. vor diefer feltfamen Architektur. die das Barock zum Rokoko herüberleitet. berechtigt. von deutfcher Baukunft zu fprechen. was uns ähnlich fühlen läßt. wie es der junge Goethe vor dem Straßburger Münfier tat. Es ift ein germanifaz bürgerliches Kunfiempfinden. was in diefen Bauwerken in phantafiifchem Formenreichtum emporfprießt. fich wölbt und dehnt. fich kuppelt. auffchwillt und wieder rhythmifch dahingleitet. Diefes Bauwerk hat derfelbe Geift gebildet. aus dem Bach und Händel. und fpäter Beethoven hervorgegangen find. und worin unfere Klaffiker der Dichtkunft wurzeln. Deutfch und bürgerlich ift die Zwingerarchitektur. troßdem ein franzöfelnder Selbfiherrfcher fie feinem Prefiige hat als Denkmal errichten laffen. Der Schöpfer diefes genialen Werkes. Matthäus Daniel Pöppelmann. darf laut neben Erwin von Steinbach genannt werden. und in demfelben Ton begeifterter Dankbarkeit. wie fie heute noch fortreißend in den Dithyramben Goethes klingt. Daß Pöppelmann diefes Bauwerk für einen Selbftherrfcher errichtete. ift zufällig. Nicht zufällig if't es aber. daß die Idee diefer Kunft im Geifie eines bürgerlichen Baumeifiers Geftalt gewann und fich in fchöne Form umzufeßen vermochte. Denn die Formideen find in diefer fchöpfungsreichen Seele gewachfen. wie die Melodien und harmonifchen Rhythmen im Geifie Sebaftian Bachs. Diefe Wälder und Gebirge aus plaftifcher Form. edel und leicht gebildet. nach kunfigefügter Ordnung. wie nach einem Schöpfungswort Gottes. konnten nur von einem Individuum erfonnen werden. in dem fich die ganze Volkskraft genial manifeftierte.
Im Zwingerhof erlebt man romantifch-phantafiifche Stimmungen. wie fie nur vor Werken der Gotik wiederkehren. Die Säulen und Wandgliederungen. die von fern nach Griechenland weifen. die ftrengen Rhythmen der Renaiffanceordnung werden überwuchert von der zackigen Pracht märchenhaft reich fich drängender Phantafiegefialtungen. Dem Auge ift es gleichgültig. für wen diefe Speife-. Spiel- und Tanzfäle da find. was diefe Zimmer. Bäder. Grotten. Triumphbögen. Luftgänge. Baum- und Säulenreihen einft follten; es haftet nicht

am Einzelnen- gleitet über die Ornamente und Arabeskenf über die Reichsadleß Ordenfiernef Siegestrophäen, Namenszüge und Wappen hinweg und kümmert fich nicht um die allegorifche Bedeutung von Kartufchen, Zepternt Palmenf Füllhörnernt Fruchtgehängent Statuen- Masken und Mufcheln. Man wird trunken von dcr Idee des Ganzen, von der überfiille an Formmelodie- die vom Rhythmus der Anlagef vom Schwung der Pavillondächeq von dem Vor und Zurück der Pilafteranordnungen- dem Tempo der Vertikalenf den fich felbft übertürmenden Aufbauten auf Dach- Gefims und Galerien ausgehen. Wie fich die Anlage im Rechteck mit klaren Achfen dahinftreckt- wie fie fich fenkt und hebt, wie aus den Galerien märchenbunt die Pavillons auffieigenf wie die Maße und Verhältniffe fingen, die Bewegungen mufizieren und das hundertftimmige Formengetön zu braufenden Harmonien gefällig zufammenfließt: das ifi esp was zum unverlöfchlichen Erlebnis wird. Man hört aus diefem Bauwerk die im ftolzen Selbfigefühl fich aufwärts reckende Seele eines ganzen Volkes fprechen. Zopf und Perückez Galanteriedegen und Kniehofen: das fiört in der Architektur fo wenig- wie es in den Bildnifien jener Zeit ftört. Unter den Modeformen der Kleidung blickt ein wohlgebildetest männlich herrfchendes Geficht hervorf das das Antlitz des ganzen deutfchen Bürgertums jener Zeit ift.

Die Baukunft- deren fiolzes Denkmal der Zwinger ifif konnte nicht ausdauernz denn fie ift ein äußerftes. Man kann fich kaum einen Bauftil denken, der über die Zwingerarchitektur poetifch und malerifch noch hinauszugehen vermöchte und dabei entwickelnde Kraft bewahrte. Die Stilidee, wie fie fich auf der Grenzfcheide des Barock und Rokoko darfielltf ift in diefem Bauwerk nach einer Seite wenigfiens erfchöpft worden. Darum iafien fich auch die Gefeße der künftlerifchen Statik und mathematifäfen Rhythmik vor diefem wunderlichen Meifterwerk nicht demonftrieren. Ein anderes ift der griechifche Tempel oder der Renaiffancepalaft- und ein anderes diefe malerifch gewordene Schauarchitektur deutfcher Barockluft- die ganz „vom Zweck genefen" ifi und doch fo dramatifch pfychologifch mit den Kräften fpielt. Diefe deutfche Kunfi der überfülle ifi im gewiffen Sinne theatralifch und dekorationswütig wie das Flamboyant. Aber es ift keine Theaterei zu äußeren Zwecken darinF fondern der Drang zum firahlend vielfältigen Lebensfymbol. Auf Myfiik. intellektuell gewordener Inbrunft und fich geiftig differenzierender Uberkraft beruht diefe Gotik des achtzehnten Jahrhunderts. Die ungebändigte Motivenluft tritt darin wie ein Naturdrang zutage„ und man denkt niäft felten fogar

an die phantaftifche Tieffinnigkeit indifcher Bauweife. Aber hinter der üppigen Formfiille werden dann auch firengere Renaifianceformen ficht- bar. wie das Mathematifche hinter dem Poerifchen; antikifche Motive klingen hinein. wie ein Ton der Notwendigkeit in die Freiheit.
Was wäre erft geworden. wenn Auguft der Starke feinen Plan hätte zu Ende führen können. wenn nicht Sempers Mufeumsbau den Zwingerhof mit halb doch erkünfielter Würde abfchlöffe. fondern wieder eine aus Galerien und Pavillons gebildete Architektur; und wenn es fo weiter ginge bis hinab zur Elbe. wie die Planfiiäje Pöppelmanns es zeigen. Es wäre ein Bauwerk geworden. wie aus ..Taufend und eine Nacht". das grandiofefte Kapitel vielleicht der deutfchen Baugefchichte.
Ein machtvolles Denkmal des deutfchen Geifies. der in der Baukunft immer jäh zum .Höchften ftrebt und fich in kurzer Zeit darum ftets erfchöpft. ifi die Zwingeranlage aber auch in ihrer jetzigen Gefialt. Auch in diefen niedrigen Gebäudegruppen ift ein Babelgedanke. Er ftrebt nicht in die Höhe. nicht ins Materielle. fondern zur Überfülle der Empfindung. Der Franzofe wird uns in der edlen phantafievollen Einfachheit. in den Formen eines lebendigen Akademismus ftets überlegen fein; und niemals werden wir die monumentale Ruhe italienifäjer Renaifiance in uufcr rauhes Klima zu übertragen vermögen. Unfere eigentliche Kraft ruht in diefer gotifch rokokohaften Überfteigerung der Erfindungskraft. in der barocken Formenpoefie und in der inbrünftigen Genialität. die in wenigen Jahrzehnten Unfierbliches fchafft. um dann lange Zeit von der Erregung auszuruhen und in diefem Ruhefiadium zum Puritanismus klaffiziftifcher Begriffskünfte dann zu greifen. Nur vor einzelnen. im Vaterlande verfireuten Werken höchfter Erfindungsenergie genießen wir darum den Geift deutfcher Baukunft. wie in komprimierter Form. Das eben füllt uns die Stunden mit einem unvergeßlichen Erlebnis. wenn wir in Dresden die Zwingerarchitektur betrachten. Es ifi die fymbolifche Gewalt diefer zugleich geheimnisvollen und heiteren Kunft. was uns in einen Zufiand wahrhaft poetifcher Kontemplation verfetzt; es ift die überwältigende finnliche Nähe jener tieffinnig rätfelnden Schönheit. der unfer innerftes Wefen inbrünfiig ein jubelndes Ia zuruft. was uns fromm und tanz- felig zugleich macht,

Edmund Miller:
Die Mordnacht von Vincennes,

Mehr als ein Jahrhundert ifi verfloffen. feit der unglückliche Herzog von Enghien in Ettenheim in Baden auf Befehl des nachmaligeu Kaifers Napoleon verhaftet und einige Tage darauf in Vincennes erfchoffen wurde.

Um diefes furchtbare Verbrechen. das der Korfe an dem völlig fchuldlofen Bourbonen verübt. fich einigermaßen erklären zu können. muß man einen kurzen Rückblick auf die Ereignif'fe während der der Miffetat vorangegangenen fünfzehn Jahre in Frankreich werfen.

Wohl fließen die Quellen reichlich. allein nicht immer rein und klar. vielmehr oft recht trübe und vergiftet felbft. fo daß gewiffenhafter Forfchung äußerfte Vorficht geboten ift.

Verhältnismäßig am beiten wird man fahren. wenn man fich in die Prozeßakten felbft vertieft. auf Grund deren die folgenden Ausführungen aufgebaut find. Es find dies:

.,yroeso inurl-uit par 1a 00m- (19 jnntjce crjmjnelle, er specinle (111 cläparteuuenf (le 1a. Seine, sänute i1 Varia, c0r1tre Georgen, klebegrn et autres. iprärenon (le conoyjratjon contre lu. peroonne (In kremjer 00118111.“ Latin 1804. 8 7018.

Ferner:

yocumenta aufbentiqueo cke ll. Constant, „lle (loc: cl'liJngbiczn.“ Varia 1869. 4. et 5. cap. cke [ier- tome (leo Ilsruojren cke Umlaute cke Moment, Varia 1880. Wenger-ecke cke Luz-ei: 1844, 1301118)- (Io 1a bleuktbe 1866 und Newcbiuger 1888,

I.

Wenn wir mit Voltaire reden wollten. müßten wir ftatt Frankreich. d. h. Frankreich feiner Tage. ..Tigeraffe" fagen,

Der ..Tigeraffe" alfo hatte 1789 eine Revolution begonnen. welche als eine echte Rabenmutter ihre Söhne. und zwar weit mehr befiere. als fchlechte verfchlang. bis ihr am 9. Thermidor - 27. Juli 1794 - der blutüberladene Magen zerbarft.

Ihr folgte zunächft eine grundfatzlofe Anarchie. dann das liederliche

Direktorium. an deffen Stelle wiederum der korfifche Abenteurer dem
..Tigeraffen" feine Tyrannei als einzige Rettung aus grenzenlofem
Elend auffchwindelte. Was galten alle Leiden des räumen Zeig-true gegen
die blutrafende. alle foziale Bande löfende Anarchie der Revolutions-
periode. Ganz Frankreich blickte mit Erbitterung auf das wüfte. mör-
derifche Pöbelregiment zurück. Das Symbolum ljbertE, Ögulitä ef
teufel-niit!, eine Gefindel befeuernde Phrafe. war nur eine Maske für
Böfewichte. Betrüger und betrogene Betrüger gewefen.
Auch war die Nation phrafenmüde geworden. fie hatte an dem
unaufhörlich fchwirrenden. parlamentarifchen Schwab übergenug; min-
deftens wollte fie die Phrafendrehorgel auf eine andere Tonart geftimmt
haben und war daher eitel froh. als der Korfe von der erften ..D rei-
ko n f u ln b e r a t u n g“ herauskam und ..gar fo allerliebft fcherzte":
..Ich bin nicht gemacht zu einem konftitutionellen König - Mafifihwein
d. lu König von England!"
Der ..allerliebf'te“ Scherz war jedoch bitter ernft. und es entfprach
nur der allgemeinen Stimmung. wenn der fkrupellofe Verfaffungsfabri-
kant Sieyes erwiderte: ..Wir haben einen Herrn. der alles weiß. will
und macht!"
Ia. anNapoleon war alles Lüge. ausgenommen feine Selbfifuäft.
weläfe feine Falfchheit noch weit überragte.
Man hatte es Goethe oft verübelt. daß er vor Bonaparte Refpekt
hatte; aber wenn man bedenkt. daß er alles miterlebt und vieles mit
eigenen Augen unmittelbar angefehen hat. dann mag er wohl mit
Shakcfpeares Eaffius von Eäfar gedacht haben:
..Fürwahr. er fchreitet durch die enge Welt
Wie ein Koloß daher. derweil die Zwerge
Ihm zwifchen den Gigantenbeinen wufeln."
Ebenfo muß man auch Wieland mildernde Umftände zubilligen.
Napoleon baute auf das ..Ge m eine" . aus dem der Menfrh ge-
macht ifi. Daher feine Erfolge. Er veraihtete die Menfchen im all-
gemeinen und die Franzofen im befonderen.
Er durfte fich über die Republik fäfon luftig machen. als die blut-
randigen Flammen der Revolution noäf hoch aufloderten. Er ließ fich
gerne den von Fontanes erfundenen Titel eines ..Wiederher-
ftellers der Gefellfchaft" gefallen.
Der „Neffe“ nannte fich ein halbes Jahrhundert fpäter fogar
„Retter der Gefellfchaft".

Erziehung und Wiffenfchaft galten dem Oheim nichts. oder nur
foviel. als man damit Offiziere. Ingenieure und Beamte machen konnte.
Sonft verfolgte er alles ideale Streben mit unerbittlichem Haffe. und
wenn er Goethe auszeichnete. fo war das Koketterie. um den Lieb-
habereien der Deutfchen zu fchmeitheln. oder wenn er. um befonders
artig zu fein. mit der Königin Mathilde von Württemberg über eng-
lifche Literatur parlierte. fo war das auswendig gelerntes Machwerk;
er verfiand nicht einmal etwas von der franzöfifchen; in der Banditen-
literatur der korfifchen Machia mochte er zu Haufe fein.
Nach den Siegesfchlägen von Marengo und Hohenlinden mußte
der deutfche Michel. der feit zweihundert Jahren faft nur Prügeljunge
der Weltgefchichte gewefen. drei und eine halbe Million feiner Söhne
dem Korfen weihen.
Dann folgte der Reichsdeputationshauptfchluß. nur das Vorwort
zum fchmachtriefenden Nheinbund. welchen der Protektor Napoleon
fabrizierte. Dazu am 27. März 1802 der Friede von Amiens. mit den
Engländern gefchlofien. ein Friede. wie er noch niemals heuchlerifcher
von beiden Seiten zuwege gebracht worden war; denn Friede konnte
für England niemals fein. folange Napoleon eriftierte. Daher hielt
es auch ein förmliches ...ß e e r" . d. h. eine ganze Bande von Emigranten.
Attentätern und Meuäjelmördern im Solde. welche. je nachdem das
Gefihäft es mit fich brachte. in offenem Felde oder aus dem Hinter-
halt ausgefpielt werden follten. Napoleon hatte fomit allen Grund. die
englifchen Oligarchen für Banditen zu halten; warum alfo follte er
keiner fein? Gleichwohl hatte damals nicht er den Krieg mit England
begonnen. denn dazu war eine Flotte nötig. und man hatte keine; eine
folche zu fchaffen. rechnete er fieben Jahre. Dann allerdings hätte er
nicht mehr länger gezögert. Die Engländer aber taten ihm den Ge-
fallen niajt. forglos zu fein. bis der Korfe fertig war; fie trafen daher
ausgedehnte Vorbereitungen. krieger-iiche und meuchelmörderifche; denn
die Großkrämer hatten kein Verlangen nach einem Bonapartefchen Be-
fuch in ihrem Jnfelkontor. So entftand die Eadoudalfche Verfchwörung.

ll.

Das Jahr 1804 verfpraäj den Franzofen intereffante Ereigniffe
_ in den Tuilerien einen Thron. auf dem Greveplaße ein Schafott
und im Schloßgarten von Vincennes ein Grab.
Der Graf von Provence. nachmals Ludwig Lflll.. hatte Napoleon

etwas herablaffend aufgefordert. das Werk der Wiederherfiellung Frankreichs mit der Zurückführung der legitimen Bourbons zu krönen. worauf der Konful voll .Hohn und mehr als unverfchämt antwortete. Später jedoch fchrieb er höflicher und über die Maßen naiv nach Warfchau. wo der Prätendent refidierte. Ludwig möchte für fich und feine Dynaf'tie gegen zwei Millionen Franken jährlich dem franzöfifchen Throne entfagen. worauf der Legitime dem Illegitimen unter verächtlicher Anfpielung auf feine niedere Geburt als Landbaron den Standpunkt. von welchem eine bourbonifche Majeftät auf einen bonapartefchen Parvenu und Ufurpator herabfah. klar machte. Bourbonismus und Bonapartismus waren alfo miteinander quitt. aber noch lange nicht miteinander fertig. Die Engländer hatten ihre helle Freude daran. Sie fleckten dem Haupte der Eadoudalfchen Verfchwörung gleich eine ganze Million in die Tafche.
Die Million uud der zwifchen England und Frankreich von neuem ausgebrochene Krieg verrückte den Emigranten die Köpfe vollends. Sie glaubten an eine unzufriedene republikanifche Partei unter Moreau. an die Unterfiüßuug des Königtums durch die fchon früher heimgekehrten Emigranten und durch die wiederhergeftellte Kirche; es wäre. fo wähnten fie. nur irgendwo in Frankreich das Lilienbanner zu entfalten. um eine allgemeine royaliftifche Erhebung anzufachen.
Verbannte fehen die Dinge immer anders an. als fie find. Moreau. wohl militärifch befähigt. fonft aber gewiß kein Genie. hatte fich von feiner Frau und Schwiegermutter. welche der Madame Iofephine die Refidenz in den Tuilerien nicht gönnten. vorfchwaßen laffen. der erfte Plaß in Frankreich gebühre ihm. Das glaubte Moreau nun zwar gerne. aber danach zu handeln. zögerte er doch.
Gefeßt auch. der General wäre fähig und willens gewefen. den Einbläferinnen den Gefallen zu tun. den General Monk hätte er den Bourbonen fo wenig wie Napoleon gemacht. Die VendGe hatte ebenfalls genug gelitten; die zurückgekehrten Emigranten aber wurden. fobald fie ihre Eharakterlofigkeit naäfgewiefen hatten. von Bonaparte fehr bevorzugt; denn er brauchte fie notwendig für den neuen Hof. Der Kaifermantel war fchon beftellt. und die Geifilichen fangen eifrig: ,.00111ine. 8111711111 face 001181118111!“ und ftimmten damit ihre Kehlen auf „domina, null-11111 fur: imperutorelul“ Dies Wort klang für Napoleon eigentlich zu fchön. „Tmpereurfi hätte da vollauf genügt. Aber trotzdem die Dinge für den Korfen recht günfiig ftanden. war

. ä'-
4: _ ..MA
a ?YZF w
...n .y ._.\,10.n....
.Uuhuvtrflw ?§»"._ ..MTV-.WK
."»T *
.. ,. Y. ....
.1 .> .
_ V . 4 ‘In "I Q
.. .z x ..Ak-3. Mum-Q.»
,...Ö , ;.. .
z [TF. v . *
..x (I , \
MK MIA"
Q * .
. Ll. .. . .
. . . v_. Kö* 2...
h. . .. .. in?
_, Z ..x
x.
.- v
I 9
09

Die Werra-:che vor. Bir-.crim-
7 mund Miller
_-_-,.,.-.- „"4"“. *...._.,..... .
_....-*.._._.. - . _. __-_- , -.. _..- . .q ...- -m-»-
irn-as [..erbringt-ik aufgefordert. da: ',*Zcr* .-.. .-c-L- .ir-..ung Frank'
rent-.ß :1-..t der Zurückfihiuug der lea-'1. :. 1: ul-.c-l*_t71 .2: tenen. worauf
der oki-nful voll .Lohn und mehr ale .. :.-.-;-*! n -ntmortee, Ep.it.r
tedccl' fchriel- er hifi-eher und üler tlc ZRT-*,- 3. . 7*,.1- kiI:ri-Z*au. no
der Praten'drnt rcfids'erte. Ludwig oZ-t- ,- ..r in* uc'o feine Dyacft c
gegen zwei L'Küionen Franien .mu-:1 r- . "-12 :Mich-'i Throne *rn*-
fagen. tio-anf der Legitime die. ZZ' ;';--*I- *ner verächtlimer 'xin-
fpi-*lüng auf 1 *ii-e 11iei*.-re Geburt cx's kai.- -c. 'den Standpunkt. oo..
wellfit-m eine 'bomber-.liche Merz. ki! a-Zf einc-.x 10.1.1partefchcn 'Larve-nu
I-:id Ufurpator herab'ait. t'a-x ...Ulmen Ton-beurmue und Gemma-tis-
mus waren alfo 1n-teirc.-oe.- nur!: aber nc-a* langt.- nicht miteinaudcr
fett-.7. 7.:.- E-glc .r r baren ihre hc'le (it-..dc daran, Sie 1'frei-tet- *cc-.n
.Garne-- :er Feder-kann Brückner-unt gleich eine ganze Milieu in
12-. ".*_c*e.
Die Million url* der zicifct-en zland und Frankreich vor. neuen
aut-gebrcch-.ne .Krieg verlinkte den Einwand-2 die Köpfe rollend'. Zie
_aim-lim en eine ici-zufriedene re..-ub'.ik..rifehc- Par-.ci unter *Mom-.u
ar. d e 17:7.2-.1il3.ing des .König-u ...r durch die [cler: früher hrcmgekeintco.
**1.-':*r.*,n.en und durch die wi-.derherg-fteüte Käthe; es wäre. f.-
1:5',ut-:. fie. nur icgendwo in Frankreich das Lilceubciqner zn entf-:l:etl.
1m ein. allgxrnine ronaliftiiche Erhebung anzufachen.
Verbanutc. fehen di* Dit-ge immer anders an. als fie fiir. Metern.
wohl miZitFir-(fäj befähigt. fonfr aber gewiß fein Genie. hatte .ich von
lebe.- Fxar. und Schwiegermutter. welche ker Madtme Iofcphine die'
Reibenz ir- dc-i Tuiletien nicht bunten, vor-t kratzen la en. dcr erfte'
[
Pia-_z :n Iranir--i-h gebZZ-h-.e ihm. Das g'-.iub:e Mer-kan nun zwar
gerne. tber day-ech zu rank-ein. zii-cite er doch.
Gel-:Zr a1 i“. der Gene: . rxire fähig und willen!: gewefen. ren
.Zirl-:aicrfonen det. 'LfM-u tn mn. den General Monk hätte er den
Biturbo-en l'.- w *..ig 7-. e *". .rei-on gemacht, Die Bender hatte eben-
fals genug aeii'jcn; :ce :nice gekchrten Emigrantrn aber wurden. fo-
baio fie -bre Eltarakteriofgleit nactzgcwiefen halten. von Bonaparte job..-
k:vorz.;g:; denn er brauchte fie notwendig fiir dcn neue?: .tb-f. Der
.Kati-*mc tel war fchon befiellt. und die Geiiil-cimn fangen eifrig*
,klein-ma, 8.-.[ruio inc: eoiinrileuj!‟ und fiimmwu (rg-_jut ihr-3 Tigi-v,
cu(Nomine. cenie-.irn iio imyeruiMein!“ Dies Wort klang für
',.r- :le: :c egentich zn fchon. „Numer-eur“ l-ätte da vollauf genügt.
'mer .tc-:filmt rie Dinge fur den Koi-fen reizt giinfiig frank-eu. n-ar

Jobware
Zwinger-Portal .in Dresden.
l 9 0 9
Zum Effay von Karl Scheffler.

England dennoch entfchloffen. ihn zu ..befeitigen" oder zu ..erpedieren". Die britifchen Gefandten. Drake in München. Spencer-Smith in Stuttgart und Taylor in Darmfiadt. verteilten viel Geld. auch an die in Deutfchland lebenden Emigranten. Da aber der Graf von Provence das Mordkomplott mißbilligte. fo wandte man fich an feinen Bruder. den Grafen von Artois - naüjmals Karl Ä. -. der gleich feinem Sohne. dem Herzog von Berry. mit Feuereifer darauf einging; ebenfo fagten die Polignacs und der Marquis de Riviere. diefer eigentlich die Seele des Ganzen. freudig zu. Die Prinzen Sonde dagegen einzuweihen. hielt man nicht für ratfam; fie waren im Grunde zu brave Leute. Den Streich felbft follte Georges Eadoudal. der Müllersfohn. führen; der aber wollte ihn fo führen. daß man ihn für eine kriegerifche. nicht für eine meuchelm-örderifche Tat anfehen müffen follte.

[Il.

Napoleon hatte auf feinen Hin- und Herfahrten zwifchen Paris und Malmaifon. wie anderen Orten. ftets ein Dußend Reiter bei fich. Diefe wollte Eadoudal mit feinen Getreuen überfallen. und fo den Urfurpator in offenem Kämpfe auf offenem Felde erfchlagen; dabei müßte aber ein bou-rbonifcher Prinz. den Degen in der Hand. mittun; denn fo wäre das Attentat aus der gemeinen Sphäre des Meuchelmordes in die erhabene eines kriegerifchen Wagniffes erhoben. Man fieht. daß die menfajliche Erfindungsgabe in keiner Kunft fo Bedeutfames leifiet. wie in der Selbfibelügung. die aller Wahrfäjeinlichkeitsberechnungen fpottet. War aber Napoleon ..erpediert“. fo trat bei dem Rechenerempel die Ziffer Moreau in den Vordergrund. Die englifche Regierung arbeitete nun energifch und rafch weiter. Außer der fchon genannten Million ftellte fie den Verfchwörern einen Schnellfegler unter dem kühnen Kapitän Wright zur Verfügung.

Zwifchen Dieppe und Trsport fteigt das franzöfifche Felfenufer jäh empor, 'Dort gab es eine. nur mit Hilfe eines Seiles zu erkletternde Klamm. BSville geheißen; fie wurde viel von Schmugglern benüßt.

In der Nacht landete hier Wright auf ein verabredetes Zeichen Eadoudal und feine Vertrauten und fuchte dann wieder die hohe See. Die Verfchwörer aber gelangten auf Schleichwegen von Verfteck zu Verfieck in befreundeten Meierhöfen und Säjlöffern nach Paris. Dort brachte Eadoudal zwar nicht. wie erwartet. hundert. wohl aber dreißig Ehouans zufammen. die im äußerften Falle auch genügten.

Inzwifchen fchlichen die ebenfalls insgeheim herbeigeeilten Pichegru und Lajolais den General Moreau an. um zu fondieren. Entweder nun fihwahte diefer mehr. als gut war. oder die Anfchicksleute berichteten. was fie gerne gehört hätten. Kurz. Moreau wurde fpäter dadurch nicht wenig kompromittiert.
Wie im Auguft 1803 der erfte. fo langte am 20. Januar 1804 ein zweiter Verfchwörertrupp auf demfelben Wege in Paris an. Eadoudal wollte nun den Schlag führen. wenn Napoleon naäf St. Cloud oder Malmaifon ging. Aber es kam Ordre zu warten. bis man mit Moreau im reinen fei. Da gingen Eadoudal. der an Ort und Stelle befier fah. als die Leute. die fich im englifchen Hinterhalte entfernt hielten. endlich die Augen auf. und nach einer Unterredung zwifchen Moreau und Pichegru. der er angewohnt hatte. kennzeichnete er die Lage kurz mit den Worten: ..Das geht fchief!"
Freilich. Moreaus Ehrgeiz fiand in einem geradezu komifchen Gegenfaß zu feinen Fähigkeiten. der Mann bildete fich allen Ernftes ein. nur e r und niemand Anderes könne Napoleons Nachfolger fein. Aber Eadoudal wollte davon nichts wiffen: ..Wenn es doch einmal ein Ufurpator fein foll. dann ift mir der Bonaparte immer noch lieber. als diefer Moreau ohne Kopf und Herz.“ Jetzt wollten die Verfchworenen wieder nach England fliehen; aber es war zu fpät. die Späher und Sbirren waren ihnen fchon auf den Ferfen.
Der fchreckliche Name Fouche genügt. Napoleon hatte diefen Menfchen wieder zu Gnaden aufgenommen. nachdem er feine Spürnafe von neuem hatte werten müffen. Der (Ii-(1978m Iakobiner hatte während der Schreckenszeit für fich allein vierzehn Millionen zufammengefchnüffelt; folche Leute konnte der Korfe brauchen. Fouchs ließ fünf der Ehouanerie verdächtige Gefellen auf das Geratewohl verhaften; zwei mußte man wieder laufen laffen. die drei andern wurden zum Tode verurteilt. Von diefen wiederum ließen fich zwei erfchießen. der dritte verriet. was er wußte. nämlich. wie die Verfchworenen über Bsville nach Paris gekommen feien. um den erfien Konful zu ermorden. Dabei hatten fich die Kerle alle als echte Franzofen in Pofitur geworfen; die einen verwünfchten den Ufurpator. die anderen den gewiffenlofen Bourbon. der fie in den Abgrund gefiürzt habe. Wieder andere logen fo unverfchämt. daß viele ganz unbefcholtene Männer ins Elend kamen. Nun aber erfchien Napoleon felbft auf dem Plan. machte es jedoäf anders. als die Komplottbrüder. die nur gefchwaßt hatten; er handelte.
j

Moreau ward kurzer Hand verhaftet und in den Temple gefperrt. der fchon fehr erlauchte Gefangene gefehen. und wo der Sieger von Hohenlinden jest darüber nachdenken konnte. wohin es immer führt. wenn der Ehrgeiz eines Menfchen viel länger ift. als fein Verfiand.
Inzwifchen wurde der berühmte Oberfi Savary damit betraut. die an der Felfenklamm von Bsville landenden Prinzen Artois und Berry in Empfang zu nehmen. Ia. diefe Herrn hatten niemals daran gedacht. nach Frankreich zu kommen. bevor nicht alles im reinen und jede per-fönliche Gefahr durch Befeitigung Napoleons ausgefchloffen war. Diefesmal hatte den ..Men f ch enke n n er" Bonaparte feine Haupt-kunft doch etwas im Stiche gelaffen.
Was nun Moreau betraf. fo machte er einen recht widerwärtigen Eindruck. indem er vor dem Unterfuchungsrichter gar fo kläglich aus-fagte; freilich keiner der Verfchworenen hatte eine Ahnung von der Verhaftung der anderen und konnte fomit auch von deren Geftänd-niffen nichts wiffen. während der Großrichter Regnier feinerfeits in den Verhören zu den unlauterften Kniffen griff; die ganze Gefellfchaft war in der Tat einander wert.
Allein. was nülzte alles. man hatte Eadoudal nicht. der zwar nicht das Haupt der Verfchwörung. aber doch der Hauptmann der bezeichneten Meuchelmörder war. Artois hatte ihn zu feinem Generalleutnant er-nannt. - eine billige Ehre. Alle Tore von Paris. das damals 600000 Einwohner zählte. wurden gefchloffen. die Stadt ward unausgefeßt umritten. die Ein- und Ausflüffe der Seine wurden fcharf bewacht.
Nun begann im Innern eine furäftbare Heßjagd auf die für vogel-frei erklärten Verfchwörer. von welchen mancher. der in der Lage dazu war. 6-8000 Franken für eine elende Nachtherberge bezahlen mußte.
Endlich ward wenigftens Pichegru aufgefpürt und in den Temple ge-fchafft. den er nur im Sarge wieder verlaffen follte. Eine gewiffen-hafte hifkorifche Forfchung muß aber zu dem Ergebnis kommen. daß er als Selbfimörder geftorben.
Eadoudal fingen fie zu allerleßt. am 9. März 1804. Abends 7 Uhr hatte er fein Verfieck verlaffen. um ein neues aufzufuchen. Seine Spürhunde verfolgten ihn bis zum Pantheon. Dort ward er umringt und. nachdem er in wütender Gegenwehr einen Polizif'ten nieder-gefchoffen und einen andern fchwer verwundet hatte. dingfefi gemacht.

Von der englifchen Million fand man noch 60000 Franken in Gold und Banknoten bei ihm. welche die Witwe des Niedergefihoffenen erhielt.
Auch vor Gericht machte das Haupt der Ehouans die befte Figur von allen. Im „kr-00W instruit, ll. 79. 83.“ lefen wir:
„Warum kamen Sie nach Paris?“
..Um den Erfien Konful anzufallen."
„Womit?"
„Mit offener Gewalt.
..Was beabfichtigten Sie und Ihre Mitverfchworenen weiter?"
..An die Stelle des Erfien Konfuls einen Bourbon zu fehen."
„Welche Rolle follten Sie bei dem beabfichtigten Angriff auf den Erften Konful fpielen?"
..Die Rolle. welche mir einer der franzöfifchen Prinzen. der dabei fein follte. zuweifen wiirde."
..Alfo in Übereinkunft mit den cj-(LeWvf franzöfifchen Prinzen ift der Attentatsplan entworfen worden. und follte er auch zur Ausführung kommen?"
„Jal"
..Sie haben fiel) mit den cj-äerant franzöfifchen Prinzen verabredet?" *
,.Jal"
Der arme Betörte aus dem Morbihan war felfenfeft von der Gerechtigkeit und Reinheit diefer Sache und der Rolle. die er dabei fpielte. überzeugt.
Jede Angabe aber über feine Mitverfchworenen und über feine eigenen Verfiecke verweigerte er fiandhaft:
..Ich will die Zahl der Opfer ni>ft vermehren. es find ohnehin ihrer fchon genug."
Der Marquis de Riviere. die Polignacs und andere handelten nicht fo ritterlich. wie der Ehouan Eadoudal.
Allein unter allen Umfiänden fiand jeßt die handgreifliche Tatfaäje eines bourbonifchen Umfiurzkomplottes feft. und man muß anerkennen. Napoleon hatte bisher ordnungsmäßig gehandelt; er hatte die Macht. und die Macht ifi nun einmal das Recht. Er fah. man wollte ihn feiner Macht berauben und ihn außerdem totfchlagen, Dagegen durfte und mußte er fich wehren. Er hatte das Land aus der Anarchie herausgeriffen. und jeßt mutete man ihm. den Bourbons zu Ge-
1:6

fallen. die Rolle des Generals Monk zu, Lächerlich. Freilich. auch
Napoleon hatte die Macht fich angemaßt. fie geraubt.
Schließlich meinte er: ..Ein Bourbon gilt mir nicht mehr. als ein
Moreau und Pichegru; fällt mir einer in die Hände. laffe ich ihn er-
fihießenl“
Aber nicht an dem ..fchuldbefleckten" Artois oder Berry. an einem
edlen. fchuldlofen Prinzen. an einem Wehrlofen. verübte er in echt
korfifcher Banditenwut fein Rachewerk und damit eine Schandtat. die
feine ganze Banditennatur in erfchreckender Weife aller Welt bloßlegt.
Seine Wut kannte vollends keine Grenzen. als ihm Savary von
der Felfenklamm bei Bsville meldete. weder Artois. noch Berry. noch
fonft ein namhafter Verfchwörer hätten fich bis jeßt ihm vorgefiellt; wohl
zeige fich jeden Abend eine englifche Brigg. fie fcheine aber auf ein
verabredetes Zeichen vom Lande her zu warten. und da folches aus-
bleibe. |eche fie immer wieder in See.
Ia. wie fchon gefagt. der erfte Konful kannte den Artois fchlecht;
der arbeitete wohl an einem Komplott aus ficherer Ferne mit. aber
die perfönlichen Gefahren feiner mordlufiigen Sendlinge zu teilen.
hütete er fich. Wie feige hatte er boa) fchon zehn Jahre früher die
Vendser und die Ehouans im Stiche gelaffen?
..Aber ich will und muß einen bourbonifchen Prinzen zum Er-
fchießen haben!"
Da gab ihm fein erfter Minifcer. Talleyrand. die Lifte der Prinzen
in die Hand; es waren fieb e n . ..eine heilige oder böfe Zahl". höhnte
der alte Reineke.
Da war aber nicht viel zu machen, Der Graf von Provence und
der .Herzog von Angoulsme waren in Warfchau. ..Artois und Berry".
der alte Eonds und der Herzog von Bourbon in London. Aber halt!
In Ettenheim in Baden. ganz an der Grenze lebte Eondss Enkel. der
.Herzog von Enghien. ..Aber der ift doch ganz unfchuldig.“ meinte fo-
gar der fchreckliche Fouchs.
..Doch." wandte Talleyrand ein. ..Sirel ein Bourbon aber. und
zum Totfchießen wie gefchaffen; was fcherft uns Deutfchland. diefe
Ruine?“
..Das Wort ‚Si r e*." erzählte Fouchs fpäter. ..verklärte den Auto-
kraten ohne Fürfkentitel.“
..Man muß dem monarchifchen Europa einen Fehdehandfchuh hin-
werfen.“ meinten die Ohnehofen am 21. Januar 1793.

„Einen Bourbon totfchießen [affenz recht fo! Das heißt zwei
Fliegen mit einem Schlage treffen- den Noyalifien Schrecken einjagen-
und den Nepublikanern ein Pfand gebenz“ meinte diefer „R o b e s p i e r r e
zu Pferd" wenige Monate nur vor feiner Kaiferkrönung. Und nun
firäubt fich die Feder faft, weiter zu fchreiben. Der Menfchheit ganzer
Iammer geht uns an.

7.

Louis Antoine Henry de Bourbonf geboren am 2. Auguft 1772
zu Chantilly, alfo zur kritifchen Stunde noch nicht ganz 32 Jahre alt-
war einer der liebenswürdigften und ritterlichften Prinzenz die Frank-
reiäf je gefehen.

Er hatte fich unter feinem Großvater mehrfach im Felde ausgezeich-
net. Würde er gegen fein Vaterland gekämpft haben- müßten wir
ihn unbedingt verdammen; aber er hatte gegen die Revolutionz gegen
Sansculotten und Banditen- gegen Verbrecher gekämpftF die ihn feiner
Güter und Rechte2 feines Vaterlandes beraubt hatten und ihm auch das
Leben genommen haben würdet-z wo immer fie feiner hätten habhaft
werden können; er hatte fchließlich doch nur gegen Mörder ganz vom
Schlage der Septembermörder gefochtenf die dem König und der Königin
den Kopf abgefchlagenz den unglücklichen Dauphin auf eine Weifez gegen
weläfe gewöhnlicher Mord eine Handlung des Mitleides iftf zu Tode
mißhandelt und damit Schandtaten begangen hatten, welche ein ver-
nünftiger und ehrlicher Mann nur als einen Hohn auf die Zivilifation-
auf weläze wir uns durch Iahrtaufende hindurch- und emporgerungen-
als eine Demütigung des ganzen Menfchengefäflechtes bezeichnen muß.
Die Weltgefchichte hat das Blut des Königspaares aufgefangen,
um es den Mördern als Kainszeichen auf die Stirne zu drücken,
Ehateaubriand fagt: „Das erfie Verbrechen der Revolution war
der Tod des König-5- aber das entfeßliihfte war der Tod der Königin."
Einem Briefe des Kardinals Bern-is entnehmen wir die Stelle:
„Paris hat kein Verbrechen mehr zu begehen. Das letzte -- Maria
Antoinettes Hinrichtung -- erhebt alle anderen auf einen bis heute
nngekannten Grad der Abfcheulichkeit und Infamie."
Napoleon aber hat gefagt: „Der Tod der Königin war ein ärgeres
Verbrechen- als der Königsmordf ein gänzlich grundlofes Veit-brechen7
weil man keinerlei Vorwand als Entfchuldigung anführen konnte; ein
höehft unpolitifches Verbrechen, weil es eine auswärtige Prinzeffin- ein

unverleßliches Unterpfand traf; ein höchfi feiges Verbrechen. weil deffen Opfer eine Frau war. die Ehren ohne Macht gehabt hatte."
Dies waren die Leute. gegen die der Herzog von Enghien im offenen Felde gekämpft und welche Bonaparte alfo gekennzeichnet hatte. Der Herzog hatte jedenfalls mehr Recht. gegen diefes Gefindel zu kämpfen. als Moreau zehn Iahre fpäter gegen den Cäfarismus und ein anerkanntes Frankreich. mehr als Ludwig x111. und fein Richelieu gegen die Hugenotten. und Ludwig Alb'. und fein Mazarin gegen die Fronde. Napoleon. Talleyrand und Fouchö fiel es auch gar nicht ein. dem .Herzog daraus einen Vorwurf zu machen; fie waren zu klug dazu. um nicht zu wiffen. daß ein folcher Vorwurf rein unmögliäj war. fowohl unter dem fubjektiven. als auch unter dem objektiven Rechtsgefichtspunkt. Aber deswegen mußte man nicht gleich in Verlegenheit geraten. man erfand einfach ein Verbrechen und dichtete es dem Herzog an.
Der Prinz lebte zu Ettenheim. Maffias. der franzöfifche Gefandte zu Karlsruhe. führte die Oberüberwachung und hielt allerhand Spitze(im Solde. Aber Enghien jagte nur leidenfchaftlich und liebte .die Prinzeffin Charlotte Rohan-Rochefort. die ihm der berüchtigte Halsbandkardinal Ludwig de Rohan heimlich und» gegen den Willen Ludwigs xulll. angetraut hatte. zärtlich.
Der liebenswürdige und harmlofe Prinz war fich feiner Harmlofigkeit auch vollauf bewußt. fonft würde er fich weder fo nahe an der Grenze aufgehalten. noch die großväterlichen Warnungen in den Wind gefchlagen haben.
1 Aber hatte Bonaparte den Artois nicht gekannt. fo kannte Enghien den Bonaparte noch weniger; hatte diefer einmal ein Auge auf ihn geworfen. fo war er verloren. Napoleon erteilte dem Präfekten Shoe von Straßburg Ordre. einen Spezialfpion nach Ettenheim zu fenden. Die Rolle übernahm ein gewiffer Lamothe. ehemals Kammerdiener im Haufe Condä. Diefer Tropf meldete unter anderem. General Dumouriez fei in Ettenheim. Dumonriez. ei-äeeunt republikanifcher General in Ettenheim? Ah! ein Seitenftück zu Pichegru. eine bourbonifche Verfchwörung in Ettenheim! Aber Dumouriez war weder in Ettenheim. noch 200 Meilen davon im Lande. was Napoleon fehr wohl wußte. Der Kammerdiener hatte den Namen des Generals und Marquis de Thunory in Dumoriez umgewandelt. ein Kunfi- und Bubenfiück. für das er Geld und fein Sohn ein Offizierspatent und

in der Folge die Beförderung zum Brigadekommandeur ahielt. um
dann am Ende als „Exzellenz" penfioniert zu werden. Solche
Offiziere paßten für eine Armee. die aus den Banden der Sansculotten
fich entwickelt hatte.
Am 10. März 1804 befahl Napoleon: „General Oudener mar-
ichiert mit 300 Draggonern von Straßburg und General Eaulincourt
mit 200 von Schlettftadt über den Rhein nach Ettenheim. heben den
Prinzen gewaltfam auf. führen ihn in die Zitadelle von Straßburg und
von da nach Paris.“ Ein banditenhafter Einbruch freilich in die deutfche
Reichsruine. die aber nichts tat. als in allen Fugen krachen. Völker-
recht. und Napoleon! Ideologie! Der Kriegsminif'ter Berthier gab
die nötigen Befehle an den „Schwager" Murat. den Gouverneur von
Paris, Hierauf wufch fich Bonaparte die .Hände zum voraus in Un-
fihuld und fuhr mit feiner Frau nach Malmaifon. dort niemand vor-
lafiend.
Aber trotzdem gelang es Iofephinen und deren Hofdame. Madame
de RSmufat. ihn über das Mißverftändnis Thumory-Dumouriez auf-
zuklären; doch der Bandit beharrte auf dem Mordbefehl; denn ..Ro-
bespierre zu Pferd“ mußte einen Bourbon zum Erfchießen haben. wie
der Robespierre zu Fuß elf Iahre früher einen folchen zum Guillotinieren
hatte haben müffen.
Kurz nach Mitternacht vom 14. zum 15. März 1804 ward der von
den Iagdftrapazen fehr ermüdete und daher in tiefen Schlaf verfenkte
Prinz von feinem treuen Diener Eanonne durch den Schreckensruf ge-
weckt: ..Alteffel das Haus ifi umzingelt! Gendarmen ftoßen die Tür
ein und erklettern die Fenfier!‟
Niemand hatte die Überrumpler des offenen Städtchens nahen
hören; der Prinz griff zur Iagdflinte. aber vergebens; das korfifche
Banditenftü> war fo fein durchdacht und von dem Oberft Eharlot
fo gut ausgeführt worden. daß es auch in einer Machia in Korfika hätte
vollführt werden können.
Enghien wurde ergriffen und befand fich 16 Stunden fpäter im
Kerker zu Straßburg. Früh 2 Uhr am 18. ging's weiter nach Pauls.
Der Prinz wollte feinen Diener Eanonne mitnehmen: ..Sie brauchen
keinen Diener mehr!“ Dagegen durfte ihn fein Hündchen Mylof be'
gleiten. Die Eilfahrt nach der franzöfifchen Kapitale dauerte 64 Stun-
den; um 6 Uhr abends. am 20. März war Enghien in dem Burgfried
von Vincennes abgeliefert. Der Kommandant Harels konnte ihm kaum

etwas zum Efien vorfeßen. Seit Straßburg hatte man ihm niän einen Bifien gegönntf und was er jetzt bekamf teilte er mit dem gleichfalls hungrigen kleinen Mylof.

Nun höre man weiter. Unter feinen Fenftern am Fuße des Pavillons der Königin fah Enghien ein Grab graben. Savary hatte außerordentliche Vollmachten fiir die Nacht erhaltenx und man muß fagen- er hat ausgezeichneten Gebrauch davon gemacht. Sein .Herr hat ihm dies auch niemals vergeffen. Etliche Jahre fpäter. am Abend des 14. Iuni 18077 nach der Schlacht von Friedlandx rannte ihm Napoleon in die Ohren: „In jener Nacht vom 20. auf 21, März 1804 haben Sie den Herzogstitel von Rovigo verdientf den ich Ihnen heute verleihe!" Eine andere Bluttat zu vollbringen, blieb diefem „H e rz o g" noch nach der Schlacht bei Wagram auf der Walftatt felbfi übrig - 6. Iuli 1809. Savary hat fich auch in Berlin verewigt,

Um Mitternacht weckte man den Prinzen; er wurde in eine Stube geführtf deren Fenfier nach dem vom Monde grell und unheimlich beleuchteten Walde von Vincennes hinausgingen. Hier faß eine von Murat befiellte Militärkommiffion, um den jüngfien und letzten Sproß der EondE zu richten -7 jap von Murat. der zehn Jahre fpäter mit den Verbündeten und Napoleon zugleich insgeheim verhandelte und beide verrietf dafür auch am 13. Oktober 1815 den Tod eines Verbrechers fiarb.

Die Namen der ehrenwerten Mitglieder des Standrechtes von Vincennes muß man immer wieder an den Pranger fiellen. Die fieben Fripons heißen: General Hulinf Vorfitzender (1806 franzöfifcher Okkupationskommandant von Berlin)7 ferner die Oberfien Guitonl Bazancourtf Bar-reis. Ravierl Rabbe und der Major Dautancourt.

Hinter einem Ofenfchirm fpilzelte Savaryf um zu kontrollieren- ob alles nach „Befehl“ gehe. Dantancourt verlieft fechs Anklagepunkte, der eine finn- und haltloferf als der andere.

Enghien antwortete ebenfo gefchickh als korrekt:

„Ich verteidige die Rechte meiner Familie!“

Aber er fuhr ebenfo ungefchicktX als zweckwidrig weiter:

„Meine Geburt und meine Überzeugung zwingen mich- ein Feind der republikanifchen Regierung zu fein.“

Darnach hatte man gar nicht gefragtz fo aber bot diefe Antwort den fieben Mördern fpäter einen matten Schein wenigftens zum Rechte. fich felbfi zu belügen. Freilich- Enghien hätte gar nichts oder noch fo

viel Entlaftendes fagen mögen. fein Grab war ja fchon vor Beginn
des Standrechtes gegraben.
Hierauf fand eine 10 Minuten-Beratung mit einfiimmigem Todes-
fpruch ftatt.
Hulin hat fpäter Ludwig Abllll. erzählt. vielleicht auch vor-
gelogen. er habe gleich nach dem Schuldfpruch fich hingefeßt. um an
Napoleon zu fchreiben und ihn zu bitten. dem Prinzen eine Unterredung
zu gewähren; auch habe er ihn der Gnade Napoleons empfehlen wollen.
da hätte Savary ihm von hinten die Feder aus der Hand geriffen und
erregt gerufen: ..Was noch zu tun. geht Sie nichts' an. das i| meine
Sache!"
Während der ganzen erfien Kaiferzeit jedoch hat Hülin hiervon
niemals etwas verlauten laffen.
Inzwifchen zeigte die Uhr 4b Minuten nach Mitternacht. Der
Herzog wurde in feine Zelle zurückgebracht. wo er fofort wieder ein-
fchlief. Aber fchon um drei Uhr abermals geweckt. ward er eine feuäjte
Wendeltreppe. die in den Feftungsgraben ging. hinabgeführt. Voll Ent-
feßen fragte er. wohin man ihn bringe. ob in ein ewiges Gefängnis?
„Reini" antwortete fein Führer. ..Sie können wegen Ihrer Zukunft
vollftändig beruhigt fein; Si e werden nicht in einem Kerker verfchwin-
den!" -
Hierauf betraten fie das Freie. den Fefiungsgraben; der unheim-
liche Ort voll dichten Nebels ward notdürftig beleuchtet. Unter der
einzigen Laterne am Rande des außergewöhnlich tiefen Grabens wird
der Prinz aufgeftellt. Hierauf wird von dem Adjutanten Pblb das
Todesurteil verlefen. Der kleine Mylof winfelt kläglich. alles zittert.
fiebert. weint und |öhnt. Der Nebel wird immer dichter. man fieht auf
Gewehrlänge nichts. Man bindet daher dem Prinzen eine Laterne vor
die Brufi.
..I11 niemand da. der einem Sterbenden einen letzten Dienft er-
weifen will?" bittet der Herzog. Der Leutnant Noirot hat den Mut.
fich diefem ehrfurchtsvoll zu nähern und einige leife Worte mit ihm zu
wechfeln. ..Hat einer von euch eine Schere bei der Hand?“ fragt Enghien
weiter. Ein Soldat reicht ihm eine folche; der Prinz fchneidet damit
eine Locke ab und wi>elt fie mit einem Ring in ein Stück Papier. das
er Noirot übergibt und ihn bittet. diefen Scheidegruß feiner Gemahlin
in Ettenheim zu überbringen. Zum leben Male bewegen fich feine
Lippen: ..Wie traurig ift es doäj. durch die Hand von Franzofen fierben

zu müffen!" Jetzt nimmt Pets den Hut als Mordzeichen ab. fechzehn Schüffe knallen. ein Bourbon. und der beften einer. ift nicht mehr. So hat es Napoleon gewollt. Enghien ift in die tiefe Grube geftürzt. vielleicht nicht einmal ganz tot. Man wirft Erde auf den noch blutrauihenden Körper und verwifiht alle Spuren des Verbreäfens.
Am anderen Morgen fucht der arme. winfelnde Mylof die frifch gefchaufelte Erde aufzufcharren. Man fchlägt das treue Tierchen mit einer Harfe tot. Auf eine Gemeinheit weiter kam es nicht mehr an.
7L.
Der Elende. der den grauenvollen Schlag gegen die Bourbonen geführt. hielt fich am 20./21. den Tag über verfieckt in Malmaifon auf. war aber. wie Frau von RGmufat fagt. ruhig und heiter. ..Ser-ein et 081m9." fein Gefichtsausdruck war friedfam. ,.pnjsjble".
Troß aller Heimlichkeit merkte man. daß etwas im Werke war. und Iofephine wie die Remufat hatten Wind bekommen und beftürmteu den Korfen. von feiner Mordtat abzuftehen. aber barfch wies er fie ab: ..Die Frauen müffen derartigen Angelegenheiten fern bleiben. Meine Politik forderte diefen Staatsftreich!"
Die Juriften Regnier und REab. wie der faubere Schwager Murat und andere gingen ab und zu. und hatten lange Unterredungen mit ihrem Herrn. Endlich fagte Iofephine zu ihrer Hofdame: ..Alles ift vergeblich; der Herzog von Enghien wird heute abend nach Vincennes gebracht und abgeurteilt werden. Bonaparte hat mir verboten. ihn damit weiter zu behelligen. Er fagte auch. Ihre Traurigkeit fei ihm aufgefallen. Nehmen Sie fich zufammen!"
Napoleon zeigte fich fafi gezwungen ausgelaffen. feste fich auf den Boden und fpielte mit dem erftgeborenen ..Sohne" feines Bruders Louis und feiner Stieftochter Hortenfe wie ein Kind. Plötzlich wandte er fich an die RSmufat: ..Sie find zu blaßl Warum haben Sie kein Rot aufgelegt?"
..Ich habe es vergeffen!"
..Was? Eine Frau. welche ihr Rot vergißt? Das paffiert dir nie. Iofephine. gelt? Die Frauen haben zwei Dinge. die ihnen fehr gut fiehen. das Rot und die Tränen!"
Unter Lachen wurde er dann gemein zärtlich gegen die oj-(lefaot Witwe Beauharnais. Dann mußte die Rsmufat mit ihm Schach fpielen.

wobei er öfters murmelte: ..Laß uns Freunde fein. Einna!“ aus Eorneille.
Dazwifchen fang er halblaut. und fchließlich brarhte es der Komödiant fertig. jene berühmte Stelle aus dem fünften Akte von Voltaires ..Alzire‟. die der Ehrifi Guemann zu dem Heiden Zamar fpricht. zu deklamieren :
D98 client! que 110118 881-70118 coouujn la triffst-311W.
[.98 rien-3 t'ouf 0011111181102?:- 1e menrtre et lu. eengeuoee,
Lt le mic-11. quuncl ton drug rient (te m'ußnuuujnek,
INN-(1011119 .lc- tcz plujuclre et (le yurcwnner.
Aber zu derfelben Stunde ließ er zu Vincennes einen Unfchuldigen morden. Doch die Remufat fchöpfte nach diefem Erguß von neuem Hoffnung.
Da kam am 21. in aller Frühe bleiih und verftört Savary. Entfeßt rief Iofephine: ..Es ift alfo gefchehen?"
..Iawohl. Madame! in der erften Morgenfrühe ift er geflorben. und zwar. ich muß es fagen. fehr mutvoll!"
„Lv bien!“ warf Napoleon dazwifchen und lief davon.
Erfchütternd furchtbar war der Eindruck diefer Hinmordung in ganz Paris. Zahllofe Befucher kamen am 21. nach Malmaifon; in der Abendgefellfchaft redete keiner. bis der Korfe felbf't das Schweigen brach:
..Alle diefe Verfchworenen da wollten Unruhen in Frankreich erregen und in meiner Perfon die Revolution töten. Ich muß diefelbe verteidigen und rächen. und ich habe gezeigt. weffen fie fähig ift. Der Herzog von Enghien hat konfpiriert wie ein anderer" - in diefem Augenblick log Napoleon mit vollem Wiffen -- ..er mußte demnach auch behandelt werden. wie ein anderer. Ich habe Blut vergoffen. ich mußte es vergießenz ich werde vielleicht noch mehr vergießen. aber ich werde es tun ohne Zorn und ganz einfach darum. weil fo ein Aderlaß zur politifihen Medizin gehört. Ich bin Staatsmann. ich bin die franzöfifche Revolution; ich wiederhole es. und ich werde fie aufrecht halten!‟
..Der Staat bin ich!" hat Ludwig ZU(gefagt.
..Das Vaterland bin ich!" redete ihm Herzog Karl von Württemberg nach.
..Die Revolution bin ich!" fagte Napoleon; ein Stü> wenigftens davon war er. infofern hatte er ftückweife recht. Und angefichts aller

diefer Tatfachen wagte Bonaparte jede Schuld an der Bluttat von fich
felbft ab- und auf andere zu wälzen,
Alexander l. von Rußland zögerte lediglich wegen der feigen
Ermordung des Herzogs fo lange mit feiner Anerkennung des Napo-
leonifchen Kaifertums. und Guftav ld'. von Schweden fandte ihm kurzer
Hand das Kreuz der Ehrenlegion. fowie allen Souveränen Europas
diejenigen Orden zurück. die auch Napoleons Bruft zierten. da er keinem
Kapitel angehören mochte. in deffen Mitte ein Mörder war. Auch
der Nomanow an der Newa nahm fich unferes ohnmääjtigen zerrütteten
Vaterlandes an und richtete eine fcharfe Note nach Paris. Man mußte
fchon diefer Bonaparte fein. um die Antworten zu verftehen.
Alexander fragte er ebenfo dumm. wie hinterlifiig verleumdend.
ob er fich denn bedacht haben würde. die ..e n glifch en" (l) Mörder
feines Herrn Vaters zu verhaften. wenn er ihrer hätte habhaft werden
können? Und Guftav l7. ward noäz niederträchtiger verhöhnt. indem
er ihm feine körperlichen Leiden vorwarf.
bill,
Vom Grabe des Herzogs von Enghien aber wollen wir nicht fcheiden.
ohne noch gefragt zu haben. wie fich die Meffieurs Eambacsres und
Lebrun. die fogenannten Herzöge von Parma und Piacenza. der zweite
und dritte Konful. mit welchen fich Bonaparte verfaffungsmäßig in
die Gewalt teilte. zum Mordkomplott verhielten?
Die ganze Dreikonfulberatung war nur eine Komödie gewefenz
in Wahrheit war der Korfe längft Alleinherrfcher. Der dritte Konful
Lebrun rang in Verzweiflung und bat um frifche Luft und ein Glas
Waffer. Eambacsres dagegen widerfeßte fich anfangs. wurde aber von
Talleyrand und Fouchs niedergefchrien.
Später freilich wollte niemand fchuldig fein. Namentlich Napoleon
felbft leiftete. wie wir fchon gehört haben. Großartiges im Belügen
feiner felbft und anderer. Noch auf St. Helena. wo er einige rührfame
Seelen der Mit- und Nachwelt meifierhaft zu täufchcn verftand. behaup-
tete er. er würde den Schlag niemals gefiihrt haben. wenn ihm nicht kurz
vorher noch ein Brief Enghiens in die Hände gefallen wäre. den diefer
wenige Tage vor dem überfall in Ettenheim gefchrieben habe. Alles
Lüge. Der Herzog hatte iiberhaupt um jene Zeit gar keinen Brief
gefchrieben. Hätte man irgend ein belafiendes Dokument auftreiben

können. dann hätte Bonaparte gewiß auch dafür geforgt. daß die Nach-
welt nicht fragen müßte. wo kann man dasfelbe einfehen?
Von der übrigen Bande fchob jeder die Schuld dem anderen in
die Schuhe. Auf dem Wiener Kongreß behauptete der niemals um Aus-
reden verlegene Talleyrand. gewarnt zu haben. mit dem Bemerken:
..Das ift fchlimmer als ein Verbrechen. das ift ein Fehler!“ Im ganzen
ja eine niedliche Moral. und fo glaubwürdig mit Rüäficht auf den
Charakter Talleyrands die Anekdote auch klingen mag. damals wenig-
|ens hat fich der ci-äe'unt Bifchof von Autun mit diefer Moral nicht
befleckt; denn als ihm feine fämtlichen Minifterialdirektoren von dem
Entfehen fprachen. welches die Vincennefer Mordtat in ganz Paris
und Frankreich hervorgerufen hatte. erwiderte er:
..Ach was! das ift eine Gefchäftsfache. weiter nichts; hätten wir
anders gehandelt. wäre dies fchlimmer als ein Verbrechen. ein Fehler!“
Für ihn war es offenbar auch Gefchäftsfache gewefen. als er in
Gegenwart des fpäter ermordeten Königspaares am 14. März 1790
auf dem Marsfelde die 83 Banner Frankreichs geweiht und eingefegnet
hatte.
Der Segen freilich war aua) danach.
Wenden wir uns nun zum Schluffe von dem unfchuldigen Opfer
den fchuldigen und wenigfiens kompromittierten Verfchwörern noch ein-
mal zu,
Dem unglücklichen Pichegru war ein Band von Seneca in die
Hände gefallen. da las er. was der Lehrer Neros über den freiwilligen
Tod zufammenphilofophiert hatte. und feste das Gelefene mit Hilfe feiner
Halsbinde in die Tat um.
Und nun wurden auch Cadoudal und feine Getreuen dem Henker
überliefert.
Moreau ward nur zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt und fo-
fort nach Amerika begnadigt. während über Cadoudal. Bouvet de Lorier.
Rivisre. Lajolais. Arman Polignac. den Chouau Pieot und dreizehn
weitere der Todesfpruch gefällt wurde. Jules Polignac und Rolland
wurden ebenfalls. wie Moreau. zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.
Die fchon in Petto ernannte neue Hofgefellfchaft verwandte fich mit
Erfolg für das. was man gemeinhin vornehm und beffer heißt. nämlich
für den begüterten und einer befferen Herkunft fich erfreuenden Teil
der Verfchwörer. Nur Cadoudal. der arme betörte und mißbrauchte
Miillersfohn. hatte keinen Fürfprecher an dem neugebackenen plebejifäjen

Kaiferhofez aber gerade er war der befte von allen Komplicen- der über-
zeugtefie; er und elf weitere von den dreizehn verurteilten Chouans
ftarben am 24. Juli 1804 auf dem Greveplaß unter dem nationalen
Hackmeffer.
Am vollften hatte Bouvet de Lorier den Mund genommen und-
fich theatralifch in Pofitur werfendf deklamiert: „Ein Mannl der von
den Pforten des Grabes kommt und noch bedeckt ift mit dem Schatten
des Todes- will Rache nehmen an Leuten- welche durch ihre Treulofigkeit
ihn mitfamt feiner Partei in den Abgrund geftürzt haben.“
Das genügte Bonapartez den Schweißer zu begnadigen. Sonfl
hatte Bouvet von der englifchen Million nicht fchlecht gelebt und fich
von Cadoudal refpektable „Dotationen" vorfchußweife auszahlen laffen.
Wahr gefprochen hat er deswegen doch.
Bald darauf gab es auch keinen Konful Bonaparte mehr, fondern
|att deffen einen Kaifer Napoleon. Am 2, Dezember 1804 ward er von
Chiaramonti - Pius kill. - nach beiderfeitigenf dem Prinzip nicht
ganz treu gebliebenen Konzeffionen feierlich gekrönt. Als der neue
Kaifen der Kaifer einer Revolution- in die Tuilerien zurüctkamt äußerte
er gegen feinen Marineminifter Decrds: „Ich kam zu fpät zur Welt.
Die Menfchen find heutzutage zu klug. Man kann nichts Großes mehr
tun!“
„Wie Site? Was kann es denn Größeres geber» als den erften
Thron der Welt zu befieigen, nachdem man als einfacher Artillerie-
leutnant angefangen hat?“
„Wohh ich gebe es zu- meine Karriere ift nicht übel. Aber welch'
ein Abftand z. B. gegen Alexander den Großen! Nachdem er Afien er-
obert und fich den Völkern als einen Sohn Inpiters vorgefiellt hatte-
glaubte alle Welt daran7 ausgenommen feine Mutter Olympiast etwa
Ariftoteles und noch einige andere wenige Philofophen. Wenn ich aber
heute erkläre- daß ich der Sohn Gott Vaters wärex und wenn ich nach
Nötre Dame ginge- ihm dafür zu dankenz jedes Fifchweib auf meinem
Wege wiirde mich auslachen. Ach! Die Menfäfen und die Völker find
heutzutage zu klug. Jar mein lieber ?Heeres7 es ift und bleibt nun
einmal foe man kann in der Tat nichts Großes mehr tun!"
Das ifi die Sprache des Wahnfinnes. Und diefer Mann war auch
längfi wahnfinnig- und die ihm gedient und ihn angebetet habenr die
Talleyrand und Savary und die Fouchs und andere verlachten ihn
insgeheimr und die meiften der anderem welche wir in diefen Blättern

genannt haben. waren gleich ihren Nachkommen bereit. jedem neuen Herrn zu dienen. wie fie bisher den Bourbons. der Gironde. den Iakobinern. den Terroriften. dem Direktorium. dem Korfen. und dann wieder dem Bourbon. nochmals dem Korfen. den Bourbons. dem Orleans. der Republik. dem [Il. Napoleon und der Republik. immer den Vorangegangenen feige verratend. im Stiche laffend. mit ..Ü b e r z e u g u n g" und zu ihrem Vorteil dienten.
Aber fie alle. die Herren und die Diener find. - keine Regel ohne Ausnahme. - einander wohl wert gewefen. Maffena hat das unumwunden geftanden. Nachdem diefer Marfchall nach der zweitägigen Schlacht von Afpern das franzöfifche Heer und den Kaifer vom Untergange gerettet und den Lohn für feine Verdienfte nach dem zweiten Teil der bonapartefihen Kriegsparole an feine Söldlinge „Zwjl'e et r i oben ee“ fich felbfi geholt hatte. herrfchte ihn Napoleon an:
..Sie find der größte Dieb in meinem Heere!"
„api-E8 70118, Jil-e!“
Des unglücklichen Herzogs von Enghien fpäter aufgefundene Gebeine find jetzt in der Kirche von Vincennes zur lebten Ruhe bef'tattet. Ludwig Abflll. hat ihm ein Denkmal gefetzt. welches. gleich dem Grabe felbfi. von pietätvollen Händen auch heute noch mit lebenden Blumen und frifchen Kränzen gefchmückt wird.

mom.
.eo-Som
GZSZ &po-0J
.YZ-Komm Â»Ãœ â€ž. u: 0 a V

„Neurafiheni>*oWr„NervofUä)A*->LWrlwwümüw
den wir zwifchen beiden Ausdrücken neuerdings zu machen pflegen. ift der. daß wir es bei „Neurafihenie‟ (Nervenfchwäche) - einer durch den amerikanifchen Nervenarzt Beard um 188() eingeführten Bezeichnung - mit einer in der Regel auf angeborener Anlage beruhenden. im wefentlichen daher das ganze Leben hindurch andauernden und einer völligen Befritigung nicht fähigen. konfiitutionellen Schwäche des Nervenfyfiems. einer Form angeborener „Entartung“ zu tun haben. Dagegen fol'l es fich bei der .,Nervofität“ im engern Sinne mehr um erworbene. auch bei zuvor gefunden Perfonen auftretende. durch nachweisbare Gelegenheitsanläffe erzeugte. und demgemäß auch nieifi vorübergehende und heilbare Störungen der Nerventätigkeit handeln. Freilich find die Übergänge zwifchen den Erfcheinungsbildern der Neurafihenie und Nervofität fehr flüffig und die Grenzen daher fchwer einzuhalten. die Unterfcheidung im einzelnen Falle oft nicht mit Sicherheit zu ermöglichen. * Nun würde fich für das uns hier befchäftigende Thema die Fragefiellung ergeben. ob wir es bei Tonkünfilern vorzugsweife mit einer der urfprünglichen mufikalifchen Begabung anhaftenden. zu diefer in irgendwelcher Beziehung fiehenden krankhaften Veranlagung (Neurafihenie) - oder mit einer durch die Schädigungen des Berufslebens allmählich hervorgerufenen. daher auch bei urfprünglich Gefunden zutage tretenden Form nervös-feelifcher Störung. mit Nervofität im engeren Sinne zu tun haben.

Gewiß fpräche manches dafür. an eine angeborene Krankheitslage (.,Dispofition'h zu denken und diefe in Beziehung zu bringen zu dem gleichfalls als angeboren betrachteten fog. ..Tonf in n“ oder ..Mufikfinn“. Einen folchen .,Tonfinn“ oder genauer ausgedrückt einen angeborenen „Sinn fürTonverhältniffe“ (,.ZenZ (Leg rnpports (168 form") hatte zuerfl wohl der berühmte und viewer-kannte Urheber der Schädellehre. Franz Iofef Gatt (1758-1828) gelehrt und dafür ani Schädel in einer befonderen Hervorwölbung („bosxie'h in dem fiärkeren Hervortreten der Gegend der untern äußeren Stirnecle. vom äußeren Augenwinkel beginnend. und der untern Schläfengegend den charakte-

rifiifahen körperlichen Ausdruck zu finden geglaubt. Er hatte die ..b0852" an Mufikerköpfen mehrfach beobachtet. wie fie denn u. a. in ausgezeichneter Weife_ an dem Beethoven-Kopfe. am ausgefprochenfien an einer bei Lebzeiten aufgenommenen Maske (abgebildet bei Moebius. über Kunft und Künfiler. Leipzig 1903). und zwar hier auf der linken Seite befonders auffällig hervortritt. Es würde diefe Hervorwölbung am Schädel unter Umfiänden einer ungewöhnlich ftarken Entwicklung der darunter liegenden Hirnteile. namentlich alfo der vorderen Abfchnitte des Schläfenlappens mit den dazugehörigen Hirnwindungen entfprechen können. Und in der Tat wiffen wir aus vereinzelten Beobachtungen in Krankheitsfällen fchon feit längerer Zeit. daß gerade diefe Hirnteile. vor allem die vorderen Abfchnitte der erften und zweiten Sihläfenwindung fowie auch Anteile der zweiten Stirnwindung. zu dem fog. „Tonfinn" oder richtiger zu den verfchiedenen Außerungsweifen mufikalifcher Veranlagung in vielfach verfchlungenen Beziehungen fiehen. daß u. a. die Fähigkeiten der mufikalifchen Reproduktion. des Singens. Inftrumentenfpielens. Notenlefens und Notenfchreibens u. f. w. mit den genannten Hirnteilen in befonders enger Weife verknüpft find. fo daß durch ihre Zerftörung - fpeziell in der Regel auf der linken Hirnhälfte. die ja auch der Sitz des Sprachvermögens ifi - ein Verluf't des mufikalifchen Ausdrucksvermögens (..A m uf i e") bei den davon Betroffenen mitunter herbeigeführt wird. Es handelt fich dabei. wie gefagt. um verhältnismäßig feltene und dabei fchwierig zu deutende Beobachtungen. fo daß die gemachten Angaben über eine genauere Lokalifation der einzelnen inufikalifchen Vermögen und Fähigkeiten an der Gehirnoberfläche einftweilen noch mit einer gewiffen Vorficht aufgenommen werden müffen. - Aber von diefen fpärlichen Beobachtungen in Krankheitsfällen ganz abgefehen lehrt uns eine Jahrhunderte alte Erfahrung. daß wir es bei dem „Mufikfinn" und dem davon abhängenden Mufiktrieb mit einer elementaren feelifchen Kraftäußerung zu tun haben. die fich bei den damit ausgeftatteten Individuen fchon überrafchend früh - wie die fo zahlreichen „mufikalifchen Wunderkinder" beweifen - fchon vom dritten oder vierten Lebensjahre ab - und felbft bei anderweitig Schwachbegabten. felbft bei Imbezillen und Idioten zuweilen mit unwiderfiehlichem Drange bekundet. Man könnte daher wohl meinen. daß eine fo fiarke einfeitige Entwicklung einzelner Hirnteile. wie wir fie in derartigen Fällen als zugrunde liegend vorausfehen dürfen. leicht auf Koften der gleichmäßigen Entwicklung anderer funktionell wichtiger Hirnabfchnitte vor fich gehen und daher auf die Gefamtheit des Organs. auf die harmonifche Ausbildung

aller von ihm abhängenden nervös-feelifchen Tätigkeiten nachteilig zurück-
wirken müffe. In diefem Sinne könnte alfo ein urfprünglicher Anlage-
fehler gegeben. das fpätere Zutagetreten neurafihenifcher oder noch fchwererer
nervös-feelifcher Störungen möglicherweife gefördert werden. - Ein folcher
Zufammenhang wäre an fich wohl denkbar. doch laffen fich ausreichende
Beftätigungen dafür aus der unmittelbaren Erfahrung kaum entnehmen.
Die Erfahrung gef'tattet uns wenigfiens nicht die Behauptung auszufprechen.
daß fich unter den hervorragenden Tonkünfilern auffallend viele ..neur-
afihenifch" veranlagte oder zu fchweren Nerven- und Seelenftörungen dis-
ponierte Raturen befinden. Wenn einzelne namhafte fchöpferifche Ton-
künftler -ich nenne als die bekanntefien Beifpiele nur Donizetti. Schumann.
Hugo Wolf - auf der Höhe ihres Schaffens geiftiger Umnachtung anheim-
fielen. fo find dies eben aus den befonderen individuellen Verhältniffen
heraus zu erklärende Einzelfälle. die übrigens keineswegs häufiger find. als
in anderen. zumal künftlerifchen Berufen - deren fich mit Leichtigkeit
mehr als ebenfo viele von hervorragenden Baukünftlern. Malern. Bild-
hauern. und vollends erfi von gefeierten Meifiern des Worts und der Rede
zur Seite fiellen ließen. Im Genie an fich. alfo im tonkünftlerifchen Genie
ebenfalls etwas von vornherein Krankhaftes zu erblicken - eine „epileptoide
Erfcheinung“ nach Lombrofo. ein ..Entartungszeichen'l nach Arndt - darauf
werden wir uns heutzutage fchwerlich noch einlaffen. vielmehr gegen folche
verallgemeinernde Theorien entfchiedenen Protef't erheben. unter Berufung
darauf. daß es glücklicherweife auch. phyfiologifch und pfychologifch. voll-
kommen ..gefunde“ Genies in allen Sphären der Kunft. der Wiffenfchaft
und der praktifchen Lebensgebiete gegeben habe und noch gebe. Das fchließt
freilich nicht aus. daß das Genie. wenn auch nicht krankhaft. doch mit allerlei
auffälligen Sonderbarkeiten und Eigenheiten behaftet und in vielen Augen
dadurch verdächtig fein kann. Erinnern wir uns nur an den bei Lebzeiten
fo heiß umf'trittenen und fogar in pfychiatrifchen Fachfchriften für „verrückt“
und „entartet“ erklärten Richard Wagner. deffen Schaffensfähigkeit in
fpäteren Jahren vielfach an einen kompliziert herzufiellenden Apparat
äußerer Bedingungen. ein farbiges Milieu von Koftüm und Dekoration
gebunden erfcheint - wofür wir ein gewiffes Analogon fchon bei feinem
reformatorifchen Vorgänger. dem Ritter v. Gluck. finden. der bei dem hell-
f'trahlenden Lichte von Kronleuchtern mit Vorliebe arbeitete! -
Mankann fich das bisher Erörterte auch noch von einem anderen Stand-
punkte aus vergegenwärtigen. Der ..Tonfinn“ oder Sinn für Tonverhält-
niffe if't bekanntlich auf feiner vollkommenfien Stufe ein (auatomifch an die

Entwickelung des Eortifchen Organs der Schnecke. fowie der oorerwähnten Hirnteile gebundener) Eigenbefilz des Menfäjen - außer ihm nur noch wenigen höheren Tiergattungen in befchränktem Maße zukommend - und auch innerhalb der menfaylichen Genieinfchaft felbft nicht einmal allzuverbreitet. Es gibt mufikalifch äußerf't verfchieden begabte und auch anfcheinend fo gut wie ganz unmufikalifche. oder inufikunfähige. Individuen und Raffen. Diefe Verfchiedenheit und die verhältnismäßige Seltenheit höherer mufikalifcher Begabung findet ihre Erklärung darin. daß die verfeinerte Ausgefialtung desTonfinns ja unzweifelhaft keinerorganifatorifchen Notwendigkeit. keinem zwingenden Bedürfniffe der menfchlichen Natur und der menfchlichen Lebensbedingungen entfpricht. daß fie insbefondere für die Zwecke der Lebens- und Arterhaltung. für die Ausrüftung zum ..Kantpfe ums Dafein“ weder unentbehrlich. noch in irgend einer Weife nußbringend erfcheint. vielmehr eher - wie freilich im Grunde jede Art künfilerifcher Befähigung - eine Art von Lurusbeftreben. einen Uberfchuß. eine Ertravaganz darfiellt. wie fie fich die Natur ihrer fonftigen gewöhnlichen Kargheit und Knappheit gegenüber nur in befonderer Feiertagslaune ausnahmsweife gefiattet. Man möchte daher von vornherein zu der Befürchtung neigen. daß fie diefen anfcheinenden Lurus durch Erfparnis auf der anderen Seite. durch einen irgendwie und irgendwo zutage tretenden Defekt .auf anderen neroös-feelifchen Gebieten. z. B. durch eine geringere Willensenergie. geringere Widerfiandsfähigkeit und Fähigkeit der inneren Selbfibehauptung. der Aufrechthaltung des feelifchen Gleichgewichts. wieder ausgleichen werde. und daß hierin eben die beftehende neurafihenifche Anlage bei tonkünftlerifch hochbegabten Individuen und Raffen vorwiegend fich offenbare. Sehen wir vom Individuum ab. bei dem die Beurteilung und Bewertung nach diefer Seite hin fafi immer mit befonderen Schwierigkeiten verknüpft bleibt. und faffen wir die vorliegenden Erfahrungen hinfichtlich mufikalifcher Raffenveranlagung ins Auge. fo
bietet fich uns ein allbekanntes und fehr merkwürdiges Beifpiel in dem feit länger als 600 Iahren in Europa als Parafit haufenden. aller Wahrfcheinlichkeit nach aus Indien herftammenden Wandervolk der Zigeuner.
Ihre hohe. wenn auch in mancher Beziehung einfeitige. bekanntlich auf ungarifchern Boden zu vollfter Entwicklung gelangte und hier von keinem Geringeren als Franz Lifzt eingehend gewürdigte und gefchilderte mufikalifche Begabung ift unbeftritten - ebenfo unbeftritten aber auch der eigenartige moralifch-geifiige Schwächezufiand diefer zwifchen Natur und Kultur. Barbarei und Zivilifation fchwankenden Mifchlinge. ihre Arbeits-

fcheu. ihr unbefiegbarer Hang zu nomadenhaftem Umherfchweifen. ihre Unerziehbarkeit. ihre fittlich religiöfe Indifferenz und überhaupt ihrZMangel an "höherenfbzialen und kulturellen Vorfiellungswerten -'alles Zeichen eines Intelligenzdxfektes. die an krankhafte. auf der Bafis der ..Entartung" und ..Belafiung zufiande kommende Störungsformen. an Typen angeborenen Schwachfinns oder deffen. was man früherals ..111013.1 inZauity" bezeichnete. und Ähnliches auffällig erinnern. Dem fieht freilich andererfeits entgegen. daß fie fich durch gewiffe. dem Wefen der ..Naturvölker" als foläje näher liegende pofitioe Eigenfchaften und Vorzüge. z. B. durch ihre fehr gefchärfte Sinneswahrnehrnung (womit ja auch ihr tonkünfilerifches Vermögen bis zu einem gewiffen Grade zufammenhängt) von derartigen Degenereszenztypen doch immerhin merklich unterfcheiden. Wie dem auch fei. es dürften fich hier nicht wegzuleugnende Wechfelbeziehungen zwifchen einer einfeitigen mufikalifchen Raffebefähigung und derfelben Raffe anhaftenden pfychologifchen Krankheitserfcheinungen oder Defekten vielleicht offenbaren. die allerdings einer eingehenden wiffenfchaftliäjen Durchforfchung bedürfen und zu verallgemeinernden Schlüffen vor der Hand kaum berechtigen. Sehr beachtenswerte Anregungen und Anfälze in diefer Richtung find in der kleinen Studie von Ernfi Ientfäj ..Mufik und Nerven " (in ..Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens" Nr. num(Wiesbaden 1904) bereits gegeben. -

Es wird alfo für die Würdigung der ..neurafihenifchen" und ..nervöfen" Zufiände bei Tonkünfilern in weit höherm Grade jedenfalls auf die Feftfiellung ankommen. ob in der beruflichen Ausübung derT onku n | mehr noch als in der urfprünglichen tonkünfilerifchen Veranlagung Momente enthalten find. die - mag es fich nun um von vornherein prädisponierte oder um zuvor gefunde Individuen handeln - eine Herabfeßung der Widerfiandsfähigkeit gegen fchädigende Lebenseinflüffe. eine größere pfychifche Labilität. und damit das frühere oder fpätere Zutagetreten nervös-feelifcher Anomalien und Störungen in ausgiebiger Weife begünfiigen. Solche Momente find allerdings vorallem bei dem fchaffenden. kaum minder aber auch bei dem ausübenden Tonkünfiler unferer Tage mannigfach unverkennbar gegeben.

Der künftlerifch fchaffende Menfch ift an fich unter allen Umfiänden geneigter zu Erfcheinungen nervös-feelifcher Störung. zur ..Nervofität". Er ifi es vermöge der fo viel größeren Intenfität und Ertenfität feines Gefühlslebens. der mehr oder weniger gefieigerten Reizbarkeit und Empfindfamkeit. der in lebhafterem und rafcherem Spiel der Vorfiellungeu. ihrer Scheidung

und Aneinanderreihung (Diffoziation und Affoziation) fich bekundenden Phantafietätigkeit »- alles Dingex ohne die er eben nicht „Künfiler" feinh wenigfiens zu produktivem künftlerifchen Schaffen kaum berufen fein würde. Unzweifelhaft gilt das gerade für den Tonkiinftler noch anders und in noch höherem Maßex als felbfi für den bildenden Künfiler. Man pflegt „A u g e‟ und „O h r‟ wohl als die dem Kunfizweck vorzugsweife dienfibarenz als die „ä fi h e t i fch e n‟ Sinne zu bezeichnen. Das Auge ifi es ja, deffen welt- umfaffenderh weltumfpannender Befiß das Rohmaterial lieferth das fich in den bildenden Künftern zu befeelter Neufchöpfung gefialtet. Anders beim Mufiker. Er fchafft wefentlich aus Eigenemx mit den aus der gefährlichen Tiefe des Unbewußten heraufbefchworenen elementaren Seelenmächten- Gefühlenh die fich ihm (und uns durch ihn) in tönenden Schwingungen verkörpern. Diefe Gefühlserregungh ihre Umfeßung in Tonempfindung und der durch'_Auslöfung und befiiindige Reproduktion der Tonempfin- dungen fortdauernd geübte Reiz auf das Innenleben ifi unzweifelhaft;viel gewaltfamerh tiefgreifender und nachhaltiger) als der von anderen Sinnes- katcgorien und empfindungsvermittelnden Nervenbahnen ausgehende, Darauf beruht ja gerade die ungeheureh mit nichts zu vergleichende Wirkung der Mufikh daß fie eine Welt der Gefühle in uns erfahließß ja erfi eigentlich fchaffh einen Sturm leidenfchaftlicher Erregungen in uns entfeffelh die in ihrer Mächtigkeit und Unaufhaltfamkeit jeder hemmenden Eindämmung fpotten - wie das mit feinem volltönigen rhetorifrhen Pathos Schiller in der „Macht des Gefanges“ fo wirkungsvoll fchildert. _Aber auch rein phyfifch betrachtet entwickelt fich auf Grund der befiändigen Inanfpruch- nahme des Tonfinns oft eine ans Krankhafte grenzende „Reizfamkeit“ und Überempfindlichkeit namentlich für der gleichen Kategorie angehörige äußere Sinnesreizß dieden fchaffendenKünfiler zuweilen in einer für „Amu- fifche“ fchwer begreiflichen Weife heimfucht und peinigt. Schreibt doch Hugo Wolf in einem Briefe- daß der Gefang der Finken ihn zur Verzweiflung bringe -- und ein hervorragender lebender Tonkünfiler läßtF wie erzählt wirdy aus gleichem Grunde die Singvögel in feinem Garten abfchießen! Dazu kommt für viele der an fich eigentlich unbegreiflichez unerklärlichez aber unbefireitbarq finnlich und direkt gefchlechtlich aufregende Zauber der Mufih der vokalen nicht bloßh fondern auch der inftrumentalen! Bei alledem fpielt die eigenartige Kunfirichtung unferer Zeit eine wichtige Rolleh die wiederum mit dem Gange unferer kulturellen Entwicke- lung„ mit allen bedeutfamen individual- und fozialpfychologifchen Lebens- erfcheinungen der Gegenwartx namentlich aber mit der unendlichen Steige-

rung. Bereicherung und verfeinerten_,Nuancierung unferes ganzen Sinnen- und Gefühlslebens unlösbar zufammenhängt. Was wir als „I m p r ef- f i o ni s m u s" in der Kunfiübung unferer Tage. zunächft freilich in der bildenden Kunfi preifen oder verwerfen. in jedem Falle mit Anteilnahme verfolgen - das beruht ja nicht zuletzt auf diefer fo unendlich gefieigerten Reizempfänglichkeit. dem dadurch erweckten Reizhunger. und der außer- ordentlichen Vervolllommnung der Aufnahmefähigkeit und des Verfiänd- niffes - womit natürlich eine entfprechende Steigerung in den Ausdrucks- mitteln. eine übergroße Nuancierung und Subtilifierung bis zur Künft- lichkeitx'und felbft gefchmackwidrigen Verkünftelung. wie fie von einem überwuchernden Afiheticismus kaum fernzuhalten ifi.'*:nur zu leicht gleichen Schritt hält. Wenn nun in der bildenden Kunfi diefe Richtung fich in manchen „impreffioniftifchen" und „neo-impreffionifiifchen“ Schöpfungen in Malerei und Skulptur am fchärffien und offenfichtlichfien ausprägt. fo fehlt es doch auch'keineswegs an damit wohl vergleichbaren Hervorbringungen auf ton- künfilerifchem Gebiete; ja wir brauchen im Grunde nur die ganze aller- modernfie Entwicklungsphafe der Tonkunft in ihren maßgebenden Perfön- lichkeitenp'gund Schöpfungen an uns vorbeiziehen zu laffen. um uns von der radikalen Umwälzung mufikalifchen Schaffens. wie fie uns in den auf- einanderfolgenden einflußreichfien und erfolgreichfien Einzelwerken entgegen- tritt."greifbar zu überzeugen. Es handelt fich dabei um eine in ganz eminenter Weife emporgefchoffene P e r f ö nl i ch kei ts ku n fi. wie fie nur auf demjBoden einesfhochgebildetenmber auch einfeitig überbildeten Afihetentums erwachfen. auäj nur von hier aus'genoffen und verfiändnisvoll gewürdigt werdenJannz es handelt fich um Äußerungen und Darbietungen des ent- fchloffenfien. vor nichts zurückfchreckenden I n d iv id u al i s m u s in der Mufik. der bis an die letzte. äußerfie Grenze feines Wollens und Könnens mit einem unerhörten Apparat und einer verwegenen Fülle von Aus- drucksmitteln weit über alles hinausgeht. was die alte klaffifche und felbfi noch die alt- und neuromantifche Kunft bis vor wenigen Luftren uns zu bieten vermochte. Wenn Niehfche in feinem - erfi eben pofthum heraus- gegebenen _ ..Lace hama" fchon Wagner (neben Delaeroir) als „Fan a- tiker desAusdrucks“miteinem„Fond von Unheilbarkeit im Wefen'fcharakterifiert wiffen will - welche Bezeichnungen würde er für die heutigen Epigonen und „Vollender“ Wagners wohl zutreffend ge- funden haben? - Wie follte nun diefes ungeheure Aufgebot ungewohnter. neuer. unerhörter Tonfolgen und Kombinationen. diefe unfiete und fremd- artige Harmonifierung. diefe gefliffentliche Abkehr von altüberlieferter ein-

facher Melodik und volkstümlicher Rhythmik. diefes Schweigen in grellen tonmalerifchen Effekten und nie dagewefenen orcheftralen Klangwirkungen - wie follte diefe intenfive Auffiachelung der akuftifchen Phantafie. diefe andauernde ilberreizung der tonkünfilerifch tätigen Nervenbahnen und Zentren nicht fchließlich zu nachteiligen Folgewirkungen für das Nerven-fyfiem des fchaffenden Künfilers felbft führen? Nur die Allerrobufiefien könnten auf die Dauer hier widerfiehen - aber zu diefen Allerrobufiefien pflegen leider gerade die künftlerifch fchaffenden Geifier in der Regel niagt zu gehören - und fo ift hier ein mindeftens zeitweifesZUnterliegen. ein als nervöfe Abfpannung und Erfchöpfung fich kundgebender Folgezufiand angefirengten künfilerifchen Schaffens nur allzu begreiflich.
Aber auch für den ausfchließlieh oder vorzZ-ug sw eife a usübenden. reproduktiven Tonkünfiler.für den ..Vir-t u of e n“ vor allem liegt eine andere. nicht zu unterfchäizende Hauptquelle nervöfer Aufreibung und Erfchöpfung bedenklich nahe. Sie liegt in dem freilich von jeher mehr oder weniger aufgenötigten. aber durch die Zeit-verhältniffe immer fchärfer zugefpißten Kontrafi idealen Kunfiempfindens und Künf'ilerbewußtfeins auf der einen und gefchäftsmäßiger Verwertung des errungenen Könnens auf der anderen Seite - alfo in der ganzen Art des modernen Kunfibetriebes. in dem aufgedrungenen. unoermeidlichen Verkehr mit den Zwifchenhändlern der Kunfi. den Beherrfchern und Mono-polifien des Kunfimarktes und allen Abfiufungcn des gefchäftlichen Unter-nehmertums. in dem für feinfühlige Naturen oft fo fchwer zu ertragenden. fo gefährliche Konflikte in fich bergenden- Verhältniffe zu Publikum und Kritik. - Auch das überhafiete anfirengende Reifen. zu Land und zur See. das Jagen von Ort zu Ort. die damit verbundene unregelmäßige und un-hygienifche Lebensweife. das ganze abheßende Treiben diefer Kunfiübung im Umherziehen. diefes ..Kunfizigeunerns" macht fich in fchweren. fei es vorübergehenden oder auch bleibenden nervöfen Folgeerfcheinungen nur zu häufig bemerkbar. Vor allem aber ifi es der aufbringliche Indufirialis-mus des öffentlichen Mufiktreibeno. den reizbare und fenfitive Künfiler-naturen als fo drückend empfinden. Spricht doch fchon vor 50 Jahren. als die Verhältniffe in diefer Beziehung noch lange nicht fo ungünfiig lagen. kein Geringerer als Joachim in einem an den jungen Brahms gerichteten Briefe. worin er feiner Freude Ausdruck gibt. daß Clara Schumann auf die geplante Konzertreife nach England verzichtet habe. von der ..Gemeinbeit des kiinfilerifchen Getriebes dort“. die auf viele Naturen deprimierend wirken müffe. von einer ..geifiigen Abtötung um pekuniärer Vorteile willen“.

und knüpft daran die heute erfk recht'zeitgemäße und beherzigenswerte Warnung: „Mufik ifi keine Indufirie- an der man fich fchnell nährtj wie fie dort getrieben wird! Sie erfordert geiftige Ruhe und Klarheit- ungetrübt dasSäzönezuetnpfindenjnicht unruhevolle Angfi ehrgeizi-
g e n A b h e ß e n s“. - Und auch der fcheinbar „befriedigte" Ehrgeiz- der „Erfolg'h der fich in Gold„ Lorbeer und - Frauengunfi ausprägh fchließt Gefahren anderen aber kaum minder verhängnisvoller Art für das Nervenfyfiem in fich. Hier entfpringen die mannigfachfien und ergiebigen Quellen jener aus zahlreichen Beifpielen bekannten V ir t u o f e n - N e r-
o of itä tp der wir felbft kräftig und widerfiandsfähig angelegte Naturen niäyt felten erliegen fehem und von der uns u. A. Offip Schubin im „Asbein“ und neuerdings Rudolf Herzog im „Abenteurer“ intereffantez pfychologifch wohl begründete literarifche Mufierfälle vorführen. .hier wären auch die Hebel zur Verhütung und Bekämpfung fo fchwerer Schäden zunächfi an-
zufelzen und die Heilmittel ins Auge zu faffem die freilichj um nachhaltigen Erfolg zu verbiirgenx mit einer allmählich fich vollziehenden Abkehr von der ganzen feitherigen Richtung nnferes öffentlichen Kunfibetriebes und fo vieler Gewohnheitenj Verhältniffe und Bedingungen des heutigen Kunft-
lebens eng verbunden fein müßten.

Hermann Heffe:

Heimat.

O Heimatland. o fichere Friedensbucht.
Wann werden meine Augen deine blauen
Berge und deine grünen Matten fchauen?
In welcher Welt hab' ich dich nicht gefucht?
Ich fuchte dich zu Füßen aller Weifen.
Ich fuchte dich auf weiten Pilgerreifen.
Auf fteiler Alp las ich der Gletfcher Runen
Und träumte lang im Banne der Lagunen.
Und überall und nirgends wareft du;
Ich konnte deine Grüße ahnend lefen
Aus Fernen her. wo niemals ich gewefen.
Ienfeits der Sterne träum' ich einen Ort
Iedwede Nacht. O Heimat. bift du dort?
Z Der Berge Schnee warf mir fein Grüßen zu.
Z

Richard Schaukal:
Freske des _Giambattifia Tiepolo.
Z
Z
Z
Z
Ein kaltes ftarres Diadem umfchließt Z
Die freie. ftolze Stirn. O hochgefchürzter Mund! Z
Der Bufen. königlich. fchwillt feffellos. Z
Ein Windhund fchmiegt fich an das fchmalfte Knie. Z
Du bleiche Hand. ich küffe deine Adern. Z
In diefen kleinen Ohren fchimmern Perlen. Z
Um graufamgrüne Steine mild gereiht. Z
Blaßblau und weiße Atlashüllen fauniegen Z
Sich an die Glieder einer Artemis; Z
Langfchenklig fchlankfeh' in. fie hüllenlos. Z
Wie fie den weichfien Knaben bebend preffen . . . Z
Und Marmorfäulen ragen ernft. Z
Im Hafen hebt der große Atemzug Z
Des Meets die zierlichfte Galeere. Z
Dahinter blaut die glatte Flut hinaus. Z
Weit wölbt fich blaufter Himmel drüber leuchtend. Z
Vier glänzend fchwarze Sklaven. ftumm und ftumpf. Z
Den muskelharten Arm in gelber Seide. Z
Bewaafen ihren Leib mit krummen Säbeln. Z
14-

Camill Hoffmann:
Die Nächte im Advent.
Wie fich die Nääfte nun erf't dehnen.
Der einen fich entgegenfehnen.
Die ihrer Schweftern Schönfie ift!
Aufraufchen die Städte. tief ruhen die Länder.
Die Ströme ziehen wie filberne Bänder
Zum Meer. das der Schiffe Schwarm durchmißt.
Aufraufchen die Städte. tief fchimmern die Weiten!
Wie Blüten im Bach die Sterne gleiten
Und fchimmern weiß wie Blumen auf Wiefen;
Schon ftrahlt auch der Stern hoaf über den Gründen.
J7' den alle Lichter der Nächte münden
Und den einfi die Könige lobten und priefen.
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'

'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
-'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
*
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'''''''''*''*'''''''''''''''''''''''''''''***''

Adolf Wilbrandt:
Junggefellen. Novelle.

Erich Haßfurt rollte in einem offenen Einfpänner von Genua nach Nervi; fein Koffer ftand beim Kutfcher. feine Handtafche lag im Wagen. fröhliche Neifeluft faß in feiner Bruft. Es war einer der fchönf'ten Februarmorgen. der heiter-fie Sonnenfchein; die grünen oder braunen Berge zur Linken. das blaue Meer zur Rechten erfchienen von Zeit zu Zeit. wenn die Straßen der blühenden Ortfchaften fich lichteten. uud ihm gefiel wieder alles wie vor fünfzehn Jahren. Damals hatte den Vierundzwanziger ein Erholungsbedürfnis der ftark verbrauchten Nerven diefen Weg geführt; jest trieb den Neununddreißiger nichts als die alte Liebe zum welfchen Land und die Sehnfucht nach etwas Frühling im Winter. da fein Tiroler Bergfchloß zu fehr in Schnee eingebettet lag.

Es tat ihm wohl. allein zu fein. er fah fo viel mehr. alle feine Sinne reifken ungeftört, Der wahre Neifende. dachte Erich. ifk der Junggefell! Es gibt keine Verabredungen. keine Rückfichten. keine Hindernifie. Plöß-lich gefällt es einem. irgendwo zu rafien; Kutfcher! ruft man. halten! Oder der Abend ift fo fchön. man hatte weiterreifen wollen. man ent-fchließt fich anders; keine Sopranfiimme. die ..aber Erich!" ruft. Auch ein Ehemann kann einmal allein reifen; freilich. Schön. Aber dann die Briefe nach Haufe! Täglich Anfichtskarten! Und das Schlimmfie; wenn die Sehnfucht kommt. wenn man Heimweh kriegt. Nein. es lebe der Junggefelll

Auch Quarto und Quinto waren vorüber. der Wagen fuhr nach Nervi hinein; rechts und links flüchtige Blicke in Villengärten. Palmen über die Mauern ragend. Palmen vom Abhang heruntergrüßend »-Palmen überall. Erich ftaunte: das war ein anderes Nervi. als fei es um einige Grade weiter nach Süden gerückt. Vor fünfzehn Jahren waren die Palmen der Villa Gropalio noch berühmte. viel photogra» phierte Gewächfe. weil fie fafi die einzigen Schönheiten ihrer Gattung waren; jest. wie viele Prachtgebilde am Weg! Am überrafchendften die Palmenallee. die von der .Hauptfiraße rechtsab zum Bahnhof fiihrte; fiir Erich Haßfurt eine Neugeburt. und fchon fo prächtig emporgediehen. Die Stämme voll fchlanker Kraft. die langen Zweige hoch aufragend

und fchön feitwärts wie Fahnen hängend. Wie fteht*s denn mit mir? dachte erf faft etwas beengt. Bin _ich diefe fünfzehn Jahre auch fo gut gewachfen? Wer mich damals fah und heut wiederfiehtf ob der fich auch fo fchön wundern wird? oder ob er fich fagen wird: von dem angenehmen jungen Menfchen hatt' ia) mehr erwartet?
Der Wagen fuhr faft bis ans Ende der Allee; dann rechts in den Garten des „Hotel Penfion Viktoria" hinein; hier hatte Erich damals gewohnte hier hatte er fich wieder Quartier befiellt. An der Haustür empfing ihn die deutfihe Wirtin; die ganz und gar nicht gealterte, mit freundlichem Gruß; fie führte ihn in fein Zimmer hinauf; er überfihaute mit demfelben frohen Blick wie damals den immerg-rünen Garten, den Bahndamm; und fogleich dahinter das weitex im Sonnenlicht glißernde, duftig blaugefärbte, fern blaßviolette- leichtgekräufelte Meer. Auch hier, wie eine Schildwaihe vor dem Gafihof- bewegte eine hohe Palme leife ihre fchlanken Fahnen; kleinere fianden mehr dem Ufer zu. Der etwas wilde Garten blühte von allerleiF halb Frühling; halb Sommer. Wo war der Winter geblieben; der Erich auf der Schweizer Fahrt in feiner ungeheuren; augenblendenden Smnee- und Eispracht umtürmt, der ihn auch durch die Lombardei noch weiß und froftig begleitet hatte? Hier ftand mit Blumenfchrift auf Grün gefrhrieben:
Sei du nur immer jung; die Erde ift es!
Erich genoß fein Glück; auf dem Balkon feines Zimmers; er entfchloß fich endlich auszupacfen- junggefellenhaft behagliche Ordnung zu machen; dann rief die Glocke zu Tifckp zur Eolazione7 und er ging hinunter. In einem großen; ihm neuen Saal waren zwei lange Tafeln, außerdem eine Reihe kleiner Tifche gefiellt; die fich allmähliäy mit Gäfien füllten; nur weniges blieb unbefeßt. Ihn erwartete fein Stuhl neben einer jungen Dame; die von ihrem Nachbar „Adele" und „Adelchen" angeredet wurde; fie waren offenbar Mann und Frau. Ich bin ein Glückspilzl dachte Erich; fo weit er auch im Saal herumfchautq feine Nachbarin war die reizendfle. Unter reichem lichtbraunen Haar leuchtete ein heiteres; liebenswürdiges; feinformiges Geficht; fchöne Bogenbrauen7 luftig braune Augen; zierliche Nafg mädchenhafter Mund. Sie fah überhaupt wohl mehr einem Mädchen gleich, Auch der Gatte war jung; mit einem der „fidelen", lebenbejahenden Gefichter; die man gerne anfchaut. Sie fprachen füddeutfcl» fränkifch; auch das heimelte Erich an, er war felbfi ein Franke. Er fiellte fich als foliher vor. Die Dame freute fich mit einem fafi kindlichen- allerliebfien Lächeln. „Vom

I
F ‘
r
h.
.
4 , .
. .. .z. 4
7 x . . , .o . .. ._ _ , . , . . . Z. . .
.1 v v i i . . . ,. x ., a
.. x v . x A . . 5 . .
V .. - . a . . J. 4. .4
. V .- 1 . . ‘ . 4 I 4 u ,. v , Y» ,
r n , ,4, . 4 V w', . , ., . air “I V
_ . ,1. . a .7 . , . . .vu . . . , v ‘ ..
4 . 74 . . . V . * V '1
.. e I . A . . .. . a K. . . .
. v .K . ,t . z . . . .f , . .. Ö. v
4 . , l , . 4 K . .. .
l . . .. I . 4 v x . , V
U , 4.,. . 4 . V
.7 . I .f . n. . A . . . .\ . x
a a . 44 . y
. . 4 . .
I . , ,4 . .. F‘
. 4 4 L 4 x _.-
. . i . ~ 4»
“a . x 4, v
. . , v .
4* HR.: " x.
"4'11?
P
"$11 7‘" #1
k.»-
Ä'.
„f"-
’|
(m1.
' K “
x4..-
NX' *K
uffc'i':
'Bain
s
fl
a
H
(v
?um Eflav hon (Wu-v
‘Jo
r'mnnn.

_',i n Wien-:1; *' .if Wil-*ZIUZL
.11d Ww. ir* wär's *rie Zähnen bij-:gend ‟."Fie ficcc's denn ,nu -* i - -
?achte ey inn etwas becngt, Bin *KH dn?- fiinfzcbn Jabre .1 ni) fo 9*'
gummi-nen? 2:3.*: nich damafs *nb end dem *.n'cdetfient- ok *9.,- .1..
amt. fo Wink wnndem werd? oder 08 er fich jagen wird: von k-:n -i.
genen-nen jmmn Meqimen 11-11" ici: :mir erwmtet?
Der Weg-.n f1.i1.* fafx kfz 0113 Ende der A15ce,_dann mies Zn : |-
Garten des „Hotel Pcnfion Viktoria' hinein; hier hatte Erich dan..
Niemann bm- k-cnte er *[57 wieder Qnarc'er befnut. Un dcr Han*- e
cmpiinz .in die domina* Wirf-".- die ganz und gar 171-43' gealm-w .m
fi“em.k(i;jic1n (8473.6; [7e f1 bete i'm in fein Zimmer hin-,W er nde-Zeba- -
mit oeiiieclven mim- Blic.- w-c kanal: den 'mm-ergriinen (31-1.- ex
den Bahndamm und fl-gleiä) Merian*: das weit.) im Sonne-nnen
glinernde, duftig biangefiieL-tq fan (laßniolctteÄ :ia-tgekiänjelte "LK--
Jui', hie?, wie eme S-,i'ildwa>c vc-r dem Daß-hof, bewegte eine 1:7'-
*öal-ne l-nic ih--e icininken FMA-n; [lc-(nere [fanden mehr dem Ufer *'-
Oek eiwas wild: Marien blnzte von allerlei, halb Frühling, n-.--
Gimme-c. (ix-'o mit der *LK-.nm- qebliebin/ der Eiicii auf der Sve-n
F77!" in 'Unit ungeheuer!, angenblcndendcn Scimee- und Sinn-*.-
v1n**'-e*n ', dq i'n .Zub wmv d.e Lombardei noch weiß und ftofiig .
gleitet ecm-,1' Feier Lund in?: Bliin.(!x.(btift auf (Zi-:iin gciazkjeb-
Sei d..- nm ...*.nec jung die Ecde (fix-Z!
EriO zenoi" fein Min-L' anf dem Wilken feines Zimmers; *e* -2
wil-»ß fich endlich, all-iznpackcn. *nngg-ie'lcndaft behaginne Lem-1x 3*.
'.-l nam-n; dann rie- ki.,- i'ii7ocke zn Tini), zur Eoiaxiore und er „1- i
Hinunter. In einem ,ir-nenn ihm neuen Saai waren zwei lange *7.1- -.
außerdem eine Reihe kjeiner Tiiciie gificue, die fick) alimäkzlici) mit Gäu-*-
fülwm nu“.- nwn-g-v bcicb knbejeßt. Ibn ernantexe [ein Send! 7- “ t
ein-*c num-1. e". .-., die von ik-rem Naciß'xac „Adele" nnd „Il-e aj'gkredct i .7(6. fie waren ofi-*nbar
Mann und Fran, Ich ;*' --
Glii.ks,*i.z! Lie-te Deich-z io weit er ane!) im Saal Hernmicim11.e - i1*
Nachbarin war die reizendfie. Unter reiche-n lichtiinnnen (Nm-7 LM! -
tete ein beL'cri-s- licbencwürtigcs- fcitformigexi (Nici-1.'.- inc-i.. :CW-..2.4
branen. innig (Tanne Angem zieciicjn Rain nädcbenhcxf." Mund.
Sie fah überhaupt mob! mehr einem Mädciien gleieh. '21:16.' d1* Watte
war jung, mit einem der „f-'defen“, [ek-:nbcjah-*nden GGW-:m ?ne »an
gerne aniäkaut. Sie [pi-Wien iiidden'ich. ftfiniifcb; ami» Axe* drinn-.t-
Erich an, er war fclbfi oin Franke. Er fielite fick) als iixliLi-r vor. Die
Tome freute fick mix einem fai'c kinkli-jien, alletliedfäen LF? j- i1.
'- '-i

...-
, . - ZF... . .
k 7-....)FFPFNMNp-ÄE . .
k... , .
.-7 7.? P (- 3.x, .
..- . , ,1. . . [k .k c 4. . , . .
p ...DOWN-..'a.“ , . . * .
. H'. - , . ,.
, ., ä.. .- ,WWF j.. 1.., 1 .7. 7 . y
. 3..- bj(1 .. . . -
f » - .' .
»if-M4, “WWW-477..... .
..... .B „.x
M . , ,..
.11." l.
:.„„„ -
. G. TM» W..
..Ü-4. ,
...u-
'Le-ot, H km.:
- .
l
„Im Kampf“.
Hans Balufchek
I
1909
Zum Way von Georg Hermann.

(rzuÃ¤xey.
l* 0-" WZ
(FAMILY-[77

Frankenfiamm find hier nicht viele." erwiderte fie. ..Die Deutfchen find nicht mehr die Mehrzahl wie früher. und meifi fehr. fehr norddeutfch!" *

Erichs Blick flog durch den Saal; ..ich hab's hier einft ganz anders gekannt. Ein e lange Tafel. links lauter Deutfche. rechts lauter Nord. italiener und ein franzöfifches Paar."

..O. wo ift Italien hin!" fagte Frau Adele. ..So was gibt's in unferm Hotel nicht mehr. Die Tafel. an der wir fihen. ift deutfch. die andre da ift polnifch und ruffifch.“

..Die Polen und Ruffen vertragen fich?"

Frau Adele lächelte: ..Zwifchen ihnen hat der Oberkellner eine Art von Prellftein oder Sturmfreiheit. oder wie nennt man das. angebracht: ein Quartett von Ungarn. lauter Mannsbilder; können alle gut deutfch. O. hier gibt's auch f o n ft noch Völker: Schweden. Finland. ein bißchen Frankreich .. . Was ift Ihnen. wenn ich fragen darf? Was fehen Sie da fo Befonderes. Schreckliches?“

uJÄ?“

..Ia; Sie ftarren fo."

Erich faßte fich. oder bemühte fich; er war in der Tat betroffen. verwirrt. ..Entfchuldigen Sie.“ fagte er; ..die eine Dame da - fo was hab* ich noch nicht erlebt. Eine unbegreifliche Ähnlichkeit! Daß man fchwören möchte!"

..Welche Dame?" fragte Frau Adelens Gatte.

..An unfrer Tafel da oben. auf der andern Seite. Sie find fchon länger hier. nicht wahr -“

Der Gatte nickte. 4

..Kennen Sie die Dame vielleicht? Die blonde --"

..Die kleine?"

..Nein. die große. Mit dem merkwürdigen. ungewöhnlichen Kopf -“

..Ah. das ift Jeanne! Fräulein Brinkmann!" fagte die junge Frau lebhaft. wenn auch leife. .

Erich fuhr in die Höhe. völlig felbftvergeffen; einige Augenblicke blieb er fo fiehn. ..Wirklichl Wahrhaftigl Sie felbfil Die Ieanne!‘ murmelte er. während er fich langfam wieder feßte. ..Wie wäre auch folche Ähnlichkeit mögliäj . . , Sie feibfl!"

Frau Adele lächelte in ihrer kindlich zutranlichen Weife: „Ver-

zeihen Sie - das kommt ia vor. Die Erde ifi ja nicht jo furchtbar groß »'-
„Daß man fich nicht wiederfehen follte. Freilich. Ich dachte mir Fräulein Jeanne nur ganz anderswo! Und dann -- feit zwölf Jahren nicht gefehn - aber gerade in diefer Nacht, in Genua, jo wunderbar lebendig von ihr geträumt. Langg verrückteF aber doch wie leibhaftig erlebte Gelehirhten . . , Gnädige Frau* Sie kennen fie?‟
„Fräulein Brinkmann? Die kennt hier ja jeder. Sie ift ja die Lebhaftefie im ganzen Haus! Mit den einen fprieht fie deutiäl- mit den andern franz'ofifeh- beides gleieh perfekt. Sie fingt- unjere Herren begleiten fie. Und ihr Wibt ihre Lufiigkeit. Die ifi urbeliebt!"
„Uebeliebt3‟ Erich lächelte über das Wort, War fie auch friiher urbeliebt? Eigentlich wohl nicht. Sie war munter, gefellig, aber fie konnte auch fiachlig fein; fie war ungleich unberechenbar, plötzlich in fich gelehrt- dann wieder explodierte fie. Hatte fich das nun alles in ihr ausgeglichen? - Er betrachtete fie fafi fort und fort, Sie Peach über den Tifrh hinüberx nach rechts und nach links- das Geficht voll Leben; man hörte zuweilen ihre Wirkungen- lautest helles Lachen. Ihn bemerkte fie nichtj ihre dunklen Augen flogen zu rafrh. Wie nnnatürlich war es ihm- fie nicht zu begrüßen; aber während der Mahlzeit hinübergehn? - Studier fie indefien! dachte er. Sie war fich wohl [ehr ähnlich geblieben- aber doch verändert; in die unregelmäßigent anziehenden Formen des Gefichts war mehr Geifi und auch mehr Harmonie gekommen. Er konnte fich gleichwohl immer noch denkenF daß fie einen Mann, den fie gern hattet iibermütig und graufam behandeln konnte- wie es ihm gefchehn war; aber es fehien nun doch mehr Güte um den charakter-voll fchönen Mund zu wohnen .
Endlich hatten fie abgetafeltt Fräulein Jeanne war aufgefianden und ging mit ihren rafchen Schritten dem Ausgang zu. Erich kam ihr entgegen; höchft überrafcht blieb fie fiehn. „Aber nein- aber nein!‟ rief fie aus. „Wie kommfi du hierher?" '
„AhX Sie kennen fich fo gut?" fagte Fran Adelet die fiehengeblieben wart um diefes Wieder-fehen zu erleben,
„Et-ieh Haßfurt und ich? Wir haben uns ja als Kinder geprügelt; das heißt, ich ihn; er war zu groß und zu ritterlich. Er war fechs Jahr“ älter; naf das ifi er wohl auch heute noch. Erich!" Sie hielt feine .Handlächelte ihm in die großem grauen Augen hinein. „Daß man fich endlich einmal wieder-.lehrt das ifi doeh ein guter Spaß! Freut mich

fur chtb ar j Erich! - Dein Bach der jo niedlich war. ij": ein Mann
geworden, Au den Schläfen die Krähenfiißcheu -- denk dir, die kommen
bei mir nun auch! Nein- neinj nicht den Kopf jchüttelnj das Auge dee
Hafies fieht fie fchon. Ich da ff e diefe Lejezeicheny die das Alter ein-
legt, Liebes Herz, ich bin dreiunddreißig Jahrej eine alte Iuugfer.
Sprechen wir lieber von Klein Roland oder vom fidelen Säugling.
Gehn wir in die Plauderhalle!"
Sie zogen mit dem jungen Paar - Mar und Adele Arnftadt hießen
fie - in den länglichem gefelligen Raumx der über der Vorhalle des
Eingangs lag und fich jetzt mit weitgeöffneten Fenftern im Nachmittags-
licht fonnte. Das Meer blaute herein; im Gai-tenz auf einem freien
Plan zwifchen Gebüfchen und jüngeren Palmenj begannen fich fchon
wieder die langen Liegefiühle zu füllenj von denen wohl ein Dußend
herumfiand. Herren und Damen ftrec'ten fich ausj hüllten fich in Decken-
nahmen Zeitungenj Bücher oder fchlofien die Augen zum Nachmittags-
ichläfchen. „Ahj die neue Zeit!“ fagte Erich. „Das war hier vor fiinf-
zehn Jahren noch nicht.“
Jeanne fchwcnkte den Arm: „Iaj hurra„ die neue Zeit! Jetzt wird
al(das dumme Zeugj die kranken Kehlköpfe und Bronchien und Nerven-
mit Luft und Sonne kuriert! Ich hab' au ch fo was; das heißtj meine
linke Schulter war gelenkrheumatiich geworden. Und da meine Tante
nicht wolltej daß das wiederkämej und da ich 'ein Geld hatte -- du
weißt wohlF wir find abgebrannt - und da fie fehr viel hatj jo hat
.ie mich zur gründlichen Abhärtung hergejchiikt. Scham da rechts liegt
eine hübjche junge Nufiinj eine Malersfrauj die ifi mit fiebzig Pfund
am Leibe hergekommen - oder geht das nicht?"
Erich lächelte: „Ifi wohl gar zu wenig."
„Naj dann jagen wir hu ndert; mir ifi alles recht. Die hat'c;
hier mit Liegen und Milch und Eiern nun fo weit gebrachtj daß fee
um zwölf Kilo zugenommen hat; ihr Herr Gemahl und ihre Eltern haben
ihr gefchrieben: Du kannfi Die nun wünichenj was D11 willfi! -
Was wird fie fich wohl wünichen? Fiir ihre neuen zwölf Kilo einen
niedlichen, kleinen Nebenmann?"
„Pfuij" fagte Frau Adele, „was für ein Gedanke!"
„Ich jag' nur _fo- aus Unfinn. Weil ich mich über den Erich
freuf Sie hat an ihrem Maier genug; und mir wäre fchon ein
Mann zu viel; ich kann 'einen brauchen! - Da iteht einen den ich
beinah einmal geheiratet hätte; neinz wahrhaftig* 'ein Spaß. Diejer

Goldmenfch. diefer Erich Haßfurt! Wir waren - Ah. der fchöne Emil kommt. Und mein amerikanifcher Nuffe. Erich. die Beiden mußt du kennen lernen . . Jm Flug ftellte fie die Herren einander vor; dann fuhr fie ohne weiteres fort: ..Das war nämlich vor zwölf Jahren in Köln. da kriegten wir beide das Lieben; bis dahin hatten wir die fo-genannte Jugendfreundfchaft gehabt. Ich weiß nicht. wie uns das gefchah. daß uns A m o r am O h r nahm -"
„Au. au!" rief der amerikanifche Nuffe. ein fiattlicher Mann mit einem gefcheiten und auffallend guten Geficht.
..Der kann nämlich keine Kalauer vertragen." fprach Jeanne ruhig weiter; ..darum hat man ihn hierher gefchickt. Wir zwei waren aber ein entzückendes Liebespaar: er ein unausftehlicher Verbefferer. ich un-erträglich nnverbefferlich! Gelt. Erich. du haft tapfer an mir herum-gedoktert? daß ich junge Gans zuleßt eine Wut kriegte. fo groß wie das Mittelländifche Meer? - Er wollte zum Beifpiel. ich follte mich nicht mehr Jeanne nennen; fei kein deutfcher Name. Süßer Erich. fagte ich. meine Eltern haben mich fo getauft! Süße Johanna. fagte er. du bifi aber einundzwanzig Jahre alt geworden. haft nun eignen Willen! Gut. fagte ich. dann fagt mein eigenfinniger Wille: da meine Mutter eine Franzöfin ift. will ich auch ftets etwas franzöfifch bleiben; nach dem Vater Brinkmann. nach der Mutter Jeanne! Da fagte er: ich verachte dich -"
Erich unterbrach fie lächelnd: ..Das hab" ich wohl nie gefagt."
„Dann haft du*s gedacht. - Nein. dazu warft du viel zu gut! - Aber fo führten wir die lieblichf'ten. traulichften Gefpräche. Bis ich endlich zu dem Schluß kam: ich hab' mich ganz gern fo. wie ich bin. und er will mich umkneten; und bis e r fich fagte: da kämpfi ich gegen den Magnetberg! - Gelt. Eriä). wir haben uns langfam. aber ficher wieder auseinandergeliebt? - Da war er noch Offizier. er mochte aber fchon nicht mehr; und mein Vater war noch ein Großkaufmann. es ging aber abwärts. Und ich phantafierte fchon. wenn wir ganz verarmen follten. dann wollte ich uns durch meiner Hände Arbeit ernähren. näm-lich durch mein Schriftfiellern. Bü-herfchreiben, Die Hände hatte ich ja auch. es fehlte nur der Kopf. Aber weil mir manchmal was ein-fiel. ein Gefchichtchen. ein Märchen - und weil diefer mein Verbefferer mir dabei fo rührend zur Seite ging; eigentlich ifl* er nämlich ein Engel -- fo dachte ich: folge deinem Stern und der Ebner-Efchenbachl“

_---
._..._______-* ü_
„Du hattefi auch Talent." fagte Erich herzlich, „Aber das liebe Mädchen war fa u l.“
„Ach ja." rief Jeannej „er wollte mich auch fleißiger machen." Sie lachte: „Ich hatt' es fchwerl - - Du- und es waren doch eigentlich gutej fchöne Zeiten. Das ift fo herrlich am Leben: man vergißt fo viel. Das, worüber man geweint und fich geboft und gewütet hat, das vergeht fo himmlifch; das Andre frhiebt fiäj fo allmählich zufammen und wird 'ne hübfchef intereffante Gefchichte - eine Gefchichte aus alten Zeiten - oder vom Mond, Wie gemütlich das ift: da fteht er - warum fehen wir uns übrigens nicht? - und es ift das reine Vergnügenf ihn anzufehn. Die Liebesepifode- das ift wie ein Blatt mit Werfen in inem alten Stammbuch. und die fchöne Jugendfreundfchaft. die bleibt. Oder bleibt die nicht? denkt Erich Haßfurt anders darüber?"
„Johanna Brinkmannf fo fragt man nicht. Wenn ich dir's aua) fchon lange nicht mehr fchriftlieh gegeben habe. daß unfre Freundfchaft lebenslang ift -“ -
„Nein, im Brieffchreiben find wir beide fchwach -"
„So ift mi-r's doch undenkbarf daß ich dir nicht mehr gut fein folltef wie -“ Erich fuchte einen Vergleich - „wie daß ich meine innerfien überzeugungen noch veränderte follte. Zum Beifpiel mein Junggefellentum- das fo feft auf feinen Beinen fteht. wie die Palme da."
„Du auch? Bravo!" rief Jeanne. „Wieder eine fchöne Ähnlichkeit. Ich fielle mich als fertige und glückliche Junggefellin vor; -- alte Jungferf fo fagen wir nichtj das ift ein dummes7 häßliches Wort. Junggefellin. das klingt gut! Jch fühle mia) noch jung und gefell* mich gern; aber nicht weiter als fo: die fünf Finger. Jeden Morgen. wenn ia) aufwache„ freu' ich mich: die Jeanne Brinkmann ift frei! „Ein freier Menfäj“ -- das ift doch das Schönftel"
Das Geficht des Ruffenj des Doktors Samarow. das feine inneren Bewegungen oft und lebhaft zeigte- legte fi>j in Falten. „Sie fagen das, Fräulein Jeanne. Sie find aber doch noch fehr jung -‟
„Dreiunddreißig Jahre!"
„ll ne funf joker (le rien!“
„I ä) ichwöre nichts. Doktor; aber d a s in mi r hat's gefchworen. Run follen Sie aber fehn, was für eine gute Freundin fo eine beruhigte und zufriedene und glückliche Junggefellin fein kann; niäjt bloß für den alten Freund und Duzbruder da; auch für fo neue Freunde wie Sie.“ Jeanne nahm dem Doktor fein zierliches Spazierftöekchen

weg, mit dem er eben fpielte- fiand auf und hielt es wie ein Zepter in der Hand. „Sie fehen wohl- daß ich jetzt die Statue der Freundfihaft- die Amicitia bin."

„Jar das fehe ich."

„Amor, das große Kinde fchießt feine dummen Pfeile ab. Die edle Amir itia -" fie hob das Stöckchen - „die fehwenkt den Freund- Schaft!"

„Ani" rief Samarow wieder. Dann feßtc er aber doch begliirtt hinzu: „Darauf trinken wir heute abend eine Flafehe Sekt!"

7* d'- ?iQ

Ein paar Tage waren dahingegangen; Erich hatte fie zum Teil alleinf zumeifi mit der Jugendfreundin und den neuen Bekannten ver- lebt. Spaziergänge zu Sant' Ilario hinauf und auf der wunderbaren Promenade am Klippenfirandz langes Liegen und Sißen auf den „Wal- fifehen') wie er die Felfenplatten und Klippenrüeken nannte- die ins Meer hinausragcn und die er fchon vor fünfzehn Jahren geliebt hatte. Jeanne und das junge Paar gehörten nicht zu dencnf die auf den Liege- ftiihlen Genefung fuchten; auch die zarte Frau Adele- die ihre Bronchien ftärken folitc- zog das freiere und fchönere Leben am Strandc vor. „Man muß mehr und mehr zum Seehund werden!" war Ieannes Netvi- Wahlfpruei» und Adele fchloß fich ihr darin- wie in vielen» an. S. kletterte denn die kleine Gefellfchaft - etwa noch Doktor Samarow mit - in den warmen Stunden hinunter- um fich an irgendeinem Fels- randf von der faft eingefchlafenen „Brandung" leife umfpiilt und um- fpielt- wie träumerifch träge Robben zu fonnen. Sie lafen wohl auch oder plauderten. Am Abend abe-17 nach dem Hauptmahl- begann die eigentlich gefellige Zeit; Singen- Klavierfpieh auch Kartenfpiele, und vor allem Schwaizenr der „Urfport der MenfchenH wie Jeanne es nannte.

Rach dem dritten diefer Abende- in feinem Zimmer alleine konnte Erich keine Ruhe finden; er fcheute fich vor dem fchlaflofen Bett, er ging hin und her, leife- um keinen Nachbar zu ftören; endlich trat er- den Mantel iiber die Schultern geworfen- wieder auf feinen Balkon hinaus. Die Nacht war kühl- aber windfiill- mild. Ilm den hohem faft gefüllten Mond dämmerfchimmerte ein riefiger Ring; er erregte fonderbare Ge- fühle in Erich, der ihn lange anfchante, er machte melancholifehf tief-

finnig. Fafi ebenfo wirkten ein paar Dampfcri die in mäßiger Ferne
vorüberfuhren- der eine nach Genita- der andre nach Wefien hin; die
langen Schiffskörper- hell erleuchtetf langfam- aber rafilos vorüber-
gleitendx zogen ihn gleichfam ihres Weges mit. Auch Bahnzüge rollten
noch durch die Nacht, von Spezia oder von Genua herr raufehten auf
dem Fahrdamm vorbei- hielten auf dem nahen Bahnhof- pfiffenf atmeten
lantf bis fie weiterfuhren, Erich horchtm fannz wär's nicht befier-
weiterzureifen? fuhr ihm durch den heißen Kopf. Sol wie ich's hier
wollte- hab' ich*s nicht gefunden! Ein paar Wochen fchönen Friedens-
dacht' ici» viel mit mir allein- vielleicht zuweilen zn vi e l; aber dafür
„die Freiheit- die ich meine“. Nun tauchen hier anf einmal die alten
Gefpenfier auf -- und der Frieden ift hin, Jeanne. Diefe Jeanne!
Ein wunderliches - meinetwegen auch wunderbares Gefcliöpfz voll
Leben„ voll Herzi voll Naruto voll Wahrheit - -- Z n vie l Wahrheit.
Wie warf fie gleieh in der erfien Viertelfiunde diefen fremden Menfelien
unfre Liebesgefthichte hin! Wie eine „Gefchichte vom Mond"y fagte fie.
Sie fehlenderte fie wie einen bunten Ball in die Luft. Gewefen! Ge-
wefen! - Nun jai die Gefchiehte ift nicht mehr. Kann nie wieder-
kommen. Ich fage „Freiheiß Freiheit" wie fie! Aber das fo vor die
Leute werfen - ich hätt's nicht gekonnt. Bin ich darum fchwächer
als fie? Ift fie die fiärkere Natur) die mit dem Innggefellentum- der
Freiheit vom andern Gefehlecht, gründlicher Ernfi maehh als ich?
die fich wirklich zur vollen inneren Harmonie hingefnnden- hinanfge-
fchwungen hat? - Manchmal fcheint es fo. Dann müßt' ich mir fagen:
wie fchön- wie gut. Wie können nun nnfre freien Seelen fich zur befien-
edelfien Frenndfchaft zufammenfindem die zwifchen Weib nnd Mann
auf diefer unvollkommenen Erde irgend möglich ifi! - Dann fieht's
aber auf einmal anders aus. Kokettieren? So will ich's nicht nennen;
aber nicht ohne die Männer leben können oder wollen. Sie muß ge-
falleny gefallen! lind fie muß fie reizen! Diefer fogenannte fchöne
Emil - Gott weißt warum fie ihn fo nennt. Wie der fie anfehauh wenn
er fie am Klavier begleitet und fie diefe fchmaehtenden Lieder fingt!
Der ruffifehe Arzt aus Amerika- der Samarowz -- ein famofer Kerl
eigentlich; der mir gut gefällt; aber er hängt offenbar an ihry und fie
fpielt mit ihm. Und der Drittel diefer italienifche Komponifh der plötz-
lich bei uns aufgetaucht ifi- aus der Naehbarvilla abends heriiberkommt;
am Strand bei der Nachmittagsmufih hat er fie gefunden - oder fie
ihn. Auch der zieht den Trinmphwagen mit, Jeanne! Jeanne Brink-

mann! Jft das deine erhabene Freiheit von unferm Gefchlecht? Ifi das die ideale Junggefellint fiir die fo alte Liebesgefchilhten nur noch Ge- fchichten vom Monde find?
Es widerte ihn auf fonderbar gereizt wie er wart fich durch diefe Widerfpriiäfe hindurchzudenken. Und es mißfiel ihm ebenfofehr- daß fie ihn nicht losließenf ihn verfiimmten, ihm die Ruhe raubten. Endlich rettete er fich vor diefem Mondf deffen Riefenhof ihn fchwermütig machtet ins Zimmer zurückf fchloß die Fenfterlädem nm ihn auszufperren, und fandf bis Hundert und wieder bis Hundert zählend- zuleßt doch im Bett den erfehnten Schlaf.
Als er am niirhfien Abendf nach einem bis Eamogli hin verwan- derten einfamen Tag, wieder in der „Plauderhalle“ erfäzient erwartete ihn eine fonderbare überrafchung: Jeanne war diesmal unter die Ruffen geratent die gewöhnlich und fo auch heut im leßten Winkel der Halle ihr Wefen triebent und der Doktor Samarow, der neben feiner medi- zinifchen Wiffenfchaft auch noch moderner halbmyftifche Überzeugungen hatteX gab eben eine kleine Vorfiellung feiner angeblichen Befähigung- den Willen eines andern Menfchen zu erfiihlenz ein Seitenfiück zum Gedankenlefen. Zu Erichs Mißbehagen hatte er Jeanne mit feiner flavifch-herzliäfen Art überreden fein Objekt zu fein; fie waren bereits „handgemeinß wie Jeanne darüber fcherzta feine Hand lag auf ihrer Stirn- den Arm diefer feiner Hand mußte fie umfaffen und fefihalten bis zum Äußerften. Der Doktor erregte fiä) mehr und mehr) es war wunderlich anzufehn; fein Geficht ward röter und r'o'tert als überfülle es fich mit Blut- er drückte feine Hand immer fefter gegen ihre Stirn- zog fieF drängte fie durch diefes leidenfchaftliche Preffen- und indem fie ihre Aufgabe- den Arm nicht loszulaffen- erfülltef nahm es fich endlich fafi wie ein Ringen aus. Er erreichte offenbar fein Vorhaben nicht- fo wild er fich anftrengte: „Sie müffen fefi wollen!" rief er fie any „immerj immer wollen!‟ „Ich tu's ja!‟ rief fie zurü>z „ich tu'si‟ Seine Brauen arbeiteten wie Fühlfäden- fein gutes Geficht verzerrte fich. Endlich mußte er doch verziehtem es war ihm nicht gelungen; nachdem fie fich unfinnig getummelt hatten- gab er fie frei. „Heute will es nicht!"
„Warum haben Sie fich denn fo fürchterlich dabei aufgeregt?‟ fragte die junger hübfche Ruffinr die um zwölf Kilo zugenommen hatteF doch immer noch fazlank war. „Warum kämpften Sie fo auf Leben und Tod?"

„Im das frag' ich auch/ fagte Jeanne. „Sie haben mich ja halb-
tot gemacht.“
„Sie waren aber eine Heldim" entgegnete der Doktor, fich dank-
bar verneigend. „Warum ich mich fo aufregte? Ohne das kann ich
nicht Willen lefem nur in der Eraltation gelingt*s. Mit Fräulein
Jeanne, hoffte ich. follt' es mir gelingen. Es hat nicht gewollt!“
Jeanne kam zu dem Tifäl- an dem ihre deutfchen Freundm Erich
uud Arnfiadts faßem und der fchöne Emil erfchien. „Das hat Mark
gekoftet.‟ fagte fie heiterl aber .Sand und Stirn reibend. „Was es
heutzutage alles gibt!"
„Hoffentlich gibt es keinen neuen Gelenkrheumatismus in der
Schulterf" warf Erich him den das Ganze verdroffen hatte. er wußte
nichtj warum. „Der Willenlefer hat dir die Schulter ja faft ausgerenkt."
„So fchlimm war's doch nicht, übrigens. wie komif ch war's!
Ich hatte den befien Willem meinen Willen von ihm lefen zu laficm
und der Doktor hatte den befien Willem meinen Willen zu lefen. Und
doch wurd' es nichts!"
„Das ging wohl mit ganz natürlichen Dingen zm" murmelte Erich.
Frau Adele fah ihn mit ihren fchönem luftigen Augen an. „Sie
glauben nicht daran? - Ich auch nicht. - übrigens. was ich Sie
täglich fragen wollte: warum find Sie eigentlich hier?‟
„Weil ich hier nichts zu fuchen habef“ antwortete Erich lächelnd.
„Ich bin ganz gefund. Es ift auch nur eine Haltefielle: es geht bald
weitem nach Spezial Pifm Florenz.“
Jeanne machte eine Bewegungj als durchzuckte fie etwas. „Ahi
Du willft fäfon weiter?" Ihr elfenbeinernes Geficht ward blafierj wie
es ichien. Er bemerkte es,
„Noch nichtf“ entgegnete er. „Ich lebe fo drauf los. Ie nachdem!"
„Ie nachdem wir dir hier gefallen?"
Er lachtef etwas mühfam. „Ich bitte- keine Gewifiensfragen. Ich
könnte umgekehrt fagen: je nachdem ich mich hier überflüffig fühle.
Ich fag' aber lieber gar nichts und warte!"
„Im tun Sie dasj" nahm Adele das Wort; fie hatte einen tafchem
klugem forfchenden Blick auf die beiden Ingendfreunde geworfen. „Hier
ifi's doch jedenfalls jetzt fchöner als in Ihrem Raubfchloß! Ieanne
hat uns erzähitj daß Sie in Tirol fo eine alte Ritterburg gekauft und
mit lauter fchönen Sachen ausgefchmückt und in eine Art von Feen-
fmloß verwandelt haben."

..Ach. du lieber Gott!" rief Erich. ..Alle Feen fehlen. Es find
nur allerlei gute. alte Möbel da. aus hundert Winkeln und Ecken zu-
fammengekauft. Das ifi meine Leidenfchaft. Ein Sammler -
da ich fonf't nichts bin. Befondere Begeifierung für Majolikas aus
den befien Zeiten. für altgriechifche Vafen. für fchöngefchnihte Truhen.
Käften und fo weiter. Ein Hamfier!"
Ieanne fchüttelte den Kopf: ..Laßt euch doch von dem niäjts vor-
redenzer macht fich fchlecht. Erift ja ein Gelehrter. ein Kenner
über all' die Sachen; fchreibt darüber in die Knnftblätter. fchreibt Hefte.
fchreibt Bücher --"
Erich lächelte. ..Was weißt du davon? Haft du fie gelefen?"
..Natürlichl Von Erich Haßfurt lefi ich alles; die wohlhabende
Tante. die fehenkt mir's. Meinft du. weil du mir nichts davon fchickft.
fo weiß ich auch nichts? Frag' mich. was du willft!"
..Aber Ieanne! Johanna!" >- Vor llberrafchung war er auf-
geftanden, Er fah fie etwas entgeiftert an; Frau Adele konnte fich
niäjt enthalten. zu lächeln. ..Du meine Leferin?"
„Wenn ich doch deine ältefie Freundin bin. Vielleicht hab' ich
mich auch heimlich felbft ..verbeffert". ohne deine Hilfe; hab* den
Ernfi des Lebens und den Wert des Fleißes begriffen. Vielleicht bin ich
auch nur eitel darauf. daß einer meiner früheren - fagen wir: Ver-
ehrer - fo gefchäßte und geachtete Saäjen fchreibt. Wer weiß. was
alles im Menfchen ift? - Vielleiäjt gehören deine Schriften zu dem.
was mein Papagei mir ift: eine kleine Häuslichkeit. eine Gefellfchaft."
..Du haft einen Papagei?"
..Ia freiliäj. Den ich allerlei lehre.. Den ich liebe."
..Die Innggefellin ift fertig!"
..F r e i l i ch ift fie fertig. Haft du noch gezweifelt? - Mir fehlt
nur noch der große. treue Hund mit den fchönen Augen. den ich mir
von der wohlhabenden Tante zum Geburtstag wünfche; der mich auf
meinen einfamen Wanderungen begleiten und befchüßen foll. Dann
kann ich jagen: Mannsleute. lebt wohl!"
Erich fchwieg, Er bewegte die Lippen nur. - ..Was machft du für
ein mißbilligendes Geficht?" fragte Ieanne nach einer Weile.
..Mißbilligend? O nein. - Dazu hab' ich doch niäjt das Recht."
- Er erzwang ein Lächeln: ..Bei deinem Wort „Wanderungen" fiel
mir nur wieder fo recht ins Ohr. daß du noch immer -- verzelh!"

„Was foll ich verzeihn?"
„Daß du noch immer diefes - fälnarrende N hafi- das ich dir in
jenen nnansftehlichen Verbefiererzeiten abzufchmeicheln inehte.‟
„,Abzufehmeicheln* nennt er das. - Jar das war auch einer deiner
großen Veredelungsverfuche! Ich fagte aber in meiner unverfrorenen
Firigkeit: Das R hab' ich von meiner Mutter geerbtf und ich will's-be-
halten! - Alio du fängfi wieder an. mein Alter; mich umzuarbeiten?"
„Um Gotteswillen!" rief Erich aus. die Augen gen .Himmel ge-
richtet. „Das ifi abgeichworen! - Ich hörte es nur ebenfo belondere
kräftig diefes Mutter-R -"
„Jar ein Muttermal. Muttermale werden nicht weggebrannt!"
- Ieannes große. fchwarzbraune Augen blißtenz fie flogen in dem
kleinen Kreis herum- ein auffieigender Gedanket rafeh wie alles in ihr-
erfchien in dem lebhaftenX ansplaudernden Geficht. „übrigenst was
ich gefiern fchon vorfchlagen wollte - da hatten wir das Karten-
Mogeln gefpielt, das eigentlich recht was Dummes ifi. In Köln machten
wir einmal etwas Schöner-es, Wißigeß das hab' ich feitdem nie mehr
erlebt, Jeder erzählt eine Gefchichte; er kann fie fich ansdenkem er
kann auch eine alte nehmen; er muß fie aber fo wenden. daß fie auf
einen aus der Gefellfchaft gemünzt ifi. Da kommt man in ein Wett-
eiferu- daß es eine Luft ifih und eh' man fiehis verfieht. wird ein geifi-
reicher Abend draus!“
„Das müßten Sie uns erfi vormachen," iagte der fchöne Emil in
feinem ungarifäien Deutfeh. „Ich verfieh' noch nicht recht."
„Jar" rief Arnfiadt- „da müßen Sie den Anfang machen! ein Vei-
fpiel geben!“
„Ifi auch meine Meinung.‟ feßte Erich hinzu.
„Ifi auch deine Meinung?‟ - Jeanne warf den Kopf zurü>„
mit einem ganz eigenen Sehelmenblick auf ihn: „gut- dann fang'
ich an! - Mir war neulich eine kleine Gejchichte eingefallem
eo fehlte aber noch der Schluß; jetzt hab' ich den Schluß! Die
Gefchiehte hat auch einen Namen- fie heißt „Das Geheimnis";
ein ganz hübfcher Titel. was? Es war nämlich einmal ein
Sonderlingz vielleicht lebt er noch. Der war natürlich ein Jung-
gefellz'und als folcher hatte er natürlich über das weibliche Geichlecht
auch feine eignen Gedanken. Eines Tages hört er - erzählt ihm ein
fehr guter Freund - von einem außerordentlichen weiblichen Weiser.

_ _
fchreckbar fchönj äußerft liebenswürdigt reizeude Talente. Die mußt du kennen lernen] fagt der gute Freund. Der Sonderling fchiittelt feinen klugem welterfahrenen Kopf: Das wärl dumm. Jetzt hab' ich durch dich ein Bild von ihr. das mir fehr gefällt. das mich angenehm befchäftigt, mir fchöne Emotionen gibt. Lerne ich fie kennent fo geht die P o efie verlorenf die Poefie des Unbekanntenj des Geheimniffes!"
„Der Herr fäjeint mefchugge zu fein." fagte Erich.
„Bittej noch nicht aburteilen; vielleicht behält er recht! - Der Zufallj der ja oft geifireich ifij macht es fof daß er die Dame hört f ohne fie zu fehen; eine fchöne Stimme. Herrlich! fagt er hernach zu dem Freund; wundervolh berückend! - Aber Menfch. fie nun erfi fe h n : da verlierfi du Sinn und Verfiand! - Der Junggefell fchüttelt den Kopf: Behüte. behijte. Jetzt ift fie noch in einen magifchen Schleier gehiillt; laß mir dent mein Lieber. Sie lebt ja durch das Ohr in mirf fchön finnlich geiftigz fo ifils mir genug! - Hilft nichts: der Zufall treibt feine Poffen weiter. Eines Tages f i eht er fie: -- baffl Das heißt. nur die Geftalt7 das Geficht fieht er nichtz aber eine Gefialt wie ein Duett von Venus und Juno. Er ift außer fich! - Laß mia) foj mein Alter) fagt er zu dem Freund: jeßt ifi es die höchfie Poefie des Geheimniffes!"
„Ich halte den Herrn für einen Sonderling." fagte der fchöne Emil mit tiefem. gut gefpieltem Ernfi.
„Bis jeßt fieht's fo ausf" fuhr Jeanne fort, „Dem Freund läßt es aber keine Nuhe- er veranfialtet mit arger Lift. daß der Sonderling auch das G e f i ch t der fchönen Frau fehen muß; ein Geficht aus Reifen-Schnee. Goldj Veilchen und Kir-fehen. Jetzt ringt er die Hände: So, nun nicht weiter! Weiter treibt die Natur ihre Wunder nicht. Ich hab' wohl die Stimme diefes Engels gehörtj ich hab* ihn noch nicht fprechen hören. Davor fchüß' mich. Alter! - Der Alte lächelt und fchüßt ihn nicht, Die Wunderfchöne und der Junggefell fiehn fich am nächften Tag gegenüber. Sie fpricht. Sie fpricht, Er hört fie fprechen - “
Jeanne fprach nicht weiter. Mit einem fpißbübifch unheimlichenf fchwermütigen Blick fchaute fie umher. .
„Nat was ift? Was war denn?" fragte Frau Adele.
„Sie fprach mit dem fchnarrenden R!"
„O Gott!“
Alle [achten.

Auch Erich lachte. Er fühlte aber doch einen Stich in der Brufr. wußte nicht. warum.
Jeanne fchloß; „Na. da ftand er. Da war*s aus mit der Poefie. da hatt' er die Enttäufchung. Hab' ich nun recht. oder nicht? fagte er zu dem alten Freund. mit einem tödlich vernichtenden Blick. und reifte nach Auftralien ab." -
Sie fah auf ihre Uhr: ..So. nun gehn aber die Gefcheiten zu Bett. Die zarte Frau Adele vor allen; Jeanne Brinkmann aber auch. wegen ihrer Schulter. Meine Herrfchaften. gute Nacht!"
Nach ein paar rafchen Schritten war fie fchon verfihwunden.
Schluß in der Februar-Nummer.

Richard M. Meyer:
.Victor Hugo.
(Geb. 1802 in Befaneon- geft. 1885 in Paris.)
Viktor Hugo ift fafi von feinen erfien frühen Siegen an und bis zu feinem Tod nicht nur für FrankreichF fondern für die ganze romanifche Welt die Verkörperung der Poefie gewefenj und'wenn noch vor wenigen Jahren der leßte Kapitän feiner parnaffifchen Leibgardej Eatulle Mendesj ihn den „Gott der Dichtkunfi‟ genannt hay fo hätte vor einem Menfchenalter noch kaum ein Kritiker in Paris oder Rom und fichcr keiner in Madrid oder .Buenos-Aires dies kiihne Lob in feinem eigenen Stil zu hoch gefunden. In; wäre uns durch die „Legende der Jahrhunderte“ die Nachricht zugetragen worden von diefer außerordentlichfienDichtergefialt der neueren Zeit - vielleicht hätte die Wiffenfchaft ihn für einen mythifchen Heros erklärt wie Bragij den Sänger-gott der Norweger. Der Sohn eines napoleonifchen Generals in frühcfter Jugend von dem größten lebenden Dichter fein es Landes als „enlunl Zubljme“ gefeiertj wird der Abgott der jungen Poeten und erlebt an ihrer Spitze literarifche Schlachten von typifcher Wildheit und typifchem Wechfel der Erfolge. Der jugendliche Royalift wird leidenfchaftlicher Republikanerj ißt als ein Opfer des napoleonifchen Staatsftreiches das Brot des Verbannten auf der kleinen Normanneninfel Gnernefey; er kehrt heim; wird der Kaifer der franzöfifchen Dichtung; bis in fein höchfies Alter angebetet und bis zum lehren Tage unerfchöpflich Verfe ausfirömend. Er ftirbt und wird wie die Jnkarnation des gefunkenen nationalen Ruhmes in einer unvergleichlichen Trauerfeier unter dem Triumphbogen im Pantheon beigefehß während die geheiligten Klänge der Marfeillaife/ für ihn von Saint Sadns in einen Trauermarfch umgefeßtj eine einmijtige Wehklage der Nation begleiten; wie fie nicht beim Tode Voltaires und nicht beim Heimgang Goethes gehört wurde
Wahrlich: ein Napoleon der Poefie! könnte man rufen. Auch er hat der Dichtung feiner Heimatj die feit einem Menfchenalter faß alle internationale Bedeutung eingebüßt hatte; die Welt wieder erobert; auch er hat .Ka-onen an feine Marfchälle verteilt und alte Fürfiendynafiien abgefeßt; auch er hat mit feinem unermeßlichen Ruhm („1'i m m e n ei t e a e 3 a

310ir0“, fagte The ophile Gautier) die Schwächen feiner
Perfonlichkeit wie feines Werkes fafi verdeiken können. Nur darin war
der Cäfar der tönenden Alerandriner glücklicher als der Heel-führer der
gruntje aktuelle, daß in feinem Leben die Felfeninfel eine Epifode blieb und
daß ihm die Verbannungsfiätte zum Pofiament neuen ficheren Ruhmes
ward- an der jener andere militärifche Prometheus unter den Schnabel-
hieben des Geiers Verbitterung oerblutete,

Man könnte die Vergleichung'noch weiter treiben. Man könnte fagen-
wie Napoleon fihe Victor Hugo vor jeder neuen Schlacht über die Landkarte
gebeugt- er freilich nurx um immer fafi diefelben Haufen von Ortsnamen-
aus aller Welt gefammelß auf das Papier zu fireuen und in feinen Alexan-
drinern jene phantafiifchen Atlanten auszufireuen- die fchon früh zu paro-
difiifchen Angriffen Gelegenheit boten; Pa ul Lin d a us Studie über
den Dichter des „Sehrecklichen Jahres" (bei aller begreiflichen Einfeitigleit
die lehrreichfieh die wir iiber ihn befilzen) zitiert eine folche Verfpottung:

(L'eet terrible 0813]. .pour-tant j'ai bien ani-ie
l)e ?0118 par-ler ci'higtoire et (ie geograpbie.

Oder man könnte daran erinnern/ wie er in ganz ähnlicher Weife Heer-
haufen aus dem Boden fiampfth indem er jene berühmten Sternennebel
aus großen Namen auf feinen Horizont herauffiihrt: „Fxtefeiielx Mofesx
Dantey Jeanne d'Arc- Meffalinax Cynegir (Hugo fchreibt falfch: Cinegyrx
Leonidash Winkelriedx Wafhington- Simon Bolivar-h Pelagius von Auftrien-
Maniny Lautreg Talbotx Garibaldix Hornet; Theokrith Danton- Hampden-
Sirius-Quintush Colignyx Peter Ramush Charlotte Corday- Arifiideß
Iefus- Zeno/ Brutus- ColumbusX Tiberiush Cäfar- Falftaff- Bart-ah Phocion-
Riego- Lykurg- Milton- CatoT Kosziuskoh Galgacuß Hußh Lutherh M. Atilius
Regnlus- ArriaF Porcia- Curtius- Adam L111.) Pätus Thrafea- Coudorcet-
Chanipfortx Locuf'iay Pallas (Giinfiling des Claudius Beitannicus» I. B.
Carrier und Sanchezll“ (Ich entnehme auch diefe Conflription Lindaus
Auffahh in dem witzig bemerkt wird7 diefe Statifien laffe der Dichter wie
ein kleiner Theaterdirektor immer wieder von rechts aufinarfrhierenx wenn
fie links hinter den_Kuliffen oerfchwnnden find„ und erwecle fo den Anfchein
einer nniiberfehbaren Menge).

Aber ifi uns da nicht unter der Hand der „Gott der Poefie“ zu einer
fait lächerlichen Figur geworden? und wenn wir von Napoleon fprachen"-
follen wir ihn nicht fo nennenx wie er felbft feinen ingrimmig gehaßten poli-
tifchen Gegner und perfönlichen Feind- Napoleon 111,x in der blutigfien
Streitfchrift des 19, Jahrhunderts nannte: „Wp0leon lo p0tit“?

Diefer Auffaffung ifi felbft ein fo feiner Kenner franzöfifcher Eigenart
wie Lindau bedenklich nahe gekommen. und von deutfchen Kritikern haben
wir fie in aller Schärfe ausfprechen hören. wie die andere Meinung von
Theophile Gautier. Theodore de Banville oder Catulle Mendes. Auch
gibt es gewiß keinen berühmten Mann. auf den der Ausfpruch „ei u 3 u-
biime nu ricljcnle il n'z'a qu'un pur.“ fo häufig Anwendung
fände wie auf ihn. Nur eben -* auch wo er ins Lächerliche fällt. kommt
er vom Großartigen her. „D n ka n t 8 u b li m e“ - das ift auch noch
der Achtzigjährige. und der Aehtzigjährige mehr als der Mann oder der
Jüngling. Und in diefem unerfättlichen Bedürfnis nach dem Großartigen
ifi der Volksgenoffe des Louis x17.. des Corneille. des Boffuet und des
Le Brunf'ganz und gar nur aus dem franzöfifchen Wefen zu verfiehen
und aus dem Wefen franzöfifcher Kunfi. Ihn nach unferem Maßftab zu
beurteilen. ifi unmöglich. Wenn B r u n e tie r e feine Lyrik für 'die am
reinfien lyrifche erklärt. fo fiehen uns freilich die Haare zu Berge: diefe
pontphafte Rhetorik auch nur mit dem gleichen Namen zu benennen
wie Goethes. Lenaus. Eichendorffs. Mörikes Lieder fcheint uns unge-
heuerlich. Aber hört der „Koi 80]ei]", der feine Nation für Zwei Jahr-
hunderte zur erfien der Welt machte. deshalb auf. ein großer König zu
fein. weil Friedrich der Große ihm in keinem Atemzuge glich?
Der Grundgedanke der deutfchen Poefie ifi der. daß der Dichter fein
Innerfies ausfprechen. fich felbft darfiellen foll. Der Grundgedanke aller
romanifahen Kunft - wie übrigens auch aller antiken - ifi. daß er ein
bewundernswertes Kunftwerk hinfiellen foll. Der Begriff der „überwundenen
Schwierigkeit“. der Wichtigkeit der „Mache“ fpielt in der bildenden Kunfi
wie in der Poefie der Franzofen eine Rolle. die uns erfiaunen läßt. deren
Ergebniffe uns aber Bewunderung abzwingen, Die Kunfi. eine Anzahl
von Namen. Begriffen. Anfchauungen in lebendig bewegte. volltönend
gereimte Verfe zu bringen. erreicht allein fchon bei'ihm eine Virtuofität.
in der ihn allerdings niemand erreicht. „be poäte est un mouse enter-ne
anna un bomlno“, und jeder Vers foll ein Abbild davon fein. jede Zeile
ein Mikrokosmos. ausgefüllt. ausgefiopft bis in die letzte Ecke. vollgedrängt
mit jener „Scheu vor dem Leer-en". die für die Maler der Renaiffance
und nicht zum wenigfien auch für unfern Albrecht Dürer fo ungemein
bezeiahnend ift.
Das ifi das Pofiament des Baues. Eine angeborene Beherrfchung
der Form. eine natürliche Gabe. gegebene Maffen von poetifchem Rohftoff
zu organifieren. eine unvergleichliche Sicherheit des Rhythmus. ein wunder-

1909
. .
f
winger
(".2
Dresdener
F
i
Zum Effay von Kar
Wall - Pavtllen.
Scheffler.
L- x. x.
r * . .
* : * t ,. " ,
2,-_7"-__"-- W --a ._O,

Bierm- Öngo Richard M. Meyer
Käfer ?lc-ffafi-..na ifi friofi en. fo fewer .nenn-r frenzüfi-'chc- Eigenart
:me Lind-u bedenklich n: : alien-..rem und ton dcm!" lien Kritikern hebe!,
*ir [ie in aller Schärfe c- Oft-:erben '-ürcn/ l"!c' die ander.- Meinung von
T-y-'o;-'-.l-* Garni-er. Theodoce 72c Bam-'Kr der Camille Mendes. Liu-h
UZ!" *'* MWH*: iii-1m berühmten ?Raum auf 'den der Ill-9?. "uch „ct n . ..-
"ijlk'c- zu ri-Zioni-il n'yu -zu'c1rpäq'*io "*'clflg Anwendu-:z
fände wie .-1.17 inn. Nur eben -- aueh tre r- ins *Guben-'che fällt, komm'
..1' vom Großartigcn hen ,kin .'3- *. - .1 dll -.. - das if! auch n..-
der Whtzigjahrigm und der Achtzgnbugc mehr :2 r der Mann oder dcr
_'citngl'itg. Und in dic-fein *inerfcitjiiihen Bedü-fn . .-. ».4 dem Großartige q
if! der Li-.li-(ici :i: ick» Lex-.e .TUN des Gern-.dm *.ce Boffuet und d::
J,- *.jm'. * . -7 1- - ,- ane mu.. i -:-
:ill-:en zu verlieh-er*
...1. .1. | . -> _- .it 7 7.-." - *K ' Z .'"N Ulli Mc'ßfitlb är]
: 7 . * . . - Ulrik für die ant
i:.-.*|* - ' ' - 7. i t-- -. ',U BANK diöfk
. - .- - - - *._ll benennen
1 i' *- '* ' '* " **-
c't uns unge-
'_*._ --.. . ' _. . ,* Za.; Jah,
. q* c - r r . . , , ; 'Honig 3'-
' -- * ' : t* * * -*--*>-c-r fein
* .. . '- - " .*'le-r
,- _ ; - , " :u- i.;!* ', cir-
-* - - - .. .' ' . * ..P- ....l:c:--
: ;---
. - .' -'* " ., * ...c-lden .rung
'* ' :i-
. ..nnen läßtj dene"
'- 1 . . -.1_»-. ?Fur .Ku-:fh eine Linz::-
* "' * in icl»endig (WWU-FW, rolltoneno
. . . i -:*. f-bo-i bc! ihm eine Bietet-ifität.
- .'N... . „[.e pdf-te ert. .in mon-ie Miu-.'-
a* . .. .x nde:- 'ZL-.n fell cin Abbild davon feim jede ZeZ-e
1 - *Buli- til-"gefiopft bis *in die letzte Ecke) oollgewämj
: '" *- den'. Beeren"- die für die Maler der Nenaiifance
-u. . - --- -.t'ten auch fu'r uniern Albrecht Dürer fo ungemein
. ','*l*4-*li!f"'l7 d -s ?J'ai-es. Eine angeborene Beinmric'htlng
1 .-
5 '." Mede- gegeorne Meffert von poetifch-em iiionüoff
- ._.-, z. 11.--: *f er:: -.. 2-. *...e-.mlc-.he :ähmheit des ?Klinik/umsy ein .runder-*-
:Ui

JLU-„G
„ZW :3 ?TW Ezm
.Sasaéa
A . ..N-...a w. .Im-Zw. KIOSK
,. .w- , V , F..(..k.ku..x&.j..f.~
v v
. . I
. .I p
I ,
a
@
iI .
:33. »Ww-...1.1 1 a
L. . ..F
.I
1 I c. . .- .
,„ A, .x v m4 „*z , .x
Mimi a; . ., Ii. ml. 1“. „ZF-7 M. x
...W .KOMMUN- ..,'„. , .1. . x H .
7 . . . A. is a V
. '
mom-
2.53

barer Infiinkt fiir den reinenj fiarken Reim; und dies alles in einer durch
fechzig Jahre nie ermüdenden Arbeit zu immer größerer Virtuofität aus-
gebildetj durch einen bewundernswerten Fleiß vor dem Herabfinken gefchiißt.
FreilichX all das find formelle Dinge und werden es gerade durch die Übung
immer mehr: die mächtigen Reimworte fiellen fich (auch das hat Lin d a u
glänzend gezeigt) bald automatifch ein und werden zu tönenden Schellen;
die Gedanken vermehren fich nichtj vertiefen fich nicht und ermüden rafchj
und frifch bleibt bis zuleßt nur eins: der Urgrund von Victor Hugos for-
meller Virtuofität felbftj fein leßtes Geheimnis: der Rhythmus.
DWnmnwdwfimfimtwsRmßUmmrKmWWmmrGWRWmWr
Befchränkung; hier liegt der Schlüffel des Zaubersj dem auch der erliegt.
der feine Gedanken trivialz feine Antithefen grell und feine Metaphern
gefucht findet. Victor Hugos Poefie ift ganz Rhythmusj und wie fie das
Höchfie ifij was diefe Kraft allein zu leifien vermagj fo fiellt fie zugleich
auch die Grenzen eben diefes Vermögens dar. Denn jene Virtuofität der
Anordnung bildet doch eben nur erfi das Grundvermögen unferes Dichters.
Er kann fie nicht im leeren Raum betätigen. Aber die Welt kennt ja auch
keinen leeren Raum z alles ift angefüllt; ein unendliches Meer der Dinge
fchäumt vor unferen geifiigen Augenx ewig wechfelndj doch immer diefelben
Erfcheinungen. - Der Dichter nunz wie wir ihn auffaffenj blickt hinein in
dies Chaosj bis er einzelne deutliche Umriffe erblicktj und weiter: bis er
in diefen einigej allgemeinere Linien fieht. Diefe „fymbolifchen Fälle"
werden dann für Shakefpeare. für Goethe zu Vertretern aller Fälle: „am
farbigen Abglanz haben wir das Leben“. Er zieht die Bilder heraus aus
der Maffe des bewegten Lebensj er hält fie fefi und mit ihnen fein eigenes
Erlebnis und zugleich eine ewige Erfahrung.
Nicht fo Victor Hugo. Was in ihm am ftärkfien pulfiertj das ifi jenes
leidenfchaftliche Bedürfnisj den Rhythmus jenes Meeres der Erfcheinungen
zu fühlen; was in ihm am mächtigften herrfchtj ifi die Sehnfuchh Ordnung
in das Chaos zu tragen. In feinen Empfindungen durchaus urfprünglich-
in feinem Ehrgeiz durchaus primitiv„ tritt er vor die Welt als „fublimes
Kind“. Um Ordnung zu fchaffenj hat er nur Ein großes Mittelj dasfelbej
das die Völker von Anbeginn befißen/ dasfelbej das die Sprache regiert:
die Zweiteilung. Wie der Gott der alten Kosmogonien hebt er die Hand
und teilt: hie Lichtj hie Finfiernis. Wie alle Diäjtung der Romanen vor
dem halb oder drei Viertel germanifchen Paul Verlaine aus Metz kennt
auch die feine keine Nuancenj weil fein Verfiand fie nicht kennt. Überall '
halbiert er die Weltj und überall glaubt er fie damit in ihre Elemente zerlegt

zu haben. - Das ift die Tat feines Verfiands: die Analyfe. Und untrennbar oerfchwifiert fich ihr die Tat feiner Phantafie: die Synthefe. Die uralte Lieblingsform aller volkstümlichen Dichtung. die Antithefe. war längft von feiner Nation derart ausgebildet. ausgeklügelt. zugefpilzt worden. daß fie nur noch ein Kunfimittel der Uherkultur fchien; bei ihm wird fie wieder. was fie bei den alten Romanen oder Römern war: ein Naturmittel der Kulturlofigkeit. Die Antithefe bindet unlösbare Gegenfäße in eine Formel zufammen. fo daß fie in ewigem Schwanken um eine fefie Achfe ewig das Gleichgewicht fuchen und nie finden. Diefer antithetifche Rhythmus ift das belebende. das lebende Grundprinzip feiner Dichtung. Ieder Vers ift auf dies Schaukeln gebaut. auf das nach S ch i l l e r s Wort den Franzofen fchon die gleichfchenklige Natur feines Lieblingsversmaßes hinweift. des Alerandriners. Iedes Gedicht wiegt fich in folchem Taufch der Gegenfälze; das Kind fchaut lächelnd das Ungeheuer an. und die Rofe fpricht mit dem Grab. Iedes Werk ift fo aufgebaut. die Dramen. die Romane. Doch hier kommt ein weiteres Kunfimittel - dies wirklich ein Mittel der Kunft! - hinzu: der Ehiasmus. Diefe Figur. die zwei Paar Gegenfätze übers Kreuz ordnet. läßt den Rhythmus gleichfam im fruchtbarfien Moment erfiarren. daß er wie im Eismeer in gefrorenen Wellen vor uns liegt. Was bedeutet der Tod eines Helden? Der Märtyrer fiirbt - ot la vielem-o plain-e et le sspulcro kit. Der Sieg. das Freudigfie. was wir kennen - er weint über den Tod des Heroen; das Grab. das Düfterfte. Furchtbarfte - es lacht hell auf. denn ihm gehört nun der Tapfere.

Am deutlichfien wird uns diefer Gang des dichterifchen Prozeffes in den Dramen. Sie find überhaupt der reinfie Victor Hugo - fo fehr. daß fie uns durch die Übertreibung der Manier wirklich unleidlich werden. wo in' Roman und Lyrik eine fafi unwillkürliche Freude des Dichters an den Einzelerfcheinungen uns fefihält. Sein Drama aber ifi. ganz wie das feines mehr. als man heut noch zugeben möchte. ihm verwandten Zeitgenoffen Friedrich Hebbel. eine Darf'iellung des Weltprozeffes; nur natürlich: des Weltprozeffes. wie er ihn auffaßt. In unaufhörlichen Epigrammen branden die Gegenfälze an die Küfie. und I. Bub. unfer neuefier geiftreicher Theoretiker des Dramas. könnte für feine Lehre. das Epigramm fei die Seele des Schaufpiels. keine vollendeteren Belege finden. Dann aber. auf dem Höhepunkt. kommt die Bewegung in einem großartigen Ehiasmus zum Stehn. Triboulet. der verwachfene Hofnarr. fcheint den mächtigen König Franz ganz wörtlich ..im Sack“ zu haben - Triboulet. der an dem König (wie E. F. Meyers „Heiliger“) feine Tochter rächen wollte - hat

getötetj was er am meiften liebte. Die Liebe hat getötet; der Haß - hat den König belufiigt. . . So erfiarrt jedes Drama Hugos in einem Epigrammj das mit großartiger Gefie feinen Inhalt zufammenfaßt; am wunderbarfien „Marion a0 [nn-mo" mit dem Verzweiflungsfchrei der Heldin: „Der rote Mann geht vorbei!“j das geradezu genial Richelieu; den blutigen Verfolger der Duellantenj nach feinem Purpurgewand und nach feiner Seelej anfchau-lich zugleich und metaphorifch- zum Fatum feiner Zeit macht,... Seit G e r h a rt H a u p t m a n n uns „Rofe Bernd“ gabh haben vielleicht auch wir gelernt; in folchem legten Worß nach dem das Drama wie naaj einer Erlöfung zutrieb; mehr zu fehen als ein Prunkfiück.

Dramen diefer Art find aber auch feine Epen; kleine Dramen; zahllofe Gedichte - immer in diefem Sinne! Die Verwandtfchaft des fcheinbar ganz der Kultur; der „Bildungspoefie“ angehörigen Poeten mit einfachfter volkstümlicher Art zeigt fich wieder; wenn folchergefialt bei ihm die Primel-form zahlreiche Poefien beherrfcht: jene volkstümliche Form der Häufung; die zahlreichej anfcheinend möglichfi verfchiedene Subjekte unter den Hut e i n e s Prädikat!) bringt. Und dem entfprichtj oft mit großartiger Wirkung; eine fkiliftifche Eigenheit: langen ausladenden Perioden ein kurzes Wort entgegenzufehen; ein Donnerwort- das den Sturm der Wellen zum Still-fiand bringt. Ungeheuer laden fie aus- diefe Perioden; der Gefang. Die „Revolution‟ in den „Vier Windrichtungen des Geifies‟ beginnt mit einem Sah von 42 Werfen! Und dann - Ein Gedicht in den „Contemplatjoos“ läßt einen Widerfacher der neuen Richtung in polternden Süßen lange; lange drohen; er werde diefe Neuen wegfegenh und Victor Hugo feht den Schlußftein mit e in e r majeftätifchen Gefie: „LulQFW‟. Oder noch packender in dem Prolog zum „Schreckensjahnh in dem er„ um feine Seele für die Verwünfchungen frei zu machem die der Krieg ihm aufdrängt (und um derentwillen wir Bewunderer Kle i ft s ihn nicht länger verwünfchen dürfen!) ein Loblied auf Deutfchland anfiimmtj auf das Deutfchlandj wie die franzöfifche Romantik es geträumt hatte und er voran mit Michelet-Quineth Gerard de Nerval - und wo er dann diefe „Vergleichung der beiden Nationen“ mit drei Worten an Frankreich abfchließt: „0 mu msi-e!" Diefe fiiliftifchen Manieren find fo wenig etwas Erkünfieltes wie die „kalten Sturzbiider“ bei H ein r i ch H e in e - fie find der unmittelbare Ausdruck feiner ebenfo primitiven wie großartigen Weltanfchauung. Eine ungeheuere Vereinfachung teilt das Univerfum in vier Quartiere - mehr Windrichtungen hat feine Windrofe nicht. Er ifi innigfi davon überzeugtj daß diefe Einteilung in gut und böfej fchön und häßlichh gefiern und morgen

keine Refie übrig läßt. Und ferner; wie die Primitioen feht er völlig naiv Wort und Begriff gleich. Wer den Namen hatj lehrt der Zauber aller Naturvölkeß der hat die Macht. Das ift auch Victor Hugos Credo. Er nennt die Dinge„ und er glaubt fie zu befihen. Die Rofe oder die Krabbej die Liebe oder die Weltgefchichtej das Nichts oder die Poefie - fie find mit ihren Namen erfchöpfend gezeichnet. Und hieraus wieder entfteht feine Kunfi der Metapherj fo einfach wie kunftoollj fo unerfchöpflich wie monoton.
Ein Franzöfej H u g u e t„ hat fchon zwei dicke Bücher über Hugos Metaphern vollgefchrieben - wäre es ein deutfcher Profefforj längfi hätte man fran-zöfifchen Geift und Gefchmack unferem „Alerandrinismus“ entgegen-gehalten _z fie find im einzelnen wenig förderlichj laffen aber den ganzen Van der Poefie Hugos trefflich überfchauen. Denn die Metapher ifi bei ihm nur eine ftiliftifche Anwendung des Chiasmus. Der Springbrunnen if'i eine Säulej und die Säule ifi ein Springbrunnen. Und fo mag die Säule ein marmorner Springbrunnen heißem oder die Fontaine ein flüffiger Pilafier, Denn überall drängen fich die Gegenfätzej und überall packt der junge Heraklesj das großartige Kind/ mit jeder Hand eine Schlange und verfchlingt fie zu einem Knotenj in dem die Bewegung rhythmifch erfiarrt. Aber der Rhythmus wiederholt fich„ wenn auch in taufend Gefialten verborgenj und die Gefie des Dichtersj dem wie G o e t h e s reiner Brah-manin fich das Waffer balltj wird monotonj fo majefia'tifch fie ifi. Der Forfcher wag fich an der ungeheueren Gleichmiißigkeit der Gefeße freuen; Dichter ifi nur„ wem das wechfelnde Spiel der Formen lieber ift als ihr Geheimnis,
Hier müffen wir uns zunächfi an das erinnernh was wir oben über die Berfchiedenheit feiner Dramen von den andern Dichtungen fagten. Die Schaufpiele bleiben leerj weil die ganze Natur der Bühnej und zumal der franzöfifchen BühneF die Bewegung der Gegenfätze fo gebieterifch fordertj daß bei einem fonfi fchon darin fchwelgenden Dichter alles andere erfiickt wird. Keine Menfchenj keine Stimmungenj keine Taten - nur Gegenfätze auf zwei Füßen oder in Worten oder in Gefien. Andersj wo die Gattung feinen Sinnen erlaubt zu verweilen. Auch im Roman verzehrt die Sucht nach Epigrammen viel Leben; aber „blaue dame se 133mg“ und felbfi noch „Tantra-ringt-treiee“ behält über dem antithetifchen Knochenbau noch Fülle des Lebens und der Gefialtung. Und mehr noch gefiattet dies die Lyrik: feine „0rjentalee" konnten die ganze Jugend F r e i l i g r a t h s mit Bildern ausftatten und ein kleines Gemäldej wie

der Silberfächer. den der Mond im Waffer bildetx ifk G o e t h e s finnlicher Anfchauung wert.

Dennoch aber bleibt der Sinn für die wechfelnden Formen der Dinge bei Victor Hugo untergeordnet. Er war wohl ein Dichter nach der Definition feines getreuen (ihm hierin übrigens überlegenen) Jüngere) ThEophile Gautier: er war ein Mann. für den die wirkliche Welt da ift. Aber er nahm fie weniger mit dem Auge auf als mit dem Ohr. Und fo ift denn auch feine Dichtung vor allem als eine akufiifche zu beurteilen.

Der übertriebenen Forderung. als müffe der Dichter überall „Anfchauung" für die Augen geben. ift kürzlich ein grundgefcheites Vuch von T h e o d o r M e y e r entgegengetreten- und als „Wortkunfi" wollen auch bei uns Bewunderer Hugos wie S t e f a n G e o r g e (und gewiß auch in England feine Anbeter wie S w in b u r n e) die Poefie beurteilt wiffen. Ausfchließlich darf diefer Standpunkt gewiß ni>)t ohne die größte' Gefahr für den Inhalt. für den Gehalt der Dichtung zur Geltung kommen; ihn ganz verbannen zu wollen„ wäre kaum minder verkehrt. Denn gerade hier liegt die größte Kunfi der Romanen. Und als echtefier Romane ift Victor Hugo ein akuftifcher Dichter. Der immer neue Reiz der Lautaffoziationenx die nie ganz verfagende Wirkung der klangvollen Reimworte in immer neuen Verbindungen- die wechfelnden Nuancen der Benennung geben feiner innerlich einförmigen Poefie jene unerhörte Mannigfaltigkeit des Ausdrucks. durch die er der Gefahr entgeht- ein fchlechter Philofoph mit guten Verfen zu fein - und durch die er ein großer Dichter mit unbedeutenden Gedanken wird. Oder doch nur mit den Gedanken der Unbedeutenden. B r u n e ti e r e hat ihn mit Voltaire verglichem und diefen nannte ein biffiger Richter „le comble (Fe la meäjocrjte". Das Höchfie. was man ohne eigene Gedanken erreichen kannX fiellt auch Victor Hugos Poefie nach ihrem Gehalte dar.

Und doch kann er poetifch werden auch nach unferem Maßftabz denn wieder profaifcheVoltaire befaß er eine nie verfagende Quelle der Poefie in feiner Menfchenliebe. Ia. er liebte die Menfchen- wenn er auch eitel und herrfchfüchtig war und - fchlimmer als das! - habfüchtig und geizig wie Voltaire. Aber feine Liebe zum Menfchengefchlecht war Religiom wie die Liebe zu Gott bei fo vielenx die unfromm wandeln. tief und aufrichtig ift. Nie hat er die Philanthropie des Aufklärungszeitalters verleugnet und nie feine enthufiafiifchen Zukunftshoffnungen:

d'en-mir, .Fi-Zi. l'bymne (lea hammeZ 811l' 18 terre
[Kt aeg er0j125 (13118 168 cjenx,

Und hier ifi denn auch der Punkh wo wir Deutfchen ihn am beften verfiehen können; denn hier wird vor allem deutlim. wie viel doch diefen am meiften franzöfifchen Dichter Frankreichs mit dem deutfrhefien Dichter Deutfchlands verbindet: mit S chill er!
Auch bei Schiller leugnet nicht bloß der allzu pfychologifche Realismus unferer Tage die individuelle Lebenswahrheit: auch fchon die Auflagen- die O t t o L u d w i g gegen feine Dramen erhob- laffen fich vielfach wörtlich gegen „Hernani“ oder „Ruy Blas" wiederholen. Zu viel Idealismus- zu viel Pomp der Redex „Sentenzen zur Zeit und Unzeit“ (daß fie fo nur in Sentenzen fprechex hat man felbfi G o e t h e s Iphigenia vorgeworfen i)x zu wenig befiimmte Charakteriftik - der moderne Kritiker findet das bei Schiller wie bei Victor Hugo. Nimmt man gar das wunderbar glänzende Virtuofenfiiick feiner Ubergangszeith den „Don Carlos'h fo ifi dort in der Verqnickung von Politik und LiebesaffcireX in der pathetifch breiten oder epigrammatifch zugefpißten Rede. in der typifierenden Eharakterifiik des Tyrannenh des Höflingsz des Pfaffen wirklich erfiaunlirh viel Victor Hugo vor Victor Hugo.
Es bleiben ja Unterfchiede genug: bei Schiller die viel größere Originalität der Gedankenh die viel kühnere Techniß die größere Wärme des Tons; bei Victor Hugo die fichere Beherrfchung der Form und (nicht gerade in den romantifch-erotifazen Dramenz wohl aber in der Gefamtheit feiner Dichtungen) die viel fiärkere Energie eines leidenfrhaftlichen Nationalftolzesy eines glühenden PatriotismusN den alle kosmopolitifche Menfchenliebe (anders als bei unfern Klaffikern!) mehr kräftigt als beeinträchtigt. Aber gerade in den Menfchen ihrer Kraft find fie wirklich beide verwandt- der grübelnde Kantianer und der frohgemut Weltenfyfieme und Weltgefchichten improvifierende Schüler der Aufklärungsphilofophie. Auch von Victor Hugo kann man fagen- was man von Schiller gefagt hat: was ihm an Wahrheit der Einzelgefialt fehltey erfehte er durch die Wahrheit der Situation. So wenig wie der Franzofe vermag unfer Nationaldichter einzelne Gefialten mit voller plafiifiher Deutlichkeit zu fehen. oder doch nur Nebenfiguren; Tell ift ganz gewiß pfychologifrh undeutlirher als Egmont oder Clavigo. Aber mehrere Figurenz die fich faffenx ergänzen fich zu deutlichen Gruppen: Pofa vor dem König - dies Gegenüber zweier unmöglicher Gefialten gibt ein fymbolifches Bild von ewiger Wahrheit- das fich dann etwa in Georg .her-weghs Audienz vor Friedrich Wilhelm [ll. in Wirklichkeit umfelzen konnteh gerade wie Wallenfieins Verhältnis zu feiner Umgebung in dem Schickfal des Generals Bonlanger. Auf die Antithefeh nicht bloß

der Worte„ fondern auch gerade der Figurem ifi fein Drama gefiellt wie das Victor Hugos. Und wie bei diefem„ freilich unendlich großartiger-zwingenden ift es in „Wallenfiein‟ oder „Tell" der mächtig ftrömende Rhythmusp der uns packt - die gewaltige Bewegung jener Gegenfäße. Und wie bei Victor Hugo macht fich diefer innere Rhythmus äußerlich vernehmbar in einer machtvollen Wortkunfi nicht mufikalifcher- fondern pathetifch-rhetorifcher Art; in einer Onomatopöie höheren Gradesp die nicht einzelne Geräufche erklärend nachahmh wohl aber zu den feelifchen Grundtönen jeder Szene und jedes Altes und jedes Dramas mit unfehlbarer Sicherheit die lautfymbolifchen Obertöne findet.

So ift es denn auch kein Zufallz aber noch weniger ein Beweis direkter Abhängigkeitz wenn Stellen bei Victor Hugo unmittelbar an folche bei Schiller erinnern. In „Maria Stuart" ruft Burleigh:

Hat Shrewsbury das Leben dir geretteh
So will ieh England retten > das ift mehr!

Und „Marie Tudor“ fchließt mit den epigrammatifchen Worten: .,.l'aj 53 u' e in LL e i n o 6 t. l' .R ug le te rr e“. Beider Dichter Bedürfnis-fich in großen Antithefen zu äußerm beider Neigungj Herzensempfindung und Staatsraifon in Gegenfalz zu bringem macht folche Begegnungen fafi unvermeidlich.

Gerade diefe Zufammenfiellung macht nun aber auch wieder deutlich-in welcher Hinficht Victor Hugoj der Erbe einer großen künftlerifchen Traditiom vor Schiller doch einen Vorfprung hatX der aus dem antiken Drama-aus dem Shakefpearem aus dem Goethes fich eine ganz neue Form der Tragödie erfi erfchaffen mußte. Er tat es in genialer Weife; aber wie viel von feiner Dichterkraft mußte er auf diefen Aufbau des Gerüfis verwenden! Nicht fo Victor Hugo. Mit der robufien Frifche des Naturkindes tritt er vor die Dinge und packt fie doch gleich mit einer Sicherheit! die Generationen feinem Blut eingepflanzt haben: der Bauer braucht keinen Unterricht in Anatomie und Mechanik- um den Gebrauch der Senfe zu lernen. Er fiellt fich vor das Kornfeld und niäht in großartigem Schwung die Schwaben nieder„ wie feine Ahnen Corncillej Racinej Voltaire fie mähten. Dicht fallen fie zu Bodem diefe Garbenhaufen von Namen und Wortem die ihm ohne weiteres Kreife von Perfönlichkeiten und Anfchauungen vertreten. Sardanapalj die Rofe/ Cincinnatus- die Hölle - es find ihm Zauberwortm deren Ausfprache beftimmte Vorfiellungen ohne weiteres auslöft: der Name ift ein Begrifß fo feft ifi das Bild geprägt; der Begriff

ifi ein Namex fo fie-her fiellt fich die Vorfiellung auf den Ruf ein. Deshalb gilt von Hugos Poefie„ was I a k o b G rim m von der der alten Germanen fein bemerkt hat: fie i| eine Poefie der Subfiantiva; die Zeitwörter bilden nur die Gelenkg in denen diefe Hauptperfonen fich bewegen -einem Goethe find fie die mächtigen Gewäffer- auf denen im fchwankenden Kahn die Gefialten dahinfahren! Es ifi nie eine Stimmung„ ein Geräufch(eine Einzelbewegungh wovon er ausgeht- wie dasunfere großen Lyriker tun; fondern er fieht einen Gegenfiand und ordnet ihn in den großen Rhythmus einx „orchefiriert" ihn dann (wie Bruni-tiere fagt)h indem er feinen Gefang von hundert anderen Gegenfiänden aufnehmen und erhöhen läßt- diefden gleichen Rhythmus zeigenx nur mit anderer Klangfarbe. So wird ihm jeder Namenhaufe zum Orchefier. Er nennt etwa (in dem GedichtL das mit den Tyrannen abrechnet und fich „ l 8 p j t j Ö 8 u p WM 0 nennt) zahlloie Gewaltherrfcher:

dlon, non] Fe plainä 8Min, _fa plainn Ueiitmoke,
.jo plajnz Calignln, Kbamseß, Nehmen; Je plajnß
'l'0u8 [es Domitjens et. 10118 [es 122261jn8;
.je plnjnß UitelljnZ ot Wßnence; j'exeuße
1N fon (je 'l'rinn0n, 16 fon (Le Prämie-3,
[.03 (Zengiz, [93 '1'bamns..,..

Und ifi das wirklich nur ein Prunken mit dem Schulfack? Wahrlich nicht. Er fieht den Tyrannem wie er felbfi unter feiner düfiern Seele leidety „den eher-nen Ring der Rohheit um die Stirnz" und diefe einfache Vorfiellung wird ihm künfilerifch produktivx indem er die geheime Verzweiflung des Römer-sh des Türken- des Mongolem die qualvolle Wut des antikenF mittelalterlichen- neuzeitlichen Tyrannen zu einem Höllenorchefier vereint. Da fißen fie zufammen wie in einer Vulge der Dantifchen Hölleh und jeder erhöht mit feiner Verdammnis die Verdammnis der Genoffen; und gleich Opfergeriichen dampft der Atem erfiickter Titanen zu den Unf'cerblichenx ein leichtes Gewölke.

So fchwelgt er in derWiederholung derAkkordeh wie G r 1 l l p a rz e r s armer Spielmann- fich auch wiederholend- wie die Natur felbfi:

(Le peupie 88i. comme 1'931] qu'0n fonci NMS 18 eronaer
Lt je [ui recjjroi cent wie [n mßms 811050.

Aber wie die Natur auch findet er immer neue Formen für den einen großen Rhythmus des Entfiehens- Wachfens und Vergehens.

Seine Poefie ifi bei aiierh oft unerhörtenF Kunfi der Form innerlich von

einer Einfachheit; von der wir überzivilifierten Deutfchen mit unferen gelehrten Dichtern kaum eine Vorfiellnng haben; nur entfernt kann Friedrich N ü ck e r t s kindlich fchlichte Spruchweisheit einen Begriff davon geben. Der Virtuosz der ein metrifches Wunderwerk wie das Gedicht „lee [Ai-1118‟ fpielend vollbringtf der dem fcheinbar längfi ausgefungenen Alerandriner ganz neue Wirkungen entlockt. teilt gleichzeitig mit den „Volks-dichtern“ das Talent forglofer Gefchmacklofigkeitz zumal in der Erfindung. Der Dichter fchieudert die Krabbe„ die ihn beißt/ ins Meeß um zu beweifen- daß der Menfch Böfes mit Gutem vergilt. . . Und aus jenem fchwebenden Mittelzuftand erklärt fich auch„ gerade wie bei unferem I e a n P a nl z die Häufigkeit unerträglich fchiefer Vergleichungen neben den glücklichfien Bildern. Nichts ifi ja ganz wörtlich gemeintf und nichts bloß metaphorifch. Victor Hugo ruft den hohen Beamtenx die nach dem Staatsfireich Napoleon die Treue fchwureu. zu: „Wafcht eure Händez und dann laßt euch gefiickte Ärmel machen!‟ Uns fcheint diefe Zufammenfiellung der metaphorifchen „reinen Hände‟ mit den reellen „gefiickten Ärmeln‟ gefchmacklos/ und fie ifi,es auch; aber zu ihrer Entfchuldigung muß man bedenken. daß der Dichter die Galauniform eben auch als Gleichnis anffaßt und daß fich ihm moralifche Unreinlichkeit in körperliche umwandelt.

_ Einen ganzen Wald von Tönen hat Paul Heyf e unfern Rückert genannt. Ein ganzer Wald von Tönen ifi auch Victor Hugo; aber die Geräufche find in ihm kunfkvoll zum Einklang komponiert. Oder vielmehr: der ifi von vornherein in ihnen; denn in der naturwüäyfigen Einfachheit diefes „philofophifchen Dichters“ liegt das Geheimnis feiner Kraft. So ifi er felbfi wie fein Stil: einheitlich in feinen Gegenfäßen und immer nen in feiner Monotonie.

Und der gleiche große Rhythmus geht wie durch feine Verfe durch fein Leben, Die Antithefe des jungen Rohalifien und des reifen Republikaners hat wenig zu bedeuten: immer ifi ihm doch das Volk die Hauptfache geblieben- das unermeßlich hin und her wogt bis zu der Spitzex die fein Wefen zufammenfaßt wie das Epigramm am Schluß des Dramas. Jedem fiat-ken zufammengefeßten Geröufch laufchte er mit religiöfer Begeifierung: dem des Meeresz des Stromesz der Schlacht. Der liebfie Gefang der Natur war diefem modernen Primitiven doch das Summen und Braufen der Menfchenmenge. Nirgends dichtete er lieberx als wenn er auf dem Dach des Omnibus durch die wimmelnden Straßen von Paris fuhrf und die Großfiadt der Großfiädte war ihm das großartigfle Naturfchanfpiel. So ließ er fich durch das Gedränge tragenz auf das er in glücklichem Stolz

herabfchaute und doch nicht von einfamer Höhe. Er fühlte fiäj als ein Stück Naturj als ein Stück diefer Naturz als ein Stück Frankreich und Paris. Nationaler war kein Dichter als er - auch in feiner Begrenzung. Er hat Shakefpeare angefchwärmtj Deutfchland gepriefenz Italien befungen und ift dabei immer auf dem Dach des Parifer Gefellfchaftswagens geblieben. Was er zu fein glaubte: ein Sehen ein einfamer Prophet, ein Mundfiiick Gottes„ das war er nicht. Was er warj das fchäßen wir vielleicht_nicht ge-ringer: niemals hat die geifiige Eigenart eines Volkes mit der höchfien Kunft feiner größten Meifier fich fo harmonifch zufammengefundenj wie in dem Klaffiker des Widerfpruchsz dem Heros der Antithefe: in Victor Hugo.
|

Georg Hermann:
Hans Balufchek.
Gefcholten viel und viel
bewundert - Helena! . . .
Faufi ll,

Ich erinnere mich noch deutlich der Wohnung. die Balufchek damals hatte. Heut vor zwölf. vierzehn Jahren. Oben in Schöneberg war es. in irgendeiner Straße. die nach irgendeinem vorfintflutlichen Germanen-fiamm benannt war und eine lange. kalte Faffadenreihe in dem Säjwindelfiil der erfien Hälfte der neunziger Jahre zeigte. Faffaden. bei denen man nicht einmal mehr an Gips. fondern nur noch an Papier-machs dachte -- irgendwo da ganz hoch oben wohnte Balufchek. und von feinem Fenfter aus hatte man einen weiten Blick über ein endlofes Gelände fich kreuzender Eifenbahnfchienen. von denen etwelche weit hinaus in das Land führten. während andere wieder in kurzem Bogen hinter der Häuferreihe verfchwanden. Und eingekeilt zwifchen diefen Schienenfträngen lagen die wirren Gebäude. lagen die Niefenkuppeln der Gaswerke. lagen all die feltfamen. mafchinenartigen Anlagen. die zwifchen den Kohlenbergen das Gefamtbild einer großen Gas-anftalt ausmachen. Unaufhörlich fchoben fich die Züge heran. und unaufhörlich rollten fie fort. Die b-Züge liefen mit frohem Wiehern hinaus in die Welt; die Stadtbahnzüge fchlichen wie müde Straßenwandrer; und die Laft- und Arbeitszüge. die Güterzüge fchoben unficher und ungewiß ihre Loris wie abgemattete. freud-lofe Arbeitstiere. Und über dem ganzen Bild lag weit und breit der trübe Himmel der Großftadt. überall wehte und flammte Rauch empor. In der Gasanftalt brannten irgendwelche Effen; - und ob ein Sommerhimmel fich breitete. ob ein früher Herbfttag feine Nebel fpann. ob weiße Flecken von Schnee zwifchen den Schienen lagen. ob der Abend Feuergluten aushauchte. und alles als fchwarze Silhouetten gegen feine helle Wand fich abhob - immer war in diefem Bilde etwas von der grandiofen Melancholie. die nur das taufendfache. namenlofe Leben der Großftadt kennt. Und die gleiche innerliche Troftlofigkeit. die fich von Tag zu Tag hinfäzleppt. war auch über diefe Häuferreihe gebreitet. in der Balufchek irgendwo haufte. Nicht. daß etwa dort arme Leute wohnten;--nein. hier haufte der Kleinbürger. hier lebte das geheime Elend.

diefe Töchter. die noch gerade ein wenig Klavierfpielen lernen. bevor fie ins Gefchäft gehen müffen. kleine Kaufleute. Beamte. alle die. die nicht direkt zur Armut gehören. die aber ihr ganzes Leben hindurch fühlen und fühlen müffen. daß fie ein Fußtritt zu den andern da unten hinein in den b-rodelnden Keffel des Proletariats fchleudern kann. Und gerade vielleicht. daß die Phyfiognomie diefer Häufer. Menfchen und Wohnungen noch nicht von dem großen Gleichmacher der Armut ge-zeichnet war. daß hier Philofophie und Moral noch nicht jenfeits von Gut und Böfe fiand. gerade das machte diefe Dinge fo fpaßhaft. fo grämlich und fo traurig zugleich. Es war Balufchekfiimmung hier in allem. in Menfchen. Häufern. Ausblick. Vergnügen und Lafier. in Leben und Sterben.
Dort oben alfo wohnte Balnfchek. arbeitete jahraus. jahrein. fchritt unbeirrt feines Weges. verfuchte die Synthefe zu finden für das. was er innerlich und äußerlich in der Großfiadt erlebte. Keineswegs ein Mann aus dem Volk. keineswegs innerlich oder äußerlich feiner eigenen Kunft ähnlich. erfchien er mir eher als der Typus eines literarifchen Sonderlings. Sicherlich war er weit mehr ein Mann von ausgefprochen literarifchen Jnterefien. ja fogar von eigenen literarifchen Ambitionen. weit mehr Literaturfreund. als ein Freund der Malerei oder der bilden-den Kunfi. Jm ganzen und vorzüglich aber erinnere ich mich feiner als eines unbeirrbaren Menfchen. der. ob verhöhnt und ver-lacht. ob im Siegeswagen und umfchmeichelt. niemals Konzeffionen machen wiirde. und immer wieder feiner inneren Stimme folgend. an der Ver-wirklichung deffen arbeitete. was ihm als das letzte Ziel der Kunft' erfchien. Diefe Kunft aber - fie war felten oder nie fiir ihn das ein-fache Erlebnis der Sinne. die Freude an einer Schönheit. der Zauber. der von einem Blumenfelde oder den Farben des Abends ausgeht.. . . fondern es war immer ein Erlebnis der Seele. immer eine Erlöfung aus Schmerz und Ernfi. Nicht aus Lufigefühlen. nicht aus Lebensbejahung wurde feine Kunft geboren. fondern aus dem Unluftgefühl. aus tiefer Unzufriedenheit. ja vielleicht auch oft aus dem Ekel heraus. Aber dem. der feine Ohren hat. war der Sehnfuchtston wohl vernehmbar. der durch' die ganze Kunft eines Balufchek von je klingt. Und dem. der feine Augen hat. war Balufcheks Freude wohl fichtbar. jene Freude an der feltfamen. morbiden Schönheit. an der Schönheit von Welt und Menfchen. die im Verfall find und die neue Formen zeigen. deren neue künfilerifche Reize bisher unerfchloffen waren. So' war feine Kunfi

fchon vor 15 Jahren eine wurzelf'tändige Berliner Großftadtkunfi. da-
mals. als niemand anderes fich von den gleichen Dingen gefangen
nehmen ließ. als unfere Maler noch in aller Welt auf der Jagd nach
Motiven waren. als Holland das gepriefene Land der Naturaliften war
und Italien das gepriefene der Romantiker. Und fie - Balufcheks
Kunft - if't bis zum heutigen Tag die gleiche. wurzelfiiindige Malerei
geblieben. die mit immer reicheren Mitteln neue Blüten aus dem
gleichen Boden hervoririeb. Die Gefchichte der Berliner Kunft wird
einmal ebenfowenig an ihr vorübergehen können. wie die Gefchichte
unferer Großfiadtkultur. denn eine Unfumme von fchnell vergehenden Fak-
toren des Lebens. des feltfamen fozialen Zufammenfpiels von Taufenden
von Kräften. die fonfi nit-gend ihr Spiegelbild gefunden haben. hat
hier fait allein auf den Schultern eines einzigen geruht. Und wenn
in den verwandten Leif'tungen von Parifer Künftlern eine größere Leich-
tigkeit. eine größere Grazie. ein leichter zu verftehender künftlerifcher
Gefchmack oft waltet. - während bei Balufchek die Dinge oft herb.
krampfhaft uud trocken find und vieles mühfam. ftarr und gequält er-
fcheint. -* fo if't das nicht einzig auf den Unterfchied der künfilerifchen
Naturen zurückzuführen. fondern es gibt doch im Feinften und Letzten
die Differenzen wieder. die die beiden Großftädte in ihrer ganzen Luft
und in ihrem ganzen Leben. im Zufchnitt ihrer Bevölkerung. in der
Verfehiedenartigkeit ihres Elends. ihres Proletariats und ihres Klein-
bjirgertums voneinander trennen. Gewiß hat Balufchek nicht die
leicht eingehende Gefälligkeit eines Steinlen. auch nicht diefe Grazie der
Kunf'tmittel. aber ohne Zweifel ift fein Wefen einer größeren feelifchen
Konzentration fähig. und er erfcheint als der Het-bete und Unbeholfenere.
zugleich doch als der Tiefere.
Jch glaube Balufcheks Werk leidlich zu kennen. aber es ift bis
heute fo umfänglich geworden. daß wir hier doch nur von großen Gruppen
feines Schaffens fprechenkönnen. von fozialen Bildern. von technifchen
Bildern. von Schilderungen des Volkslebens. von kriminellen Werken.
von all jenen Arbeiten. in denen Luft und Leid fich zu einem feltfamen
Parfüm vermifchen. halb Lachen. halb Trauer. . . . Dinge. die fehr komifch
und fehr ernfi find. Nur in großen Zügen können wir von dem Land-
fchafter Balufehek fprechen. der den Reiz der Landfchaft auch dort
empfunden hat. wo die Landfchafter von Profeffion nicht hingedrungen
find. nämlich im enteigneten Land. das Vorfiadt und Technik beginnen
für ihre Zwecke dienftbar zu machen. Der Architekt Endell fchrieb vor

kurzem ein fehr kluges Buch über die Schönheit der großen Stadt. und vieles von dem. was Endell emphatifch proklamiert. das hat der Maler Balufchek fchon vor Jahrzehnten in Farbe und Zeichnung gefagt. Er fprach von den blauen Abenden über kahlen Häuferwellen. er fprach vom erfien Schnee in den Vorftadtftraßen. und er fprach immer wieder von der neuen Schönheit des Verkehrs. der Schönheit der Züge. die in den Abend hinausrollen. der Schienen. die fich kreuzen und ver-zweigen. der großen Rhythmen der Stadtbahnbögen und dem feinen Afiwerk der Eifenftangen einer Bahnhofshalle. . . . jener Eifenftangen. die vom Rauchhauche der Lokomotiven umfpielt. neues und gefpenftifches Leben erhalten. Blau aufdämmernde Morgen findet man in Balufcheks Bildern. halbdunkle. dunftige Sommerabende und erleuäjtete Fenfter von Tanzböden oder Eifenbahnwagen. die in die warme. feuchte. violette Frühlingsnaäjt hinausftrahlen. Balufchek zeichnet Sonnenuntergänge mit rot beftrahlten Firfieu der Häufer. Gluthimmel hinter fchwarzen Fabrikfchornfteinen. Winter-morgen mit gelben Strahlen auf weißen Dächern. auf die man hinausblickt dura) eine fchwiile. iibermächtige Atmofphäre eines kiimmerlichen Vorfiadtzimmers. Vor allem liebt er aber Naäjmittage. liebt die 1'116111-(2 blene über den weißen. verfchneiten Bahngleifen. auf denen die er|en bunten Signale aufflammen. Die Schönheit der verfehiedenartigen Lichtquellen der Großfiadt von dem grellen elektrifchen Licht. vom grü'nweißen Auerlicht bis zu dem kleinen gelben. zuckenden Gasflämmchen ganz draußen am Ring. fie kehrt immer wieder in feinen Bildern.

Kaum einer wagt fich fonft an diefe Dinge heran. denn unfere meifien Maler fchießen nicht auf fo flüchtiges Wild. Wo auf Balufcheks Bildern die Natur rein und jungfräulich einmal uns entgegentritt. da ifi es eben die ganze kahle Sandwelt. die im Licht des Tages fo entzaubert ausfieht. und die bei Balufchek nichts von jener Wärme hat. die ihr Leifiikow verlieh in den vollen Farben des Abends. Oder es ift die kümmer-liche Buntheit der Laubenkolonien. der armfelige Wirtsgarten mit der verftaubten Fliederhecke. ift jenes Stückchen Natur. das der gierige Städter. der kleine Mann bei Bier und Stullen am Sonntag in fich einfaugt.

Und auf diefen Hintergründen nun rollen die kleinen und großen Dramen der Balufchekfchen Malerei an uns vorüber. denn Dramen find es alle miteinander. und in jedem. - auch fcheinbar im harmlofefien. im Glück wie im Unglück. in Leid wie in Luft - ifi eine Tragödie des

Lebens eingefangen. . . . und wenn auch nur jene Tragödie. daß die Freuden des Lebens fo armfelig. feine Betörungen fo kümmerlich find. während die Schmerzen des Lebens fo grauenhaft fein können; jene Tragödien. die noch dadurch erhöht werden. daß ihre Schaufpieler weder in den Höhen. noch in den Tiefen den Ernft ihrer Rollen erfaffen.
Laffen wir kurz einmal den Kreis der Balufchekfihen Schöpfungen vor uns Revue pafiieren. Da find Studentenbilder. die keineswegs den idealen Jüngling im Studenten fehen. fondern die Verführungen der Großftadt zeigen und das Zerrbild der Liebe. das dem Mann von ftudentifcher Bildung oft durch fein ganzes fürderes Leben die Stellung und Perfpektive zu dem Wunderwefen „Frau" erfchwert. Die ganze Trauer und der ganze Leichtfinnn der Halb-Proftitution liegt über diefen Bildern ausgebreitet. von dem fchlotterbeinigen Jüngling. der zum erfien Male das Weib kennen lernt. und der kleinen roten Dirne. die ihn in den .hausflur zerrt. während das Waäjsftreichholz von den beiden Schreitenden große. bizarre Schatten an die Wände malt. Und er erzählt von den patriotifchen gefchmückten Chantants. in denen die Damenkapelle fpielt und die zukünftigen Stützen von Thron und Altar ihren Patriotismus in Liedern ausfirömen vom „Vaterland‟ und vom ..deutfchen Rhein‟. während fie durch Rauch und Bierdunfi ihre Sehnfucht zu dem Ewigweiblichen hinüberfenden. Und noch tiefer führt uns Balufchek hinab. in die kleinen. armfeligen Stampen der Animier-mädihen. die unter Kaiferbiiften und fahnengefchmückten Wänden über-nächtig in das helle Licht der Glühlampen gu>en. Was die Bilder jenes Kreifes und jener frühen Zeit fo feltfam ergreifend macht. das iii. daß fie ohne jedes Sentiment von den Dingen fprechen. und daß fie bei aller fozialen Ergriffenheit dos) immer wieder von einer kiinftlerifchen Freude getragen find. einer Freude. die fin, immer von Neuem in den Reiz der Ausfchnitte und in der Beobachtung der Typen. wie der Wirkungen neuer Lichtquellen offenbart. In einer ganzen Reihe von Bildern und Zeichnungen hat Balufchek fiirder verfucht. die Rhythmen des Tanzes fefi-znhalten. feinen Wert innerhalb der Volksvergnügungen. feine domi-nierende Rolle im Liebesleben des Volkes zu umfchreiben. Immer wieder findet er hier neue Noten: von dem kleinen Vereinsball bis herab zum Ausrufen der leisten Lebensluft bei den niedrigften der Ent-erbten und Verkormnenen. Er fchildert niemals den Bali. fondern immer den Tanz der Ärmeren. all derer. die Sonntags losgelaffen werden in die Vororte. auf die Tanzböden hinaus, Und er fieht dort eigene

Stimmungem wenn der blaue Abend durch die Scheiben geht und fich die merkwürdigen Silhouetten der tanzenden Paare an den Wänden vorüberfchieben. Er folgt den küffenden Paarem die durch den violetten Abend fchleichem oder den Mädchem die draußen vor den Würfelbuden auf und nieder ziehen. Immer hat er einen feinen Blick für die feltfame Uneleganz einer Model die mitgemacht werden mußt einer Kleidungj die verfuchy fich vornehm zu gebem und doch fo arm. flittrig und billig ift. Er fchildert dann die Heimfahrt mit der enganfchmiegenden Zärtlichkeit im Eifenbahnkupee und die Katerfiimmung des nächften Morgens. wenn das graue Elend des Alltags bei den arment kleinen Ladnerinnem bei all den müden und abgegriffenen Faltern nach dem kurzen Sonnenflug für eine lange Woche fich wieder über ihr Leben breitet.
Oft find auch auf diefen Bildern die Kontrafte von Genuß und Arbeitj die Heimkehrenden und die dampfenden Fabrikem die Arbeiter- die zu ihren Werken ziehem und die Anderem die jeßt erft müde und lallend nach durchgetanzter Nacht fich zurückfinden.
Während all diefe Säjöpfungem von denen ich bisher fprachl doch fich mit einer Welt befafiem die ein jeder fehen kann und die immer noch bürgerlich genannt werden mußt ftehen ihnen gegeniiber eine Zahl von Werken. die das Leben des allerletzten Proletariats fchilderm . . . armfeliger Sonnenbrüder, leßterx heruntergekommener Schaufpieler und Artiftem wandernder Dirnen und alter Frauem die dem Teufel Schnaps verfallen find. Ohne Zweifel find hier‟ einige Werke -- wie jene Weihnachtsnacht im Schnee- die vor einem Iahr die Sezeffion brachte- welche mit zu dem ergreifendfien gehört7 was im Werk eines Balufchek fich befindet. Und hier. gleich neben diefen Werken will ich jener gedenkem die fich mit den vom Leben Entmündigten befchäftigen. Krankheitsbilder hat Balufchek nicht gefchildert. dem Pathologen hat er nie ins Handwerk gepfufchtf aber ihn reizte est die Trauer künftlerifch zu erfaffem die Unbehilflichkeitt die über dem Leben von Blinden liegt. Er fühlte die Ekftafen der Irren nach und die Ängfie und die teuflifchen Freuden der Imbeciles. Gewiß ifi in diefem Kreis Balufcheks manches Harte und Unverföhnlichel aber auch die ergreifendften Werke finden fich ihnen benachbart. Die eigentlichen Proletarierbilder Balufcheks zeigen nie diefe offne Trauer des Lebens- fondern nur die geheime Trauerl die über das karge Dafein der niederen Arbeiter ausgebreitet ifi - wohl verfianden: der niederen Arbeiter. Denn Balufchek zeichnet

Uri-(4)7.. 'V7 C "i-(Aa 'mi-.- 87'.
W
Jahrgang
i 9 o 9
Hans Balufchek.
Zum Effay von .Georg Hermann.

nicht den fozial-bewußten Gewerkfchaftler. nicht den Arifiokraten der Arbeiterfchaft. fondern faft immer nur das Leben jener. die draußen im Schatten ftehen. Er zeichnet ihre Fefte und ihre Beerdigungen. ihr Vereinsleben und das traurige Einerlei ihres Alltags. Er zeichnet die Frauen. die auf Sandplätzen mit den Kindern fpielcn. und er zeichnet die Horden. die am Sonntag Nachmittag über das Tempelhofer Feld verftreut find. Man hat ihm oft vorgeworfen. daß er für fein Proletariat nur einen Typus hätte. aber wer fich den vielfach variierten Typ Balufcheks einmal genauer anfieht. der wird finden. daß er nicht den eigentlichen Märker und Berliner zeichnet. fondern jene unendlichen Scharen von Menfchen. die von Offen her nach der Großfiadt zugewandert find. und die nun von unten herauffireben. um bald entweder ganz zu finken. oder langfam zum Kleinbürger emporzurücken. Und gerade' unter ihnen wird man jenen langfchädligen Typus mit den etwas verdictten Nafenknorpcln. wie er bei Balufchek häufig wiederkehrt. außerordentlich oft finden,
Aber noch berührte ich ein Gebiet der Balufchekfchen Kunft nicht. welazes allein feinem Werk bleibende Bedeutung fichern wird. Noch fprach ich nicht von dem Eifenbahnmaler Balufchek. Merkwürdig'! an achtzig Jahr kennen wir jetzt die Eifenbahn. und noch hat faft nie ein Maler fich die Mühe genommen. fie und ihren ganzen Apparat. ihr ganzes kompliziertes Wefen. von dem unfere Dichter feit Zolas LOW domaine fo viel orakeln. einmal künfilerifch zu erfchließen. Die Forderung. daß es getan werden foll. ift alt. und daß die Möglichkeit gegeben ift. es zu tun. das empfand fchon Emerfon. als er die wundervollen Worte fagte: ..Als die Eifenbahn aufkam. fchrien die Menfchen. daß fie die Landfchaft ruiniere. Ich aber finde. daß die Natur die Eifenbahn bald liebgewonnen hat. als wäre fie ihr eigenes Wefen.“ Niemand hat mir die Wahrheit diefer Worte bisher bewiefen als Balufchek. bewiefen von feinem erfien Eifenbahnzyklus an. der wohl fchon vor 15 Jahren und länger entftanden ift. bewiefen mit dem großen Bild von den Geleifen der Potsdamer Bahn her. und mit dem zweiten. weit vollkommeneren Eifenbahnzyklus. der augenblicklich die Befucher der Sezeffion erfreut und auch die. welche Balufchek einft nicht liebten. von dem tiefen Ernft und dem eigenartigen Schönheitsfinn feiner Kunft überzeugen muß: feiner Kunfi. die. - wenn eine“ Kunfi heute! - ti e f ft e feelifche Erlebniffe darftellt. . , ,. gefunden in dem feltfamen Zufammenfpicl der taufend Kräfte jenes modernen Wunderwefens: Großftadt.

Bildende Kunft.

(zireuze*).

Die Zeit. in welcher Grenze lebte.

llm die Zeit des 18.Jahrhunderts. vor der Revolution. war es um die Gefellfchaft fchlimm befiellt. Die Schminke und der Puder auf dem Geficht. die ftarken Wohlgerüche. die den Körper überparfümierten. die ekünfielten Manieren wie diePoffen-piele von Marionetten. alles dies war ein Sinnbild des Gemütszufian-des der damaligen Welt. Die Ge-fellfchaft war. kurz gefagt. auf dem höchfien Grad der Verderbnis ange-langt. und da fie zuletzt in der Iagd nach neuenSenfationen müde wurde. blieb ihr nichts anderes übrig. als eine plötzliche Umkehr zur Moral.

,W Diefe Gelegenheit ergreifend. er-fchienen mit einem Schlage Philo-fophen auf der Bildfläche und pre-

*)Uber den Künftler Grenze. und feine frühlingshaften Mädchengefial-ten. die wir in diefem Heft reprodu-zieren. bringen wir aus einem größe-ren Effay von - Alice Ehre Macklin zwei Kapitel. die den Künfiler charak-terifieren. und zwar das 2. Kapitel. das die Zeit fchildert. in welcher Grenze lebte. undAuffchluß gibt über feine notwendige innere Entwicklung. und das 8. Kapitel. das die Schatten- und Lichtfeiten feines künftlerifchen K'önnens beleuchtet.

Die Redaktion.

digten* die angenehme 'Lehr-ß' daß der Menfch von Natur gut fei. ehrlich und edel. überreich an Großmut und allen anderen Tugenden; wenn er nicht fo bliebe. fei es. weil ihm die erbärmlichen Gefellfchaftsregeln von der urfprünglichen Vollkommenheit feines Zufiandes genommen hätten. Zu dem niederen Volke müßte man gehen. um Tugend zu finden. zu den Armen. die an nichts anderes als an ihre Arbeit und die Erhaltung ihrer großen Familien dächten. Dar-um fei es nötig. fich von dem gefell-fchaftlichen Leben mit feinen Lafiern abzuwenden und zu den einfachen Gewohnheiten der Armen und Be-dürftigen zurückzukehren »- fo. und nur fo allein könneFrankreichwieder-geboren werden!

Die Zugehörigen der Adelsklaffe nahmen dies alles eifrig in fich auf. und ihre übertriebenen Verfuche. fich dem neuen Kultus der Einfachheit zu

widmen. veranlaßten den fcharf-
züngigen Voltaire zu dem Ausfpruch.
..fie wären toll vor Verlangen auf
Händen und Füßen zu gehen. damit
fie ihre ehrenwerten Vorfahren im
Walde fo gut wie möglich nach:
ahmten."
Diderot. deffen plößlich aus:
brechende. glühende Begeifierung
und zündende Beredfamkeit feine
Hörer. wenn fie nicht von felbft
fchon allzu eifrig gelaufcht hätten.
auch gegen ihren Willen mit fort-
geriffen hätte. war der große
Apofiel der neuen Lehre. Da er

fich immer in Übertreibungen bewegte. übertrug er fogar kühn feine Sittengefeße-auf das Gebiet'der .n'nnfi.
Er erklärte.*..es müffe das Beftreben jedes ehrlichen Menfchen fein. der die Feder. den Pinfel oder den Meißel handhabe. die Tugend bezaubenrd und das Lafier verabfcheuungswürdig darznftellen“.
Mit kluger Einficht zog Grenze Nutzen aus der Sachlage. und da er gewiß war. zum mindefien Aufmerkfamkeit zu erregen. begann er. irgend eine Begebenheit zu malen. die auf die herrfchende ..Ausartnng der Sitten“. wie einer fie nannte. einwirken mußte. So erfchien ..Der Familienvater. die Bibel erklärend.“ gerade in dem geeigneten Augenblick. welcher fo viel zum Erfolge beiträgt. Ferner mußte diefes Bild eine er"frifchende Abwechfelung für ein Publikum fein. das der gefälligen Gefchmacklofigkeiten Bouchers. der in einer endlofen Reihe fader Schäferbilder die zweifelhaften Freuden leichtfinniger Liebe fchilderte. überdrüffig war. Außerdem befaß es den Reiz der Neuheit. denn niemand vorher in Frankreich hatte folche Gegenftände gemalt.
Es glückte Grenze mehr. als er vermutet hatte. Das Bild war vom erfien Tag feiner Ausfiellnng an bis zum Schluß des Salons von bewundernden Menfchen umgeben. und jeder brach in den Ausruf aus: ..Wer ift diefer wunderbare Grenze 7“
Einige erwiderten. daß Grenze das Bild nicht felbfl gemalt habe. da er einer folchen Arbeit nicht fähig wäre. denn die fich überhebende perfönliche Eitelkeit. die ein Grundfehler feines Charakters war. hatte ihm fchon viele Feinde verfchafft; aber der glückliche Malerprediger beherrfchte nicht nur feine Stellung. fondern zog auch noch nachträglich Vorteil aus den Streitigkeiten. die um ihn herum tobten.
Von diefem Augenblicke an war Greuzes Lage gefichert. Er wurde in der Akademie aufgenommen. was ihm unter anderen Borrechten auch das Recht gab. in Zukunft auszuftellen. was ihm beliebte. Das berühmte Gemälde verkaufte er- für eine verhältnismäßig große Summe

an einen Herrn de la Live de Jullt).
'Er gewann zahlreiche Freunde. von denen viele einflnßreich waren. Einer feiner neuen Bekannten bot ihm ein Atelier an. Ein anderer. Abt Gengenot. lud ihn ein. ihn nach Jtalien zn begleiten. um dortKnnfi zu findieren. ein Auer-bieten. das er annahm.
Grenze blieb zwei Jahre in Italien. aber abgefehen davon. daß einige feiner Bilder italienifche Namen tragen nnd-italienifche Kofiiime zeigen. übte diefer Aufenthalt keinen merklichen Einfluß auf feine Kunfl aus. und er kehrte im Jahre 1757 zu fiändige-r Arbeit nach Paris zurück. das für ihn der Schauplatz fo zahlreicher Triumphe - und fpäter von fo großer Verzweiflung werden follte.

Die Kunft von Grenze.

Wenn wir an die wichtige Stellung.denken. die Grenze vor der Revolution in der Kunfi des 18. Jahrhunderts einnahm. wenn wir dariiber nachdenken. wie er. der fchon lange tot ifi. noch immer in folchen Ausdrücken der Schönheit zu uns fpricht. daß feine Bilder mit hohen
:(2*
l7()

Summen bezahlt werden und Ehren-
plilße in den Kunftfchaßkammern der
Welt finden. - fo berührt uns die
Betrachtung. daß er eigentlich weit
davon entfernt gewefen ifi.ein großer
Künfiler zu fein._fafi-mit Entfeßen.
t!?- fMangel an Wahrheit' ifi fein
Hauptfehler. Wir lefen. daß er ge-
läufig und viel über Naturfiudien
fprach. und zuweilen die Gewohnheit
hatte. auf der Suche nach Motiven
in den Straßen umherzuwandern.
wir lefen. daß er fogar an Ort und
Stelle Skizzen und Studien machte.
wenn er aber erfi daheim mitderAus-
führung der Kompofition befchäftigt
war.gab er augenfcheinlich feiner uns
bekannten lebhaften Einbildungs-
kraft freien Lauf. Kurz gefagt. wenn
er wirklich fah. hatte er feine eigene
Art wiederzugeben. und das Er-
gebnis diefer Art und Weife war.
alle Kraft und den größten Teil der
Wahrheit auszufcheiden. Nie kam
es ihm z. B. in den Sinn. daß in
den dramatifchen Moralgemälden
jede Szene. die eine Gefchichte er-
zählen follte. zufammengefetzt ifi
aus einer ganzen Reihe von Be-
wegungen und Gebärden. nie kam
es ihm in den Sinn. daß er einen
ebenfo falfchen wie unmöglichen
Weg einfchlug. wenn er verfuchte.
auf einer einzigen Leinewand eine
Begebenheitfeftzuhalten.welcheihrer
Natur nach beweglich und aus man-
cher Veränderung zufammengefelzt
fein müßte. Ferner ift feine Auf-
faffung des Lebens grundfalfch. fo-
gar wenn man ihn als Diderots
Schüler anfieht. als „einen Maler.
der mit einem Gelehrten ftudierte“.
Er machte das Leben zu einem Melo-
drama. in welchem das Lafker ohne
Ausnahme befiraft und die Tugend
ä_-
belohnt wird. - und fo ifi das Leben
nicht.
Er nahm fich Freiheiten. mit der
Natur fogar. wenn er feine einfachen
Familienfzenen vorfäßlich direkt nach
dem Leben malte. Seine Bauers-
frauen nehmen Stellungen ein und
lächeln fiißlich. wenn fie ihre forg-
fältig aufgefkellten Kinder verforgen.
Kein Fegen oder irgend ein andere
Arbeit fcheint die Hände der fleißig-
ften Hausfrau zu befchmuhen. nie-
mals bringen fpielende Kinder die

Kleidung oder das Haar ihrer Mütter oder Pflegerinnen in Unordnung. Durch keine Anfirengung unfrer Phantafie können wir uns einbilden. daß Milchmädchen Milch tragen. die Mägde fehen aus. als ob fie Damen vorfiellen wollten. Die Stellun en feiner dramatifchen Perfonen 3nd immer gekünfielt. die Naivetät feiner Mädchen und Kinder ifi gemacht. ihr Pathos ifi das übliche. Niemals find ihre Augen von Tränen getötet. keine Gemütsbewegung verfchiebt das Tuch. das durch feine forgfältige Anordnung mehr wie gerade nötig von Hals und Brufi zeigt. Oft fiht der Kopf eines 12jährigen Kindes auf dem Hals und Bufen eines 17-jährigen Mädchens.

Seine Farbengebung ift felten gut. außer wenn er Fleifch malt. die Darfiellung ifi zu düfter. mit unbeftimmtemRot.ftumpfemViolett. fchmußigem Blau und trüben Unterlagen. Die Draperien find oft fchlecht gemalt. ein Fehler. den er mit den Worten erklärt. er vernachläffige fie abfichtlich. um mehr Sorgfalt auf das Malen der Fleifchtöne zu verwenden. -

Dann - feine Eintönigkeit. Niemals wiederholte fich ein Küni'iler

befi'andiger und unernrüdlicher.";' Er
hatte nur drei oder vier Typen.
diefe kopierte und wiederkopierte er
fo unzählige Male. bis man fie" gar
nicht mehr fehen mochte. Der Vater
ifi immer derfelbe ehrwürdige Mann.
der viel zu alt als Vater fo junger
Kinder ifi. die Mutter ifi unveränder-
lich. immer ift es dasfelbe Kind. dem
Falle angemeffen einen oder zwei
Zoll größer oder kleiner. Obgleich
er'_feinen Mädchen und Frauen dem
Namen nach einen Beruf zuerteilt.
indem er fie als Wäfcherinnen. Sticke-
rinnen. Philofophinnen. Kafianien-
verkäuferinnen ufw. bezeichnet. fehen
fie alle wie Glieder einer Familie
aus und ähneln fich wie folche. Alle
fcheinen ohne Ausnahme eher in
einer Operette aufzutreten. als ihre
Rollen im Leben zu fpielen. Die
ländlichen Mütter großer Familien
befißen jene entzückende Koketterie.
die jedes weibliche Wefen.dasGreuze
malt. kennzeichnen. Auch die male-
rifchen Interieurs ermangeln der Ab-
wechflung.

Watte! Grenze eine _.*ordentliche
Schuledurchgemacht.behauptenfeine
Bewunderer. oder wären ihm wenig-
fiens jene erfien Jahre in Grandons
Bilderfabrik erfpart geblieben. fo
wäre er Diderots Schmeicheleien
und Ratfchlägen. der ihn dafür lobte.
„daß er feine Bauern nichtgewöhnlich
dai-füllte“. weniger zugänglich ge-
wefen. Er wäre imfiande gewefen.
feine Fehler zu überwinden und die
Eigenfchaften eines Chardin zu ent-
wickeln. Die Antwort hierauf ifi:
Nichts. was der Genius nur flüchtig
pfeift. kann unterdrückt oder an
einer vollen Entwicklung gehindert
werden.Wahrf>)einlichdrückteGreuze
alles aus._was er zu fagen hatte. er
felbfi bezeichnet feine eigene Begren-
zung mit dem Worte: „Sei pikant.
wenn du nicht wahr fein kannfi.“

Wenden' wir uns zu dem ange-
nehmeren Thema von feinen guten
Eigenfchaften. Grenze war ein Er-
neuerer. Er war der erfte. der in
einfachen Verhältniffen Anregung
fuchte. der Behandlung von bürger-
lichen Motiven verlieh er einen ganz
befiimmten Charakter. der bis jeßt
nur in hifiorifchen Darfiellungen
gefehen war. Er fchaffte in Frank-
reich den fittlichenTypus derMalerei,

An den Sonntagen im Louvre fieht man noch heute folche. die die Schönheit der Farbe. der Linien und der feinfinnigen Poefie nicht verfiehen. und die den Ruhen für die hauptfiichlichfie Bedingung aller Kunfi halten. voll Bewunderung“, bei dem väterlichen Fluch und dem beftraften Sohn verweilen. Stiche ähnlicher Werke gehören in vielen Häufern zu den gefchälzten Gegenfiänden.
Wertvoll ifi ferner feine Eigenfchaft. dokumentarifch zu fein. Bewundernswert erfaßt er feine Zeit mit ihrer ins Theatralifche ausartenden Oberflächlichkeit. ihrer affektierten Sittlichkeit. die unter dem Namen der Unfchuld Weichlichkeit und Sinnlichkeit anbetet.
Zu guter Legt find die Köpfe.
durch die er uns bekannt ifi. das befie von allem. Wenn er fich diefen zuwendet. übertrifft er fich..felbft. während er in allen andern Dingen nur gewandt ifi. Nichts könnte zarter und frifcher behandelt fein. wie die blonden Kinderköpfchen. die rofige Frifche ihres Gefichts. die Züge. die unter den dicken Pausbäckchen nur angedeutet find. die Köfilichkeit der kleinennochunausgebildetenGlieder.
18c

die mit einer Sorgfalt gemalt find. die aller Begrenzung des Farbfioffes fpottet. Diefelbe feltene Eigenfchaft dei-:Lebendigkeit befeelt die älteren Köpfe. Die Augen der jungen Mädchen zeigen Tiefe und Feuer. oder ihr feuchter Glanz ifi herabgedämpft zn einem Schmachten. Das Geficht fcheint vor Erregung zu beben. während eine fchimmernde Träne. ein großer feuchter Tropfen unter den fchweren Augenlider-1 herabrollt. Die Nafenflügel zittern. der Atem kommt aus dem halbgeöffneten Munde. die vollen Lippen fcheinen fich nach vorn zu bewegen. Das weiße Fleifch if'i weich und warm. volles Leben pulfiert unter dem mit Gage verfchleierten Bufen. *

Kurz gefagt. Grenze beweifi in diefer ausgezeichneten Serie. daß er. der in allen andern Zweigen der Malerei mittelmäßig und geziert in feinem befien Tun war. nicht allein über eine eigne fehr perfönliche und poetifche Vorfiellungsweife verfügt. fondern auch einen Schimmer von jenem göttlichen Funken befaß. der die Technik gering fchähte und in der unbewußten Arbeit des infpirierten Kiinfilers entfpringt.

Alice Ehre Macilin.

Hanne-Peter.

Du kleiner Hanne-Peter du - warum ergreiffi du uns das Herz fo feltfam innig. daß wir uns in die weichen Formen deines Kinderköpfchens vertiefen miiffen und dariiber träumen. wie wir es nicht vermögen beim Anblick einer wunderfchönen Frau oder eines geiftvollen Männerantlitscs . . .? Dein offnes Mäulchen. in defien weichen Winkeln ein Tröpfchen Milch zuriickgeblieben zu fein fcheint. begehrt noch nichts auf der Welt. als diefe Lebensnahrung des mittterlichen Bufens, .

Deine Augen blicken noch nicht einmal erfiaunt. noch hat fich deinem Geifte die überwältigende Fülle der Erfcheinungen. die uns Erwachfene quält und verwirrt. nicht einmal als etwas Buntes. Neugier - Erweckendes offenbart. Noch fiehft du die Welt nur als einen Lichtnebel. kleiner Hanne-Peter. fchaufi unter hochgewölbten Brauen iiber die intereffanteften

Gegenftände hinweg - träumfc
ruhevoll wartend unbegreifliaye
Kinder-träume von dem Nichtfein.
dem du entfiiegefi - dem wir ent-
gegeneileu . . . Du gehörfi ihm
faft noch an. dem Nirwana. vor
dem ,wir uns fürchten. und nach
dem wir uns doch fehnen. als nach
einer ewigen Heimat. In'deinem
runden. holden Kindergeficht weilt
der Friede der reinen Natur. die
noch durch kein Anfblitzen von Ver-
nunfterwägungen geftört wurde.
die Ruhe. die unfre. durch folchen
Zwiefpalt verwundete Seele mit fo
tiefem .Heimweh nach verlorenen
.Paradiefen erfüllt. wenn wir in
den Kelch einer Blume fchauen.
wenn wir uns in den Blick eines
jungen Tieres verfenken.
Hanne - Peter. du fiehf't an
der Schwelle. hinter der die Unraf't
und das große Getöfe beginnt.
Deine Ruhe ift nur noch ein nn-
fchuldvolles Warten. Dein Münd-
'chen. die Niifiern deines droliigen
Näschens. deine wunderbar ge-
heimnisvollen Augen -- fchon find
fie weit geöffnet. um alle Ge-
18-2

fchmäcke, Düftej Farben des Lebens einzulaffen in deine erwachenden Sinne. Und dann werden deine Augen ihr Geheimnis vergeffen haben und fich kritifäj klug auf die Gegenftände richten; dein Müudchen wird fich vorfichtig fchließen und nur öffnem wenn es Wünfche auszufprechen oder fich gegen fremde. unbegreifliche Anforderungen zu wehren hat. Du wirft lachen und weinem trotzen und lieben_ [ernem mein kleiner .Hanne-Peter - wirft ein Menfch werden, zur Freude deiner Eltern hoffentlich.

Aber, was uns jetzt in deinen Zügen fo ergreift - was den Künfiler unwiderftehlich lockte im Steingebilde feftzuhalten: die Unbekümmertheit eines kleinen Gottes - das Geheimnis des Ewigen- das deine Kinderfiirn umfchwebt und uns zu fiiller Andacht zwingt - das wirft du bei deiner allmählichen Menfchwerdung verlieren. Und erft wenn du einmal unter grünen Zweigen in einem fchmalem dunklen Bette fchlafen wirft und die Lebendigen um dich weinen, erhalten deine Züge jene göttliche Ruhe und das Geheimnis des Ewigen zurü>.

Gabriele R e u t e r.

Leibl: Der Iägerkopf.

über Leibls Kunfi große Worte machen, hieße: feine Kunft nicht verliehen. Em der UrwiichfigeL Kräftigej der jeder Pofe abhold wam jede gekünfielte Erklärung verlachte„ in feinen Bildern felbft das Eharakterifiifche und Markante fo deutlich und frei hinftelltet daß eine liberfeiznng feiner Malerfprache die Sache nur verpfufchte und vertünäjte - er braucht wirklich keinen Apoftel, Leibl darf man nicht mit der Lupe des Kunfikenners anfchanem der im Einzelnen das Schöne fuchty das Kleine bekritteltf iiber Striche und Linien die Nafe rümpftf und dem die Erhabenheit des Ganzen nie zur Einficht kommt. Neim Leib(muß man ohne gelehrtes Beiwerk betrachten. ohne die Brille des zopfigen Akademikers M je naiver und urfprünglicher man feine Werke anfchautj defio prächtigerf gewaltiger

wirken fie. Wir haben diefem Heft eine wohlgelungene Reproduktion eines der Meifierwerke Leibls bci-gegeben. Wer nicht felbft von der markigen Technik und von der wun-dervollen Ausdrucksweife diefes Stoffes hingeriffen wird- dem ift nicht zu helfem für den hat Leib(feine Bilder nicht gefcfiaffen.
*-4
"N
W

- Süd"
Dramatifcbe Monatsberichte.
Bernard Shaw: ..Der
Arzt am Scheideweg".
Kammerfpiele des Deutfchen Theaters.

Die Freunde von ..Nord und haben das Drama vor feiner Aufführung gelefen. Man hörte Stimmen. die meinten. daß diefer breite Dialog mit feinen behaglich-boshaften Sentenzen kaum aufderBühnewirkendürfte.Bernard Shaw war zu fehr als Schnellblißkünftler bekannt. als geifireicher Aphoriftiker. um Verfländnie für :in breit angelegtes Sihaufpiel erwarten zu können.

Im Deutfchen Theater erft fah man. daß die Arbeit den Meifier nicht verleugnet. Es i| bei Shaw immer die Perfpektive. die wirkt. Er hat nicht die Jbfenfche Kraft. die Seelen und die Blißlichter ihrer Vergangenheiten zu enthüllen. Aber er hat die Kultur des Pfychologen. der Menfchen und ihre Zukunftskräfre darflellen kann.

Man tut Bernard Shaw unrecht. anzunehmen. er wollte gegen die Ärzte agitieren. Er wollte einfa>7 ein Exempel der Ohnm acht geben. gar nichts anderes. Die Ohnmacht von erwachfenen. gebildeten. kultivierten Menfchen. die ftolz find auf ihre. alle Naturgeheimniffe entfxhleiernde Wiffenfchaft. ihre kulturelle Schulung. ihre ethifche Differenzierung. Er hätte ebenfogut die Buihftaben-Iuriften nehmen können. zeigen. wie ein großer Rechtsanwalt die Ehefcheidung einer Frau bewerkftelligen will. um fie dann zu heiraten. Eo wäre auf dasfelbe hinausgekommen. Er hat den Arzt gewählt. vermutlich. weil hier das Materielle. das rein Körperliche des Einflufies eine große Rolle fpielt.

Ein Arzt kann einen Künftler retten. Er unterläßt es. weil er die Frau des Künftlers zum Weibe haben will. Ift das das Drama? Im Grunde nein. Das eigentliche Drama erlebt der Künftler felbfi. Jfi das ein Künfiler? Eigentlich nein. Ein freiher Burfche ifl es. der alle Welt anpumpt. alle Welt belügt. Frauen verführt und »-

gute Bilder malt. Bernard Shaw
wirft nun die Frage auf: Was
ift wertvoller für die
Kultu r. für das Leben. fiir die
Menfchheit: ein gutes Bild
oder ein guter Menfrh?
Und für ihn gibt es einfach gar
keine Zweifel: Gute Menfiben
findet man öfter. als gute Bil-
der . . alfo ift ein gutes Bild
wichtigerz und die Konfequenz:
Ein guter Künftler muß gerettet
werden. wenn er auch einen fehr
fchlechten Charakter hat. Diefer
Künfiler gibt fich als Schüler Ber-
nard Shaws. er vertritt feine
Weltanfchauung. er ftirbt mit dem
Bekenntnis. daß er an Velasquex

und Michel Angelo glaube. und feine Frau baut ihm einen Kunfttempel. hängt feine Bilder aus. fihreibt ein Werk. das ihn verewigen wird über den Ted hinaus. Die Frau ifi im Glauben feligz fie will es niaft erfahren. daß der große Künftler ein frecher Lügner war; fie will das Heiligtum ihrer Erinnerung bewahren, Und als der Arzt am Scheidewege es verfucht. ihr den Mann ihrer Anbetung im rechten Lichte zu zeigen. wehrt fie ihm ab; Sie will blind fein. Er war groß. der Verfiorbene. und das genügt. Sie ifi nicht intellektuell genug. feine Worte zu verfiehen: eine geniale Befiie. Aber fie fühlt es faft infiinktiv. daß das Geniale das Beikialifche aufwiegt.

Wenn man alfo Bernard Shaws Charakter verfiehen will. wie er ihn in diefem Künfiler verkörpert hat. fo wird man einfach fagen: Einen großen. fchönheitsfreudigen Egoismus predigt er. Der Egoismus wird von der Kunfi fo gewandelt werden. daß alle nahefiehenden Menfchen ihn nicht quälend fühlen. und die Säiönheitsfreude wird den Egoismus mit einem Glanz umgeben. der dauert über das Leben hinaus.

Es ifi eigentlich widerfinnig. in Bernard Shaw den Apofiel zu fuchen; er fteht zwifchen zwei Kulturen. Er will nichts beweifen. er will fpielen _und uns irre machen. um aus dem Irrtum die Erkenntnis zu ziehen. daß das Leben unfer einziges Recht und Gut ift, ..Der Arzt am Scheideweg“ ift ein glänzendes. prachtfchillerndes Spieler-(um. A. Halbert.

Diedring: ..HohesSpiel". Erfiaufführung im ...Hebbel-Theater" ,

Shakefpeares ..Romeo und Julia“ kenne ich genau. Ich kenne die Folge der Szenen. bin mir klar über die Entwicklung der Schickfale. habe die Wucht der Worte cft gefühlt - und trotzdem: wenn ich dies fiat-ke Leben auf dem Theater fehe. kann ich mich des Eindruckes nicht erwehren. daß das Echte. Große und Starke aller Dichtkunfi darin wurzelt: daß die

Ereigniffe fich fo und fo entwickeln; mehr eine pfychologifche. als eine artiftifche Frage; das Was in der Spannung kann geri-oft fort- bleiben. kann von mir im voraus gewußt werden. ohne daß mich das Wie der Eharakterzeichnung und der Stimmungsmalerei enttäufcht.
- Man könnte fafi fo weit gehen. zu behaupten. daß jedes dramati- fche Werk feine künfilerifche Qua- lität erft beweifen kann. wenn der Inhalt. im voraus gekannt. trotz- dem fpannt und interefiiert durch die vertiefte Art der Darftellung.
Als ich ins Hebbel-Theater kam. wußte ich genau. hier will ein Dichter etwa beweifen: daß ein vorweg genommenes Reuegefühl peinigen kann und fo fehr die Seele beherrfchen und ängftigen. daß hinterher. wenn die Tat ihr ..Haupt reät. man fchon vor ihr zn- rüaweicht und kuriert wird von allen feelifchen Kämpfen. Der Däne will beweifen. daß der Schwager die Frau feines Bruders liebt. mit der fiat-ken. glutenden Liebe. daß er feinen Bruder töten will. um fein Weib zu gewinnen.

Ein Freund verfucht es. ihm die Jllufion des Kommenden fiat-k zu fuggerieren: er hat feinen Bruder getötet. und plöhliäj fieht er verängftigt und zerquält vor einer fremden Frau. die ihn nicht begreift. und die er gar nicht mehr lieben kann.
Aber indem ich ins Theater kam und genau wußte. daß alle diefe Ereignifie nur von einem Menfchen vorberechnet find. daß diefer Freund mit zynifcher Ethik Schicffal fpielt. um das Gewiffen feines Freundes einzufchjichtern und vor einer qualbringenden Rene zu retten. im felben Moment war meine Empfangsfähigkeit gedämpft. Mich interefiierte nicht mehr die pfyohologifche Entwicklung dei-bkataftrophe. mich reizten nicht mehr die Menfchen. welche diefe Katafirophc durchleben. fondern ich fah aufEinzelzifelierungen. Einzelkniffe eines Dichters. der etwas beweifen will. der ein Exempel bis zu Ende fpielen läßt.
Der große Rechenkünftler .Hebbel hat in mancher feiner großzügigen Arbeiten folche Erempel gefiellt und durchgeführt. Jin Grunde ifi ..Gyges und fein Ring" von diefer Qualität, Aber Hebbel hatte fiarke dramatifche Akzente. .Hebbel hatte die wurzeltiefe Leidenfchaft des Beweifenwollens. den gierigen Fanatismus der Leidenfchaft - und riß mit fich fort. Diedring aber fpielt melancholifch. geht auf Stimmungen aus. gibt Effekte. fiatt Affekte - und enttäufcht.
Dabei foll nicht nngcfagt bleiben. daß er manchmal Szenen voll dichterifchen Reizes gefchaffen. fo die Szene der beiden Liebenden. die Szene der Angfi - aber. fobald er dramatifch werden will. verliert er jede Gewalt. Das Hebbel-Theater gab fich alle Mühe. die gedämpften Töne fiimmungsvoll zu treffen; die dramatifche Betonung des letzten Aktes war nicht zu retten.
Guitav Wied: ,.Thummelumfen." Jm Hebbel-Theater. Gnfiav Wie d hat ein Buch gefchrieben. einen humoriftifchen Roman. der mehr als humoriftifch war. weil er von Bosheiten

glilzert. und weil man feinen Hel-
den lieb gewann.
DerHeld. ZollkontrolleurKnapp-
fiedt. oder. wie man ihn nannte.
die ..leibhaftige Bosheit". ging
durch die kleine. verfpießte Stadt
und hielt alle Menfchen zum Nar-
ren.
Er war ein Prachtkerl. Er
war ein Frechling der Wahrheit.
Ein Zyniker mit Gefellfchafts-
fälliff*
Er war ein rothaariger. unge-
fihlachter Efau. der alles weich-
liche. verlogene. kränkliche Ja-
kobstnm grundehrlich haßte. .Oder
richtiger: Er verabfcheute es nur.
denn er war ein Mann der abge-
klärteu Ruhe; er nahm fich nicht
die Mühe. fich aufzuregeu; er
fpuckte nicht; er hatte die Komik des
Lebens durchfchaut. die fich in klei-
nen Städten zufammengedrängter
und faftiger zeigt. als in der kul-
turbeleckten Stadt mit fahlem
Hängelicht und blaffer Nerven-
kultur.
Aber. er war auch ein Kerl -
der Thomfen. WOW Thummelum-
fen. den Narren der Stadt. ini

Grunde feines borfiigen Herzens lieb hatte. Denn er verfiand ihn. Diefer Menfch war ein plattfchultriger Krüppel. und verkrüppelte noch den letzten Ref't feines Menfchentums in erniedrigender Arbeit und lächerlichem Frou. um eine fire Idee einzufangen.

Die ..leibhaftigeBosheit" nannte es fo. wußte aber. daß hier .ein fiarres Heimkind brennende Sehnfucht nach Hab und Gut feiner Eltern hatte. nach dem Stück fonnenbefchienener Erde. wo er abgefchlof'fen leben konnte mit den Phantomen feines Glückes. mit der klappernden altersfchwachen Mühle. feinem grobfchlechtigen Freund. dem Menfchen Mortenfen und dem klapperdürren Hahn gleichen Namens.

Die leibhaftige Bosheit war der Held des Romans und Thomfen-Thummelumfen gab die Beleuchtung fiir den .Hintergrund einer kleinfiädtifch-verklatfchten. gutmütig-barbarifchen Welt.

Das war der Roman

W i e d s.

Redaktionelle Notiz.-

Diefes erfte Heft des 33. Jahrganges ift umfangreicher als fonft geworden. da wir wertvolle belletriftifche Arbeiten und Effays aus verfchiedenen Wiffenfchaftsgebieteu

Herr Guftav Wied mag nuu wohl gedacht haben: man kann aus einer Großmutterbrofche Ohrgehänge für junge Mädchen machen. Und er entfchloß fich aus diefem kof'tbar-luftigen und altertümlich-bizarren Roman ein Drama zu gefialten.

Und fiehe da: die Stellung verfchob fich. Die leibhaftige Bosheit wurde ein faftlofer. krah- ' bürftiger Wihbold. (der Schaufpieler Herzfeld follte unbedingt Wieds N o m a n lefen; vielleicht kann er dann noch ein Stück luftiges Menfchentnm diefes luftigen Zynikers retten) und Thummelumfen wurde ein Maul- und Gebärdeheld. der gegen das Kleinftadt-Philifierium kämpfte. und er wurde platt und wurde dumm. bis er zum Schluffe von einer refoluten Witwe mit fünf Kindern fich zum Manne nehmen läßt.

Es war ein trauriges Schau-
fpiel. diefe Komödie.
A. Halbert.
bringen. Aus diefem Grunde mußte
der zweite Artikel von Demiani
über ..Spanifche Kunfi" für das
nächfte Heft zurückgeftellt werden.
Die Redaktion.

7.
Lleauilra'o leistet Wille.
(mu l-l.lkro..'. nano-..o wk. 87mm.)
'
[(leoul'ros [e181 kGqUQZl. Wu MW..
[tc-int', i;c-i-.ts]*|1nl'l.-5'Wl , ..Fete-WF).
''wem-'rw
Wclqdto Moderiert() .
'kÃ¼rzt (in lil(- - c. 4. ni-lcen8 - me:
Next Men-(Mon- Me 2/* 'Fix- - 0*.
job kills, clio tÃ¼r ''on nn - lc-n ruf',
'tÃ¼r F. _/wm Fer-Fes' Ã¤hm-e' / call.
>
Ole-e next-een.
Zehn - une-bt
mm*- Fa/z ml]
blu-me, ai. sie
/7mn - er' Nat
pkw. . ee mir auf men,- nc* ['rii - lic- (Fruit _fe- ne
teile-*e _go-7- lore hoe kater! ng- enr - fe* Fun-b. y/WF Me
>
&zum
vento .
777, gut-.er Nec-r?,
Sieh'! aus nu-i-nem 8ten!) .ne Um . rcl
FM) WF Fra/.WF Fun! [7x met-.r .ehr-Fl
..c-F*
, N
.nn einiger Erlaubnis cler Klee-[uses bc'. Zlmroelc 6, ru. d. ll., berlin.
x
.o
...*-

nie-.ita x a kW(-
WFO. _cc-J_
'ri-a .ier situ-i - nc.- . eien-rei . eds Strauch, uncl ein, 'bei--1er
non-mimi. &7! Mic Mika-ning,- Gange/ie .rk "ti-Ã¤ t'a binnen. MX Mort, zer-..Fie-
/WZ er ren-.ea
an de. net . tee! jim mit .ici . nen
m. - Fer- m'l/t MF lem-s* Â»(7 .eau ry -
z) Fo/c-e
.iu dc - nel . 1.28' ifm .nit .10i . urn 'kin-ii ,
mt . FM* m7' MF ten-*x m7 ext/F 7-8 - mie-.r .
nur. .
Graue?,

'.9
Fra-e Celia "um-an r". aux-Wer &Wäre-WM :exe-gurt.
Wateoliecj
ker'. "um-e'.
86b! innig um] zart
q:
(WERKE.
Uai- eo, .0
/""
.tik une]
R
lila-WWU.
- schnee. 0. oe - - ge Mei-.o
-W.
e
_C
..Ä-_cc
PARTY-»EW
NW, -
Früh -
[Lnge-reine, ron (kern, nec so ici-8e sie lo r - einnt. [W
/R
.
M»„.-.*-x
/
“xx-_..-
4„..-
All cel-[iuur 'Tela-intim neu komponieren erstmalig als Manuskript Fidel-Wrrtnlil.. Alle. lesente eordebxrlleo.
l 9c)

1
kam.
- sie-u [male, eine
K
k'n] - leer (ile
/* ".
- mnuci uer-gifit, viren-trier [7.]- le.-
W.
_
fta - re. iii.
W
clio
[in - ev, clio
l-"R
La
Wenn eier l-'ui - ter _cite - (lie
â€œ . ".
i
*'-
191

Zu d'en Mufikbeigaben.

Mar Bruch.

Unferem Leferkreife hoffen wir eine ganz befondere Freude zu be- reitem wenn wir in der Mufikbeilage diesmal einen der Senioren der deutfchen Komponifien zu Worte kommen laffem Mar Bruch. Wo gibt es einen Ortj an dem Mufik gemacht wird„ an dem nicht mindefie- fiens ein Werk diefes Meifters er- klungen wäre? Er ifi feit mehr als vierzig Jahren einer der volkstüm- lichften Komponiften: feine „Szenen aus Frithjof'h fein erftes Violin- konzertx feine drei Meffenfälze- fein großes Eherwerk „OdyffeusE das „Lied von derGlocke“ und „AchilleusY um nur einige feiner bekanntefien Werke hervorzuhebem haben in der alten und neuen Welt eine Verbrei- tung gefundem wie fie größer kaum gedacht werden kanm und werden noch auf Jahrzehnte hinaus die Kon- zertprogramme der ganzen zivili- fierten Welt zieren.

Mar Bruch ift am 6. Januar 1838 in Köln am Rhein geboren und ent- ftammt einer alten protefiantifchen Familiej die fafi ausfchließlich Pafio- ren erzeugt hat. Sein Vater aber war Jurift. Seine Mutter gehörte der bekannten Mufikerfamilie Almen- räder an. Schon in frühefter Jugend machte *fich feine große mufikalifche Veranlagung geltend, doch fchwankte erj ob er nicht lieber Maler werden follte- eine Laufbahm die dann fein zweiterSohn eingefchlagen hat. Sein Lehrer in der Kompofition war der damals hoäjberühmte7 heute freilich faft ganz vergeffene Ferdinand h il- ler; bereits mit 14 Jahren konnte er das Stipendium der Frankfurter Mozartftiftung erhalten. Jrn Alter von 23 Jahren machte er in Münäzen die Bekanntfchaft von Emanuel G e i b e l. der ihn befiimmtej feine vonMendelsfohn unvollendet hinter- laffene Operndichtung „Die Loreley“ zu vertonen.

Diefes Werkz das am 14. Juni 1863 zuerfi in Mannheim aufgeführt wurde und dann bald über alle grö- ßeren Bühnen Deutfchlands und auch Hollands fehr erfolgreich ging hat fich freilich dann doch nicht dau- ernd auf dem Spielplan behaupten könnem da der Tert zu wenig dra- matifch ifi. Eine Neubearbeitunm

die in den achtziger Jahren des vori-
gen Jahrhunderts unternommen
wurdef ifi leider wenig beachtet gm
bliebem obwohl das Vorfpiel zur
„Loreley“ feit Jahren Repertoirefiück
aller Orchefier ifi. Es fcheint auch
als obBruchs Mufik troß allerSchön-
heiten nicht recht bühnenwirkfam ifh ' *
wie denn auch feiner zweiten Oper
„Hermione“ (nach Shakefpeares
„Wintermärchen“. 1872) kein dau-
ernder Bühnenerfolg befchieden ge-
wefen ift.
Uni fo mehr Glück hatte er mit
-_. __m k_

.
.
_..
.
_7.,
_
Q r
.2.
VI
, . 1 e . x. .
. I -a s 4 .. . , .
z , r J, ., q , v ,
, V . V . n . .
y v .
. . . . V. .
n ., . \ A. , V . _ ..q ‘7 _ O
. , . , g. V H _ . . q y
V . 1 ,. . . v . _ .
; A ., I 3 .. . o w. . _ .. f . .v
. wt, x . d . Y .J.
I v ’ '-
Iv. z'ttl‘| q
...I-F
\Z
.
ch
\.
Ill*
(1*
D
n
O
O
?chef
ct) vc»
:25a I u
.DMOZ
'J
o)
Gcorg .'yctumnn.
1'
M
1
UN
\~oi
47...:
q*
k
.. N. A ,.7
.1 ; . ,
, .
1v . fl ...,.'">4l�much..\wlv\.,$ .U , 4
7 u. q n
K „OV,
. 4 q .
q .

WW _WFB- '* eck-W'_'*WJWF_PK"„" '*- d *L *" *-
__-
Mar Bruch.
llnferern Lefeiircüe rofien wir
ki..." tanz vionkere Frei.. in be-
reiten inne. in* 1-1 le* 2;.- ?75 1'*-
tiee.*..c.. F.; ..ot-:u ler
...UN
ein". ke:
*lt'lil| 7"": .ci ' "'*N'kii'e J7 r.
'11*:4-,u1c
i.:1-..*e1. luigi. ."at "'i. rb *ia-.1
e-b. ee .qu-i . -r - -. - **"x
.*e-r .2*.*. ke *i k* ru*- '- .
,t i k 7 - ' "iq i*
l'. ** *L i, »ä ., 'l '
*il e *C7 ' 7 .*
t '*7' B .' q * * -
* 1 * '** ta*-
. -. . '- "B .- ' g.. ,
r 1** . . . i . .-Z- ,. . .*._'
,z .
' - *l '* o. i'*-")i."*.e*ql'.'i*-ilfkällx".1".
„- 1.1.9-, (eine; bekannt-.fun
' L. :.- k*.*r*.*e;*zuheben. haben in d*-
.Ita und neuen Welt eine Verhei-
iukrg gefunden. Wi? fie größer lat-*n
gedacht werden kann. und werden
noch auf Jahrzehnte hinaus die KW-
*,ertp*e.ixan>n.e der gan-en Zivili-
fierien Welt zielen.
Mai* Brinb i;*inini*'.fl.1-.uac Wild
in Win am :lil-»cin gro-om; und (--2-
iti-nnnt einer alten protefianlnrb-:n
Frank(. di? fuß anrichließ'in') Pair-
rin eme-.rat 1a.. &ein 'Vater aber
war Jil-1|. 'Seine Mutter .ieh-orte
der d ,*l rente-n M1 "-k- rin-n lie Aline-i-
:er "1..- ae. L; . 8:1' in t'"*ih> x*er Ing-*rd
neuem* f-.m .ecm (ii-"ße toni-?ahnlic-
'Li-?mul lt7til'l, g- item; 'UCI-*i „dankte
er. .b r' nieht 'i ter Beier werd-n
.-e- ..
**4*
'-'Y
wii-te. eme Ltufhahn, die dent fur,
zweiwr Sohn einzefn i; g :.7 hal. St"
Leher in der Kompofitien war der
.dalj-nis [MR-Cinimlc. "Wii-e l-- l. Ä
fuß nam oe *e "i ."te ,In-c2- ard, -
lex. ber-i! nii: il Ial;-.:- "e-i.-
er i ie'- (.*.-ltz,cndinni der FON-r er
»'17 - „url, ti .rt ..inurl-1. In. Wi.-
.'-. .i '*..i _'c eine* 1. .2." -** 'tr :Allein-.hen
d... '_L..*'(e' - . e K : bg." Efnanexci
>.- - -.- . - - - - ..niit- ici(c.
'* . 1. ..,. "
et hinrei-
... _'*K* "k "'* :- *1 l l' N
. Z 1 e . . g "k l' ...e

t l.-'- l' ."l' *k
Ö. i'. l j* x d , ("Z *-
"7" * 7" * .- .'||
' e* e'. '1 7 *K 'e ' ' *- . .
i v : ' l a ' [*7 * 'eV-L.
X * i '- * ' * * 'eK-:*4
z* "RF-.7:14 '.*. .. '1
. tt* *7 if * :li e . * 1 7
ic*lli'**- f .*- 7 _ _ r' , 7c
in. .fax *ff ._c-'W xl. ,7- _ -. *,2 ..-1
di(i7* 7.-* -' *l :ur: mt. k ,* a* n ,PU-'*"l'i'lN'i' .il |. '*. rl t-
ll*ll'l*e'. '3-' i-.Ök' l-**f"e'_.
'Q' e'Wll, odwril dei'-
.,'l'-.'.elrr.“ ft lt :ic-h: :.1 'Faq-*r* *in z .'Z-k
aller Lem-cfker ifi. Es ick-in- -,-.-
ale edBruchv :ritt-.fil trau 1"-*.' *. t
heiten nicht rec'-* fräi-m: in' --- *
wie denn tl*l(b i..---r i.; -Zl '.1 ",* c
.Klinik-7e" i* .- h *_-k *'.L . -* *
..'* *7-,*rni-1:t)e..'. MBit irc' ;."U-
mk:: *k-iiJ-.enerfeig [VJ-,liiedkn ge*-
wcfm U7.
lin :o frei? Glück bitte er .-
%*.|*k;| l *tx-'xl' _" ."7
f
lui '

Jahrgang
19 9 9 Hans Valufehek: â€žDer Irreâ€œ.
ZUm Effay von Georg Hermann.

Zu den Mufikbeigaben
kleineren Ehorwerken ..Die Flucht der heiligen Familie“. ..Der Gefang der heiligen drei Könige“. ..Römifcher Triumphgefang“. vor allem mit den zuerfi am 20. November 1864 in Aachen aufgeführten ..Szenen aus Frithjof“, Einen fenfationellen Erfolg errang er dann mit feinem 1867 nach mehrfachen Umarbeitungenvollendeten Violinkonzert in G-Moll und 1872 mit dem großen Ehorwerk ..Odyffeus“. dem er 1875 den ..Arminius“. 1878 Schillers ..Lied von der Glocke“. 1888 die Kantate ..Das Feuerkreuz“. 1894 das Oratorium ..Mofes“. 1898 das Ehorwerk ..Gufiav Adolf“ und kürzlich gewiffermaßen als Dank für die ihm von der ganzen mufikalifchen Welt anläßlich feines fiebzigfien Geburtstages bereiteten Ovationen die fehr gelungene ..Offerkantate“ folgen ließ.
Alle Welt ift darüber einig. daß er damit Werke edelfier und befier Volksmufik gefchaffen hat. daß feine melodifche Erfindung frifch. klar und eindringlich. der architektonifche Aufbau feiner Tonfchöpfungen der denkbar vollendetfte ifi. Er ift nie ein Vielfahreiber'gewefen und hat darum auch auf die äußere Form feiner inhaltlich höchft wertvollen Werke fiets fo lange Arbeit verwendet. bis er völlig damit zufrieden gewefen ift, Er ifi auch ein Meifier der Jnftrumentation. ohne daß er dazu ein Maffenanfgebot von neu erfundenen Jnftrnmenten. von neu ausgeklügelten Effekten gebraucht. Man tut ihm das bitterfie Unrecht. wenn man ihn als einen'_Gegner jedes Fortfchritts in der Mufik bezeichnet; er für feine Perfon hat auch die deutfche Mufik ein gutes Stück vorwärts gebracht. an ihr weitergebaut. wohl aber mit Recht allen Auswüchfen und ertravaganten Verirrungen den Krieg erklärt. Wer freilich glaubt. daß der mufikalifche Fortfchritt nur in häßlichen Diffonanzen und Verzicht auf melodifche Linien befieht. für den muß Bruch als mufikalifcher Reaktionär gelten.
Seinem ganzen Schaffen merkt man es an. daß er ein Kind der liederfrohen Rheingegend ift. Er ift auch in erfier Linie als L i e d e r k o m-
p onift anzufehen. denn ein Lied ift z. B. auch das einzig fchöne Ada-

gio feines erfien Violinkonzerts.
Merkwürdigerweife ift die Zahl der Lieder. die er für eine Singfiirnme mit Klavier komponiert hat. nicht fehr groß. Befonderer Beliebtheit erfreuen fich „Jede Jahreszeit“ und ..Frühlingslied“ (aus op. 7). ..Laufche. laufche“ und „Über die Bäume“ (aus 09.15). fowie dieSerenade aus .Marino Faliero* von H. Krufe ..Wenn Dich die Sorgen des Lebens bedrücken“ (aus 0x). 49). Ebendaher fiammt auch unfere Mufikbeigabe. Ich habe fie gewählt. weil fie mir Bruchs vornehme Kompofitionsart und edle Melodik befonders deutlich zu zeigen fcheint und weil fie einige von ihm befonders gern gebrauchte Harmonien enthält. Vor allem gelungen fcheint mir der von echter Jnfpiration getragene E-Dur-Teil darin zu fein.
Seine mannigfaltigen Reifen nach fremden Ländern hat Bruch. der übrigens ein Mann von univerfeller Bildung und nichts weniger als ein bloßer Mufiker ift. benutzt. um aus den dortigen Volksliedern mufikalifche Anregungen zu fchöpfen; wir befißen von ihm eine ganze Reihe von Werken. fowohl inftrumentale
LJ!

Zu den Mufikbeigaben

wie vokale. denen er Volksmelodien. befonders keltifrhe. fchottifäie. wallififche. fchwedifche und ruffifche. in feinf'ter Bearbeitung mit großem Glück zugrunde gelegt hat.

Jn feinem Leben hat er vielfach den Wohnfitz gewechfelt. zeitweife Kapellmeifter- und Dirigentenpofien bekleidet. fo in Koblenz. Sondershaufen. wo er der Prinzeffin Clifabeth näher trat und mit Philipp Spina. dem Bachbiographen. treue Freundfrhaft fchloß. in Berlin. wo er mit dem Sternfchen Gefangverein glänzende Aufführungen veranftaltete. in Liverpool und Breslau, S eit 1891 leitet er eine Meifierklaffe für mufikalifche Kompofition bei der Akademie der Künfie in Berlin. deren Bizepräfident er feit Joachims Tod ifi; feit 1899 gehört er auch dem Direktorium der Königl. Hochichnle für Mufik in Charlottenburg-Berlin an. Ehrungen find ihm zahlreichfi zuteil geworden; ihn fchmückt auch der Orden pour le mente; befonders f'iolz ifi er auf die ihm 1893 von der Unioetfität Cambridge verliehene Doktor-würde.

Cr ifi mit fo vielen Kiinfilern näher zufammengekommen. u. a. mit Brahms. Joachim. Sarafate. er hat fo großen Anteil an der mufikalifchen Entwicklung Deutfchlands genommen. daß feine Memoiren. an denen er auf dringende Vorfiellung feiner Freunde und Berehrer feit einiger Zeit arbeitet. vorausfichtlich höchfi lefenswert und ein wichtiger Beitrag zur Mufikgefchichte fein werden.

Cin echter Priefter der Tonkunfi. ein Komponift edelfter Richtung. ein Jdealifi reinf'ten Charakters verdient er mit Fug und recht genannt zu werden. Cs ftünde gut um die Tonkunft. wenn fich deren Jünger Bruch zum Vorbild nehmen wollten; ifi ihm doch nie eine triviale Wendung in den Mund gelaufen. ifi er doch ein Meifier des Tonfahes und der mufikalifchen Architektur,

Prof. 1)r. Wilh. Altmann.

Ferdinand Hummel.

Schon feit einer Reihe von Jahren hat FerdinandHummelsName einen guten Klang in der Mufikwelt. Sein Cntwicklungsgang widerlegt wieder einmal die oft aufgefiellte Behaup-

tung. daß aus einem Wunderkinde nichts Rechtes werden kann.
Als Sohn eines Flötifien ifi Ferdinand Hummel. ein echtes Berliner Kind. am 6. September 1855 geboren. Bereits mit vier Jahren fing er an Klavier zu fpielen. vom fechfien Lebensjahr ab nahm er außerdem Harfenunterricht. Die Munificenz des damaligen Königs Wilhelm ermöglichte es. daß diefer Unterricht in den Jahren 1864/65 in Wien bei dem berühmten Zamara fortgefeht werden konnte. Als Wunderknabe unternahm Hummel darauf in Begleitung feines Vaters ausgedehnte Konzertreifen durch ganz Europa. Nach deren Beendigung wurde für die allgemeine Bildung des hochbegabten Knaben geforgt. der dann fpäter auf dem Kullakfchen Konfervatorium und der Hochfchule für Mufik gediegenen Unterricht in der mufikalifchen Theorie und Kompofitionslehre empfing. Von feinem zwanzigften Lebensjahre ab gehörte der junge Künftler längere Zeit der berühmten Kapelle Bilfes und deffen Nachfolgers Mannftädt als Harfenifi

an; 1892 wurde er als Direktor der Mufik an das Königl. Schaufpielhaus berufen. ein Pofien. den er auch heute noch bekleidet.
Hatte er vordem fchon eine Anzahl Tonwerke veröffentlicht. fo fand er in feiner neuen Stellung reichlich Gelegenheit. feinem Schaffensdra'nge zu folgen. Für die im Königl. Schaufpielhaufe aufzuführenden Stücke komponierte er fafi ausfchließlich die nötige Mufik. fo z. B. zu Wildenbruchs ..Das heilige Lachen“ und „Willehalm“. Es konnte gar nicht ausbleiben. daß Kaifer Wilhelm ll. auf ihn aufmerkfam wurde; er beauftragte ihn mit der Prüfung der für den Frankfurter Sängerwettfireit eingelaufenen Preislieder. veranlaßte ihn zu der von ihm bis dahin vernachläffigten Kompofition von Männerchören. berief ihn in die Arbeitskommiffion des fogen. Kaiferlichen Liederbuchs für Männerchöre und beauftragte ihn. Armeemärfche als Lieder zu bearbeiten. Wie fehr der Kaifer mit Hummels Tätigkeit zufrieden war. ifi daraus zu erfehen. daß er außer mehreren Orden den Titel Königl. Mufikdirektor erhalten hat und kürzlich zum Profeffor ernannt worden ifi.
So natürlich. frifch. einfach und melodifch wie das ..Maienlied“. das in unferer Mufikbeigabe zum erfien Mal veröffentlicht wird. find die meifien von Ferdinand Hummel veröffentlichten Tonwerke. deren Zahl bereits das erfie Hundert überfchritten hat. Auf dem Gebiete der Infirumentalmufik find es namentlich Kammermufikwerke (vier Sonaten
"WS
für Violoncell. eine für Violine und Klavier. ein Klavierquartett und -Quintett). die recht anfprechend find; bemerkenswert find auch verfchiedene Kompofitionen für Harfe und das Klavierkonzert in B-Mollz fehr gefpannt kann man auf die noch nicht aufgeführte. eben vollendete Sinfonie op, 105 fein. Unter den Vokalkompofitionen find außer einer Reihe größerer und kleinerer Chorwerke teils mit teils ohne Orchefier (..Columbus“. „Jung Olaf“. „das Geifterheer") befonders feine Märchenfpiele für Frauenchor (..Rumpelfiilzchen“. .,Hänfelund Gretel“.„ Frau Holle“ ufw.) hervorzuheben. Aus

der großen Anzahl feiner Bühnen-
mufiken ifi das ..Halleluja“ für eine
Singfiimme aus dem Philippifchen
Schaufpiel ..Das große Licht" be-
fonders beliebtgeworden. Von feinen
verfchiedenen Opern ift „Mara“. ein
unter dem Einfluß von Mascagnis
„Cavalli-.rin rußticana" entfiande-
ner Einakter. wohl über die meiften
Bühnen des In- und Auslandes
erfolgreich gegangen. Für feine weit
wertvollere Oper ..Die Beichte" wird
wohl die Zeit noch kommen. Seine
neufie Oper „Friede auf Erden" (in
drei Bildern) harrt noch der Auf-
führung.
Wenn es für uns heute noch kaum
mögliäh ifi. über Hummels Bedeu-
tung als Komponifien ein endgül-
tiges Werturteil zu fällen. fo fieht
doch ficherlich feft. daß wir von ihm
noch manches fchöne Werk erwarten
dürfen.

Prof.])r. Wilh. Altmann.

:3*

Leffing-Gefellfchaft fiir Kunft und Wiffen-
fchaft. Eingetr. Verein,
Im November; hielt Geheimrat
Prof. 1)!: Friedrich D e l i ß f ch
einen Vortrag iiber ..S a r d a n a -
pal-"und die affyrifcheKul-
tur*feiner ZeitF: Das unge-
wöhnliche Intereffe. das die neuen
Ausgrabungen in Vorderafien erregt
haben. fand eine glänzende Befrie-
digung in den geifivollen Ausführun-
gen des Redners. die durch ausge-
zeichnete Lichtbilder unterfiiißt wur-
den. Zu einer kleinen humoriftifchen
ParallelegabendiefieinernenKönigs-
bilder in Affuan Gelegenheit: eine
antike ..Siegesallee“. Wundervoll
waren die plafiifazen Löwengeftalten.
die fafi als eine Spezialität diefer
alten Kultur gelten können. Aber
wie große herrliche Bauten auch
unter Sardanapals Herrfchaft ent-
ftanden. wie fehr auch Handel und
Ackerbau. Künfie und Handwerk
unter dem Schuhe feiner Gefehe
gediehen. feine größte Kulturtat
war doch die Sammlung der könig-
lichen Bibliothek. 22 000 Tontafeln
wurden unter dem Schutt derKönigs-
burg vonNinive entdeckt. und fie find
das Einzige. was den Namen Sarda-
napals als Kulturträger noch den
fernften Gefchlechtern iiber-liefern
wird. - -
Mit befonderen Schwierigkeiten
hatte die Gefellfchaft bei ihrer lehten
Veranfialtung zu kämpfen. l)t. Lud-
wig Fulda. der feit langer Zeit ver-
pflichtet war. durfte auf ärztlichen
Rat feine Rekonvalefzenz in Wies-
baden nicht unterbrechen. und Ernft
Hardt. der fich telegraphifch bereit
erklärt hatte. fich dem Berliner
Publikum vorzuftellen. fagte un-
motivierterweife ab. nachdem die
Mitglieder bereits durch die Preffe
von der Programmänderung unter-
richtet waren. Durch die liebens-
würdige'Bereitwilligkeit der Herren
DrSZEäfar Flaifchlen und
Alfred Bock wurde der Abend
dennoch zu einem überaus gelun-
genen und befriedigenden. Eäfar
Flaifchlen gab einfache. aber fein
pointierte Eharakter- und Seelen-
fiudien in: „Der Künfiler und die
Großfiadt“. „die Rede eines kleinen
Mädchens an feinem erfien Geburts-
tage". in: „der Unterfchied zwifchen
dem Lehten und dem Erften des

Monats". In kleineren lyrifchen Arbeiten offenbarte fich wieder feine abgeklärte Weltanfchauung. Alfred Bock gab in feinen robufieren heffi-fchen Bauernfkizzen Gefialten von durchgebildeter Plaftik und Realifiik. die ein wohltuender Humor leife umwehte.

Die Unterabteilung der Leffing-Gefellfchaft: die Leffing- Hochfrhule eröffnet Mitte Januar das neue Quartal. in dem weiter volkstüm-liche Kurfe der bewährten Dozenten fiattfinden, An den Kurfen iiber

L96

Leffing-Gefeufwaf t
Liter atu r'-* Gef'ch'i cht'e;be-
teiligenfich:])r. WalterVl o em
und])r.PaulAlfredMer-bach7
über Kunfigefchichte lefen:
Friß Stahl und Dt, Ma r
O s b o r nf der auch die Mufeums-
führungen leitet- überM u f i k [pt-icht
))r. Mar Burkhardth über
Philofophie Profeffor
Dr. D Geo Runzeh über
Medizin Sanitätsrat l)1-.
SchülerundOberfiabsarzt
Dr. B a r t h„ Sprachkutfe leitet
])r. P a k f ch e r. Die Hochfchule
ifi während des Winterfemefiers von
ca. 2000 Hörern befucht und erfreut
fich einer fieigenden Frequenz.
Befondere Freude bereitete der
Befuch der Ateliers von Profeffor
Mar Liebermann und Profeffor
Otto H. Engel. Sehr fein erläuterte
Friß .Stahl an den ausgefiellten
Kunfiwerken- wie für Liebermann
alleszumErlebnisdesAuges
werde„ und daß er- der früher fo
oft der Maler des Häßlichen genannt
worden feih erfi dann male„ wenn er
das Schöne im Häßlichen entdeckt
habe. Man könne eigentlich fagenx
erfi durch die Wiedergabe des Künft-
lers gewinne das Wort „Schönheit"
Bedeutung! fo wie Leiftikow durch
feine Grunewaldbilder dem fo lange
verachteten Erdenfleck fein Schön-
heits- und Dafeinorecht erworben
habe. -- Bei Prof. O. H. Engel-
dem Vorfißenden des Komitees für
die Große BerlinerKunfiausfiellung-
führte Dr. Osborn in die Entfiehung
des Kunfiwerkes einf wozu die Unter-
malung eines Kinderfefies Veran-
laffung gab. An den vielen Skizzen
zu einzelnen Kindern und Kinder-
gruppen wurde nachgewiefen- wor-
auf der Künfiler befonderen Wert
gelegt hatte: auf die Stellung- auf
die Bewegungh die Beleuchtungh
den Farbenklang„ den Raumz die
Perfpektive oder die Auffaffung des
Ausdrucks. Daneben fah man frifch
und delikat*ausgeführte Bilder des
friefifchen Volkslebens:und der frie-
fifchen Landfchaft mit dem faftigen
Grün ihrer Felder und Wälder und
den einfachen Typen ihrer Be-
wohner. Der Vorfiand,

Literarifche Berichte.
Felix Mendelsfohn und Karl Klingernann.
Die bevorftehende hundertjährige Wiederkehr von Felix Mendelsfohns Geburtstag (3. Februar 1809) hat fchon jeßt eine höchft bedeutfame Veröffentlichung hervorgerufene die- nach den mir vorliegenden erften achtzehn Aushängebogen zu urteilen, unfer Bild von dem Künfiler und Menfehen Mendelsfohn noch wefentlich vervollkommnet und gleichzeitig zwei feiner Freunde in dem denkbar beften Licht erfcheinen läßt. Es i| dies der Briefwechfel Felix Mendelsfohns mit Legationsrat Karl Klin gemann in London- in dem auch Briefe von deffen früh verfiorbenein Schwageß 'dem Londoner Profeffor der Indologie Friedrich Rofen und von Mitgliedern der Familie Mendelsfohn eingefireut find.
Wer Sebaflian .Senf els prächtiges und auch viel verbreitetes Buch „Die Familie Mendelsfohn" kennt- dem ifi der Name Karl Klingemann wohlbekanntz einen guten Teil feiner Bildung hat der 1798 geborene Schulmeifierfohn, der vom einfachen hannöverfchen Schreiber es bis zum Legationsrat gebracht und feit 1827 in London gelebt hat, während feines Berliner Aufenthaltes in dem gafilichen Haufe Mendelsfohn erworben; er hat fich auch als Komponifi betätigt- vor allem aber ift er ein gemütvoller Dichter gewefen. Viele feiner Gedichte hat Mendelsfohn komponiert; er ift der Dichter des für eine Familienfefilichkeit befiimmt gewefenen Liederfpiels „Die Heimkehr aus der Feemde"z er hat für Mendelsfohn an einem Operntert „Pervonte“ gearbeitet und auch an dem Text für das Oratorium „Elias“. Er war ein Mann von Humor und Witz- ein fcharffinniger Beurteiler der politifchen Verhältniffe fpeziell in Englandf für die fich übrigens auch fein jüngerer Freund lebhaft intereffierte. Der von feinem Sohn herausgegebene „Briefweehfel" enthält in der Einleitung auch fonftige Mitteilungen über fein Leben- vor allem über die Mühfeligkeiten- die Klingemann infolge des perfönlichen Regiments des Königs Ernft Augufi von Hannover durchzumachen hattet ehe er in feinem 47. Lebensjahre das Glück der Ehe genießen konnte.

Mendelsfohns Briefe an Klingemann enthalten eine Fülle bemerkenswerter Einzelheiten. nicht bloß mufikalifcher Natur. Sie find vortrefflich gefchriebenz außer Richard Wagner hat ficherlich kein Tonkünfiler Mendelsfohn in der Kunft des Brieffchreibens übertroffen,
An dem Be rlin er L eben übt er eine fcharfe Kritik. nachdem er dorthin von feinen größeren Reifen zurückgekehrt. Am 26. Dezember 1832 fchreibt er: ..Jeder Schritt außer dem Haufe erinnert mich daran. wie die ganze Stadt fiehen geblieben und alfo zurückgegangen ifl. Die Mufik geht fchlecht; die Leute find nur noch knöcherner geworden. die beiten find geftorben. die anderen. die noch fchöne Pläne hatten. find jeßt glückliche Philifter und fprechen noch manchmal von ihren Jugenderinnerungen. Devrient z. B.. von dem ich wirklich für die Bretter etwas Tüchtiges erwartet hatte. ifi ein gewöhnlicher Schaufpieler und ein fchlechter Dichter geworden. und damit gut. Er hat eine Oper in einem Akt .Der Kirmeß*,gedicl)tet. jeder Zug. jede gute Idee von Deinem Liederfpiel abgefchrieben. aber fo grob. fo berlinerifch. fo verdammt naiv. daß fchon ein folches Trampeln auf zarten Fäden mich hätte verfiimmen können . . . Von neuen Talenten ifi nicht ein einziges aufgekommen. nicht einmal ein neues Wunderbalg . . . Ein Telegraph wird eingerichtet. bei dem Fränkels Schwiegerfohn. Herr von Lauer angeftellt wird. weil man ihn fonfi nicht brauchen kann . . . Die Prinzen find herablaffend und peitfchen die Bürgerlichen felten. der Kronprinz lädt mich fogar zu fich ein. in, werde auch' ein großer Berliner Mann - - Schwerenot!" Noch fchärfer urteilt Mendelsfohn am 4. Februar 1833: ..(Berlin) ifi wahrhaftig ein Neff; in, bin nicht parteiifch dagegen. das glaub mir. aber es ift zu Zeiten zum Verzweifeln; ich denk mir E h i n a nicht viel ärger und unbewußter. natürlicher, Die ganze Stadt ifi ja genau auf demfelben Punkte. wie ich fie vor drei Jahren verlaffen habez da liegt 1830 dazwifchen. ,unglaubliche Zeiten. bejammernswerte Umwälzungenh wie unfere Landftände fagen. aber bis hierher ift nichts gedrungenz wir find nicht aufgewacht und nicht eingefchlafen. es ifi. als gäbe es keine Zeit, Früher fchrieb ich das alles meiner böfen Laune zu. nicht meine Laune dem allen. aber jetzt. wo mir wieder frei zu Mute ift. jetzt fehe ich. daß es nicht meine Schuld ift. Die Gefellfchaften find langweilig. Gefelligkeit haben fie nicht und Öffentlichkeit auch nicht. Nur wenn man fi>7 in feine vier Pfähle zurückzieht. kann man behaglich fein." Dabei ging aber Mendelsfohn viel in Gefellfchaften. ..Willfi Du." fchreibt er am 13. Februar

1833 dem Freund. ..die Befchreibung einer Soiree. wo ich mich mit Münchhaufen über Dich unterhielt und er Dich ganz unmäßig pries? ich kann ihn aber doch nicht ausftehen. Oder einer Soiree bei J a q u e s . der mich jedesmal fragt. was M o f ch e l e s fchreibt. worauf ich ihm jedesmal antworte: nichts. oder eines Montags bei Krelle oder eines Mittwochs bei Schleiermaiher? Bei Gott. das hübfchefie Haus in Berlin machen Friedländers; ich war zweimal. feit ich hier bin. am Freitag da. und die alten Bilder und Zeichnungen und das alte Klavier und die alte fchöne Stimme der kleinen Frau und die alte Freundlichkeit von Jofeph und die Menge neuer. kleiner Kinderchen rührte mich fait; wenn ich ihn am jüngften Tage nackt aus dem Grabe fieigen fehe. fo wird er mich fragen. ob ich am nächfien Freitag zu ihm kommen werde. Eigentlich find das glückliche Menfchen. und ich denke oft. ob ich nicht fehr klug täte. auch eiferne Töpfe zu verkaufen und unglaublich viel Kinder mir und andern zu verfchaffen. und wenn Zukunft und Vergangenheit nicht wären. fo täte ich's am Ende. Einftweilen aber wollen wir in der Welt herum-fchweifen . , ,“

Als er im Herbft 1834 wieder zurückgekehrt war. war fein Wider-wille gegen B erlin noch größer geworden: ..ich fürchte.“ fchreibt er. ..ich werde niemals wieder längere Zeit hier wohnen oder gar mich feft-fehen können. Die Politik fpielt wohl auch mit hinein. und diefe ewige Verehrung des N u f f i f ch e n und die Annäherung an R ußla n d bei der Entfremdung gegen De u tfchlan d tut wohl das ihrige. daß mir die Stadt mit dem vielen Militär und den großen. leeren. vier-eckigen Pläßen und der Kunfiausfiellung. wo Paskewitfäjs und des ruffifchen Kaifers Portraits die Hauptbilder find. verleidet werden muß. Doch ifi das nur fo ein Grund. den ich mir raifonnierend herausfuche; das Wefentliche ift der Eindruck. den mir die Stadt macht; der ifi durchaus ein unerfreulicher. erdrückender und dennoch klein-ftädtifcher. Es ifi hier nicht deutfch und doch nicht ausländifch. nicht wohltuend und doch fehr gebildet. nicht lebhaft und doch fehr auf-gereiztz ich muß an den Frofch denken. der fich aufblafen will. nur daß er hier nicht zerfpringt. fondern am Ende wirklich ein Ochfe werden wird - aber ich mag nicht blafen helfen."

Sehr ungern ifi bekanntlich Mendelsfohn im Jahre 1841 dem Rufe des Königs Friedrich Wilhelm ll'. nach Berlin. zunächft auf ein Jahr. gefolgt. Kurz vor feiner Abreife dorthin fchrieb er dem

Freunde: ..(In Berlin) überhaupt wenig mufikalifcher Klang. Dort gehört ein Mann hin. der die Anfangsgründe erft wieder erweckt. der 10-15 Jahre erfi wieder belebt. was 20-25 Jahre lang totgefchlagen worden ift. fyftematifth! dann kann fich ein Mufiker wieder dort behaglich fühlen; ohne jene Vorarbeit nicht. Die zu unternehmen habe ich weder Luft noch Beruf.“

Daß es nicht bloß in Berlin. fondern auch in Paris nach Mendelsfohns Meinung in mufikalifcher .Hinficht fchlecht befiellt war. erfehen wir aus feinem Briefe an Klingemann vom 20. Dezember 1831: ..Mir kommt das Treiben etwas fatanifch vorz wer fich nicht ganz zufammen nimmt. der mag wohl feine Seele (die mufikalifche mein' ich) hier leicht und gern dem Teufel verfchreibenz alle Äußerliäjkeit ift fo anlockend. die Leute haben Ehre und Geld und Freude und Orden und Orchefier vollauf. und nichts fehlt - wenn fie nur nicht fo fchlechte Mufiker wären. Das ifi es. was mir hier fo unangenehm aufgefallen ifi: in jedem kleinen Ort von D e u t f ch l a n d hab' ich beffere. größere Mufiker gefunden als hier; aber nirgends können fie fich fo geltend machen. nirgends glauben es die Leute fo aufs Wort. Darin liegt es vielleicht fchon: fie ko_mmen bei uns zu keiner behaglichen Ruhe. müfien fich quälen ihr Leben lang - aber dabei kommen Werke zum Vorfchein; hier ifi es das Gegenteil. und ich weiß. wozu ich mich halten will.“

Auch das mufikalifche Leben in Mün ch en fand in Mendelsfohn einen ftrengen Beurteilerz man vergleiche feinen Brief an Klingemann vom 6. Auguft 1830. Darin heißt es: ..Ich bin hier fehr vergnügt und luftig. die Leute haben fich an meiner Mufik mehr gefreut. als ich es erwarten konnte , . . i aber Du haft mir einmal ein Stück Prophezeiung gefchrieben. das mit den Worten fchloß: .bifi Du aber fort. fo bleibt ihnen die fremde Erfcheinung eine fremde. alles beim Alten“. und ich fürchte faft. es wird etwas ähnliches eintreffen. Die Damen hier. die in .Herz und Kalkbrenner verfunken waren und M ofch e l e s und Hu m m el zu den alten Klafiikern rechneten (buchfiäblich). haben fich an den Beethoven und Weber mit Wut gemacht. weinen und fchwärmen und fpielen Beethoven. Aber wirklich denke ich. daß ich nicht lange weg fein werde. und fie find wieder beim Herz. übrigens find fie freilich fehr hübfch und fpielen verteufelt gut. alfo macht man ihnen die Eour. komponiert Rondos für

fiej fährt mit ihnen aufs Lande fpielt vierhändigj ifi mit einem Worte fehr fat.“

Hübfche Mädchen mochte Mendelsfohnj defien Herz verhältnismäßig erft fpät andauernd gefeffelt wurde) überhaupt gern leiden; als er eben neunzehn Jahre geworden war) klagt er: „Kurmachereien gibt es wenigr der liebe Gott befehert wenig hüdfche Mädchen. Ich lechze darnach, hilft aber nichts.“ Ju Paris (1831) fäfwärmte er fehr*fiir die T ag li o n i: „Ein gutes ift hier in P a r i s. Du meinft dic Freiheit? Nein, die Ta glioni! Ich höre) Du fchwärmfi auch für ihren Tanz; ich aber fchwärme für die ganze Perfon, fie ift eine Künfilerin und tanzt liebenswürdig unfchuldig. Soll ich fie denn perfönlich kennen lernen? Sie fcheint der einzige Mufiker in P ar i s zu fein; aber am Ende mach' ich mir damit alle meine fchönen Ideen von ihr zunichte; denn fie will oder wird heiraten und vom Theater gehen, Gräfin oder wer weiß was werden, und das hole der Teufel."

* Nicht allzu zahlreich find die Urteile, die Mendelsfohn in diefem Briefwethfel mit Klingemann über einzelne m u f i k alif ch e W e r ke und .Komponifien fällt. Während er (S. 98) die Mufik zu H ä n d e ls Oratorium Salomon* für eine der fchönfien bezeichnet) „die dem alten Herrn eingefallen find", gefällt ihm (S. 122) vieles in B e e t- h o v e n s ,Egmont*-Mufik durchaus nicht. Sehr vernichtend und für feinen Standpunkt höchfi bezeichnend ift das Urteilf das er mit 22 Jahren über M e y e rb e er s ,Robert der Teufel' fällt. „Die Oper felbft gefällt un- gemein und i| eine von den taufenden, die nichts anderes findj als die anderen taufend; das Sujet ift elend- konfus und fo kaltj verrücktx fantaftifchj wie man es von einem jenne Wange nur erwarten kann; die Mufik ift ganz vernünftig. An Effekt fehlt es nicht; er ift immer wohl berechnet; viel Pikantes ift an den rechten Stellen angebracht- Melodie für das Nachfingen, Harmonie für die Gebildeten, Jnfiru- mentierung für die D e n t f ih e n i Kontretänze für die F r a n z o f e n , etwas fiir jeden - aber ein Herz ift nicht dabei. Solch ein Werk verhält fich zu einem Kunftwerk wie die Dekorationsmalerei zur Malerei z mehr Effekt macht am Ende die Dekorationj aber wenn man fie genau anfiehty fo merkt man, daß fie mit den Füßen gemalt ift. Es ift wieder, wie ich anfangs be- hauptete: Mufik ift es nicht, ein Gedicht auch nicht, alles andere un- nachahmlich fehön.“

Wie ein roter Faden zieht fich durch diefen Briefweihfel wie über.

haupt durch Mendelsfohns Leben der Wunfch nach einem guten Opernterte. Im Jahre 1831 erhofft er ihn von Immer-
mann. Ende 1832 berichtet er. daß der Berliner Generalintendant Graf Nedern für ihn bei Scribe in Paris einen Text befiellt habe. ..Mit dem Notzürhtiger und Wundarzt Scrib e bin ich nun zwar in Korrefpondenz. und ich werfe ihm zarte Grobheiten hin. wie z. B. daß er Gedichte für die f r anzöf if ch e Nation mache. fljgueo a'elle, wobei ich P-rivatgedanken habe-aber was hilft es!" Dann aber fährt Mendelsfohn fort: „Du (Klingemann) bift der einzige Menfrh von allen. die ich kenne. der mir eine Oper machen könnte. wie ich fie haben muß; aber ich glaube. Du willft es nicht und Du wirft es deshalb nicht tun.“ Wohl wollte es der Freund. wohl verfuchte er es. aus Wie l an ds ,Pervonteh welches Gedicht fchon K o ß e b u e für eine komifche Oper benußt hatte. einen brauchbaren Text zu machen. allein Mendelsfohns kritifche Bedenken ließen es nicht zur Kompofition kommen. obwohl er bei Empfang des erften Akts am 81. Juli 1834 ge-fchrieben hatte: „Alter Klingemann! Hier find Triumphbogen und Kränze und Trompeten. und hier taufend Dank für Deinen Akt. Du hafi mich ganz unglaublich erfreut. So habe ich denn doch endlich die Ausfirht. eine Oper zu komponieren. denn Dein Text gefällt mir prächtig. ., . Wenn die drei Akte fo werden. wie diefer erfie. fo liegt heut über ein Jahr die fertige Partitur wohl fchon vor Dir. Alles ge-fällt mir in Deinem erfien Akt. aber einzelne Stellen find fo wunder-fchön. daß ich nur gleich ans Komponieren möchte. und halb bin ich*s fchon." Wie fanguinifch Mendelsfohn gewefen ifi. kann man daraus fehen. daß er in demfelben Briefe noch fchreibt: „Ich babe zu unferer zweiten Oper. die wir unmittelbar machen müffen. fobald diefe hier komponiert ift. einen fo göttlichen Stoff gefunden. der Dich fo in Feuer und Flammen fehen wird. daß ich die Freude gar nicht erwarten kann. ihn Dir mitzuteilen. Es ifi das fchönfie Opernfujet. das es bis jetzt gibt. und liegt ganz fertig da. aber Du mußt kommen." Vielleicht wäre Mendelsfohn doch an den ,Pervonte* gegangen. wenn er nicht gerade mit der Vollendung des Oratoriums ,Paulus' befchäftigt gewefen wäre. Nach deffen Erfolg drängte es ihn. ein neues Oratorium zu kom-ponieren; er fchwankte zwifchen einem Petrus* und ,Eliash entfchied fich aber für diefen und bat Klingemann. ihm den Text zu dichten. Am 30. April 1837 mahnt er den Freund daran und knüpft folgende. für feine Kunftanfchauung hörhft charakterifiifche Worte daran: „Verzeihe

mir. daß ia) dränge. aber ich tue es nicht. fondern die Umfiände. Ich halte es immer mehr für Irrtum. wenn man fich einbilden will. durch ein Werk zu wirken; es muß durch eine Folge unabläfiig gefchehen. und aus der fondert fich dann das eine. befie. heraus. wenn fie alle ernfi gemeint find. Ich möchte darum gern bald noch etwas im Kirchenfiil fchreiben. da fich zu einer Oper noch immer keine Ausficht zeigt; vielleicht ift dies gut. es fcheint mir mit allen d e u t f ch e n Bühnen für den Augenblick fo fchlecht zu ftehen. daß fafi nirgends auf eine gute Aufführung zu rechnen wäre; fo hat's wohl noch ein paar Jahre Zeit und geht dann vielleicht um fo eher; daß ich aber welche fchreiben muß. von dem Gedanken kann ich nicht loskommen. Und jest im Augenblick find die Si-ngvereine gut und fehnen fich nach neuem. da möchte ich denn ihnen was liefern. das mir mehr gefiele als mein voriges Oratorium. und dazu verhilf Du mir und fihick mir ein neues.“ Klingemann verfuchte den Wunfch Mendelsfohns zu erfüllen. dem ‚Eliasf-Stoff dramatifches Leben zu verleihen. aber der Komponifi zog es fchließlich vor. im Anfchluß an die Worte der Bibel dem Werke ein mehr lyrifches Gepräge zu geben.

Diefe kleinen Proben werden genügen. um erkennen zu lafien. eine wie wertvolle Gabe befonders für die noch immer große Mendelsfohn-Gemeinde diefe Veröffentlichung ifi. Auch durch die Mitteilungen, von Bildnifien aus dem Freundeskreife des Tondichters. von einigen von ihm gefertigten Albumblättern und Zeichnungen. fowie von* Fakfimiles wird diefes Buch. mit dem der Herausgeber feinem Vater. dem Legationsrat Klingemann ein herrliches Denkmal gefeßt hat. fich viele Freunde erwerben.

Prof. l)r. Wilhelm Altmann.

A u s d e r F r a n k fu r t e r Theaterchronik. VonFedor Mamroth. 2 Bände. 1908. Berlin. Fleifchel & Co.

Man hat diefe Auswahl aus den Theaterberichten des verftorbenen Nedakteurs der ..Frankfurter Zeitung“ als ..Frankfurter Dramaturgie“ bezeichnet. und jedenfalls kann es fich zu Lefiings .Hamburger Dramaturgie eher fiellen. als Frenzels Berliner oder Hamels Hannoverfche Dramaturgie. Wenigfiens teilt das Buch mit unferer berühmteften Didaskalienfammlung die Frifche der Auffafiung. die NWfichtslofigkeit der Ausfprache. die Eleganz der Form. Ibfen. defien Name das Schiboleth für den modernen Dramaturgen und Theaterkritiker ift (und was ifi ein Theaterkritiker anders als ein rückwärts fihauender Dramaturg?) wird von Mamroth mit ehrlicher Begriffe-

rung begrüßt- aber nicht ohne die Strenge- die man dem Meifter fchulden beurteilt: fo in den gefcheiten Worten über den „Volksfeind". Aber der Modcrnifl hat auch für Ifflands gute alte „Jäger" Verf'tändnis. Ein klares Auge- dem die gefchickteften Tricks eines Dei-may nicht entwifchem verfteht etwa in zwei fich rafch folgenden Kritiken zwifchen dem Autor der „Gefpenfter“ und dem des „Saflachtenlenkers" zu fiheidem während unfere neuefien Enthufiasmus-Konfufioniften Shaw und Jbfen zufammenftellen wie Racine und Corneillez ein for-1116. no.- t a rn u 8, zitierte der grobe Schopenhauer in folihem Fall . , ,

So verdiente das Buch wohl in einer Zeit- wo jede Sammlung von Kritiken fich wie das Weltgericht ankündigt- einen weniger „provinziellen“ Namen; obwohl wir nicht mit einer der hübfchefien Wendungen des geiftreiäfen Feuilletoniften fagen wollen7 der Titel fiße „wie eine fchief aufgeftülpte Mütze auf der Stirn des Buchs“!

Richard M. Meyer.

Ifola lunga. Novelle von Karl Franz. Berlin und Leipzig- Modernes Verlagshaus Kurt Wigand.

Das furchtbare Thema der blutfchänderifchen Neigung zwifchen Bruder und Schwefter- das fchon viele Poeten gereizt hatz ift auch in diefer Novelle eigenartig behandelt. Auf einer italienifchen Infelx nicht weit von Venedig- wird ein junger Menfch Nuperto als Leuchtturmwäthter angeftellt. Eine alte Vetteh die Witwe des früheren Wächters- die noch. in dem Turme lebt- dann aber fiirbtz quält ihn mit ihrer duhlerifchen Neigung, - er widerftehy weil er feiner Braut, der fchönen Ermenegildaf treu ift. Als diefe ihn aber verläßt und die finnliche Glut des Iünglings durch zwei junge Mädchen geweckt wird, die in Begleitung ihrer Geliebten während eines Sturmes auf feine Infel kommen- gerät er in die erotifchften Verzüaungen. In diefem Zufiande trifft ihn feine Schwefcer Maria, die, nachdem fie Witwe gewordenz auf feine Infel gelangt

und mit ihm leben will. Es kommt zu einem leidenfäfaftliäfen Verkehr der Gefthwifieq der nicht ohne Folzgen bleibt, Maria gibt fich in der fchweren Stunde den Tode Nuperto wird wahnfinnig und ertränkt fich.

Das find die einfachen Vorgänge der Novelle, Erzählt werden fie fehr gut- mit prächtigen Naturbefchreibungen und verbrämt mit intereffanten- wenn auch nicht übermäßig tiefen Seelenfchilderungen. Der ganzer peinlixhe- aber verfta'ndliche Vorgang wird ins Myftifche gezogen- dadurchy daß durch die ganze Erzählung die Gefchichte einer fagenhaften Frau hindurchgehtf die von Venedig aus mit ihrem Bruder- den fie in fträflicher Weife liebt- auf diefe Infel verfchlagen worden und in Nächten fchweren Sturmes als Geift umgehen foll, Nuperto- der zuerft mannhaft diefem Wahnglauben widerftrebt- wird fehließlich von ihm gepackt- und_ gerade weil er diefes Gefpenft in den leßten Wochen und Monaten zu fehen glaubtez verwirrt fich fein Geift.

Die ganze Gefchichte wird in das Ende des 18. Jahrhunderts verlegt; mancherlei hiftorifche Ereigniffe jener Zeitz z. B. die See-

kriege der Engländer und Franzofen werden hineinverwebt. Gerade durch diefe Verlegung und durch die fchlichteh dem Chronikenton nachgebildete Erzählungsweife wird die Gefchiihte- wenn auch nicht glaubhaft, fo doeh unferm modernen Gefühl- dem fie eigentlich wider- ftrebt, minder peinliäf. Erfindung und Erzählung zeugen von unleugz barem Talent.

Ludwig Geiger.

Wie die Menfchen einmal find. Von Guftav Wied. Berechtigte Überfeßnng von Ida Anders. 2. Aufl. Bet-[ing Con- cordia.

Bis auf die ledte Gefchichte liefi fich das Buch wie eine Mär- chenfammlungt wie denn auch An- derfen felbft in der Einleitungsge- fchichte als Erzähler eingeführt wird. Aber Wied wäre nicht Wied, wenn er nicht den Satiriker her- vortreten ließe, Das tut er denn auch in der humoriftifchen Skizze: Gebrüder Grünt wo zwei Fröfäfe von einem Storch dafürz daß fie ihm fechs kleine* fihmaelhafte Igel nachweifen. das fchriftliche Ver- fprechen erhalten, von ihm nicht verzehrt zu werden- feiner von ihm herbeigerufenen Frau aber zur Speife dienen. Hauptfächlich zeigt fich aber die Satire in der letzten Nummer: Die Erzählung vonFräu- [ein Karoline. Das ift ein grau- famer Scherz: ein Dichter, der einer alten Dame einreden will- ihre vor ihr verftorbene Schwefter fei feine Mutter. Er erpreßt der alten Dame ohne jeden Grund- nur aus reiner Freude an der Graufam- keit das Geftändnis. daß fie felbft einmal gefehlt hattet wird aber durch den tiefen Schmerz des alten Fräuleins im Innerflen getroffen und zu menfchlichem Empfinden ge- bracht, Gut erzählt und trefflich überfeßt- find die Skizzen geeignet- fich in einem weiten Kreife Freunde zu verfäfaffen,

Ludwig Geiger.

DerMarquisvonWeycr- moor. Roman von Luife W e ft k i r ch, Berlin, Con- cordia.

Vor vielen Jahren hatte ich einmal einen Roman von Luife

Weftkirch gelefen und den günfiig-
fien Eindruck erhalten. Er ifi
durch das neuefie Buch nur ver-
ftärkt worden: die Schriftftellerin
weiß zu erfindem zu gefialten und
zu erzählen. Der Held des neuen
Buches ift kein wirklicher Marquis,
fondern ein Bauer ano einer Dorf-
gemeinde- der feinen Beinamen
durch feine fchöne Erfcheinung und
dura) fein unter den Dorfgenoffen
auffälliges feines Benehmen er-
hiilt. Er liebt ein Mädchen- *Meiker
die Tochter eines ruinierten Guts-
befißers- die auf dem Hofe feiner
Eltern eine dienende Stellung an-
genommen hat. Er felbf't ift un-
gern Bauer- um fo weniger gern,
da er als jüngerer Sohn nichts zu
fagen- fondern fich zu unterwerfen
hat. Infolge folcher Unannehm-
lichkeiten ifi er nahe daran, ein
Tunichtgut zu werden, als er von
einer verwitweten Bäuerin zum
Manne begehrt wird. Er geht
diefe Ehe ein„ lebt aber fchlecht
mit feiner tyrannifchen Frau und
fcheint dem Untergange zu ver-
fallen, Da wird die Leiche feiner
Frau im Moor gefunden, er wird
als Mörder angeklagt, aber bald

gerechtfertigy da der Oberkneehh der die Bäuerin fchon während ihrer erffen Ehe begehrt, ihr immer weiter nachgefiellt und nunx da er von ihr verhöhnt worden wart fie erwiirgt hatteg fich felbi't als Mörder verrät. Der Held wird befreit und kann fich nun zu einem neuen Berufe vorbereitent feine Meike heimführenx die er immer geliebte und deren zarte Neigung er fich immer bewahrt hatte.

Diefer fchlichte Vorgang wird teils anmutig, teils„ wenn es die Situation erheifchh aufregend gefchildert. Die Hauptcharaktere find trefflich angelegt und durchgeführt. Die Bauern, namentlich eine Tante des Helden- eine herbet aber innerlich vorzügliche Frau- auch ein leichtlebiger fiädtifäier Freund des jungen Mannes werden ausgezeichnet dargeftellt. Die landfchaftlichen Schilderungen find ebenfo wohl gelungene wie die Charakterifiik der Perfoneu; alles i| mit viel Gefchick vorbereitet und mit großer Kunft zur Ausführung gebracht.

Ludwig Geiger.

Vom Leben. Ein Blick in die Wunder des Werdens. Von MargaretWarnerMor-
[ey. Deutfeh von Marie L a n d m a n n. Autor. Überfeßung (Wifien und Können. Sammlung von Einzelfchriften aus reiner und angewandter Wifienfchaft. Heransgegeb. von Prof. 1)!: B, Weinfiein. Bd. 8). Leipzig- Verlag von Johann Ambrofius Barth.

Endlich einmal ein Buch iiber Fortpflanzung und Vererbungy das man auch der Jugend unbedenklich in die Hand geben mag! Das ift ein Verdienft- das nicht hoch genug veranfchlagt werden kann. Denn es ifi wohl fchön und gut- die Jugend iiber die Geheimniffe des entftehenden und fich entwickelnden Lebens aufzukla'renz aber es i| nicht gun wenn es in einer Form und mit einer Unbegrenztheit gefchiehh die eher Schaden anzuftiften geeignet ifi. Um hier das Richtige zu treffen, bedarf es einer Zar-'heit und Feinheit in Empfindung und Ausdrucksweife- wie

fie eben der Verfafferin des vor-
liegenden Schriftchens in hervor-
ragendem Maße zu Gebote fieht.
lind bei alledem ifi es nicht einmal
fpeziel(als fogenannte „Jugend-
fchrift" gedacht; vielmehr wendet es
fich an die weiteften Leferkreife- an
alle Gebildeten. Sogar wer über
die hier gefäiilderten Phänomene
zur Genüge unterrichtet ifil wem
das Inhaltliche nichts Neues zu
bieten vermagX felbfi der wird fich
dura) die ganze Art der Darftellung
von Anfang bis zu Ende interefiiert
und gefeffelt fühlen. Denn was
il't aus dem trockenem wiffenfchaft-
lichen Stoff geworden? Wahrlim-
lauterfie- herrliche Poefie, bald ein
erhebender Hymnus auf die weife
Gefeßmäßigkeit der Naturx bald
eine packende- unterhaltfame Er-
zählung aus den ftaunenswerten
Vorgängen des Werdens,
Daß alle diefe Vorzüge auch
in der deutfchen Übertragung
ohne jedes Manko zur Geltung
kommen, muß der Überfeßerin
zu hohem Lobe gereichen; mit
um fo fchmerzlicherem Bedauern
wird es uns erfüllen- daß kurz
nach dem Erfrheinen des Werkes
der Tod uns einer fo trefflichen

Vermittlerin englifcher Literatur beraubt hat. Sie _hat fich hier felbft ein fchöues. dauerndes Denkmal errichtet, -

Und fchließlich - nicht zu vergeffen die Ausfiattung des Buches: wie es gelungen ift. die den Text erläuternden Illufirationen faft auf jeder Seite zu einem modern-künfilerifchen Buchfchmuck zu gefialten. wie die köfilichen. zartgetönten Pflanzenz und Tierbilder auch ihrerfeits beitragen. den poetifchen Reiz des Ganzen zu erhöhen. ift vollfier Anerkennung wert. Möge das Büchlein unter Jung und *alt recht viele Freunde finden! 8. LI.

Erwachende Zeit. Sozialer Roman von Maximilian Böttcher, Berlin. Verlag von Duncker.

Böttcher nennt feinen Roman einen fozialen. und zu einem folchen nimmt er auch zu Beginn den fchönften. vielverfprechendften Anlauf. Ie länger. je mehr aber treten die fozialen Fragen und Verhältniffe in den Hintergrund. und eine breit angelegte Liebesgefehichte. an fich fehr hübfch. aber alltäglich und äußerlich. in Konflikt.

Dabei beginnt nun Böttcher etwas typenhaft zu arbeiten. Es foll nicht gejagt fein. daß er nicht vermöchte. lebenswahre Menfthen darzuftellen - aber es find alte Bekannte. und ihre Beziehungen untereinander find konventionell. die pfychologifxhen Motivierungen find öfters etwas fprunghaft. Feinere Züge findet Böttcher in der Darftellung arbeitender. einfacher-Menfchen. Sie liegen ihm befier. als die märäjenhaft fchöne Millionärin in ihrer betäubenden Lurusatntofphäre und ihr unheimlich edler Bräutigam. der arme Dorfpfarrer. Seine Mutter. die brave. liebreiche alte Frau Vollrath dagegen ift eine Prachtfigur.

Da ein ernfier. fittlicher Geifi durch das fiiliftifch fehr achtbare Buch weht. das nebenbei frei ifi von allen. zart umfchrieben Nealismus genannten. Obfzönitäten. ift es der Unterhaltungslektüre befier Art zuzuzählen.

Eh. N,-L,
Redaktion:l)r.SylviusBtnck.A..ßalbert..KurtFliegel.AlerJadasfohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. F9 a l b e r t : .ß a l. Berlin W.. Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Jnferatenteil: Walter Fliegel. Berlin ill.. Schöneberger Ufer 31.
Zufchriften und Einfendungen. ohne Angabe eines Perfonennamens. zu adreffieren
..An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W'. 35. Schöneberger Ufer 33".
oder ..Breslau lil. Siebenhufenerfiraße itj15".
Verlag ..Nord und Süd“ Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders
Schlefilfhe Verlags-Anfialt G. nt, b. H.. Berlin. Breslau. Leipzig).
Auslieferung für Öfierreich bei E. W. Stern. Wien l. Franzensring 16.
Druck: Schlefifth- Buthdrucketei o. S. Schottlaender. A.:G.. Breslau lil.
Umfchlagzeichnung von Paul Telemann. Berlin:Halenfee.
flberfehungsreajt vorbehalten . . , ... , ...Unberechtigter Nachdru> unterfagt.

* *7" *- xx
O Wurm Sub
t' '* 1** -
(W ö WMF* ' "iii
Zelte _/l. WWW.-
.Znn eier LLYUCUKU1*()jvc'z'z"fzfz z. z.
.77*: J 'Ölfilter-Wettlljrijcilk
3. ; *2 t ?Di- ffi '1257. :going-hn l'e g* nx?? e rli rc ..
:txogNonumWnmmcYt-mn'
W119 fiir-Fun c?Furth_k_tctrc*i"e'l:
C* X“ 'C * .. *&*. " .
QWlotllneltdek“r.*>ehleßYerlngW
33. :februar-.z Band 128 Fehmarn-39 ,Heft 383

Liter-tctfihe Berichte-
-_W_W -WL. *'"
.Zc:i1*-[7,:e:in englijcher Gummi'
de-aur; hat. Sie hat fich luck
indit ein xcfcnes. dauerndes Zenk-
ß- ..i c't-[titel. --
tend fanteßlich - nicht zu
l***.g--'1e1| -- die Ll-ief'tattung
tre DUPLO“ wie es gelungen
in. tre den Tert erlautrrnden
Juzittrati-tuen fakt auf jeder .fine
zu einen: modern. kunft-c*rißt)!n
Bunt-wmx-ct zu grualten. wie die
kofilutken, ta :..eionten Pflanzen-
u-r Tierbil-e- ...l-t. ihren-*its dei-
tragcn, den ['92",Ü".*n Reiz des
Ganz-n z. ert-.1 c't vollfter Au-
etkcnnuq. t.. i *u- ge das Bij()-
le'n :um .c - 'd ..Lt reiht viele
:,..u -. -_ *|- , Z, .8.
.“; . -- . .1* * 5' e i t. Sozialer
*lt-..n **.L'carimilian
Ü." c- i . .i c i Berlin. Verlag
Doll k-lixfCLH
cf. *mer ,ii-int feinen Roman
einen ,x2ialen. und zu einem fol-
chen n. 'Link er aua» zu Beginn den
‟fchiiufieq vielverfpc*:c;.endfien ("tn-
lauf. Ze langer. je mehr aoer
treten die fozialen Fragen und
Wruaiiuifie in den Hinmrgrund.
und eine breit Wgeleg.. rn» --
fchichte. an fiib fehr hqi-tät c-
antenne, und ci;-j,.rlich. "t- ."1"
flikt
Dabei beginnt nun Bee -. -
etwas ty,?nhaft zu e-l-eiten. -
fell nicht gxfxgt fein. orf* c- .
vermochte. lebenstraure ?Io-x. *
darzrftellen *- aber es find act- 4
kann c, und ihre Beuel-ung* -
tereinander find konventionell. '
cixtcl-ologiichen Normierung-.n öfters etwcs fprunghaft. x7-,-
Ziige findet cVoucher in de.- L.
fiellung arbeitende'. einfacher-*Zir-
fchen. Sie lieg-*n ihm bcfiu_ a.-
die märchenhaft fche'ne Million" .-
in ihrer hetäubendcn Lurusatm;
fixha're und ihr unheiriich edL-r
Bräutigam. der arme Dorfpfar-:-
Seine Mutter. die brave. lichten-e
alte Finn Vollrach dagegen ZL ».ir
Prachtfigur.
Da ein erufier. fittlicher tZ- -'-.
durch das i'lilifiifch fehr an:: .*-
Buch weht. das nebenbei f::
von allen. zart ten-*fchrieben Ls..
liemue genannten. Obfz'on-"c'cyä
in es der Unterhaltungslektuic
beiter Art zrzuzählen.

(bh. :kt-t'
R*.".-.7*'tiottk[)k. c',-yloiuslk'rt'c'.A.,ßalb.-r-..KuitFl' »gel Aletj-'cda'fohr
VZ'Ü'KWVÜW fl"- lfct Inhalt: Li.. F) o | d e r t . 'y a l. Built.
CZ-i-Znebceaer life: z*
Verantwortlich "ile den :tiefen-:enten: W alter Fliegel. Berlin ll ,. Schöneberger "eife- ,e
Zufwn'ftm und Ci-iiendungen. ohne Angabe eine! Perfonenn-:mrn-'. zu ade-Mine'-
..An die c'redaktion von Nord und 3-): d in Berlin "7, 35. Suhr-berge' tif-'r 7.8".
oder ..Br-.lau lll. Sie?*ei.nufenerfitaße 11.*i5-*.
Vet-lui ..Nord und S dd" Berlin W'. 35. Schöneberger Ufer 32 (S. SWWc-s
Sales-"che Verlage ?luft-111 G. kn. b. H.. Benin. Breslau. *r..riig).
Audit-,emng für .Nici-teich bei C. W. Stern. .Wien l. Franzentring |6.
Druck: *Smlefifche Buchdruckerei o. S. Schottlaender. *Zh-G.. 'üs-Man lil.
ll-nk-chlagze'. .Zi-_ing von *f an] Telem.>.-n. BulimH-'lmfee
Über; .tenz mm needehalxe: . . , . , ... , . . .
.- .-._- _q _
. . . .airbetectiigter Jeet -- ..k unt ..'us'

Eine öWmeMonatsfiYnfi
O“ an (Fern ,K [v in"
Gerti-*felfing-RFYMYZN erm [gung
111W IeffinEg-Hoch [chule zu cBerlin.
?zer-logNoröunö SühihmbxrcYn-[m
Vertretung) Jen ?Juchhanöe-l:
SSchonmMöerWhnlYnlWfiou
33. Jahrgang Band 128 Februar 1909 Heft 383

Bernard Shaw:
Für Politiker.
Was ifi ein Irländer?

Wenn ich fage. daß ich ein Irländer fei. fo meine ich damit. daß ich in Irland geboren bin und daß meine Mutterfprache das Englifch Swifts ift und nicht jener unfprechbare Iargon der Londoner Zeitungen aus der Mitte des ALU. Jahrhunderts. Meine Herkunft ifi die Herkunft der meifien Engländer: ich habe nämlich von der kaufmännifch importierten nord-fpanifchen Art. die für unverfälfcht uririfch gilt. keinen einzigen Zug. fondern bin ein echter typifcher Irländer. aus der Zeit der dänifchen. normannifchen. Eromwellfchen und (felbftverfiändlich) fchottifchen Invafionen. Aus Familientradition bin ich heftiger. hochmütiger Protefiant; aber keine englifche Regierung möge deshalb auf meine Untertanentreue rechnen: ich bin zur Genüge Engländer. um ein eingefleifchter Republikaner und Home-Mer") zu fein. Freilich ift einer meiner Vorfahren Orangift") gegewefen; aber feine Schwefier war dafür eine Abtiffin; und fein Onkel wurde - ftolz fag' ich das - als Rebell gehenkt. Wenn ich. um mich blickend. die Bafiard-Kosmopoliten. die fich heute Engländer nennen. fehe. in fchmutzigen Hintergäßchen herabgekommen. oder vierfchrötig vollgefiopft. und fehe. wie fie fich von der irifch-protefiantifchen Garnifon einfchüchtern laffen. wie kein Bengale fich heute von einem Engländer einfchüchtern ließe; wenn ich den Irländer überall fiandhalten fehe mit hellem Kopf und gefunden Sinnen. vollkommen unzugänglich für die kindifche Sentimentalität. Empfindlichkeit und Leichtgläubigkeit. die den Engländer zum Opfer jedes Eharlatans und zum Verehrer jedes Tölpels machen. dann wird mir klar. daß Irland der einzige Fleck Erde ifi. der noch den hifiorifchen Ideal-Engländer hervorbringt. Ein Schurke. Raufbold. Trunkenbold. Lügner. Maulheld. Schmeichler. Bettler. Verleumder. befiechlicher Beamter. käuflicher Richter. neidifcher Freund. rachfüchtiger Gegner. beifpiellofer

*) Anhänger der irifchen Partei. welche die Selbfiregierung Irlands erfirebt.

**) Mitglied einer geheimen politifch-protefiantifchen Gefellfchaft in Irland (1795).

politifcher Verräter: all das mag unfer Irländer immerhin feinj gerade fo gutj wie er ein Ehrenmann fein kann (eine in England erlofchene Speziesj wobei aber niemand auch nur um einen Penny fchlechter wegkommt); aber er ifi niemals ganz der hyfterifchej mit Unfinn vollgefiopftej fich den Tatfachen verfchließendej vor der Wahrheit zurückfchretkendej unfiete Spielball all der Gefpenfterfurcht und all der albernen Begeifierung der fich jeßt „Engländer von Gottesgnaden“ nennt, England kann heute ohne feine Irländer und Schottländer nicht fertig werdem weil es wenigf'tens ein Teilchen gefunden Menfchenverfiandes benötigt.

Die protefiantifihe Garnifon.

Je proteftantifcher ein Jrländer ift - je englifcher er ifij wenn es euch fchmeicheltj es fo bezeichnet zu fehenj um fo unerträglicher findet er es„ von englifcher ftatt von irifcher Torheit regiert zu werden. Ein „loyaler“ Irländer ifi ein widerwärtiges weil unnatürliches Phänomen. Kein Zweifelj die englifche Verwaltung wird für die Intereffen des Befihesh der Macht und Förderung der oberen irifchen Klaffen als gegen die großen Maffen gerichtet„ wirkfam ausgenußt. Unfer Zartgefühl ift nur ein Teil eines ausgeprägten Wirkliähkeitsfinneß der uns zu fehr praktifchenj gelegentlich fogar zu fehr groben Leuten macht. Der irifche Soldat nimmt des Königs Handgeld und trinkt auf des Königs Gefundheit; der irifche Junker nimmt die Befißtitel einer englifchen Herrfchaft an und erhebt fich entblößten Hauptes bei den Klängen der englifchen Nationalhymne. Aber man darf diefe eigennüßige Loyalität nicht als etwas Tiefergehendes mißverftehen. Wut-zelt fie doch in der normalenAnhänglichkeit jedes vernünftigenMenfchen an die beftehende Regierungj folange fie erträglich ifij denn wir ziehen allej wenn wir ein gewiffes Alter überfchritten habenj den Frieden der Empörung und die Ordnung dem Chaos vor und denken auch fonftj in anderen Dingen fo. Solche Erwägungen bringen loyale Irländer hervorx wie fie loyale Polen und Finländerj loyale Hindusj loyale Philippiner und ergebene Sklaven hervorbringen. Aber mehr darf man darin nicht fuchen, Wenn es der Empfindung der gebildeten irifchen Stände gegen die englifchen gänzlich an Bitterkeit fehltj fo kommt das daherj daß der Engländer den Irländer immer wie ein kluges Wunderkind bewundernd angafft. Er überfchäßt ihn mit einer Großmutj die der traditionellen Überzeugung feiner eigenen Überlegenheit in tieferer Beziehung entfpringt. Da der Irländer der befferen Ständej der feinen Stammbaum bis auf die Erobe-

rung Englands*) oder einen der Einfälle zurückführt. gleichermaßen über-
zeugt ifi. daß. falls es eine folcheEroberung wirklich gab. er ihr rechtmäßiger
wafchechter Erbe fei. und daß es ihm leicht falle. fich in all den oberfläch-
lichen gefellfchaftliäjen Fertigkeiten zu behaupten. findet er die englifchen
Häufer fehr behaglich. zumal irifche Wohnfiße im allgemeinen durch das
Befireben beengt find. einen Park und einen Stall bei einem Einkommen
zu halten. das einen Engländer nicht berechtigen wiirde. fich an eine ganz
ifoliert gelegene Villa zu wagen.

Gegenüberfiellung unferer Temperamente.

Doch wie freundlich auch die Beziehungen zwifchen der protefiantifahen
Garnifon und den gebildeten Ständen der Engländer fein mögen. fie find
irn wefentlichen immer von derArteiner entente corclinlezwifchen Fremden.
Ich perfönlich habe Engländer viel lieber als Irländer (ohne Zweifel. weil
fie mehr aus mir machen). geradefo wie viele Engländer Franzofen lieber
mögen als Engländer und niemals an Bord eines fpanifchen oder Orient-
dampfers gehen. wenn ein Schiff der Meffagerie Maritime erreichbar ifi.
Aber ich betrachte einen Engländer niemals als einen Landsmann. Es
könnte mir ebenfowenig einfallen. diefe Bezeichnung auf einen Deutfchen
anzuwenden. Und der Engländer hat dasfelbe Gefühl. Wenn ein Fran-
zofe es unterläßt. diefe Unterfcheidung zu machen. empfinden wir beide
in diefem Mißverfiändnis eine gewiffe Herabfelzung. Da Macaulay fah.
daß die Irländer in Swift einen Autor befaßen. den zu fiehlen es fich
lohnte. fo verfuchte er. ihn mit der Behauptung zu annektieren. er müffe
unter die Engländer gezählt werden. weil er kein unverfälfchter Kelte fei.
Er hätte ebenfogut Addifon") den Namen eines Briten verweigern können.
weil er fich die Arme nicht blau tätowierte und an den Tragfiangen feiner
Sänfte keine Sicheln anbrachte. Allen folchen Spielereien zum Trotz aber.
dient die wirkliche Unterfcheidung zwifchen dem götzendienerifchen Eng-
länder und dem den Tatfachen ins Auge blickenden Irländer - obwohl
fie von gleicher Herkunft find - dazu. die hohle Erdichtung in die Luft
zu fprengen. welche lautet: 'die irifehe und die englifche ..Raffe“. Es gibt
ebenfowenig eine irifche Raffe. wie es eine englifche oder eine Yankee-
Raffe gibt. Aber es gibt ein irifches Klima. das einem Einwanderer

*) Durch die Notmannen (1066).

**) Iofeph Addifon. englifcher Staatsmann und Dichter. Mitheraus-
geber des „Spectator“ (1672-1719). *

binnen zweier Jahre ganz gewiß ein tieferes und dauernderes Gepräge verleihen wird„ als das englifche Klima dies binnen zweihundert Jahren täte. Es wird durch ein künftlich national-ökonomifches Klima verfiärih das einen Teil der Arbeit tutg die man dem natürlichen geographifchen zufchreibtx aber das geographifche Klima ifi ewig und unwiderfiehlich; es fchafft Männer und Frauem die Kent- Middlefer und Eafi-Anglia nicht hervorbringen können und auch nicht nachzuahmen brauchen.
Wie foll ich nun die klaren Linien des Gegenfaßes- wie fie fich mir aufdrängen- fkizzieren? In grobem Uherfchlag würde ich fagen- der Engländer fei ganz in der Gewalt feiner Einbildungekraftx da er keinen ihr Einhalt gebietenden Wirklichkeitsfinn befiht. Der mit einer weit feineren und wöhlerifeheren Einbildungskraft begabte Irländer hat ein Auge auch immer für die Dingeh fo wie fie find. Wenn man Moores vifionären „Minfirel Boy“ mit Rudyard Kiplings fcheinbar realifiifchen „Soldier-Z Three“ vergleichh mag man über Moore gähnen oder fiir ihn fchwärmem aber man wird ihn nicht verdächtigen- daß er fich über die gemeinen britifchen Soldaten feiner Zeit irgend welche Illufionen machte; während man- was Kipling betrifft- erkennen wirdX daß er nicht die leifefie Witterung der Wirklichkeit haty die er als Tommy Atkins vergöttert- fie auch infolge feiner Geifiesart und feiner Abfiammnng niemals haben kann- es fei denny daß er fich für einige Jahre in Irland anfäffig machte, Vielleicht hat man noch nie daran gedacht7 den Gegenfaß zwifchen englifch und irifch an Moore und Kipling oder felbfi an Parnell und Gladfione deutlich zu machen.
Sir Boyle Roche und Shakefpeare liegen einem dazu vielleicht näher.
Ich will aber noch ein lebendigeres Beifpiel geben. Man denke an das berühmte Zufammentreffen zwifchen dem Herzog von Wellingtom diefem ausgefprochen irifchen Irländer- und Nelfonx diefem ausgefprochen englifchen Engländer. Wellingtons verärhtlicher Widerwille gegen Nelfons theatralifches Gehaben als das eines profeffionellen Heldenx Patrioten und Rhapfoden - ein Gehabeng das bei einem Irliinder eine unerträgliche gewöhnliche Ziererei gewefen wäre _h war ganz natiirlich und unvermeidlich. Wellingtons Formel dafür war eine wohlbekannt irifche: „Herr feien Sie kein verdammter Narr!“ Es ift die Formel aller Irländer für alle Engländer bis auf den heutigen Tag. Nelfons Genie brachte- fiatt geifiiger Kühnheit und Gewiffenhaftigkeit- ein bloßes Delirium hervor. Er war trunken von Ruhny maßlos begeifiert von feinem glühenden Glauben an die unerfchiitterliche britifche Vaterlandsliebe des Allmächtigem gefta'rkt durch das gemeinfie fremdenfeindliche Vorurteil und fichtlicl» da ohne

ReflexionX ganz im unklaren über die Tatfacheh daß er niemals gegen einen technifch leifiungsfähigen und genügend ausgerüfieten Feind zu kämpfen hattex außer zu Land„ wo er niemals fiegreich war. Mit ihm vergleiche man nun Wellingtom der gegen Napoleons Armeenf Napoleons Marfchälle und endlich gegen Napoleon felbfi zu kämpfen hatte„ fich dabei keinen Augenblick über das Menfrhenmateriah das er zu kommandieren hatte„ täufchte- keinen einzigen fchwärmerifrhen Erguß wie die „Küß' michx Hardy"-Rührung mitmachtex die Nelfon Gelegenheit gabf feine Mannfrhaft und feinen Stab zu vergiitternx und felbft in feinen Träumen nie vergaßz daß der britifchexNormaloffizier jener Zeit ein unfähiger Dilettant- (das if't er noch heute» und der britifche Normalfoldat ein Taugenichts war (heute ift er ein etwas bedruckten arhtbarer junger Mann). Kein Wunder- daß Wellington ein vollendeter Komödiant in der Kunfi der Parade wurde und das Verlangen nach erhabenen Gefühlen durch die ernüchterndf'ien Proben von Realismus beantwortete und dem englifchen Windbeutel gewöhnlich bei Knalleffekten feiner Aufgeblafenheit eins verfelzte. Der außerordentliah nervöfe und theatralifche Nelfon machte einen gewaltigen Lärm mit feinen SiegenF die fo billig waren- daß er erfchoffen zu werden verdient hätteh wenn er fie verloren haben würde; und nicht zufrieden damiy glänzende Gefechte an hilflofe Gegner wie an den heldenmiitigen De Brueys oder Villeneuve zu verfchwenden (der fich nicht einmal einbildete ein Heros zu feinz als er wie ein Lamm zur Schlachtbank fchritt» ließ er fich in feiner Leidenfchaftx dem Tod ins Auge zu blickenf töten: in jener horhmiitigen Verachtung des Todesx die vielleicht der höchfie Tribut diefes erlefenen Feiglings an den König der Unterwelt war (dennf man kann wahrhaftig kein Held feinh ohne ein Feigling zu fein: Überfpanntheit geht beide Wege» und das Refultat war ein außerordentlicher Erfolg bei der Galerie. Wellington- ein fehr fähiger Offizier- war weder ein Held noch ein Patriot: vielleicht nicht einmal ein Feigling; und der „eiferne Herzog" wäre ohne die Nelfonfchen Anekdotenx die man für ihn erfand - heute faft vergeffen. - „Drauf und drany Soldaten!" u. f. w. - Vergeffeny wenn nicht der Gegnerx mit dem er fich zuletzt meffen mußtex ein fo großer Meifier der Theatereffekte gewefen wärex daß Wellington weder mit ihm kämpfen konntez ohne in feine Bühnenbeleuchtung zu geratennoch ihn zu Fall bringen konntez ohne (zum großen Unglück für uns alle) die Blicke der ganzen Welt auf diefe Katafirophe zu lenken. Nimh diefer Gegenfaß ift englifch gegen irifch ganz und garz und ift um fo köfilicher; weil hier der wirkliche Engländer der traditionelle theatralifche Ausländer ifi.

Der Wert diefes Beifpiels liegt in der Tatfache. daß beide. Nelfon und Wellington. im höchften Grade tüohtig waren. und daß beide fich auf einem anderen Fuße als auf dem der Unabhängigkeit unmöglich vertragen konnten. Man empfindet die Herrfchaft Nelfons über Wellington. oder die Wellingtons über Nelfon zugleich als eine entehrende Schmach für den Beherrfchten und als eine zuleßt unmögliche Aufgabe für den Herrfcher.

Ich glaube vorherfagen zu können. daß ein Engländer jetzt verfuchen wird. uns Wellington zu fiehlen. wie Macaulay Swift zu ftehlen verfuchte. Und er kann mit einiger Berechtigung anführen. daß man behaupten dürfe. es fei unmöglich. daß ein anderes Land als England einen Helden hervorbringen konnte. der fo äußerfi bar von gefundem Menfchenverfiand. intellektuellem Zartgefühl und internationaler Ritterlichkeit wie Nelfon wäre. während Wellington eher der Typus des Arifiokraten des achtzehnten Jahrhunderts. als der des fpezififchen Jrländers fei. Georg lit'. und Byron fcheinen. mit Gladftone verglichen. Jrländer hinfichtlich einer gewiffen humoriftifchen Schurkerei und einer Fähigkeit. Kunfi und Gefühl zu würdigen. ohne fich durch fie verleiten zu laffen. romantifche Erdichtungen für Wirklichkeit zu nehmen. Unglauben aber und die Nötigung. über die Wertlofigkeit und Unfähigkeit. die mit ihr Hand in Hand gehen. hinwegzutäufchen. bringen in allen Nationen einen heiteren. fkeptifchen. unterhaltenden. gottesläfterlichen. witzigen Umgangston hervor. der mit der Gefchmeidigkeit des irifchen Geifies fehr gut übereinftimmt; und der Gegenfaiz zwifchen diefer Art und den tatkräftigen Torheiten. die geifiig lächerliche Männer. ohne Geift und Witz. befähigt haben. Kreuzzüge zu unternehmen und erfolgreiche Revolutionen zu machen. darf nicht mit dem Gegenfatz zwifchen englifchen und irifchen Idioiynkrafieen verwechfelt werden.

Der Irländer macht eine Unterfcheidung. die zu machen der Engländer zu trägen Geifies ifi (die geifiige Trägheit und Nachläffigkeit des Engländer-s fireift beinahe ans Unglaubliche). Der Engländer kommt unter dem Eindruck der Zügellofigkeit der ungläubigen Schöngeifier der Reftauration*) und der Regency") und der Siege der hartnäckigen Zeloten der patriotifchen. religiöfen und revolutionären Kämpfe mit einem Salze zu dem Schluß. daß Hartnäckigkeit die Haupturfache fei. Und darin hat er recht.

*) 1660.

**) Regency: die berüchtigte Regentfchaft Philipps von Orleans (1715-1723).

Aber er übertreibt feine Schlußfolgerung fo fehr. daß er auch annimmt. Dummheit und Querköpfigkeit feien beffere Garantieen für Tüchtigkeit und Verläßlichkeit als' geiftige Beweglichkeit. der er als einem häufigen Symptom von Wertlofigkeit. Lafterhaftigkeit und Unbeftändigkeit. mißtraut. Nun. damit hat er gefährlich unrecht. Ob der Jrländer die Wahrheit fo kräftig erfaßt wie der Engländer. das mag eine offene Frage bleiben; aber er ifi gewiß vergleichsweife weniger Irrtümern unterworfen. Jene zärtliche und bewundernde Liebe für gefühlvolle Dummheit um ihrer felbft willen. fowohl bei Männern als bei Frauen. die fich durch Thackerays Romane hindurchzieht. wäre bei einem irifchen Novelliften kaum möglich. Selbft Dickens. obwohl er ein zu lebendiges Genie und durch eine zu harte Schule fchäbig-vornehmer Armut gegangen ift. um irgend einen Zweifel über die nationale Gefahr der Befchränktheit auf hohen Poften zu hegen. läßt unftreitig zu fchnell Mr. Meagles Sir John Ehefter und Harold Skimpole überlegen fein. Andererfeits benötigt ein Jrländer einen jahrelangen Aufenthalt in England. um zu lernen. daß man einen Schafskopf achten und lieben kann. Ein Engländer wird überhaupt keinen andern achten oder lieben. Jeder englifche Staatsmann muß feine Popularität dadurch aufrecht erhalten. daß er fich ungebildeter. unwiffender. fentimentaler. abergläubifcher und dümmer anfiellt. als man fein kann. wenn man auch nur zehn Minuten hinter den Kuliffen des öffentlichen Lebens geatmet hat. Niemand wagt es. wirklich vertrauliche Memoiren oder wirkliche Privatbriefe von ihm zu veröffentlichen. ehe feine ganze Generation dahingefchwunden ifi und feine Partei nicht mehr durch die Entdeckung kompromittiert werden kann. daß der alberne Schwäßer und der fcheinheilige Opportunift in Wirklichkeit fowohl ein Mann von einiger Empfindung als auch von lebhaftem Temperament. ein Menfch von perfönlichem Ehrgeiz und ein kühner Parteigänger gewefen ift.

Die oerzeihliche englifche Dummheit.

Ich nenne es nicht eine natürliche Überlegenheit der irifchen Nation. daß fie Narren nicht mag und ihnen mißtraut und von ihren politifchen Führern erwartet. daß fie klug und Schwindeleien abgeneigt feien. Vielleicht daß wir. wenn wir die bewaffnete Macht und die virtuell unbefchränkten Geldmittel. welche die Männer auf politifchen und militärifchen Repräfentationspoften in England durch verpfufchte Unternehmungen zu einem wirren Erfolg treiben. auch noch hätten und fo die Illufion irgend einer

wunderbaren und göttlichenz den Engländern angeborenen Eigenheit hervor-
rufen könnten„ wie fie einen General mit Gabenj die nicht genügen würdem einen Kutfcher davor zu fchützenz aufgefchrieben zu werdeny befähigtez ein Erobererz und ein Parlamentsmitglied mit den Lebensanfchauungen eines fportliebenden Provinzadvokatem den eine Gouvernante zu Haufe erzogen hatz Premierminifier zu werdenz - daß wir dann ganz gewiß in grobe geifiige Dummheit gerieten und Führen die unfere Schwächen ermutigtem indem fie fie teiltenz und uns fchmeicheltem indem fie bezahlte Erfolge daran knüpftem folchen vorzögenh die über uns ftünden. Ab er fo wie die Dinge liegenz können wir uns diefe Art von Ermutigung und Schmeichelei in Irland nicht leifien. Die Mächtß gegen die unfere Führer zu kämpfen habenX wären zu gewaltig für die Engländer vierten Rangesz deren Führer-fchaft zum größten Teil darin bef'tehtx daß fie oftentativ „aus der Stelle treten'h bis fie einen heftigen Stoß bekommen und dann blind vorwärts (oder rückwärts) ftolpernj wohin der Stoß fie fchleudert. Wir können Eng-land nicht zermalmenx wie ein Möbelwagen einen Kinderwagen zermalmen wiirde. Wir find der Kinderwagen und England ift der Möbelwagen. Wir müffen es findieren und müffen unfere wirklichen Schwächen und unfere wirkliche Stärke findieren; wir müffen uns einüben auf fein träges Gewiffen und feinen rafchen Abfcheu; wir müffen uns mit Ideen und politifchen Grundfäßen befaffenz da wir uns nicht mit Bajonetten befaffen können; wir müffen England an Einfichtj Können und Ausdauer zu übertreffen fliehen; wir müffen es verwirrenj einfchüchternj müffen felbft konfpirieren und morden„ wenn nichts anderes England zu reizen vermagj falls wir nicht alle immer tiefer und tiefer in die Schande und das Elend unferer Knerhtfchaft getrieben werden wollen. Unfere Führer müffen nicht nur entfchloffen genugj fondern auch klug genug feinj das zu tun. Wir machen uns keine Illufionen betreffs etwa eines myfieriöfen irifchen Mutesz einer irifchen Ehrenhaftigkeitz und die Vorfehung hätte eine Vorliebe für die Iren nnd diefe zeichneten fich durch eine befondere „irifche“ Charakter-feftigkeit ausj - alles Dingeh die einen irifchen Dummkopf in den Stand fehen werdenx feine Rechte gegen England zu behaupten. Dummköpfe können wir nicht brauchen; zwangsweife mußten wir einem anmaßendenz unpopulären/ maulfaulem arifiokratifchenz protef'tantifchen Parnell*) folgenf obwohl es uns nicht an zungenfchnellen Schwachköpfigen von majeftätifchem

*) Charles Stewart Parnellj Führer der irifchen Home-Rule-Partei (1846-1891).

Außern und Meeren von Würde und Gefühl fehlte. die an feine Stelle rücken konnten. wenn fie zu ..vollbringen" imfiande gewefen wären. Es wäre offenbar ganz paffend. falls Redmond ein befferer Sprecher und öffentlicher Redner als Pat-nell wäre; wenn er aber anfinge feinen Einfluß dazu zu verwenden. fich angenehm zu machen. anfiatt fich als jemand zu zeigen. mit dem der Feind zu rechnen hätte; wenn er fich darauf einließe. englifche Lügen und Heucheleien zu fabrizieren und zu ertragen. ftatt fie zu enthüllen und zu brandmarken; wenn er fich zum fta'ndigen Verteidiger des Nichtstuns machte und. wenn die Leute darauf befiänden. daß er etwas täte. er fich nur dazu aufraffte. eine Methode ausfindig zu machen. der zufolge er vorgeben könnte. etwas zu tun. ohne in Wirklichkeit irgend etwas anders zu tun. - wenn er das alles täte. dann verlöre er feine Führer-fchaft ebenfo ficher. wie durch ein gleiches Vorgehen ein englifcher Politiker einen fiändigen Sitz auf der Minifterbank*) erringen würde, Kurz. unfere Zufiände fehen für politifche Gaben eine Prämie aus. während die englifchen Zufiände fie geringfchätzen. und die Qualität des Angebotes entfpricht natürlich der Nachfrage. Wenn ihr in meinen Schriften jene Heldenver-ehrung für kindifche Greife und Tölpel vermißt. die England mit Stand-bildern trauriger Staatsmänner und alberner Generäle befät. fo liegt die Erklärung einfach darin. daß ich ein Irländer bin und ihr Engländer feid.

DeririfcheProteftantismus wahrhaft protefiantifch.

Wenn ich wiederhole. daß ich ein irifcher Proteftant bin. fo komme ich damit auf einen Teil der Beziehung zwifchen England :und Irland zu fprechen. den ihr nie oerftehen werdet. wenn ich nicht darauf beftehe. ihn auch mit jenem irifchen Drang nach geifiiger Klarheit zu, erklären. gegen die fich meine englifchen Kritiker fo fehr auflehnen.

Ich behaupte zunächfi. daß der Proteftantismus in Irland wahrhaft protefiantifch ift. Es gibt allerdings eine irifche protefiantifche Kirche (die vor etwa fünfunddreißig Jahren entftaatlicht wurde). obgleich eine pro-tefiantifche Kirche. im Grunde genommen. ja eigentlich eine contruäictio jnacljecw ifi. Aber das bedeutet nur. daß die Protefianten dasWort „Kirche" gebrauchen. um ihre weltliche Organifation zu bezeichnen. ohne fich über den metaphyfifchen Sinn des berühmten Wortfpiels Chrifii zu beunruhigen: ..Auf diefem Fels will ich meine Kirche erbauen." Die Kirche von England.

*) Wo im englifchen-Unterhaus auch Erminifter ihren Play haben.

die eine reformierte anglikanifch-katholifche. anti-protefiantifche Kirche ift. ifi etwas ganz anderes. Ein Anglikaner ifi fich fehr wohl bemußt. daß er kein Wesleyianer*) ifi; und viele anglikanifche Geifiliche lehren ohne Zögern. daß alle Methodifien der Verdammnis anheimfallen. Alles. was in Irland die Mitglieder der protefiantifchen Kirche wiffen. ift. daß fie keine römifchen Katholiken find. Die Ausfchmückung der ..geringfien" englifchen Kirche erfcheint ihnen außerordentlich ritualifiifch und papiftifch. Ich felbft trat in die irifche Kirche durch die Taufe ein. eine Zeremonie. die meinLOnkel ..in feiner eigenen Kirche" vollzog; wurde dann aber. mit vielen Knaben meiner Konfeffion. in eine methodiftifche Schule gefchickt. wo der Wesleyianifche Katechismus. ohne den geringfien Protefi feitens der Eltern. gelehrt wurde. obwohl man kaum vorausfeßen konnte. daß einer der Schüler ein Methodifi fei und die Schule jederzeit Bankrott gemacht hätte. wenn alle der irifchen Kirche angehörenden Knaben ausgetreten wären. Und das wor ein Fall. der in keiner Weife jenem analog zu nennen ift. in welchem die anglikanifchen Mitglieder der arbeitenden Klaffe von London ihre Töchter lieber in die römifch-katholifchen Schulen als in die öffentlichen Elementarfchulen fchicken. Sie tun das aus einem befiimmten Grunde: weil die Nonnen die Mädchen gutes Benehmen. manierliches Sprechen lehren. Dinge. die im behördlichen Studienplan des Graffchaftsrates keinen Platz haben. In Irland aber fchickt der kirchlich gefinnte Vater feinen Sohn in eine methodifiifche Schule (wenn fie fonfi paffend und gefellfchaftlich entfpreehend ift). weil ihm die Form des Protefiantismus gleichgültig ifi. wenn es nur überhaupt Protefiantismus ift.* Auch herrfcht in Irland eine charakterifiifche protefiantifche Abneigung dagegen. heilige Handlungen. ja fogar das Abendmahl befonders ernfi zu nehmen. außer daß man gegen ihre Zelebrierung mit Kerzen und Weihrauch energifch demonfirierte. Ich bin zum Beifpiel niemals konfirmiert worden. obwohl diefe Zeremonie vielleicht gerade in meinem Fall nötig gewefen wäre. da die Abwefenheit meines Paten vom Taufbecken dazu führte. daß die an diefer Stelle nötigen Handlungen. auf die Verfügung meines Onkels hin. vom Totengräber ausgeführt wurden. Und mein Fall war ein fehr gewöhnlicher. felbfi unter vom modernen Skeptizismus ganz angekränkelten Leuten. Vom allwöchentlichen Kirchgang abgefehen. der fich als eine ehrbare Sitte erhält. werden die Feierlichkeiten oberflächlich behandelt und die Unterlaffungsfünden milde beurteilt. Die Unterfcheidung zwifchen dem Mitglied einer

*) Iohn Wesley. Stifter der Methodifienfekte (1703-1791).

Staatskirche und dem Diffenter*)j die in England einen Standesunterfaziedj ein politifches Unterfcheidungszeichen und fogar gelegentlich eine religiöfe Scheidewand bildetj eriftiert nicht. Niemand in Irland wundert fichj daß der Edelmannj der die Ortsftühe der ehemaligen Staatskirche darftelltj auch ein Darbyfi") ift undj ausgenommen von gewiffen befonderen oder durch feine Stellung bedingten Gelegenheitenj das methodifiifche Bethaus befucht. Der Pfarrer hat keinen priefterlichen Rang und keinen priefier-lichen Einfluß: der Pfarrer der Hochkirche erifiiert felbftverfiändlich und genießt unter den religiöfen Epikuräern der anderen Sekte fein Anfehen; aber die allgemeine Haltung feiner Gemeinde ihm gegeniiber ift jene des Dr. Clifford. Der Schlußfaß des apofiolifchen GlaubensbekenntniffesF der dem Glauben an eine katholifche Kirche Ausdruck gibtj i| ein fiändiges Rätfel für protefiantifche Kinder; und wenn die heranwachfenj verbannen fie es häufiger aus ihrem Gedächtnisj als daß fie es löfenj denn in Wirk-lichkeit find fie nicht Katholikenj fondern denkbar ausgeprägt individualiftifche Protefianten. Sie reden zwar von Kirche und „Kapelle‟ mit der ganzen anglikanifchen Geringfchähung der „Kapelle"; aber in Irland bedeutet „Kapelle“ die römifch-katholifche Kirche. für die der irifche Proteftant den ganzen Klaffenhaßj die politifche Feindfeligkeitj die religiöfe Bigotterie und die Erbitterung auffpartj die in England die Staatskirche von den Organifationen der Diffenter trennen. Wenn ein gewöhnlicher irifcher Protefiant von einem „Papifien“ fprichß empfindet er genau fo wie ein gewöhnlicher anglikanifcher Vikarj der von einem Diffenter fpricht. Und wenn der Vikar anglikanifch genug ifij fich einen katholifchen Priefier zu nennem eine Soutane zu tragen und feine Herde mit zwei; Fingern zu fegnenj wird er dem irifchen protefiantifchen Geifilichen entfehlich unbegreif-lich vorkommenj und diefer bringt feinerfeits den Anglikaner in Verwirrungj indem er einen Methodiften ebenfo tolerant behandelt wie ein Irländerj der gerne Grog mag„ einen Irländer behandeltj der lieber Punfch trinkt. Eine wefentliche Anomalie.

Nun gibt es nichts Naturwidrigeres und im Grunde Unmöglichereoj als wenn eine konfervative protefiantifche Partei es mit der befiehenden Ordnung gegen eine revolutionäre katholifche Partei hält. Der Protefkant

*) Diffenter: nicht zur Staatskirche gehöriger Protefiant.

**) Darbyfien: eine in Plymouthj Dublin (1820-35) gegründete Brüdergemeinde.

ift in der Theorie Anarchifk. foweit der Anarchismus in der menfchlichen Gefellfchaft ausführbar ifi: will heißen. er ift ein Individualifi. ein Freidenker. ein Mann der Selbfihilfe. ein Whig. ein Liberaler. ein dem Staate Mißtrauender und ihn Schmähender. ein Rebell. Der Katholik ifk in der Theorie ein Kollektivifi. ein Selbftverleugner. ein Tory. ein Konfervativer. ein Anhänger von Staat und Kirche. als unteilbare Einheit. ein Gehorchender. Das wiirde nun eine faktifche wie eine theoretifche Konfiatierung bedeuten. wenn die Menfchen aus Neigung und reifer Wahl Protefkanten und Katholiken würden. ftatt durch Familienüberlieferung. Der Bauer. der glaubte. daß Wordsworths Sohn nach dem Tode des Vaters das Gefchäft weiter fortfiihren würde. war nicht im geringfien törichter als wir. die wir feine Unwiffenheit betreffs der Natur der Dichtkunfi belächeln. während wir es als felbftverfiändlich annehmen. daß ein Sohn die Religion eines Vaters ..fortfiihren" werde. Daher kommt es. daß infolge diefes Familienfyfiems die katholifche Kirche fich täglich am Taufbecken durch temperamentvolle Protefianten und die protefiantifchen Organifationen fich durch temperamentvolle Katholiken ergänzen. mit höchfk verwirrenden Folgen für jene. die die Gefchichte von dem religiöfen Bekenntnis der Männer. die fie machen. herleiten wollen.
Obgleich die römifch-katholifche Kirche vielleicht gelegentlich folche Hihköpfe wie Luther und Voltaire. oder die proteftantifchen Organifationen Männer wie Newman und Manning gewinnen. fo drückt doch die Erziehung und Umgebung feiner Jugend imL'allgemeinen dem Durchfchnittsmenfchen einen unverwifchbaren Stempel auf. In Irland kann der römifch-katholifche Bauer der religiöfen Atmofphäre feiner Kirche nicht entrinnen. Wenn er nicht durchgeht wie ein unartiges Kind. ifk er lenkfam; ifi er demütig; begnügt er fich damit. Wiffen als etwas zu betrachten. was nicht feine Sache iftz feiner Kirche gegenüber ift er ein Kind. und er anerkennt fie als die höchfie Autorität in Wiffenfchaft und Philofophie. Er nennt fich felbfi einen Sohn der Kirche. deren Priefier „Vater" fiatt „Bruder" oder „Herr". Um fich politifch aufzulehnen. muß er fich von der Gemeindebevormundung des Pfarrers losmachen und fich in politifchen Fragen zu einem protefiantifchen Führer bekennen. Natürlich "nährt feine Kirche feine Unterwiirfigkeit. Die britifche Regierung und der Vatikan mögen fehr verfchiedener Meinung darüber fein. weffen Untergebener der Irländer fein follez'aber über die Tatfache. d a ß er Untergebener fein folie. find fie vollkommen einig. Von diefen beiden gefiattet ihm die britifche Regierung größere Freiheit. indem fie ihm eine fo gründliche demokratifche

'Lanienportrat
hern:
x
N
Julie-"LL- :Z-
Zum El" .c
n von :linth Lindner.

ifi in der Theorie *Zwar-(luftF fon-eit der 7 :7.3 ..- in i*: :nenfcbiXl :.t
Gcf.'!'ehaft auo'i hrbar ifi:- will heiß-*nr c'.‟ *7 cu* _...ki-otduulifi, ein Frei-
dent-rÄ ein Mai-n der Selbfini-f-,y ein *ZU*- . --n r. -- „Li-rF ein d..." Staate
Mißtrauender und ihn Schw :henden ein_:- *le 7 7:* r .ext-out iii in oc.
'-rheorie ein .ttollektinii'kX :in Selbfireüeugnei- e17 :mn- eii* Konfervativer
ein Anhänger von Staat und .K rchex als n .;, .bare Six-.heiß ein G dor.-
chender. Tao wiirde nun eine faktifrbe wie .inc *1-- oretifrbe .Konfiatierung
bed: nen- nenn die Menfrlnn aus Neigung ..nt l*('_'.* Wahl Tretefianten
und Katholiken wiirden- fiatt durch Familie-.uierlleferung. De. Bauer-
der glaub e.. daß Werd-iwortbs (Zehn nam "ein Lore des Vaters dar
Gefchaft weiter fortfu'yren win-d.. war nie-t Tn geri-tante!! törichte- als
wir* die wir feine 'iinwiffenbcit betreffs der Nr mr ker Dichtkunfi belächeln-
wat-tend wir r; .lo fribitverfiandlirh at'krr"*n'.i"l (nf- rZn Sohn die Religion
eines Vater-i „fortfiihren‟ werde. Daher toni-nt cd, daß infolge diefe-.-
Fan-iliencxkeinr die katholifthe .Kirche fiel* tagt-.h ani Taufberken durch
tempera nentrolle Proieflanten und die prot-ziantifnyen Organifationen
ficb durch trinperanientvolle .Katholiken eraanzenz mit höchfi ver-wirkenden
Feiern fiir jene die die (jefchichte den dem relitiofen Bekenntnis der
Manni-:7 die fie maehem verleiten wetten,
Obgleich die rö-iiirb-katholifrbe .Kirche vielleiän gelegentlich f;.'-*.
Hißkopfc irie Luther und Volxiirg oder die. protefiant-'ichen Organ."
tionen Männer wie Newman und Manning gewinnenx fo drückt doch d
Erziehung und Umgebung feiner Ira-:nd iin-*allgemeinen dem Durin-
fmnittsn'cnichcn einen unde-.wifchbaren Stempel auf. In Irland kann dcr
romiim-kctrr-lifcbc Bauer der religiöfen Atmofpba're feiner Kirche nie-.t
entre-1:.- "Kenn e.‟ --ccht durchaeit wie ein unartiges Kind, ift er lec'f :*t
1| 'k cemnng; begnijgt er fich damiy Wiffen als etwas zu ben-altern,
:.--r .:t..'» i-Z .- Sache ift; feiner Kirche gegeniiber ifi er ein Kind- und e-
anecl'.--7.i. .c als die hoch-,7.6 Autorität in Wiffenf-haft und 'Vhilofopl-Z
'Zr fir'. it ..cn felbfi einen Sohn der Kit-chez deren Priefier „Vater" ftan
„Brur- oder „HW‟. Um ?irn politifch aufzulebnew muß er fie; *run
der Genieindebevorinundung den Pfarrers losmachen und fich in polutirhen
Fra-zen zu einem protefiantifchen Führer bekennen. Natürlich *nährt "eine
Hirthe feine Unterwürfigkeiä. Die trnifrhe Regle;ung unt ter Battle--
mögen fehr verfrhiedener Meinung dariiber fein- weffen Untergebener der
Irlände.: fein follez'al er iiber df: 'Qatfaehe/ 2 a ß er Unter-'ebener fein *rllw
find fie vollkommen einig, Von diefen beiden gefiattet ihm die britifä, . .7 ---
.ri-*ung größxe Freiheit, indem fie ihm eine fo gründliche demokratqg.»
4.1*-

t.r.
"mm
ud
o.m
WL
e
'l'
nrn/
at
u
DR
mm
hv
My
MW.
WE
e
.Um
uu
NZZ
Jah-sans
1 9 o 9

zitate*
* wÃŸtns '
ilzâ€œ*iil/ZKZ[77 *-
x .. 0' c
_ Ã„K * *Ãœ* ii: (Miri) -
t
x

Kontrolle der Graffchafts-Verwaltung zugeftehh als ihm feine Mittel aus-zuüben gefiattenz ihm ferner eine Stimme bei der Wahl einer fürajter-lichen Minorität im „Houfe of Commons" gewährt/ und ihm nebenbei erlaubt- zu lefen und zu lernem was er will - ausgenommem wenn fie einen Angriff auf eine aufrührerifche Zeitung macht. Aber wenn er es wagen würdez eine Stimme bei der Wahl feines Ortsgeifilichen oder einen Vertreter beim Vatikan zu beanfpruchem würde er vom Altar herab als ein faft unbegreiflicher Gottesläfierer gebrandmarkt werden; und feine Bildungsmöglichkeiten werden von feiner Kirche fo eingefchränkh daß er auf jedem Lebenswegh der irgendwie wiffenfchaftliche Bildung erforderteh fchwer gehindert wäre. Seine Priefier gehen darauf ausx ihn zu einem demütigen Konfervativen zu machen und als folchen zu erhalten; und nur rohe wirtfchaftliche Unterdrückung und religiöfe Verfolgung konnten das fonderbare Phänomen einer revolutionären Erhebung zeitigenz die von der Geifilichkeit nicht nur geduldetz fondernX bis zu einem gewiffen Pun ktez fogar von ihr ermutigt wurde. Wenn es etwas wie eine politifche Wiffen-fäjaft gibt- die natürliche Gefetze wie jede andere Wiffenfchaft hatz fo fieht es fefiz daß nur die gewaltfame äußere Macht diefe unnatürliche Vereinigung von politifcher Empörung mit päpftlicher Reaktion und von kühnem un-abhängigen Individualismus mit Defpotismus und Unterwerfung hervor-bringen und aufrechterhalten konnte.

Diefe gewaltfame äußere Macht ift die plumpe Hand der englifchen Regierung. Wenn ihr„ englifche Damen und Herrenj fo gut wäret und uns die Zügel lockerer ließet und uns fo die Freiheit gäbeh etwas anderes zu tunz als uns gegen fie zu fträubem dann mürden die unnatürlich zufammen-gefügten Elemente in der irifchen Politik auseinanderfliehen und die ihrer eigenen Natur entfprcchenden Verbindungen fuchenz mit Erfolgem _die den wahren Proteftantismus vollkommen befriedigen würden.

Die Befchaffenheit des politifchen Haffes.

Wir wollen doch einmal die Home-Rule-Frage im Lichte jenes echt englifchen Charakterifiikums des irifchen Volkesz feines politifchen Priefter-haffesj betrachten. Wir wollen uns durch das Gefchrei empörter Ableug-nung feitens der katholifchen Blätter und feitens jenerz die für die liebens-würdigen Beziehungen zwifchen der irifchen Landbevölkerung und ihren geifiigen Vätern Zeugnis abgelegt haben- niäjt verwirren laffen. Ich weiß fehr wohlz daß die Irländer ihre Geifilichen ebenfo demütig liebenh wie die

Franzofen fie vor der Revolution geliebt haben. oder wie die Italiener fie liebten. bevor fie den Papft in den Vatikan einfperrten. Sie lieben auch ihre Gutsbefitzer: manch ein irifcher Iunker hat in feiner Kinderfrau eine Pflegemutter gefunden. die ihm mehr Intereffe entgegenbrachte. als feine rechte Mutter. Sie lieben die Engländer. was jeder Engländer. der in Irland reift. bezeugen kann. Bitte. glauben Sie nicht. daß ich ironifch fpreche: die Welt ift voll verbürgter Beifpiele dafiir. daß menfchliche Güte fehr wohl mit politifcher Erbitterung Hand in Hand gehen kann. Sklaven und Schulbuben lieben oft ihre Vorgefetzten; Napoleon und feine Soldaten machten verzweifelte Anftrengungen. die ruffifchen Soldaten vom Ertrinken zu retten. obwohl fie felbfi mit ihren Kanonen das Eis ihnen unter den Füßen entzweigefchoffen hatten; fogar die Beziehungen zwifchen non-konfirmifiifchen Bauern und Ortsgeifilichen in England find nicht ein für allemal unfreundlich; in den amerikanifchen Südfiaaten find die Pflanzer oft überliefertermaßen fehr für die Neger eingenommen und gütig gegen fie. die ihnen dafiir in greifbarer Weife ihre dernütige Zuneigung zu er-kennen geben; Soldaten und Matrofen bewundern und bejubeln ihre Offi-ziere oft aufrichtig und herzlich; nirgends findet man perfönlichen Umgang lange mit der unerträglichen Reibung. die Haß und Übelwollen erzeugen. vereinbar. Aber Leute. die hartnäckig darauf befiehen. derlei Liebens-würdigkeiten als politifche Faktoren in Rechnung zu bringen. müffen kurzer-hand hinausgeworfen werden. wenn über Staatsfragen disputiert werden foll. Geradefo wie ein Irländer englifche Freunde haben kann. die er jedem Ir'iänder feiner Bekanntfchaft vorzieht. und im Umgang mit Engländern liebenswürdig. gafifreundlich und dienfifertig fein mag. während er doch vollkommen bereit ifi. den Shannon mit englifchem Blut zu röten. wenn damit die irifche Freiheit erkauft werden könnte; fo kann ein irifcher Katholik feinen Pfarrer als Menfchen und Seelenhirten verehren und dabei uner-bittlich entfchloffen fein. bei der erfien Gelegenheit fein Ioch abzufchütteln. Dies ifi politifcher Haß; der einzige. den die Zivilifation als tödlichen Haß gelten läßt.

Die Auflehnunggegen die Pfaffen. * ' 7.

Man vergegenwärtige fich nun. daß die Volkspartei in Irland vor Empörung über die Tyrannei der Kirche überzufchäumen droht. Man ftelle fich die Gefühle eines englifchen Landmannes vor. wenn der Pfarrer fich weigerte. ihn für weniger als zwanzig Pfund Sterling zu trauen. und er

nun alfo keine andere Möglichkeit hätte. rechtsgültig getraut zu werden! Man fielle fich vor. daß die Kirchenfieuer in der Form einer unoffiziellen Einkommeufieuer wieder auflebt. die infolge einer genauen Kenntnis der Gefchäfte. die durch die Beichte beglaubigt ift. dem fteuerpflichtigen Vermögen gefchickt angepaßt ifi! Man fielle fich ein Bauernvolk vor. das anerkanntermaßen das ärmfie der Welt ifi. unter dem Druck einer Priefierfchaft. die anerkanntermaßen die reichfie der Welt ifi! Man fielle fich einen katholifchen Mittelfiand vor. der im Kampf des beruflichen. öffentlichen und gefelligen Lebens fiets durch die höhere Bildung feiner protefiantifchen Mitbewerber aus dem Felde gefchlagen wird. und dem nichtsdefioweniger durch feine Geifilichen verboten wird. die einzig maßgebenden Univerfitäten der Gegend zu befuchenl Man ftelle fich vor. daß man in einem Priefierfeminar eine moderne Erziehung zu bekommen verfucht. wo jedes lefenswerte Buch auf dem Inder fteht. und wo die Erde. wenn auch vielleicht nicht als abfolute Ebene. fo doch als entfernt nicht fo kugelförmig betrachtet wird. wie die'z-Protefianten das tun! Man fielle fich vor. daß man verpflichtet wäre. fich all dem zu unterwerfen. weil die Volkspartei um jeden Preis angefichts des proteftantifchen Feindes zufammenhalten muß! Dies ift in groben Umriffen die böfe Lage des römifch-katholifchen Irland.

Protefifantifche Loyalität: eine Vorfchau.

Nun wollen wir einen Blick auf das protefiantifche Irland werfen.

Ich habe fchon gefagt. daß ein „loyaler“ Irländer ein abfcheuliches. weil unnatürliches Phänomen ifi. In Irland gilt es nicht als „Loyalität“. auf des Königs Gefundheit zu trinken und die englifche Nationalhymne fiehend und entblößten Hauptes anzuhören. fondern einfach als Ausnutzung der englifchen Vorfchriften zum Befien von Befitz und Macht und im Intereffe der vornehmen Kreife gegenüber der großen Muffe. Von jedem anderen Gefichtspunkte aus ifi es Feigheit und Ehrlofigkeit. Ich kannte einen Proteftanten. der nach Dublin Eafile*) ging. um den Eid als Spezial-Konfiabler zu leiften. fefi entfchloffen. den Konfiablerfiock zu nehmen und damit einigen patriotifchen Unruheftiftern. die gerade damals den Frieden der Stadt ftörten. die Köpfe einzufchlagen. im letzten Augenblick aber auskniff. weil er es nicht über fich bringen konnte. den Eid der Untertanentreue als Gegenwert für diefes Amt über die Lippen zu bringen. Es gibt nichts Derartiges wie echte Loyalität in Irland. Das irifche Volk zerfällt in zwei feindliche

*) Sitz der Regierungsbehörde in Irland.

Lager; in ein protef'tantifches. gebildetes und oligarchifchesj und in ein römifch-katholifches. volkstüniliches und demokratifches. Die Oligarchie regiert Irland als eine Bureaukratiej die ihre Autorität dem König von England verdankt. Sie kann ihn nicht aufgebenj ohne gleichzeitig ihre eigene Überlegenheit aufzugeben. Darum benutzt fie ihn eifrig. indem fie auf feine Gefundheit trinkt„ feine Fahne wehen läßtj feine Hymne fpielt und beim Trinken mit dem dummen Wort „Verräter“ um fiah wirft. Aber laßt nur einmal die englifche Regierung fich einen Schritt breit der demokratifchen Parteif nähern: wie ein Mann erhebt fich da dieLproteftantifche Garnifonj nicht mit Tränen und Gebeten und Seelenqual und mit jahrelangem zitterndem Widerftreben. wie fich die Parlamentarier des fiebzehnten Iahrhunderts gegen Karl l. auflehntenj fondern mit fcharfer Pünktlichkeit und knirfchenden Drohungen. Wenn England die Garnifon fchließlich im Stich läßt und der Forderung nach Selbftverwaltung willfahrt„ werden die Proteftanten nicht zugrunde gehenj noch mit Schmollen über ihren Verrat viel Zeit vergeudenj auch nicht damit. daß fie ihr Schi>fal mit dem Gordons vergleichen. den Gladfkone unter den Speeren heidnifajer Fanatiker umkommen ließ. Sie können es fich nicht leif'tenj fich in ein irifches Faubourg St. Germain zurückzuziehen; fie werden vielmehr einen energifchen Anteil an der Nationalregierung nehmenj die von Rom unabhängige parlamentarifche und amtliche Kräfte ganz gewaltig nötig haben wird. Sie werden nicht nur die protefiantifchenj fondern auch die Stimmen der Katholiken bekommenj infolge jener Toleranz. die überall Ketzereien gewährt wird„ wenn fie zufällig den Orthodoren politifch nützlich find. Sie werden von ihrem feften Vorfah. jeden Fußbreit der Regierung in Irlandj den fie packen könnem fef'tzuhalten. nicht ablaffen; aber da dann die Regierung eine national-irifche fein wird„ fiatt eine englifche wie jeßtj wird fie ihre Entfchloffenheit zur Vorhut des irifchen Nationalismus und der irifchen Demokratie machen - als gegen Romanismus und Priefierwefen gerichtet _und fo die englifchen Unionifken betriibt und verletzt durch die Entdeckung des wahren Wertes der Loyalität eines irifchen Protefianten zurücklaffen. Aber in der Tradition der Partei wird gar keine fichtbare Anderung fiattfinden. Die Protefianten werden wie bisher die Partei der Union fein. die dann nicht die Aufhebung der Home-Rule bedeuten wirdj fondern die Aufrechterhaltung der föderalifkifchen Union englifch-fprechender Gemeinwefenj die jetzt theatralifah „das Reich“ genannt werden. Sie werden ohne die geringfienGewiffensbiffe den „Union Jack-*herunterholenz aberfie kennen den Wert der Kanalflotte und werden fefter als Brüder an diefem und

jedem anderen imperialifiifchen Nachlaß fefihalten. der zum Schulz Irlands gegen fremde Angriffe. bei Teilung der Unkofien mit dem britifchen Steuer-zahler. ausgebeutet werden kann. Sie wiffen. daß die irifche Küfie die Achillesferfe für die englifche Invafionsangfi ift und daß fie diefen Umfiand dazu benützen können. um ihn die Zeche bezahlen zu laffen.

Protefiantifche Streitfucht.

Wenn irgend ein Engländer diefer Anficht vom Proteftantismus als einer wefentlichen nationalen Kraft in Irland ungläubig gegenüberfiehen follte. fo möge er fich felbft fragen. welchen Führer er fich. wenn er ein Irländer, wäre. aus dem Grabe zurückwünfchen würde. der England be-kämpfen follte: den Katholiken Daniel O'Eonnell oder den Protefianten Pat-nell. O'Connell organifierte die nationaliftifche Bewegung nur. um ihr die Zähne auszubrechen. ihre Fefiigkeit zu beugen und um zu erklären. daß die Abfchaffung der Union das Vergießen nicht eines Tropfen Blutes wert fei. Er fiarb im Schoße feiner Kirche. nicht im Schoße feines Landes. Die proteftantifchen Führer. von Lord Edward Fitzgerald bis Parnell. haben niemals ihre Hingebung geteilt. Wenn ein Engländer glaubt. daß fie fparfamer mit dem Blut umgegangen wären. als die Engländer felbfi. wenn nur ein fo gemeiner Saft die Ehre Irlands hätte erkaufen können. kennt er das irifche Temperament fehr fchlecht. Die Anficht. daß Irland das einzige Land der Welt fei. das keinen Blutstropfen wert ifk. ift keine protefkantifche. und wird durch die englifche Praris gewiß nicht begünfiigt. Es war kaum vernünftig. von Parnell zu verlangen. in Ägypten Blut quant. 8uit'. zu vergießen. um der fchleähten Verwaltung des Khediven ein Ende zu machen und ihn dann. den Inhabern englifcher Obligationen zuliebe. durch Lord Eromer zu erfeßen. und dann von ihm zu erwarten. daß er betreffs feines eigenen Landes in die Fußtapfen Tolfiois oder D'Eonnells träte. Mit einem ganz protefiantifchen Irland als Rückhalt würde er von England die Anerkennung des Home-Rule-Gefehes erzwungen haben; denn der Unempfindlichkeit der regierenden englifchen Klaffen für philofophifche. fittliche. foziale Erwägungen - kurz. für alle Erwägungen. die ein wenig geiftige Anftrengung und mitfühlende Wachfamkeit erfordern. - wird. wie wir Irländer wohl wiffen. durch eine komifche Empfänglichkeit für Einfchüchterung das Gleichgewicht gehalten.

.hier möchte ich nämlich einen Augenblick innehalten und dem englifchen Lefer deutlich machen. daß uns keineTatfache gründlicher eingeprägt worden

ifi als diex daß wir mit einer englifchen Regierung - ebenfowenig an-
fangen können wie ihr felbfi- wenn wir ihr keinen Schrecken einjagen.
Wenn Macht und Reichtum„ wie in England- den Kindern durch Zufall
in die Wiege geworfen werden- erhält man eine herrfchende Klaffe ohne
Betriebfamkeitg ohne Eharakterh ohne Mut oder wirkliche Erfahrung; und
unter folchen Umfiänden werden Reformen nur durch Katafirophen hervor-
gerufen/ denen blinde Befiiirzung folgh in der dann „etwas gefchehen muß".
Sobedarf es einerEholeraepidemie- um einen kublic: klenltkr act zufiande
zu bringenx eines Krimkriegesz um die Zivilverwaltung zu reformieren-
und einer Pulververfchwörung*)g um die irifche Kirche von ihrer Verbindung
mit dem Staat zu trennen. Jm Lichte„ nicht der Vernunfh fondern des
Mondes/ fah man in England die Notwendigkeit ein„ der irifchen Grund-
und Boden-Frage ernfie Aufmerkfamkeit zuzuwenden. Der amerikanifche
Unabhängigkeitskrieg und die irifche Freiwilligen-Bewegung waren nötig-
um das irifche Parlament von 1782 zu erlangenh deffen Konfiitution iiber
das heutige nationalif'tifche Ziel in der Begründung der Unabhängigkeits-
frage weit hinausfchoß.
Es ifi vergeblich. zu behauptem daß dies in der menfchlichen Natur
begründet und nicht Standesfchwäche fei. Die Japaner haben bewiefen7
daß es möglich fei- foziale und politifche Änderungen vernünftig und vor-
forglich durchzuführen- anfiatt fie hilflos zu verfchleppen- bis öffentliche
Katafirophen eine unüberlegte und durch Schrecken veranlaßte Neuordnung
erzwingen. Unzählbare Verfuche in der Gemeindeverwaltung haben gezeigt-
daß die Menfchem wenn fie weder zu arm find„ um ehrlich zu fein- noay
'zu reich„ um die Bedürfniffe des Volkes zu verfiehen und zu teilen -- wie
z. B. in Neu-Seeland - viel fürforglicher zu verwalten verfiehem als unfer
kleiner Kreis von Arifiokraten und Plutokraten es vermag.

*) Unter Jacob l. (1605) zu London; fie wurde von Guy Fawkes an-
gezettelt- aber vereitelt.

Schluß inder März-Nummer

Jakob Waffermann:
Treunih und Aurora.
Bekenntnifie eines Offiziers.
Schluß.

Indefien wutherte das Grübeln über die furchtbaren Andeutungen- die fie mir in bezug auf ihr eheliches Leben getant heimlich in mir fort. Ich wagte fie nicht mehr daran zu erinnern, ich wollte nicht mehr fragen, ieh glaubte zartfühlend zu fein- doeh meine Seelenruhe kam dabei fehlecht weg. Taufend Vermutungen erwog ich bis in die Träume hinein verfolgte mich das haltlofe Denkenf und fo gefihah es denn dort» daß ich einfimalst wir faßen im oberen Gefellfchaftszimmer vor der Terraffe einander gegenüber- daß ich die Frage ftellte, mitten in eine ruhende Minute hineinf in der mir zu Sinn warf als hörte ich das Ziehen der Wolken am herbfilichen Himmel. Aurora erfchauderte; fie fah mich eine Weile zornig ant plößlich ftand fie auff kehrte fich mit dem Geficht gegen das Fenfierf und ich gewahrte am Zucten ihrer Schultern- daß fie weinte, Während ich ratlos dafaß und meine Taktlofigkeit ver- wünfchtg hörte ich die fäbelraffelndenf plumpen Schritte des Majors auf der Flurtreppe. Aurora wandte fich umf mit erfchrockenen Augen fiarrte fie gegen die Türe und fliifterte: „Ich kann ihn jetzt nicht fehen." Damit verließ fie das Zimmer. Der Major trat ein und zeigte ein verwundertes Gefichtl als er mich allein fah. Er begrüßte mich mit zufammengekniffenen Augen und begann mit mir ruhig über dienfi- liche Angelegenheiten zu fprechen. Meine Nerven waren bis zur Un- erträgliihkeit gefpanntf ich hörte kaum- was er fagte- und ich verfolgte feine Schritte und Bewegungen mit einem beunruhigten und haßähn- lichen Gefühl. Plößlich fragte er mich- wo feine Frau fei. Ich ant- wortetex fie fei vor wenigen Minuten hinausgegangen. Sein Geficht verdüfierte fich: „Sie macht mir viel Kopfzerbrechen mit ihren Launen/* fagte er feufzend- indem er fich fchwer in einen Seffel fallen ließ. „Ich

follte mich wirklich mehr um fie bekümmern." fuhr er fort. ,.aber. lieber Treuniß. Sie haben keine Ahnung. was für Plackereien ich ausgefeßt bin; es kofiet mich überdies überwindung genug. fie nichts merken zu laffen. aber wer kann immer heiter fein. wenn's einem an den Kragen geht? So eine Frau will nichts als eitel Wonne um fich fehen; ich kann's ihr nicht ver-denken. fie ift jung, Mag fie fich nur amiifieren. ich lege ihr keine Balken über den Weg. Doch. wie gefagt. die Lau-nen. die Launen!"
Was er mit den Launen meinte, konnte ich mir nicht enträtfeln. Es war mir eine Pein. ihn zu hören. andrerfeits rührte miih fein Wefen. und er erfchien mir durchaus nicht als böfe. Ich wußte nur unbefiimmte Redensarten zu erwidern. Meine Situation kam mir eben-fo bedrü>end wie die feine kläglich vor. Ich verabfchiedete mich von ihm. Als ich über den Korridor fchritt, fiand Aurora neben der Treppe. Sie winkte mir. ihr zu folgen. Ich trat in ein kleines. boudoirähn-liches Gemach. Aurora blickte mich forfchend an. Etwas Trauriges. aber nicht bloß Trauriges. fondern auch Wildes. eine Art von Außer-fichfein in ihren Zügen brachte mich vollkommen um den Verfiand. Plößlich umfehlangen mich ihre Arme. und ich fühlte ihre Lippen auf den meinen. „Geh. geh." fiieß fie dann durch die verpreßten Zähne hervor. Ich ging.
Mir brannte Hirn und Herz. Nie mehr über diefe Schwelle. rief es in mir. Ich fcheute mich. den Menfchen in die Augen zu blicken. Und doch war ich glücklich; ich hatte ihre Schultern gefpürt. ihre Arme. ihren Mund. Ich begab mich nach Haufe. lief wie toll in meinem Zimmer auf und ab. ging wieder fort und fiand in der Nacht, ich weiß nicht wie lange. vor der Villa des Majors. zu den fchwarzen Fenfiern emporfiarrend. Die Stunden bis zum andern Nachmittag fchliehen qualvoll hin. Als ich zu Aurora kam7 waren Gäfie da. Sie feherzte und plauderte wie gewöhnlich. Dies war mir unbegreiflich. Erft um fechs Uhr waren wir allein. Mit rauher Stimme bat ich fie um Auf-klärung. Ich fagte. daß ich den Zufiand des Zweifels und der fehlimmen Befürchtungen nicht mehr ertragen könne.
„Was wollen Sie von mir?" entgegnete fie hart. Ich blickte fie erftaunt an. aber fie fenkte nicht die Augen und flammte mich drohend an. Da packte ich ihre Hand und bedeckte fie mit Küfien. Sie ließ mich ruhig gewähren. indes fie den Kopf in die andere Hand flüßte.
„Wenn ich alles fagen wollte. wer könnte mir glauben.“ murmelte fie

vor fich hin. und ihr Körper fchrumpfte zufammen wie unter der Gewalt eines phyfifchen Schmerzes. ..Gehen wir ein wenig ins Freie." fchlug fie vor. Wir gingen in den Garten. Dort erzählte fie mir alles; während wir über die dunkelnden Wege fchritten. fchilderte fie mir ihre Ehe. Sie fchilderte mir diefe Ehe als ein Martyrium. das ohne Beifpiel war. Sie fchilderte den Major als einen argwöhnifchen. neidifchen. boshaften. ohnmächtigen. lügenhaftigen und gewalttätigen Greis. Sie fagte mir. daß er fie fchlüge. (O Gott. der Speichel im Munde wurde mir bitter wie Galle.) An ihr räche er die Unbill und Zurückfetzung. die er überall zu erleiden wähne. Wo er ihre Wünfche erfülle. fei es zum Schein; wenn er fich freundlich fielle. fei es zum Schein. Er behandle fie fchlimmer als einen Hund. Seit fechzehn Monaten lebe fie wie in einem Starrkrampf. und was fie lache und rede. wiffe fie nicht. Zuerft habe fie gefchwiegen aus Furcht vor ihm. dann aus Furcht vor ihm und vor der Welt. denn noch einmal als gefchiedene Frau bodenlos und heimatlos daftehn. das zu ertragen. fei fie nicht fähig. lieber wähle fie den langfamen Tod aus Kummer. Zorn und Angfi.
Ich glaubte. Man denke nach. ob es für mich eine andere Mög-lichkeit gab. als zu glauben. Es gibt im Ungeheuerlichen einen Punkt. wo der Zweifel erfiickt. anftatt genährt wird. Man kann der Raferei mißtrauen. man kann der Wut oder dem Haß mißtrauen. aber der fanften. fchwermütigen und verzweifelten Ruhe. mit der mich Aurora zum Mitwiffer ihres Geheimnifies machte. ift fchwer zu mißtrauen. Ich wußte zu wenig von Leidenfchaft. zu wenig von diefer fchrecklichen Rarkofe des Gemüts, Die Gewohnheit kalter Sinnenlufi und bezahlter Vergnügungen hatte mich einem Sträfling ähnlich gemacht. der die Kette nicht mehr fpiirt. aber vor Freude verrückt wird. wenn man ihm die Freiheit fchenkt.
Wie hätte ich ahnen follen. was in diefem Weibergehirn vor fich ging? ahnen follen. daß Neugier fie zur Verderberin und Verbrecherin machen konnte? Neugier. wie weit fie mich zu treiben imftande war! Sie glaubte nicht an Männer. fie glaubte nicht an mich. Daß ich in der Schlacht gewefen. daß ich Feindesblut und eigenes Blut vergofien hatte. das verlockte fie. und fie wollte mich erproben. Sie wollte ihre Macht an mir erproben. Sie hatte die unbeftimmte Sehnfucht. llr-heberin einer Tat zu werden. aber fie glaubte nicht an diefe Tat. fo wenig wie fie an Worte. Schwüre. Vorfätze und Empfindungen glaubte. Die una-gründliche. unermeßliche Leere ihrer Bruft verzerrte ihr alles

ernfte Beftreben. Wiffen. Wollen. Denken und Vollbringen zu fpott-
würdigen Schemen. Und fo wurde meine Ergebenheit zu einem Piede-
ftal für ihren lafterhaften Willen, und es war eine unheimliche Begierde
in ihr. mich zu entfalten. mich gleichfam auseinanderzureißenj um zu
fehenj - was in mir drinnen fei, Diefes und fonfi niäfts.
Das weiß ich jeßtz ich habe es erfahren müffen in einer Stunde.
die mich aus dem Himmel in die .Hölle fiürzte, einer Stunde. wie fie
vielleicht nur wenige Menfchen je erlebt habenj und die auch ich um
keinen Preis noch einmal erleben möchte. Aber wie hätte im es da-
mals fpüren oder nur denken follen? frage ich. Vor mir ftand eine Frau,
jung und unvergleichlich fäfön- den Sammet rührender Duldung in den
Augen) und fo hingefchmolzen vor meinem Wort und fchlechten Troft.
daß ein Tier weich geworden wäre. Kann man das noch Verfiellung
oder Heuchelei nennen? Jil dies nicht vielmehr eine böfe zauberifihe
Kraft. für die es noch keinen Namen gibt?
Jäf will es nicht verfuchenj meinen jammervollen Zuf'tand zu fchil-
dern. Ich wandelte herum wie ein Vergifteterf auch fchmeckte mir kein
Biffen mehr. Daß ich liebte. war kein Glü> mehr für mich. daß ich
geliebt wurde„ fpürte ich nur wie im Traum. Wie ich es fertig brachte-
mich täglich anzukleidenz zu wafchem zu frühftücken und den Obliegen-
heiten meines Berufs zu genügen. ift mir heute noch ein Rätfel. Offen-
bar gibt es irgend eine Mafchine in unferem Inneren- welche die all-
täglichen Pflichten gewohnheitsmäßig erfüllt. Eines Tages war ich
bei meiner Mutter zu Tifch) und da ich alle Speifen unberührt ließ,
fiellte fie mich plößlich in ernftem Ton zur Rede. Sie fagte. fie wiffe
alles; fie befchwor mich. von Aurora zu laffenf und nannte fie eine
gefährliche Kokette. Jch packte ihre Händez wie man die Fäufte eines
Gegners packt. der zum Schlag ausholt. „Auch du." rief ich. außer mir
vor Wut und Enttäufehung. „auch du gehfi zu den Verleumdern. Du
weißt ja nichts von ihr. Achz wenn du wüßtefi. wenn du wüßteft, es
foll fich mir nur einer ftellen! nur einmal Aug' in Angel Mich dürftet
ja danach„ fie vor die Pifiole zu bekommenj die felgen Hunde!" Meine
Mutter war erfchrocken. fie umarmte mich fchluchzend und fagte: „Daß
du den Appetit verloren haft. mein Junge. ift für mich das bef'te Zeichen.
daß deine Leidenfchaft verderblich und unnatürlich ift."
So zeigt fich einem jeden die Welt anders; dem einen von der
Herzensfeite. dem andern von der Magenfeite. Aber meine Mutter
hatte recht. Dennoch vermied ich es in der Folgex fie zu befuchen, und

vom November bis zum Februar fah ich fie nur zweimal. Auch mit andern Menfchen fprach ich nicht mehr als das Notdürftigftez ich gab jeden Verkehr auf und ftellte Aurora meine freie Zeit völlig zur Verfügung. Nachdem ich mich lange in einem Zuftand der Zerfchmetterung befunden hatte. begann ich die Unhaltbarkeit der Lage zu fpiiren. umfomehr. als meine finftere Apathie in Aurora fichtlich eine gewiffe Ungeduld erweckte. Ich fagte zu ihr. ich müffe mich mit dem Major fchlagen. Sie erwiderte mit der ihr eigenen brennenden und fafzinierenden Ruhe: ..Wie? Du willfi dein Leben gegen das feine in die Wagfchale werfen? Ein Zufall. und er bleibt Sieger. und ich. verlaffener als je. bin nicht nur auf feine Gnade angewiefen. fondern habe auch noch dich verloren. Bevor du mir das antuft. fchieß' ich mir felber eine Kugel in den Kopf. das follfi du wiffen."
Ihre Beredfamkeit war groß. Es ift von jeher meine Schwäche gewefen. daß ich gegen beredfame Naturen fchnell unterlag. Ich faßte den Plan einer Flucht. ..Fliehen wir!" fchlug ich ihr vor. ..ich bim reich. laß uns übers Meer fahren und ein neues Leben anfangen.“
Sie fchüttelte den Kopf. ..Fliehen heißt. mich in den Augen der Welt für fchuldig und ungetreu bekennen." fagte fie. ..Heutzutage ifi die Welt zu klein für folche Wagniffe. Wer kann mich zwingen oder mir es als nützlich einreden. daß ich wie ein Dieb in der Nacht ein Haus verlaffen foll. in dem man mit Füßen auf mich getreten ift. in dem man mich befpien und befudelt hat? Nein. Treuniß. das kann ein ftolzer Mann nicht von mir wollen."
Da-ftand ich wie ein Schüler. ..Was wollen wir alfo tun?"
fragte ich.
..So geben wir uns doch auf!‶ rief fie troßig und wie ermüdet.
Ich fchwieg. muß jedoch fehr blaß geworden fein. denn fie fah mich an. erft beforgt. dann na>jdenklich. düfter und kalt. An jenem Tag ver|and ich den Blick noch nicht. Der nächfte Tag war Allerfeelen. Ia' war gegen Abend gekommen. und Aurora bat mich dringend. zu Tifch zu bleiben. Ich konnte es ihr nicht verweigern. obwohl mir vor dem Beifammenfein mit dem Major graute, Ich hatte dienftlich mit ihm nichts zu fchaffenz in der Stadt fah ich ihn faft nie. von den Veranfialtungen der Offiziere hielt iäj mich fern; daß ich dennoch fein Haus betrat. dennoch an feiner Tafel fpeifte. fähig war. ihn zu begrüßen. ihm zuzuhören und zu antworten. dies alles müßte mich als einen hinterhältigen und niedrigen Charakter denunzieren. wenn es nicht durch

die Macht. die Aurora über mich ausübte. einigermaßen erklärt würde. Ihre Worte hatten eine folche Gewalt über mich. daß in meinem Kopf gar keine Überlegung mehr war. wenn fie einmal gefproäjen hatte. Da ich fie felber dulden fah. glaubte ich es unfrer Liebe fchuldig zu fein. mich ebenfalls zu beherrfchen und alles zu verfuchen. um ihr Los zu erleichtern. Was für Kämpfe und Leiden mich dies kofkete. davon will ich nicht reden.
Mit dem Augenblick. wo der Major das Zimmer betrat. pochte mir das Herz vor Haß. Ingrimm und Verachtung bis in den Schlund hinauf. Ich gewährte ihn nur wie durch Schleier. jede feiner Bewegungen erregte mir Ekel. bei jedem feiner Worte zuckte ich zufammen; meine Stimme klang heifer. und wer weiß. wozu es gekommen wäre. wenn ich nicht Auroras Blick wie einen geifierhaften Bann befkändig auf mir ruhen gefühlt hätte. Mitten in einem belanglofen Gefpräch unterbrach fich der Major. ftocherte mit der Gabel im Salat. fiihrte ein Blättchen an die Lippen. indem er daran leckte. und warf dann Befieck und Serviette mit einem Fluch auf den Tifth. ..Kreuzmillionenfchwerenot." fchrie er. ..wie oft foll ich denn noch fagen. daß ich den Salat mit Zitrone und nicht mit Effig angemacht will! Was haben denn die gottverdammten Frauenzimmer fonft zu denken? Bin ich denn der Niemand im Haufe. daß man Schindluder mit mir treibt? Wahrhaftig. eine Lammsgeduld gehört dazu."
In diefem rüden Feldwebelton ging's noch eine Weile weiter. bis er auffprang. die Tür hinter fich zudonnerte und hinausfiürzte.
Ich war vollkommen perpler. Das Blut ftieg mir langfam zu Kopf. und ich blickte Aurora fchweigend an. Sie faß da und lächelte wie eine Frau. die es endlich zur Augenfcheinlichkeit gebracht hat. was fie fonfi nur insgeheim erleidet. ..Dies ifi ein Affront." murmelte ich. ..ich werde ihn zur Nechenfchaft ziehen.“ Aurora lachte. ..Zur Rechen-fchaft ziehen? Einen Unzurechnungsfähigen? Was fällt dir ein!“ erwiderte fie herrifch. ..Abrechnen mit einem wilden Tier. mit einem Vieh!"
Ich zitterte vor innerem Frofk an allen Gliedern. Und wie mich nun Aurora fo anfchaute. mit blißendem Blick. mit gefchloffenen Lidern und mit einer unbeweglichen Stirn. da war es mir. als ob mein Herz in fiedendes Waffer getaucht würde. und. Gott möge mir verzeihen. ich fing an. jenen Blick zu verftehen. er ging auf in meiner Bruft wie das Saatkorn in gedüngtem Boden. Es war mir klar. es war ein

unabwendbarer Befchluß. daß der Major von meiner Hand fierben müffe. Aurora zu retten. war mein einziger wiitender Drang. ich fühlte meine Liebe zu ihr fo ungeheuer. daß ich die wenigen Worte. die alles entfchieden. trotz des Flüfterns mit einer Fefkigkeit hervorbrachte. als ob diefes Fürchterliche eine alltägliche Angelegenheit fei. Aurora. der aus weitoffenen Augen die Tränen über das Geficht liefen. hörte plöh-[ich zu weinen auf. ihre linke Hand bebte mir entgegen. ich ergriff die Hand und bedeckte mein Geficht damit.
Der Major kam nach einer Viertelftunde zurück und bat. anfchei-nend fehr betreten. um Entfchuldigung. die ich meinerfeits kalt quitticrte. ..Aurora." rief er gezwungen fcherzend. ..komm einmal zu mir." Sie erhob fich fogleich und trat eilig vor ihn hin. Diefe Bewegung fkla-vifcher Unterwürfigkeit und Angft rührte mich tief. Daß fie wahrichein-[ich nur für mich berechnet war. ahnte ich ja nicht. Wie Napoleon. wenn er einen feiner Günftlinge wieder verföhnen wollte. zupfte der Major feine Gattin am Ohrläppchen und lachte. Unter irgendeinem Vorwand verabfchiedete ich mich alsbald.
Ich war jeßt bei ziemlich kaltem Blut. und während der ganzen Nacht überlegte ich meinen Plan. Am nächften Vormittag um elf Uhr traf ich Aurora. wie oft bei fchönem Wetter. im Stadtpark. Ich ver-mochte mit ihr davon zu fprechen. Es fiel mir auf. daß fie dabei fortwährend mit niedergefchlagenen Augen lächelte. Dies dünkte mich fehr kurios. Ich wußte nicht. war es Unglaube. Befriedigung. Ge-dankenlofigkeit oder irgend eine Träumerei. Der Ausdruck ihrer Züge rief eine dunkle Erinnerung in mir hervor. Erft viel fpäter entfann ich mich. daß vor Jahren. als ich in Bafel war. das Bild der Herzogin vom fogenannten Basler Totentanz eine lange nicht verwifchbare. fait unheimliche Wirkung auf mich ausgeübt hatte. Es war genau diefes füß-friedfame Geficht. in dem etwas Wildes und Kindifches war. eine zerftreute und luftige Graufamkeit und ein Lächeln. als ob der Tod nur ein Schreckmittel für Schwaäfköpfe fei.
Nun. was half's; ich war darum nicht weniger verftrickt. der Gedanke wurde uns vertraut. Er erweckte kein Schandern mehr in mir. Er nahm Geftalt an. und ich war von ihm befeffen, Gleichwohl quälte mich Auroras Verhalten. Wenn wir eine Zeitlang ernft über das Vorhaben gefprochen hatten. klatfchte fie plötzlich in die Hände und lachte. als ob es fich um ein Märchen handle. an dem zu finnen an-genehm war. das aber niemals in Erfüllung gehen könne. Dergleichen

regte mich ungemein auf. Wenn fie mir die Perfidien und zahllofen tyrannifchen Handlungen ihres Gatten klagte. beobachtete fie mit Angfi. bisweilen mit einem Gemifeh von Freude und hungriger Erwartung die geringfte meiner Gebärden. Mein Geftändnis. daß mich ihre Berichte unfinnig folterten. fchien fie oft beinahe fröhlich zu ftimmen. und es beftürzte mich. wenn fie unmittelbar nach einem der unheilvollen Gefpräche mit dem Vergnügen eines kleinen Mädchens einen Hut probieren konnte und fich felber in den Spiegel hinein entzückt anlächelte. Ich habe während der ganzen Monate Dezember und Januar in keiner Nacht mehr als zwei Stunden Schlaf genoffen. und am Ende fah ich aus wie ein Schwindfüäitiger.

Dazu die gefiohlenen Liebesfiunden. in denen meine Leidenfchaft nur durch verfprechungsvolle Küffe Genüge fand. Was Genüge! Ein verzweifeltes Aufflackern war's immer wieder. das den Körper ruinierte und mir alle Klarheit des Gemüts und Geiftes raubte. Aurora gab fich mir nicht hin; fie erklärte. das fchände fie. fie wolle fich nicht noch mit Lug und Trug beladen. fie wolle ihr Gewiffen fleckenlos bewahren. Ich ehrte diefe Gründe. ich konnte nicht wiffen. daß es ihr bloß darum zu tun war. mein Gefühl ins Maßlofe zu fteigern. Denn fie. fie hatte ja g-enoffen! Sie wollte fich einniften in der Anbetung eines vertrauensfeligen Mannes. das verlieh ihr einen Halt. eine letzte Würde und weckte vielleicht ihr abgefiumpftes Herz zu einer Regung von Zärtlichkeit. Das war es. das war das Ganze. und ich Tropf lief in die überdeckte Falle und ftürzte fo tief. daß keine Fafer an 'meinem Leibe heil blieb.

Eines Abends um fieben Uhr kam Aurora in meine Wohnung. dicht verfchleiert. Sie war ftill und finfter. wie ich fie nie gefehen. Sie entblößte ihre Brufi und zeigte mir einen blutigen Striemen. Ich ftotterte eine Frage. ..Dies ift von ihm." fagte fie dumpf. Da fchlug ich befinnungslos mit der Fauft um mich und zertrümmerte das Fenfier. Mit meiner von Glasfplittern verwundeten Hand wollte ich fie an mich ziehen. aber fie. auf das Blut ftarrend. wich fehr erfchrocken zurück. ..Du weißt. ich kann kein Blut fehen." hauchte fie. ..Und doch follft du bald Blut fehen." antwortete ich. ..Nein fehen nicht.“ verfeßte fie abermals hauchend. ..Ach. wenn das wäre." fügte fie hinzu und fchaute mich glühend an. ..wenn du das vollbringen könntefi. dann könnte ich fierben aus Liebe zu dir."

Daß fie gewagt hatte. zu mir zu kommen. erfchütterte mich. da ich

in diefer Verwegenheit nur eine Handlung des Vertrauens und der Zu-
neigung erblickte. Beforgt um ihren Ruf. holte ich felber einen Wagen;
ich begleitete fie. und während der Fahrt feßten wir Tag und Stunde
der Tat feft. Ich faßte „morgen" Aurora antwortete. morgen fei
der große Ball im Kafino. da wolle fie noch einmal tanzen. Diefes
..noch einmal" zerfireute eine unangenehme Verwunderung. die mir der
Einwand zunächfi erregt hatte. Ich fagte alfo: übermorgen. Sie
wünfchte auch diefes nicht. Sie fagte. am Sonntag fei in Weidenberg
Jahrmarkt. ihre Mädchen und der Burfche des Majors hätten für den
Nachmittag und die Nacht Urlaub erbeten. und fo könne ich ins Haus
kommen ohne Gefahr. einen Unberufenen zu weäen. Ich fügte mich.
obwohl mir jeder Tag und befonders jede Nacht bis dahin zur Ewig-
keit werden mußte. An das. was nachher kam. dachte iä) nicht im
geringfien. Vermutlich fpürte ich fchon. daß ich auf eine Zukunft nicht
mehr zu rechnen hatte.
Als ich am nächften Mittag in Gefellfchaft des Regimentsadju-
tanten über den Domplaß ging. gewahrten wir einen fehr fetten und
auffallend elegant gekleideten jungen Menfchen. der offenbar fremd in
der Stadt war. In der Provinz wird der Fremdling. und gar der
Großflädter durch ein Etwas in Miene und Schritt fofort erkennbar.
Ich hatte nur einen Blick auf ihn geworfen und fühlte gleich den
äußerften Widerwillen gegen dies abgelebte. hochmütige und bornierte
Geficht. Der Regimentsadjutant zwinkertc mit den Augen und bemerkte
fpöttifch: ,.Aha. da ifi ja der Fabrikant Dotterwachs aus Berlin.‟
Mich durchfuhr eine unklare Erinnerung von nicht fympathifcher
Art. aber erfi hernach fiel mir ein. daß das vielleicht jene Perfon fein
könne. von der mein Freund. der Ingenieur. gefprochen. Als ich am
Nachmittag in die Wefiermarkfche Villa kam. wurde mir gefagt. die
gnädige Frau fei nicht zu Haufe. In meiner Wohnung angelangt.
übergab mir mein Burfche einen Brief. Es war ein anonymes Schreiben
folgenden Inhalts: „Wenn Sie das geheime Abfteigequartier der Ma-
jorin Weflermark kennen lernen wollen. fo verfügen Sie fiä) in den
dritten Stock des Haufes Nummer 15. Säiönlandftraße. Eine frühere
Kammerjungfer und jetzige Vertraute der Majorin ift Kupplerin und
Mieterin dortfelbfi.‟ -
Ich zerriß den Feßen und heftete nicht zwei Gedanken daran.
fchon. weil mir die Sache zu albern erfchien. Leider hatte ich Aurora
verfprochen. auf den Kafinoball zu kommen. wenn auch nur. um fie zu

ü_
fehen. Ich überwand meine Abneigung. die mir in der jetzigen Stimmung derlei Feftlichkeiten haffenswert machte. f>7ob aber die Stunde mögliäifi hinaus. und fo war es bereits recht fpät. als ich den Saal betrat.
Aurora war von einem Kreis junger Leutnants umgeben. Sie war hinreißend fchönz die Haut von Bufen. Hals und Antliß glänzte wie Silber. darunter floß fifchhaft das dunkelgrüne Spitzenkleidz fie war heiter. allzu heiter; und ich. ich war finfier. Ich war einer Ohnmacht nahe. fo fchrecklich empfand ich i-n diefem Augenblick meine leidenfchaftliche Liebe. Frau von Rütten. an der ich nicht grußlos vorübergehen konnte. faß mit einigen andern Leuten in einer Säulennifche. Alle diefe Leute fahen mich mit feltfamen Blicken an. wenigftens fchien es mir fo. Ich bemerkte darunter auch das fiebzehnjährige Kind. mit dem man mich hatte verheiraten wollen. Ich glaubte die Augen diefes Mädchens mit einem rührenden Gefühl auf mich gerichtet. Ich wandte mich hafiig ab und hatte gerade noch Zeit. dem Major Wefiermark aus dem Weg zu gehen. der auf mich zukam. lachend und winkend. als ob ich fein befter Freund wäre. Es überriefelte mich eiskalt.
Ich fiellte mich nun an das untere Ende des Saales und ftarrte in das lichtübergoffene Geflimmer der Uniformen und Roben. Die Walzermufik fiimmte mich traurig. und ich weiß nicht. wie es zuging. aber ich mußte befiändig an den Mann denken. den ich mittags gefehen. und defien fleifchige und gemeine Züge nicht aus meiner Vorfiellung fchwinden wollten. Ich fah ihn effen.- ich fah ihn Bier trinken. ich fah ihn widerlich lachen und prahlen. und voll Bitterkeit dachte ich mir: das ift alfo der jetzige Deutfche. ein folcher Mann darf den Namen eines Deutfchen führen; Emporkömmlingz dickfelliger. ohrenlofer. aufgeblafener. herzlofer Gefelle. dem alles gehört und der nichts refpektiert; und fo find fie alle. fie haben das Zittern verlerut und brauchen wieder einmal die Peitfche des Schickfals. Dabei kannte ich den Mann doch gar nicht und verband nur einen Eindruck mit dem Groll über eine allgemeine Kalamität. denn ich war in diefen Dingen fchon zum Schwarzfeher geworden und war deshalb auch nicht mehr mit innerer Freude Soldat.
_ Nach dem Kotillon gelang es mir. Aurora für ein kurzes Alleinfein zu erobern. In ihrem Wefen war etwas Schmachtendes. das ich nicht lediglich der Wirkung des Tanzes zufchreiben mochte. Die Luft zitterte zwifchen unfern Mündern und unfre Blicke bohrten fich feft ineinander. Trotzdem Leute um uns herumfianden. hatte fie die Ver-

Jake-b 'Waßietenanm 7-; rum:: und Aurora
-- -- '"* :_; """Jß ... :_-
Wege-Pant_ nnch zu fragen.. e-e'* es ben.. Sour-..Ag abend verbleibe. nnd
ile in; iii neigt-"ils und bulk-.zt niclit. iZ-chelt.- fie :nit ent'il'ißten Zähnen.
:*-Zr--n lange nachher. als fie fich fchon von mir entfernt hatte. beob-
t.!].tet* il. daß ihre Ann-x* bisweilen forfohend. ia 'i--J'tlith auf mir
.rt-:tree: "L'iofZl'ti' (arg fi. (ti ihrem ?I7 -inn. ici-.xre- ihny eit; naar *:-„*.".-“-:te.
un.: *verließ den Saal. "Der Major. der bei Frau ron Nutten iaß.
et. et* 171i-, um ihr :u folgen. Sie kehrte nrch einmal um. und fie redeten
»crime ein.: “UK-Ze ...meins-Wer. dann ging Aurora. »ler Mail-r ici-ziert
..n .rie i319 und zeigte ein nachdeni.ictics Geficht. 'On Aurora nicht
----;.t'.1-1.. ent'.;*.itß ich mich. Frau von Nutten zu fragen. ob fie wiffe.
o .*,*i(*-*-*.'(*ctt Zee Nitrit-ortet(mi: kalt. e'c- Manitu habe fie.: tei-ht
wohl ?iM-i! und *c* nach Haufe gefaltet-n; fi*: bare rtr-'rt gewiinfcin. 'daß
der Maier ti* begleite. weil fie bett-nun! wiederkrn-mcn wolle. Ich
-nundc**-- e n *.->.- wurde buiorgt. ("be eine I'kit-t*tt-i(t'.-t-l"e weft-..Jeu
.nc-tr, rate»- 1.7* nur:: ,n .i :er ttitle an*: :ein Hai*: entfernt. nahm außen
"e-:nen Maut-l rat* titte- n-:ih der Briefte-rni-trkfctten Villa *Laß meine
"';*'.*.x*-'“i*t.*. unter d r Bella-*wide* ni' brmetÖ. und t".' "Fliig gefunden
--Ft'l'tt- kr--in-c. ter-'Uer- .una-te in. kei-e ("War-irn. Da i3.» im
Lie* .errct-n fe. .-it't noch richt fan. Z..-.1:cte 'U' am Wartet-.tor Eine
c .r'k'lfk-'ZLL-F *mate vom .Zen-"tm aus. wir ta fei. "Ich erkundigtc
1-- -. .*i.- Ä": 'ee-,- Rund-:ge ?Yeti-e titel. *oi-.'1- bef-*auex weik der "Sling-*t tin-ht
..ct Witt. .nu . c* ..3 -ci daß fir fir-:u z-..-iickgrkel*rt wäre. Das
.* [..tft-n rti-.dtt- - .* rt: ani'dige 'Frau ici auf den. Ball, Sie fei
.ie-.- 70.:." 1-1 .;1.:.-v nacl- .fau;. _gem-.breit ne»-ctcc im. Dies wurde
dernen...
d
"1t- ir-tc--r'. .;..- ter gegentibcrliegenden Etranrnieite auf und
-t :er-.d Z*:.*:-.---
7*: tdi-*te 3725i? Uhr "mit-ea. Darauf w-:tiflr ich
:t nme- .1--.- e.:- -: eg ..t-.d *.LDLÖ. fie hate .1m Ende das Kaffee gar
mt *er-147e; '.K'e :.21 .n du '*O'*.th.!*-*'iraßi einbeg. rafielte eine
cbj-.le .in um*: 7*.. :5*: ert* iii-..e :fit-.t .*-oe-.Lk-nnder Erwitte 'tre-:ter
it -. ungefähr txt .t *Zeit-3. *er-_t *'*L--ge ztl'iJÜLOil mit* .ind dem tinfmo.
(ef-Ic* '.-g ein FN* ..--.. un" der :lat-g- n letzte fich wieder in Bewegung.
*-749 kau- .41. -.. *f *Ui-*elle* -'-".*.;.ttoir e--qtgegen. und ich .mini-me
"in *z *-*kaettxt k.. Bc.'*.- (L-'x "RZ einen _LZnlinh-r und wir ?tad-
7:'*.uhe. xl"- -::te-.. -“-*i-.ct;e urn-.- einen angrftrengt überlegendrn Ausdrrä,
nc'. Lein* r. er. :..tr-e:: nö ?,:ttn Pfeifen gmx-tet. .Kt-'.-drgefchlag--t diene
- zu “net tr., a“-:*r...-. :rc delt-:- ii) noct: _namlich 33.:,-.e Zeit 8“? den
"Z" »'--n tee-*tt *. Als i3.- c. *n wieder der. Outline-ll betrat. er7:*!*.r im.
....-
"D

Treunitz und Aurora IWW Wag'ezmzg..
F
ß
j
' 'L -
"c L."
-.
Leere, 'Zen uber-.and :17.4.: Abu-.gung lie .1*'c in der jetzigen
derlei Flint-leiten bnfienstrert machte. fchob aber die Stunde n-
dinr--s. url: *'- wat es bereits recht fpät als ich den Sie." . 3
'klärt-*a n-c.. e;..-.r .iii-eie- iuk-ger Zentrums umgeben. *.t
hinccißend fehen; die .laut von Bufen. &Alle und Antlitz gl-i.,_., - .
Silber. darunter fir-j'. i-ichhaf-t des dunl-.lxrüne Seit-fcnkleit *":- .
.dein-c, allzi- hätt-:z nnd ich. ich *rar fir-2:721», Ich wat einer :Ti-53.*-
nakr. fo i-7-i-.FFnch mati-*4nd ich .n diefem Augenblick meine (eit-r* '
(jolie ?Ölen-c Fran ver Witten. an dcr ich nicht gruß-'los rei-.1: ?e
ki*.*i"-_ faß --.,-- einig-i andern Leuten *u einer Til-*.:lenntZcl-c
t.--- .**qte nur. l". fil-:arten VNGirl? an. wenigfiene
nie '** '.* ** '- e-'te darunter auch das fiebzehniährige ..flit-id. mi. r .
"d
2... :ce . r -' *raten nun-len. glaub.» *rie Ang*:- c-
." '73'1- *-
:. "No-.tiven :Meindl 0.15.7 *Uri* pci-bittet.
'rule r **i, .uk 'nette gerade nocli Zeit. dem (Dialer Wefiet'mätt „
7*. "'*t -. f ---.--, der ruf mich pikant. i7i1cnd url:- winkenk q- .-
.-
, '- .1.: n-.ir . *Sie -ir-crrceie'71e nö?! Metal»
*'. . 1"'
.
q
&ix-l' “ .F
3.. ' . -*'.1 nun an dne untere Ende tre Snakes und '-'t
"n 7* 3 .i :.-i-*meF-:ne (fieflimmer der Uniformen "nd Ruben
I*J-..:c.**:;t-*.* -„-*e *eiii* trat-ig. und tei) we'ß ink-3* wie es :x1
ab„ 7.11. :73.7 , ken-*eig an den Mann til-71V.. den ich mit' _e
gel-inn. und i* 7**: Zl- *r:::-*-_e und -j -n ine 37-er inch* uns mein-r,-
lieu-.inf- i-*:n*.*-:rc- ".* n. "cet- ?ah ty! .ür-*nx ich 117"* *rn Bier tr:nk.'-.
ick) „h ihn [li-Ott. -* law-.n er* Wahlen. und dell 1)*:tterkeit da>*'- .f-
mir: das :*'t e' .- i-.r .--- a-* L*-i*1*t“l*-k. ein former Mann der' 1**
*1_
|
. .
q? 7" "F *k- 1* *r* l 1' * - * ' - 1 ' ..v . * .- *"1" ' *WZ-1"'*1 * *'- "-
X b.. *lf' *'n..* "k-'f -- ***ck- '- k' _K('*,*:n .f ..K-. Q(.,. 1:.,|*..j B
und rr*: 17.-.
Iritter-t verlertt ut
* L
'
B
[0'**-g &lil-.ll'i'i-*i ..*7 **'_'. i 1*... :Xlklb ...k , e'. 1 - . ., , . -. , . - . - r
rcipcltii-rt, und i . 1. elle. .te nat-.xt der-.-
bean-bez' rote-fur :.:a * *reif-ai. dis .-.'*'.77-F':-'-*. :ZL-:bei kannte
.
r* F:mern-t nur
"d
-'
der. Mann t-. 7- cz...- n-. *l.-7.-.l**7' An,
Groll tiber .*'n_- .cute-rc; **1'.-.'..---.!..:, ?ce *.*.t*.- *der ..n dern L"
j _ . F *
hier x *u .*3 "Ic-x 73*. e* - .. t *'- *i -'-.Z t. - * --Z- *7.* .:.'.l*, :134- t'

7*... inn-*rei 7- t * - -_ **
R 1 . - . _ ' . a a , a - ' . ,l .,
2).“ '*1 3-." J'.. q. l q' .'- z k k, ,k "k "0. 7 'k' 'Zilk kc-.ÜÖ .xs .c
"m-'1:72 .ef-ode". *-7 - - '.*.*-1*i *-.t tlx- .-iltk'ic.l.:.*il'lli" . das *l
niclit WANN' x“, 'klinik .-.e-
q -- »xt .i'- i *7 “die 'Die "3.-"
NRW“. BLW-fuß .zzlzcfn 'LNK .*1 "z ?Milk-Z iM*- *".l *-
ß' ?Ok-c o. 1 'ZK-“NTauNc'f- n. *g g', .:';.q L':.

wegenheit. mich zu fragen. ob es beim Sonntag abend verbleibe. und als ich fchweige-nd und beftürzt nickte. lächelte fie mit entblößtcn Zähnen. Noch lange nachher. als fie fich fchon von mir entfernt hatte. beobachtete ich. daß ihre Augen bisweilen forfchend. ja ängfiliih auf mir ruhten. Plötzlich ging fie zu ihrem Mann. fagte ihm ein paar Worte und verließ den Saal. Der Major. der bei Frau von Rütten faß. erhob fich. um ihr zu folgen. Sie kehrte noch einmal um. und fie redeten wieder eine Weile miteinander. dann ging Aurora. Der Major fchien unfchlüfiig und zeigte ein nachdenkliches Geficht. Da Aurora nicht zurückkam. entfchloß ich mich. Frau von Rütten zu fragen. ob fie wiffe. was gefchehen fei. Sie antwortete mir kalt. die Majorin habe fich nicht wohl gefühlt und fei nach Haufe gefahren; fie habe nicht gewünfcht. daß der Major fie begleite. weil fie befkimmt wiederkommen wolle. Ich wunderte mich und wurde beforgt. Ehe eine Viertelfiunde verfloffen war. hatte ich mich in aller Stille aus dem Saal entfernt. nahm außen meinen Mantel und eilte nach der Weftermarkfchen Villa. Daß meine Abwefenheit unter der Ballgefellfchaft bemerkt und auffällig gefunden werden könne. darüber machte ich mir keine Gedanken. Da ich im Souterrain der Villa noch Licht fah. läutete ich am Gartentor, Eine Mädchenftimme fragte vom Fenfter aus. wer da fei. Ich erkundigte mich. ob fich die gnädige Frau noch oben befinde; weil der Wagen nicht da war. mußte ich annehmen. daß fie fchon zurückgekehrt wäre. Das Mädchen erwiderte mir. die gnädige Frau fei auf dem Ball, Sie fei aber doch vor kurzem nach Haufe gefahren. verfehte ich. Dies wurde verneint.

Ich fpazierte auf der gegenüberliegenden Straßenfeite auf und ab und wartete. bis die Glocke zwölf Uhr fchlug. Darauf machte ich mich wieder auf den Weg und dachte. fie habe am Ende das Kafino gar nicht verlaffen. Als ich in die Wilhelmfiraße einbog. rafielte eine Drofchke an mir vorüber und blieb etwa zweihundert Schritte weiter fdehn. ungefähr in der Mitte des Wegs zwifchen mir und dem Kafino. Es ftieg ein Herr aus. und der Wagen fetzte fich wieder in Bewegung. Der Herr kam mir auf demfelben Trottoir entgegen. und ich erkannte den Fabrikanten aus Berlin. Er trug einen Zylinder und rote Handfchuhe. Sein fettes Geficht hatte einen angeftrengt überlegenden Ausdruck. und feine Lippen waren wie zum Pfeifen gefpißt. Niedergefchlagen. ohne recht zu wiffen. weshalb. wandelte ich noch ziemlich lange Zeit auf den Straßen herum. Als ich dann wieder den Ballfaal betrat. erfuhr ich.

daß Weftermarks fchon nach Haufe gefahren feien. Dies befchwiäftigte mich einigermaßen.
Als ich am folgenden Nachmittag zu Aurora kam. fand ich fie lefend. Sie hatte unter alten Sachen gekramt und ein Stammbuch aus ihrer Mädchenzeit entdeckt. Ich beugte mich über fie und fah. daß ihre Blicke auf einen Vers gerichtet waren. der in großväterifchen Schriftzügen ein vergilbtes Blatt bedeckte. Er lautete:

Mit einer Blume zu fpielen. ifi dir erlaubt.
und fie zu pflücken.
Mit einem Herzen. das du geraubt.
follft du nicht rücken.
Vergiß nicht. o Mann. .o Weib.
Herz. das fich fchenkt. ift Gottes Leib.

..Ein hübfcher Spruch.“ fagte ich. Aurora fchaute mich geiftes-abwefend an. Sie ergriff meine Hand und hielt fie feft. Ihre Finger waren heiß. Ihr Wefen war fo gemfenhaft fehen und fo bedrängt. daß ich den Augenblick fehnlich herbeiwünfchte. wo ich ihr zurufen konnte: du bift erlöfi. Sie hatte viel Gefichter. und jeden *Tag zeigte fich mir ein neues. Hätte fie nur ein einziges Geficht befeffen. fo hätte ich vielleicht ergründen können. was in ihr vorgingz aber von der hinfchmelzenden Schwermut bis zur Trunkenheit des Vergnügens alle Verwandlungen mitzuerleben. hatte ich kein Talent. Ich hätte lernen müffen zu fehen. bevor ich fie liebte.
Endlich brachte ich es über mich. fie zu fragen. wo fie gefiern während des Balles gewefen fei. Ihr Geficht verfinfterte fich er-fchreckend. ..Bedeutet dies Mißtrauen?‟ flüfkerte fie langfam. Ich fchüttelte den Kopf. ..Haft du denn gar keine Geheimniffe?‟ fragte fie in derfelben düfiern Weife. ..Gar keine." antwortete ich. ..Aber ich." fuhr fie fort. ..ich habe Geheimnifie. und auch die follft du lieben. Bin ich nicht mit meinem ganzen Dafein fo und foviel taufend Zufchauern offenbar? Wenn ich kein Geheimnis hätte. müßte ich fterben. übrigens magft du wiffen.‟ fügte fie hinzu. ..daß gegenwärtig ein ehemaliger Freund von mir in der Stadt weil-t. ein Menfch. dem iih einfk viel zu verdanken hatte. der aber meine Dankbarkeit jetzt ausbeutet. An Be-drückeru hat es mit nie gefehlt. Aber von alledem fprechen wir ein ander-mal.‟ ..Ein andermal?" verfeßte ich mit fiockender Stimme. ..Ia. ein andermal." bekräftigte fie mutig oder auch gedankenlos. Sie näherte

fich mir. legte ihre Hände auf meine Wangen und flüfterte: ..Ac-h. wir werden viel beieinander fein müffen. damit ich dir alles. alles fagen kann." So verfiand fie es. mich zu beunruhigen und mich ficher zu machen mit ein und derfelben Rede.
Als es zu dunkeln begann. gingen wir gegen den Fluß hinaus fpazieren. Es war dies ein einfamer Weg. wo felten jemand zu fehen war. Da wir uns. am folgenden Tag nicht fehen wollten. verabredeten wir alle Einzelheiten des mörderifchen Vorhabens. Aurora gab mir den Sehlüffel zur Gartenpforte. Der Hund. der während der Nacht im Garten frei war. brauchte keine Sorge für mich zu fein. denn das Tier kannte mich. die beiden Jagdhunde wurden nachts in den Verfchlag neben den Keller gefperrt. Den Hausfchlüffel könne fie mir ni>ft geben. fagte Aurora. es fei nur ein einziger vorhanden. und den habe ihr Mann. Sie wollte an der Rückfeite der Villa das Flurfenfter offen laffen. dort follte ich einfteigen und mich der Stiefel entledigen. bevor ich ins Schlafzimmer des Majors ging. das er unverfperrt zu laffen pflegte. Daß fie keinen Hausfchlüffel befaß. war eine Lüge. davon konnte ich miä) felbft überzeugen. ehe zweimal vierundzwanzig Stunden vergingen, Den Grund diefer Lüge vermag ich allerdings auch jetzt noch nicht einzufehen. Vielleicht wollte fie die Vorbereitungen abenteuerlicher machen. oder. was wahrfcheinlieher ift. fich vor Überrafchungen ficher ftellen. Dies fehlug fehl durch meine aufrichtige Entfchloffenheit.
Jch gefiehe. daß mich fchauderte. Aber ich war ja fchon verdammt durch den Willen. Die Ausübung war nur noch eine mechanifche Folge für mich. Aurora verwunderte mich dann und wann durch eine Miene des Staunens und eine mir unerklärliche neugierige Spannung. Während des Nückwegs jedoch blieb fie bei einer Weide fiehn. firich mit ihren Händen den Schnee von einem Aft und warf fich plötzlich. erft lachend. dann weinend an meine Schulter.
In welcher Verfaffung ich den nächfien und den übernächften Tag verbrachte. ift zu befchreiben unmöglich. Wozu follte ich auch dabei verweilen, Erft im Gefängnis habe ich erfahren. daß der Major gerade an jenem Sonntag fein Geburtsfeft feierte und daß ihn Aurora mit einer neuen Jagdflinte. einem neuen Portefeuille und einem Paar von ihr felbft geftickter Pantoffeln befchenkte. Gleichfalls habe ia) erfahren. daß fie ihm. wie das Stubenmädehen ausfagte. fchon am Morgen die Erlaubnis abfchmeichelte. den Abend außer Haus verbringen zu dürfen. bei einer Freundin. die aus Stettin gekommen fei. Um zwei Uhr nach-

mittags fchickte fie den Burfchen des Majors mit einem Brief in meine Wohnung. In diefem Brief fianden nur die Worte: ..Auffchiebem Gründe mündlich.“ Jä) bekam aber den Brief nicht mehr in die Hand. und das war ein Unglück. Ich war um zwölf Uhr zum (erstenmal in meinem Zimmer gewefen. hatte Zivilkleider angelegt. den Revolver zu mir gefteckt und war über Land gegangen. Ich hatte mir vorgenommen. nicht mehr nach Haufe zurückzukehren. denn mir graute vor den vier Wänden. Dies war. wie gefagt. ein Unglück.
Die fchrecklichfte Unruhe trieb mich draußen über Landftraßen. durch Wiefen. Acker und Wälder. Ich war todmüde. als ia) fpät abends in die Stadt zurückkam. aber mein Kopf war klar. Um drei Viertel zwölf ftand ich vor dem Gartentor der Villa. Im Zimmer des Majors brannte kein Licht mehr. Ich wußte. daß er fich tägliäi um elf Uhr zur Ruhe begab. denn des Morgens war er der erfte Offizier in der Kaferne. Ich fperrte die Gartentür auf. und als ich nach der Rü>feite des Haufes ging. folgte mir der große Bernhardinerhund mit freundlichem Wedeln feines Schweifes. Als ich das bezeichnete Fenfter. entgegen der mit Aurora getroffenen Verabredung. feft zugefchloffen fand. ftußte ich. Eine Weile war ich ratlos. Ich zog aus dem Umftand nicht den vernünftigen Schluß. den ich hätte ziehen follen. Ich befchloß zu tun. was die Diebe und Einbrecher tun. Mit der pelzbehandfchuhten Hand preßte ich fo lange an das Glas. bis es fprang. Die Jagdhunde im Verfäflag fingen an zu bellen. da fich aber fonft nichts regte. entfernte iäf mit Bedachtfamkeit die Scherben. öffnete den Innenriegel und i'tieg ein. Ich hatte Gummifohlen an den Stiefeln und flieg unter dem fortwährenden Gekläff der Hunde die Treppe hinan bis zum Schlafzimmer des Majors. in das ich ohne zu zögern eintrat. Es war eine ziemlich ftürmifche Mondfcheinnacht. und obgleich der Mond häufig durch Wolken verdeckt wurde. fiel doeh durch das unverhängte Fenfter Licht genug. daß ich den Major fehen konnte. Er hatte eine Mütze auf dem Kopf und fchnarchtc laut. Er erfchien mir fehr dick. Dicke Menfchen waren mir von jeher zuwider. und in diefem Augenblick emufand ich nur die rein tierifche Abneigung gegen den Mann. Als ich neben das Bett trat. gewährte ia) auf dem Nachtkäftchen ein Buch. und iä) konnte im Mondlicht ohne Mühe den Titel auf dem bunten Umfchlag lefen. Es waren ..Lederftrumpfs Erzählungen“. Einfältig und lächerlich kam es mir vor. daß ein Soldat in den Jahren des Majors iolches Zeug zur Abendlektüre wählte; aber diefe Betraäftung

ließ mich nur umfo mehr fpüren. wie fchändlich es fei. einen Mann im Schlafe zu töten. Einer derartigen Regung fühlte ich mich nicht gewachfen. ich legte meine linke Hand auf die Schulter des Majors. in der rechten hielt ich den Revolver. Der Major wachte fofort auf und fah mich ßier an. ..Nehmen Sie einen Revolver.“ fagte ich kalt. ..wir miiffen uns auf der Stelle fchießen." Seine Augen rollten furchtfam im Kreis. und es war. als verftehe er mich nicht. Ich wiederholte meine Worte. Er fing an zu murmeln; ich fchnitt ihm die Rede ab und wiederholte meine Worte. Er fchüttelte fich ein wenig und fprach jetzt deutlich. ich hörte nichts und wiederholte abermals meine Worte. Plötzlich fprang er auf. die andere Seite des Bettes war ebenfalls wandlos. er taumelte aus dem Bett und fchrie mit heiferer Stimme um Hilfe.
Da fchoß ich. Ich fchoß zweimal. Er ftreckte gleich darauf die Arme in die Luft und ftürzte zu Boden. Ich näherte mich ihm und fah. daß er tot war. Es rann mir eifig durch alle Glieder. Ich verließ das Zimmer und ging über den Korridor hinüber zu Auroras Schlaf-gemach. Sie mußte die Schüffe gehört haben. Was jetzt? fuhr es mir durch den Kopf; das beftändige Gehen(der Hunde machte mich rafend. Ich hatte mir das Nachher ganz und gar niäft vorgeftellt. aber daß ich mich nun gemütsruhig entfernte. um zu warten. bis am Morgen die Untat. als von einem Unbekannten verübt. entdeckt wurde. das ging nicht an. Ich fühlte. daß ich fierben miiffe. und es entfiand in mir der Wunfch. daß Aurora mit mir fterben möge. Wie ward mir aber. als ich Auroras Zimmer leer fand und ihr Bett unberührt! Ich fchritt der Reihe nach durch alle Zimmer des Stockwerks. und die wohlbe-kannten Möbel und Bilder blickten mich an. wie lebendige Dinge. In-des ich wie ein Gefpenft dort herumirrte. vernahm ich das Rollen eines Wagens auf der Straße. Ich ftand gerade wieder auf dem Korridor. welcher auf eine Tür zulief. die gegen einen kleinen Gaffenbalkon oder Vorbau führte. Diefe Tür öffnend. trat ich hinaus und kam eben recht. als der Wagen vor der Gartenpforte hielt. Durch die kahle-.1 Baum-zweige hindurch konnte ich fehen. daß Aurora ausftieg. Ich erblickte aber noch jemand im Wagen. ein Geficht erfchien am Fenfier. das ich wohl erkannte. Aurora blickte flüchtig am Haus empor. aber nicht dorthin. wo ich fiand. fondern gegen die Seite. wo des Majors Zimmer war. Darauf beugte fie fich noch einmal in den Wagen. ich fah einen roten Handfchnh auf ihrem Arm und iäz hörte fie fliiftern und lachen. Gott! ich hatte kaum mehr die Kraft zu ftehen. ich fpiirte. daß mich die

Bläffe überftrömte wie Sand. Treuuiß! Treunißl fchrie es in mir.
du haft verfpielt.
Aurora war inzwifchen ins Haus gegangen. den Schlüfiel hatte ich in ihrer Hand blinken gefehen. ihre Schuhe fchlürften auf den Steinfliefen im untern Flur. dann ging eine Tür. dann wieder eine. Ich ging in den Flur. blieb aber in der Ecke fiehen. Aurora kam mit den beiden Iagdhunden die Stiege herauf. Sie hielt die Tiere. die fich wie toll gebärdeten. feft an der Leine. Wahrfäzeinlich hatte das unaufhörliihe Gebell Furcht in ihr erweckt. und fie hatte den Verfehlag geöffnet. um die Hunde mitzunehmen. Sie gewahrte mich nicht. fie ging in ihr Zimmer. Ich hörte. wie fie mit beinahe wilden Lauten die Hunde zu bändigen fuchte. was ihr jedoch nicht gelang. Ich kehrte unterdes zum Zimmer des Major-s zurück. blieb aber auf der Schwelle fiehen. Ießt trat Aurora mit der Kerze auf den Flur. fie hatte noch den Hut auf. der lange Schleier hing zu beiden Seiten herunter wie zwei blaue Fahnen. Die Hunde. der Leine entledigt. ftürzten an mir vorüber in das Zimmer des Majors. Sie blieben an der Leiche fiehen und verbellten den toten Mann wie ein im Feuer verendetes Stück. Aber auf einmal wurden fie alle beide ftille und winfelten nur noch. Aurora fchaute mit kaltem Blick in den Raum. dann mit demfelben kalten Blick auf mich und fragte mit dem feltfamfien Gleirhmut: „Was hafi du denn da gemacht?" Und als ich fchwieg. fuhr fie mit genau derfelben matten und unbewegten Stimme fort: ..Er ifi wohl tot?" Und als ich abermals fchwieg. begann fie wieder: ..Warum haft du denn das getan?“
Im erften Augenblick glaubte i>7 den Verfiand verloren zu haben. Ich konnte kein Wort aus meiner Kehle prefien. meine Zähne rieben fich hörbar aufeinander. und ich mußte das unbegreiflich'e Weib nur immerfort anfiarren. Sie blickte fich noch einmal um. etwa wie wenn man in einem Mufeum Bilder anfchaut. dann pfiff fie den Hunden und ging. Die .Hunde folgten nicht. fie hörten nicht auf zu winfeln. Da entfernte fie fich allein. Sie ging in ihr Zimmer. Ich blieb wie verfteinert auf meinem Plane. die beiden Tiere zu fehen und zu hören. war mir plötzlich das hellfie Grauen. Iä) fing an zu zittern und wußte nicht. woran ich denken follte. Ich weiß nicht mehr. wie viel Zeit verflofien war. möglich eine halbe Stunde. möglich eine ganze. als ich mich entfchloß. in Auroras Zimmer zu gehen. Die Türe war unverfperrt. Aurora war im Bett. die brennende Kerze fiand noch auf dem Nachttifch. Im

Zimmer felbfi war die größte Unordnung. Kleider und Wäfchefiücke lagen umher. eine kleine Reifetafche fiand. wie zum Gepacktwerden. offen auf einem Stuhl. Ich blieb am untern Bettpfofien fiehn. und fragte Aurora. ob fie es denn nicht gewollt habe. Aus den Kiffen herans antwortete fie: ..Laß mich jeßt fchlafen.‟ ..Um Gotteswillenl" flüfierte ich. Da erhob fie den Kopf und fragte kalt. ob ich das Billet nicht erhalten habe. ..Was für ein Billet?“ fragte ich. Sie fah mich un*-willig an. lachte plötzlich und fagte fafi verächtlich und als ob ich ihr völlig fremd fei: ..Gehen Sie hinaus und laffen Sie mich fchlafcn. Es fchickt fich nicht. daß Sie bei meinem Bette find.‟ Mit diefen Worten blies fie die Kerze aus. und ich hörte fie wieder leife ins Kiffen lachen. Ich begriff es nimt. Ich hätte begriffen. wenn fie zornig. wenn fie wütend. wenn fie verzweifelt gewefen wäre. ich hätte alles begriffen. aber dies begriff ich nicht. Mir war es. als ob aus einer fchönen Verkleidung ein Unhold hervorgetreten wäre. ein befiialifchcs Gebilde. ein grinfendes Affenwefen. wie es dermaßen furchtbar die Welt noch nicht erblickt. Ich tafiete mich hinaus. das Entfeßen lag mir in allen Gliedern. Auf diefelbe Weife. wie ich gekommen war. mußte ich auch das Haus verlaffen. Nachdem ich das Gartentor aufgefpcrrt und hinter mir zugeklappt hatte. warf ich den Schlüffel über den Zaun zurück. Es war ein Uhr. als ich nach Haufe kam. Auf dem Tifch lag Auroras Brief. Ich öffnete ihn nicht. Es war mir alles zum 'Ekel und alles rätfelhaft. Ich legte mich erfchöpft aufs Bett und fchlief bis fieben Uhr. Als mein Burfche kam. beauftragte ich ihn. eine Drofchke zu holen. und zog unterdes die Uniform an. Ich fuhr in die Kaferne und wartete in der Kanzlei auf den Oberfien. Er erfchien erft gegen neun Uhr; er war bleich und fragte mich. ob ich ich-on wiffe. Die Ermordung des Majors war bereits in der Stadt bekannt. Ich bat ihn um ein Wort unter vier Augen. Mein Gefiändnis machte icinem wohlwolleuden und gegen mich fiets vertraulichen Wefen ein fchnelles Ende. Ich mußte den Degen abliefern und wurde fogleich inhaftiert. Dies alles war von keinem Belang mehr für mich. Ich wurde gefragt. ob ein Zweikampf beabfichtigt gewefen fei. Ich verneinte. weiß aber kaum. warum. Ich hätte meine Verteidigung darauf bauen können. ich tat es nicht. Ich hätte ja dem Major eine zweite Waffe in die Hand drücken können. bevor ich das Haus verließ. Ich tat es nicht. weil es mir gleichgültig war. Ich erfuhr von der Verhaftung Auroras. von dem Erfiaunen und dem Schrecken. den meine Tat überall erregte. und

auch diefes war mir gleichgiltig. Am andern Morgen befuchte mia) der Oberft- fragte7 ob ich vor dem Transport ins Militärgefängnis noch etwas zu ordnen hätte, legte ein Terzerol auf den Tifci) und fielltc fich aus Fenfier. Ich tat nichß was er erwartete. Er entfernte fiel) ohne Gruß. Die Kameraden glaubten- daß ich aus Feigheir unterlaffen habe, ein Ende zu machenx aber dem ift nicht io. Ich habe nichts vom Feigling in mir. Ich war bloß regungslos in meinem Innern_ Ich war ganz wie aus Blei. Ich grübelte befiändig ins Finücre hinein.
Erft mit dem Verlauf vieler Tage kam ich wieder zur Befinnung, Ich fing ani meine Beichte dem Papier anzuvertrauen. Ich hinterlafie fie der geringen Zahl meiner Freunde. Es ifi mir nun klar- daß mic() die Menfäyen für fchuldig halten und daß ich zu flerben die Pflicht habe. Ich felbft- ich kann nicht fagenx ob ich mich fäyuldig fühle oder nicht. Ich kann es nicht fagen. Aurora hat es ja gewollt. Um meiner Mutter willen bitte ich um ein anftändiges Begräbnis.
Und nun gefchehq was gefchehen muß.

Johannes Gaulle:
Leo Berg und fein Lebenswerk.
Mit Leo Berg ift eine der markanteflen Perfönlichkeiten der modernen Literatur dahingegangen. Am 21. April 1862 in Zempelburg in Weftpreußen geboren. hat ein Herzfchlag feinem Leben am 12. Juli 1908 ein zu frühes Ziel gefeßt. Obgleich erft auf der Höhe des Mannesalters ftehend. hat uns Berg dennoch ein geifiiges Erbe von außerordentlicher Bedeutung und Reichhaltigkeit hinterlaffen, Zwar ift er kein freifchaffender Dichter gewefen. fondern vorwiegend Kritiker und Äfthetiker. doch hat er der modernen Literatur als folcher mehr genützt. als viele ..Auch-Dichter“. die es zu einem Tageserfolg und zu einer äußerlich glänzenden Stellung gebracht haben. Wer eine deutfche Literaturgefchichte der letzten Jahrzehnte fehreiben will. wird feinen Namen nicht umgehen können.
Um die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts trat Berg zum erftenmal mit kleineren Schriften über den Grafen Scharf. Jbfen und Wildenbruch vor die Öffentlichkeit. Die Zeit lag für auftrebende Talente günfiig; in Berlin war gerade. wie es in den damaligen Berichten heißt. die literarifche Revolution proklamiert worden. Eine Schar jugendlicher Dichter und Kritiker. wie H. Eonradi. K. Henckell. Otto Erich Hartleben. Arno Holz. Heinrich und Julius Hart. J. H. Mar-lay u. a.. hatte fich in der Reichshauptftadt zu dem Zweck. der deutfchen Literatur ein neues Gewand und neuen Jnhalt zu geben. vereinigt. Dura) Gründung von literarifchen Gefellfchaften. freien Bühnen und unabhängigen Zeitfchriften follte zugleich das Jutereffe breiter Volksfchichten an der deutfchen Literatur. die feit dem Ausgang der Romantik nur noch ein kärgliches Nachleben geführt hatte. geweckt werden. Leo Berg. der für die Zeitfirömung ein offenes Auge hatte. trat noch als Student mit dem Berliner Arzt und Publiziften bl'. Konrad Küfier. der fich durch die Gründung der Reformburfchenfchaft und literarifche Veranftaltungen einen geachteten Namen gemacht hatte. in enge Fühlung. Küfier beauftragte ihn bald mit der Leitung des literarifchen Teils der von ihm begründeten ..Akademifchen
25!

Zeitfchrift" und der ,.Deutfchen Studentenzeitung“. In diefer Stellung hat er durch mannigfache Anregungen und ein entfchiedenes Eintreten für die Ziele des ..Iüngfien Deutfchland" der Sache der neuen Dichtergeneration wertvolle Dienfie geleiftet. Auch als Mitglied des im Jahre 1886 begründeten literarifchen Klubs „Durch“. in dem im engeren Kreife die literarifchen Streitfragen der Zeit zur Diskuffion gefiellt wurden. hatte Berg mit den auffirebenden Geifiern des „Jüngfien Deutfchland" Fühlung genommen.

Leider hielt die kampfesfreudige Stimmung. die eine neue Literaturperiode ankündigte. nicht lange an. Der Naturalismus. auf den man fo große Hoffnungen gefeßt hatte. hatte als Kunftprinzip verfagt. Die literarifchen Vereinigungen fielen teils auseinander. teils führten fie bis um die Jahrhundertwende ein Scheinleben weiter. Dasfelbe Schickfal wurde den literarifchen Zeitfchriften. welche die Ideen des ..Iüngfien Deutfchland" propagierten. zuteil. Das heißerfehnte Ziel rückte in immer weitere Ferne. Die Bannerträger der literarifäjen Nevolntion traten zum größeren Teil vom Kampfplaß zurück. um fortan eine publizifiifäje Tätigkeit an der Tagespreffe zu entfalten. Nur einige wenige hielten auf einfamer Wacht aus. immer noch von der fiillen Hoffnung getragen. durch beharrliche Kleinarbeit die Ideale der Jugend fchließlich zu verwirklichen. oder wenigftens der neuen Generation als Führer und Berater zu dienen.

Einer diefer Einfamen war Berg. Zwei Jahrzehnte hindurch hat er mit einer heute ungewöhnlichen Beharrlichkeit und Mannhaftigkeit. oft unter den drückendfien materiellen Verhältniffen die Sache der deutfchen Literatur verfochten. Mit der Säfrift: ..Haben wir üb er - haupt noch eine Literatur?" (Leipzig 1889) feßt BergsKampf gegen die Halbheit. die Vorurteile und die Scheinwerte unferer Zeit ein. In feinem Werk ..Der Naturalismus. Zur Pfyäzo- logie der modernen Kunft“ (München 1892). das. wie er im Vorwort fagt. niäft allein gefchrieben. das er gelebt. erfahren. gefrhaffen hat. faßt er noch einmal alles zufammen. was der literarifchen Revolution der neunziger Jahre Inhalt gegeben und was die Köpfe zum dichterifchen Schaffen begeifiert hat: die neue Kunfiform und das neue Kunftprinzip. Es i| ein Buch. das man nur in einer Feftf'timmung lefen kann. weil es kein Syftem vertritt. noch ein Buch der Propaganda ift . ..Es ift das Buch eines Menfchen. dem plötzlich alles zum Probleme geworden ift. der an jedem Werke gelernt hat. der mit jedem Tage neu

fehen gelernt hat und in jedem neuen Sonnenlichte neu feine Hirn-
gefpinfte hat erfchimmern laffen."
Wefentlich anders ift die Darftcllungsartf die kritifche Analyfex die
Berg in feinen in den neunziger Jahren erfchienenen Kampffchriften und
in feinen literarifchen und äfthetifchen Effays anwendet. Er hat fich zu
einer folchen .Höhe der Anfäfauung- zu einer Sicherheit des Urteils und
Klarheit des Denkens durchgerungen- daß er nunmehr immer mit der Welt,
die nun einmal betrogen fein will- in Konflikt geraten muß. Seine
Bücher paffen fchlecht auf den deutfchen Familientifch. Die größte Ver-
breitung hat die im Jahre 1891 erfchienene Schrift „Das fer-nelle
Problem in der modernen Literatur" erlangt. Die bedeutend erwei-
terte Neuauflage diefer Schrift brachte Berg unter dem Titel „Das
fexuelle Problem in Kunft und Leben" 1901 herausf in
einer Zeit- als über das deutfche Volk ein unwürdiges Bevormundungs-
gefeßx dast wenn es auch nur in abgefchwächter Form zufiande gekommen
wäref der freien Literatur überhaupt den Garaus gemacht hätter ver-
hängt werden follte - die fogenannte 16x Heinze unfeligen Angeden-
kens. Es find bittere Wahrheitenf die Berg den Zeitgenoffen entgegen-
fchleudert. Er zieht vor allem mit dem ihm eigenen Sarkasmus gegen
die Tartüfferief die fich niäft nur im Lebenf fondern auch in der Kunft
ausgebreitet hatt zu Felde. Den eines denkenden Menfchen unwür-
digen Zuf'tandf den die Kultur über uns verhä-ngt hatx charakterifiert
er mit den Worten: „Der Menfch - getrennt von der Naturf ohne
Kenntnis und ohne Macht über die NaturX das Verlorene fuchend und
doch nicht wiederfindendf und wo er fiäf wieder ihr nähern hinaus-
geftoßen aus dem Paradiefe der Unfchuld und Naturf nun ewig unfelig
und dahinfiechend an innerer unbefriedigter Luft - das ift (wenigftens
nach der einen Seite) das Problem der modernen Kunft."
Berg- der itets den urfälhlichen Zufammenhängen der Dinge nach-
zuforfchen befirebt ift- verweift auf viele Werke der Literatur- in denen
das feruelle Problem in feiner Totalität oder in einzelnen Phafen be-
handelt i|. Der Kampf der Gefchlechter nimmt gerade in der modernen
Literatur einen hervorragenden Plaß einr wozu einerfeits die Verdun-
kelung der Tatfachen im Seruallebenf andererfeits wirtfchaftliche Gegen-
fäße und Herrfchaftsgelüfie den Anlaß gegeben haben. In Ibfens
Gefellfchaftsdramen- in „Nora'ß in der „Frau vom Meere" und felbik
noch in der „Nordifchen Heer-fahrt" klingt ftärker oder fchwächer das
Motiv der verleßten Schamhaftigkeit hindurch, Bei Nora tritt er|

nach Jahren. nachdem fie dem angetrauten Manne Kinder geboren hat. der Ekel an die Stelle der Sinnenlufk. weil fie durch einen äußeren Uniftand zu der Erkenntnis gelangt ift. daß ihre Liebe auf einer falfchen Vorausfeßung aufgebaut war. - Auch in Zolas Ideengänge. der das feruelle Problem bis zur äußerften Konfequenz durchgeführt hat. führt uns Berg ein. um uns zu zeigen. wie ftark das Leben und die Kunf't von feminiftifchen Tendenzen durchfeßt ifi. _

Die Befreiung vom Weibe. das heißt von dem weibifchen Geift. der Halbheit und Eharakterlofigkeit. das if't der Grundakkord. der durch alle Schriften Bergs hindurchklingt. Was er im ..Seruellen Problem" kühn begonnen hat. feßt er in feiner Schrift ..G efeffe lte Kunft" (Berlin 1901) fort. Die lex Heinze war fang- und klanglos zu Grabe getragen. die Bahn für die Entwickelung der literarifchen Perfönlichkeit wieder einmal frei. der Gedanke fogar zollfrei - fofern er nicht ausgefprochen wird. Im Hintergrunde lauert immer die ungefchriebene lex Heinze. Unfer öffentlichesLeben ift von ihr durchdrungen. die gefamte künfklerifche Produktion von ihr beherrfcht. Nur nicht anftoßenl Keinen verletzen! Es allen recht machen! Das find die ausfchlaggebenden Gefichtspunkte. Berg konnte fomit die Frage aufwerfen. ob heute noch ein Werk unferer Klaffiker. von Luther bis Hebbel. in einem deutfchen Blatte Aufnahme finden. überhaupt einen Verleger finden würde. Bei allen Publikationen unferer Zeit muß zunächft die Rentabilität in Erwägung gezogen werden. alsdann erfk der ideelle Wert des literarifäjen Erzeugniffes. Das Werk wird nicht mehr nach feiner Schönheit. Größe und Kraft bewertet. fondern nach feinem Erfolg auf die Maffe. Nicht das Theaterftück. dem eine revolutionierende Kraft innewohnt. erlebt die meiften Aufführungen. fondern dasjenige. welches den größten Kaffenerfolg hat, Das Prinzip des Zwifchenhandels. nämlich alles vom Markte auszufäjließen. was feiner Natur nach nicht zu einem Maffenartikel werden kann. ift auch auf die Kunfk ausgedehnt worden. Um des Gefchäftes willen wird an den Künftler das Anfinnen gefiellt. auf das Niveau des Publikums hinabzufteigen, Man muß fich wundern. daß die Kunfi überhaupt noch nicht aufgehört hat zu erif'tieren. Schon die Popularifierung der Kunfk. die überall mit einem komifch wirkenden Ernfk betrieben wird. ifi keineswegs ein kunftförderndes Beginnen. Wenn Berg feine kunfttheoretifche Schrift. in der er zugleich auch die wirtfchaftliche Lage der Künftler einer eingehenden Erörterung unterzieht. peffimifiifch ausklingen läßt. fo ift dies angefichts der ge-

gebenen Verhältniffe durchaus begreiflich. Ob eine Änderung durch neue wirtfchaftliche Faktoren vollzogen werden kann. bleibt eine offene Frage. Berg als entfihiedener Gegner des Kapitalismus erhofft freilich von der Sozialifierung auch nicht viel. wenigfiens nicht für die Kunfi. ..Denn die Kunft. das vornehmfie Mittel der Auswahl. ift ihrer Natur nach ariftokratifch und widerftrebt aller Gleichheit. Ob die Muffe. das Volk. der Pöbel ihr als gefchäftliche oder als politifche Feffel angelegt wird. Feffel bleibt Feffel."

Auch zu den allgemeinen Streitfragen unferer Zeit auf dem Gebiet der Volkswirtfchaft. Soziologie. Pädagogik. Serualethik u. a. nimmt Berg in feinen zahlreichen Effaysl) Stellung. Es find keine Alltagsweisheiten. die er hier niedergelegt hat. auch entfpricht feine Methode nicht dem Bedürfnis des Tages. weil er das bunte Durcheinander. das man Leben nennt. bald aus der Höhen-. bald aus der Frofchperfpektive an fich vorüberziehen läßt. Dabei kann es ihm freilich paffieren. daß er dieEinzelerfcheinungen manchmal etwas verzerrt fieht und fo zur Wiedergabe bringt. Das Gefamtbild bleibt aber immer klar. In feinem Beftreben. das Gute und Wahre aus dem Wuik von Niedrigkeit und Gemeinheit herauszufchälen. verfällt er zeitwe'ife in einen polemifchen Ton. der in ftarkem Kontraft zu feiner fireng fachlichen und kritifch-analytifchen Methode fieht. Aber die Prügel. die er -austeilt. fihen wenigftens. Am gründlichften hat er mit den Gößen des Tages. die von dem Bildungsphilifterium auf den Thron gehoben werden. abgerechnet. - Er hat ..gegen die Zeit“ gefchrieben. aber er hat. indem er die Torheiten der gefchähten Zeitgenoffen nach Gebühr gegeißelt hat. auch für die Zeit gefchrieben - vorausgefeßt. daß der Same. den er fo reichliäi ausgeftreut hat. nicht durch das üppig wuchernde literarifche Unkraut in feiner Entwickelung gehemmt wird.

Von einer außerordentlichen Schaffensfreudigkeit befeelt. betätigte fich Berg aua) eingehend als Literarhifioriker und fkellte viele geiftvolle Unterfuchungen über die Strömungen und die neuen Werte der zeitgenöffifchen Literatur an. Nächfi der bereits erwähnten Schrift über den Naturalismus hat fein Buch ..Der libermenfch in der m o d ern e n Literatur“ (Ein Kapitel zur Geifiesgefchichte des

1) Gefammelt in drei Bänden: Zwifchen zwei Jahrhunderten. Frankfurt a. M. 1895. - Neue Effays. Oldenburg 1901, - Aus der Zeit - Gegen die Zeit. Berlin. Leipzig. Paris. 1905.

19. Jahrhunderts. Paris. Leipzig. München 1897) den ftärkften Eindruck gemacht. Hier hat er den Einfluß großer Perfönlichkeiten auf die Literatur der leisten Jahrzehnte in formaler und ideeller Beziehung an den prägnantefien Erfcheinungen dargetan und zugleich ein Bild des ..übermenfäfentums" in kräftigen Umriffen gezeichnet. Seine Charakterbilder literarifcher Perfönlichkeiten zeichnen fich überhaupt durch eine außerordentliche Plaftik aus; fie find fcharf begrenzt. wie aus einem Block gemeißelt. Dabei war Berg ftets beftrebt. die Perfönlichkeit aus ihrer Grundanlage und ihrer Umwelt zu erfaffen und zu bewerten.

Mir fällt gerade fein Efiay über Grabbe ein. Wer ift und was ift uns Grabbe gewefen? Lächerliche Frage. Sein Eharakterbild fteht feft. wie das keines zweiten Dichters. Jeder Quintaner weiß es. Es gehört kein großer Aufwand von Geift und Wiffen dazu. eine geniale Kraftnatur. wie Grabbe. der Himmel und .Hölle in fich trug. einen unglückfeligen. einfamen Menfchen. der mit der Welt zerfallen war. weil die Welt ihn nicht verftand. nicht verftehen konnte. mit einigen wohlgemeinten Phrafen abzutun; aber ihr auch die poetifche Gerechtigkeit widerfahren zu laffen. das ift die größere Aufgabe. Berg hat fich diefer Aufgabe unterzogen. indem er zunächfi einmal gezeigt hat. welche Umftände zu berückfichtigen find. um einer komplizierten. von den tollften Leidenfchaften beherrfchten Perfönlichkeit. die nichts erreicht hat. da fie das Höchfte gewollt hat. gerecht zu werden. Wäre Grabbe nur ein wenig zur Ruhe gekommen. hätte er nicht den endlofen. aufreibenden Kampf um eine troftlofe Erifienz kämpfen müßen. hätte er vorher Platz zur Entfaltung gehabt. er wäre eines der größten Ereigniffe der ganzen modernen Literatur geworden. ..Aber fein Genie mußte beftraft werden. und fo blieb er elend auf der Strecke liegen. daß die kleinen Spatzen noch heute ihre Schnäbel an ihm wesen dürfen. Er ward nur ein Verhängnis mehr der deutfchen Kultur." Das tragifche Schickfal Grabbes widerlegt höihft eindringlich die alte Philifterweisheit. daß das Genie fich unter allen Umftänden durchringe. Das Talent vielleicht. das Genie geht meiftens an Mangel an Subfiftenzmitteln langfam zugrunde. _- Auch Berg hat die alte Philifterweisheit nur zu wirkfam am eigenen Leibe erprobt. _

Um die literarifche Perfönliäfkeit Bergs wenigftens in den Hauptlinien feftzuftellen. muß ich auch auf das Tätigkeitsfeld hinweifen. das er mit befonderem Eifer und Gründlichkeit behandelt hat: die Sexualpfyche. Seine er|e Schrift über das feruelle Problem bildet gewiffer-

. M... . , .,... _,-.-„_.-- *--- - *------------_---- *--*-*-- _--m---t-L
. Zi!,
U* . .
_ .Y , - , NWZ „ - > __ 7WD_
„ .-- *eo ,-,
Z *Ro-»rare L c- o 7J c r g.
i“ * Zinn Effay von Johan-neo Gaulle.

/
Â»RNA/*YU*
0.- lil:
ut-linZnIlll
fi

maßen den Auftakt zu feinem 1908 erfchienenen Buch ..Gef chlech-
te r'*'). Das feruelle Thema erfreut fich in unferen Tagen einer be-
fonderen Aktualität. der Büchermarkt ifi von den Schriften Berufener
und Unberufener überfchwemmt; es ift auch von wiffenfchaftlichen
Forfchern ein ausgezeichnetes Material zur Beurteilung und Bewertung
des feruellen Problems zufammengetragen worden. aber alle fpeziali-
fierten Schriften der Fachfäjriftfteller haben uns die Löfung des großen
Naturrätfels nicht gebracht. Nun hat es Berg unternommen. das
Serual- und *Liebesproblem auf eine breitere Bafis zu ftellen. Man
müffe endlich damit aufhören. die Gefäflechtlichkeit nach den äußeren
Merkmalen zu fixieren. Wenn man aber durchaus urteilen will. fo
gäbe es nicht zwei. auch nicht drei (das heiß umftrittene dritte Ge-
fäjleihti). fondern unendlich viele Gefchlechter. nämlich nach der Un-
endlichkeit von Mifchungen der Elemente und von Komplikationen des
Gefchlechtlichen zueinander. fowohl innerhalb des Individuums. wie
zweier untereinander. Bei der ungleichen Verteilung der Mifchungen
partizipiert gewiffermaßen jedes Individuum am dritten Gefchlecht.
felbfk die Heteroferuellen find nur zu gewiffen Zeiten und unter gewiffen
Bedingungen die wahren Vertreter ihres Gefchlechts.
Berg verfucht mit anderen Worten die feruellen Phänomene duräf
das Prinzip der Dualität der Welt zu erklären. Es geht ein tiefer
Riß durch die ganze Natur. der fich in zwei gleiche oder ungleiche Teile
trennt. der aua) aus den Lebewefen zweierlei Wefen macht: die beiden
Gefchlechter. Wenn wir auch nicht wiffen. was Mann und was Weib
ift. fo wiffen' wir doch. daß Mann und Weib aufeinander reagieren.
wie pofitiv und negativ geladene Körper. Das männliche und weib-
liche Prinzip im Tierreich. Animalität und Vegetabilität entfpricht dem
Dualismus in der ganzen Natur. Allen Religionen liegt der Dualis-
mus zugrunde. für die Kunft bedeutet er das eigentliäfe Lebenselement.
Allerdings bleiben die Körper und Individuen fo lange indifferent. bis
fie dur>7 einen äußerlichen Vorgang aus dem Gleichgewicht der Kräfte
herausgeriffen werden. Das männliche Individuum wird erft durch
den Eintritt des Weibes in feine Gefühlsfphäre Mann. und umgekehrt
gibt der Mann dem Weide erft die Gefchlechtsrichtung, Wir können.
wie überall in der Natur. auch im Gefchlechtsleben die Wirkung eines
aktiven und paffiven Prinzips beobachten. jedoch ift kein Wefen aus-

1) Erfchienen in der von Berg herausgegeben-en Sammlung
..K u lt u r p r o b l e m e“ (Band ll der zweiten Serie). Berlin 1906.

fchließlich und abfolut aktiv oder paffiv begabt. Ein Mannf der aus lauter Aktivitätf Männlichkeit beftändef müßte fich bald vollfiändig auf- reiben. Dasfelbe gilt noch mehr vom Weibe. Der Menfch ift weder phyfifch noch pfyehifch ein einheitliches Gefchlechtswefen, fondern ein Zellen- und Seelenftaatf deffen einzelne Befiandteilef jedes Organ- jede Zelle wiederum pofitiv oder negativ„ aktiv oder paffiv- männlich oder weiblich geartet ift. „Allenthalben zerfallen die Menfchen nicht bloß in das aktive und paffive Gefchlechy fondern in beidem Männern und Frauenf gibt es eine tiefere und wichtigere Gefchlechtlichkeit. Männer und Frauen fcheiden fich in die erfindungsreiche oder fehöpferifehe Art und den erfindungslofen empfangenden Teil.“ Das eigentliche Problem liegt fomit nicht in der Perverfion des Gefchlechtstriebesf fondern in den Erfcheinungen des Gefchlechtslebenst die als normale gelten, ohne es notwendig zu fein - eine Thefef die ficherlich den Widerfpruch der Zunftgelehrten herausfordern aber dennoch die höchfle Beachtung verdientf da fie uns eine gänzlich neue Perfpektive in bezug auf die Bewertung und die Löfung des feruellen Problems erfehließt. -

Die letzte Schrift Bergsf die wenige Monate vor feinem Tode erfchieneu ift- „Heine-Nießfche-Ibfen“ (Berlin 1908)f ift eine Vorf'tudie zu größeren Arbeiten. „Heine-*Nießfche-Jbfen find die leidenfchaftlichen Vorkämpfer unferer Zeit für die perfönliche Freiheitf die Führer ums lebte Menfchenrecht: die auf fich felbft gef'tellte Per- fönlichkein alle dreif wenn auch in ungleicher Art, doch mit gleicher Gewalt den Zukunftsproblemen der Menfchheit zugewandt." Die großen Probleme der Zeit aufzurollen und die großen Perfönlichkeitem dief wie Heine, noch den nachgeborenen Gefchlechtern ein Problem find- in ein vernünftig Verhältnis zu ihrer Zeit und zur Gegenwart zu feßenf das war fo recht Bergs Aufgabe. In diefem Sinne follte feine Heine-Bio- graphief deren Zufiandekommen nun leider unterblieben ifit gehalten fein. Er hatte es als feine befondere Aufgabe betrachten gerade „dem noch immer vom .Haß am meiften verfolgten Dichter, der Geftalt unferer Literaturf die von Lüge und Verleumdungf von Mißverftändniffen und Vorurteilen faft ganz unkenntlich gemacht worden ift, fein Recht zu fchaffen". -

Mitten in der Arbeit fiehend, fich mit literarifchen Plänen ver- fchiedener Art1) tragendf ift Leo Berg dahingegangen - ein Einfamer-

1) Eine hinterlaffene Schrift über feruelle Jugenderziehung wird demnächft von mir herausgegeben werden.

der über das Gebaren der kleinen Gernegroße lachen und weinen konnte. ein aufrechter Mann und eine Perfönlichkeit in einer an Perfönlichkeiten armen Zeit. Sein Leben war ein Martyrium; ein körperliches Leiden. das er fich durch einen Sturz in der Jugend zugezogen hatte. hatte ihm den Lebenskampf befonders erfchwert. Aber er war darüber zu keinem erbitterten Menfchenfeind geworden. im Gegenteil. er hatte bis zum letzten Atemzuge im Kampfe um die höchfken Menfehheitsgüter ausgeharrt. ohne nach links oder rechts abzuirren. noch den Gößen des Tages zu fchmeicheln. Er hätte zu Amt und Würden gelangen können. aber er verfchmähte es. fich auch nur in der mildeften Form zu profiituieren. Er fchrieb nicht für Geld. fondern aus einem inneren Bedürfnis heraus. um aufklärend und befreiend zu wirken. Manchmal ftand er vor dem materiellen Zufammenbruch. aber er blieb ftark und felbfibewußt auch unter den ungünfiigfien Lebensbedingungen. Ein forglofer Optimismus. der nicht nach dem Morgen und Übermorgen. nach dem Warum und Wozu fragt. blieb der Grundakkord feines Wefen. Den Glauben an den Fortfchritt. an den endlichen Sieg des Guten. Wahren. Schönen ließ er fich nicht rauben. Mancher hat Anregung. aber auch neuen Lebensmut aus ihm und feinen Werken gefchöpft. Als ich Theodor Duimchen zum leßtenmal vor feinem Tode fprach. bemerkte er in bezug auf Berg: ..Ich habe mich immer wieder an ihm aufgerichtet." Einige Wochen fpäter hatte Duimchen. feines treuen Beraters verluftig. des Lebens müde. die Waffe gegen fiäf gerichtet.

Leute von der Art Bergs. Dogmenverächter. Kämpfer gegen das Gemeine. das Vorurteil und die Ungerechtigkeit. tuen uns bitter not. ..Die Gerechtigkeit ift oder follte die heimliche Mufe aller Publiziften fein. Sie hat mich jedenfalls früh gehindert. Dogmen anzuerkennen - neue wie alte - und fie ift es. die mich oft in den fchärff'ten Gegenfaß zu gewiffen modernen Richtungen gebracht hat. Für mia) liegt das moderne Leben nicht fo auf der Oberfläche. und deshalb muß ich die meiften feiner fogenannten „Vertreter" bekämpfen. gleichgültig. in welchem Lager fie fiehen." Mit diefen Worten leitet Berg feine große Effayfammlung ..Aus der Zeit - Gegen die Zeit" ein. Mögen fie das Vermächtnis des Toten an die Überlebenden fein!

Marcel Herwegh und Victor Fleury:
Briefwechfel Georg und Emma Herweghs
mit Ludwig Feuerbach.
Fortfeßung.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

25. Mai 1859.

Weil Du wiffen willft. ob ich die Vogt*fche Brofchüre kenne. um fie mir im entgegengefehten Fall zuzufenden. beeile ich mich Dir zu antworten. daß ich diefelbe felbfi befiße und bereits auch mit vielem Vergnügen gelefen habe. obwohl ich feiner glimpflichen Behandlung des Louis Napoleon und feinem politifchen oder nationalen Purismus nicht beifkimmen kann. Weil ich aber einmal die Feder ergriffen und fie nicht bloß mit diefer tro>nen Nachricht oder politifch ausfüllen will. fo bringe ich auch gleich Das zur Sprache. wozu mich der übrige Inhalt Deines Briefes angeregt. und beginne wie Du. nochmals mit der Cigarrengefchiäite. Du haft mir nicht davon gefagt. daß die Eigarreu ..für mich“ gefehenkt worden waren. Du haft nichts weiter gefagt. als daß Du treffliche in Nürnberg erwarteteft'). In Nürnberg trafft Du aber nun einen Brief. der Dir ihre Ankunft erft in Zürich meldete. Alfo waren für mich die Eigarren. weil aus den Augen. aus dem Sinne. denn ich wußte. wie gefagt. aus Deinem eigenen Munde von keinen andern als den in Nürnberg zu erwartenden und zu genießenden; alfo konnte ich bei der Retourfendung nichts anderes empfinden. als ich entpfunden und folglich auch nicht anders fchreiben als ich gefchrieben habe. wenn ich anders der Wahrheit treu fchreiben wollte und follte.

Dein Ludwig Feuerbach,

1) Diefe Zigarren waren ein Gefchenk von Lifzt. der fie durch Riäzard Pohl an Frau Herwegh gefandt. mit des leisteten Wunfch begleitet. es mögen diefe arifiokratifchen ..Prinzados" dem großen philofophifchen Einfiedler beffer zufagen als das preußifche Kultusminifterium.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh,
Bruckberg. 17. Juni 1859.
Liebe Emma!
Am Pfingftmontag follteft Du von mir zum Andenken an Deinen hiefigen Aufenthalt eine porzellanene Blumenvafe aus meiner Studier-|ube erhalten, Es hat mich nämlich fihon längft gewurmt. daß Du von mir nichts weiter in .Händen haft. als einen elenden Bleiftift. der doch am allerwenigften zu einem Erinnerungszeichen fich eignet. namentlich für ein weibliches Wefen. das nicht nur Etwas in Händen. fondern auch in den Augen haben will. Unter allen Gegenftänden meines Befißes und meiner nächften Umgebung fand ich aber kein für Dich paffenderes und finnigeres Andenken als diefe - übrigens ganz einfache. unbemalte. auch nicht große - feit Jahren auf meinem Schreibtifche ltehende. im Sommer mit Blumen. im Winter gewöhnlich mit immergrünenden Blättern und Zweigen gefüllte Vafe. Als ich nun aber am Freitag voriger Woche diefelbe einpacken wollte. fand ich troß des forgfältigfien Nachfuchens in allen Kammern und Böden kein paffendes Käfichen. und feit die Fabrik tot ifi. ift auch kein Schreiner mehr hier. der mir eines machen könnte. So geht eo einem auf dem Lande. So wurde mir das einzige Vergnügen. das ich mir in den Pfingftfeiertagen machen wollte. verdorben. Der Ärger darüber hat fich nun auch auf die unfchuldige Vafe erfirecktz fie hat in meinem Geifte einem andern Gegen-|and weichen müffen. doch ift fie vielleicht dadurch nur in Ungnade gefallen. weil der Tag für den fie beftimmt war. verfäumt worden ift. Unzeit aber und Unfinn für mich eins ift. Wann ift Dein Geburtstag?
So unverdaulich der hölzerne Bleifiift. fo unverdaulich liegen mir noch in meinem Magen die Koften. die Dir durch meine Schuld die Bruckberger Fahrt verurfacht hat. Du lieber Himmel! Du bekommft ja von dem knauferigen Brockhaus. wenn er anders fo gnädig war. Deine Offerte anzunehmen. für einen Bogen kaum mehr. als diefe paar Stunden Weges Dich gekoftet haben. Und welche Anftrengung. welche kleinliche und eben deswegen peinliche. insbefondere für ein Weib. zumal ein Weib von Deinem Geifie und Sinne. peinliäfe Aufmerkfamkeit erfordert auch nur ein Bogen Uberfetzung! Und dafür folcher Spettlohn! Ich bin voll Jammer und Jndignation darüber. daß Du Dich zu folchen fchmählichen Bedingungen erniedrigen konntefi und mußtefi. Aber mußteft Du es denn? Gibt es denn gar keinen andern Weg für Dich.

um Dir etwas zu verdienen? Ift denn der Weg des Mundes. der dem Weibe doch näher liegt als die trockene Feder. Dir in dem pedantifchen Zürich partout verfchloffen? llnd wenn kein anderer Dir offen fieht als der fchriftliche. mußt Du denn gerade zu dem bedenklichen Brockhaus Deine Zuflucht nehmen? Warum wendefi Du Dich nicht an Wigand. warum niäft an eine Zeitfchrift. wie etwa die Gartenlaube oder fo eine ähnliche? Doch es ift jammervoll. wenn Du überhaupt. um zu Kräften zu kommen. zum Federhandwerk Deine Zuflucht nehmen mußt. das felbfi für einen Mann mit fo vielen Widerlichkeiten und Widerwärtigkeiten verbunden ift. Aber wie kann diefem traurigen Muß. wie Deinem und Deines Mannes Schiäfal gefieuert werden? Ich für mein Theil weiß kein anderes Mittel. als das noch in den lebten Stunden unferes Zufammenfeins befprochene: daß Georg eine neue kritifche Ausgabe feiner Gedichte veranftaltet und daß Eure Freunde die Welt auf die fchreiende Undankbarkeit und Ungerechtigkeit aufmerkfam machen. die man ihm wegen eines in der damaligen Zeit und Lage fo verzeihlichen Fehler-6') angethan hat und noch anthut. die aber jetzt endlich wieder gut zu machen hohe Zeit und Pflicht fei. Freilich ifi jetzt dazu keine Zeit. Ießt gilt nur der Soldat; jetzt verfchwindet vor der allgemeinen Noth. Angft und Wuth der Iammer und das Zetergefchrei. jetzt verzehrt der Krieg. oder was noch fchlimmer ifi. die am Ende vergebliche Kriegsrüftung alle für edlere Menfchen verwendbaren Gelder und Geifier. Der verruihte Napoleon! Ich vertheidige ihn auch gegen die nicht. die ihn früher in den .Himmel erhoben und jeßt in den Koth treten. denn er ifi nichts anderes als die perfonificirte und concentrirte Schande der europäifchen Völker und Regierungen; aber gleichwohl ift es Q pr01)08 Vogt eine abfiheuliche Blindheit oder Dummheit von diefem. wenn er auch nur als einen möglichen Fall annimmt. daß diefer Böfewicht die Sache der Nationen. die italienifche Unabhängigkeit bezwecke. Er hat fich von Anfang an und bereits der Wirkung nach an die Stelle der italienifchen Nation gefeßt. Italien zur Nebenfache gemacht. Italien und die Theilnahme aus dem Gefichte der Menfchheit verdrängt. Italien für immer befleät. Welche monfiröfe Verbindung! Napoleon und italienifche Selbftfiändigkeit! Ihr fleifchliihes Symbol ift die fcheußlichfie Verbindung des liederliihen Letters mit der unbefcholtenen. tugendhaften Clotilde'). Was kann

l) Bezieht fich auf Herweghs Teilnahme an dem badifchen Feldzug im Jahre 1848.

2) Frau des Ier0me Napoleon.

aus folchem Bund anders entfpringen als eine Miß- und Fehlgeburt. Doch genug von diefem Scandal und Elend. Meine Schweitern. die ganz von Dir entzückt find. wie die hiefigen Meinigen fich ausdrücken. waren fehr erfreut von Deinem Grüße. Die Santa Madonna!) hat erfi gefiern wieder eine komifche Probe gegeben. Sie hat der Elife. meiner Nichte. zum Geburtstag ein katholifches Gebetbuch gefchenkt. mit der Ermahnung. es ja immer auf ihren Spaziergängen mitzunehmen! Die Meinigen hier. die Dich natiirlich wieder herzlich grüßen. haben es fchon oft mit mir bedauert. namentlich an den herrlichen Maitagen. daß Deine Reife nicht in die Zeit gefallen ift. wo das Leben auf dem Lande ein Leben im Paradies ifi. freilich nur fiir den naturfinnigen Menfchen. Du kommft nun wohl fo bald niäft wieder vom Platz. Aber wenn Dein Horacek) vielleicht im Herbft eine Ferienreife macht und in unfrer Nähe vorbeikommt. fo lade ich ihn auf Zwetfchenkuchen ein. den meine Frau ganz vorzüglich mamt. Hoffentlich find wir fo glücklich. daß der Ofiertag diefes Jahr noch in unfre Magen und Beutel fällt! Möge buchhändler'fäzes oder anderes fiädtifches Glü> Dein und Deines Mannes Säckel füllen! Mit diefem Wunfch

L. Feuerbach.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach,

Zürich. den 1. Juli 1859.

Lieber Ludwig!

Seit mehreren Wochen liegen zwei Semperfche Brofchüren. die eine über ..den Schmuck“ und die andere über die ,.Schleudergefäfoffe der Alten". wohlverpackt für Dich bei mir und warten nur auf eine Gelegenheit. um zu Dir zu gelangen. Läßt die zu lange auf fich warten. fo erhältft Du fie durch die Pofi. Die Veranlaffung zu diefer Sendung war erfiens die Erinnerung an unfer Gefpräch über Semper und dann die Freude. welche diefer zu haben fchien. als ich ihm mittheilte. mit welchem Intereffe und welcher Anerkennung Du Dich über den Künfiler geäußert. Das ifi aber auch die Glanzfeite in Semper. der politifch eigentlich der eingefleifchte keine ift und fich als folcher jetzt als fanatifchen Anhänger des Haufes .Habsburg kund gibt. - ein Standpunkt.

1) Damit ifi die eigene Schwefter gemeint. die verfiorbene Baronin Helene v. Dobenegg. Sie war katholifch geworden.

2) Horace Herwegh. am 23. April 1901 in Paris geftorben.

für den mir - ich gefiehe es - das Organ fehlt. In Napoleon haßt man den Menfchen. der von einer Stunde zur andern fallen kann. fallen muß. fallen wird. obfchon ich (die außer dem uns Allen gemeinen Haß in Erinnerung an den 13. März 581) noch in potenzirtem Maaße empfinde. was Ihr nicht empfinden könnt) - im Augenblick feinen Tod durchaus nicht wünfche. - in Oefterreich aber haßt man eine Erbfünde. Erbfchande. die weder mit diefem Kaifer kam. noch mit ihm ausgerottet werden würde. Ein ganzes organifiertes Schmachfyfiem. Ich lege Dir hier einen Auffaß aus der letzten Nummer von Mazzini's Journal bei. den Georg zur Zeit überfeßt und eingefandt hat. und den wir Punkt für Punkt unterfchreiben. Ueber Napoleon find wir ja Alle einig. auch über den Proteft fo lange er möglich war; der That gegenüber hört jedoch die Warnung vor derfelben auf. da heißt es: aufgepaßt! um ' der vielleicht im fehlechtefien. teuflifchfien Sinne unternommenen Sache die glü>lich|e heilvollfie Wendung zu geben. -- Möge der Gott der Schlachten diefem geliebten unglücklichen Volk günfiig fein! - Ich bin mit vollfier Seele dabei und würde. wäre ich nicht Mutter und Gattin. auch in Perfon dort fein. das fehwör' ich Dir! - Es gibt eine Mafizt. die "tät-ker ift. als die des Individuums. und den Teufel felbft zwingen kann. das Hochamt zu halten. oder befier. das Gericht über Gerechte und Ungerechte. Meinen Geburtstag willfi Du wifien? - Der war am 10. Mai. alfo vorüber für diefes Jahr; aber ich muß Dich infiändig bitten. eine Gabe nicht zu verkleinern. die ich in Ehren halte und mir. gerade weil ich fie von Dir habe. weil ich weiß. daß Du Dich ihrer jahrelang bedient haft. lieber ifi. als was Du mir fonfi hättefi geben können. und ko ft b a r e r.

Ich unterftreiche diefen lebten Punkt. weil es mich nachgerade kränkte. daß Du mir fortwährend mit den paar Gulden kommft. die ich damals. wo ich fie hatte. nicht lieber. mir nicht angenehmer verwenden konnte. als indem ich fie benutzte. Euch Alle wiederzufehen. was auf eine andre Art nicht zu erreichen gewefen wäre. Du fcheinfi Dir dennoch einzubilden. ich fei Euch zu Liebe ein zweitesmal nach Bruclberg gekommen. Ich muß dies durchaus ablehnen und Dir eingefiehen. daß ich rein darin dem eigenen Herzensbedürfnis gefolgt bin. freilich auch in dem Glauben. Euch willkommen zu fein. daß ich dies allerdings höher angefehlagen. als das Mittel durch das ich ihm Genüge leiften konnte.

1) Orfinis Hinrichtung.

und das auch Du als Ausdruck treuer. aufrichtiger Zuneigung für un-
bezahlbar halten follteft. Drücktis Dich nach alledem noch. mir die
pekuniäre Ausgabe erfeßen zu müffen. fo benuße. wenn Du es haft.
Deinen Beutel dazu. zu uns zu kommen. Dagegen haben wir nicht nur
nichts. nein. Du würdefi uns die größte Freude machen. Jetzt wäre ein
vortrefflicher Moment dazu. wo das einzig fchöne Volksfef't. das die
Republik hat. das große eidgenöffifche Schüßenfeft in wenigen Tagen
beginnt und volle 10-12 Tage dauert. Lieber Ludwig. überlege was
Dir die Hin- und .Herreife kofken kann. ob Du es haft. und wenn Du
es haft. fo komm' und fei des herzlichfien Willkommens gewiß. Mit
Brockhaus haft Du Dich leider umfonft meinetwegen gekümmert - denn
als ich nach feinen letzten Anerbietungen an Molefchott für mich und
deffen bejahender Antwort die Sache für abgemacht erfah. und durch
Molefchott erfragen ließ. ob man. da ich meine Zeit darauf einge-
richtet. nicht die erfien Bogen des Manuferipts einfenden könne - kam
an diefen die Antwort. daß leider fein Bruder ohne fein Wifien auf
einer Gefchäfisreife im Orient diefe Arbeit dem Profeffor Earus. Neffen
des berühmten Earus. übertragen habe. der ihnen nah befreundet und ein
großer Verehrer von Lewes fei. - So geht's! - Wigand ift um kein
.Haar beffer -u das weißt D u beffer als irgend Jemand. und ich hatte
vor Jahren. wo ich ihm die Ueberfeßung eines Werkes von Michelet
„l'lijetojre (le ln rseolution traue-line“ antrug. und unter den
fchönfken Redensarten eine abfchlägige Antwort erhielt. Gelegenheit.
, dies gründlich zu erfahren. - Jch denke über die Säjriftftellerei als
Handwerk wie Du. zumal bei einer Frau. und eben weil ich nur da eine
wahre Berechtigung zu diefem Schritt in die Oeffentlichkeit finde. wo
der B e r uf dazu da ift. den ich entfchieden nicht habe. und im andern
Fall nur eine P r ofiituti o n darin fehe. darum würde ich nie wagen.
etwas Anderes als eine Ueberfeßung zu übernehmen. -
Jch bin wie jeder lebhaft fühlende Menfch im Stande. unter dem
Eiwruck augenblicklicher Begeifierung oder Empörung meine Feder zu
beruhen wie eine Waffe. aber von da bis zum Künftler ift eine Kluft.
die auszufüllen oder auch nur zu überfpringen mir die Kräfte fehlen. -
Sprachunterricht und Mufikunterricht. den ich gern erteilte. dazu finde
ich hier keine Schüler. als folche. die ich mir zu meiner Freude auffuche,
Vielleicht daß mir Brockhaus doch noch einen Antrag für eine fpätere
Arbeit macht - es könnte nach dem Schluß feines Schreibens an
Molefäfott. wo er dies ausdrücklich als für fich felbft wünfchens- und

beachtenswerth fchreibt. möglich fein. "eiii-61110! Indeffen quäl' Dich nicht um mich und gedenke meiner nur fo viel und fo weit. als diefe Erinnerung Dir Erfrifchung bietet. wie mir fiets die an geliebte Menfchen. von deren Zuneigung ich durahdrungen bin. unerfchütterlich. wie von der Euern zu mir. Laß der Nonnek) ihren Blödfinn! Mia) ftört er weniger. als der kahle Radikalismus gewifier Naturen. befonders bei Frauen. Aberglaube hält warm. und da mich in diefer Welt oftmals gewaltig friert. habe ich Nichts gegen Wärme und Feuer. und kümm're mich wenig darum. welchem Brennmaterial ich die behagliche Temperatur zu danken habe. vorausgefetzt daß die Heizung vor der Thüre gefäfieht. Sehen wir uns wieder? und bald? Weißt Du was. verkauf Deinen alten Eylinder an das germanifche Mufeum als den erfien Hut irgend eines berühmten Mannes und für das Geld komm'. Das ift mein Rat! Noch Eins. Den Tod des alten Herrn Sattler wirft Du erfahren haben. der hat mich recht an unfer Vorhaben gemahnt. Grüß-Frau und Jungfrau taufendmal von Georg und Deiner Freundin

Emma Herwegh.

Georg wäre glücklich wenn Du kämft.

k'. d'. Wie geht*s dem Aefop2)?

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Bruckberg. 29. Iuli 1859.

Liebe Emma!

Um niäjt in das Laiter der Vielfchreiberei zu fallen. wollte ich Dir nicht vor .Serbfi wieder fchreiben. Da ia) aber unterdeß ven Dir fo fehr bombardirt worden. fo muß ich Dir doch wenigftens anzeigen. daß alle Deine Bomben richtig hier eingetroffen find. Die erfte Bombe. die Einladung zum Züricher Schüßenfeft fiel gerade auf mein Herz. nein zwar altes. aber doch immer noch vergeblich reifelufiiges. vor Albin gletfaferquellendurftiges Herz. aber gleichwohl fcheiterte ihre Wirkrng an dem Pericardium. dem das menfchliche Herz um- und einfchließenlrn fogenannten Herzbeutel. der beim Menfchen bekanntlich identifch nit dem Geldbeutel if't. Zwar ifi diefer bei mir noäf nicht allen Inhals beraubt. aber das Wenige. was noch gerettet ifi. ift nun dem Dienfe

1) Die ältefke Schwefier Feuerbaäzs. Helene. von der im Briei vom 17. Iuni 1859 die Rede ifi.

2) Ludwigs Bruder. Friß Feuerbach.

der Pflichtnothwendigkeit beftimmt. Der Aufenthalt in einer Univerfitätsf'tadt auf längere Zeit fiünde mit diefer allerdings nicht im Widerfpruchf nein! im Einklang7 aber fchwerlich der Aufenthalt in einer folehenf über-dem fo theuern Univerfitätsf'tadt wie Zürich.

Die zweite Bombe. das Gedicht Deines MannesIP traf auf denfelben wunden Fleck. Es war für mich ein Labetrunk aus dem Borne Schweizernatur und Schweizcrfreiheit; es hat der Diäfter nach jahrelangem Verfchwundenfein denfelben Eindruck durch diefes Lied auf mich gemachn den feine Gattin nach ebenfo langer Vergangenheit durch ihre Perfönlichkeit - unverändert durch den Abftand der Zeit die Eindrücke reproducirt, die feine erf'te Erfcheinung auf mich gemacht hat,

Deine letzten Bombenf aberz die erft vor einigen Tagen hierher gelangtenf haben mich nicht mehr betroffenf als getroffen. Zwar der Schmuck als ein Spiegel der Naturgefefzlichkeit troß menfchlicher Willkühr und Eitelkeit- hat fogleich in mir gezündetz aber die krummen Linien- die die Schleudergefchoffe befchreiben, gehen über meinen K'opf- über die Grenzen meiner bisherigen mathematifehen Studien und Kenntniffe. Die fchmerzlichen Abfichten des Lebens ftimmen nicht mit den mathematifchen Abfcif'fen und Ordinaten zufammen, und ich habe gerade damals gewaltige Abfcifien des Herz- und Geldbeutels erlittenf als ich die Linie der algebraifchen Linie paf'firen wolltex doeh werde ich wenigf'tens fo viel verfiehenr um den hellenifrhenf naturgefeßlichen Kunftfinn des Verfaffers') bewundern zu können. Sage alfo Semper meinen verehrungsvollen Dank. Du felbft aber wirf keine Bomben mehrf fondern falle lieber felbft wieder einmal als Bombe ins Haus.

L. Feuerbach.

1. Auguft. Die vorftehenden Zeilen wollte ich am Samf'tag felbfl auf die Poft nach Ansbach bringen. Aber der noch immer durch keinen Regen gelöfchte Staub hielt mich- wie fcit Wochenf fo auch diesmal wieder von diefem langweiligen Weg ab. Wie unerträglich muß erft bei Euch die Hiße fein oder gewefen feinf da Ihr nach einem Zeitungsbericht aus der Zeit des Feftes 2-3 Grad Wärme mehr gehabt habt- als ia) hier auf meinen Thermometern! Ein Glück für Euch, daß jetzt der päbfiliäfe pat (le chambre des italienifchen Friedensfchluffes und

') S. Herweghf Neue Gedichte: „Zum eidgenöffifrhenSehüßenfef't in Züriäf".

2) Gottfried Semper.

Staatenbundes als umgekehrtes und zeitgemäß traveftirtes lutherifches Dintenfaß. nicht dem Teufel. fondern der Menfchheit zu ewiger Schande in Euern Mauern fich feines faubern Inhalts erledigt. Welch eine teuflifche Pofie! Wie lange wird der diabolifche Tafchenfpieler auf dem Kaiferthron fein blutiges Menfchenfpiel noch ungeftraft forttreiben! Doch runnclun rult clecjpj! Sie ifi getäufcht worden zum erfien mal in der Krim. fie hat fich jetzt zum zweiten mal in Italien täufchen und betrügen. und dennoch wird fie zum dritten und dann vielleicht er| letzten mal fich für einen neuen Nachttopf. den fie in ihrer erfchreckten Phantafie für ein Sündfluth drohendes Meeresbeäen anfieht. um Geld und Blut bringen lafien.

Von meinem Aefop habe ich felt dem Tage Deiner Abreife. traurigen Andenkens. wo er mich auf die alte Vefie begleitet hatte. nichts mehr gefehen noch gehört außer einem Gruße.

Lebt wohl Weib. Mann. Kinder!

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Rechenberg bei Nürnberg.

Dienstag. 9. Oktober 1860.

Liebe Herweghl

Dein Brief. den ich endlich zur Beantwortung in die Hand nehme. fiammt vom 23. Iuni und heute ifi der 8. oder 9. Oktober. Welch eine Zeitkluft. welch eine Difionanz! Aber was für eine Veränderung ifi auch unterdeß in meinem Leben vor fich gegangen. ich bin aus meinem 24 jährigen Exil erilirt worden. von jenem Rechte. welches bekanntliäj das höchfte Unrecht. vom Rechte des fchmußigfien Eigennußes aus meinem ländlichen Mufentempel vertrieben worden. Unter dem Drucke eines folchen Schickfals hatte ich natürlich weder die Gemütsfiimmung. noch Zeit und Raum zum Brieffchreiben. Wochenlang war ich auf den Beinen. uns ein pafiendes Quartier aufzufuäfen. wochenlang befchäftigt. nur mit der Sichtung der Unmaffe der hinterlafienen. ihr ganzes Leben umfafienden Papiere meines Vaters und zweier verfiorbenen Brüder. endlich wieder wochenlang befchäftigt mit der Sichtung. Auffchreibung und Einpackung meiner Bücher und Steine. Wie habe ich bei diefer Gelegenheit verflucht. was ich früher gefegnet. wie als Thorheit und Ubel empfunden. was ich früher. wo ich mein Leben. Denken und Wirken in der Bruckberger Einöde zu befchließen

dachte. für Weisheit und Wohlthat gehalten. Welche Summen von
Geld |e>en in diefer Maffe von Büchern und doch waren fie mir be-
rechnet auf diefe abgefchiedene ftadtentfernte Erifienz! Und jetzt auch
genug Koften. und welche Kofien des Transports. um fie dann doch zn-
leßt um einen Spottpreis zu veräußern. So fchmachvoll und nieder-
fchlagend das Sihickfal auch ift. das meine Frau aus ihrem väterlichen
Eigenthum. mich aus meiner geliebten Studirwohnung und Naturum-
gebung vertrieben hat. fo haben wir doch zugleich durch dasfelbe die
erfreuliche und erhebende Erfahrung gemacht. daß auch in diefer Be-
ziehung die Extreme fich berühren. daß. wo das Unglück gipfelt. auch das
Glück nicht ferne ifi. Grade in dem Zeitpunkt der größten Noth und
Verzweiflung. in den letzten Wochen meines Aufenthalts in Bruckberg.
erhielt ich von Freunden aus der Ferne bedeutende Summen vorgefchoffen.
fo daß ich nicht nur ohne Noth die enormen Kofien für den Umzug
in mein neues Quartier befireiten konnte. fondern auch ohne Sorgen
und Kummer trotz der erlittenen Verlufie und großen Ausgaben. die
mit meinem jetzigen Aufenthaltsort verbunden find. in die nächfte Zu-
kunft blicken kann. Auch war ich höchft glücklich in Betreff meiner neuen
Wohnung. Ich bewohne nämlich ganz allein. meine Familie verfieht
fich inbegriffen. ein nur eine Viertelfiunde von Nürnberg entferntes. am
Fuße eines Hügels. von dem die fchönfte Ausficht in die ganze Um-
gegend Nürnbergs ift. reizend gelegenes Landhaus an der Landftraße in
der fogenaunten fränkifchen Schweiz. einen Büchfenfchuß von der mit
derfelben parallel laufenden Ofieifenbahn entfernt. So if't denn meine
räumliche Erifienz aus einer einfeitigen. eine zwei-. oder vielmehr. weil
zwei das All befaßt. allfeitige geworden. Ich verbinde Land und Stadt.
Abgefondertheit und Weltverkehrz ich bin aus einer raren und koff-
fpieligen eine zugängliche wohlfeile Perfönlichkeit geworden. Wenn Dich
einmal - ich hoffe bald - wieder der Weg über Bayern führt. fo
koftet es Dich nur einen Spaziergang oder eine Kleinigkeit für einen
Fiaker. um mich mit Deiner Gegenwart zu beglücken. Ich habe übrigens
mich lange mit dem Gedanken befchäftigt. ob ich nicht Deine Einladung.
Euch einmal zu befuchen. verwirklichen. ob ich nicht fogar den Verfuih
machen follte. Zürich als meinen künftigen Aufenthaltsort zu wählen.
Aber der Gedanke fcheiterte. abgefehen von pekuniären und anderen Be-
denklichkeiten. an der Nothwendigkeit. mir fo fchnell und nahe als möglich.
wenigfiens für die nächfte Zeit. ein Quartier zu fuchen. Damit ift aber
der Gedanke. Euch zu befuchen. keineswegs aufgegeben. fondern nur feine

Ausführung verfchoben. Freilich kann ich jeßt noch gar nichts für die Zukunft befiimmen. denn ich weiß nicht. wie die große Störung und Veränderung meines Lebens auf meine Geifiesthätigkeit einwirken wird. Es ifi keine Kleinigkeit. in meinen Jahren. wenn auch in voller Gefundheit und Frifche. faft ein gewöhnliches Menfchenalter lang eingelebte. nicht durch Zufall. fondern durch den Jnfiinkt eingegebene Gewohnheiten aufzugeben. Die erfie Probe meiner hiefigen Geifiesthätigkeit. der erfte Brief. den ich fchreibe. obwohl ich fchon 10 Tage hier weile. aber in der größten Eonfufion und noch fortwährender Befcha'ftigung mit Auspacken und Einrichten _ ifi diefer an Dich. Leider i| aber diefe erite Probe durchaus nicht zu meiner Befriedigung ausgefallen. Freilich habe ich auch heute nur die Feder ergriffen. um Dich niäzt länger in llngewißheit hinfichtlich meines langen Nichtfchreibens zu laffen. um Dir und Deinem Manne mit dürren Worten zu danken für die köfilich poetifche Garibaldibeilage Deines letzten Briefesl). und die Verficherung zu geben. daß auch ich mit Euch den herzlichfien und freudigfien Antheil nehme an den Siegen des italienifchen Freiheitshelden. Mit herzlichem Grüße von den Meinigen und Deinem L. Feuerbach.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Zürich. den 7. Januar 1861.
zur Münflerburg.

Befier Ludwig!

Dein theurer. inhaltreicher Brief hätte mit Recht ein fchnelleres Echo beanfpruchen können. als das. welches ihm nach drei Monaten zu Theil wird. Wir haben uns aber nachgerade an die langen Paufen in dem Briefwechfel gewöhnt. gewöhnt den Grad unferer Freundfchaft nicht nach der Zahl der Briefe zu ermeffen. Das beruhigt mich wenigfiens nach einer Seite hin. der Befürchtung. irgendwie mißverfianden worden zu fein. Das alte Jahr war mit mannigfachen Sorgen. die hauptfächlich durch Unwohlfein bald des Einen. bald des Andern. veranlaßt waren. reich beladen. Georg. der unfern kleinen. wirklich gefährlich kranken Marcel ablöfie. als jener kaum genefen war. ift noch immer nicht gefund. und ich bin faft die Einzige. die fich über den Un- und Anfällen gefund erhielt. manchmal. weil ich mir das Krankfein. wie jeden andern Luxus. nicht erlauben durfte.

1) S. Herwegb- Neue Gedichte: Die Garibaldihymne. überfeßt für Oberft Rüfiow.

Von dem Wechfel Deines Aufenthalts. fo hart er Dich ankommen mußte. verfpreche ich mir für Dich und die Deinen eigentlich nur Gutes, Die zu große Abgefchloffenheit. in die fich Naturen wie die Deine nur zu leicht mit Leidenfchaft hineinleben. hätte doch früher oder fpäter. wie reich auch Deine Begabung fein mag und i ft. verarmend wirken m ü f f e n. denn dem Naturgefeß. das den Menfchen nicht ganz zum Einfiedler fchuf. kannft felbft Du. kann Niemand fich ungeftraft entziehen. Was mich an Deinem Wohnfifz freut. ifi. daß er Dir die Möglichkeit der Abgefchiedenheit ließ. und doch zugleich die Mittel bietet. mit Menfchen zu verkehren, Ob mich mein Weg bald an Eure Thür führen wird? Ich weiß es nicht - da Luitreifen uns Andern felten gefiattet find. und für jetzt wenigfiens die Nothwendigkeit zu einer folchen nicht vorliegt; was aber zu meinen und Georg's Lieblingswünfchen gehört. ift. daß Du in diefem Frühjahr oder Sommer Deinen Plan ausführen möchtef't und zu uns kommen. wo Deiner zu aller Zeit ein herzliches. jubelndes Willkommen harrt. Jch erhielt zu diefem Neujahr einige Photographien mir theurer Menfchen. die. da fie in Form von Vifitenkarten find und folglich wenig Raum einnehmen. Platz auf meinem kleinen Schreibtifch finden. und mich. fo oft ich vom Papiere auffehe. fympathifch anblicken. Da kam in mir der Wunfch. auch Dein Eonterfey zu haben. und fo bitte ich Dich dann in Georgs und meinem Namen recht offen und recht unbefcheiden darum. und verfpreche Dir dafür ein Bild von Georg. fobald derfelbe mir nämlich fein feit Jahren und jetzt wieder neu gegebenes Verfprechen hält. fich photographiren zu laffen.

Von Lorchen und Bertha wüßte ich auch fo gern wieder Etwas. Deine Frau gehört zu den beften. die mir je begegnet find. und ich kann an diefen Grad von Selbftverläugnung und Anfpruchslofigkeit wirklich nie ohne Rührung denken. Du weißt. daß ich vom Verfiand der Frauen wenig. von ihrer Vernunft g arn i ch t s halte. defto mehr aber von ihrem Herzen. von dem fabelhaften Liebesreichthum. der für fie oft die Quelle des tieffien Verfiehens wird. Den eben befitzt Bertha gewiß in hohem Grade. und dies erkannt zu haben. ifi mir noch in der Erinnerung eine Freude,

Da Du Dich für die italienifehe Bewegung wahrhaft intereffierfi. fo laß Dir doch einmal ein vor wenigen Wochen in Mailand erfchienenes Buäj von Luigi Pianciani*) durch Deinen Buchhändler

1) Oberfi unter Garibaldi.

zur Einficht fenden. das eine fehr klare und richtige Darftellung der leßten Ereigniffe enthält und nach Rüftow's Ausfpruch. der erfi feit vier Wochen zu uns zurückgekehrt ift. vollfkändig exact fein folk. Das Buch ..Herr Vogt“ von Karl Mart wird Dir bereits zu Händen gekommen fein. Ich habe es noäj nicht gelefen und entfchließe mich auch fchwer dazu. hingegen fagt mir Georg. der Alles liefi. daß die politifche Partie der Schrift nicht ohne Werth fei. - .

Möglich! Mir ift diefe ganze Art der Litteratur. die fin) fchließlich nur um die kleinlichen Intereffen kleiner Perfönlichkeiten dreht. eine höchft unerquickliche. eben fo unerqui>lich. wie die Gefpräche über Privat-angelegenheiten auf offnem Markt.

Wer ifi fchließlich Herr Vogt. oder Herr Marx. oder am Ende jeder Einzelne. mag er fich nennen wie er will. in einer Zeit. wo fo große. dringende. welterfchütternde und bewegende Fragen auf dem Tapet fkehen? - Was ift mir Hekuba? möchte man hiebei. wie oftmals bei ähnlichen Anläffen. ausrufen! Vielleicht fkimmen wir darin überein. vielleicht lächelft Du auch über mich. Thu' wie Dir zu Mute. ich kann. fo oft ich einem Menfihen fchreibe. der mir fo lieb ift wie Du. nicht lange um den Brei gehen. und muß die Dinge fagen. wie fie in mir leben. fich mir zeigen - dumm oder gefcheidt - gleichviel.

So lebt denn wohl für diefes mal und möchte dies Iahr uns Allen ein gutes werden und uns zu einander führen. Was es eben auch bringen mag. die Gewißheit unfrer unwandelbaren. innigen Freundfchaft wird es uns laffen. -

Ich umarme Euch alle Drei von Herzen und Georg grüßt Dich taufendmal.

Deine

Emma Herwegh.

Säfreib bald.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Zürich. den 29. Mai 61.

zur Münfierburg.

Lieber Ludwig.

Obfchon wir feit mehr als einem halben Iahre Nichts direkt von Dir wiffen. fchließe ich daraus nur. daß Dir nur ohne einen befondern Anlaß zu fchreiben die Stimmung gefehlt hat. und da fich mir ein folcher

bietet. gehe ich über das Dazwifchenliegende hinweg und fange an wie Einer. der fortfährt. Es i| dies auch das Natürlichf'te zwifchen Menfchen. deren wahrhafter geiftiger Zufammenhang nie unterbrochen wurde. weil er nur mit ihnen felbf't enden kann. bunque: Du wirft fehr wahrfcheinlich in einigen Tagen. d. h. in etwa 11 Tagen Deinen alten Freund G e o r g H e r w e g h wieder fehen. den eine ernfte Leber-krankheit nach . Earlsbad und bei diefer Gelegenheit über Nürnberg führt.

Ich würde glücklich fein ihn zur Pflege begleiten und fo auch meinen Theil an der Freude des Wiederfehens nehmen zu dürfen - aber - mit Millionen theilen auch wir das Loos uns fchon glücklich preifen zu müffen. wenn das unerläßlich Nothwendige erreichbar wird. und müffen das felbftfüchtige Wünfchen. wie natiirlich es den Menfchen auch fein mag. Andern überlaffen. - Georgs Plan ift. Sonntag über 8 Tage alfo am 9 ten Juni in der Frühe-hier abzureifen. in Augsburg zu übernachten und am Montag den 10 ten zeitig nach Nürnberg weiter zu gehen. dort im ..Wiirtemberger Hof“ abzufteigen und Dich aufzufuchen. um mit Dir einen Tag zufammen zu bleiben - vielleicht auch zwei - obfclfon fein Uebel fo weit vorgerückt ift. daß es am Beften. er geht fo fihnell als möglich weiter. Earlsbad if't ohnehin im Juli fehr heiß nnd die Kur dafelbft in der Hiße weit weniger wirkfam. Um möglichf't wenig Zeit zu verlieren. von den wenigen Stunden. welche Emh nach 15 jähriger Trennung werden. wünfcht Georg. daß Du ihm Deine Adreffe etwas befiimmter. als ich fie habe. angiebft und zwar mit umgehender Poft. Geht die Kur glücklich vorüber. was die Götter geben mögen. denn ich verfichere Dir. daß ich fchreckliche Zeiten durchgemacht habe und durchmache. dann könntet Jhr Beide Euch vielleicht in 6-7 Wochen ein kMä92*70l18 in München geben. über das Georg den Rückweg nehmen will. und zu Zweien zu mir kommen. Du haft mir's ja faft verfprochen und arbeiten kannft Du hier eben fo ungeftört als in Nürnberg. Bertha und Lorchen. denen ich fpäter einmal direkt fchreiben werde. bringe heute meinen Gruß wie auch dem Aefop und den Schweftern. Du felbft aber nimm den Löwen-Theil. die Verficherung unferer unwandelbaren und doch ftets wachfenden Freundfchaft. Addiol

Ich freue mich wirklich unendlich auf Euer gemeinfames Wiederfehn.

Deine Freundin

EmmaHerwegh.

Schluß in der März-Nummer,

Herm an Bang:
Die Dekadence der Darfiellungskunfi.
Eine Unterfuchung.

I.

Eine Niedergangszeit ifi für die Sihaufpielkunfi angebrochen.
Wer in den leßten fünfzehn Iahren die Theater verfchiedencr Sprachen und Gemeinwefen gefehen hat. kann nicht umhin. das zu konftatieren: Wir find in einem Wellental. und die Darftellungsgabe iii gefchwächt.

Die Gründe find zahlreich und zumeift Gründe des Lebens: Das moderne Leben felbft raubt der Schaufpielkunfi langfam. aber unwiderfiehlich ihre Ausdrucks- m i t t e l.

Wenn das im erfien Augenblick wie ein Paradoxon klingen mag. wird es fich doch für den. der es näher unterfucht. als vollkommen wahr erweifen. Und während die wirklichen Gründe des Niedergangs der Schaufpielkunft dargelegt werden. wird man auch ganz verfiehen. wie ernfi und wie tief eingreifend die Krife ift. Vielleicht wird uns dann diefes Verftändnis auch dazu führen. die neuen Wege zu entdecken und zu bahnen. die allein zur Wiedergeburt und zu einem neuen Reichtum einer Kunft führen können. die die höchfie der Künfte ift und bleiben fell. weil ihr Mittel das höchfie der Mittel ift: der menfchliche Körper felbft.

II.

Das moderne Leben i| auf Mafchinenbetrieb eingerichtet. Die Fabrik und die Maffenproduktion ift fein Ziel und fein Symbol. Auch die große Menge der Menfchen gehen aus dem Ofen der Zeit als Fabrikate hervor - als eine Art Fayence. bei der der eine graue Teller ganz wie der zweite ift. der zweite wie der dritte und der dritte wie der fiebenhundertneununddreißigfie.

Die fich bef'tändig ausbreitende Bildung; die allgemeine und gemein-

fame Aufklärung; die gemeinfame Lektüre (die mehr und mehr Zeitungs-
lektüre wird); die durch fiets zahlreichere foziale Gefeße gleichförmige
Tracht; zufammenfließende Gewohnheiten; felbft der immer weiter ver-
zweigte Wohlfiandj der für ftets mehr und mehr Menfchen Gleichflellnng
fchafft - alles trägt dazu bei in der modernen Gefellfchaft eine immer
wachfende ä n ß e r e Gleichheit hervorzubringen.
Die äußeren Ungleichheiten der einzelnen Menfchen verfchwinden,
und felbfl die Sonderzeichen der Kreife oder der „Fächer" verwifthen fich.
Die Zünfte find aufgehoben. Die Taufende gleichen den Zehntaufenden
und die Zehntaufende auf ein Haar den Hunderttaufenden.
Die Bewegung wird um fo ftärkerj als die Hafi der Zeitj in der alle
in dem Kampf und der Jagd nach äußeren Dingen mittun müfienf dem
Einzelnen wenig Zeit und Kraft läßtf feine innere Selbftändigkeit
und Befonderheit zu pflegen.
Darum wirdj wo alle einander gleichem immer mehr und mehr auch
jeder Einzelne allen gleichen. Die Millionf in der alle einander gleichen,
überwindet und verfchluckt den Einzelnenj der nicht wagtF mit irgend
einem Sonderwefen allein hervorzutreten.
Die Furcht vor der Einfamkeitf vor dem Lachenf vor dem Lächeln
und dem Spott rangiert ihn in die Legion der Millionen ein. Wir eignen
uns alle ein gemeinfames Wefen und eine gemeinfame Schußwehr an.
Aber diefes gemeinfame Wefen wird naturnotwendig eintönig und
grauf weil es aus dem einigen Befireben aller hervorgegangen ift: „Nur
ja nicht abftechen.“
Wir befleißigen uns einer Gleichförmigkeitj in der alles fiill iit und
nichts Lärm macht. Denn Lärm erregt Auffehen.
Wir eignen uns ein Wefen anj aus dem alle
ftärkeren Ausdrucksformen ausgefchloffen find.
Wir fchränken - ohne es zu wiffen und unwillkürlich - unfere Be-
wegungen ein- die feltener und kleiner werdenj wir benüßen felbfi unfere
Stimme mit Vorficht- und wir fprechen ohne Lautj ohne Mannigfaltigkeit
und ohne rhythmifchen Wechfel. Wir vermeiden die Lebhaftigleit des
Gefichtsausdrucks und jeden allzu rafäjen Umfchwung.
All das tun wir alle zu jeder Stunde und jeden Tagj und das
Leben felbfi verlöfcht und verwifcht fo all das-
was das einzige Ausdrucksmittel der Schaufpiel-
ku n | i [t.

Und mitten in diefem Leben lebt der Schaufpieler felbft.
Er hat aufgehört- einer Kafie anzugehörenf die „Gefellfehaft‟ hat ihn längft akzeptierty und er verbringt feine behagliehen und gut entlohnten Tage mitten in dem bürgerlichen Dafein- das die Mittel feiner Kun| negiert und aus-rottetf diefe Mittel7 die er im täglichen Leben als Mitglied der modernen Gefellfchaft allmählich - felbfi verleugnet.
Aber - - wenn der Schaufpieler dann auf der Bühne fteht, wenn er beginnen foll- feine Kunft zu übeny dann hat er ihre Auedrucksformen vergeffen. Durch die Gewohnheit des Lebens hat er fie vergeffen- und feine Mittel fiehen ihm nicht mehr zu Gebote.
Et; der nur durch die Mannigfaltigkeit der Stimmt der Mimik und der Bewegungen zu uns fprechen kannf hat die Mannigfaltigkeit vergeffen und - fagt uns nichts mehr.
Hier wurzelt der Niedergang der Sehaufpielkunfiy und hier hat er feinen Urfprung.
Aber das wird von den wenigften verftanden.
[Il,
Die Niedergangszeit felbft wird jedoeh von allen empfunden.
Und viele Ärzte - und vielef viele Quaekfalber - haben verfncbtr der erkrankenden Kuuft Heilung zu bringenf deren Hinfchwinden fie nicht umhin konnten, zu fehenf während fie fich den Urfprung ihrer Schwäche nicht klar zu machen vermochten.
Die Ärzte und die Wunderdoktoren nahmen ihre Zuflucht zu allerhand Pillen. Zu Opium und zu Morphium. Die Herren Quackfalber gebrauäften noch grellere Kuren und boten Arkana in reicher Menge feil.
Wir haben eine Zeit erlebtf wo alle darauf verfeffen warenf die Kunft zu erneuernf und wo allesf was man erreichtef warf fich in Experimenten zu verlierenf die über dem Kopf der Wundertäter zufammcnflürzten.
Vor etwa zwölfj fünfzehn Jahren war es Paris, das in diefer Erneuerung des Theaters fchwelgte. Wie viele Experimente habe ich doch nicht in jener Zeit mitgemacht.
Maurice Maeterlincks Schaufpiele wurden in blaue Schleier und in eine graue Rezitation gehülltf in deren fingender Eintönigkeit die Schaufpieler wie im Schlaf diefelben zwei oder drei Körperbewegungen wiederholten und abermals wiederholten, Man wollte den Eindruck eines

Traumes hervorrufen. und ich glaube. das ganze Refultat war. daß ein hochgeehrtes Publikum - vollkommen traumlos fchlief.
Und dennoch fäjien dies noch immer allzu lebendig und allzu wirklich. Diefe Safaufpieler hinter den Schleiern fprachen u n d bewegten fich doch noch immer. Die Parifer Erperimentatoren gingen darum noch weiter. Sie trennten Rede und Bewegung. und wir erlebten einen Sckhaufpielabend (vielleicht hatte er. denn es gibt nichts Neues unter der Sonne und auf diefem allzu kleinen Planeten. fein Vorbild im chinefifchen Theater) - einen Theaterabend. wo die Schaufpieler auf der Bühne nur die Bewegungen machten. während vier andere Schaufpieler im Orchefier die Worte herfagten.
Das war immerhin eine Idee. Aber dennoäz befriedigte fie die Ehr-geizigen nicht. die ihr Leben dafür eingefeßt hatten. die Schaufpielkunft zu regenerieren.
Diefe Schaufpieler. die fich bewegten. ohne zu fprechen. waren doch trotz allem noch lebende Menfchen. die man nur der Sprache beraubt haben könnte. Wohl waren ihre Bewegungen automatifch. aber fie waren doch keine Automaten.
Sie wurden es.
Wir erlebten einen Theaterabend. wo die fiummen aber agierenden Schaufpieler von - Puppen erfeßt wurden. Puppen in natürlicher Größe. mit Wachsgefichtern und Wachshänden. die auf Schienen zur Bühne herein und herausfuhren und die fteifen Arme hoben und fenkten. wenn man in den Kuliffen an einer Schnur zog.
Diefe Puppen agierten auf der Bühne. während vier Schaufpieler in den Kuliffen die Verfe der Tragödie lafen.
Zu diefer Verleugnung der menfchlichen Mitwirkung kann es die Kunft der Menichendarftellung bringen - in den .Händen der Wunder-doktoren.
Aber eine Wiedergeburt der Kunfi werden diefe Wunderkuren kaum erzielen.
I7.
Eine Wiedergeburt und Erneuerung der Kunfi ifi nur möglich durch erneuerte und reichere Unterfuchungen der ewigen Quelle aller Kunfi: der menfchlichen Seele.
Diefe Unterfuchungen und diefes Eindringen wird auch in unferen

Tagen dem Künfiler zeigent daß- wie groß auch die äußere Gleichheit ge-
worden ifit und wie dicht und wie vermummend auch das „gemeinfame
Wefen" unfere Seele deckt und einhüllt- die Seelen felbfi doch unendlich
ungleich find und tief voneinander verfchieden. Unfere innere Selb-
fiändigkeit und Befonderheit ifi bedroht- aber fie ift nicht vernichtet.
Und was den Schaufpieler betrifft- fo wird er - wenn er all das
Traditionelle verläßt und alle Tricks des Handwerks aufgibt und zur
Beobachtung feiner felbft und andener zurückkehrt _ entdecken und
fehen- daß troß aller äußeren Gleichheit unfere ungleichen Seelen noch
befiändig beiondere und verfchiedene Ausdrucksformen finden; und durch
die Master die die Gefellichaft und unfer Nachahmungstrieb unferem
Gefiehte aufgekleiftert hatt verraten wir uns noch fo- wie die Menfihen
fich zu allen Zeiten verraten haben.
In Blicken verraten wir uns. In Mienen verraten wir uns. In
Bewegungen verraten wir uns. In unferer Stimme verraten wir uns.
In all den Dingen mit anderen Worten- die ftets die Mittel der
Sihaufpielkunft find und waren und immer bleiben werdent die Mittel,
durch die die darfiellende Kunfi die menfchliche Seele aufdeckt und
offenbart.
Zugegeben muß nur werden- daß die Kunft des Schaufpielers
fchwieriger geworden ift.
Teils weil er„ wie wir fehon bewiefen haben- fo halbwegs die Aus-
drucksmittel feiner eigenen Kunfi vergefien hatte„ und das gerade zu
einer Zeit- wo diefe Mittel notwendigerweife noch mehr verfchärft und
verfeinert werden miiffen.
Teils, weil eben die Beobachtung die ihn bereichern und leiten follf
zehnfach mühfamer geworden ift: die Bewegungen- der Tonfalh dae
Mienenipielt die i'lbergänge- die Paufen- durch die der moderne Menfcb
feine Gcmijtsftimmungenx Zufiände und Bewegungen verrät- find plötz-
li>)er, unmerklicher und flüchtiger: fthnell wie der Bliß verfehwindend und
verfchwunden.
Sie find nicht nur fchwer wie d e rzu g e b e n für die Schau-
fpieler- die überdies in der Kraft der Wiedergabe felbft erfchlafft find-
fondern fie find auch zehnmal fehwerer zu b e o b a ch t e n.
Nichtsdefiioweniger muß fich der Sihaufpieler ihrer bemächtigen. Die
Erneuerung der Kunft i| nur mögliit» wenn er es tut,
Die modernen Menfchen tragen die Allerweltsmaske. Aber Licht-

bliße aus unferem eigenen Selbft durchbrechen diefe Maske. erleuchten fie und - verraten uns. Diefe Lichtbliße find die rafch aufflammenden und rafch erlöfchenden Offenbarungen unferer inneren Befonderheit und unferer Seele.

Die neue Schaufpielkunfi muß fie belauern. fie auffangen und fefi- halten.

Auf dem Geficht des Schaufpielers. in feinem Tonfall. in fein e m Mienenfpiel müfien diefe plößlichen Lichtbliße - uns ver- raten. Dann ifi die Renaiffance der Darfiellungskunft da und - nur dann.

7.

Vorläufig befinden wir uns in der Niedergangszeit.

Von der neuen Kunfi ifi nur wenig zu verfpüren.

Dennoch ift etwas gefchehen. die M a u e r n. die die neue Darftellung einfchließen follen. find ringsherum fchon aufgerichtet.

Es war wohl in Paris. wo die erften ..kleinen Theater“ erbaut wurden. Diminutive Räume mit einer diminutiven Bühne. Sie find fo groß wie eine Schachtel und feidenbezogen wie die Juwelenfchreine der ..Divettes“.

Gerade der Divettes. Denn auf den Boulevards von Paris waren diefe kleinen Schaufpiclhäufer meifiens das Heim kapriziöfer Spezialitäten - der auftauäfenden Pantomime. des Barfußtanzes. des Tableaus. der Serpentintänzerinnen.

Berlin gab diefem neuen ..Kleinen Schaufpielhaufe" einen Namen. der weiter wies: das Jutime Theater.

Und infofern gab man dem neuen Haufe auch einen neuen Inhalt. als es das Heim der Schaufpielkunfi verblieb - - - wenn auch vor- läufig einer Kunfi. die reicher an Experimenten als an der einzig not- wendigen Erneuerung war.

Der Infiinkt. der zur Errichtung und Erbauung diefer Theater geführt hat. ifi doch richtig gewefen. felbft wenn weder Wege noch Ziel Urheber und Bauherren klar vor Augen gefianden haben.

Die neue Schaufpielkunfi. die ein Leben offenbaren foll. das fich fo rafch verrät. beinahe unmerklichz in Lauten. die kaum Laute find; in Be- wegungen fo halb verborgen; in übergängen. fo flüchtig - diefe Kunfi

kann infolge ihres Wefens nur in Räumen wirken und fich entfalten.
wo man al(das Kleine verfolgen und beobachten kann.
Das ,.Jntime Theater" ift in dem Gefühl begründet. einem etwas
unklaren und unbeftimmten Gefühl. daß das Wefen der Darfiellungskunfi
ein anderes geworden ift. An dem Tage. an dem man voll erkennt.
warum es das geworden ift. wird auch die Zukunft anbrechen. und
eine neue Kunft wird uns in dem neuen Haufe von neuem die menfch-
liche Seele offenbaren.
Die zufammengefeßt und bewegt und verfchieden lebt und fkrebt und
kämpft und glüht und verzehrt wird. auch unter jener Maske. die wir
tragen. - wir fcheuen Gefehöpfe des Allerweltswefens.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski:
Soupergefpräch.
Ein Kabinettbild.

Die Premiere war zu Ende. und die Heroine faß an der luxuriös gedeckten Tafel im refervierten Zimmer eines Moderefiaurants. im Kreife von Theatermitgliedern. Literaten und Lebemännern. die der Kunfi auf ihre befondere Weife dienten. Ein fchwerfilberner Blumenauffatz. Gläfer in mancherlei Form und Farbe. teils wie Wunderwerke aus Eiskrifiallen. teils wie zarte. grüne oder farblofe Kelche von Märchenblumen. glißerten im rofigen Kerzenfchein der filbernen Armleuchter. Unter einem Speife-wärmer züngelte eine bläuliche Spiritusflamme wie ein gefangenes Irrlicht. das zu entweichen fuchte; und mit fafi religiöfer Andacht kofiete der Keller-meifker. ein älterer Mann in fchwarzem Rock. mit ernfiem. glatt rafiertem Geficht. den erfien Schluck jeder geöffneten Flafche. bevor er fie zum Ein-fchenken freigab.

Die Unterhaltung wurde laut und mit lebhaften Gefien geführt.

Man fprach von dem eben gefpielten Stück und fchien noch einen Reit von Theater mitgebracht zu haben. obwohl die Mitfpielenden längfi ab-gefchminkt waren und in Abendtoilette dafaßen. Es war ein modernes Seelendrama. das heute das Rampenlicht erblickt hatte. ein myfiifches Stück ohne Zeit und Ort. die Tragödie eines fentimentalen Schwächlings. der zwifchen Gattin und Geliebter haltlos hin und herfchwankt. fo daß alleDrei - trolzAufbietung höchfien Edelmutes _unglücklich werden. Schließ-lich wähnt die liebende Gattin in der Selbfiaufopferung für das Glück der Andren ihr eignes Glück gefunden zu haben und geht in den Tod. Das Stück fchloß mit einem Ausblick auf vergebliche Reue. einem fchmerzvollen Umfonfk!

Über den Bühnenerfolg waren die Stimmen geteilt. Einmütig war nur die Bewunderung für die Heroine. die den Tod der fich opfernden Gattin mit erfchütternder Naturwahrheit dargefiellt hatte. Eine ganz neue Seite ihres Talentes war dabei zum Vorfchein gekommen; und man bewunderte die große Kunfi. mit der fie eine ihr fern liegende Aufgabe gemeifiert hatte.

..Das heißt." meinte fie etwas felbfibewußt zu einem ihr fchräg gegen-
iiber fiizenden Kritiker. „man kannte mich nur in den Rollen. für die ich
einmal abgef'tempelt bin. Wäre der Direktor bei der Rollenverteilung
nicht ftets nach dem gleichen Prinzip verfahren. man hätte fchon zehn
iolcher Überrafchungen haben können... Übrigens gebe ich zu. daß diefe
Rolle mir viel zumutet; im Grunde glaube ich nicht an fie."
Der Autor des Stückes. ein jüngerer Mann. der mit verträumten Augen
dafaß. fehien plöhlich aus feinem Sinnen zu erwachen und warf der'_Schau-
fpielerin einen böfen Blick zu. Die Aufnahme des Stückes hatte feine Er-
wartungen wenig befriedigt; diefe Verleugnung von feiten der Haupt-
darf'tellerin aber. die alle .huldigungen auf fich lenkte. verdarb ihm vollends
die Laune.
„Warum glauben Sie nicht an die Rolle?" fragte er gallig.
..Im Leben pflegt es anders zu gehen". erwiderte fie.
„Wiefo?" mifchte fich der Herr zur Linken der Schaufpielerin ein:
es war ein Finanzmann in mittleren Jahren mit kaltem. durchgearbeitetem
Gefiäyt und gegenwärtig der glückliche Befiher ihrer Reize.
Sie antwortete fpöttifch: „Der Mann behält die Eine zur Frau und
macht die Andere zu feiner Geliebten. Vor allem aber wahrt er fein Ge-
heimnis."
Ein f'iummes. beifälliges Nicken der Umfiizenden war die Antwort
auf diefe etwas frech hingeworfene Bemerkung. In der Welt des Theaters.
diefer Welt des fchönen Scheins. die Tragödien f pielt. aber Glück und
Ruhm f u ch t. fand die Meinung der Schaufpielerin allgemein Anklang.
Nur der Dramatiker fagte achfelzuckend:
„Im Leben... im Leben. .. Was geht mich das Leben an?, . Ich
hin kein Photograph. . . Ich bin Dichter und Seelendeuter." Und er fuhr
fich mit der .hand zerfireut durch fein wallendes Lockenhaar.
...haben Sie in Ihrem jungen Leben fchon folche Erfahrungen gemacht?"
fragte der Finanzmann galant. Er war froh. aus der dramaturgifchen
Theorie ins Leben zurückzukehren.
„Oh ja". fagte die Schaufpielerin ernf'i. „Ich habe felbfi einen folchen
Fall miterlebt."
„Erzählen Sie bitte". drängte er. „Ich will zwar nicht indiskret fein. . ,"
„Oh l" unterbrach fie ihn. „der Ort meiner Gefchichte ifi weit von hier."
..Um fo beffer. Verwifchen Sie Zeit und Ort." riet der Finanzmann.
„Schön." nickte fie. „ich verwifche fie - wie fie in dem Stücke ver-
wifcht find. . . Ich war alfo befreundet mit einem jüngeren Ehepaar. wohl-

verfianden aus den oberften Klaffen und nicht etwa aus der Bohsme; denn die nimmt ja alles viel leichter. Die Frau hatte Herz und Gemüt und war recht hübfah von jener träumerifchen englifchen Schönheit. wie die Präraffaeliten fie malen. einer Schönheit. der nur die Engelsflügel fehlen. Was ihr abging. das war das Prickelnde. Geifkreiche. bisweilen Freche. was die Männer fo reizt - und was insbefondere diefen Mann reizte. der fehr geiftreich und fein gebildet war. überdies ziemlich häßlich. Jn diefer Ehe hätte er auf die Dauer nie fein Genügen gefunden. Andrei--feits liebte er feine Frau ehrlich. mit Herz und Sinnen; er hätte fie nie-mals verlaffen und ihr fpäterer Tod hat ihm tiefe Wunden gefchlagen. .. Eines Tages lernte er eine junge Dame kennen. die bei mir Deklama-tionsfiunden nahm. aus purem Vergnügen. denn fie war recht wohl-habend und dachte nicht daran. zur Bühne zu gehen. Obwohl fie hübfch war. hatte fie bisher nicht geheiratet. weil ihr die Männer ihrer Bekanntfchaft allefamt nicht behagten oder beffer zu dumm fchienen. Diefer häßliche. aber geifireiche Menfch gefiel ihr. zumal er fie anfangs ein wenig abfallen ließ. Die Andren liefen ihr wegen ihres Geldes oder ihrer Reize nach; er allein fchätzte fie ihres Geifies wegen. Denn fie war ein geifi-fprühendes. übermütiges Mädchen. das eine ganze Tifchgefellfchaft zum Lachen bringen konnte. Ja. die Liebe hat feltfame Wege... Kurzum. er fing fchließlich Feuer - und fie wurden beide glückfelig. Sie gab ihm alles. was ihm in feiner Ehe gefehlt hatte. Und trotzdem. was glauben Sie wohl. als die Frau fiarb..."

„Alfo doch tragifche Löfung“. warf der Dramatiker dazwifchen.

..Nein. ganz außertragifch. Sie fiarb erfi fpäter im Wochenbett. Das Verhältnis hat Jahre lang gewährt. und alle drei waren glücklich dabei. . . weil alle den Mund hielten. Ein Dramatiker". feizte fie mit einem Blick auf den Autor hinzu. „hätte den Mann vielleicht im Selbfimord enden laffen. wie den Glockengießer Heinrich. wofern er nicht. wie Sie. eine der beiden Frauen zur ..Erlöfung“ des Mannes wie Senta ins Meer fpringen ließ. Oder er gab dem Mann eine Kraftnatur; dann ging er mit der andern durch und kehrte vielleicht reumütig zurück. als es zu fpät war. vorausgefeht. daß die beiden nicht über Leichen gingen und uns durch ihre Reulofigkeit empörten. Auf jeden Fall gab es eine tragifche Löfung.“

Der Kritiker wollte ein Buch einwenden. wo das letztere durchaus nicht empörte.

..Bitte keine Bücher“. unterbrach fie ihn lebhaft. ..Ich rede vom wirk-lichen Leben. Und hier war die Löfung alles andere als tragifch. Es war

ein wolkenlofes Glück; von dem auch die Ehe erfi ihren vollen Sonnenfihein empfing. Die Frau hat mir einmal ihr Herz ausgefihüttet. Es war an einem Nachmittag zur Teefiunde; wo ich fie allein zu Haufe traf; indes ihr Gatte vielleicht bei der andern war. Wir fprachen von ihm; fie lobte ihn überfchwenglich und beteuerte mir; wie glücklich fie mit ihm wäre; wie zartfiihlend er fei und wie liebevollh wie innig fie an ihm hinge. Denken Sie fich meine Lage bei diefer Anvertrauung! Na; unfereins hat fein Mienenfpiel zum Glück in der Gewalt. Sonfk hätte ich ihr Glück vielleicht mit einer ungewollten Gebärde zerfiört. Das einzigej was fie als Mangel empfand; das war; daß fie ihrem Manne geiftig nicht ganz ebenbürtig war. Sie gefiand mir das offen ein. Um fo dankbarer war fie ihm für feine fchonende Güte. Ein andrerh meinte fie; hätte fich anderswo fchadlos gehalten. . .“

„Und fie merkte gar nichts; die dumme Perfon“„ fagte der Dramatiker kopffchiittelnd. „Sehr unwahrfcheinlich.“

„Liebe macht blind;U erwiderte fie; und der Liebhaber neben ihr lächelte galant und blickte auf das kofibare Perlenkolliey eine Gabe von ihm; das an ihrem Halfe fchimmerte.

„Der Mann hat Ihnen natürlich auch fein Herz ausgefcljüttet/' fragte der Bühnenfchriftfieller.

„Das wäre freiliäj fehr fiir die Bühne gewefenj" gab fie mokant heraus. „Aber nein; ich wußte es ohnedies. Ich brauchte nur die Augen auf-zutun; wenn ich ihn mit meiner Schülerin zufammenfah. Ich fah ja; wie zufrieden das kluge; temperamentvolle Mädchen mit der Liebe diefes häßlichen Mannes war. Durch die elegante Welt wenig verwöhnth fand fie in diefem geifireichen Kopfe alles„ was den Beaus abging. Seine Häßlichkeit bemerkte fie gar nicht.“

„Und fuchte fie den Halbgefirauchelten nicht ganz zu erobern?‟ erkundigte fich der Finanzmann.

Die Schaufpielerin fchüttelte den Kopf. „Nein, Sie hat mir einmal gefagt: Durch mich ifi noch nie eine Frau unglückliah geworden. - Ich bin überzeugt; wenn er feine Frau ihretwegen hätte verlaffen wollen; fie hätte fich von ihm getrennt und ihn nicht mehr geliebt. Sie hätte ihr Glück nicht auf das Unglück einer Mitfchwefier bauen mögen - fowenig wie die hochherzige Geliebte in Ihrem Stück.“

Der Dramatiker murmelte: „Eij die war ja nur fiir dieBiihne möglich."

Doch der Kritiker warf ihr einen feiner fcharfem bebrillten Blicke zu und fagte:

„Verzeihen Sie... Ihre Schülerin mußte fich doch klar fein- daß die
Sache eines Tages herauskommen könnte. Und dann war das Glück der
Rivalin doeh futfch. Sie hat ihr Glück nicht auf das Unglück ihrer Mit-
fchwefier gebaut- wie Sie fagenz aber fie hat es auf den Zufall gebautx
der ebenfalls töten konnte. Sie war zum mindeften leichtfertig..."
„Leichtfertigf" lächelte die Schaufpielerim „das find wir Frauen alle
mehr oder minder. wenn wir nichts als den Augenblick haben.“ Und fie ließ
ihre fchönen, feelenvollen Augen im Zimmer herumfchweifem wie ein
Schmetterlingspaar- das von Blume zu Blume fliegt.
„Und was gefchah nach dem außertragifchen Tode der Gattin ?“ fragte
der Dramatiker weiter.
„Im was glauben Sie wohl?“ fragte die Schaufpielerinf plößlich zu
ihrem Thema zurückkehrend.
„Die beiden haben fich natürlich geheirateh" meinte der Kritiker.
'Die Heroine lachte fcharf. „Nein!“rief fie in plößlichem Ingrimm aus.
„Ich will Ihnen fagenx was fie getan haben. . . Ich habe diefe ganze Tragi-
komödie miterlebt... Meine Schülerin kam nach wie vor zu mirL blaß
vor innerer Aufregung. Eines Tages gefiand fie mir ihre Bedrängnis.
Sie war tief erfiauntf daß ich bereits Befrheid wußte. Ich glaube„ fie hielt
mich für eine Lügnerinf denn ich fchworf daß ihr Freund mir nichts ver-
raten hätte. Sie begriff wohl nicht recht/ daß unfereins die Phyfiogno-
mieen beffer durchfchaut als ein Laie. Doch ich war nun mal ihre Vertraute
geworden; fie verfchwieg mir nichts mehr. Sie fand es fehr taktvoll und
zartfiihlenfy daß ihr Geliebter nicht gleich am Totenbette der Gattin um
ihre Hand gebeten hatte. Sie ehrte feinen Schmerz und wollte wartern
bis er von felbfi zu ihr käme. Aber das Warten wurde ihr lang- zu lang,
Er blieb fiumm wie das Grab. Da begann fief an ihm irre zu werdenf und
gab ihrer Liebe nur noch widerwillig Kredit... Eines Tages kam fie außer
der Zeit zu mirx ganz verfiört. Sie riß mir faft die Klingel ab„ dann warf
fie fich fchluchzend in meine Arme. Ihr Freund hatte fie elend verraten.
Er hatte fich mit einer Andren verlobtf die in ihrer Art der erften Frau
glich und feiner Freundin die Hoffnung ausgedrückt- daß ihr Verhältnis
das alte bleiben würde. „Da lefen Sie felbfi!‟ rief fie mehr röchelnd/
als fchluchzend- mit einem Grimm in der Stimme„ wie eine Löwinx der
ihr Junges erwürgt wird. Der Brief war mit fefier„ deutlicher Hand ge-
fchriebenf wie ein Gefchiiftsbrief. Als ich ihn knapp ausgelefen hatte-
riß fie ihn in Stücke und trat wütend darauf herum. Dann begann fie zu
cafe-y daßiäy um ihren Verfiand fürchtete. Sie überfchiittete den Treu-

[ofen rnit Schmähreden. wie ich fie aus folchem Munde nie wieder gehört habe. Und immer wieder klang es dazwifchen ..Der Schuft!“ ..Der Schuft!“ wie ein Peitfchenhieb. Ich fürchtete. fie wiirde ein Attentat auf ihn machen oder fich felbfi was zu Leide tun. “
Die Schaufpielerin war durch ihre Erzählung mitgeriffen worden. als ob fie ein eignes Erlebnis berichtete. Ihre Stimme bebte vor verhaltner Erregung. Sie trank einen Schluck Sekt; dann fäyloß fie:
..Sie hat ihm und fich felber nichts angetan, Sie hat gar nichts getan. Als er zu ihr kam. ließ fie ihm die Tür weifen. Er fprach fie danach auf der Straße an. Sie antwortete: ..Wagen Sie es noch einmal. ein Wort an mich zu richten. fo verrate ich Sie an Ihre Braut. wie Sie mich verraten haben.“ Damit drehte fie ihm den Rücken. Das war beffer. als ins Waffer zu fpringen: er war es nicht wert."
„Und was tat der Mann ?‟ fragte der Dichter. als fie verfiummt war.
„Ich was hätten Sie ihn tun laffen ?“ entgegnete die Schaufpielerin. indem fie achtlos mit einer Blume fpielte. die fie aus dern Auffaß herausgeriffen hatte. Der Dramatiker fchwieg.
Der Finanzmann nahm ihm die Antwort vom Munde.
..Ich hätte ihn eine neue Geliebte fachen laffen.“ fagte er trocken.
Sie warf ihm einen flammenden Blick zu. einen Blick voll Verachtung und blutigem Hohn. der zu fagen fchien: ..Auch du!" Dann legte fie ihre weiße. diamantenfchimmernde Hand auf das fchwarze Tuch feines Frackärmels und fagte mit grimmiger Lufiigkeit: ..Recht fo! Da merkt man den Praktiker. Sie kennen die Männer."
Der Finanzmann. der die Glut ihres Blickes mißverftand. lächelte gefchmeichelt. .
„In der Tat.“ fuhr die Heroine fort. während ihre Nafenflügel vor innerer Erregung bebten. „er hat fich nach einer neuen Geliebten zu der neuen Frau umgefehen.“
..Wohl gar nach Ihnen?“ fragte der Liebhaber plößlich beklommen.
Sie richtete fich jäh in die Höhe und warf ihm einen unfäglichen Blick zu. in dem fich Verachtung und überrafchte Bewunderung mifchten. Dann fagte fie:
„Sie haben wieder ins Schwarze getroffen.“
Diesmal lächelte er nicht. Eine törichte Eiferfucht ergriff ihn. die Eiferfucht eines Mannes. der mit feiner Maitreffe im Kreife ihrer alten oder zukünftigen Anbeter fiht und fich hierüber keiner Täufchung hingibt. durch das theoretifche Eingeftändnis einer Liebfchaft aber verletzt wird-

Jahre-m D o r a F.) i i5 : Kinderbildnis.
1909
Zum Effay von Ruth Lindner.

EMPTY

Sie merkte an feinem Gefichte fofort den Verfioß gegen ihre eigenen Grundfäße. und fich rafch bezwingend. fagte fie mit fanfter Stimme. die wie ein Streicheln klang:
„Beruhigen Sie fich. ich bin auf feine Bitte nicht eingegangen. Es war zwar fehr fchmeichelhaft für mich. daß er in mir einen Erfah für das geifivolle Mädchen zu finden glaubte; aber ich hatte keine Neigung. diefen Menfahen zu tröfien... Überdies mußte ich bald außer Landes gehen.‟
„Und hat der Gatte fich anderswo fchadlos gehalten?“ fragte der Kritiker.
„Ich weiß es nicht.“ entgegnete die junge Schaufpielerin. „aber ich glaube es ficher.“
Der Finanzmann nickte ihr. jeht wieder beruhigt. Beifall. während der Bühnendichter ins Leere ftarrte und mit der .hand hin und herfuhr. als zerteilte er eine Tabakswolke.
„Iawohh‟ fagte er fchließlich wie im Selbfigefpräch. ..Der Reiz der verbotenen Frucht. . . Dies Auf und Nieder zwifchen verfchiedenen Liebes-empfindungen... Das verwegene Spiel um ein Glück. das jede Indis-kretion vernichten konnte... Motive wie Brombeeren... Ich verf'iehe fchon. daß der Mann immer fo fortfahren wollte. . .“
„Schreiben Sie doch ein Drama darüber. betitelt D a s wirklich e Le b en“. lachte die Schaufpielerin geringfchähig und wandte fich dann einem Anderen zu. der ihr gerade ein Kompliment machen wollte. Sie hatte vorhin auf der Bühne das ausdrücken müffen. was ihrem eignen Erleben widerfirittz nun erlebte fie etwas zum zweiten Male. dem fie keinen Ausdruck verleihen durfte. Es war jedes Mal ein Spiel an der Grenze von Schein und Wirklichkeit - wie ihr ganzes Theaterleben.
..Ein Drama.“ überlegte der Bühnenfchriftfieller mit der kalten Neugier eines Anatomieprofeffors. ..Dazu ift der Stoff zu intim. Er würde nicht wirken. Höchfiens einen Roman.“
Und der Finanzmann fchloß die Debatte mit den Worten:
..Ich hätte eine alte Maitreffe auch nicht geheiratet.“

Hans Benzmann:
Lob der Weisheit.
Hiob - die Weisheit Gottes.
Z
Z
Z
Z
Z
Z
Z
Z
Z
Z Es hat das Silber tief im Felfen feinen Gang.
Z Das Erz antwortet auf des Hammers Klang;
Z Jhr holt vielleicht aus ewig gärenden Gründen
Z Die Feuer. die der Erde Wefen künden.
Z Jhr nehmt vielleicht in eure Menfchenhand
Z Der fernfien Sonnen ausgeglühten Sand
Z Und werdet einft die Magifchen erkennen.
Z Die liebend oder haffend für einander brennen.
Z Und werdet ihre Riefenkraft gewinnen
Z Und euch auf manch Geheimnis noch befinnen _-
Z Allein wo fucht ihr J h n? auf welchen Steigen.
Z Die noch kein Vogelflug gefegt. gefehen
Z Noch keines Geiers Auge. noch keines indes Wehen
Z Gefiört in ihrem ungeheuren Schweigen?
Z Wo fuch' ia). W e i s h eit. dich? welch Landes
Z Geheimnis birgt die Stätte des Verfiandes?
Z i Sie ward in keinem Land der Lebendigen gefunden!
Z Nicht Gebet und Gedanke hat fie gebunden!
Z Der Erde Abgrund fpricht: in mir ifi fie nicht!
Z Und das Meer der Sterne fiürmt: in mir ifi fie nicht!
Z Es gilt ihr nicht gleich Urlicht und ophirifäz Gold
Z Und die Perle. das Leben. das in der Tiefe rollt;
Z Demant und alle Erkenntniffe achtet man nicht.
Z Geht fie mit einem in Gefahr und Gericht.

Topafius aus Mohrenland ifi ihr nicht gleich;
Sie macht Wunder und Wiffen; Wahn und Wille bleich; --
Sie ift verhohlen vor allem Lebendigen
Und verborgen dem Blick felbfk der Inwendigen;
Verborgen den heiligen Müttern; die Kinder tragen;
Den brechenden Augen; die noch nach ihr fragen; -
Verdammnis und Tod nur fprechen betört:
Wir haben mit feinen Ohren ihr Gerücht gehört...
Doch Er weiß den Weg- Er kennt die Wenden
Der Ewigkeit; wo fich die Himmel vollenden; -
Da er dem Winde fein Gewicht und feine Straße
Und dem Waffer fetzte feine gewiffen Maße; _-
Da gab er fein Werk aus feiner Hand;
Damit es feinen Lauf allein durchmißt;
Und fprach: Die cFurcht des Herrn; was ihr auch feid und wißt;
Ifk WeisheitF und meiden das Böfe; das ifi Verftand.
Salome -q des Menfchen Weisheit.
Auch ich bin wie ein fkerbliaher Menfch geboren;
Im Fleifch gebildet neun Monde lang; im Blut
Zufammengeronnen und im Mutterleib gegoren;
Odem holend aus der gemeinen Lüfte Glut; --
Gefallen auf die Erde; die alle trägt;
Weinen war meine erfie Stimme; in Gurt
Und Windeln bin ich auferzogen; - o dies erwägt:
Kein König hat; kein Weifer eine andre Geburt! --
'Doch da ich riefy kam mir der heilige Geifi
Der W e i s h e i t; den der Mund der Seher preifi.
Ich hielt fie teurer als mein Königtum„
Als Gold und Frauenliebe; Krieg und Ruhm„
Und war in allen Dingen fröhlich mein Gemüt; --
Und ohne Zorn und Jagen mein Geblüt- --
Mir ward Erkenntnis gegeben in das Entfkehen
.......e...

Der Welt und aller Elemente Gefchehen-
Ich weiß- wie die Jahre die Spulen abfpinnen-
Die goldnen- die fich um Sterne und Sonnen drehn-
Ich kenne die Kräfte- die in den Lüften rinnen
Und die im Berge wie fchwangre Weiber fiehn-
Ich kenne der zahmen und wilden Tiere Art- -
Und was ihr finnet- ward mir offenbarty
Was tief in euch an Güte und Teufelslifif
Ihr Menfchen- verfteckt und verborgen ifix
Ich [ehe auf aller Seelen dunklen Grund -
A lle Weisheit ward mir Sterblichem kund - --
Mir S t e r b l i ch e mh - dies Wunder begreif' ich nichti. .
Denn die Weisheit ift ein Hauch und zartes Licht- -
Wie kommt mein Staub und Schatten zu ihr- zu ihr-
Die des allmächtigen Gottes höchfte Zier?. . .
O du unbefleckter Spiegel der göttlichen Kraft-
Zeigft du mir göttlich der irdifchen Wefen Leiden-
Muff?
Wie kann ich mich dann weife vor andern nennen?
Denn deine Weisheit fo gar lauter ift-
So behende: fie geht durch alles- was ifil...
Und geht einher herrlicher denn die Sonnen
Und alle Sterne„ undx gegen des Lichtes Bronnen
Gerechneh gehet fie weiter vor;
Denn das Licht weicht der Finfiernis Tor;
Aber die Bosheit und aller Dämonen Heer
Dunkeln die Weisheit nimmermehr. . . .
Jefus Sirach -- die Weisheit felbfi.
Als Erfigeborene von allen Kreaturen
Bin ich hervorgegangen aus dem Mund
Des Höchfien- ich fchuf nach himmlifchen Figuren
Die Dingex die Nebelfchwaden wob ich rund
Z
Z
*
Z
Z
.
*
Z
B
*
Z
.
*
'
.
*
Z
.
*
Z
'
.
*
'
.
Z
'
.

*
'
Z
Z O Herr- laß mich in tieffier Demut bekennen:
Z
Z
'
*
'
'
'
e
Z
'
Z
Z
-
'
'
*
Z
Z
Z
-
Z
""*""""""""""""""""""""""*""""""""""

Und fprach zum taumelnden Feuerball der Erde:
Verglimme! daß dein Antlitz göttlich werde!
Und ich durchdrang die Fluten aller Meere-
Durch meine Mühlen gingen Gottes Heere-
Zermalmten Berge von Granit und Eis„ -
Die Füße der Wälder walzten das Geleis-
Vis brüllend dem Riefenfiier die Fruchtbarkeit
Entfirömte- - dann war es an der Zeit:
Denn aus der Tiefe kroch ein Volk hervor
Und hob die Stirne wie zu Gott empor) -
Da formte ich ihm Sinn und Mundx
Unzählige under wurden ihm da kund.. ..
Und in Sion war meine Stätte- jagen die einen-
Doch ich lebe auch in des Feldes armjeligen Steinen- -
Bin ich erhöht wie die Cedern und Palmen
Des Libanon- [o bin ich niedrig auch den Halmen
Der Ode gleich- denn eines ruhet im andern -
Was find Iahrtaufende meinem andern?
In mir wohnet die ganze Herrlichkeit des Weges„
Wohnet die W a h r h e i tg 'frei allen Geheges!
Drum kommt n u n e r fi aus der Tiefe hervor-
Ihr Völkey und hebet die Stirnen zu mir empor-
Wundervoll ifi erfi das wahre Walten der Welt
Und die Seele- die vor der ahrheit nicht zerfchelltl
Selig mein ewiges Leben und euer Verderben!
Selig- felig- die in det-Wahrheit leben können und
fierben!
""""""""""""""""""*"*"""""""""""""*""""F""""""""""""*""""""""""*""""
""

Adolf Wilbrandt:
Junggefellen. Novelle.
Schluß.

Erich faß auf einem der ..Walfifche" im Meer. drei. vier Tage fpäter. Leopardi lefend; in feinen ewig wechfelnden. fich verdiifternden Stimmungen hatte er fia) in die weltverneinenden Gefänge diefes Dichters vertieft. So wollte er fich zugleich im Jtalienifchen üben; er fchweifte nur gar zu leicht von dem Büchlein ab. feine Gedanken oder die Naturbilder zerfireuten ihn. Eine weich duftig nebelnde Um-fchleierung lag heute rings um ihn her. in der die Trennung von Meer und Himmel oft vollkommen verging. Die Sonne fchimmerte golden hindurch. es war ein Zauber; es verlockte zum Träumen. Dann tauchte auf einmal in dem befonnten Säjleier ein riefenhafter Dampfer auf. an feinen zufammengedrängten vier Schloten zu erkennen: einer der großen Hamburger Dampfer. der von Genua nach Neapel fuhr. Ein mächtig rauchendes. edles Ungeheuer . . , Dem in fich verfinkenden Erich ward weich zumut. Sei gerecht gegen fie! ging ihm durch die Bruft. Was hat dir diefe Jeanne getan. daß du fie fo bekritteln mußteft? Ge-fallfucht... Das ift es nicht. Daß fie allen gefällt. was kann fie dafür? Daß fie mit allen freundlich und heiter und lebendig ift. mit Männern und Frauen. was ift das anders als das natürliche. un-fchuldige Ausfirömen ihrer Begabungen. oder ihres Freundfchaftsfinns? Sie hat Phantafie. Erfindung. Erzählertalent. Soll fie die nicht haben? Auch wie fie mich neulich abends hänfelte durch den Schluß ihrer Son-derlingsgefchichte. mit dem fchnarrenden R - eine ihrer luftigen Neckereien. Wille der Natur. Es ift ihr gegeben. Nun. fo foll fie neckenl - Ach. das ift ja alles Kaviar für mich. Mir gefällt fie ja fo ganz und gar. Denn wie hinter diefem fonnig goldigen Schleier das Meer und der Himmel liegen. fo unter all dem Phanta-fieren und Wißeln ihrer Seelengüte. ihr Helferfinn; es ift ja keiner beffer als fie. Eine reine. ftolze. keufche Seele - das ift fie. Und wenn fie nicht eine fo zufriedene Junggefellin wäre. was wär' fie für eine Ehefrau!

Er zuckte die Achfeln. Nun ja! Jeder ift. was er ifi. - Jch ja auch. Zwei fo allmählich fertiggewordene Junggefellen. Nur keine

dumme Eiferfucht! Nur gerecht! Dann hab* ich nichts als Freude an ihr. Und das wünfcht fie; das fühl' ich ja. Als fie gefiern abend. von dem Italiener begleitet. die traurigen deutfchen Volkslieder fo rührend fang. und die fchönen dunklen Augen mich fo rührend anblickten - - einmal dachte ich eitler Menfch: fie zeigt dir ihr Herz! 's ift die alte Liebe! - Ach. das war es nicht. Sie liebt weder die andern noch dich. Aber fie fehnt fich. dich in fchönem Frieden zu fehn und in der großen Freundfchaft. die ihr Ideal ift. - Ia. ja. Jeanne! Liebe. gute Jeanne! - Ich bleib' noch ein paar Wochen hier. und dein Ideal wird erreicht!

Er hörte Schritte hinter fich. auf dem glatten. trockenen Fels. Ich will doch wieder lefen! dachte er und blickte in den Leopardi hinein: l] prima amor-e. Er verdeutfchte fich's. die erften Verfe: Mir kommt der Tag wieder in den Sinn. da ich den Kampf der Liebe zum erftenmal verfpürte und fagte: Weh mir. wenn das Liebe ift. wie quält fiel

..So verlefen?" hörte er neben fich fpreäjen. eine altbekannte Stimme. ..Man fiört dich wohl fehr?"

..Ieanne!" fagte er verwundert. Sie ftand jetzt vor ihm; fie allein. Es war das erfiemal. daß fie ohne Arnftadts auf die Klippen kam.

„Nein. nein. bleib fihen." fagte fie. da er aufftehn wollte; ..ich feß' mich zu dir. Das heißt. wenn du lefen willfk. geh' ich wieder weiter -"

Erich zog fie zart zu fich nieder: ..Das ift meine Antwort. Welche Ehre und welche Freude. dich allein zu fehn!"

..Das konnte der Herr fchon früher haben. wenn der .Herr gewollt hätte. Du wanderfk ja aber halbe und ganze Tage an der Riviera herum. immer pikfolo; oder e i nf am . wenn dir das poetifcher klingt."

..Ich will wieder fchlafen lernen; darum wandr' ich fo viel."

..Haft den Schlaf verloren? Wo denn?"

..Im Hotel Viktoria."

..Bei uns?"

Sie war einige Augenblicke [kill. Er fchaute vor fich nieder; fie fah ihn an. ..Tuff mir leid. du Armer. - Gute Befferung. - Warum gehft du aber immer allein. du? Langweilen wir dich? Magft du uns nicht mehr?"

..Ach. gute Ieanne. red' nicht fo. - Ich hab' mir eben. im. Gegenteil -M

Vorgenommen. noch ein paar Wochen zu bleiben. wollte er weiter-

fprechen. Er hielt es aber noch zurück; er freute fich lieber an ihrem großen. guten. geiftbelebten. für ihn auch fchönen Geficht.
Jeanne lächelte: ..Jin Gegenteil - na. das genügt mir! -
Da laß uns lieber von was Gefcheiterem reden; - eigentlich ift es aber au ch was Dummesz wenigftens wahrfcheinlich für dich. Da hat fich nämlich _ - Jch wollt' dich nämlich was fragen. Erich. Als den alten Freund."
..Bittel Der alte Freund fißt hier."
..Ja - und fieht fo vertrauenerweckend aus; fonft hielt' ich ja den Mund. Es hat fich nämlich ergeben. daß - - Ach. es ift fo dumm!"
..Dann laß es.“ entgegnete Erich harmlos heiter.
..Nein. ich muß es fagen. Diefer Ruffe aus Neuyork. der Doktor Samarow - da er bald abreifen will. hat er eine Frage an mich gefiellt. Kurz. die große Frage. Ob ich ihn heiraten will."
Erich fuhr zufammen. Es war fihlimmer: wie wenn' ihn ein Blitz getroffen hätte. fuhr etwas durch ihn hindurch. Auf einmal fiel etwas von ihm weg. das ihn wie das da draußen umfchleiert. umnebelt hatte; dafür faß ihm ein Schmerz auf der Bruft. Er umfchnürte ihn. Er nahm ihm faft das Augenlicht. Der Junggefellenwahn war weg . , . Was will der? durchfauf'te ihn. Mich foll fie heiraten! -
I cb t ich L
..Was haft du?" fragte fie nach einer beklemmenden Stille. ..Du gibft keine Antwort.“
„Richtig, Das if't komifch. - Das heißt - liebe Jeanne - du haft noch gar keine Frage an mich gefiellt.�
„Richtig Das if't noch komifcherl - Es lag ja aber wohl fchon drin. - Jch wollte dich alfo fragen. Erich: ob ich's annehmen foll."
„Seine Werbung?"
„Ia"
Er lächelte. ..Liebe Jeanne. erlaube - da ift die natürliche Gegenfrage: liebft du ihn?“
,.Freilich. darauf kommt's ja an. Lieben - Lieben - ich weiß nicht. Das kann ich wohl nicht mehr fo recht. Jch hab' gedacht. als alte Jungfer zu fterben. Er ift aber ein fo intereffanter und fo feelen-guter Mann. diefer Doktor; und dabei hat er mich närrifch lieb. Sag' mir deine Meinung. Eriäf. Was hältft du von ihm?“
..Ein fo intereffanter Mannz" es gab ihm einen neuen Schlag auf

die Brufi. Was hältft du von mir? lag ihm auf der Zunge. J ch. ich hab' dich lieb! - Es lag da aber fteinhart ftill. Was bin ich ihr? dachte er und rührte fich nicht. verfchloß fein Geficht. Sie hat nicht ihn über mich befragt. fondern mich über ihn!
..Diesmal könnt'ft du wohl Antwort geben." murmelte fie endlich.
..O ja." fagte er jetzt. ..das will ich tun. Meine Antwort i| *- verzeih. liebe Jeanne -: auf folche Fragen antwortet man nicht. Da hat fich jeder felbfi zu beraten. Nimm ihn oder nicht; was weiß ich davon? Und wenn du felber nicht weißt. was du willfk. dann laß diefen Ruffen doch deinen Willen lefen; er fagt ja. er kannls!"
Jeanne fiand noch eine Weile ftill. betrachtete Erich mit den dunklen Augen; fie erwiderte nichts. Dann wandte fie fich. ab und ging über die lange Felszunge zum Meer; es war eine fchräge Platte. fie mußte feft auftreten. um nicht nach rechts hin abzugleiten; einmal taumelte oder fchwankte fie. Am Waffer fiand fie fiill. in den Sonnennebelduft fchauend. wie es fchien. Langfam. mit ficherem Schritt. mit einem Ausdruck in den bleichen Zügen. wie man ihn wohl nach einer ab-fchließenden inneren Entfcheidung hat. kam fie dann zurück. ..Ich dank' dir. Erich." fagte fie, ..Er braucht meinen Willen nicht zu lefen. ich weiß fchon. Nein. ich nehm* ihn nicht. Ich wollte wiffen - ob du mir zuredefi. Nun bleibe ich Junggefell!"
..Nun bleibft du -"
..Ia. Mit Hund und Papagei!"
Erichs Augen vergruben. verbiffen fich in das fonderbare. ruhig fiillfiehende Lächeln. das auf ihrem Gefiäft erfchien. O diefes uner-gründliche Geficht! zuckte durch fein Hirn. O daß man nie einen Menfchen durchfchaut! Was denkt fie nun? - Was will fie? - Daß man doch eines Menfchen Willen wirklich lefen könnte!
Er verfuchte ebenfo ruhig zu lächeln wie fie. ..Alfo mit diefem Problem bifi du fertig. Jeanne. Dazu brauchft du mich nicht mehr."
..Nein. ich danke dir. Ich geh' immer rafch. du weißt ja. Bin durch!"
..Dann kann ich alfo ruhig abreifen; das hatte ich nämlich fchon im Sinn. Wollt's dir heute jagen. Nach Spezia. Pifa. Florenz!"
..Hml - Na ja. Du fprachfi fchon davon." Ihre Hand wies auf das umfchleierte Meer hinaus: ..Von diefem Waffer-Idyll haft du wohl genug."
..Ia. Zu ewig fchön. Zu fiill. Jch - ich brauch' offenbar was

anderes. Sturm! Jch möcht' einmal Sturm! Brandung. die über diefe Felfen wegbrauf'r; himmelhohe Brandung!“
„Brandung" wiederholte fie vor fich hin; es ging etwas Nath- denkliches über ihr Geficht. Sie fchloß das mit einer wohl unbewußten Handbewegung ab. „Alfo -* wann geht's fort?“
,.Morgen. Mit dem zweiten Zug.“
„Wann geht der?"
„Um aäjt Uhr achtzehn. Halb zwölf ungefähr bin ich dann in Spezia; da bleib' ich einftweilen. Meinen Koffer laß ich mir nach- fchicken; nach Florenz.“
„Ja freilich. - Acht Uhr achtzehn. Wenn der Zug fich nicht ver- fpätet; das wäre wohl der erfie; der fich das erlaubtx feit ich hier in Nerri bin.“
.,Ja. das Land der Verfpätungen!"
„Ich bring' dich jedenfalls zur Bahn. Wenn dir's recht ifi. heißt das."
,.Jeanne. das wollteft du?"
„Wie komifch du fragft. Deine alte Freundin! Ich bring' ein reines Tafchentuch mit. daß ich beim Abfahren wedeln kann. Alte Freunde haben für folche Fälle reine Tafchentiicher!"
"- * K
Jeanne hielt Wort. wie immer; als Erich am andern Morgen von Wirt nnd Wirtin Abfchied genommen hatte und aus der Vorhalle trat; ftand fie vor dem Haus; ein Sträußchen von gelben Narziffen in der Hand. „Mit einem großen Strauß. den man vor dem Ausfteigen aus dem Fenfter wirft. wollt' ich dich nicht behelligen. Erich; das ift keine Freundfchaft. Aber diefe paar Blumen. frifaf vom Faß; fteck' ich dir ins Knopfloch; da dürfen fie dich wohl ein paar Stunden an- duften und an Jeanne Brinkmann erinnern. die du als jungZr Burfch einmal die „langfiielige Narzifie‟ nanntefi. Jch hab' mir zwar feitdem als Schriftfiellerin den kurzen Stil angewöhnt -"
Sie fchaute nach dem Gaf'thof zurück: „Guy daß Doktor Samarow nicht hinter uns ftand; der hätte wieder Au gefchrien!" - Sie fchmückte Erichs Knopfloch- lächelte zu feinem Dank; dann fchritten fie ausf und in weniger als zwei Minuten waren fie am Bahnhof. Der Portier des Hotels Viktoria folgte mit Erichs Mantel und Handtafche; Erich' kaufte die Fahrkarte; fie traten auf den Bahnfieig hinaus. „Sm‟

fagte Jeanne. ..nun fehlt nur noch der Zug; auf den können wir uns verlaffen. der wird fich verfpäten! - Uns kann nichts gefchehn. wir gehn hier unterdeffen auf und ab. in der Morgenfonne. Oder willft du mit ihr allein fein. foll ich dich verlaffen?“
„Was du immer redeft." antwortete er. fich zu ihrer heiteren Tonart ftimmend. fo gut er konnte. ..Es ift ja rührend. wie lieb du bifi!" Die Brufi ward ihm eng. fie fo morgenfrifäf und fo hold zu fehnz ihre Stimme zu hören. fo ganz heitre Güte; eine S chw efter - fiimme - darin lag fein Schictfal. Ich will mich nicht lumpen laffen. dachte er. fich zufammennehmendz fiark und fe| fein wie fie - oder doch fo fcheinen! - Sie fehlender-ten auf dem Bahnfieig. dem fafi noch menfihenleeren. langfam hin und her; ..haft du fchon von Vincentis gehört?‟ fragte fie. ..Die heirateten damals. du weißt wohl noch. als wir uns ineinander verplernpert hatten, Die Hochzeit war völlig vierfpännig. großartig -“
Erich ni>te. ..Ein fchönes Paar. Und fie waren beide rafend verliebt!"
..Die find nun gefafieden. Er hatte fich allmählich nach Offen gedreht. zu der Hübfchen. Koketten. wie hieß fie doch; und fie nach Welten. zu dem großen Mann. der immer Minifier werden follte. Ja. wenn in die Menfchen der Ehrgeiz kommt. Na. fie erreicht wohl ihr Ziel und wird Exzellenz!“
Es fröfielte Erin). ..Ein iämmerliafes Ende!‟
..Ia. und wie vielen geht es fo. Seit Neujahr hab' ich nun wieder von vie r folchen Entgleifungen in unfrer Bekanntfchaft gehörtz Skandal. oder Säfeidung. oder gründlicher Uberdruß. Dann fang' ich an und firapazier' meine Finger mit der Aufzählung von glücklich e n Ehen. die ich weiß; es tut aber den Fingern nicht weh. Die meifien haben offenbar nicht den rechten Kutfcher. fahren rechts oder links am Glück vorbei!“ _
..Nun ja.‟ Erich ni>te wieder. ..Eigentlich ifi's ja logifch. mein' ich. Zwei Menfchenwege treffen fympathifch zufammen: Verliebung. Verlobung. Hochzeit. Waren die beiden Menfchenwege parallele Linien. gut; dann bleiben fie beifammen, Waren fie nich t parallel - aus verfchiedenen Elementen gemifcht - dann gehn fie allmählich fchriig auseinander. das ifi unausbleibliaf."
„HW‟ machte Jeanne; fie fiimmte zu, ..Die Mathematik der

Liebe. - Darum fag' ich ja: nicht heiraten ift gut! - Und das fagfi
du offenbar auch."
„Natürlich, Darum Innggefell!“
..Und Freundfchaft. Die hält's aus. Darum fag' ich: über die
geht nichts. Wir. wir bleiben Freunde!“
Sie hielt ihm ihre Hand hin. mit einem fefien. herzlichen Blick.
Der Blick tat ihm weh. faft unleidlich weh. Er hielt aber ftand.
..Freunde!" erwiderte er. nahm die Hand und drückte fie.
„Was kommt dort?“ fagte er dann und horchte. ..Ifi das fchon
der Zug?“
Ieanne fchaute in der Richtung nach Genua: ..Wahrhaftig! Da
kommt er! Das ifi ein Schwindler: er kommt nur um zehn Minuten
zu fpät. Du. da fällt mir ein -!" Sie zog aus ihrer Tafche einen
di>en Brief hervor; ..das ifi aber kein Brief. es ift - - fo. nun
lachft du mich aus. Es ift eine Dichtung. ein Märchen. von meiner
Hand; neulich plötzlich mir eingefallen. gefbern abend fpät vollendet. Ich
möchte. daß du's lefeteft; und dann wiederfchickteft; fmreiben follfi du mir
nichts. Es ift dir wahrfcheinlich etwas lachhaft. das Märchendiäzten
der Frauenzimmer; aber - ich tu's auch nicht wieder. Einmal ifi
keinmal!"
Sie drückte es ihm in die Hand.
Der Zug fuhr herein; er hielt einige Minuten. ließ aus- und ein-
fteigen; Erich. das Märchen in der Brufitafche. flieg in feinen Wagen.
Ieanne fprach zu feinem offenen Fenfter hinauf: ..Alfo wieder in
zwölf Jahren frohes Wiederfehn!“
..Vielleicht fchon früher." lächelte er hinunter; das Herz ftand
ihm fiill,
..Mir auch recht! In zwölf Wochen - zwölf Tagen. Oder wenn
diefes Tafchentuch wieder gewafchen ift!“ Sie zog es hervor. das noch
ungebrauchte. und wedelte damit. Auf ihrem heiteren. elfenbeinernen
Geficht leuchtete die Sonne.
Der Zug fuhr ab. an der Riviera hin.
1'- * rc
Es war Nachmittag; Erich ftand allein auf der Plattform an der
Kirchenruine von San Pietro. die auf der äußerfken Felfenzunge von
Portovenere liegt. Vor Mittag in Spezia angekommen. in einem der

Hotels. die auf den Golf fchauen. abgeftiegen. hatte er fich um eins auf dem Dampfer eingefchifft. der nach dem Hafenfiädtchen Portovenere (im Altertum „Venushafen") fuhr. Wie lange hatte er fich vorgefreut auf diefen fefilichen Tag; denn foweit er auch Italien kannte. es war ihm weniges fo zu Herzen gegangen. wie diefes wunderbare Gebilde aus Natur und Menfchenwerk. Dauer und Zerftörung. Erhabenheit und Lieblichkeit. Er fah alles wieder. wenigfiens die Augen fahen es: die wahrhaft griechifch fchönen. herrlich gefärbten Felfen und Berge am Meer entlang. aus der Flut hoäf auffteigendz die Marmorinfel Palmaria auf der andern Seite; rückwärts die verfallene. überragende Burg und die fernen. edlen Gebirge hinter dem Golf von Spezia. Dazu das lautaufraufchende Meer . . . Hier hatte er fchon zweimal gefianden. das erfiemal allein. dann mit gleichgefinnten. begeifterten Freunden; beidemal beraufcht. Was war er heute ? Nichts; nicht beifammen und nicht allein. Ein Gefpenft fchwebte in feinem Rücken. vor ihm. überall. Das Gcfpenit feiner alten. wieder neuen. wieder nicht leben könnenden Liebe; zur Ruine verdammt. wie die Burg da oben. wie das Kirchlein hier. wie der zerbröckelnde Fels. Von der „Freundfchaft“ zur Bahn begleitet: fahr ab! Reife glücklich! allein! Stirb als Junggefell!

Er legte die Hände auf die Bruft. fühlte da rechts in der Tafche den Brief. Ieannes geftern nacht beendetes Märchen. Noch ungelefen; auf der Fahrt von Nervi nach Spezia. im dumpfen Gefühl feines Elends. hatte es ihn angewidert: was follte ihm ein Märchen? das eine beruhigte Iunggefellin fchrieb? - Ihn widerte aber auch diefe Einfamkeit. die unfühlende. leere. öde. mit diefem Gefpenfi in der toten Bruft. Soll ich*s endlich lefen? dachte er und griff fchon in die Tafche. Es ift doch etwas von ihr; ich bin fo lange nicht allein . .

Er öffnete den Umfchlag und zog die lofen Blätter heraus. Auf beiden Seiten waren fie von Ieannes großer. kühner Schrift befchrieben; es gab ihm einen Schmerz. fie zu fehn. Sie bannte aber doch feinen Blick. Er las die Uberfchrift. „Märchen“ fiand da nur; dann las er. Portovenere und die Welt bald vergeffend. weiter:

..Auf einer fleilen Anhöhe an einem See ftand eine alte. wohlgebaute Eiche; ihre Krone gab den fchönfien Schatten. und ihre Eicheln waren bei den Wildfchweinen der ganzen Gegend beliebt. In ihrem mächtigen. unten fchon hohlen Stamm wohnte ihr Holzweibchen. das auch Waldfräulein genannt wurdez diefen zweiten Namen zog die etwas

auf fich haltende Eichendame vor. Sie war angenehm anzufehn; trug ein Kleid aus Eichenblättern; im Sommer grün; im Winter braun- und an fchönen Tagen einen Eichenkranz mit Eicheln drin, Den blauen See liebte fie, er erfchien ihr wie die notwendige und fihöne Ergänzung zu der fefien Erde. Sie faß gern auf dem fkeilen Ufer; mit den Füßen baumelnd, und fchaute auf das gewöhnlich unbewegte Waffer hinunter. in dem fie ihr Bild fah; denn das muß jeßt gleich gefagt werden; daß fie ein bißchen eitel war und fich in diefem feuchten Spiegel gerne fehcn mochte.

Eines Abends faß fie auch fo da; träumte und fchaute;'der See war kirchenfiill. Sie wunderte fich aber; daß ihr Abbild da unten anders war als fonfi; kam das von der Abendbeleuchtung oder wovon? Als fie aus dem Träumen ganz erwachtm bemerkte fie fogar; daß das Abbild keinen Eichenkranz; fondern große, runde Blätter mit weißen und gelben Blumen auf dem Kopfe hatte. Was kann das fein? dachte fie; denn in ihren hellen Stunden war fie Denkerin, Die oder das da unten kam näher; auf einmal teilte es die Oberfläche; und ein fehr erfreulicher Jü n gling kam heraus; bartlost mit zart grünliehem .Haar und dem weiß und gelb geblümten Seerofenblätterkranz. Er war in Schilf und Wafferfchierling mit Geflhma> gekleidet. Er lächelte fie ehrerbietig an. ftieg ans Land; dar wo es weniger "teil war. und trat vor fie hin,

„Wie kommft du hierher?‟ fragte das Waldfräulein fehr erfiaunt.

„Du bift ein Nir- wie ich fehe. Jn diefem See gibt's ja keine; ich hab' hier noch nie einen gefehn.“

„Da wirft du recht habenß“ antwortete er. „Der See ift aber unterirdifih mit dem nahen Meer verbunden; das hab' ich entdeckt, bin hereingefchwommen. Ich bereu' es nicht; da ia) das Vergnügen habe- ein fo liebreizendcs Eichenfräulein zu fehn. Anderswo fah ich deren auch; die waren aber -- ehrwürdig, um nicht alt zu fagen. Du bifi norh jung; wie mir frheint?“

Sie nickte freundlich: „Ich glaube; ich bin noch keine fünfhundert Jahre alt! Du haft wohl nur Bewohnerinnen von Stieleicheu gefehn; die werden ja wie ihre Eichen bis zu taufend Jahren und darüber alt. Jäf gehöre zu einer Traub eneich er die bringen es wohl nicht oft über fechs-, fieben-, aäfthundert Jahre. Jch finde uns aber ebenfo fchön!"

„Das will ich meinem‟ erwiderte der Nix, der fie immer wohl-

gefälliger betrachtete, ..Ich hab' auch griechifche Dryaden gefehn. fo lieb war nicht eine, Schönes Traubeneichenkind. wie wäre es?"
„Was?"
..Du bifk hier recht einfam. wie ich fehe; und ich bin's auch. Eins und eins zufammen ift Zwei; verftehft du. wie ich's meine? Wenn wir uns in Liebe zufammentäten? Ich fühle fchon. daß ich nicht ohne dich leben kann!“
..O.‟ fagte fie. ..das fühlft du fchon?‟ Sie lächelte ihn aus. Sie fing an. etwas ähnliches zu fühlen. wollte es aber nicht zeigen.
..Ja." antwortete er; ..und zwar fo fehr. daß -“
Er trat auf fie zu und wollte fie in die Arme nehmen. Sie aber. jungfräulich ftolz. hob den rechten Arm. fo daß er ihm eine Ohrfeige androhte; ..bitte. in deinen See zurück! fonft gibt's ein Unglück! - So gefchwind lieben wir hier auf dem Feftland nicht!“
Der Nir zog fich feinen Kranz über die Stirn. dann über die Augen. vor Zorn; er fchwieg und fprang von der Anhöhe in den See hinunter; weg war er. wie geträumt. Noch denfelben Abend aber wunderte fich das Waldfräulein. was der fonft fo fiille See für ein Wefen trieb: er begann Wellen über Wellen zu machen. fie gegen das fteile Ufer zu werfen. hoch und höher hinauf zu fprißen. dagegenzu-fchlagen. daß es donnerte. Heiliger Eichenwald! dachte fie. das ift der Nix! Der kann Brandung machen! - Der See ftieg und flieg; die Brandung fchlug oben über den Uferrand. klatfchte mit ihren Sprißern gegen die Eiche. in deren Höhlung das Waldfräulein fich geflüchtet hatte. und firömte fchon in die Höhlung hinein. ..Das ift ungezogen!" rief die Jungfrau in ihrer Angfi. ..Ich krieg' naffe Füße! - Bitte. mehr Refpektl“
..Vor einem Holzweibchen Refpekt?" hörte fie jest in dem Schaum und Gifcht feine Stimme fagen. ..Hattefi du vor der Liebe eines Nix Refpekt?"
..Du bift kein Nix. du bift ein Nil-nun!‟ rief fie; denn in der Verzweiflung machte fie Wise. Ihr gefiel*s aber im fiillen. daß er einen fo herrlichen Liebeszorn auf fie hatte. Plötzlich fühlte fie fich umfchlungen; er [land neben ihr im hohlen Baum. nahm und küßte fie. ..Du bifi mein!" fagte er; ..und ich bin dein. wenn du willf't. Jch kann meine Brandung bis in die K r o n e . in den Wip f el fchleudern; ich kann fie mit einem Wink erfiicken; - fo! Ich will deine naffen Füße

warm und trocken küffen. Du follft dich wundern- wie ich lieben kann. Kannfi du mich nicht lieben?"
Doch; fie konnte es. Die Kraft und die Pracht diefer Liebes-brandung hatte fie befiegt. Sie gab ihm feine Küffe zurü>. „Du bifk meine Ergänzung!‟ fagte fie. Aus Eins und Eins war ein Paar ge-worden.
So hätte es nun ein fchönes: und dauerndes Verhältnis werden können; es zeigte fich aber leider bald- daß fie einige Eigenfehaften hattenf die fich nicht vertrugen. Sie war von ihrem Wert überzeugt - in, habe doch viel Anmutendesl daafte fie - und er verbefferte gern, aber lieber anderer als fich. Es begann damit, daß ihm der hohle Baumf in dem er ihr nun Gefellfchaft leifiete- nicht gefiel; „nach dem äußeren Umfang deiner Eichel" fagte ert „hatte ich mir den Raum doch größer gedaäft. Zu eng! Viel zu eng!"
„Ol" entgegnete fie etwas verlevt; „wenn du wüßtef't- was unfere Dichter fagen:
Raum ifi in der kleinfien Hütte -"
„Ich weiß- ich weißF* fiel er ihr ins Wort. „Ich kenne fowohl die Land- als die Wafferdichter. Aber auch als Hütte genügt diefer Hohlraum nicht! - Waldmädeh fei lieb. Du hafi früher oben in der Krone gewohnt7 eh' dein Eichbaum hohl wurde; du darfft auch gewiß eine Weile ausziehn und dem Liebfien folgen. Diefer ganze See ifi mein! Zieh' mit mir hinunter! Wir taufchen unfre Kränze- in dem meinen bift du dann wafferfefi, So ein Holzweibihen -‟
„Waldfräulein- wenn ich bitten darf."
„So ein Waldfräulein wird fich wundernf wie angenehm weit-räumig- kühl und fiill es da unten ift. Kornm- kommt fei lieb!‟
Sie war lieb und taufchte den Kranz; er nahm fie auf den Arm und fprang mit ihr in den See.
Nun hätte es immer noäf ein fchönes und dauerndes Verhältnis werden können; aber wenn jemand das Verbeffernde han fo zieht fich der notwendige Drittel der FriedeX naäf feiner fcheuen Art bald zurü>.
„Warum atmefi du fo oft?‟ fagte der Nix fchon am zweiten Tag; „das ifi uns Wafferwefen fo wunderlich. Einmal in der Minute- das ift ganz genug!“ Am dritten Tag fchüttelte er feinen Wafferkopf: „Bitte- meine Holder gewöhne doch dein Herzf nicht fo laut zu klopfen. Wenn ich dich recht fchön fefi umarme, fühl" ich immer, wie es fchlägt, Bemerkfi du denn an mir dergleichen? Meine Herzbewegung ift wie

ein Hauch; wie es fich gehört!" Eines Morgens. als fie aufwachte und ihm Guten Morgen fagte. nahm er fie bei der Hand: ..Darf ich mir noch eine Ausfiellung erlauben? Du fchläffi immer mit gefchloffenen Augen; du Süße. warum ruft du das? Wir Feuchtlebigen behalten die Augen auch beim Schlafen offen; was ja doch das Natürliäfe ifi. Streb' uns darin nach. fei lieb!"
Sie verfuchte auch darin lieb zu fein. obgleich mit Widerftreben. Warum follen wir ni>1t v erfch i eden fein? dachte fie. Warum foll ich fo fein wie er? -- Endlich. da fie einfah: es gelingt mir nicht. und da er immer neue Verbefferungen vorbrachte. - du bift ja ein Ekel! dachte fie. Hol' der Kuckuck den ganzen Krempel. wenn ich mich umkrempeln foll (auch der Zorn gab ihr Wise). wenn ich. ein recht-fchaffenes Waldfräulein. ein Meerweibrhen werden foll! Und eines Tages. als er wieder an ihr genörgelt hatte. trat fie vor ihn hin und fagte: ..Darf ich mir auch eine Bemerkung erlauben? Jetzt hab* ich genug! Ich' ziehe meine Verfchiedenheit vor. ich ziehe die fefte Erde vor. ich ziehe die Einfamkeit in meiner hohlen Traubeneiche vor. Such' du dir ein Meerweibchen. es ift nit mit uns!"
Und fo war's zu Ende. Sie kehrte auf die Erde zurück. wo fie fich wieder einen Eichenkranz flocht. und er kehrte durch den unterirdifchen Wafferlauf in das Meer zurück. wo er ein anderes. weniger verbefferungs-bedürftiges Glück zu'finden hoffte.
Die Gefchichte erzählt aber. daß er das nicht fand; und daß er nach vielen Jahren - es follen ein paar Dutzend gewefen fein - wieder in dem See und an dem fieilen Ufer erfchien. Seine alte Liebfie wohnte. noch einfam. in ihrem Baum; fie war etwas älter ge-worden. es war ihr aber nicht anzufehn. Sie faß wieder auf der An-höhe über dem Waffer. mit den Füßen baumelnd. Sie war eben fentimental geftimmt. von feuchten Erinnerungen durchflutet. und be-raufchte ihr armes Herz an den Verfen Goethes:

Ach wüßteft du. wie's Fifchlein ift
So wohlig auf dem Grund.
Du |ieg| herunter. wie du bifi.
Und würdeft erft gefund!

Der Nir tauchte aus dem See empor und fah zu ihr hinauf. Sie erfchrak. Sie hörte auf. mit den Füßen zu baumeln. und fah zu ihm hinunter, ..Guten Abend. liebes Waldfräulein.“ fagte er. ..Ich habe

Sehnfucht nach dir; daher bin ich hier. O könnten wir doch wieder zufammenkommen! Ich wiirde diät nicht wieder mit Beffermachen quälen. Ich habe Vorfäße *- o. wenn du die fehen könntefi. Du bifi einfam. ich auch. Wollen wir nicht wieder ein Paar aus uns machen?"
..Nein!‟ fagte fie. _ Hab' ich nicht fo gut Sehnfucht wie du? dachte fie. Aber ifi auch dein Herz noäf fo jung wie damals? Bift du auch der Rechte für mich? Jch weiß nicht. ob ich andere Augen habe. aber du kommfi mir fo kalt und fo fifchig vor. Wollen fehen. ob du noch fo wundervoll Brandung machen kannfi wie damals; dann bift du der Rechte. dann erhör' ich dich.
„Meinl‟ wiederholte fie recht troßig und hart. um ihn wild zu machen. „Reini"
Der Nir zog fich wieder den Kranz über die Stirn; er wollte ihn fich auch über die Augen ziehn. aber das gelang ihm nicht. Er fing an mit den Händen. den Füßen. dem Geficht ins Waffer zu fchlagen. um wieder Brandung zu machen wie damals. und fich fein Glück zu erfiürmen. ..Hol Hallo!‟ rief er. ..Noch heut bifi du mein!‟ rief er. wie an jenem Abend. Damals hatte fie fein Rufen nicht gehört. die Brandung hatte es übertönt. Heut fchallte es laut zur Eiche hinauf: ..HM Hallo!“ Denn die Brandung kam nicht. Kleine Wellen kamen. Sie verfuchten das fieile Ufer anzufpringen. fie fielen kraftlos zurück. Es war nicht mehr der alte Nix. Er hatte feine Jugendfkärke oder fein junges Herz im Meer verloren.
Ach! feufzte das Waldfräulein ftill in fich. Hab' ich's nicht gedacht? Du bifi kalt und fifchig. Was willfi du dann hier? Dann können wir nicht zufammenkommen. Lebi wohl!
Sie ging in ihren hohlen Baum.
Der Nir fah ihr nach; ich hab's verfpielt! fühlte er. So ein bißchen Wünfchen und Wollen. damit ma>ft man's ni>ft. Man muß branden können!
Er fank in fein Element zurück. Man hat ihn nie mehr gefehn.
Das Waldfräulein fiht noch oft auf dem fieilen Ufer. Sie begehrt nichts mehr. fie fagt fich keine Goethefchen Verfe mehr. Sie will einfam fierben. Aber die hohle Eiche hält fich fo gut. es dauert wohl noch ein Jahrhundert oder daherum."
"e 1|- 4-

Schon in der Nacht hatte der Sturm begonnen. den fich Erich. zwei Tage vorher. auf dem ..Walfifch“. umfonft gewünfcht hatte; er blies nun vom Morgen bis zum Abend. aus Südoft und dann aus Südweft. Es war der erfie und einzige Sturm in diefem milden Vorfrühling. den Net-vi erlebte; ganz Nervi erfchien denn auch nach und nach auf dem Uferweg. um die Wogen und die Brandung zu fehn. die im Lauf des Tages immer höher fchäumte und zu gewaltiger Herrlichkeit wuchs. Sie erfchien faft wie ein lebendiges Wefen. das mit angeborener Luft oder Wut gegen den natürlichen Feind. den Uferfels. kämpfte; das jede neue Welle wie eine feiner taufend Fäufie gegen die Klippen warf. rjittelnd. zerrend. donnernd. bis fie. im ohnmächtigen Vernichtungs-grimm zu Schaum geworden. wieder rückwärts fank. Die Wellen ftiegen mächtiger und mächtiger an. fchleuderten ihren Gifcht. ihre Milch bis zum Uferweg und über ihn hin; gegen Abend gelang es ihnen. jeden zu durchnäffen. der den Vorwiß hatte. fich auf der fonft fo friedlich ficheren Promenade zu ergehn. Auch Arnfiadts und Ieanne hatten diefen Vorwis; Mar Arnfiadt zog immer wieder hinaus. kam immer angefprißt zurück. hielt es immer nicht lange aus. das Meer nicht zu fehn. ..Zehn jest wird's erfi fchönl‟ fagte er zu den Damen. als die fchwärzefie Nacht het-eingebrochen war und er nach dem Pranzo zum fünften oder fechfien Mal vom Uferweg nach Haufe kam. ..Wenn jetzt fo ein Wellenberg aus dem Dunkel heranwächft. das ift geifter-haft. Wie der Kerl fich zum Anfprung rüfiet. wie er dann mit Gebrüll in die Höhe fährt. eine zifchende und fauchende weiße Maffe wird -“
..Und an dem Zufchauer heruntertrieft." warf Ieanne dazwifchen.
..Das m uß man fehen; das gehört zur Bildung! Fräulein Ieanne! Adele!"
Die Damen fchüttelten den Kopf; fie hätten nun genug, Arnftadt zog den Mantel aus; zog ihn plötzlich wieder an und lief hinunter. der Brandung zu.
Ieanne ftreichelte die junge Frau. die diefen Abend ein fchweres Herz und auch einen Groll hatte; in Ieanne war wie gewöhnlich der Helferfinn erwacht. und es tat ihr wohl. darüber den Kummer der eignen Seele zu vergeffen. ..Ehefaäjen find Ehefachen." fing fie mit ihrer gemütlichften Stimme an; ..da redet nur ein Efel hinein. wenn er nicht gefragt wird. Sie haben mich aber gefragt. mein Herz. Und dann bin ich elf Iahre älter als Sie. Darum öffne ich meinen weifen Mund! - Ihr guter Mann ifi gefünder als Sie; dafür kann er nicht.

Sie find hier noch nicht ganz genefen; dafür kann er auch nicht, Er
muß aber nach .Saum als Gefchäftsmannz er will Sie mitnehmen und
zur Nachkur in Gardone abfeßen; hat er darin recht oder nicht?"
Adelen wurden die Augen feuäft: „Er hat darin rechh aber -“
„Aber Sie fehnen fich nach Ihrem Kind -"
„Ich fierb' danach!‟
„Sie find jetzt mefchugge; das gibt fich. Ia. mein Herz. Sie find
mefchugge: denn Sie fchmollen und grollen mit Ihrem Mannf weil
er das füße Kind jest wiederfehen und haben wird und Sie noch niäft.
Das nennt ihr Mutterliebe; ich nenn's Ehebruch. Ia, man bricht die
Ehe- wenn man mit dem Gatten hadert. weil er fein eignes Kind auch
mal küffen darf i“
Adele lächelte; fie fing an zu lachen, Das w ollte Ieanne; fie
kannte die „kleine Frau“ fchon auswendig: die kurierte man immer
am beften mit Humor.
„Das ifi heut der Sturm," fuhr fie fortf „der macht Sie fo
brandig. Ich will nur noch fagen: wenn mich was drücktf fo ftell'
ich mir immer fo goldig wie mögliäf den Zuftand vor7 wenn es nicht
mehr drückt. Denken Sie- Adele7 wie himmlifch es fein wirdf wenn
Sie alle beide das Kind wiederhabenf wenn Sie das Schönfie haben,
was es auf diefer alten Erde gibt: die Dreieinigkeit von Vaterf Mutter
und Kind!“
Adele horchte hoch auf. Allmählich zog eine große .Heiterkeit über
ihr ganzes Schelmengeficht. „Was i| das?‟ fagte fie. „Das R
eben in „Dreieinigkeit'ß das war ja ein fchönes Erich Haßfurtfches R?"
Jeanne ward rot; fie lächelte gefchwind. „Wirklich? Ift mir fo
was Schönes entwifcht? Das hab* ich gar nicht bemerkt."
„Das haben Sie geübt. Ieanne! Das haben Sie geübt!"
„Na ja. Aus Unfinn. Manchmal abends im Bett. Gefiern
nachmittag."
„Nachdem er am Morgen abgereift war. Der Ingendfreund. Er
wird wiederkommen! Und dann empfangen Sie ihn mit vier wunder-
fchönen N's: Lieber teurer Erich!“
Der tapferen Ieanne war auf einmal das Weinen nahe. „Meine
gute Adele.‟ erwiderte fie: fich wie eine Heldin faffendf „Sie ahnen
gar nicht. auf was für einem Holzweg Sie find!"
Mar Arnftadt kam wieder: „Hören Sief wie die Brandung

donnert?“ fagte er fchon in der Tür. „Wenn Adele niäft will; Jeanne; Sie rn üf f e n mit. Nehmen Sie den Mantel; ziehn Sie fich die Kapuze über den Kopf; fo was gefpenftifih Großartiges fehen Sie nicht wieder!" Jeanne tat- was er wollte; es trieb fie von diefer Recherin fort.
Arnfiadt fah fich plößlich von feiner Frau umfangen; „Dm Jeanne hat rechtt‟ fagte fie mit lachenden Augen: „ich war fiark mefchugge. Du fährft mit m ein e m S e g e n nach Haus!“ Sie küßte ihn. „So- nun hilf ihr bei der Kapuze; mein Säfaß; und laß dir draußen von ihr fagen: Die Brandung donnert!“
„Was hat Adele eben gemeint?" fragte Arnfiadt- als er mit Jeanne hinunterging.
„Ach- fie ulkte nur, Verfuchen wir; ob wir den nächtlichen Unfug bändigen können!"
Durch die fchwarzgraue Finfiernis des Gartens und den Durch- gang unter dem Bahndamm kamen fie zum Ufer-weg; den das wild auffchäumende Nachtgefpenfi umtobte, Von Zeit zu Zeit klatfchte eine befonders hoch gefprungene Welle auf ihn nieder; um nicht durchnäßt zu werden, eilten fie nach links auf die felfige Erhöhung; auf der das winzige Kaffeehaus Miramare ftand- das die Fremden nachmittags und abends viel umfäfwärmten. Jeßt war niemand dort als der Wirt- der um feinen kleinen Befiß wie ein Schatten irrte und in feinem klangvollften Italienifäf jammerte- nun werde ihm alles zugrunde gehen; denn die Wogenmauern wuihfen noch; die Brandung fprißte bis zu feinem Häusafen hinauf; in der tieferen Nacht; klagte ert werde fie's zerfrhlagen.
Arnftadt- der mittlerweile der Jeanne für ihren Beiftand bei Adele gedankt hatte; bot all fein bißchen Welfch auf, den Jammermann zu tröfien: fchlimmer werd' es nun nicht mehr, der Wind laffe nach; auch die Wellen würden dann allmählich Vernunft annehmen. Jeanne be- trachtete das ungeheuerliih große; düftere Bild der empörten Nacht; es tat ihr gut; es fiimmte zu dem; was in der Nacht ihrer Seele vor- ging; was fie vor den Menfchen wegzufäferzen fuchte. Hier konnte fie fo fein; wie fie wary die Elemente verlangten nichh daß fie fich verfiellte. Sie fprißten fie nur an; das erfrifchte ihr Geficht; fie donnerten fo laut; Jeanne konnte den Namen „Erich“ in die feucht dunkle Luft hinausfeufzen; niemand; der es hörte.
Wie erfchrak fie aber; als plößlirh außer dem Wirt und Arnftadt

noch ein dritter Schatten neben ihr fiand und fein Geficht ihr fo nahe kam. daß fie es erkannte. Was fie eben gefeufzt hatte. fuhr nun wie ein Schrei aus ihr: ..Erich!‶ rief fie aus.
..Herr Haßfurt!“ rief Arnftadt. ..Wo kommen denn Sie auf einmal her? Sie find ja in Spezia!‶
Erich. in feinen Mantel gewickelt* und defien Kapuze über dem Kopf. wie Jeanne. lächelte die Beiden an: ..Der Sturm hat mich her- gezogen; ich fag" Ihnen. wie ein Magnet! Als das Wetter in Spezia wild wurde. fagte ich mir: Holla! Das wird bei Nervi eine Brandung an den Klippen geben. wie ich fie mir immer vergebens beftellt habe; da muß ich hin. die muß ich fehn! Und fo fuhr ich heute abend her. Guten Abend. Jeanne! Ein verfrühtes Wiederfehn!“
Er gab ihr die Hand; fie nahm fie; fie nickte. Ihre Lippen be- wegten fich; eben wurde aber das Getöfe fo überlaut. daß nichts anderes zu hören war. Hatte fie gefprochen? Hatte fie gefchwiegen?
Der Wirt jammerte weiter; er fuchte ein Stück Segeltuch. das der Wind losgeriffen hatte. wieder fefizubinden; Arnfiadt trat hinzu. ihm zu helfen. Erich. dicht neben Jeanne. fafi an ihrem Ohr. flüfterte gefchwind: ..Hör' zu! Nicht der Sturm. dein Märchen hat mich hergetrieben. liebfte. teuerfte. einzige Jeanne!" Sein Arm deutete auf das Meer hinaus: ..Weißt du. was das ift? Das ift meine Brandung! Die hab' ich aus Portovenere mitgebracht. nachdem ich dein Märchen gelefen hatte!"
..Ich verfteh' dich nicht.‶ antwortete fie. ..Deine Worte wohl; aber nicht den Sinn. Was - was willfi du noch?‶
Erich fah. daß der Wirt in feiner Sorge auch hinter das Kaffee- haus ging. Arnftadt ihm nach; er faßte einen rafchen Mut. ..Das will ich.‶ fagte er und zog fie an feine Bruf't. Er drückte feine Lippen auf ihre Wangen. ihren Mund. ..Jeanne!" hauchte er im Kuß. ..Ge- liebte Jeanne!"
„Bifi du toll?" ftieß fie hervor und machte fich los.
Arnf'tadt kam zurück. der Wirt verfchwand. ..Nein. es ift zu ge- waltig!" rief er. ..Adele muß noch einmal her. ich laß ihr keine Ruhe! Ich hole fie!‶
Er lief auf dem Uferweg dem Bahndurchgang zu.
Eine allergrößte Brandungswelle hatte fi>f über die Kaffeehaus- platte hinweggefchnellt und praffelte auf Jeanne und Erich nieder.
..Oho!‶ rief Jeanne in all ihrer Erregung aus und fajüttelte fich.
IMAX..

Das Waffer rann über ihr Geficht. Erich triefte wie fie. Er hielt aber die Augen feft. entzückt auf dies Bild geheftet: Jeanne wie ein Madonnenantliß. von der Kapuze umrahmt. von den Tropfen wie von langen Tränen überfloffen.
„Bift du toll?" wiederholte fie. als fie wieder fprechen konnte.
„Mich fo frech zu küffen - du greulicher Kerl!“
Erich traute feinen Ohren nicht: diefes „frech“, diefes „greulich"
- die fchönften rollenden R! - „Jeannel“ rief er vor Glück. Er
fprach ihr die Worte nach; er legte wieder den Arm um fie. „Du haft heimlich. im fiillen mein R - - du wirft meine Frau!"
„Ach- du Junggefell -"
„Nein, nein, nein; dein Nix-naß. Der nicht ohne dich leben kann! Defien Herz noch jung ift -"
„Mich fo frech zu küffen!‟ fagte fie noch einmal und machte fich wieder los.
„Ich dachte. wie der Nix -“
,.Ja. der konnte branden."
„O Jeanne!“ Er legte die Hand auf feine Bruft. „Wenn du wüßte-ft. wie es hier -!"
Eine neue Sturzwelle klatfchte auf ihn nieder und zer-brach ihm die Rede.
„Warum bifi du denn‟ -- Auch über Jeanne fuhr das Schaumwafier hin; fie fchüttelte es weg. „Warum bift du denn vorgeftern. als ich von dem Ruffen fprach. nicht losgebrandet: ich . ich will dich haben? Warum haft du dich fo kalt. fo fifchig herausgeredet: ,auf folche Frage antwortet man nicht!?' Da gab ich dich auf und --“
,.Jeanne!" fiel er ihr ins Wort. „Ich verzagte an dir: was bin ich ihr? - Aber als ich das Märchen gelefen hatte - fie kann doch noch lieben! fchrie's in mir. „Hab" ich nicht fo gut Sehnfucht wie du?* -- Und nun bin ich hier und - - Jeanne! Jeanne!"
Er umfchlang fie wieder und küßte fie.
Sie wehrte fich diesmal nicht. Sie ließ es lächelnd wie ein Wunder über fich ergehn. ..Nein. daß ich dich mir erfchrieben hab'!" fagte fie dann wie im Traum.
„Wieder diefes N. Du bift mein! Ich trag dich auf mein Bergfchloß hinauf. meine Hausfrau, mein Glück!“
„Ach du brauchft wohl noch ein altes Möbel.‟ erwiderte fie.

„Wieder kalauern? O du! - Dafür gibt es nun Strafen; fo!“
Er küßte fie auf den Mund,
„Ach" fagte fiel und ihre Augen feuchteten fiel» „mir ifl ja doch, als hätt' ich es nicht überleben können. Ich hab' miä) aber wie ein Löwe gewehrt. - Mein Erich! Wenn ich jetzt noch Wiße mache- ifi es nur vor Glück!"
Sie umfchlang ihn felber- feft- als könnt' er ihr fonft noch wie ein Traum entfchwinden; fie erftictte ihn fafi mit einem nicht endenwollenden Kuß. Ein neuer Spritzer regnete ihnen auf die Köpfe nieder; die Brandung donnerte ihren Segen dazu.
„Was hab' ich gefagt?" rief Adele- die eben mit Max Arnfiadt beim Kaffehaus erichien. „Er ift wiedergekommen und fie haben fich!‟
„Als Verlobte empfehlen fich -i‟ rief Arnfiadt.
Erich drückte die Geliebte fiumm gegen feine Brufl. „Im" jagte Ieannel „ich hab* gedacht- Erich währt am längfien!‟

Alfred Demiani:
Spanien und feine Kunfi.
II.
Keineswegs hatte es Spanien während des Mittelalters an Gelegenheit gefehltz die italienifche Kultur kennen zu lernen; im Gegenteilx die Beziehungen Aragons zur Apenninifchen Halbinfel waren bei der Ausdehnung feines Seehandelsp weleher mit dem von Genua und Venedig konkurriertep und infolge der Politik der Krone7 welche ihre Hausmaiht über Sizilienz Sardinienp Korfika und Neapel ausdehnte- die denkbar lebhafteften.
Eine Einwirkung der Renaiffance macht fich daher auch in den ara» gonefifchen Landesteilen friiher als im kaftilianifchen Spanien fühlbar. Man kann fich jedoeh zunächft nur entfchließen, dekorative Einzelheiten zu übernehmen und diefe in ähnlicher Weifez wie man es mit arabifchen Motiven gemacht hattet lediglich zu einer Bereicherung des nationalen gotifchen Stils zu verwertenp ohne an diefem wefentliches zu ändern. Die Konftruktionx der Aufbaux der Gedanke bleiben die altenz und nur bei genauer Prüfung entdeckt mani daß der arehitektonifche Schmuckz die äußeren Zutaten bereits nicht mehr der Gotik angehören.
Man pflegt diefen Übergangsftilz von dem mani bei feiner außerordentlichen Verbreitung wohl behaupten kannp daß er typifch für Spanien geworden iftx als „plateresk" zu bezeichnen. Platero bedeutet Silberarbeiter; man hat den Namen gewählt- da hier bei der meift fehr reichen und ungemein forgfältig ausgeführten Detailarbeit der Architekt mit dem Goldfchmied zu wetteifern feheint.
Auch im weiteren Verkauft als die gotifche Dekorationsweife immer mehr fchwindet, um der der Renaiffance zu weicheny ift man do>f nom himmelweit davon entfernt- fiä) den wieder erwaehenden Ideen der Antike zu nähern; die Nachahmung der italienifchen Vorbilder ift eine rein äußerliehe- die treibende Kraft ift immer noch der phantafievolle- erfindungsreiihe Geift des fpäten Mittelalters. Der groteske Still in dem fich die erften Jahrzehnte des A71. Jahrhunderts gefallenz und den manz -

wohl nicht ganz mit Recht. - meift mit der Perfon des Alonfo Betruguete in Verbindung bringt. obwohl er diefen Stil keineswegs fchuf. fondern nur einer feiner hervorragendften Vertreter war. ift im Grunde genommen nur eine weitere Ausgeftaltung des platerefken Gefchmacks; er hat fich zwar von gotifchen Beftandteilen ziemlich frei gemacht. doch mit der Kunft von Florenz und Rom hat er noch herzlich wenig zu tun.
Jn diefem Kampf um die Herrfchaft haben fich Gotik und Renaiffance geraume Zeit nebeneinander auf der Halbinfel behauptet; es gibt eine Reihe von Künfilern. welchen beide Stilarten geläufig find. und es ifk ein Beweis des feinen Empfindens des Spaniers für den der äußeren Form zugrunde liegenden Gedanken. daß man den Renaiffanceftil bei der Ausftattung profaner Gebäude bereits unbedenklich anwendet zu einer Zeit. als man ihn für kirchliche Zwecke noch ablehnt. Noch im erften Viertel des Ab'l. Jahrhunderts wurden die Kathedralen von Segovia und Salamanca im gotifchen Stil begonnen. Später behält man wenigftens immer noch Grundriß und Gewölbe der alten Bauweife nach Möglichkeit bei und erfeßt nur die Säulenbiindel und Pfeiler des Spiebogenfiils durch korinthifche Säulen.
Erft die fremde Dynaftie. welche auch die Umgefialtung Spaniens vom mittelalterlichen Feudalfiaat zur abfoluten Monarchie ohne tieferes Verfiändnis für Eigenart und Überlieferung der ihnen anvertrauten Volksfiämme beendete. follte die Nenaiffance in ihrer klaffifäjen Form in Spanien einführen.
Je mehr die Renaifiance auf der Halbinfel fich durchfeßt. defto mehr fcheint die fpanifäfe Kunfi an Eigenart. Feinheit und individuellem Empfinden einzubüßen; das Jahrhundert der erfien Habsburger gehört zu einem der unerfreulichfien Abfchnitte der fpanifchen Kunfigefchichte und kann nur infofern verföhnen. als damals die Kunftfchäße von ganz Europa am Hofe diefer Herrfcher zufammenfirömten. f
Deutlicher als Worte fprirht der Palafi Karls 7. auf der Alhambra.
Das niemals vollendete Gebäude erfcheint in feiner. den Geift des Altertums atmenden. kalten Schönheit doppelt befremdend inmitten einer an hiftorifchen Erinnerungen überreichen Umgebung und ift ein erfchütterndes Denkmal für die Machtlofigkeit eines fäfeinbar unbegrenzten königlichen Willens gegenüber der Gefchirhte und ihren geheiligten Traditionen.
Die Zeit Philipps ll. bedeutete einen Sieg des neuen Gefchmacks auf allen Linien. Die erhöhte Bautätigkeit. welche der Einrichtung der königlichen Nefidenz in Madrid folgte. gab Veranlaffung. italienifche

Künfiler nach Spanien zu berufen. Andererfeits war es bei der fpanifchen Künfilerfchaft feit geraumer Zeit üblich geworden. Italien zu Studienzwecken zu befuchen. Manche mochten wohl den Borgia (Borja). der fpanifchen .Verrfiherfamilie auf dem päpftlichen Thron. dorthin gefolgt fein; vor allem aber hatten die italienifchen Feldzüge Karls b'. dazu beigetragen. das Jntereffe für die Kunft des Einquecento zu fieigern. Es kann wohl kaum überrafchen. wenn das Rom der Rovere und Medici. die Stadt. welcher Bramante. Michel Angelo und Rafael ihr befies Können weihten. einen gewaltigen Eindruck ausübte.

Allmählich wird der in einem Uberreichtum von Ornamenteu fchwelgende fpanifche Stil verdrängt. und an feine Stelle tritt die Bauweife des Juan de Herrera. des Schöpfers des Escorial: fparfam im Schmuck. fireng in der Linienführung. nur durch die Proportionen und Maffen wirkend; ein Bild der Regierung Philipps ll.. der mit Spaniens Vergangenheit brach: kalt. majefiätifch. unnahbar. feelenlos.

Die Malerei gefällt fich ausfchließlich in der Jmitation römifcher Vorbilder und fehafft in den fogenannten ..Manierifien‟ eine Schule. welche. wie jede lediglich auf Nachahmung begründete Kunft. herzlich wenig zu fagen hat. Die künftlerifchen Jdeen der Zeit hat der Lehrer und Schwiegervater des Velazquez. Francisco Paäfeco in einem doktrinären Werk über die Malerei. „str-te (19 la yjnturu“ niedergelegt.

K K *

Die Reaktion gegen den Geift diefer Zeit. deffen Unwahrheit wir empfinden. wenn wir in Sevilla die im Gefchmack des Herrera erbaute Börfe (Lonja) neben der Kathedrale fehen. oder wenn wir von Avila aus. ..der Stadt der Ritter und Heiligen“. den Escorial befuchen. - ein Eindruck übrigens. dem fich auch Philipp ll. felbfi. wie man fagt. beim Anblick der Königsgräber von Burgos nicht hat entziehen können -. führt zu einem vollkommenen Umfchwung auf künfilerifchem Gebiete. welcher das A711. Jahrhundert zu einem für Spanien ewig glorreichen macht.

Die fpanifche Malerei hatte ohne Zweifel im x71, Jahrhundert eine vorzügliche technifche Schule durchgemacht; jeßt wird fie fich wieder ihrer Eigenart bewußt. Jndem fie fich von einem ihr fremden und daher auch unverftändliihen Schönheitsideal abwendet. fiellt fie ihr bereichertes Können in den Dienft des nationalen Empfindens und findet fo den Weg. der fie dem Realismus zuführt. einem Realismus. welchen eine eminente

Meifterfchaft in der Behandlung der Farbe verklärt. und der nicht felten vertieft wird durch den Drang zum Uberfinnlichen und Myfiifchen.
Neben Velazquez. dem unerreichten Darfieller der Wirklichkeit. fiehen Murillo und Ribera. von denen der eine wie der andere. ohne das Studium und die Beobachtung des Lebens außer acht zu laffen. den Zugang zu einer unfichtbaren Welt fuchte und auf feine Weife fand.
Um diefes Dreigeftirn fchart fiäj. verfthieden in Art und Mannigfaltigkeit ihres Schaffens. doch in Originalität und geifiiger Unabhängigkeit einander gleichend. die Elite einer Künftlerfchaft. welche auch heute noch nicht aufgehört hat immer wieder aufs neue zu fefieln und auch dem treffficherfien Kunftkenner mitunter Rätfel aufzugeben vermag.
Obwohl felten der Schüler weniger dem Meifter ähnelte als hier. pflegt man die Schulen von Valencia (Ribera) und Sevilla (Velazquez. Murillo) zu unterfcheiden. denen fich die weniger umfangreichen Gruppen von Cordoba (Valdes Lea() und Granada (Alonfo Eano) angliedern; während die Schule von Madrid (Claudio Eoello) die große Bewegung abfchließt.
Es ift wohl nicht nur Zufall. daß die Neugeburt der fpanifchen Kunft von Städten ihren Ausgang nimmt. in denen das arabifche Element befonders ftark vertreten ift.
Der fpanifche Geifi hat fich vollkommen von italienifcher Abhängigkeit befreit und macht fich felbfibewußt geltend. Und wie das Leben und Wefen im damaligen Spanien den in der Schule des Tizian und Tintoretto gebildeten Griechen Theotocopuli (el Greco) derartig gefangen nimmt und umgefialtet. daß er. der Ausländer. gewiffermaßen zum Entdecker und erften Interpreten des kaftilianifchen Herrentypus wird. fo weiß Ribera inmitten einer italienifchen Umgebung rückfichtslos feine künfilerifche Eigenart zu behaupten und durchzufeßen; während Velazquez nach feiner römifchen Studienreife nur um fo deutlicher den Weg vor fich fieht. den er fich felbft und unabhängig von jeder Autorität fuchen will und muß.
Die einzigen Italiener. denen gegenüber man fich nicht vollkommen ablehnend verhält. find diejenigen. welche dem florentinifch-römifchen Klaffizismus am fernften ftehen: die venezianifchen Kolorifien und der Naturalifi Earavaggio. Durchaus unverfiändlich und antipathifch blieb die zeitgenöffifche Schule des damals vielbewunderten Guido Reni. der fich. nach dem Urteil des Velazquez. mehr als irgend einer von der gefunden Wahrheit entfernt hatte.

Eher könnte man eine Annäherung an die, vlämifchen Meifter
beobachten. welche durch politifche Beziehungen zu den Niederlanden
längft vorbereitet war und wohl durch den langen Aufenthalt von Rubens
in Madrid und feine perfönlichen Beziehungen zu Velazquez befördert
wurde.
Beffer kann die Stellung. welche man zur Antike einnimmt. nicht
gekennzeichnet werden. als dies durch Velazquez gefchieht; entweder fucht
er. wie im Aefop. Menipp oder im Bacchusfeft (los Borrachos). das
Altertum durch fpanifche Volkstypen verftändlich zu machen. oder es
fcheint. als wollte er fich mit der Schmiede des Vulkan oder dem Kriegs-
gott Mars über den Olymp luftig machen. deffen Götter ihm nichts
bedeuten,
Allenthalben fproßt und blüht es auf dem blutgetränkten fpanifchen
Kulturboden; es i| eine jener großen Epochen in der Gefchichte der Na-
tionen. wo das Genie geradezu anfieckend zu wirken fcheint und alle fchlum-
mernden Kräfte wie mit einem Zauberfchlage befreit werden,
Ift es auch unter den bildenden Künften in erfter Linie die Malerei.
welche das Intereffe und die Bewunderung aller Zeiten in Anfpruch
nehmen wird. fo verdient doch auch die zu neuem Leben erwachte Plafiik
nicht minder Beachtung und eingehendes Studium, Sie nimmt ihre
alten überlieferungen wieder auf und entwickelt fo vor allen Dingen
die durch die Arbeiten an den gotifchen Retablos (Altarwänden) und
Ehorgeftühlen wohlgefchulte Technik der Holzfchnißer zu einer künft-
lerifchen Spezialität. welcher andere Länder etwas ähnliches kaum gegen-
überfiellen können.
Die polychromen Holzfiguren des Montafies und Alonfo Eano. deren
Kunft in Pedro de Mena weiterlebt und felbft noch im Liilll. Jahr-
hundert in Zarcilio einen Vertreter findet. der trod aller Konzeffionen
an den barocken Gefchmack feiner Zeit einer Offenbarung der letzten und
tieffien Geheimniffe nahe kommt. gehören wohl zu den ausdrucksvollften
und ergreifendften Schöpfungen der fpanifchen Kunft überhaupt. mögen
fie auch für den erften Moment auf manchen Befchauer befremdend
wirken.
Am wenigften ift über die Architektur des Jahrhunderts zu fagen;
fie. welche im Mittelalter eine fo hervorragende Rolle gefpielt hatte und
dem Befucher der pyrenäifchen Halbinfel taufend Überrafchungen bietet.
fcheint tief und dauernd in ihrer Lebenskraft und Entwicklungsfähigkeit
gefchädigt worden zu fein, Wenn auch immer wieder. bis in die neue|e

Zeit. gotifche und maurifche Neminifzenzen fich geltend machen wollen. und die langweiligen Formen der Bauweife Philipps ll. bald wieder unter Zierat und Ornamenten verfchwinden. fo vermag die fpanifche Baukunfi des LLLl. Jahrhunderts und der Folgezeit wohl noch hier und dort. zumal in der Ausgeftaltung des vornehmen Privathaufes. lebhaft zu intereffieren. foweit wir in ihr etwas vom Geifie der großen Vergangenheit wieder finden. doch es ift ihr nicht wie ihren Schwefierkünften gelungen eine glänzende Neugeburt. eine einzigartige Nenaiffance eben diefer Vergangenheit herbeizuführen.

Dem Barockfiil. welcher unter dem Einfluß des Architekten Ehurriguera das Ende des großen Zeitabfchnittes kennzeichnet und an Verworrenheit und bizarren Einfällen alles übertrifft. was andere Länder auf diefem Gebiet fich geleiftet haben. kann eine gewiffe Verwandtfchaft mit der plateresken Kunfi. bez. dem Gefchmack der berruguetefchen Aera nicht abgefprochen werden; doch er erfcheint vielmehr eine Karikatur. ein plumpes Zerrbild der einftigen Zierliäfkeit und Grazie; denn das Erbteil des hifpano-arabifchen Mittelalters. die überlegenheit in der Meifterung des Steines. war mit der Einfiihrung des eifigen Stils .Herreras verloren gegangen.

Die künfilerifäfe Blüte Spaniens fieht natürlich indirekt in Zufammenhang mit den unermeßlichen Reichtümern. welche aus der neuen Welt herzuftrömten. und mit dem Selbftbewußtfein der Nation in ihrer bis dahin einzigartigen Weltmachtftellung. Geblendet durch beifpiellofe Erfolge täufäfte man fich über Züge des Verfalls und die Gefahren politifcher Jrrtümer hinweg. welche für die Nachwelt unfchwer zu erkennen find.

An der Schwelle aber des Jahrhunderts hält auf dürrem Klepper. die Lanze zur Seite. eine groteske Gefialt. fehnfuchtsvoll den Blick in weite Fernen gerichtet. welche von Bildern der Vergangenheit und Phantafie belebt werden.

1616 ftarb Miguel Cervantes. der Dichter des Don Quijote.

c- * T'

Den Habsburgern folgten die Bourbonen; italienifihen Einflüffen folgten franzöfifche. Was die einen begonnen hatten. feßten die anderen fort. ein verhängnisvolles Werk zweier Dynafiien. welche ein Land beherrfihten. an deffen Größe fie keinen Anteil hatten.

In veränderter Form bringt der Thronwechfel einen erneuten Ver-

:iferin.
f
ita
B
.
e
s
' D
L
k
KÃ¤the â€žii-ci'
Zivi Ei'. .rz von
Bini!)
xl'
l,
..c
dn.:
l'.

_Svanien 1:. d ?Lei-_re Klinik Alfred -Oetniani
Zeit- gotifche und m.iul'l*1lt;c Keniuüä-.nzen fiäf geltend machen woll-cr, und die langweiligen Fernen der Bir-:werfe Philipps ll„ bald wieder unic- Zierat und Ornamente-n nerfcywinden. fo :vermag die fpanifche Vault-nl'- des ZU". Leki-blinder? und der Foxgezrit wchl noch hier und dort, zumal in der A-iozrx-ftcZltnng des ...truck-men Privathanfesf lebhaft zu in- tereciiexen. fene r wir. in *Zr etwa-3 von; Gelfie der groß-:n Vergangenkuil wieder finden. doch e; if'. ihr niclit wie ihren Sihwefierkünften gelungn eine glänzende Reugeburt- eine einzigartige Renaii'fance eben diefer 58er- gangcn eit terl-eizufübren.
ZW ?le-.o *JilF wrxlher unter dem Einfluß des Aräfiteftcn Churc- guera ta: 'ende deo großen Zeitabfchnittes kennzeichnet und an Ver- wc/rren'* it und bizarr-n Einf-*illl-n alles übertrifft. was andere ?Index auf din-*7.: (r-*biet ficn geleiftei haben. kann eine gewiffe Verwandlfchafi mit Z-k* r- *---e-ken Knnft. bez. dem (Hefchmack der berrugneteflhen Acta ZF*- .u -1 *-.n 'trxdcnz kmh er erfa7eint vielmehr eine Karikatur. ein x _ :nd dit' einfügen Zierlichkeit und Grazie; denn dae ?cdu-i' '- t* .;.l.-.>;arni»ifchcn Mittelalters. die llberlegenheit in der 7'". .7_ d-o Steincs. war mit der Einfiihrung des eifigen Stils .fixer-.ra 1erlcren gegangen.
We tünftlerifche Blüte Spaniens "t-:ht natürlich indirekt in Zn. Kammern-,ing mit den unermeßlichen Reieuünern. welche aus der neuer* Welt herznfirömten. und mit dem Selbftbewußtfein der Nation in ihrer bis dahin einzigartigen Welttnachtfiellnng, Geblendet durch beifpiellofc Erfolge taufchte man fich über Züge des Verfalls und die Gefahren po".- tifcher Irrtümer hinweg. welche fi?,- die Nachwelt unichwcr zu erkennen find.
Jin der S-hxoelle aber den Jahrhunderts hfilt auf dürrc'r. Klezmer, die Lan-,e :nc Seite, eine groteske (Neftalty fchnfuchtsvoll den Blia' :x1 weite .*- -7 q-r. gerichtct- welche von Bildern der Vergangenheit und Phan- tafi. tc'ekr werden.
1Ci6 ftarb Miguel Cervantes. der Dichter des Don Quijote.
»7!- K 1
Den .Habsburgern folgten die Bourbonenz italienifchen Einflüfici. folgten frantiififthe. Was die einen begonnen hatten. fetzten die anderen fort. ein verhangnisvolies Werk zweier Dynafiien. n-clrhe ein *Land be- llcrrfchten. an deifen Größe fie keinen Anteil hatten.
In veränderter Ferm bringt der Thronwechfel einen erneuten Vor-

JM": KÃ¤the MÃ¼nzer: Pariferin.
Zum Effay von Ruth Lindner.

fuch. der Kunfi Spaniens eine fremde Schablone aufzudrücken. eine Schablone. die Ludwig xl?, für ganz Europa gefäfaffen hatte. indem er das Vermächtnis der Renaiffance königlicher Prachtentfaltung dienfkbar machte. So rüftete fich der Geift des heidnifchen Altertums ein zweites Mal. um in neuer Geflalt die Halbinfel zu erobern. welche immer noch von den Kämpfen des Kreuzes mit dem Halbmond träumte.
Es hatte kaum den Anfchein. als follte er auf einen ernfilichen Widerfiand ftoßen. Einem Jahrhundert höchfler geiftiger Anfpannung war eine Zeit der Erfchöpfung und Jutereffelofigkeit gefolgt. Unfähig neu zu produzieren. fcheint ein Gefchlecht von Epigonen zugleich die Aäftung vor den Heiligtümern nationaler Kunft verloren zu haben. Das Hauptportal der Kathedrale von Burgos. die Faffade der Kathedrale von Pamplona oder gar der berüchtigte Trafparente (Grabmal des Kardinal Afiorga) im Dom von Toledo find traurige Monumente für den Mangel an Gefchmack und Pietät des Alllll. Jahrhunderts.
Die Blutsverwandtfäfaft der beiderfeitigen Herrfcherfamilien hatte Spanien. deffen unfähigen Königen die Zügel der Weltherrfchaft 'entglitten. zu dem mächtigen Nachbarfiaat nördlich der Pyrenäen in Beziehungen gebracht. welche eine Gefahr niäft nur für feine politifche Selbftändigkeit. fondern auch für feine geiftige und künfilerifche Unabhängigkeit bedeuteten. Hieran hat auch der Sturz der Bourbonen in Frankreich nichts Wefentliches geändert. und wenn auch die Erinnerung an die Invafion Napoleons l. bei dem größten Teil der noch wirklich fpanifch empfindenden Bevölkerung in einer ausgefprochenen Abneigung gegen alles franzöfifche Wefen fich kund gibt. fo fpielt doch heutigentags noch in kultureller Beziehung Paris für Spanien eine Rolle. wie dies Rom nie. auch nur annähernd. erreichen konnte.
Ein künftlerifcher Protefi gegen den Sieg des Franzofentum verkörpert fich in zwei Perfönlichkeiten: Francisco Goya (1746-1828) und Ignacio Zuloaga (geb. 1870). Beide ftehen an der Wende zweier Jahrhunderte.
Der eine ift der Zeuge Spaniens tieffier Schmach. der wahrhaft kläglichen Negierungsperiode Karls l7. und der politifchen Tätigkeit des Günfilings der Königin. Godoy. des ykjueipe (Le 1a ya- (Friedensfürfi). der den Frieden von Frankreiäj mit Spaniens Ehre erkaufte; doch feine Kunft wird auch zum Herold der heldenmütigen Erhebung feines Volkes. welches im Kampfe um feine Freiheit dem erftaunten
er 32:

Europa zeigte; daß ihm trotz Mißwirtfchaft und Korruption noch eine Fülle ungefchwäehter Kraft geblieben war.
Der andere ift der Zeitgenoffe des letzten Aktes der hiftorifchen Tragödie fpanifcher Herrlichkeit, des ausfichtslofen Kampfes um die Refie des einftigen Weltreiches. Er erlebt das Endet welches für manäie Schuld der Vergangenheit die gerechte Vergeltung zu bringen fcheintr doch auch mit vielem zu verföhnen vermag; indem es der Würde und Größe nicht entbehrt.
Gopa ifi ein rü>fiehtslofer Spötter; ohne Schonung geißelt er die Lebensgewohnheiten und Sitten der altersfchwaehen fpanifchen Welt; felbfi die Kirche ift ihm nicht unantaftbar; die Porträts feiner fürftlichen Gönner werden zu genialen Karikaturen. Doch wenn er fchilderh was Spanien noch an Heldentum und Grazie- an Lebenslufi und Farbenfreude blieb; gefieht er ein; wie er diefes Heimatland über alles liebt,
Zuloaga fieht eine Welti die ihm teuer iftz langfam entfchwinden; noch einmal möchte er die bunten Bilder eines Lebens, das vielleicht bald der Vergangenheit angehören wird, fefihalten; um zu zeigenr wie fchön und ftolz das alte Spanienf an dem Jahrhunderte des Fortfchritts fpurlos vorüber zu gehen fcheinenf auch in feinem Unglück noch war.
Wer Goya wirklich kennen lernen will; follte nicht verfäumen- die Kirche San Antonio de la Florida in Madrid aufzufuchem welche er mit Fresken ausgefchmüekt hat: an den Deckengewölben konventionelle allegorifehe Figuren; in der Kuppel der Heilige; umgeben von fpanifchen Volkstypen; hier der Ver-fuch- dem Gefchmack der Zeit gerecht zu werden* dort das Bekenntnis; daß er ein Maler des Lebens war und fein wollte, wie feine großen Vorgänger des Lblll. Jahrhunderts.
Die Jahrzehntef welche Zuolaga von Goya trennen; bieten entfprechend den Wechfelfällen der Gefchicke Spaniens; ein buntes Durcheinander kjinftlerifcher Befirebungen: neben Nachfolgern und Nachahmern Goyas Bewunderer Davids und feiner Schule; neben unfelbftändiger Dudendware Parifer Habituss; welche auf den Boulevards den Blick für die Farbe und die malerifchen Reize der Heimat verloren zu haben fcheinen; die großzügigen Sihöpfungen von Künftlern- welche, wenn auch in Paris oder Nom gebildet; in Spaniens Vergangenheit und Gegenwart leben und Anregung finden. Jedenfalls ift die Kunft ein erfreuliihes Symptom dafiir; daß Spanien niehtz wie man fo oft glauben maäieu will; ein Land ift, welches langfam fiirbt, fondern ein Land; in dem es gärt,

in dem man kämpft. irrt und firebt. Zu den Spaniern. deren ftarkes nationales Talent dem Ausland gegenüber fich durchfeßt. gehört auch Zuloaga.

Die Kunfiausftellung von Barcelona des Jahres 1907 hat es in anerkennenswerter Weife verfucht. »- das erfie Mal in Spanien --. einen Überblick über Znloagas künfilerifches Schaffen zu geben. Konnte hier auch Spanien in gerechtcm Stolz der Welt einen noch jungen Künfiler zeigen. der berufen erfcheint. dem alten Ruhmeskranze ein frifches Blatt hinzuzufügen. fo follte man fich doch der Erkenntnis einer recht bitteren Wahrheit nicht verfchließen: Die Gemälde Zuloagas befinden fich. mit geringen Ausnahmen. im Befiß von Ausländern. Obwohl er fchon feit Jahren einen Weltruf genießt. bedurfte es erft der Anregung durch die Ausfiellung in Barcelona. um das erfie und vorläufig einzige Bild von ihm für die Sammlung moderner Kunftwerke in Madrid anzukaufen; ein bedauerlicher Beweis für die Teilnahmslofigkeit der leitenden Kreife des Landes an den Befirebungen feiner Künfiler. Diefe Intereffelofigkeit der oberen Stände treibt die künftlerifche Ingend Spaniens ins Ausland. läßt die Schöpfungen nationaler Kunfi von Ausftellung zu Ausfiellung der fremden Kapitalen wandern; fie erklärt es. daß von Spaniern gefchriebene Werke über fpanifche Kauft. wel>)e dem Vaterland zur Ehre gereichen könnten. ins Franzöfifche oder Englifihe überfeßt werden. ehe fie einen Verleger finden. und fie wird einft die Schuld daran tragen. daß Zuloaga der erfie große fpanifäje Meifter fein wird. deffen Lebenswerk man nicht füdlich der Pyrenäen vereinigt findet,

'k- 'k 'l-

Unter den verfchiedenartigen. oft reäjt widerfpruchsvollrn Urteilen iiber die Kunfi Spaniens. welche ich gehört oder gelefen habe. bin ich wiederholt der Anficht begegnet. man könne von einer fpanifchen Kunfi im eigentlichen Sinne nicht fprechen. da fie zu wenig verftanden habe. dem Ausland gegenüber ihre Unabhängigkeit zu wahren. Sicher. es unterliegt keinem Zweifel. daß fremde Einflüffe der verfchiedenften Art auf der pyrenäifchen Halbinfel fich geltend machten. Ich möchte fogar. naäzdem bereits den von den Arabern. von Italien und Frankreich ausgegangenen künftlerifchen Anregungen Rechnung getragen wurde. hier noch befonders auf die bisher nur kurz erwähnten Beziehungen zur nieder,

deutfch-niederländifchen Kunf't hinweifen. welche fchon im Mittelalter. zumal in Kafiilien. feftzuftellen find. bereits ehe die habsburgifche Haus- und Heiratspolitik das Schickfal der Niederlande mit dem Spaniens zu verknüpfen fuchte. Jan van Eyck hielt fich längere Zeit in Spanien auf; Johann von Köln und fein Sohn Simon waren dauernd als Architekten in Burgos tätig; Dalmau unternahm in königlichem Auftrag eine Reife nach Flandern.

Doch andererfeits möchte ich hier fragen: wo gibt es überhaupt eine Kunft. die fich durchaus felbfiändig entwickelt hätte. ohne von Fremden zu nehmen? Selbft bei den entlegenften Kulturen findet ja die Archäologie f'tets eine noch entlegenere. welche das Urheberrecht des künf'tlerifchen Gedankens beanfprucht. .

Jch glaube im Gegenteil. die fpanifche Kunft vermag gerade deshalb derartig zu feffeln und zu ergreifen. weil es ihr gelungen ift. die widerfprechendften Elemente in fich aufzunehmen. zu vereinigen und zu etwas durchaus Neuem. Originellem und vor allem ftets Nationalem umzugeftalten.

Es gibt im Verlauf der künfilerifchen Entwicklung Spaniens Zeitabfchnitte. welche. außerhalb des Zufammenhangs betrachtet. hinreichend Material liefern könnten. um meine Behauptung zu widerlegen. da jede Selbfiändigkeit verloren zu fein fcheint. Doch ihnen folgen die Zeiten der großen künftlerifäfen Offenbarungen. welche beweifen. daß man wohl vom Ausland gelernt. daß man Kennen und Können bereichert hat. doch daß die Kunft Spaniens weit davon entfernt ift. ihre Eigenart zu opfern.

Auf den erften Blick mag es wohl fcheinen. als habe man es auf der pyrenäifihen Halbinfel lediglich mit einem Durcheinander morgenländifcher und abendländifcher Einflüffe zu tun; doch je mehr man mit dem Stoff vertraut wird. defio klarer wird man eine befiimmte Linie erkennen. welche den Weg der echt fpanifchen Kunfi bezeichnet und welche. wenn fie auch zeitweife fich zu verlieren fcheint. doch auf den Höhepunkten fiets unverkennbar zutage tritt.

nc u- r-

» Die Kunft eines Landes wächft zugleich mit feiner Gefchichte. beide beeinfluffend und durch beide beeinflußt bildet fich die Seele eines Volkes.

Der Realismus in der Kunfi entfpricht durchaus dem Empfinden des Spaniers. der bei aller Vorliebe für eine anmutige Form fich natür-

lich und ungezwungen gibt und weit weniger zu theatralifchem Pathos und affektierter Pofe neigt. als die lateinifchen Schwefterraffen. Unter den erften fpanifchen Meiftern finden wir wohl anch nicht einen. der nicht Realift gewefen wäre.

Schon am Ausgang des Mittelalters macht fich dies. - und zwar vornehmlich auf dem Gebiete der Plaftik. in der Porträtftatue. - geltend; die fpätgotifchen Grabmonumente der fpanifchen Kirchen find. abgefehen von technifcher Vollendung. was Lebenswahrheit anbelangt. einzig in ihrer Art. Vor allem verdienen die knieenden und halbaufgerichteten Figuren Beachtung.

In der fpanifchen Kunft zeigt fich mehr ein Streben nach Wahrheit. als ein Streben nach Schönheit; ein herber. männlicher Zug ifi ihren Schöpfungen eigen; die Grenzen des guten Gefchmacks werden weit eher nach der Seite des Grotesken. Bizarren. ja auch Brutalen. als des Sentimentalen. Süßliihen. Lüfiernen überfchritten.

Man könnte hier eine Äußerung des jungen Velazquez gewiffermaßen als Motto verallgemeinern. der die Ermahnung. den Stil des Rafael nachzuahmen. mit der Begründung zurückgewiefen haben foll: ..Er wolle lieber der erfte in feiner derben Manier fein. als der zweite in der Feinhelt." (que man quer-in 88!* ykjmero en aquella großer-iu que oegnnäo en lu selieaclena.)

Gleichfalls allen fpanifchen Künfilern gemeinfam ift ein ausgefproäfener Sinn für Farbe. Er kommt nicht nur in der Malerei zur Geltung. fondern beifpielsweife auch in der Vorliebe für polychrome Skulptur. oder in der Architektur. wenn man auch heutzutage noch die von den Arabern überkommene Dekorationsweife mit buntfarbigen Kacheln und Ziegeln gern anwendet.

Hierzu kommt eine deutlich erkennbare Abneigung gegen alles Formelle. Schablonenhafte. Schulmäßige. Die Perfönlichkeit des Schaffenden will zum Ausdruck kommen. und ein Temperament von kaum zu zährnender Leidenfchaft offenbart fich nicht felten bei diefem Jndividualismus. Natürlich fehlt es auch hier nicht an libertreibungen.

Die fpanifchen Künfiler waren in der Regel keine friedlichen Staatsbürger; fie wußten ebenfo gut mit dem Degen als mit dem Pinfel und Meißel umzugehen; ihre Lebensgefchichten find reich an gefährlichen Abenteuern und außergewöhnlichen Konflikten; felbft Verbrecher findet man in ihrer Mitte. Wird doch von dem Altmeifter der

Sevillaner, Francisco Hei-rem (nicht zu verwechfeln mit dem Baumeifier Juan HerreraH erzählt. er fei nur durch die Gnade Philipps l". einer Galeerenfirafe wegen Falfehmünzerei entgangen.
'K 'k '-
Der Charakter der fpanifehen .Kunfi ifi der Charakter des fpanifehen Volkes, und das Objekt ihres Interefies und ihres Studiums ifi der Spanier; fie zeigt ihn unsz wie er ift. und wie er empfindet.
Wie jede Kunfi. welche vermag eine tiefere Wirkung auszuiiben. ifi fie durchaus bodenfiändig; hier liegt die Wurzel ihrer Kraft; fie hat die Fühlung mit dem Leben und Denken des Volkes nie vollkommen aufgegeben. auch dann nicht, als man in ganz Europaf geblendet durch die beifpiellofen Erfolge der italienifihen Renaifiance. den Boden unter den Füßen verlor und glaubte Normen von allgemeiner Gültigkeit auffiellen zu müfien fiir Schönheitsideale. die wohl am Arno und Tiber verfiändlich fein mochten, doch nimmer-mehr an der Seine oder -an der Spree.
Dem fpanifchen Empfinden entfprieht das religiöfe Bild; und zwar ifi man hier noch im LFU. Jahrhundert imfiandef den Gedanken in einer Tiefe und Wahrheit zu erfaffen. wie es fonfi nur den Primitiven des Mittelalters vergönnt war. Den fpanifchen Typus lernen wir im Porträt und ini Sittenbild kennen.
Das Repertoire der fpanifchen Kunfi ifi verhältnismäßig wenig umfangreich.
Figurenreiche Darfiellungen- welche von dem italienifchen Gefehmaek bevorzugt werden und hinfichtlich der Kompofition dem künftlerifchen .Können erhöhte Anforderungen fiellenz findet man nicht zu häufig. und bis zur neuefien Zeit macht fich hierbei eine gewiffe Unbeholfenheit bemerkbar. Wenn man ihnen begegnet. hat man es meifi mit Nachahmungen italienifeher oder franzöfifcher Vorbilder zu tunf oft auch direkt mit Arbeiten italienifcher Künfiler, denen man derartige Aufgaben. zumal wenn es fich um die dekorative Ausfehmückung großer Flächen handelte. gern übertrug. (Zuccarif Giordano. Tiepolo.)
Der fpanifehe Künfiler will für jede einzelne Perf'onliehkeitz die er darfielltf ein tieferes Interefie wecken. Ihn felbft befchäftigt zunächfi die Wiedergabe des Lebens mehr als die malerifche Wirkung; vollkommen fern liegt ihm der Gedanke, durch eine beabfichtigte oder gefnchte Anordnung und Gruppierung. auf Kofien der Lebenswahrheitf fein Ans-

drucksvermögen zu fieigernz doch gibt es kaum eine Erfcheinung der Wirklichkeit. die er einer künftlerifchen Interpretation nicht für würdig hielte. Von jeher hat man dem Leben und Treiben der unteren Volksklaffen befondere Aufmerkfamkeit gefchenkt; fchon auf den mittelalterlichen Kirchenbildern wird den Armen. den Bettlern. den Arbeitenden und Notlridenden gern ein Raum gegönnt.

Es handelt fich hier keineswegs lediglich um eine künftlerifche Liebhaberei. welche etwa in der malerifchen Wirkung fpanifcher Volkstrachten eine Erklärung finden könntez die Kunft hat vielmehr einen befiimmten. tiefeingewurzelten Zug fpanifchen Wefens gewiffermaßen feftgehalten. der wohl jeden. der Spanien auch nur oberflächlich kennen gelernt hat. zum mindeften überrafcht. in den meiften Fällen aber höchft fympathifch berührt haben dürfte.

Es ift dies die Beachtung und Achtung. welche man auch den Kleinften und Niedrigften nicht vorenthält. das Verfiändnis. welches feitens der höheren Stände dem Stolz und Selbfibewußtfein des Mannes aus dem Volke entgegengebracht wird. Taktlofigkeit von oben. Mißtrauen und Argwohn von unten. welche in anderen Ländern gemeinfam dazu beitragen. die Gegenfäße des öffentlichen Lebens in unerträglicher Weife zu verfchärfen. würden in Spanien kaum verftändlich fein.

Der harmlofe und vertrauliche Verkehr. in dem auf diefe Weife die Klaffen fich nähern. kommt am deutlichften bei den zahlreichen Volksfefien zur Geltung. wo hoch und niedrig fröhlich und zwanglos fich mifcht. ohne daß auch nur einen Augenblick auf der einen Seite eine natürliche Würde. auf der anderen eine ungezwungene Ehrerbietung unberüctfiäftigt bliebe.

Man fpricht immer nur von fpanifcher Etikette und Grandezzaz die in diefem Falle fehr viel wertvollere Kehrfeite der Medaille bleibt meift uubmchtet- Gewiß. die Erziehung des fpanifchen Volkes ifi. was feine Umgangsformen anbelangt. in jeder Beziehung tadellos; doch gerade infolge diefes durchaus demokratifchen Zuges ifl hier eine wahrhaft ritterliche und arifiokratifche Nation entfianden.

t'- 3.- .l-

Offenbart fich das Innenleben eines Volkes in untrüglicher Weife in feiner Kunfi. fo ifi für die Bildung von Auge und Gemüt die tägliche Umgebung. -- Natur. Landfchaft. Klima - von hoher Bedeutung. Andere

Menfchen mit anderen Sinnen leben in dem trüben Licht des nordifchen Tages als unter einem leuchtenden Himmel.
Spanien ift durchaus nicht, vergleicht man es mit Italien- von der Natur bevorzugt; es find nur Teile feiner Mittelmeerkjiftef von denen man dies behaupten könnte. Im Innern des Landes wechfeln glühend heiße Sommer mit rauhen Wintern. Die Sonne ift bald ein grimmiger Feind. der alles Leben zu vernichten drohh bald ein recht unzuverläffiger Verbündeter.
Das Land der Gegenfäße hat man Spanien nicht mit Unrecht genannt; Afrika und Europa fiheinen fich hier zu begegnen. Während am Meeresufer unter ewig blauem Himmel die Palmen raufcheny finkt wenige Bahnf'tunden davon entfernt im Winter das Thermometer wochenlang unter Rull; paradiefifch fchöne Gärten und Haine liegen oafengleich inmitten troftlofer Einödenz fonnenverbrannte. kahle Ebenen werden von fchneebedeckten Bergen begrenzt.
Das Liebliche fehlt im allgemeinen der fpanifchen Landfchaftz doch fie trägt fafi durchgängig einen großem man könnte fagen. tragifäfen Zug. und vielleicht ift fie gerade dort am ergreifendfien und eindrucksvollfien- wo fie befonders einfam. leblos und verlaffen erfcheint.
Der Spanier, bei dem fich Leidenfchaft mit Phlegma. Gutmütigleit mit Graufamkeit mifchen, ift das echte Kind diefes Landes. Gleich fähig zur Aufopferung wie zum Verbrechen. if't er meifi über fchmußige. kleinliche Gemeinheiten erhaben.
In der fpanifchen Kunft fpielt- ihrer Eigenart entfprechend. die Darftellung der Landfchaft meif't eine nebenfächliche Rolle; doch beweifen die großen Meif'ter gelegentlich. daß fie die ausdrucksvolle Sprache ihrer heimifchen Umgebung fehr wohl verfianden und auch wiederzugeben wußten.
Unter den Neueren vermögen vor allem Rufiüol und Beruete als Landfchaftsmaler zu feffeln. Rufifiol fucht feiner Heimat mehr im allgemein üblichen Sinne malerifihe Seiten abzugewinnenz während Beruete die troftlofe Einfamkeit Zentralfpaniens und die Melancholie feines zerbröckelnden Gemäuers in ihrer ganzen Großartigkeit erfaßt hat.
tk * K
Wenn die Kunft unferer Tage in ihrem heißen Ringen nach Klarheit den fpanifchen Meifiern zum Teil ihre Würdigung nicht verfagtF andererfeits aber oft in einer geradezu lächerlichen Mißachtung großer

Namen fiäi gefällt, welche* Jahrhunderten etwas Heiliges bedeutetenp fo ift das ficherlich nicht nur die Sucht nach neuen Göttern- fondern es liegt dem das Empfinden oder aua) die Erkenntnis zugrunde, daß in Spanien fich manches erhalten und naturgemäß weiter entwickeln konnte- was anderen Völkern unter der unbefirittenen Alleinherrfehaft der Nenaiffance verloren ginge jetzt aber; auf wunderlichen Jrr- und Abwegen zum Teilz aufs neue gefucht werden foll.
Verlorenes wiederzufinden ift oft recht fchwer.
* ' Lie
Ich bin bemüht gewefenz kritifcher Bemerkungen mich nach Möglichkeit zu enthaltenp nicht nur aus dem Grundez daß ich mich hierzu nicht für zuftändig erachtef fondern weil ich einer übertriebenen Bewertung der Kunfikritik wenig fympathifch gegenüberfiehe. Anftatt der großen7 nicht produzierenden Menge den Weg zu weifenp um zu einem vertieften Genuß der Kunfi zu gelangenz weckt man nur bei Berufenen und Unberufenen den Wunfei» den Wert des einzelnen Kunfiwerkes zu unterfuehen. .
Sollte man nicht mit dem Gefühl tieffier Ehrfurcht an das Lebenswerk von Männern herantreten- denen es vergönnt wan den Ideeny welche ihre Zeit bewegten, in der edelften Form Ausdruck zu verleihen? Man fuche zu verfiehenr warum ein Künfiler fehuf- aber niäft zu beurteilen oder gar zu verurteilenp was er fchuf.
Selbftredend werden perfönliäfe Neigungen und Empfindungen den einzelnen befiirnmten Künftlern oder Zeitabfchnitten näher führen; doch das find rein individuelle Gefichtspunktg und fie follten auch nur als folchep niemals aber mit der Prätention auf allgemeine Gültigkeit- zum Ausdruck gebracht werden.,
Zudem befchäftigt fich die Kritik meift mit rein technifchen Fragen; diefe werden immer und müffen für den Fachmann, alfo den Künftlery von allerhöihfiem Jntereffe fein; doch man follte auch ihm alleinf als dem einzigen- der etwas davon verftehen kannf das Wort laffen.
Ich fchließef indem ich zwei Kunfturteilez welche eine diefen Ausführungen naheftehende Perfönliehkeitp Don Francisco Goyaf betreffenx einander gegenüberftelle:
Die Jugend zitiert in ihrer Goyanummer (1906) ein Urteil von Läon Lagrange aus der Gazette 1865:

Spanien und feine Kunfi *Alfred Demiani
..Man hängt foeben im Louvre ein Porträt von Gotta auf . . .
Es ifi das Werk eines Kolorifien von Temperament. der die Töne der Natur in all ihrem Reichtum faßt . .
J. D. Paffavant äußert fich in ..Die rhriftliche Kunft in Spanien" 1853. wie folgt:
..Wie traurig es um den Kunfigefchmact in Spanien zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts ausgefehen. davon gibt Francisco Geha einen fprechendrn Beweis. da er in Madrid der gefeiertfte Künfiler war. der aber feldft heilige Gegenftände mit Lüfiernheit be-handelte und in eine fade. verblafene Manier ver-fiel.“
Supieotj auf!

Georg Gothein:
Die Lage der heutigen Politik.

Ein Gefühl tiefen Unbehagens zieht durch die Gemüter der ganzen Bevölkerung. und wohl nicht nur Deutfchlands. fondern der meifien Staaten Europas. wenngleich es bei uns noch fchärfer fein mag. als in den anderen großen Staaten. vielleicht Rußland und Öfierreich-Ungarn ausgenommen. Diefes Gefühl hat bei uns zwei Urfachen: einmal die wenig Vertrauen erweaende gefamtpolitifche Lage des Welt-teils. die Möglichkeit kriegerifcher Verwiekelungen. Noch weit ftärknr ift aber der Unmut und die Sorge iiber die Entwickelung. welehe die deutfche Politik genommen hat. die fich mehr und mehr zu einer Gefahr für unfere gefamten Beziehungen zum Ausland entwickelt hat.

Schon feit langen Jahren fah der Deutfche nicht ohne Sorge. wie fehr fich die Stellung feines Vaterlands im internationalen Konzert der Mächte verfihlechterte. Man war dabei nur zu geneigt. die Tatfache. die man leider nicht leugnen konnte. auf die Jntriguen des Auslandes. Frankreichs und vor allem Englands. zurückzuführen. das eine voll-fiändige Einkreifung Deutfchlands mit Erfolg zu beabfichtigen fchien. Wer freilich etwas fchärfer zufah und fich nicht ausfchließlich auf das verließ. was die heimifche patriotifche Preffe erzählte. wer fich vielmehr bemühte. auch die Empfindungen und Äußerungen des Auslandes zu verfiehen. war fich längfi nicht mehr im unklaren darüber. daß die deutfche Politik felbfi an der wachfenden Jfolierung Deutfchlands ihr voll gerüttelt und gefchüttelt Maß Schuld trug. Auch im Reichstag. deffen Mitglieder eine begreifliche Scheu tragen. der Regierung. auch wenn fie ihr oppofitionell gegeniiber fiehen. in auswärtigen Angelegen-heiten Schwierigkeiten zu machen. hatte die Kritik diefer Politik und vor allen auch die des perfönlichen Eingreifens des Kaifers in den leßten Jahren wiederholt eingefeßt. wenn auch - von fozialdemokratifcher Seite abgefehen -- in fehr vorfichtigen Formen.

Da machte die Veröffentlichung des Kaiferinterviews im Daily Telegraph dem ganzen Volke blihartig klar. was von Vielen mit banger

Sorge feit Jahren empfunden wurde. was für fie nur ein neues Glied in einer langen Kette war.
Kaum jemals hat die perfönliche Politik eines Herrfchers durch ihn felbft einen fo fchweren Stoß erlitten. wie die des deutfchen Kaifers durch die Tatfachen. die der Daily Telegraph der Welt verkündete. die ihr mitzuteilen er fiir wünfchenswert gehalten hatte. um fie im glänzenden Licht erfcheinen zu laffen. Diefes abfolute Mißverkennen der Wirkung feiner Handlungen ifi charakteriftifch für den jetzigen Träger der Krone; es beweift. daß politifches Empfinden auch bei den Herrfchergefchlechtern nicht erblich ifk. und daß es eine eminente Gefahr für ein Volk ift. wenn es fiä) auf die Erbweisheit der Herrfcherfamilien oder derer verläßt. die fich durch Geburt berechtigt glauben. die ausfäfließlichen Berater der Krone zu fein.
Man kann fehr wohl annehmen. daß die Veröffentlichung des Daily Telegraph den Zweck verfolgte. die deutfche Politik zu kompromittieren. daß fie einen feindfeligen Akt gegen Deutfchland darftellen follte; trohdem hat das deutfche Volk alle Urfaäfe. dafür aufs höchfte dankbar zu fein. denn fie hat uns die Klarheit gebracht. ohne welche eine Anderung des Syftems unmögliäf war. Sie hat dem deutfchen Volk gezeigt. daß diefe perfönliche Politik eine folche fprunghafter Impulfivität. wechfelnder Auffaffungen. falfcher pfychologifcher Berechnungen war. daß fie mit Virtuofität die Kunft handhabte. das Ausland vor den Kopf zu fioßen. während fie durch eine unverftändliche Liebedienerei es fich zur Dankbarkeit verpflichtet zu haben glaubte. Jm ganzen Reichstag dürfte es wohl keinen Abgeordneten gegeben haben. der nicht felt davon durchdrungen war. daß diefe Politik unmöglich igendwelches Vertrauen im Ausland erringen konnte.
Viel fiärker noch. als in den Kreifen der Abgeordneten felbft. die nicht fo überrafcht wurden. war die Empfindung im Volk: Und wenn der Reichstag in den denkwürdigen Sißungen vom 10. und 11. November 1908 würdige und kräftige Worte gegen diefes perfönliche Regiment. gegen diefe fprunghafte und unzuverläffige Politik fand. fo hätte die Wählerfchaft gern noch weit ftärkere Worte gewünfcht - und weit energifchere Taten.
Trotzdem foll man das. was der Reichstag am 10. und 11. November getan hat. nicht unterfäfähen. Daß er nicht ftärkere Worte gebrauchte. lag nur im Jntereffe der Würde diefer Körperfchaft und entfprach dem Ernfi der Situation. Ubertreibungen - auch nur nach

der formellen Seite -- hätten hier mehr gefchadet als genußt. Diefe zweitägige Verhandlung. in der das deutfche Volk den Kaifer vor fein Tribunal. - wenn auch in udnentjn - lud und mit voller Offenheit über ihn verhandelte. ift ein Wendepunkt in der Gefchichte Deutfch- lands. Sie hat gezeigt. daß unfer Land nicht. wie das Ausland meinte. ein unter konftitutionellen Formen abfolutiftifch regiertes ift. fondern daß es noäj ein deutfches Volk gibt. das feinen Willen fehr energifch zum Ausdruck bringen kann. und daß diefes deutfche Volk ein erninent friedliches ift. Denn eine Friedens- kundgebung erften Ranges war diefe Debatte.

Das Ausland fah die ftändige Gefahr darin. daß die ungeheuere Macht des deutfchen Heeres und der deutfchen Flotte in der Hand eines ein- zigen Mann lag. von deffen impulfivem Wefen es um fo mehr einen plötzlichen gewaltfamen Gebrauch diefer Machtmittel befürchtete. als er felber in Anfprachen. namentlich Offizieren und Soldaten gegenüber. wiederholt kriegerifche Empfindungen zum Ausdruck gebracht hatte. und als das deutfche Volk und feine Vertretung diefem anfcheinend fiarken Monarchen gegenüber als quuutjts uEgljg-euble erfchienen.

Wir wollen den Frieden. wir wollen eine Politik. zwar der Würde. aber der ruhigen Zurückhaltung; wir wollen keine Einmifchung in alle möglichen Dinge. die uns fern liegen; wir_ wollen nicht Hans Dampf in allen Gaffen fein. fondern lediglich unferer friedlichen Befchäftigung nachgehen. und deshalb desavouieren wir mit aller Entfchiedenheit jene Politik der Unftetigkeiten und Plötzlichkeiten. der großen Worte. die Unruhe und Sorge erregen. Deshalb verlangen wir von unferm Reichs- oberhaupt. daß es jene Zurückhaltung übt. die im eigenften Interefie der Krone liegt. ebenfo wie in dem der Erhaltung des Friedens und die leider bisher nicht geübt worden ift. Das war der wefentliche Inhalt jener denkwürdigen Debatte. und zunächft blieb das Volk. blieb der Reichstag Sieger.

Freilich. wenn wir uns nach den praktifchen Ergebniffen diefer Aktion auf gefeßgeberifchem Gebiet umfehen. fo ift die Ausbeute recht mager. Die Anträge auf Erlaß eines Reichskanzlerverantwortlichkeits- gefeßes. auf Anderung der Gefchäftsordnung. damit der deutfche Reichs- tag die Befprechung einer Interpellation fofort erzwingen und Be- fchlüffe daran knüpfen kann. find einer Kommiffion überwiefen worden und werden dort auch wohl zu irgendeinem pofitiven Ergebnis führen. Im iibrigen haben wir vorläufig an Stelle des perfönlichen

monarchifchen Regiments das perfönliche Kanzler-
regimcnt bekommen. Fürfi Bülow hat es meifierhaft verfianden.
den Unwillen. der fiäz im eigenen Lande gegen die auswärtige Politik
erhob. von fich auf den Kaifer abzulenken und dadurch feine Stellung
gegeniiber erfrerem außerordentlich zu fiärken. Wie er diefe Bewegung
ausgenutzt hat. Fürfien. Bundesrat und preußifches Staatsminifierium
fich erfi zu fichern. ehe er dem Kaifer gegeniibertrat. zeugt von einer
Gefchicklichkeit. der man eine gewiffe Bewunderung nicht verfagen kann.
Vor allem ift es ihm elungen dariiber hinwegzutäufchen. daß er felbfi
zu den Angeklagten geTjörte. daß er niemals jene politifche Betätigung
des Kaifers hätte dulden dürfen. wenn er fie für unrichtig. feinen
eigenen politifchen Intentionen widerfprechend erkannt hätte. Fürfi
Bülow hat gar nicht behauptet. daß die Vorgänge. die der Daily Tele-
graph mitteilte. ihm unbekannt gewefen wären. Waren fie ihm aber
bekannt. als fie vor fich gingen. fo mußte er. wenn er damit nimt ein-
verftanden war. fofort feine Entlaffung nehmen; das ift das einzige.
aber fehr wirkfame Mittel. womit der Kanzler feine Politik dem Kaifer
gegenüber durchfeßen kann. Fürft Bülow hatte dem Reichstag gegen-
iiber wiederholt das Beftehen eines perfönlichen Regiments in Abrede
gefiellt. hatte erklärt. daß er in folchem Falle feinen Abfchied erbeten
haben würde. Das hat er aber erft getan n a ch den Veröffentlichungen
des Daily Telegraph. nicht etwa f. Zt.. als der Kaifer feiner Groß-
mutter einen Feldzugsplan zur Niederwerfung der Buren nach Eng-
land fchickte. nicht. als er ihr von der Aufforderung Rußlands und
Frankreichs. zugunften der Buren auf England einznwirken. Kenntnis
gab. Fiir alle Mißerfolge der deutfchen auswärtigen Politik England.
Frankreich. Rußland. Japan. Holland ufw. gegeniiber trägt der Kanzler
doch fchließlich die Verantwortung. und es ift faft undenkbar. daß ledig-
lich die Einwirkung des Kaifers die kluge Politik des Kanzlers kontre-
karriert habe.
Das deutfche Volk ift wenig beffer dran. wenn es die perfönliche
Politik des Monarchen mit einer perfönlichen Politik des Kanzlers ver-
taufcht. Gewiß. wir haben eine folche unter Bismarck gehabt. aber
das war Bismarck. der eine Unfumme von Vertrauen im In- und Aus-
land genoß; diefes Vertrauens kann fich der heutige Kanzler nicht
rühmen.
Es ift aber auch kein gefunder Zuftand für ein Volk. wenn feine
politifche Stellung auf zwei Augen ruht. Das ift für es vielmehr die

größte Gefahr-t wenn es "ich gewöhntx feine Gefchicke einem hervorragen-
den Manne zu überlafien und fich felbfi aller kritifihen Betätigung zu
enthalten. Jedes Volk leidet fehwer unter feinen großen Männern-
die ihm das politifche Denken abgewöhnenr die -- und gerade in den
gebildeten Kreifen am meiften - die Gewohnheit großziehen, fich dem
geiftigen Führer unbedingt unterzuordnen. So i| es dem deutfchen
Volke auch mit Bismarck ergangen, Im Vertrauen auf feine eminenten,
durch großartige Leiftungen dewiefenen Fähigkeiten haben weitefie
Kreife fich das politifehe Denken abgewöhnt. Es iii ein Glück für uns,
daß uns die Perfönliehkeit des Kaifers jeßt wieder zwingt, politifch felb-
ftändig zu denkenf und es wäre ein Unglück für das Volk, wenn es nun
wieder diefes politifehe Denken feinem Kanzler überließe.
Denn das war ja das merkwürdigfte an der Situation, daß der
Kanzler eigentlich nur deshalb blieb und gehalten wurde- weil man
keinen Erfav hatte, Die Frage, wer ihn zu erfeven vermöäftef fpielte
in den Unterhaltungen vor der Novemberdiskufiion die wirhtigfte Rolle.
Man verhehlte fich keineswegs die großen Bedenken, die es hatte, einen
Kanzler zu haltenf der im Ausland und nach diefer Affäre auch im
Inland über nicht allzu viel Vertrauen verfügte, Aber „wer kommt
nach ihm"? Und Fürft Bülow illufkrierte diefe Frage draftifeh damit-
daß er einen im Rufe eines fähigen Kopfes |ehenden Diplomaten-
Herrn von Kiderlen-Wächter im Reichstag debutieren ließ. Das ift
eben der Mangel aller nicht parlamentarifch regierten Völker- daß fie
über keine Staatsmänner verfügen, daß die Bureaukratie bei allen ihren
vortreffliehen Eigenfchaften nicht dazu angetan ift- Charaktere groß zu
ziehen, Staatsmänner zu entwickeln. Aueh Bismarck war nicht aus
der Bureaukratie hervorgegangent auch Miguel nicht, der von den
preußifchen Minifiern doch noch am erften als „Staatsmann‟ angefehen
werden könntet und wenn man auch dem Fürften Bülow nicht das
Epitheton eines Staatsmannes zu geben geneigt ift, fo war doeh eben gerade
in diefer dem Ausland gegenüber überaus fchwierigen Situation unter
den Diplomaten kein Erfalz für ihn zu finden. Freilich eine fchwere An-
klage gegen unfere diplomatifche Schuler gegen die Art und Weifef wie
bei uns die Diplomatie ergänzt wird. *Unter hundert Botfchaftern
und Botfchaftsräten des deutfchen Reiches befinden fich ganze vier
Bürgerlichß und diefe in untergeordneten Stellungen. Und unter diefen
hundert niäft einer) der Bülow erfeßen könnte! Nicht als ob der Adel
an fich keine Staatsmänner liefern könnte; er hat im Gegenteil auch in

Deutfchland uns eine Reihe der hervorragendften befchert; er beweifi in England feine politifchen Fähigkeiten; aber unfer ganzes bureaukratifches Syftem ift eben nicht dazu angetan. felbfiändige Charaktere in ihm groß werden zu laffen. ausgenommen da. wo fich ein folcher im einfeitigen Jntereffenegoismus des Junkertums äußert.

'Das Interview hat uns die enorme Schwäche unferes Scheinkonftitutionellen Syftems zu Gemüte geführt. und die Debatte vom 10. und 11. November war der Wiederbeginn der Kämpfe um ein wirklich konftitutionelles Syftem. um das parlamentarifche. Man wird fich keinen Jllufionen hingehen dürfen. daß das mit jener Debatte erreicht worden fei. oder daß es mit Annahme der Anträge auf Minifierverantwortlichkeit herbeigeführt werden könne. Das find nur kleine Etappen auf diefem Wege. und die monarchifchen Vorurteile find in Deutfchland noch viel zu ftark. als daß fie nach einem einmaligen Mißerfolg zu dem parlamentarifchen Syftem bekehren könnten. Der Reichstag hätte wohl einen gewaltigen Schritt dahin machen können. wenn fich eine Mehrheit auf ein beftimmtes politifches Programm geeinigt hätte. Das war jest noch nicht möglich. Man überfchäßt zwar die Schwierigkeiten. die die Parteizerfplitterung in Deutfchland dem parlamentarifchen Spftem entgegenftellt; auch in Frankreich befteht eine ähnliche. und dennoch haben fich dort die Parteien zu einer Regierungsmehrheit. auf ein gemeinfam durchzuführendes Programm geeinigt. Andererfeits trägt das Regierungsbevormundungsfyfiem in Deutfchland nicht zum wenigften zu diefer Parteizerfplitterung. zu der augenblicklichen Unfähigkeit der Bildung einer Mehrheitsvereinigung bei. welche die Regierung übernehmen könnte. Es allein ermöglicht auch der der Wählerzahl nach ftärkften Partei. der fozialdemokratifchen. ihre rein negative Rolle weiterzufpielen.

Wenn jetzt der Verfuch gemacht würde. eine parlamentarifche Regierung herbeizuführen. fo würde wahrfäjeinlich zunächft die konfervativklerikale Parlamentsherrfchaft einfeßen. Das mag fehr Vielen als eine eminente Gefahr erfcheinen; aber tatfächlich wird im Reich wie in den großen Einzelfiaaten auch heute fchon deren Politik gemacht. auch wenn z. Zr. das Zentrum vom Block im Reich ausgefchaltet ift. Diefe Parteien haben heute nur den Vorteil. daß ihre Politik von Regierungen gemacht wird. die vorgeben. iib e r den Parteien zu ftehen. und die der Wählerfchaft fuggerieren. daß man. um die Regierung zu fiärken und zu ftiitzen. Anhänger jener Parteien wählen müffe. diein den Augen der Regierung

.e . F.
'i".', .
'o .
li
07...'. ,'.F'KKI-,Z'W
) 7.
. .
.l d- 1 7 * -
i. (.-
.,.:. f ....- l .. 1, q. , ..'- . ..inmi' .t
. . z . ...NÃ–-F .. ZIM- . - . .1. la' ..4.1 ..1... .
. k . ...1 NPK-l,.- â€ž . .. , er... L' ....7/NKÃœ . ,LQ-l r .-
. ,i 1 ,i i ,l 'f l (Mii,-ii,i .ii-,ll ,l f ,i l q f f , .
Radierung
Weber.
.
.
i
KÃ¤the Kollw
190'
Zum Effay von Ruth Lindner.

-- - ... .
-

die am meifien ftaatserhaltenden feien. Die Übernahme der Regierung durch Parlamentarier einer klerikal-konfervativen Mehrheit würde diefe Jdeenverbindung zerftören; fie würde die Parteiregierung offen erkennen laffen und damit die Koalition der Gegenparteien mit Naturnotwendigkeit herbeiführen; die Sozialdemokratie würde damit gezwungen werden. pofitiv mitzuarbeiten. im Bündnis mit anderen Parteien regierungsfähig zu werden. und fie würde ihre Staatsgefährlichkeit auch in den Augen politifcher Philifter verlieren.
Damit würde das politifäfe Leben in Deutfchland in moderne Bahnen gelenkt werden. die auch - wie das Beifpiel Englands zeigt - den Jntereffen der Krone am zuträglichftcn find und die Betätigung eines hervorragenden Monarchen gar nicht lahm legen.
Selbft bei den Parteien. die zufammen fehr wohl eine Regierung aus fich heraus bilden könnten. ift die Neigung zur übernahme der Gefchäfte im jetzigen Augenblick begreiflicherweife eine fehr geringe. denn auch hinfichtlich der Finanzen ift Deutfchland derartig in den Sumpf geraten. daß niemand Luft hat. diefe Erbfchaft und damit das Odium der Steuererhöhung auf fich als Partei zu nehmen. Die Finanznot erheifcht wieder einmal eine Finanzreform. Als der Schaefekretär von Stengel vor zwei Jahren feine große Finanzreform machte. da glaubte noch ein alter nationalliberaler Führer es als die fchönfte Tat feiner 30jährigen parlamentarifchen Arbeit im Reichstag bezeichnen zu dürfen. an der Gefundung der Finanzen des deutfchen Reiches hier mitgearbeitet zu haben. und er wurde fehr ärgerlich. als ihm dies als Jllufion bezeichnet wurde. da fpäteftens in 3-4 Jahren die Finanznot in weit ftärkerer Weife wieder vorhanden fein würde. Die Prophezeiung war nur infofern unrichtig. als wir aus der Finanznot gar nicht einmal herausgekommen find. Heute wagt kaum jemand. auch aus den Blockparteien. die Hoffnung auszufprechen. daß mit diefer neuen Finanzreform. felbft wenn alle geforderten 500 Millionen Mark bewilligt würden. die Finanzen des deutfchen Reiches auf eine gefunde Bafis gefiellt werden wiirden. Optimiften hoffen. mit diefer Steuervermehrung vielleicht 5 Jahre auszukommen; dann müßte man wieder auf die Suche gehen. Diefe Finanzreformen find eben keine Reformen; fie ändern an den Grundübeln nichts. weder an den ftändig enorm wachfenden Ausgaben.. noch an der Starrheit der Deckung.
Unfere Ausgaben für Landesverteidigungszwecke haben fich feit 1873 von rund 300 Qüüfionen auf rund 1500 Uüüüonen Qüark fin-

fchließlich Penfionen erhöht. und rechnet man den Wert der Arbeits-
leiftung der 6-700000 in Militär und Flotte befchäftigten Menfchen
hinzu. fo kommen wir dahin. daß unfere Rüftung einen jährlichen Kofien-
aufwand von rund 3 Milliarden Mark erfordert. d. i. */. deffen. was uns
f. Zt. Frankreich 1871 als Kriegsentfchädigung zahlen mußte. Diefe
Kelten fieigen von Jahr zu Jahr. zum großen Teil deshalb. weil unfere
auswärtige Politik es nicht verfianden hat. das Vertrauen des Aus-
landes zu erringen und wir infolgedeffen das fiärkfie Heer der Welt und
die zweitgrößte Flotte unterhalten. Und diefe Ausgaben fteigen von
Jahr zu Jahr weiter. denn. indem wir weiter rüften. glaubt Frankreich im
Heer. England in der Flotte nicht zurückbleiben zu dürfen. Geben wir
100 Millionen Mark mehr für die Flotte aus. und Frankreich daraufhin
eben fo viel. fo glaubt England 220 Millionen Mark mehr ausgeben
zu müffen. und gegenüber diefem Wettrüfien. das die Länder auspowert.
kommen die Vereinigten Staaten von Amerika. die relativ fehr wenig
für ihre Rüftung ausgeben. die kein Heer halten. verhältnismäßig fehr
günfiig fort. Sie fparen jährlich Milliarden. Für uns aber bedeuten
die Rüfiungsausgaben eine Schraube ohne Ende.

Ebenfo wirkt jeder Gefundung der Finanzen das Steuerfyftem
entgegen. weil ihm der bewegliche Faktor fehlt. Es werden indirekte
Steuern auf Vorrat bewilligt. dann wird dem Reichstag erklärt. daß
das Geld für die vermehrten Rüfiungen vorhanden fei. die die Sach'-
verfiändigen als notwendig bezeichnen. und dann bewilligt der Reims-
tag das Geforderte. Und wenn die Ausgaben bewilligt find. fo
fiellt fich heraus. daß die Einnahmen nicht fo hoch find. wie fie
gefchäßt wurden. dann ift das Defizit da. und nun verlangt man
wieder neue indirekte Steuern oder Zölle. bewilligt auf Grund der-
felben weitere Ausgaben und fieht wieder vor dem Defizit. Diefes
Steuerfyftem fchwächt auch das Verantwortlichkeitsgefühl beim Volk
wie bei den Volksvertretern. Man rühmt den indirekten Steuern den
Vorteil nach. daß der Steuerzahler fie niäft empfinde. weil er fie im
Preis der Ware bezahle. Das ift aber auch ihr großer Nachteil. Würde
er bei jeder Ausgabe fich fagen. wie er das bei den fiädtifchen Gemein-
wefen tut. fie erfordert foundfo viel Prozent Zufchläge zu den direkten
Steuern. fo würde weit fparfamer gewirtfchaftet werden. Diefe Spar-
famkeit ift aber nicht zu erwarten. folange nicht die Mehrausgaben
durch bewegliche direkte Steuern gedeckt werden. und deshalb wird ohne
diefe keine Finanzreform eine wirkliche Reform fein.

Auch das Erträgnis der indirekten Steuern wird durch unfere Zoll-
politik erheblich beeinträchtigt. Wenn die Bierf'teuer dem Reich und
Einzelfiaaten bisher nur 127 Millionen Mark und den Gemeinden weitere
20 Millionen Mark bringt. fo muß in Erwägung gezogen werden. daß
allein der Gerfie- und Malzzoll dem Braugewerbe eine Laft von mehr
als 80 Millionen Mark auferlegt. von der freilich nur der kleinf'te Teil
in die Tafchen des Reichs. der größte in die der Produzenten kommt,
Die Verteuerung aller Lebensmittel und des Futters für die Pferde ufw.
ihm weitere Lafien auferlegt. die fich in den Preifen der Kohle. des
Hafers und in den Löhnen ausdrücken. find für das Braugewerbe min-
deftens auf weitere 50-60 Millionen Mark anzufprechen. fo daß es durch
die Zölle tatfächlich das Doppelte deffen an Steuern trägt. was an Brau-
fteuern aufkommt. Aber auch die Kaufkraft der Konfumenten für entbehr-
liche Genußmittel wird gefchwächt. wenn die unentbehrlichen Nahrungs-
mittel. vor allenDingenBrot und alle tierifchen Erzeugniffe durch die Zölle
im Preife gefieigert werden. Man muß immer einmal wieder betonen.
daß der Roggenzoll von 5 Mark für 100 Kilo das 5 Pfund fchwere
Brot um 16-17 Pfennige verteuert. und daß davon nur 2 Pfennige in
die Kaffe des Reichs kommen. Diefe Zollpolitik hat es fertig gebracht.
daß Deutfchland jetzt von allen Kulturfiaaten die teuerften Nahrungs-
mittel hat, Und find diefe teuer. fo verlangt der Bergmann höhere
Löhne. fieigt die Kohle im Preis. Wird die Kohle teurer und fteigen
die Löhne. fo wird das Eifen kofifpieliger. wird die Mafchine. wird der
Hausbau teurer. Wird fchließlich Alles und Iedes im Preife gefieigert.
fo müfien die Gehälter von Offizieren. Beamten und Lehrern erhöht
werden. da fie mit den bisherigen nicht mehr auskommen können. Und
dann müßen neue Einnahmen gefchafft werden. Die jetzige ungünftige
Finanzlage beruht eben neben der ungeheuerlichen Vermehrung der
Heeres- und“ Flottenausgaben auf der Verteuerungspolitik. die die
Steigerung aller Gehälter und Löhne notwendig macht. und felbft die
Naturalverpflegung des Heeres verteuert. Ohne daß gegen das Iahr
1895 eine irgendwie nennenswerte Vermehrung des Heeresbeftandes ein-
getreten wäre. find allein die Koften der Naturalverpflegung feitdem von
107 Millionen Mark auf 173 Millionen Mark in 1908 geftiegen. Das
find. auch nach Abzug der Koften des inzwifchen eingeführten warmen
Abendbrotes. mindefiens 60 Millionen Mark mehr. Die 500 Millionen
Mark neue Steuern. die der Reiäjsfäfaßfekretär vom Reichstag ver-
langt. find nur ein Teil der Rechnung. die dem deutfchen Volke für die

Steigerung der Zollfäße im Bülowfchen Zolltarif präfentiert wird. Weit größer find die Mehrkoften- die den Einzelfiaaten und den Gemeinden dadurch auferlegt werden.
über das Schickfal diefer fogenannten Finanzreform läßt fich noch herzlich wenig fagen. am wenigften. von was für einer Mehrheit fie frhließlich bewilligt werden wird. Könnte man eine dauernde Befierung davon erwarten, fo ließe fich über manches fchwere Bedenken hinwegfehen. Aber diefe Hoffnung kann leider niemand haben- und fo wird man denn wohl einige 100 Millionen Mark weitere Steuern bewilligen, vielleicht 300-350, fiatt der geforderten 500 Millionen. die für den Augenblick ficher zu hoch gegriffen find; man wird damit aus der Finanzmifere ebenfowenig herauskommen. wie wenn 500 Millionen Mark bewilligt würdenf nur daß die Mifere ein oder zwei Jahre früher akut werden wird,
Ein Gutes wird die Finanznot haben; die Budgetkommiffion wird beffer als bisher in die Etats hineinzuleuehten und Sparfamkeit zu üben verfuchen. Im Reichstag dem kein früherer Kriegs- und Marineminifierr ja. kaum ein alter General angehört. der bereit wäre. ernfthaft auf Sparfamkeit hinzuwirken und kritifch inHeeres- und Flottenetats hineinzuleuihten. i| das freilich bei der Art der Auf|ellung der Etats eine Unmöglichkeit. Ia felbft ein alter Militärf der nicht im Minifkerium felbft gründlichen Einbli> gewonnen hat. kann diefe Kritik nicht in der wünfehenswerten Fruchtbarkeit üben. Das ii't auch hier der große Mangel. den unfer Scheinkonftitutionalismus gegenüber einer parlamentarifchen Negierungsform hat.
Unter diefen Umftänden gewinnt der Gedanke der internationalen Abrüfiung mehr und mehr Anhänger. Das Wie ift freilich keine leichte Sache. Es fcheint nur der einzige Weg der internationalen prozentualen Herabfeßung der Landesverteidigungsbudgets übrig zu bleiben. Dabei handelt es fich um der Öffentlichkeit wohlbekannte Dinge. und in allen Verfaffungsftaaten gibt es Parteient die es verhindern würden. daß Landesverteidigungsausgaben heimlicherweife in andere Etatspofien untergebracht würden, fo daß hier die öffentliche Kontrolle gefiel)ert und kein Anlaß zu internationalen Streitigkeiten gegeben wäre.
Allerdings ift die jeßige internationale Situation wenig geeignet, an die Verwirklichung derartiger Ideen zu gehen. Öfierreiäz und Bulgarien haben durch ihr Vorgehen gegenüber der Türkei ernfie Konflikte

hervorgerufen. und wenn auch mit Sicherheit anzunehmen ift. daß ein Zufammenftoß zwifchen Serbien und Montenegro einerfeits. Öfterreich-Ungarn andrerfeits. lokalifiert werden würde. fo hat doch der Bruch des Berliner Vertrages durch die öfterreichifche Regierung den Wert internationaler Verträge wefentlich herabgemindert und die Situation zugefpißt. Für Deutfchland war das öfterreichifche Vorgehen doppelt fatal. Es verfchlechterte unfere Beziehungen zu der befreundeten Türkei und zu dem verbündeten Italien. da wir die Partei des uns am uächfien verbündeten Öfierreich-Ungarn zu nehmen genötigt waren. Als fo felbft-verfiändlich man es indeffen anfah. auf Öfierreichs Seite zu bleiben. fo war doch in Reichstagskreifen die Unzufriedenheit über die öfterreichifche Politik nahezu allgemein. Fiir ausgefchloffen erachtet man es. daß im gegenwärtigen Stadium Deutfchland die Vermittlerrolle übernehme; das kann es nicht. weil es Öfterreichs Verbündeter ift. Es hätte es aber fehr wohl gekonnt. wenn Öfterreich Deutfchland rechtzeitig darum angegangen hätte. das zu tun. ftatt die Türkei und die Signatarmächte des Berliner Vertrages durch fein brüskes Vorgehen vor ein fuji aocoluplj zu ftellen. Man wird in Öfterreich inzwifchen felbft eingefehen haben. welche Nachteile die abenteuerliche Politik des Herrn von Aehrental mit fich gebracht hat. Eine auswärtige Politik. die von dem Verbündeten verlangt. daß er in jedem Falle die Rolle des Sekundanten fpiele. ohne fich über den Streitfall vorher mit ihm zu verfiändigen. begegnet naturgemäß der Antipathie. Für die Sekundantenrolle. die Öfterreich auf der Konferenz von Algeciras gefpielt hat. präfentiert es jeßt Deutfchland die Rechnung in einer Form. die hier fehr unlieb-fam empfunden wird. Diefe korpsftudentifche Auffaffung gehört in die Politik nicht hinein. und die einzige Entfchuldigung. die Öfterreich bei diefem Vorgehen hat. ift. daß man die deutfche Diplomatie deswegen nicht vorher von feinen Abfichten in Kenntnis gefeßt habe. weil man ihr nicht die nötige Diskretion zutrauen konnte. nachdem es diefe beim Burenkrieg nicht bewiefen hatte. Natürlich ift das für uns in Deutfch-land um fo bitterer. weil man den Schein der Berechtigung einer folchen Auffaffung nicht von fich weifen kann.

Eine große Friedensgewähr ift. daß Rußland infolge der Folgen des japanifchen Krieges und der inneren Unruhen finanziell. wirtfchaft-lich. militärifch und politifch fo abfolut gefchwächt ift. daß es zum Frieden Q tout prix genötigt ift.

Daß die unfiäjeren äußeren Verhältniffe nicht gerade förderlich auf

das Wirtfihaftsleben einwirken. ift ohne weiteres klar. In Amerika
beginnt zwar die Depreffion -* wenn auch recht langfam - zu weichen.
aber in Europa machen fich kaum Anzeichen dafür bemerkbar; und das.
trotzdem wir eine Rekordernte gehabt haben. trotzdem es den landwirt-
fchaftlichen Groß- und Mittelproduzenten infolge der künftliehen Stei-
gerung der Preife aller landwirtfehaftliehen Produkte glänzend geht.
Das alte Spriihwort „Hat der Bauer Geld. fo hat's die ganze Welt".
traf eben wohl zu in einem Staatswefen. in dem der Bauer den Haupt-
teil der Bevölkerung ausmaehte. und wo eine gute Ernte niedrige Preife
aller Nahrungsmittel zur Folge hatte. Es findet aber keine Anwendung
auf einen überwiegenden Induftrieftaat. wie in Deutfehland. wo die
landwirtfchaftliche Bevölkerung nur noch ein Viertel ausmaäft. Und
die fehleehte wirtfehaftliche Lage wirkt natiirlich wieder höehft ungünf'tig
auf die Finanzen von Reich und Einzelfiaaten zurück. In den erften
neun Monaten des Etatsjahres 1908 haben die Zölle allein 87 Millionen
Mark weniger gebracht. als in der gleichen Zeit des vorangegangenen
Jahres!
So find die Ausfichten des kommenden Iahres in politifeher. wie in
wirtfchaftlieher Beziehung reiht trübe. In jedem parlamentarifeh re-
gierten Lande würde ein derartiger Mißerfolg der auswärtigen. wie
der Finanzpolitik unbedingt zu einem Regierungsweehfel fiihren. Die
Mehrheitsparteien. welehe die Verantwortung für diefe Politik trügen.
müßten abtreten und die Oppofition würde mit einem anderen politifchen
und wirtfihaftlichen Programm die Regierung übernehmen. Bei uns.
die wir noch in den politifchen Kinderfchuhen |e>en. die wir alle Nam-
teile der konfiitutionellen Regierungsform haben. ohne deren Vorteile
zu befißen. ift das nicht der Fall. und fo werden wir wohl noch lange
Jahre in diefer Weife fortwurfieln. bis die Not der Zeiten auch bei uns
dazu drängt. zum parlamentarifehen Syftem überzugehen. das den Par-
teien die Verantwortung für die jeweilige Politik und ihre Erfolge auf-
ladet. Erft dann wird eine wahrhafte Befferung möglich fein. aber
diefe Auffaffung wird fich im deutfchen Volke nur langfam verbreiten.

Hermann Kienzl:

Ernfi von Wildenbruchh

(Gefiorben am 15. Januar 1909.)

Sein Herz war helle feine Stimme laut. Nun hat ihn der ftille
Tod. Plötzlich und unvermutet kam das Ende - wie in manchen feiner
Tragödien.

Wie ich die traurige Nachricht von diefes g u t e n Mannes Sterben
vernahrny wurde er mir wieder lebendig.

Zu einer alten Truhe trieb es micl» gefüllt mit perfönlichen Re-
liquien. Ho! Staub und Moder! Nach eifrigem Wählen fand fich
das vergilbte Zeitungsblatt. Ein Gedicht: „An Ernfi von Wilden-
bruch". Ein Gymnafiaft hatte es gedichteß in Rofeggers „Heimgarten"
wars erfchienen. Und dann der Brief des Gefeierten! So felbftver-
gefien befcheiden: „Sie haben mir die Freudigkeit wiedergegebenx die
unfere Seele braucht zu neuen Taten."

Ein volles Vierteljahrhundert ift das her.

Ich erzähl" es wirklich nichy um zu prahlen. Es dichten bekannt-
lich viele Primaner. Daß dem einen mit dem Brief des Dichters eine
unverdiente Ehre zuteil wurde- war ein Ausfluß von des berühmten
Mannes großer Herzensgüte. Eins freilich mochte ihm jene Verfe wert
gemacht haben: die heiße Lieb' und Treue- die aus ihnen loderte.
Man prahlt nicht mit gebroehner Treue. Aber jetzt fprech' ich nicht
mehr von mir allein und für mich felbft. Schon nach wenigen Jahren
der Entwicklung hätt' ich mir felbfi nntreu werden müffen, urn dem
Dichter jene blinde Treue zu bewahren.

Es gefchah fehr Vielen [o7 die in jener Zeit jung gewefen waren.
Es erging fogar den damals fchon Älteren und Reiferen ähnlich,
Deshalb hat nun Viele das Lebensende des Dichters anders und
intimer ergriffen- als der Abfchied von einem Zeitgenofien- mit dem

1) Sämtliche Werke von Ernfi von Wildenbrueh find in der G.
Grotefchen Verlagsbuchhandlung Bei-line erichienen,

man fietig geifcig verbunden gewefen. Mit Wildenbrnch löf'te fich von uns. unter dem Eindru>e der Todesnachricht auferwacht. zum zweiten Mal unfere eigene Vergangenheit. Er hatte fich bis zu feinem leßten Tage nicht verändert.

a.- -r -r

Wildenbruch war bereits 36 Jahre alt geworden; hatte ein und ein halbes Jahrzehnt lang das bittere Los des unbekannten. zurückge-ftoßenen Poeten getragenz hatte feine fpäter bejubelten Dramen erfolg-los bettelnd von Theaterkanzlei zu Theaterkanzlei wandern lafien: da machte ihn mit einem Schlage die Meininger Aufführung der ..Karo-linger" zum Kronprätendenten des Dramas der Gegenwart, Mit dem heiligen. heißen Eifer. der diefes Mannes Lebensatem war. hatte er fich frühzeitig der Mufe zu Füßen geworfen. Er. der Enkel des Hohen-zollernprinzen Louis Ferdinand. geboren (1845) zu Beirut in Syrien als Sohn des preußifchen Generalkonfuls. hatte den Degen des Offiziers abgelegt. um fein Leben dem Geifte zu widmen. Ihm war die Dichtkunft nicht Spiel und Laune. Er zerrte an ihrem Mantelfamn. er rang nach Erhörung. Mit einer lodernden Inbrunft . . . Und endlich kam der Ruhm. Kam mit einer Plößlichkeit. die das Schickfal diefes Dichters - man denke an den Blißfirahl feines Todestages - von feinem Temperamente entliehen zu haben fchien. Im Siegeszug fchritten - in den achtziger Iahren - feine Stücke über die Bühnen. Die beiten Geifter. die an dem verluderten Theater faft verzweifelt waren. riefen „Heureka". Die Vorkämpfer der realifiifchen Bewegung. die fpäter ihre Speere gegen Wildenbruch kehrten. hoben ihn auf den Schild. Der Über-fchwang kannte keine Grenze. Wildenbruch wurde an Schiller. an Kleift gemeffen. Ia. das verwegene Wort von einem ,.deutfihen Shake-fpeare" tönte im Chorus - und es galt einem Dramatiker. der unter einer zündenden Rhetorik und hinter einer. von künfilerifäfen Inftinkten getriebenen Theatralik eine dürftige Geftaltungsgabe verbarg...

Den Dichter mußte das Wunder diefes Erfolges (den jahrelanger Durft nur noch beraufchender gemacht hatte) zu der Überzeugung zwingen: daß das klirrende. donnernde Hiftorienfiück - er begriff die Weltgefchichte eben nur klirrend und donnernd - die Wiedergeburt der Tragödie fei. Ihm fuggerierte der Widerhall. daß er berufen fei. vor koloffalen Profpekten titanifche Helden mit einem Riefenmaß der Leider Menfchheitsfchlachten fchlagen zu laffen. während feine Deklamation wie

ein Krach-Orchefter der .Hölle lärmte. Er fah es bis zuletzt nicht- daß die meiften feiner gewaltigen Helden laut-i - jar fehr lauttönende Sehemen warenz riefige Puppenfchatten auf Leinwand; daß fie für die Menfchheit nichts entfchieden, weil für die Menfchheit nur der Menfch allein von Bedeutung ift und - nach einem fchönen Worte Herders - „der Menfch der einzig würdige Gegenfiand der Poefie ift".
Es hat übrigens gewiß auch Stunden gegebenf in denen die Natur Wildenbruchs mit feiner Verblendung rang. Jn der wundervollen Novelle „Der Meifier von Tanagra" liegen die Geftändniffe folcher Stunden verborgen. Die Erzählung hat Wildenbruch vor dem Anbrueh feines Ruhms gefchrieben. Als er noa) ein Zagenderr zuweilen Verzagender war und mit namenlofer Liebe und Sehnfuäit nach den Höhen blickte. Er felbft ift wohl der Myrtolaos; der jugendliche Schüler des Prarітelesl von dem gefagt wird: „So unerbittlich gegen fich und andere mußte alfo der Menfch befchaffen feinx der Werke fchaffen wollte wie Prariteles. Er fühltep daß fein weiches Herz diefe ftählerne Härte nicht befaß." - Und fpäter fchrieb Wildenbruch den „Ehrifioph Mat-low", das tieffte und echtefie feiner Dramen- die Tragödie des Dichters. der die Welt Shakefpeares in Erkenntnisblißen und mit ächzender Sehnfucht erfaßt und der daran zugrunde geht- daß fein Geniusz fein Können diefer Schöpferwelt nicht gewaehfen find, Aber feltfam! Wildenbruch peitfchte fich von folchen tiefen Einblicken nur noch heftiger empor zur Gebärde des Heroismus und zum äußerlichen Heldenkampffpiel. Er entfchloß fich fogarz nach dem Vorbilde von Shakefpeares Königsdramen der Dramatiker der märkifchen- der Hohenzollernfchen Ehronik zu werden. Troy einzelner volkstümlicher Züge in den „Quißows" - hier und dort fprudelt der Lebensquell - wurden drei Stücke aus Aktenftaub- chauviniftifchem Gefchrei und Theaterprunk. Der Held tut. Wildenbruchs Helden tuen nichts. Sie haben Sprachröhren'von Giganten; aber fie tuen nichts. Sie kämpfen keine Seelenkämpfep fie gebären nicht in Schmerzen Taten- fie verrichten folche kaum äußerlich. Doch fiehen fie zumeifi in den Mittelpunkten folgenfchwerer Begebenheiten. Der Zufallz ein Mißverfländnisr ein Jrrtum oder; wie es naiv im „Neuen Gebot" heißt, etwas- was „mehr als Menfchenmacht“ ifiz führt die Gefchehniffe herbeif und die guten Leute machen die Gefien und große Worte dazu. Sie benehmen fich mitunter fo unpfychologifäh daß der Dichter geradezu unlogifch erfeheint. Jn „Harold“ wird dem Angelfachfen von feinem Feindex dem Normannenkönig zugemuteh einen Eid zu

fchwören. daß er einlöfen werde. was der kranke König Eduard gelobt habe. Harold kennt das Gelübde nicht. fragt weiter nian und fchwört, Das ifi fehr unpfychologifch. weil Harold nicht für einen Idioten gelten foll. Der ergaunerte Schwur will in der Folge die tragifche Schuld des Helden fein. Harold geht unter. weil er den Eid brechen muß. um nicht fein Vaterland an den Normannen auszuliefern. Jn unferer Zeit der fchweren ethifäfen und fozialen Konflikte wird uns da als tragifcher Gedanke eine Bauernfängerei vorgefeßt. die bei logifch denkenden Menfchen in keinem Zeitalter Bauchgrimmen des Gewiffens verurfacht hätte. Wildenbruch hatte nicht die Natur eines rauhen Helden. Nom weniger find ihm Menfchen mit wüften Leidenfchaften. dämonifche Frauen und grandiofe Mörder gelungen. Er ruft fie gerne. aber er verfteht fie nicht.

Er weiß nichts vom Werden der Entfchlüffe. Seine Böfewichte find einfaäf anti-gut im Sinne der Moral. Er ftellt recht nach der Ehriftenlehre die Schäflein rechts. die Böcklein links. Das aber ift Pfarrers. nicht Dichters Amt. Vom Menfchengeftalter verlangen wir nicht das Gute und das Böfe. verlangen wir in der Wurzel erkannte wahre Wefen. Schiller. den man gerne zum Schußpatron der moralifchen Schwarz-Weiß-Dramatik machen möchte. war kein hervorragender Problematiker. Aber er hat doch den Mörder Tell. das Mannweib Elifabeth. den ehrgeizigen Lügner Fiesko und den Staatsverbrecher Wallenfiein mit aller Liebe waaffen laffen .

Dennoch ift Wildenbruch ein wahrer Dichter. Jntuitionen voll ergreifender Schönheit bezeugen es auch in den mißlungenften feiner Werke. Lyrifäfe Schönheiten find ausgeftreut; er maäzt einzelne Situationen zu Tempelhallen; fogar im ..Generalfeldober|" ift eine erfchütternde Szene: der Tod des Pagen Heitersheim.

Seiner Sprache. die fich fo oft zur Phrafe. zum überhisten Pathos. zum Bombaft verfieigt und dabei fogar trivial werden kann. ift in begnadeter Schwingung das Zarte wie das Starke gegeben, Auch wenn ihr der fefte Kern und der fchwere Gedanke fehlen. übt fie mit ihrem eigenen Klang zuweilen eine Macht aus. Am meiften wohl. wenn fie fyrifche Glut ausftrömt und mit ihr fogar über die Seelenarmut und .herzenskälte theatralifcher Gefialten täufcht. Der Beifpiele wären allzuviel zu nennen. Jch greife nur Marlows Erzählung im erf'ten Akt. den Tod Heinrichs in ..Heinrichs Gefchlecht“. den Abfchied Harolds von Adele heraus.

Wildenbruch hat ein überaus ftarkes dramatifches Temperament. Er findet manchmal wie im Traume den großen Vorwurf (..Väter und Söhne") und zuweilen auch mit blinden Augen den rechten Weg. Man könnte von dramatifchem Jnfiinkt fprechen. Die Intelligenz des Dramatikers ifi fchwach in ihm. Sie. die die Begebenheiten an die Kette bindet. fie. die immer wieder von der Urfache zur Wirkung führt. fie. der geifiige Rhythmus des Dramas. Geradezu davon läuft ihm oftmals die Logik.
Diefer Triebwille. diefes Temperament des Dramatikers hat gewiß etwas Hinreißendes und erklärt zum Teile die Bühnenwirkung der Wildenbruchfchen Stücke. Wo fich fein Temperament mit dem befonderen Charakter eines Sujets organifch verbinden konnte. entfianden .Wildenbruchs befie Dramen. Unter ihnen ift ..Der Mennonit" nicht das bedeutendfte. aber das einwandfreiefte. Gewiß. die jugendlichen Hauptfiguren wachfen nicht hoch über Schillers Mar und Thekla; und die Motive find nicht viel gedankentiefer. als Theodor Körners junge Heldenlieder. Aber gerade fo jung. fo voll echter Jugend. wie Körners Lieder. ifi das Stück. -* und der Hintergrund der Zeit. in der es fpielt (die Volkserhebung des preußifchen Majors Schill). fordert viel von einem feurigen Temperament und gefiattet ihm viel.
In Wildenbruchs Dramen bewähren fich noch überdies Begabungen. die vorwiegend theatralifäjer Natur find. Er ifi in den meifien feiner Stücke ein ficherer Beherrfäfer der Szene. ein Meifter des fogenannten Aktfchluffes. Er baut. mag auch der Gefamtorganismus feiner Schaufpiele in die wilden Brüche gehen. die einzelne Szene faft immer-und fehr oft jeden Akt für fich - mit großer Steigerung auf. Sein Temperament fucht folche Einzelfkeigerungen; es kann fich an der fictigen Entwicklung des ganzen Schaufpiels nicht Genüge tun. Und der Dichter hat Gefühl für die großen phonetifchen und malerifchen Wirkungen. die man im Prinzip nicht als leere Effekte verurteilen foll. Jn ihrer SchätZung hat er Richard Wagner als künfilerifchen Genoffen. Auch das Melodram kann eine zureichende künfilerifche Urfache haben. Eine von Wildenbruchs fchönften Szenen. das Weihnachtsfeft des verlaffenen Königskindes in ..König Heinrich". gibt dafür Bürgfchaft. Schließlich weiß er das Orchefter einer Maffenfzene zu dirigieren. Die Volksanfammlungen in „Harold“. der Wormfer Reichstag in den ..Karolingern". die Huldigung der Städte in den ..Quitzows" find gut gegliedert und mächtig.

Bei fo viel Eigenfchaften des Dichters und Dramatikers fehlte Wildenbruch zur künfilerifchen Höhe hauptfächlich nur eines - aber das Gewichtigfie: die Perfönlichkeit. die einen großen Gedanken durchdringt und ihn aus lebendigen Menfchen gefialtet. Aus feiner Seele ifi der große Dichtergedanke nie gekommen. Er hat nie. wie Leo Berg fagt. ..fein Ohr an den Schoß feiner Zeit gelegt und prophetifch gefchaut. was hier nach Leben ringt." Das. gerade das zu wollen und zu können. macht den großen Dichter. Auch der Dichter hifiorifcher Dramen. (der Dichter eben. nicht der Hifioriker) hört aus jeder Mufchel das Braufen des Lebens. das ihn umgibt. Wildenbruch jedoch befaß kein Organ für die entfcheidenden Lebensfragen feiner Gegenwart. und auch das Menfchliche. was zu allen Zeiten war. galt ihm wenig. fobald die tote Vergangenheit. die hiftorifche Chronik mit Prunk und Krach feine Sinne trübte. Statt ein Befruchter des Werdenden. wurde er ein nimmer müder Herold des Geworbenen. des Bekannten; ein Dogmatiker. fo fiarr wie fein Königsglaube - und er erteilte vaterländifchen Gefäjichtsunterricht. Aber leider auch keinen befferen als die Schule. Denn auch feine Hifioria ging nicht lebendig über in die Zukunft...
Schon im Iahre 1888. als Wildenbruchs Stern noch im Zenith fiand. veröffentlichte Leo Berg feine Schrift: ..Ernfi von Wildenbruch und das Preußentum in der modernen Literatur". Als Leo Berg vor einem halben Iahre ftarb. wußte man ihm eine unbeirrbare Ehrlichkeit nachzurühmen. Man hätte aber auch fagen follen. daß er. den Blick auf die Gipfel gerichtet. den unverwirrbarfien Scharffinn in wegbahnender Kritik entwickelte. ..Man hat Ernfi von Wildenbruch den Dichter der deutfchen Ingend genannt." fchreibt er; ..die Jugend wird in körperlicher und auch in geiftiger Hinficht durch zweierlei charakterifiert. erf'tens durch die Unreife. die fich geifiig in der Phrafe äußert. und zweitens.- eben durch die Jugend. das junge Leben. das in ihr keimt. Die deutfche Jugend. die fich an Schillers Dichtungen degeiftert. half im Mannesalter das ausführen. was Schiller als Ideal v orgef chaut. Welches aber find die Ideale. d. h. die Ideen. die nach Geftaltung ringen. die die moderne Jugend aus Wildenbruchs Werken ins Mannesalter mit hinübernehmen foll? Wildenbruch hat keine Ideale. denn er hat keine Beziehungen zu unferer Zeit. Was ihm als Ideal vorfchwebt (die Einheit Deutfchlands. allgemeine Wehrpflicht. Losreißung der Kirche vom Papft) ift längfi erfüllt und fomit kein Ideal mehr."

Berg nennt Wildenbruch einen „idealiftifchcn Dichter ohne Ideale".
Im wörtliäfen Gegenfaß zu diefem Wort nannte der deutfche Reichskanzler Fürfk Bülow den Dichter ..den Bannerträger unferer nationalen Ideale" Tatfache ift. daß Wildenbruch das ganze Gebiet unferes modernen Lebens nahezu unberüitfichtigt gelafien hat. Denn fein Schaufpiel ..Die Haubenlerche". das zwar einen fozialen Idealzuftand im Verhältnis zwifchen einem Fabriksherrn und feinen Arbeitern |ipuliert. wirft fich bloß auf die Frage. ob es gut ifi. wenn ein Fabrikant ein Fabriksmädel heiratet. und löft diefes Problem nach dem [lock-konfervativen Sprichwort: ..Gleich und gleich gefellt fich gern", Im übrigen ifi das pralle Theaterftück ein Bafiard von Sudermann und der Birch-Pfeiffer. - Tatfache ift ferner. daß Wildenbruchs nationale Dramen. wenn nicht zur Zeit der Reformation (..Das neue Gebot". „Die Tochter des Erasmus"). fo doch zur Zeit der napoleonifchen Kriege hätten entfiehen müffen. um mit neuen Gedanken das Volk vorwärts zu führen . .
An das begeifterte und ehrliche deutfche Gefühl Wildenbruäfs zu tafien. wäre töricht. Wir können ihn um diefer Gefinnung willen lieben. aber Gefinnung ift nicht Genie; Gefinnung fchafft kein Kunf't-werk und macht keinen Dramatiker zum ..Banner-träger“. Der Schöpfer hat andere Quellen. Tief aus dem Innern des Volkes raufchen fie ihm auf. wo die Kräfte der Zukunft fäzlummern. Eine nationale Schöpfung i| Goethes ..Fauft".
Wildenbruch ifi einer von den Propheten. die die Vergangenheit prophezeien. Wenn feine Dichtung politifche nationale Stoßkraft hat. dann nicht im deutfchen Reich. wo ihre begrenzte Sehnfucht von abgefchloffenen Taten befriedigt fcheint. Dann allerdings bei den kämpfenden Deutfchen - in Öfierreirh. Doch der Jubel. den fein Name und fein Lied dort entzünden. ift eben politifcher Natur. Wildenbruch felbft hat einen viel weiteren ethifchen Horizont für feine Kunfi geträumt. Aber er war der Schüler Myrtolaos im ..Meifier von Tanagra". Viel Diafterliebe firömte durch fein Herz. Und fie hat ihn zärtliaz geküßt. die Mufe. Nur die Größe des Prariteles blieb ihm unerreichbar. ..weil fein weiches Herz diefe ftählerne Härte nicht befaß".
Überblicken wir das reiche Schaffen des Dichters. fo müffen wir es faft beklagen. daß fein inbrünftiges Ringen und Streben nach den leuten Höhen gerichtet war - und daß er fich vermaß. ein Dichter der

Heroön zu fein. Er. der kein Gigant war. vielmehr eine innige und weiche Natur. Faft ein wenig Philifter fogar. - aber einer .mit träumendem Dichterkopf. Der übergroße Panzer blieb unausgefüllt. - alfo hohl. Auch feine Helden. in ihren dröhnenden Worten. waren weiche. fchwache Naturen. Berg wollte noäj 1888 den „paffiven Helden" im Drama überhaupt nicht dulden. Ju diefer Hinficht war auch er nicht frei von dogmatifcher Befangenheit. Paffivität im Entfchluß und Handeln eines Menfchen kann auch eintreten. wenn überfkarke Empfindungen feine Energien lähmen. Je reicher aber das Innere. ein defto würdigerer Gegenfiand der Dichtung und auch des Dramas ifi der Menfch. Die feinften Probleme fpinnen fiih nie in robuften Tatmenfchen. Jm übrigen brauchten wir nicht den Kurfus der modernen problematifchen Dramatik fo reichlich getroffen zu haben. um doch zu wiffen. daß der Kaftengeifi. der Drama und Erzählung theoretifch fondern will. in jedem einzelnen Falle von der Erfüllung überwunden wird.

Aber bei Wildenbruch liegt der Fall nicht fo. Seine dramatifchen Charaktere find großenteils unbedeutend. niäjt weil fie fchwach und weich find; doch weil fie troß ihrer Art für ftarke Helden gelten follen. Weil ihnen der Dichter. der fie nicht ftärker fchaffen konnte. unerträgliche Taten und damit einen unwahren Schein und Stil aufbürdete. Nur ganz wenige Perfonen ragen aus der Mafie töneuder Puppen in feinen 25 Dramen als Perfönlichkeiten hervor. Und gerade fie find von ehrlich ausgefprochener Zartheit; ja. fogar (mit Willen des Diäfters) ..charakterfäzwaclffl (Scaramello im „Fürft von Verona"; Chriftine in „Opfer um Opfer")

Die Eigenart Wildenbruchs hat fich in den kleinen Dimenfionen der N o v e l l e viel reiner entfaltet. als im Drama. Da if't ihm Blüte .an Blüte entfproffen. ..Der Meifter von Tanagra". ..Die heilige Frau". ..Francesca von Rimini“. die Humoresken „Lachendes Land“; dann auch feine Romane „Das fchwarze Holz" und „Eifernde Liebe"; vor allem aber feine ..Kindertränen". Jn diefem Buch if't die Erzählung ..Der Letzte". die Gefchichte eines fechsjährigen Knaben. der in feiner Liebverlaffenheit den Tod fucht. Solches Weh hat noch keiner aus der Kinderfeele geholt. Kein unkeufcher fentimentaler Laut fälfcht den leifen Gefang der Geifter . , . Ein Meifterwerk. - Jn den meifien Wildenbruchfchen Erzählungen brennt heftige erotifche Sinnlichkeit. In allen reicht feine Gefialtungskraft für Problem und Charakterifiik

völlig aus. die Erfindung ift flüffig. die Kunfi des Erzählers von moderner Kultur.
In ihrem abfoluten Werte ftehen Wildenbruchs Novellen über feinen Dramen. - dank ihrer fiofflichen Befchränkung auf die wahre Natur des Dichters. Von ihnen wird lange ein ftilles Leuchten ausgehen. Und auch von feinen Liedern und Balladen (das wefenhafte. fchöne Gedicht an Kleifis Grab. das dunkelprächtige Herenlied...) fchimmert manche Wunderblume im Lorbeerhain.
Aber trotzdem: Seine Bedeutung hat Wildenbruch angefprochen als Dramatiker. Der Inhalt feines Lebens war das Drama. Auf diefem Gebiete fordert des Dichters Schatten die Nachwelt heraus, Die Mitwelt ift ihm das Glück hoher Illufionen nicht fchuldig geblieben. Sie hat ihn in wirbelnden Erfolgen zu den Sternen gehoben . . . Dann freilich. mit dem Beginn der Neunziger Jahre. traten Wildenbruchs Dramen mehr und mehr zurück. ..Die Lieder des Euripides". ..Der unfierbliche Felix". ..König Laurin" konnten nicht Boden faffen. Es lag nicht ganz an den matteren Pulsfihlägen diefer Stücke. Eine neue Zeit war angebroehen. Nicht im Jubel eines Tages. nein. in zähen. harten Kämpfen: die Zeit Jbfens . . . Es fei hier milde an dem menfchlichen Groll vorübergegangen. den der Gekränkte dem jungen Gefchlechte nicht verhehlte , . . Aber ehe der Zeiger feiner Lebensuhr fiel. war dem Dichter noch einmal der fchäumende Becher des Erfolges befthieden. Nun ebenfalls menfchlieh betrachtet: daß es ihm das Schickfal fo fügte. war fchön! Aber ..Die Rabenfteinerin“ ift ein übles Stück, Und hielte nicht ein befferer Glaube daran feft. daß diefer „Sieg" nicht lange das Andenken an den Dichter trüben werde. fo müßte man von einem tragifchen Ringe fprechen. der fich fthloß: Als man Wildenbruehs erfte Dramen begrüßte. da hatte die Begeifterung den frohen Namen Hoffnung. Nach einer ..dichterlofen. fchreekliäjen Zeit“. aus dem tieff'ten Tiefftand der dramatifchen Produktion. war ein mit glänzenden Gaben ausgerüfteter Wille erftanden. der dem Drama hohen Stils die Tore öffnete zu den entweihten deutfchen Bühnen. Aus jener dunklen Zeit heraus muß man das Leuchten des Meteors verfiehen. Und jetzt? Sollte fich an den Namen diefes Winkelried auch der Rückfall knüpfen in die Sphäre der kindifehen Ritterfiücke?
Nein! - Kinderfefte gab es zu allen Zeiten,
Der Tod ift der tüehtigfie Rezenfent. Er fondert. was ins Grab

gehörte was weiter-lebt. Ernft von Wildenbruch hat nichh wie wir Schwär-mer einft glaubten- eine neue Zukunft gebaute aber er hat Werke gefchaffene die in die Zukunft dauern, Und er felbft- der feurige deutfche Träumen kann uns nicht verloren gehen. Mit feinem Gedichte: „Am Grabe eines Idealifien" fei Abfchied genommen:

„Nun ruhe von Befchwerde-
Von Spottes Sehlangenflicl»
Und gebe Gott der Erde
Viel Toren noch wie dich!"

GTU-F,... „.?YD ?LN ...KLM-4; ?MP
£133 :xD ?.5
?um :ZOO-:Zw :E NZZ-..q
_
n '1'" . v w' n
. l
a..-
kp-.. d
..XN
...
..a-.Waw- .....-.,
,
. p w ..
..u-..KW ow ...I-..- if
Q
i
.
25
Mira; .v
71.
* w" z ......
:Im
W :SW
.q ..k
.b'_|7a, v
. ,Iygfidt' Ls „ku
...EQ .1...
. . ,.. PLL... AFX...
. p ..,.e . Q NUN- . . 4
TW...- sax}. {H.Fwmhw .. , in: .
. . . . L-. iv
. It „MM-„47....
4„ m.
V k
h-hv-Woid-Q. wan c.:
..F
l.
... fi-mu- M
a a a m
?77...36
\In

Err-"i een Mindener-.im Hermann Kienzl
._ -r' ?FZ-F." "_' _Z '*
.-M-..._- ...ZU-__- _:*.-_..
:-
_--*- '“. l.. o 'reitet-(cut, .inn e-n Wilden-bruch hat nicht; wie *vie
* i - :ir .u-ift glaub-131.- .-ne neue Zukunft gebaut; aber er hat Werke
. -i, die i.. die Zub-nf* dauern. Und er felbft7 der feurige deutfa'n-
?um kino .-4- nleht verloren gehen. Mit feinem Gedi-hte; „An-
' ab. ciner _"-->ea:.fren*' fei Abfchied genommen:

„Nun ruhe 'den Befchwerdez
Von Spottes Saflangenfiich-
Und gebe Gott der Erde
Viel Toren noch wie da17!“
__-

?Im-Ö ZZ ?ZR ...QZ-M: ?Ä a 0 . „
..Z-:S :3W :Z ?TW :ZM .5-38.
..ZW ZNS: :Z ?ZW :TOYO ?S
1
u...
4 .1 . . .z .._.l,..
q. . .. q... .
unt-..,.FT-.Pm- , .x
. .
m.....„.....„.» ...e
, . . 'a . .SIM/.x DVR .
e ....f . ... m ..WM-»Q . l.
r. . .s eier-at... ..di-...fc . ..y-.NHL
.|'..,'..|..'.kc'.1-[r . .K [..B- ..cs-"-'.|'". ..k [..t-..jekt r'

Die' x-
0-: li-liI
. ("ZWEI-33W?
K 0"
x p e ..N "N
*x .7' 'i*Â»7'-' .-
"*1_
F*
.-.c-Miri re

Curt Glafer:
Slevogt als Jllufirator.
I.
Die deutfche Sprache befißt erft feit kurzer Zeit einen anfcheinend brauchbaren Erfatz für das häßliche Fremdwort ..Illufiration". Das Wort ..Buchfchmuck" beginnt fich einzubürgern. im Gefolge der neu belebten Leidenfchaft für das Sammeln fchöner Bücher. Aber wie die neue buchkünftlerifche Bewegung neue Forderungen fiir einen Buchfchmuck auffkellte. fo empfing auch das Wort von hier aus feinen befonderen Sinn. Hieß ein illufiriertes Buch ein jedes Buch. in dem Zierftücke oder Bilder irgend welcher Art den Tert begleiten. fo enthält das Wort Buchfchmuck eine ganz beftimmte Forderung. Der Schmuck foll zum integrierenden Teil des Buches. d. i. des Saßbildes werden. er darf fich nicht ablöfen. als etwas Selbftändiges und nur äußerlich Hinzugetanes. fondern mit dem S>7riftfaß zufammen foll er das Ganze des Buches bilden.
Man fieht. es bedeutet eine Einengung. wenn wirklich der neue Buchfchmuck die alte Illuftration erfeßen foll. Bücher. wie die neuen Verfuche Slevogts. Eoranna (Berlin. Paul Eaffirer) und Sindbad der Seefahrer (Berlin. Bruno Eaffirer). find von dem extremen Standpunkt der modernen Buchkunfi ohne weiteres zu verwerfen. weil fie der Grundforderung nicht genügen. der Einheitlichkeit von Text und Bild. So bedarf zuerfi diefe Forderung felbfi der Prüfung. wenn von Slevogts Tätigkeit als Illufirator die Rede fein foll. Ein kurzer hiftorifcher überblick der Gefchichte des Bildes im Buche mag dem Zwecke dienen.
Im Urfprung war Bild und Schrift nur eines. Als Bezeichnungen der Dinge gebrauchte man deren Bilder. nicht Silben und Laute wurden gelefen. fondern die Namen der Dinge felbft. die im Abbild dargeftellt waren. In langen Zeiträumen und durch Bildung fefter Konventionen. die von einem Volke dem anderen weitergegeben werden und durch übertragung auf fremde Sprachen immer mehr vom alten Sinn einbüßen. immer abftrakter werden. entwickelt fiäj aus der alten Ideo-

graphie unfere Schrift. die nichts mehr gemein hat mit den primitiven Bilderzeichen. Und wie die Schrift fich verfelbfiändigte. fo wurde auf der anderen Seite auch das Bild nun erft frei. ftellte fich als ein eigen-bedeutfames neben die fchriftliche Aufzeichnung. nicht mehr felbft dienend. fondern in rein bildkünfilerifcher Abficht auf eigene Weife den gleichen Sinn wie die Schriftzeichen umfchreibend.

So fand das Bild. das in den Aufzeichnungen der Pharaonen noch unmittelbar dazu dienen mußte. das Gedächtnis der Taten der Könige der Nachwelt zu überliefern. nun in einem neuen Sinne Ein-gang in die koftbaren Handfchriften. um neben dem gefchriebenen Tert das Auge des Lefenden zu erfreuen und feiner Phantafie Nahrung zu geben. Nur eine Folge der befonderen Kulturverhältniffe des Mittel-alters. das die antike Bildung als Erbteil überkommen. aber erfi nach Jahrhunderten auch erworben. was es ererbt. um nun erft in der neuen Epoche der Renaiffance es als eigenes zu befißen. ift es gewefen. daß das Bild noch einmal beftimmt wurde. die Schrift zu erfeßen. Schon in der römifchen Kaiferzeit lagen die Anfänge. in jener Zeit. die die Herrfäjaft des hellenifch gebildeten Rom weit über die noch barbarifchen Völker des nördlichen Europa dehnte. Die Trajanfäule ift das große. monumentale Hiftorienbild. und die befondere Darfiellungsform. die man die kontinuierende genannt hat. ift hier entfianden. das fortlaufende Aneinanderreihen der einzelnen Ereigniffe. deren Gefamtheit den Ablauf einer Erzählung veranfchaulicht.

Diefe volkstümliche Bildererzählung. die meifi in monumentalen Bilderzyklen von den Wänden herab zum Volke fprach. hat lange ihr Recht behauptet neben der Schrift. die für die Gebildeten beftimmt war und durch bildliche Beigaben nur gefchmückt wurde. Noch in der Zeit. als das gefchriebene Buch fich in das gedruckte verwandelte. beftanden beide Arten nebeneinander zu Recht. Das volkstümliche Blockbuch neben dem illuftrierten Druckwerk. - Es war die Holzfchnittechnik. die fich von felbfi in den Dienfi des neuerfundenen Buchdrucks ftellte. War die Druckerkunf't felbfi aus der Holzfchnittechnik hervorgegangen. fo war es nur felbfiverfkändlich. daß die bewegliche Letter mit dem in gleicher Weife hochgefchnittenen Holzftock zufammenbelaffen wurde. Die wundervolle Einheitlichkeit des Eindrucks guter Dru>e des 15. und 16. Jahrhunderts entfpringt diefer Gemeinfamkeit der technifchen Entftehung von Bild und Schrift. Das Bild fieht nicht als ein fremdes neben dem Texte. fondern es wird zum Schmuck der Seite. indem es mit dern

Spiegel des Druckes zufammen das Ganze eines gefchloffenen Sas-
bildes ergibt.
Jm Verlaufe des 16. Jahrhunderts fank mehr und mehr die .Holz-
fchnittechnik in der allgemeinen Wertfchäßung. Der Kupferftich galt
faft allein noch als künfilerifches Ausdrucksmittel. Der Wandel der
Gefinnung war nur die notwendige Folge einer tiefgreifenden Anderung
im Zeichnungsftile überhaupt. War vordem der Holzfchnitt die genaue
Uberfeßung der Feder-zeichnung in die Drucktechnik gewefen. fo wurde
es nun Kupferfiich und Radierung. Aber der Schriftdruck. der gleich-
wie einftmals die Schriftzeichen felbft in den Lettern erfiarrt und typifch
geworden war. vermochte nicht mehr fo leicht wie die Handfchrift den
allgemeinen Wandlungen des Stiles zu folgen. So mußten Schrift-
druck und Bilddruck einander eutfremdet werden. Das 17. Jahrhundert
und Frankreich. das jest das tonangebende Land geworden war. fand
nicht mehr die alte. innige Verbindung von Schrift und Bild. Der
Kupfer wurde lofe eingefchaltet zwifchen die gedruckten Seiten. eine
koftbare Beigabe. die den Wert des Buches erhöhte und den Liebhaber
erfreute. aber nicht mehr ein notwendiger Befiandteil des Buches als
folchen.
So übernahm das 19. Jahrhundert das illuftrierte Buch. Die
vervielfältigenden Techniken nahmen mit der Entwicklung der Technik
überhaupt einen ungeahnten Auffchwung. und eine Fülle neuer Ver-
fahren fand Aufnahme in den Buihdrulk. Aber die Lettern blieben
auch jest im wefentlichen die alten. und die Zierfiücke und Bilder. für
die man im Schriftfaß Lücken ließ. verraten fich immer als fremde Ein-
fchiebfel. Selbfi Menzels Verfuch. die alte Holzfchnittechnik neu zu
beleben. fruchtete nur wenig. da der Fakfimileholzfchnitt. den er pflegte.
zu unmittelbar die freie Zeichnung in das fefte Gefüge des Saßbildes
hineintrug.
Aus dem Stile. dem die Lettern felbft ihr Dafein verdankten.
mußte auch die Wiedergeburt des zeichnerifchen Schmuckes erfolgen.
follte die Einheitlichkeit alter Druckwerke wiedergewonnen werden. Ju
England zuerft drang diefe Erkenntnis durch. Jn den Kreifen der
Präraffaeliten. die in der Kunft des 15. Jahrhunderts ihr Heil fuchten.
entdeckte man auch die Schönheiten der alten Drucke wieder. Ruskin
predigte die Rückkehr zu den primitiven Techniken. ließ feine Bücher
auf .Handprefien drucken und verfchmähte felbft die Eifenbahn für den

Transport aus der Werkftatt nach London. Hier und in engem Zu-
fammenhang mit der Erneuerung der dekorativen Künfie überhaupt
entfiand der neue Buchfchmuck. und im Gefolge der großen Bewegung.
die bald von England auf alle anderen Länder übergriff. fand auch die
Buehkunft an vielen Orten eine neue Pflege.

Das i| in kurzen Zügen die Entf'tehung des Buchfchmucks. der
nicht mehr Illuftration fein will. Das Bild foll fich der Schrift unter-
ordnen. und was einft das Ergebnis natürlicher Entwicklung gewefen.
foll nun durch künfiliehe Anpaffung wieder erzeugt werden. Darum
mußte der ..Buthfihmuck" unfrei werden. aus dem Reiche der freien
Künfie in das des Kunftgewerbes hinübergehen. Es foll keineswegs
hiermit dem neuen Buchgewerbe ein Urteil gefprochen fein. Eine Reihe
prachtvoller Erzeugniffe. die wir ihm verdanken. fpricht genugfam für
fein Dafeinsrecht. Aber andererfeits kann auch nicht zugegeben werden.
daß die Illuftration im alten Sinne durch den neuen Buchfihmuck ver-
drängt werden müffe. Ein Zweig hat fich abgefondert. aber der große
Zug der Entwicklung muß darum nicht alle Triebkraft eingebüßt haben.
Auch das Bild im Buche hat fein Recht. das ihm in Frankreich. dem
fchöpferifchften und künfilerifch ftärkften Lande. niemals durch die deko-
rative Zeichnung hatte fireitig gemacht werden können.

Daß gerade Frankreich fich fo wenig zu einer Teilnahme an der
buchgewerblichen Bewegung entfchließen konnte. gibt wohl zu denken.
Denn Frankreich ift das konfervativf'te Land. aber zugleich auch das
fortfchrittlichfte. weil es niemals fprunghaft. fondern immer ftetig den
fieheren Weg der Entwicklung findet. Hier entfchloß man fich nicht.
der Wiederherfiellung der alten Einheit zu Liebe. die volle bildkünftlerifche
Freiheit preiszugeben. man fand aa, mit der notwendigen Zweiteilung
ab. um dafür die Kunft im Buche lebendig zu erhalten. So entfianden
die Bücher des Touloufe-Lautrec. die unbekümmert um Gefeße des Buch-
fchmucks die leichte. freie Zeichnung. wie fie die Lithographie gefiattet.
neben den Letterndru> feßt. zwei fo heterogene Verfahren. den Flach-
druck und den Hochdruck nebeneinander. Das peinliche Gefühl. das
das Bewußtfein von dem zweifachen Druck auf dem gleiafen Blatte er-
weckt. muß überwunden werden. denn die Bilder follen für fich gefehen
werden. der Text gehört zu ihnen nur. foweit er die Unterlage gibt
für das Verftändnis des Inhaltes der Darftellungen.

Es ift wohl denkbar. daß das Dafein des neuen Buchgewerbes
die Auflöfung des alten illufirierten Buches bewirkt. infofern fiih die

Notwendigkeit erweifen wird. die wefensverfchiedenen Elemente auch räumlich zu trennen. die Illuftrationen gänzlich von dem gedruckten Tert zu fcheiden. Aber diefe Möglichkeit einer künftigen Entwicklung gibt nicht das Recht. das heut entfiehende ihren Forderungen zu unterwerfen. Was Touloufe-Lautrec wagte. muß auch einem Slevogt erlaubt fein, Denn auch Slevogt ifi Maler. Ihm ift das Buch nicht in erfier Linie ein kunfigewerbliches Erzeugnis. fondern der Text nur die Unterlage freier. malerifcher Phantafien. Slevogt kümmert fich nicht um die Schönheit des Buchesj des Saßbildes einer Seitef fondern er hält fich die Hände frei für die Einfälle feines Stiftes. feßt feine Zeichnungen unbekümmert- und wie fie da find. zwifchen die Zeilen des Tex-tes. Ein Buchfchmuck ifi das gewiß nichty und Slevogt vermeidet auch das Wort. Im „Ali Baba“. der vor fünf Jahren erfchien. hieß es „Improvifationen'h in den neuen Büchern einfach Zeichnungen (Coranna) oder Originallithographien (Sindbad), der „Achill“ (Mijnchen. Albert Langen) verzichtet überhaupt auf die Buchform. gibt eine Folge von Einzelblättern. und es bleiben für ein jedes nur ein paar Zeilen des homerifchen Textes als erläuternde Beifchrift. So |ellt mit vollem Bewußtfein Slevogt dem kunftgewerblichen Schmuck ?des Buches feine illuftrierenden Zeichnungen gegenüber. macht dem Kunftgewerbler entgegen das Recht des Malers wieder geltend.

ll.

Hat man der äußeren Form der Slevogtfchen Bücher ihre Dafeinsberechtigung zuerkanntf fo erhebt fich die zweite Fragej die den eigentlichen Kern einer jeden illuftrierenden Kunfk betrifft, Die Frage nach dem Verhältnis von Text und Bild. Zuerft ifk das Eharakterifiifche der Stoffwahl felbft hervorzuheben. die Vorliebe für das Phantafiifche. die fich in ihr ausfpricht. Neben einer Indianergefehichte find es zwei Märchen aus 1001 Nacht und die wilden Kämpfe um Troja. da Achill fürchterliche Rache übt für den gefallenen Freund. Daß es Slevogt zu folchen fernen. fagenhaften Schilderungen hinzieht. will befonders bemerkt werdenz und vielleicht wird eine künftige Gefchichte des Impreffionismus auf eine folche Erfcheinung mit befonderem Nachdruck hinweifen. Ift doch die Generation der Impreffioniften, die aus dem Naturalismus herausgewachfen war. und der Manets Spargelbund - das vielgenannte - den Höhepunkt freier Stoffwahl bedeutete. heut

fchon am Ausfierben. Das PhantafiegeboreneX Wirkliäikeitsfremde jeder imprefiioniftifchen Kunft tritt immer deutlicher in die Erfäieinungt muß nun aua) den ausübenden Künfilern bewußt werden.
Eine andere Frage ifi est ob die Wahl phantaitifcher Stoffe ge- eignet ifit Freiheit und Reiäitum der künftlerifchen Erfindung zu fördern, ob nicht vielmehr die künfilerifche Phantafie in der Wiedergabe der fefi umfehriebenen Situationen des Märchens eine Hemmung erfährt. Geht man Slevogts Illuflrationen durchx fo findet man bald diefe Befürchtung befiätigt. Nicht abenteuerliche Situationen brauäit est fondern gerade eine Freiheit von ftofflicher Gebundenheitf foll der künft- lerifchen Phantafie Spielraum bleiben. Die Wahl der Märchenftoffe ifi bezeichnend für eine Sehnfuoht des Künfilers- aber diefe zu befrie- digen- erweifi fie fich nicht geeignet.
Ein paar Beifpiele mögen diefe Sätze belegen. Der Sindbad i| die phantaftifchfie der Erzählungenx an denen fich Slevogt verfucht hat. Es ift die Gefäyichte des reichen Kaufmanneß den es immer wieder hinauszieht in die Fremde der auf fernen Meeren Säiffbruch leidet und f>7re>liche Gefahren befieht- wunderfame Abenteuer in fagenhaften Ländern und unter fremdartigen Menfchen und Tieren und fabelhaften Zwifchenwefent um endlich gerettet zu werden und mit Schätzen beladen in die Heimat zurückzukehren, wo er in Muße und Freude lebtf bis ihn von neuem die Sehnfueht pacftt fich ins Unbekannte hinauszuwagen, neuen Abenteuern entgegen. Die fieben Fahrten Sindbads find reich an feltfamen Situationen. Ein Fifa» der fo groß iftt daß man feinen Rücken für eine Infel hält. Der riefige Vogel Rock» an defien Fängen Sindbad fi>7 fefibindett um von ihm durch die Lüfte davongetragen zu werden. Der Kobold- der fich auf feinen Schultern feftgefeßt hatt oder der Riefet der täglich einen feliner Gefährten verfchlingt. Slevogt fcheut nicht vor foläfen gewagten Situationen zurück. Sein Wage- mut fcheint nicht kleinery als der des Helden im Märchen felbfi, wenn er es unternimmt mit dem Stifte den rafchen Eingebungen der aus- fchweifenden Phantafie eines orientalifäyen Märchenerzählers zu folgen. Nur daß ihm nicht gleich feinem Sindbad eine unfiäitbare Hand über alle Fährniffe hinweghilft.
Wenn Slevogt den Fifch zeichnen defien Rücken eine fchöne Infel ift, „mit Bäument auf welchen viele Vögel herumfliegenD „herrlich grün und ein Lufigarten des Paradiefes'*„ fo kann er nicht mehr geben

als ein Tierf das einem Walfifch gleichtz zweimalz felbft dreimal fo
groß als ein wirklicher Fifch; aber es bleibt doch immer der harmlofe
Walfifcl» uud die Fontänex die er emporfendet, gleicht allzufehr den
fchematifchen Abbildungen in zoologifchen Bilderbücher-n. So glaubt
man auch nicht an die zwei Bäume auf dem Nückenr ein fo bewegliches
Ungeheuer hätte nicht ftillgehaltem bis die Palmen emporgewachfen
waren. Und das Ergebnis ift- daß die Phantafie des Lefers nicht be-
flügelt; fondern gehemmt wird. Was man fich traumhaft- zufammen-
hangsl-osz fo wie es der Märchendichter willf vorzuftellen vermochtex das
wird an dem wirklichen Bilde zufchandenf das Unmögliche der Vor-
fiellung wird deutlich, wenn der Verfuch; fie zur Wirklichkeit auszu-
fpinnenf vor Augen fteht. Und fo wird der Vogel Roch- der fo riefig
ift- daß fich die Sonne verfinftert- „wie wenn fie von einer dunklen
Wolke bedeckt wäre'J zu einem gewöhnlichen Geierf und auch die Klauen7
an denen Sindbad fich mit der Binde feines Turbans fefiband- find
nicht gewaltig geniig- um glauben zu machenf daß der Vogel das Ge-
wicht des Mannes nicht mehr fpürte. „als wenn eine Feder an feinen
Krallen hinge“. Von den fürchterlichen Qualen des Sindbad unter
dem Kobold- der fich auf feinen Schultern feftgeniftet hatt fpürt man
nichts in dem gemütlichen Huckepackz das Slevogt zeichnen und der
Niefel den Sindbad mit feinen Gefährten blendet; wie Odyffeus den
Polyphem; hat nicht das Riefenmaß des Leibesi daß man ihm zutraut,
er könne zum Abendmahl einen ganzen Menfchen verfpeifen.
Es mag ungerecht fcheinenr die Bilder des Malers fo an den
Worten des Dichters zu meffen, Gewiß find die Mittel ungleich- ifi es
dem Dichter leichter gemacht- die Vorftellungen des ungeheuren und
nic gefehenen zu erwecken. Aber auch dem Maler ftehen alle Freiheiten
zu Gebote- nur daß Slevogt fie nicht will. Und darum, weil er mit
den einfachfien Mitteln bildmäßiger Naturwiedergabe fich an diefe un-
wirklichften Phantafien wagtx muß er entgleifen. Konnte er aber dem
üppigenz orientalifchen Märchen im Bilde nicht gerecht werden; fo war
es befferr den Lefer fich felbfi zu überlaffeni daß er die Schwingen der
eigenen Phantafie erprobe. Zwifchen den Höhepunkten des Märchens,
in den Niederungen der erzählenden Darfiellung; blieb für den Zeichner
noch immer ein reiches Feld. Dürer hat in feinen Randzeichnungen
zum Gebetbuch des Kaifers Marimilian ein klaffifches Beifpiel folcher
weifen Befchränkung gegebenr und er fieht darin nicht vereinzeltf fondern
im Zufammenhang einer guten Tradition. An ein einzelnes Wort des

Textes fpinnt er feinen Faden. um in anmutigem Spiel den erften Sinn der Gebete zu umranken. Er deutet nicht nochmals die Situation des Textes in Bilder um. fondern läßt der eigenen Phantafie freien Lauf. wie wenn beim Lefen felbft die Gedanken fich verlieren und ins Weite fchweifen. Es gibt auch in Slevogts Jlluftrationen ähnliche Dinge. Stellen. an denen er der eigenen Phantafie fich vertraut. den Faden weiterfpinnt. wo zwifchen den märchenhaften Fahrten Sindbads der Dichter nur ein paar Worte der Verbindung gibt. Und an folchen Stellen ift auch Slevogt am glücklichften. Wo er die Abreife*Sindbads fchildert. die Laftträger. die die fchräge Brücke zum Schiff hinanfteigen. mit den fchweren Warenballen auf dem Rücken. oder das Leben des reichen Kaufmanns. der ausruht von der Mühfal der Reifen und fich an den Tänzen fchöner Sklavinnen ergößt. oder die glückliche Heimkehr an der Seite eines jugendlichen Weibes. den fefiliäfen Empfang in der Heimat. das find Stellen. an denen man um fo lieber mit dem Bilde verweilt. als an ihnen das Märchen nur rafch vorübergeht. Und hier fpricht auch das Bild felbft und allein für fich. bedarf nicht langwieriger Erklärungen. um inhaltlich verfiändlich zu fein.

Es i| damit der fpringende Punkt für die Slevogtfche Jllufirationskunft überhaupt berührt. Der Weg. den er einfchlägt. führt zu einer Scheidung von Bild und Text. Slevogt will illufirieren. will Schilderungen der Dichtung in Bilder umfesen. aber er will nicht Illuftrationen geben. die nur im Texte felbft ihren Sinn haben. fondern vollgültige Bilder. Darum find es gerade die einfachften Situationen. in denen er am glücklichften ift. Und in der gleichen Konfequenz der Verfelbftändigung des illufirierenden Bildes liegt es. wenn Slevogt in feinem „Achill" den buchmäßigen Zufammenhang überhaupt preisgibt und bis auf zwei Zeilen der Unterfchrift für jedes Blatt den Tert der Ilias ganz unterdrückt. Auch im Achill wird man bemerken. daß Slevogt überall da am glücklichfien ift. wo er einfache Situationen wählt. die leicht in fich verfiändlich find. Hektor. der vor Achill flieht. die Herausforderung zum Kampf. Achill. wie er im Strome water oder die Gefangenen herauszieht. der Scheiterhaufen des Patroklos und Helena mit den Greifen auf dem fkäifchen Tor. das find die befien Blätter. während es vergebenes Bemühen bleibt. etwa darzufiellen. was der Dichter in die Worte faßt:

..Dreimal fchrie vom Graben mit Macht der edle Achilleus.
Dreimal zerftob der Troer Gewirr und der rühmlichen Helfer.“

Die Jndianergefchichte Evi-anna ebenfo wie die Räubergefchichte des Ali Baba waren im ganzen reicher an unmittelbar darftellbaren Situationen. Aber auch hier wird man finden. daß das Ausfpinnen nebenfächlicher Epifoden glü>lichere Bildftoffe abgibt. als die Wieder-gabe der eigentlichen Höhepunkte der Handlung. wie im Ali Baba das Eingießen des fiedenden Öls in die Schläuche. in denen die Räuber verborgen find. oder die Ermordung ihres Hauptmanns durch Mor-giane. Jn folchen Dingen bleibt wieder der Zeiäjner ftets im Nach-teil gegenüber dem Erzähler. Die freien Epifoden find im Gegenfaß dazu auch hier das befie. Am amüfanteften vielleicht ift das Schluß-blatt mit dem iiberrafchenden Einfall der gähnenden Zuhörer. Hier kommt der Zeichner ganz zu feinem Recht. denn hier wird er felbft zum Erzähler. der am Schluffe die Maske fallen läßt und fich mit einer fchalkhaften Gefie an fein Publikum wendet. ähnlich wie Shakefpeare es zuweilen tut.

[Il.

Ifi über das Verhältnis von Text und Bild einige Klarheit ge-wonnen. fe erübrigt nun endlich noch. von dem Bildwert der Slevogt-fchen Jlluftratiouen felbft ein Wort zu fagen. Führt es auch von dem enger umgrenzten Thema fchon ab. da es Slevogt den Künftler und nicht nur Slevogt den Jlluftrator angeht. fo läßt es fich doch nicht um-gehen. auch in diefem Zufammenhang wenigftens einiges über die Mittel und den Wert der Slevogtfchen Zeichnung als folcher beizufügen.

Jmprovifationen nannte Slevogt die Bilder zum Ali Baba. Wohl weil der Folge die Einheitlichkeit des Stiles fehlte. die Art der Dar-fiellung wechfelte. wie es der Laune des Augenblicks oder der Gunfi der befonderen Umftände eben entfprach, Federzeichnung fieht neben - Tufchzeichnung. einfarbige neben der leicht mit einer zweiten Farbe an-gelegten. raumgefchlofiene Kompofition neben einer einzelnen Figur oder einer Gruppe. die mit leichten Strichen unmittelbar auf dem weißen Papier fteht. Gerade die leichteften. unbefangenften Skizzen treffen den Märchenton nicht übel. Eine Zeiäfnung. wie die der Beratung der Räuber. ift als Kompofitionsftudie hohen Lobes wert. Nur darf man nicht an die Zeichnungen des alten Rembrandt denken. die anfcheinend Slevogt felbfi vorfchwebten. denn die fichere Ökonomie. mit der Rem-brandt feine fcheinbar wahllofen Striche feßt. vermißt man in Slevogts

Studienblättern aufs fchmerzlichfte. Und wenn ein andermal der Gedanke an Oberländers Zeichnungen des kleinen Moritz auftaucht. fo fehlt wieder die befondere Note des unfehlbar Sicheren im fcheinbar regellofen Gekrißel des Kindes. die den Wiß diefer Zeichnungen ausmacht.
In den neuen Büchern ift Slevogt einheitlicher in der Darftellungsform. Die „Zeichnungen‟ zu Eoranna find gefchloffene Federfkizzen. und im Sindbad gleichwie im Achill handelt es fich um vollkommen bildmäßig aufgefaßte Lithographien. Was von der Unficherheit des Striches in dem früheren Werk gefagt wurde. gilt aber auch hier und wird in der lithographifchen Technik oft noch fühlbarer. als in den einfachen Zeichnungen. Zumal die fichere Beherrfchung der Töne mangelt oftmals. und eine Unentfchiedenheit in den Valeurs beeinträäjtigt den Eindruck des Räumlichen zuweilen aufs empfindlichfte. Wenn etwa auf dem Blatte mit Achill. der im Skamander unter den Troern wütet. vorn zwei Verwundete den Uferrand emporfteigen. in unleugbar groß empfundener Gebärde. - nur daß der übergreifende Arm des Stehenden in der Verkürzung mißraten ift. - und im Mittelgrunde Achill gegen einen dichten Haufen von Troern anftürmt. der im Ton noch fefter if't. als die Vordergrundgefialten. fo wird deren raumfchaffender Wert vollkommen illuforifch gemacht. Und wenn ein andermal Achill. der in der Tiefe auf dem Wall emporfkeigt und feine Stimme erhebt. mit genau derfelben Schärfe ausgezeichnet ift. wie die Kämpfenden im Vordergrund. fo wird alle räumliche Klarheit zunichte gemacht. zumal auch der Maßftab gleich groß genommen ift. um den Eindruck des Gewaltigen zu gewinnen. eine verftandesmäßige Überlegung. für das an perfpektivifäzes Sehen gewöhnte Auge aber nochmals eine Verwirrung.
Die Gerechtigkeit verlangt es. daß neben diefem ganz mißglückten Blatte auch gleich die Gegenbeifpiele genannt werden. die zumal in der Ilias reichlich vorhanden find. Das Blatt mit Helena bei den Greifen auf dem fkäifchen Tor und dem Blick hinab auf die fonnige Ebene des Kampfes. oder Hektors Flucht um die Mauer mit dem in der Tiefe pfeilfchnell um die Ecke biegenden Achill. Wie gerade der räumliche Eindruck hier außerordentlich kräftig und überzeugend ifi. fo wird durch gefchickte Benutzung der Valeurs vom tiefen Schwarz bis zum Weiß des Papieres ein erftaunlicher Lichtglanz erzielt. Das Weiß wird zum prallen Sonnenfchein. Man fpürt ordentlich die Glut. die die Mauer widerfirahlt. an der Hektor mit langen Süßen einherfpringt, Und wenn

Achills Lanze vier Schattenlinien auf die Mauer zeichnet. fo entfieht eine zuckende Beweglichkeit. die fich unmittelbar der ganzen Figur mitteilt, Der Sindbad enthält nichts. was diefen Prachtblättern der Ilias gleichfiände. aber die guten Wirkungen liegen auch hier in der gleichen Richtung einer fuggeftiven Beweglichkeit. wie in der Affenfamilie auf den Palmenwipfeln. und einer pointierenden Behandlung des Schwarz-Weiß. etwa in dem Ei des Vogel Roch. das durch den Schatten des Mannes. der fich fchwarz von ihm abhebt. zu erftaunlicher Helligkeit gefieigert wird und das Weiß des Papierrandes weit überftrahlt. Wie daneben ein einziger falfcher Ton den Eindruck wieder zuniäjte machen kann. mag man an dem Bilde des Sindbad. der von einer Palme Um-fchau über das Land hält. ermeffen. Der eine Streif am Horizont zerftört den Eindruck von Raum und Licht. Will man endlich etwas ganz mißglücktes. fo nehme man das Blatt mit den Riefen. die dem Floße des Sindbad fchwere Felsblö>e nachfchleudern. Es ift die un-mittelbare Parallele zu dem Achill auf dem Wall in der Ilias-Folge.

So haftet der Eindruck der Unficherheit nochmals auch an dem Ganzen der Slevogtfchen Illuftrationswerke eben in der Ungleichmäßig-keit des Einzelnen. Es ift nicht eine reife und ausgeglichene Kunft. die da vor uns fteht. Aber find es auch nur erft Verfuche. fo wollen fie doch auch als folche fehr wohl beachtet werden. Denn ift nicht alles erfüllt. fo bleibt noch vieles zu hoffen. An glücklichen Einfällen fehlt es nicht. und man findet einen Reichtum an Kompofitionsgedanken. um den mancher den Künfiler beneiden dürfte. Aber auch die Schwäche diefer Kunfi konnte nicht verfchwiegen werden. Hat man doch felten nur den Eindruck. daß diefe Verfuche auch fchon zu Bildern werden könnten, Wenn Rembrandt zeichnet. fo weiß man. daß er an jeder Stelle aufhören kann oder fortfahren. fo wie es ihm beliebt. daß jeder Entwurf ihm zum Bilde wird und nicht an Frifche und Kraft einbüßt. fondern nur immer größer und tiefer wird mit jedem Strich. der hin-zukommt. Slevogt ift vorfichtig bemüht. einen gewiffen Grad der Durch-arbeitung nicht zu überfchreiten. und geht er weiter. fo ift es oft genug zum Schaden des Blattes.

Wer den Maler Slevogt kennt. wird mit Verwundern diefe Tat-fache gewahr werden. daß derfelbe Künfiler. den als Maler gerade die fabelhafte Sicherheit der Pinfelführung auszeichnet. mit dem Stifte oft fo überängftlich if't, Aber die Forderungen. die etwa ein Porträt oder

ein einzelner Akt an den Künfiler ftellt. find andere als die einer viel-
fältig bewegten und verfchränkten Figurenkompofition. Trovdem wird
man aus dem reichen. malerifchen Können Slevogts doch auch auf feine
Tätigkeit als Jllufirator Schlüffe ziehen dürfen. wird nicht ablaffen.
die Forderungen gerade an ihn aufs höchfte zu fpannen. und gleichzeitig
hoffen. daß er den vollen und reifen Ausdruck eines Wollens noch finden
wird. das tief in feinem künfilerifchen Wefen verankert fein muß. zieht
es ihn doäj immer wieder hin zur Phantafiefchöpfung und zum freien
Fabulieren.

Religibfe Grundgedanken und moderne
Wiffenfchaft. Eine Umfrage.

Einleitung.

Umfragen find jest modern. In der Tat haben fie auch den großen Vorteil. daß dadurch das zur Diskuffion gefiellte Thema von den verfchiedenften Standpunkten aus beleuchtet wird und jede Einfeitigkeit von vornherein ausgefchloffen ifi. Dagegen könnte man als Schattenfeite anführen. daß die bunte und regellofe Mannigfaltigkeit der vorgetragenen Anfihauungen den unbefangenen Lefer verwirrt und eher zur Trübung und zur ratlofen Unzufriedenheit als zur ruhigen Entwicklung einer eigenen Meinung beiträgt. Stichhaltig ift diefer Grund aber in unferem Falle nicht. Denn einem Publikum. das fo unmündig wäre. fich fein Urteil nicht felbfiändig bilden zu können. das durch die abgefchloffene und ihm zufällig zufagende Auseinanderfeßung irgendeines führenden Geiftes fein eigenes Bekenntnis leichter beftimmen läßt. als durch mühevolle Sichtung der widerfprechendften aufeinanderplaßenden Sentenzen und Gründe - einem folchen Publikum fehlt die Berechtigung. die hier angeregte fihwierigfie aller Fragen ernfthaft zu erwägen. _

Die Umfrage ift nicht in einem aufrührerifchen. umfiürzlerifchen Sinn gefchehen. Sie follte nichts fein. als eine Revifion alter und würdiger. hifiorifch in ihrer Eriftenzberechtigung genugfam erwiefener Geiftesinhalte. Wir wandten uns zu diefem Zwecke an die gefamte Gelehrtenwelt Deutfchlands. foweit fie uns zur Beantwortung geneigt fchien. und müffen gefiehen. daß der praktifche Erfolg bei weitem unfere Erwartungen übertroffen hat. Man follte meinen. daß unfere Gelehrten nicht fo bald gewillt wären. ihre intimfken und innerften überzeugungen von den festen Dingen alles Seins der breiten Öffentlichkeit mitzuteilen. Um fo fympathifcher berührt es. daß Männer vom höchften wiffenfchaftlichen Range es nicht verfchmähten. in diefer kulturell fo wichtigen Sache aus der kühl beobachtenden Referviertheit herauszutreten. die ihnen fonft ihr Spezialftudium auferlegt. Es verfteht fich von felbft. daß dadurch

nicht Worte. fondern Werte geprägt wurden. Nicht knöcherne Theorien find's. die hier ausgefprochen werden. fondern lebenshelle Bekenntniffe von Jndividualitäten. Gedanken jahrzehntelangen Wachstums und Reifens. auf praktifcher Lebenserfahrung begründete Richtungslinien für die Zukunft unferes Geifieslebens. Mögen die im folgenden wiedergegebenen Antworten ernfihafter und geiftvoller Männer dazu beitragen. jedem. der ehrlich nach einer mit unferer modernen Wiffenfchaft im Einklang fiehenden Weltanfchauung ringt. den Pfad zu weifen.

br. phil, Curt Radlauer.

l)1*. Georg Simmel. Profeffor an der
Univerfität Berlin.

Der augenblicklichen Lage des religiöfen Wefens kommen ihre Schwierigkeiten durch die Spannung. die fich zwifchen der Neligiofität. als einem inneren Sein oder Bedürfnis des Menfchen. und all den überlieferten Vorftellungen ergibt. die fich als Inhalte diefes Seins. als Befriedigungen diefer Bedürfniffe anbieten. Daß die dogmatifchen Inhalte der Religion dem Unglauben verfallen find. ifi nicht eigentlich der Erfolg der Wiffenfchaft. im Sinne der methodifchen. exakten Erforfchung von Tatfachen und Möglichkeiten. Daß ein Kind von einer Jungfrau geboren wird. daß Waffer in Wein verwandelt wird. daß ein Toter auferfieht und gen Himmel fährt - das alles ifi durch die Naturwiffenfchaft des 19. Jahrhunderts nicht unwahrfcheinlicher geworden. als es fchon durch die Erfahrungen der Menfchen des 13, Jahrhunderts war. Nicht fowohl einzelne wiffenfchaftliche Ergebniffe. die hierfür eigentlich gar nicht in Frage kamen. als die allgemeine. wiffenfchaftlich-intellektualifiifche Stimmung der Zeit läßt mit der Unwahrfcheinlichkeit jener Dogmen Ernft machen. Wenn die Gefchichtswiffenfchaft uns belehrt hat. daß die jungfräuliche Geburt des Erlöfers. feine Gotteskindfchaft. die Symbolik des Abendmahls und vieles andre. an-

geblich fpezififch chrifiliche - uralte- ethnifche Vorfiellungsweife iftf fo vernichtet dies keineswegs die fubjektive- ja nicht einmal die objektive religiöfe Bedeutung diefer überlieferungen. Denn die hiftorifche Begreiflichkeit der Entwicklung verhindert durchaus nichty daß fie an einer ihrer Stellent deren empirifche Erfcheinung fich von den andern gar nicht merklich unterfcheidet, einen ganz einzigartigen tranfzendenten Sinn befäße - fo gutf wie aus demfelben Wortmaterialf mit äußerlich ganz geringfügigen Änderungent ein ganz gleichgültiger und ein unendlich bedeutfamer Gedanke ausgedrückt werden kann. Auch ift es längft anerkanntx daß der Begriff Gottes für die Wiffenfchaft nicht angreifbar ift. Daß der Komplet-
des Dafeins als ein ganzer - von dem wir allein die Relationen feiner Teile wiffenfchaftlich erkennen - von einer übergreifenden Infianz gefchaffen und' geformt iftt daß neben oder unter allen uns erkennbaren Energien des Weltprozeffes noch ein konftanter Faktor: der göttliche Wille- zur Erhaltung des Seins mitwirkt - das ift niäft nur unwiderleglichf fondern es wird überhaupt von der wiffenfchaftlichen Intereffenfphäre nicht berührt. Abgefehn von Einzelheiteny die den Kern des Chrifientums nicht treffent ift ein logifch entfcheidender Gegenbeweis gegen die religiöfen überlieferun-gen durch die Ergebniffe der exakten Wiffenfchaft nicht zu führen. Wohl aber fchließtt wie angedeutet- der wiffenfchaftliche Griff als ganzerz die Übertragung der wiffenfchaftlichen Gefinnung auch auf das nicht Unterfuchbare- die Befchränkung aller glaubhaften Realität auf das wiffenfchaftlich Wahrfcheinliche -
d i es fchließt das Fefthalten an den überlieferten religiöfen Inhalten aus.

Völlig verblendet aber wäre esf die inneren Bedürfniffe, die bisher von folchen Inhalten befriedigt worden find7 zugleich mit diefen für ausgelöfcht zu halten. Es kann gar keine Rede davon fein, daß fie anders als ganz vorübergehend zum Schweigen gebracht oder abgelenkt werden können: dazu zeigt fie unfere hiftorifche Kenntnis zu lange und zu tief in den Wurzelgrund der menfchliäfen Natur eingefenkt. So befindet fich ein jedenfalls außerordentlich großer Teil der Kulturmenfchheit in der problematifchen Lager daß fich Bedürfniffe in ihr mit erneuter Macht melden, die mit ihren bisherigen Befriedigungen folidarifch und durch die Einfiaft in deren Illufionscharakter momentan verfchwunden fchienen -- und mit denen fie nun völlig im Leeren fteht.

Wie fich hiergegen Abhilfe finden wirdz ift heute noch gar nicht abzufehn - wo einerfeits noch foundfo viele Menfchen meinem daß

der Sieg des wiffenfchaftlichen Geifles über die religiöfen Inhalte auch die religiöfen Bedürfnifie befeitigt hättef und wo andrerfeits die Vertreter jener Inhalte fie mit verzweifelten Kraftanftrengungen und mit Unterftüßung aller offiziellen Inftanzen zu behaupten fuchen. Es wird vielleicht vor allem der Einficht bedürfenf daß Religiofität ein beftimmtes Sein, fozufagen eine funktionelle Qualität der Menfchen ifit manche völlig befiimmendt in andern nur rudimentär vorhandene und daß die Entwicklung diefer Befchaffenheit zu G l a u b e n s artike l n t zur Annahme einer transzendenten Realität- zwar meifiens fiattfinden wird- aber mit dem religiöfen Sein und Geftimmtfein nicht unbedingt verbunden ift. Wie die erotifche Natur unter allen Um|änden erotifeh ifit gleichviel ob fie fchon einen Gegenftand der Liebe kreiert hat, oder iiberhaupt kreiertx fo ift die religiöfe Natur unter allen Umftänden eben religiösx gleichviel- ob fie an einen Gott glaubt oder nicht. Das Entfcheidende fiir den religiöfen Menfchen ifi die befondere Arty in der er auf die Gefamtheit der Lebensinhalte reagiert- die befondere Einheit- zu der ihm all die Einzelheiten der theoretifchen wie der praktifchen Welt zufammenwachfen - wie der Künftler auf eben dies Gefamtfein in fein er Weife antwortet und fein e Welt daraus formt, und der Philofoph wiederum in feiner befonderen. Verfieht man in diefer Art die Religiofität als eine Formf in der die menfchliche Seele lebt und fich und das Dafein erfaßt - eine Form übrigens von fo firengen Forderungen und überfubjektiven Idealen- wie naivere Denkweife fie nur aus äußerer Gefeßgebung begreifen will - fo kann erfichtlirh ein Konflikt mit der Wiffenfäfaft überhaupt nicht ftattfinden, Denn einerfeits ift aua) diefe nur ein geifiiges Verhalten gegenüber Welt nnd Leben- die Totalität diefer ift prinzipiell von der Wiffenfchaft wie von der Religiofität reftlos aufzufafien und zu geftaltem und beide können einander fo wenig bekämpfen oder auch nur berührent wie in dem Syfiem Spinozas das Denken und die Körperlichkeih da jedes von beiden fchon das ganze Dafein je in feiner befonderen Sprache ausdrückt, Andrerfeits kann alle wifienfäzaftliche Kritik nur die einzelnen- inhaltlich befiimmten Glaubensvorftellungen zerfiören, die das religiöfe Sein und Bedürfen, hier fo und dort anders- aus fiä' hervortreibt. Zweifellos hat fie dies in dem oben bezeichneten Maße bewirkt und damit die jeßt herrfrhende Ratlofigkeit des religiöfen Wefens erzeugt. Solange die Religiofität bef ondere Inhalte für fich produziert- die eigentlich erkenntnismäßigen Wefens find, und deren Formung fie irgendwie mit dem theo-

l f
ef - -
"I , ,
l
'r
,--
." W
.
-
.
1)
.S
4.
*
'
,1',- f.-
j.
-t
stk
Sindbad und der Vogel Noch.
Slevogt
Zum Effah
M
Glafer.
E u r t
von
Aus
trer.
..mindbad'k Verlag Bruno Eaff

/
i Uiiil/ZlkZl'fr
m
xzrrrrexnxxx*
0:7U3
0i-
UFONWR

retifchen Denken in Wettbewerb feet. ift hier keine entfcheidende Wendung zu erhoffen; insbefondre davon nicht. daß man fich auf gewiffe. angeblich lehre. wefentlichfte. inalterable Vorftellungen der Religion zurückzieht und deren hifiorifch befiimmte. zufälligere Ausgeftaltungen der Kritik preisgibt. Denn folange es Vorftellungen konkreter Realitäten bleiben. Objektivierungen des religiöfen Seins. die außerhalb desfelben liegen. folange wird die Kritik ihnen auf den Ferfen fein. Eine Löfung diefer Schwierigkeiten ift nur von Evolutionen des religiöfen Wefens zu erhoffen. die. wie gefagt. heute niemand mit irgend überzeugender Wahrfcheinlichkeit vorausfehen kann. Unter diefem Vorbehalt gefprochen. fcheint mir die Löfung davon abzuhängen. daß die Religion fich. ftatt in der tranfzendenten Vorftellungswelt. die fie aus fich gebildet hat. wie die reinen Denkformen die rationaliftifchen Metaphyfiken. wieder in dem befondern. aber unmittelbaren Leben findet. das dem religiöfen Menfchen eben fein Sein. die felbfkverftändliche Färbung und Formung feiner inneren und äußeren Eriftenz ift. Jn diefe werden freilich auch alle einzelnen Inhalte. an denen das Leben fich vollzieht. aufgenommen. und infofern kann man allerdings von einem religiöfen Weltbild fprechen. Allein diefes enthält durchaus keine Erkenntn if f e der Dinge. Erlebniffe. Schickfale. fondern eine Ordnung ihrer nach eignen Werten und Bedürfniffen. eine eigne Reaktion des Gefühles auf fie. eine eigne. unmittelbar in fie hineingelebte Sinngebung. Wenn die Religion nicht eine Summe von Behauptungen. fondern ein befiimmtes So-Sein der Menfchen ift. und erft d a d u r ch eine Charakterifierung und Rangierung der Weltinhalte. fo ift fie der Wiffenfchaft fo wenig widerlegbar. wie überhaupt ein Sein widerlegt werden kann. Sie wird dies erft. wenn fie ihre Bilder der Dinge von dem wefenhaften inneren Sein ablöft und zu einer Erkenntniswelt erfiarren läßt. die die Denkformen der Wiffenfchaft irgendwie nachahmt und darum mit diefer in denfelben Wettbewerb treten muß. wie die Kirche es mit dem Staate muß. wenn fie fich felbft nach deffen Formen bildet.

(/ZNT

Geheimer Zufiizrat Profeffor 1)): Jof ef
Kohler:
Nur derjenige. dem das tiefere Denken fehlt. kann fich mit der Annahme der Welt der Erfcheinungen begnügen und insbefondere glauben. daß Raum und Zeit die leßten und abfchließenden Elemente find. in denen fich die gefamte Weltentwickelung abfpielt; vielmehr liegt hinter Raum und Zeit die metaphpfifche Welt. raumlos. zeitlos; fie firahlt die Welterfcheinungen aus. nicht etwa in blindem Wahn. fondern nach befiimmten Gefeven des Werdens. Denn die Eigentümlirhkeit der zeitlichen Entwickelung befieht gerade darin. daß das momentan Seiende ins Nichts verfinkt und einem andern Platz macht. welches dann neue Weiterentwickelungen aus fich entlädt. Die ganze Gefchiihte ifi nichts anderes. als ein Zeugnis hierfür; wobei fefigehalten werden muß. daß bei dem Werden das Sein und Nichtfein fich nicht fo verhält. wie ein ftändiges atomiftifches Vergehen und Entfiehen. fondern wie eine Bildung. bei der das Folgende immer mit dem erften zufammenhängt und aus dem Keime des erfien hervorgeht.
Auf diefe Weife hat meine Anfchauung große Ähnlichkeit mit dem Hegelfchen Panlogismus. jedoch unterfcheide ich mich von ihm wefentlich darin. daß ich nicht eine fiändige logifche Entwickelung annehme; vielmehr ift das Logifche mit vielem Unlogifchen verbunden. und zwar deswegen. weil es fich den Elementen der Welterfcheinung anpaffen muß. welche dem Logifchen nur in Zwifchenräumen die Herrfchaft gefiatten. Es entfieht dadurch ein Widerftreit zwifchen den logifchen Befirebungen und den Erfcheinungselementen. welcher Widerftreit die Gefchichte bildet. in der Logifches auf Unlogifches. Hohes auf Niedriges folgt. Die Betrachtung der .Gefchichte aber gibt mir die überzeugung. daß trotzdem eine ftändige Weiterentwickelung fiattfindet und die Zeiten der Dunkelheit und des Unfinns immer nur vorübergehende Trübungen darfiellen. denen der Sonnenbli> des Geifies folgen muß. Auf diefe Weife bin ich von einer fiändigen Weiterentwiekelung überzeugt. in welcher die Menfchheit kraft ihrer eminenten Fähigkeiten die größte Rolle fpielt. Die Kultur wird meines Erachtens dahin fireben müffen. daß wir alles erkennen und alles vermögen. und auf diefe Weife zu

einer höchfien Gottähnlichkeit im Sinne des Allwiffens und der All-
macht gelangen. Alles dasjenige. was in der Gefäfichte diefe Be-
firebungen fördert. ifk das Sittliche. und was ihnen entgegenfieht. ift
unfittlich und fchlecht. Die größte Gottähnlichkeit des Menfchen aber
muß ihre weiteren metaphyfifchen Beziehungen haben. (eine Steigerung
und eine Vertiefung des höchften Wefens?). die uns aber nicht fiäjer
bekannt find. fondern höchftens geahnt werden können.
Von allen pofitiven Religionen haben die indifchen am meifken
diefe pantheiftifchen Ideen zum Ausdruck gebracht. Das Chrifientum
dagegen bildet eine Verföhnung zwifchen dem jüdifchen Gottesbegriff.
wonach der eine Gott die Welt fchuf und der Welt als Sonderwefen
gegeniiberfteht. und dem indogermanifchen Pantheismus. welcher die
Welt in der oben angedeuteten Weife vergöttertz und diefe Verföhnung
erfolgte durch die Jdee der Menfchwerdung des Gottesfohnes und durch
die Jdee. daß durch die Wandelung im Altarfakrament die Gottheit
fich momentan verwirklicht und dem Menfchen nahe tritt.
Gerade dasjenige. was ein religiöfer Liberalismus am meifien
bekämpft. nämlich die Dreieinigkeit und die Wandelung. bildet den
Höhepunkt der chrifiliäjen Religion; beide Glaubensfäße find die reli-
giöfe Dar|ellung der höchfien philofophifchen Jdee. welche natürlich für
die gewöhnliche Welt ein füßes Geheimnis bleiben muß. weil der ge-
wöhnliche Menfch niemals zu der Höhe des* Gedankens gelangen kann.
um den philofophifchen Hintergrund vollkommen zu ermeffen.
UW-
Geheimer Medizinalrat Profeffor])1-. H.
S enator: *
Jm Wefentlichen fkehe ich mit meinen religiöfen Aufwan-
ungen auf dem Boden der großen jüdifchen Propheten (Jefajas bis

Micha), die den reinen Monotheismus verteidigen7 keine
A u f e r fi e h u n g t keine perfönliche Fortdauer der Menfchen nach dem Tode, fei es im Himmel oder auf der Erdej kennen (Iefaj. xxx-*1, 14, RÄLlllll- 18)- aber auf eine dereinftige m e f f i a n i f ä) e Z e i t hoffen, in der fich die Menfchen niäft mehr bekriegen- fondern ihre Schwerter zu Senfenj ihre Speere zu Winzermeffern fchmieden werden ufw. (Iefaj. ll- Äl- Micha l7 ufw.)t eine Zeit- an deren Herbeifiihrung mit- zuwirken aller Menfchen Pflicht fein foll.

Jene Propheten predigen immer wieder als G r u n d la g e n der Moral- Ethik und Gefeßgebung jeder menfchlichen Gefellfchaft die mofaifchen Gebote, nämlich:

die Zehngebote-

das Gebot der Barmherzigkeit und Nächftenliebe7

die Gerechtigkeit und Haftpflicht, nach welcher jede Schuld ihre angemeffene Sühne finden foll (Aug' um Auge 2c.) und nur dem bereuenden Sünder vergeben wird.

Jene Propheten bewerten die Z e r e m o n i a l g e f e ß e nur geriugt (Jef. l- 11, [Wulf 5 ff.7 Micha lil- Ieremia L71]- Ezechiel Alilll7 Hofea bill Amos bi)t und verlangen dafür vielmehr Tugend und Gerechtigkeit.

Mit diefen religiöfen Anfchauungen fiehen meine wiffenfchaftlichen Anfchauungen in gar keinem Widerfpruch,

„GW

1V',

Geheimer Medizinalrat Profeffor l)r.

Gufiav Fritfch:

Wir lefen den Titel: „Moderne Wiffenfchaft und religiöfe Grund- gedanken'J und fofort erfcheint vor dem geiftigen Auge des Kundigen in düfterer Majeftät das verfchleierte Bild von Sais. Wir hören die Worte, welche der Dichter feiner Unglücksprophetin in den Mund legt: „frommtis den Säfleier aufzuhebem wo das nahe Säfrecknis droht-

nur der Irrtum ift das Lebenj und das Wiffen ift der Tod') und fehen uns unmittelbar der Entfcheidung über die fchwerwiegendfie Frage, welche das Menfchengefchlecht von Urzeiten an bewegt und erfchüttertz gegenübergeftellt.

Vom Standpunkt der Wiffenfchaft aus hat der Gedanke an den Tod nichts Schreckhaftesz er bedeutet eine wahrhaft großartige Einrichtung der Natur-j den frifckjenj auffirebenden Lebewefen freie Bahn-Luft und Licht zu fröhlicher Gef'taltung zu verfchaffen. So blüht neues Leben aus dem Todej welcher in diefem Sinne nicht die Vernichtung, fondern die Verjüngung der Natur einleitet. Wenn der Geifi der Zer-|örnng im Fauft feine Taten rühmt: „denn allesj was befieht- ift wert, daß es zugrunde geht!" fo muß er doch felbft unmittelbar hinterher der fchöpferifchen Gewalt der Natur gegenüber die Unzulänglichkeit feines Vernichtungswerkes eingeftehen. Alf.) nicht das Prinzip des Wechfels der Generationenj der fkändigen Erneuerung des Blutes aus den abfterbenden Elementen ift esj was den denkenden Menfchen beunruhigen und erfchüttern folltej es kann dabei nur die Wirkung diefer Erfcheinungen auf das Einzel-Individuumj das als Mikrokosmus fich dem Makrokosmus gegenüberf'telltf in Frage kommen. Der wiffenfchaftliche Denker kann nicht umhinj fich dabei zu erinnernj daß unfere gute Mutter Erde felbft nur ein Sonnenftäubchen im Weltall ifij auf dem die zur Zeit lebendenf auf ihr herumkriechenden Menfchenj Atomen vergleichbarj ihr Eintagdafein frifien. Und doch ift die vom allgemeinen Standpunkt lächerlich erfiheinende Wertfchäßung welche fich das Einzelindividuuw beilegtj keineswegs wunderbarj man begreift leichtj daß es fich mit allen Kräften gegen die Vernichtung fträubt, Der Grund dafür liegt offenkundig in dem allen belebten Wefen von der Natur eingepflanzten Selbfkerhaltungstrieb, deffen Verleugnung eine krankhafte Entartung der natürlichen Veranlagung bedeutet.

Diefer in feiner Wirkfamkeit viel zu wenig beachtete Selbfterhaltungstrieb bildet den urtümlichen Ausgangspunkt für die mannigfaltigen Erfcheinungen, auf welche in den vorliegenden Zeilen einzugehen ift. Der Selbfterhaltungstrieb richtet auch bei den» unzivilifierteften Menfchen den Blick unweigerlich auf die drohende Vernichtung durch den Tod und fucht nach Mittelnj derfelben zu entgehenj den damit verbundenen Schrecken aufzuheben oder wenigfiens zu mildern.

Solches Beftreben führte mit Notwendigkeit zu der Illufionz daß

die Vernichtung des Individuums keine vollfkändige fei. daß etwas von demfelben übrig bleibe. was auch fichtbar in die Erfcheinung treten könne. So fpielen die Geifter der Verfiorbenen in den niedrigftem. fogenannten religiöfen Vorftellungen ftets die Hauptrolle; ihr Kommen und Gehen. welches fiaf jeder Kontrolle entzieht. ift unheimlich und fchreckhaft. da fie immer noch in die Gefchicke des Lebenden eingreifen können. Offenbar hing es von der Laune der betreffenden Geifter ab. ob fie ihren Einfluß in gutem oder böfem Sinne äußern wollten; es war daher notwendig. fie bei Laune zu erhalten. und fo enftand ganz felbftverftändlich aus dem Geifterglauben der Ahnenkultus.
Ein im Leben befonders mächtiger Häuptling war natiirlich nach feinem Tode noch mächtiger als die anderen. er mußte daher befonders gefeiert werden und gewann allmählich in den Augen feiner Verehrer eine befondere Bedeutung. Typifch für diefe Entwi>lung der religiöfen Vorftellungen ifk der Glaube an den U'nkulu-nkulu (den ganz Großen) bei den Ama-zulu. der feinem Wefen nach aber von den anderen Ama-hlozi (den Geiftern der Abgeftorbenen) nicht verfchieden war. oder des Tfu-koab (Wundknie) bei den Hottentotten. der fogar ein körper-liches Gebrechen aus feinem irdifchen Dafein ins Jenfeits mit hinüber genommen hatte. Der Verkehr mit diefen Geifiern war offenbar nicht leiäft. der gewöhnliche Sterbliche kannte die Gewohnheiten und Wünfche derfelben oder die Mittel. ihnen näher zu treten. nicht hinreichend. Dazu fanden fich gewiß fehr bald hilfreiche Stammesgenoffen. welche die übrigen in diefer Kunft überragten oder wenigfiens für klug fanden. diefe Anfchauung zu verbreiten. um den Verkehr mit den Geiftern zu vermitteln und den guten Willen derfelben zu veranlaffen.
So bildete fich ganz unvermeidlich der Stand der Zauberer. Geifierbefchwörer -- und Priefter. der Diener ihres befonderen Gottes. Eine unerfchöpfliche Quelle des Aberglaubens war damit eröffnet; je höher die geiftige Entwicklung eines Volkes ftieg. um fo komplizierter. abfdrakter wurden feine religiöfen Anfchauungen. um fo mächtiger und einflußreiäfer die Perfonen. welche fich als die berufenen Diener der Gottheit und die Verkünder ihres Willens bezeichneten und als folche verehren ließen. Diefer ganz überfichtlichen Entwicklung der religiöfen Anfchauungen gegenüber ift der bis zur Ermüdung wiederholte Trug-fchluß orthodorer Kreife: ..der befte Beweis für die Wahrheit ihrer Lehren beruhe in der Tatfache. daß felbft die unzivilifiertefien Völker Religion hätten" vollkommen haltlos. Die Tatfache beweift nur. daß

es fich überall um „Menfchen" handelty d. h. Wefen- welche angeftachelt durch den gemeinfamen Selbfierhaltungstrieb nach Mitteln fuchteny der durch den Tod drohenden Vernichtung entgegen zu arbeiten.
Auch bei den anderen fo mannigfachen Spielarten der lit-religi- onenx bei der göttlichen Verehrung der Naturkräftef des Feuers- der Geftirne handelt es fich ftets um eine durchaus verwandte Grundidee; überall ift es das Gefühl der Abhängigkeit des Indi- viduums von den überirdifchen Gewalten- die Sorge um eine üble Einwirkung derfelben auf das Dafein- der Wuniäl- das- felbe durch günftige Einflüffe beffer und genußreicher zu geftalten- wenn nicht in diefer Welt- fo doch in dem verheißenen- glücklicheren Ienfeits.
Überall ift daher auch der religiöfe Betrieb im wefentliihen der gleiche: ftets handelt es fich um Schuld und Sühne, im Zu- fammenhang mit leßterer um die Befiechung der überirdifchen Mächte durch gute Werke und Opf er- gleichviel ob wir uns im Heidentum oder in dem ebenfalls durch die einheitliche Entwicklung der religiöfen Anfchauungen aus dem Naturtrieb hervorgegangenen Chriftentum be- finden.
Das Bild der religiöfen Anfchauungen wird dann allmählich reicher und mannigfaltiger- als die geiftig fortgefäfritteneren Nationen anfingen, ernfihafter über den Urfprung aller Dinge nachzudenken- ein Gebiet7 welches die Naturvölker nur gelegent- lich in verfchwommenen Mythen behandelt hatten. So baute das geiftig fo hochftehende Kulturvolk der Ägypter feine verwi>eltef auf Naturan- fchauungen begründete Religion ausf deren für das Volk beftirnmte- grobfinnliche Vorführung im Stand der Priefier durch geiftige Abftrak- tionen erfeßt wurde- welche nach Zeit und Ort mehrfaäf wechfelten.
So bevölkerte das lebensfrohe- phantafiereiche Griechenland feinen Olymp und feine ganze Umgebung mit einer Fülle von Götternf deren Anthropomorphismus fait an die Grenze des Lächerlichen fire-ift.
Es ift nicht zu verwundernf daß zwifchen diefen altheidnifchen Re- ligionen der monotheiflifche Gedanke- wie er fich troß mancherlei Rück- fällen und Seitenfprüngen im ifraelitifchen Volke allmählich Geltung ver- fihaffte- in feiner wahrhaft furäftbaren Erhabenheit fiegreich ausbreiten konnte. Hier richtete fich das Auge des fchwachen Sterblichen auf eine Machß von welcher er hoffen durfte- Schuß und Schirm gegen das drohende Verhängnis zu finden. Gleichwohl i| auch diefer allmächtige Iahve der Zudem welcher doch mit dem Chriftengott zufammen fällt-

bei kühler. objektiver Betrachtung noch anthropomorph genug. ..Schnf
er doch den Menfchen ihm zum Bilde. zum Bilde Gottes fchuf er ihn.“
Die ganze übrige Schöpfung fchuf der Gott in fechs Tagen. was nach
manchen Auslegungen fechs Perioden bedeuten foll. aber auch dann mutet
es als eine rührende Naivität an. daß die Mythe dem allmächtigen Gott
nach der fchweren Arbeit ein Ruhebedürfnis zufchreibt.
Der wiffenfchaftlich gebildete Menfch fieht in folchen Mythen den
Ausdruck roher Anfchauungen vergangener Zeiten. deren Entfiehung
ihm ein Einblick in die befondere Veranlagung der menfchlichen Natur
erklärlich macht.
Haben die vorfiehenden Betrachtungen mehr hifiorifchen Wert und
können daraus abgeleitete Differenzen ohne befondere Aufregung erörtert
werden. fo kommen wir jest zu einem zweiten Punkt. welcher noch
dringender der Klarftellung bedarf und nach meiner Überzeugung die
Haupturfach'e darftellt. welche bis zum heutigen Tage die he r r f ch e n -
d en religiöfen Anfchauungen mit den einfachfien Grundlehren der
Wiffenfchaft unvereinbar erfcheinen läßt. Man kann diefen der Ortho-
dorie zu machenden Vorwurf bezeichnen als die mangelnde Berückfich-
tigung des Gefedes der Erhaltung der Kraft. Dies Gefeß.
welches das ganze Weltall beherfch't. ift ebenfo unerbittlich und grau-
fam. wie der Jahve der alten Ifraeliten. Nichts kann fich feiner Macht
entziehen. und unentwegt fchreitet es über Generationen hinweg. die
glauben. ihm Widerftand leiften zu können. Und doch ift es Tatfache.
daß in unferer. fcheinbar kulturell und wiffenfchaftlich fo hochftehenden.
in Wahrheit jedoch in religiöfer Hinficht erfchrecklich rückftändigen Zeit
nicht nur die kirchliche Orthodorie. fondern auch Menfchen. welche fich
für wiffenfäfaftlich gebildet halten. die Anforderungen diefes Gefeßes
in den Wind fchlagen.
Gewiß fanden Verfündigungen gegen das Gefeß der Erhaltung der
Kraft auch früher fiatt. wie z. B. die durch Jofua bewirkte mutwillige
Planetenftörung. welche Galileis Konflikt mit der kirchlichen Behörde
mit fich brachte; ich denke aber vielmehr an folche Angaben. welche ihre
Schatten bis in unfere Zeit hineinwerfen. Zur Stärkung der Autorität
ihrer Priefter brauchte die Kirche fehr begreiflicherweife die Off en-
barung. welche man fich ausdrücklich als mündliche Uber-
lief e ru n g an befonders gottbegnadete Menfchen dachte; die Offen-
barung als inneres Erlebnis im Gemüt der Betreffenden wird durch das
Dogma ausdrücklich verneint.

So redete der Herr aus dem feurigen Bufch zu Mofes. fo diktierte er ihm auf dem Berg Sinai die Gefehestafeln. fo erfchallte nach dem neuen Tefkament die Stimme aus den Wolken: ..dies ift mein lieber Sohn. an dem ich Wohlgefallen habe". fo wurde der Maria durch den Engel die Geburt Iefu mündlich verkündigt ufw.
Diefe Uberlieferungen find fämtlich für den wiffenfchaftlichen Forfcher unannehmbar. foweit es fich um die Ent-
wicklung von Kraft handelt. welche nur unter Ver-
mittlung des Stoffwechfels aus chemifcher Ver-
wan dtfchaftskraft entftehen kann. Hierher gehönen alle Vorgänge. welche eine Muskeltätigkeit vorausfeßen; denn eine folche wird durch den Nervenimpuls im Körper unter den phyfiologifch nach-weisbaren Stoffwechfelerfcheinungen ausgelöft, Wenn irgend ein himmlifches Wefen oder ein Engel. ein zitierter Geift oder ein Ge-fpenft fpriäjt. fo braucht es dazu felbftverftändlich nach Art der menfchlichen geformte Sprachorgane; diefe müffen durch Muskeln in Tätigkeit gefeht werden. die Muskeln aber müffen ernährt werden. um ihre Funktion ausüben zu können. Kein Geift kann klopfen. denn auch das i| eine Kraftleiftung. welche chemifch ausgelöft werden muß. Eine Kraftleiftung ifi auch die Aufrechthaltung. Stehen und Gehen; die Sthatten im .ßades der griechifchen Mythe ..fchweben" heran. fie durften nach dem vom irdifäjen Eindringling mitgeführten Bluttrank. um Kraft zu gewinnen; die griechifche Mythe war alfo verftändnisreicher. als unfere heutigen Spiritiften.
Die Kirche behandelt derartige Dinge allerdings als verwerflichen Aberglauben. Was ift jedoch die in die Bekenntnisfchriften auf-genommene ..Auferftehung des Fleifches" anderes. als eine Materiali-fation auf religiöfer Bafis. Kein Mann der Wiffenfchaft kann ernfilich über die Möglichkeit einer Auferfiehung des Fleifches verhandeln; die Erhaltung der durch göttlichen Machtfpruch wieder zufammengefügten Elemente des Fleifches würde felbftverftändlich auch die phyfiologifchen Bedingungen des Stoffweäjfels beanfpruchen.
Da das „A011 possnmns“ der orthodoren Kirche jeder Umge-
lkaltung unzeitgemäßer Dogmen eine fchroffe Ablehnung entgegenfeizt. fo türmen fich unüberfteigliäje Hinderniffe zwifchen ihrer Lehre und den ewigen Naturgefeßen. welche die Harmonie der Sphären erklingen laffen. Es ift zwecklos. über einzeln-e Dogmen zu verhandeln. wo die Grundprinzipien fich unnahbar gegenüberfiehen. -

Solche Betrachtungen wie die vorftehenden find erfichtlich wenig troftreich. ihr Ergebnis ift ein wefentlich negatives. und drohender wie je taucht das verfchleierte Bild von Sais vor unferem geiftigen Auge auf. Die an dasfelbe gerichtete Frage kann jest aber erheblich be- fiimmter lauten. nämlich angefiäfts des drohenden Zufammenbrechens der überlieferten. mit verzweifelter Zähigkeit feftgehaltenen kirchlichen Dogmen muß fie lauten: „Jfi ein Volk ohne Religion über- haupt regieruugsfähig?“
Wenn es tunlich wäre. in den breiten Schichten unfercr gebildeten Bevölkerung eine Abftimmung über die bevorfiehende Frage ins Werk zu feßen. fo würde fiiherliäf eine überwältigende Majorität für die V e rn ein u n g der Frage fein. Die ungezählten Taufende. welche unbedenklich einem Volke ohne Religion die Regierungsfähigkeit ab- fprechen. fie vergeffen aber einen wichtigen Punkt in der Schluß- folgerung: fie leugnen dadurch gleichzeitig jede Hoffnung auf eine er- freuliche Fortentwicklung der menfchlichen Gefellfchaft in der Zukunft. Sie täufchen fich über den geringen Halt. welchen heut fchon das ortho- dore Chriftentum unter den breiten Maffen der Bevölkerung findet. fie fehen nicht. daß in abfehbarer Zeit die Abbröckelung von der Landes- kirche allen Regierungsverordnungen zum Trotz ein Maß erreicht haben wird. wo für die obige Frage eine bejahende Ant- wort gefunden werden muß. oder die Gefcllfchaft geht zugrunde.
Muß es konfequent denkenden. ehrlichen Männern aus den Kreifen der Intellektuellen. den Vertretern der Wiffenfchaft auch unmöglich er- fcheinen. Dogmen. welche den Naturgefeßen ins Geficht fchlagen. mit überzeugung zu vertreten. fo fehlt ihnen doch durchfchnittlich die Neigung und Veranlaffung. a g g r e f f i v gegen diefelbeu vorzugehen. Jch felbft halte ein folches Vorgehen geradezu für verwerflich und frühe diefe Anfchauung auf die gleichen Momente. welche miäj zur perfönlichen Ab- lehnung der kirchlichen Dogmen zwingen. nämliäf auf die Berückfichtigung der natürlichen Veranlagung desMenfihen; eine Berü>fichtigung. wie man fie gerade von den geiftig Höherftehenden billigerweife erwarten follte. Jn früheren Zeiten. zumal in der katholifchen Kirche. half man fich bekanntlich fehr einfach. indem man von dem mit höherer Einficht Begabten das fo- genannte ,.Zucrjkjejum julelleetus“ verlangte und angeblich er- reichte. Es kann keinem Zweifel unterliegen. daß dies Sacrificium nur eine rein äußerliche Formel war. daß die ihr fich aus höheren Rü>-

fichten Unterwerfenden einfach nicht ihre Überzeugung laut werden laffen durften. Aber alle modernen Männer der Wiffenfchaft follten fich klar darüber werden. daß auäf ohne ein folches Zaskjfjcjuol il]-tellecfuß fich noch Spielraum genug für die priv ate ll b er - zeugung des Einzelnen findet; denn das muß auch von den Vertretern der Wiffenfchaft rückhaltlos anerkannt werden: ..es gibt viele Dinge zwifchen Himmel und Erde. von denen fich unfere After-weisheit nichts träumen läßt"; unfere Erkenntnismittel find befchränkt. da wir weder das unendlich Große noch das unendlich Kleine richtig auszudenken vermögen. Aber diefes menfchliche Unvermögen darf nie-mals als Grund dafür herbeigezogen werden. nun auch die uns wirklich verliehenen Erkenntnismöglichkeiten z u v e r a ch t e n.

Verlangt fomit der wiffenfchaftlich Gebildete Rüikficht für feine ehrliche. auf ernfter Forfchung beruhende überzeugung. fo wird er ander-feits dem Teil feiner Mitmenfehen. weläfe unter dem Einfluß der an - geborenen menfchlichen Säfwäche fiehen. eine gleiche Rück-ficht nicht verfagen dürfen. Diefe maäft tatfächlich für die große Mehr-zahl der Menfchen. namentlich unter den Gebildeten des weiblichen Ge-fchleihtes. einen gewiffen religiöfen Halt im Leben notwendig, Der völlige Verlufi eines folchen würde Viele un-glücklich machen. und man wende daher nicht eine endlofe Mühe darauf. ihnen diefen Halt zu entreißen. Möge ihnen das Bild von Sais immer verfehleiert bleiben!

. MW

Fortfeßung in der März-Nummer.

Helene Sarner:
Berliner Portrat- und Genremalerinnen.
Zu den zahlreichen. großen Erfolgen. die die Frauenbewegung errungen hat. gehört auch die den Frauen gegebene Mögliäfkeit. Bildungsftätten zu befuchen. die ihnen vordem verfchloffen blieben.
Nur die Kunftakademie wehrt ihnen noch den Eintritt, Darum find die Kunfijüngerinnen gezwungen. in Privatateliers zu ftudieren. und fo fehen wir fie in München. Paris und Berlin bei den hervorragendften Meiftern. die ihnen gern und freudig ihre Ateliers öffnen. In den großen Ausftellungen zeigen fie dann. was fie gelernt haben. und wirklich. die Refultate find höchft erfreulich.
Natürlich finden wir unter den weiblichen Malern keine Genies wie Lionardo oder Michel Angelo. wohl aber eine große Anzahl von Talenten. die auch. wenn fie in Gefellfäfaft ihrer männlichen Kollegen erfcheinen. Beachtung und Würdigung finden.
In Berlin leben einige ausgezeichnete Porträt- und Genremalerinnen. von denen wir heute fprechen wollen.
Die hervorragenden Blumen-. Stilleben- und Landfchaftsmalerinnen Klara Lobedan. Hildegart Lehnert. Elife Hedinger. Luife Begas-Tarmentier. Katharina Klein. Marie Kirfchner und Eva Storot wollen wir nur eo pWWnf erwähnen und bemerken. daß fie Meifierinnen in ihrem Fache find. Auch Hanna Mehls. die fich außerdem auch noch auf graphifchem Gebiete äußerft erfolgreich betätigt hat. gehört zu ihnen.
Um fo länger wollen wir bei den Genre- und Porträtmalerinnen verweilen und ganz fpeziell bei denen. deren Werke ein eigenes Gepräge. eine perfönliche Note aufweifen.
Da ift zunächft Dora His. eine Schülerin des Parifer Meifiers Eugene Carridre. die unfer Intereffe erregt und feffelt. Sie i| vielleicht die einzige Malerin. die an keiner befiehenden Kunftrichtung fich anlehnte. fondern ihren eigenen felbftändigen Weg ging.
Ihre innerlich vertiefte und vergeiftigte Auffaffung geht Hand in Hand mit ihrem großen Können. Den Beweis hierfür erbringen ihre

Porträts, die von der eigenartigften Wirkung find und beinahe alle
etwas Weltentrücktes. Vifionäres haben.
Die vorjährige Sezeffionsausftellung zierte ein Porträt von ihr.
das Frau Gerhart Hauptmann darftellt und außerordentlichen
Beifall fand.
Auch Sophie Koner. die Gattin des bekannten. verfiorbenen
Porträtmalers Mar Koner. fiudierte eine Zeit lang in Paris. Sie
widmete fich zunächft der Landfchaftsmalerei. und erfi als fie ein
Kinderporträt äußerft erfolgreich ausfiellte. ging fie zum Porträtfach
über.
Wir verdanken ihr eine Anzahl reizender Kinder- und anmutiger
Frauenbildniffe. die alle von liebenswürdig-vornehmer Auffaffung
zeugen.
Eine ganz anders geartete. künftlerifche Individualität ift Käthe
Kollwiß. die in Königsberg geboren wurde. wo ihr Vater Leiter einer
freireligiöfen Gemeinde war.
Schon früh lernte fie dort bei Recherchen und bei Armenbefuchen,
die fie mit dem Vater machte. Not und Elend kennen. Die Eindrücke.
die fie damals empfing. waren von fo nachhaltiger Wirkung. daß fie
ihr gleichfam in Fleifch und Blut über-gingen - nie wieder kam fie
davon los.
Da fie nun mit einem ganz ungewöhnliäfen Zeichen- und Maltalent
begnadet ift und in Königsberg, Berlin und München energifch und
fleißig |udierte, ift fie die Malerin der Unterdrü>ten. Zertretenen. Ver-
worfenen. die Malerin der Armut. der Schande und des Lafters ge-
worden.
Die Radierung und die Lithographie. deren Techniken fie meifter-
haft handhabt. werden hauptfääflich von ihr bevorzugt.
Von ihren vielen Werken find wohl der Bauernkrieg. der Tanz um
die Guillotine und die Zertretene die bekanntefien.
Ergriffen und erfchüttert und zugleich bewundernd und ehrfurchts-
voll fieht man vor diefen genial gefehenen und genial wiedergegebenen
Schöpfungen.
Bei Kornelia Paczka-Wagner. einer Tochter des berühmten Nati-
onalökonomen Profeffor Adolf Wagner. machten fich fchon früh An-
zeichen einer großen Begabung bemerkbar. die fich nach einem mehr-
jährigen. fleißigen Studium aufs erfreulichfte entwickelte. Auch fie be-
vorzugt die graphifchen Künfie. und viele ihrer Werke. die meifiens

Berliner Porträt- u. Genremalerinnen Helene Sarner
phantaftifche und fymbolifche Stoffe behandelny find radiert oder litho-
graphiert.
Nun kommen wir zu Julie Wolfthorn, der ausgezeichneten und
außerordentlich beliebten Porträtmalerin. Sie verfieht es7 ihren Frauen-
bildniffen einen undefinierbar poetifchen Reiz zu verleihenj daß es manch-
mal fchwer fälltF fich von ihrem Anblick loszureißen,
Unwillkürlichj ohne es zu wollen, verfinkt man in Träumereien
vor diefenj mit fo großer liebevoll-weiblicher Auffaffung wiedergegebenen
Porträts der Poetin unter den Malerinnen.
Hedwig Weiß- deren Wandgemälde im Paul Gerhardftift in Berlin
ebenfo wie ihre übrigen Gemälde die tiefe Inner-lichkeit ihres Gemüts
und ihr großes malerifches Können offenbarenj hat fich auch zeiäjnerifch
rühmenswert hervorgetan. Befonderen Beifall erntete die fo vielfeitig
begabte Künftlerin mit den für die Münchener Jugend gezeichneten
Titelbildern und auch mit einigen Plakaten,
Diefe Vielfeitigkeit der Begabung ift auch Käthe Münzer eigenf
die eine der begabtefien unter den jüngeren Malerinnen ift.
Sie befißt u. a. eine bei Frauen höchft feltene Gabe, einen köftlichen
Humor, den wir bei ihren originellenj wißigen Karikaturen bewundern
können.
Doch auch als Genre- und Porträtmalerin hat Käthe Münzer einen
Namenj den fie ihren auf vielen Reifen in Frankreich Belgien und
Holland entftandenen Werken und ihren ausgezeichneten Porträts
dankt. Auch Alt-Berlin lockte die Künftlerin zu einigen reizvollen
Bildern,
Unter ihren Porträts erregten befonders das des Berliner Ehren-
bürgers bl'. Langerhans und das des Schriftfteller-Philofophen Julius
Hart großes Auffehen.
Liebenswürdig und vornehm ifi die Kunft der beliebten und fehr
begabten Sabine Lepfins.
Ilfe Schüße-Schur ift gleich talentvoll als Zeichnerin und Malerin.
Man hat eine große Freude beim Anblick ihrer reizvollen Arbeiten,
Mit der Radiererin Anny Löwenfkeinj die von vielverfprechender
Begabung iftj wollen wir den Reigen fchließen.

.Rund
UherdieEntftehung des chrifilichenLogosbegriffs verbreitet fich der Philologe A. Schwartz in einem foeben in den „Nachrichten“ der Göttinger Akademie erfchienenen Auffalz. der den großen. tertkritifchen Schwierigkeiten des vierten Evangeliums mit rückfichtslofer. wiffenfchaftlicher Schärfe zu Leibe geht. Gerade die Identifizierung Iefu Ehrifti mit dem welterfchaffenden „Worte“ hat nicht bloß die Spekulation der folgenden Jahrhunderte zu kühnen metaphyfifchen Konfiruktionen herausgefordert. fondern auf lange Zeit hinaus auch die Köpfe der Eregeten verwirrt. Daran hält auch Schwarh fefi. daß der Logosbegriff des alerandrinifchen Rabbiners Philo mit demjenigen des ..Johannesevangeliums“ identifch if'i. aber er beftreitet energifch. daß ..jener flache Schweißer“ den Begriff aus der griechifchen Spekulation herausgeholt habe. „Die Herkunft ift nicht die fioifche oder platonifche oder irgend eine griechifche Philofophie. fondern die jüdifchefpekulativeEregefe.“Durchzahlreiche Parallelen erhärtet Schwartz die Tatfache. daß die platonifchen. fioifchen. pythagoräifchen Feßen bei Philo kein einheitliches Syftem ergeben und ihre Widerfprüche fich nur dadurch erklären laffen. daß hinter dem allen der Jude fieht. dem die griechifche Philofophie nur eines von den Mitteln ift. das Gefelz zu kommentieren oder als höchfte ethifche
u,
lcha
Offenbarung zu preifen. Nach echt orientalifcher Auffaffung zeigt fich denn aua) ihm das Wefen Gottes im Namen. aber nach der fpätern jüdifchen Superftition darf diefer Name nicht genannt werden: an feine Stelle treten die „Kräfte“. deren fchwankendes Wefen ihre Vielnamigkeit. ihre geringe Abgrenzbarkeit gegen einander bedingt. .fKräfte'l und „Engel“ aber find dasjenige am göttlichen Wefen. was von den Menfchen erfaßt werden kann. und fontit für Philo identifch. Die Engel felbft heißen oft genug L o g oi the o u. „Worte Gottes“. Jfi alfo der Logos bei ihm der ..ältefke der Engel“. fo if'k er einfach das Wort. womit Gott

auch nach der Weisheit Salomonis (9. l) die Welt erfchaffen hat. und nicht das immanente Weltgefelz der fkoifchen Philofophie. Wort und Weisheit find in der philofophifchen Lehre auch weiterhin eng verbunden: aus dem Worte fließt die Lebensweisheit. und die Weisheit kann mit dem Worte nicht in Widerfpruch geraten. Mit Befiimmtheit pflegt alfo Philo den „Logos“ als den'..Göttlichen“ zu bezeichnen. denn er fpekuliert nicht etwa über die Vernunft an fich. fondern über das Wort Gottes. das über alles menfchliche Denken erhaben ift. ?Erft die chrif't-' liche. fpätere Spekulation hat den abfoluten. zufaßlofen Logos eingeführt und der Prolog des 4. Evangeliums. der aus denfelben Quellen wie Philo fchöpft.*hat mindefkens

das meifie'idazu beigetrageny daß „das Wort“ an und für fich ein meta-phyfifch-myfiifcher Begriff wurde. Der Verfaffer diefes Evangeliums erfaßt den „Wortllbegriff mit aller Konfequenzy läßt das Wort fchon vor der Fleifchwerdung des Herrn befiehen und feßt damit die Menfch-werdung des Wortes an die Stelle der Taufey mit der bei den Synop-tikern die Miffion des Heilandes be-gann. So kann denn auch Iefus hier zum Baier geheny um nicht wiederzukehren: die Jünger be-halten das Wort in der Form der Gebotey die zum Vater führeny zu ihrem Schulze genügt der „Paraklet“ y der „Tröfier". Diefe innere Ge-fchloffenheit der Erzählung ift frei-lich fpäterhin durch Überarbeitung mannigfach und fiark gefiört worden. Dennoch läßt fich die geiftige Per-f önlichkeit desVerfaffers durchfühlen: kein naiver Rachel-zählen fondern „ein gewaltfam konzipierenderx höchfi individueller Dichter treibt hier fein Wefeny der von den Heldentaten feines Gottes ein ganz neues Lied anzufiimmen fich unterfängt.“ Sein Held ift nicht der mißhandelte und verlaffene Knecht Iahvehsy fondern eine heroifche Kämpferperfönlichleity die ihre Göttlichkeit von Anfang an offenbart und auf den Schutz ihrer Anhänger verzichtet. Er fchrieb zu einer Zeity wo die urfprünglichen Ereigniffe fchon etwas verblaßtem und doch foxfrühy daß er die fynop-tifche Überlieferung noch frei um-gefialten durfte. Seine Poefie offenbart von hellenifchem Wefen mehr als einen Hauch; aber der Logosbegriff ift nicht griechifch. Um das merkwürdige Werk aber zu er-haltem mußte man es in der ange-deuteten Weife überarbeitenf und mindefiens zweimal hat folche Re-daktion eingefeßty um das vierte Evangelium in ein einigermaßen erträgliches Verhältnis zu der fynop-tifchen Überlieferung zu bringen. P.

Randgloffen zu Edgar Poe.

'

1.'

Ich glaube nichty daß das ameri-kanifche Milieu Poe feindlicher gm wefen ift als das franzöfifche Milieu irgendeinem unferer Zeitgenoffen,

Er hatte Feindey aber auch literarifche
Freundey Bewunderer/ er lebte
mit zwei Frauem die er anbetetey
Mrs. Klemm und Virginiay er ge-
wann fein Leben durch eine Arbeit-
die ihm nicht mißfallen zu haben
fcheint- denn er liebte esy zu fchreibeny
und nicht nur feineGefchichteny feine
Gedichtey fondern auch feine Artikely
er ift fireitfiichtigy er fchlägt fichy er
gefällt fich in Polemikeny wo er das
letzte Wort haben willy wenn auch
feine Infolenz nicht geeignet ifty die
Gegner zu entwaffnen. - Man
erkannte feinen Wert nichty aber
man gab feine relative Überlegen-
heit zu/ man kann für ficher fageny
hätte er fie erlebty fo wären feine
letzten Jahre die eines literarifchen
Herrfchers gewefem er war„ felbfi
in der verfchenerten Intelligenz
feiner Landsleutß die Reputation
Longfellows zu befiegen befiimmty
gegen den er graufany und der doch
gegen ihn gerecht war.
In England wäre er ja mehr
gewürdigt wordem denn hier ift
ein wirklich intellektuellesy wirklich
ariftokratifches Publikumy für das
eine originale Seite eine Wohltat

..7f.1._:a „..:: ...x ?ZZ-c .
.. p .- E _ -Ö . .a S J :HH
... „ y... 1K „: fl. . NZ:: WW
s.
L.; :z W:
:ZZ
l'.
:CO-NH_ \)
e
Hm:
:ZW
.._. c.
of
...F
OI
7
.' . . ..m-
V Ö . .
._ [t
X. It‘ . I
...,-
twoki
.IlooJJ;.§Q..L’
. ' .r. .
Y. P. 'M' o"! Mc.;
.x ..N4 j .) a...
x7..
,KZ-dv...
g—u

OF
C4 Lift) R M} P. /

ifi. und das fich geldliah dankbar zu zeigen weiß. Der Engländer zahlt für fein Vergnügen.

In Frankreich hätte Poe vielleicht mehr gelitten. So wenig wie Baudelaire. wie Flaubert. wie Villiers. wie Berlaine. wie Mallarms wäre er imfiande gewefen. fein Brot zu verdienen. Seine Erzählungen wären wie die Villiers von der Maffe der demokratifchen Lefer mißachtet worden. und keine Revue. keine Zeitung hätte feine höhnifchen heftigen Kritiken gebracht. die plötzlich ihre angreifende Heftigkeit nur aufgeben. um in einem Stil von manchmal etwas harter Präzifion die dunkelften Probleme des Ausdrucks und des Gedankens zu behandeln.

Ein Schriftfieller von hoher Intelligenz beurteilt immer fein Milieu als das fchlimmfte von allen. in denen er hätte leben können. Die Verachtung Poes für die Amerikaner hatte Schopenhauer für die Deutfchen. Earlyle für die Engländer. Leopardi für die Italiener. Flaubert für die Franzofen. Einige wiffen. daß alle menfchlichen Herden einander gleichen: fie haben keine Sehnfucht. auf andern Wiefen ein immer von der Schlechtigkeit der Menfchen vergiftetes Gras zu weiden.

2.

Es ift nicht immer ein logifcher Bezug zwifchen dem Leben und dem Werk eines Schriftftellers. Das Leben geht wie das Waffer eines Bergfiromes. eines trägen Fluffes. eines lufiigen Baches. und die Blumen. und die Werke. die an den Ufern wachfen. haben ihren difiinkten Charakter: das Bächlein fchmückt fich mit den ftolzeften Schwertlilien und der Bergftrom mit den fadeften Blümchen. der Fluß läuft durch einförmiges Gras. Ein tragifches Werk impliziert nicht ein fiürmifches Leben. die Literatur revolutionärer Epochen ifi oft das Schafsgeblöke einer Hufweide. man hat in Eromwell die Erklärung Miltons gefucht: die Fabeln des Florian erfchienen 1703.

Poes Leben hat nichts Ungewöhnliches. Es war das eines Schriftftellers. Mitarbeiters und Herausgebers von Zeitfchriften. Wie andere hatte er klug fein Leben zweigeteilt;

der große Dichter war auch ein täti-
ger Literat. der oft bis zum Pedan-
tismus ein eingeborenes Bedürfnis
feiner Zeitgenoffen: die Epifiel zu
lefen. fieigerte. Es ifi abfurd. fich
Poe als einen krankhaften Träumer
vorzuftellen. er war gebildet bis zur
Gelehrtheit. und feine präzife und
fcharffinnige Intelligenz hatte etwas
ven dem. was Pascal den esprit
gäomäfl-ique nannte. Man kann
annehmen. daß er fich feines Schick-
fals und feines Genies völlig be-
wußt war.

3.

Die Familie Poes war irländi-
fehen Urfprungs. Kann dies. und
fein Wohnort in Baltimore das katho-
lifche Odeur feines Werkes erklären ?
Er fpricht manchmal wie Tertullian
und Jofeph de Maifire. Er liebt die
Regel. er verteidigt die Regel. glaubt
fich der Regel zu bedienen. er. deffen
Originalität fo befonders ifi.

4

Er glich merkwürdig feinerMutter.
es ifi dasfelbe Gficht. das eine weib-
lich. das andere männlich. etwas

Jungenhaftes in der Haltung der Schaufpielerin erhöht noch die Illu- fion. Sie dürfte auf ihn nur einen rein phyfifchen Einfluß gehabt habenx er verlor fieim Alter von zweiIahren, fein Vater war bereits gefiorben. Poes Originalität entwickelte fich um fo freierj als fie von keiner ange- nehmen Autorität gehemmt wurde z viele allzu überwachte. zu gut er- zogene/ zu fehr geliebte und nah- gehaltene Kinder bilden ihre junge Intelligenz nach der der Elternf emp- fangen fo oft fo tiefe Eindrückm daß diefe für immer ihre cerebrale Akti- vität befiimmen und meifiens auf- heben, Viele mittelmäßigen Eltern haben fo ihre Kinder unterdrückt. Keine Spur im Leben Poes von Freundfchaften von Mann zu Mann j aber tiefe weibliche Affektionen: Mrs. Clemtm Frances Osgood, Er hat übrigens gar kein Vorurteil gegen die Frauenj in feinen Kritiken macht er niemals vorher eine Difiinktion zwifchen Büchern von Männern und Büchern von Frauen. Er bewundert aufrichtig Frances Osgood. Er liebte die Gefellfchaft der Frauenz ihre Konverfationj ihren Geiftj fcheint aber niemals mehr von ihnen ver- langt zu habenx die Keufchheit feiner Schriften war die feines Lebens. ein recht feltenes Zufammentreffenj denn man weiß daß dies der unbefiändigfte Bezug zwifchen Menfch und'iWerk ifi. Weiraeat nodio pagina fchrieb Aufonius an Paulinf da er ihm die Epigramme fchickte und rita probe., wobei er alle alten Autoren zitiert: quibuo Weeks. 'ita fait et 182W. mutet-ia.

5.

Hier ifi der Kontrafi zwifchen Poe und BaudelairejJntelligenzen fo glei- cher Formj erzeffiv. Eine nicht ver- öffentlichte Vorrede der lq'leora (In U81 refümiert feine Äfihetik:
8011 eine 'änärable Stab? (13118
lo. wie
Lt an. rer-tn rjdjdle -
68.1- j'ai (10 chaque above anti-nit
1a quintenaence:
'ku m'an (laune la bone et j'en
ai fait (ie 1'0r,

Baudelaire verachtet die zivili- fierte Frau- weil fie zu wenig zivili- fiertx zu natürlich zu infiinktiv ifi. Das Weib hat Hunger und will effenf,

Durfi und will trinken. Sie ifi läufig und will geküßt werden: auch ein Verdienfi! Er behandelt fie als in- feriorj weil die Frau in ihren Liebes- äußerungen nie die Seele vom Leibe trenntX das Gefühl von der Emp- findung. Man kann ja nun darin wirklich eine Schwäche fehenj aber an dem Tage„ da die'Frau die Kraft erworben hay wie der Mann Sen- timent und Senfation zu trennenf wird fie von dem uns bekannten Wefen fo fehr verfchieden geworden feinj daß man ihr einen anderen Namen wird geben müffen.- Es ift wahr„ ihre Freiheit kofiet fo viel. ifi aber vielleicht ein bißchen teuer.

6.

Poe äußert nirgends feine Mei- nungen über das Volk. Das Prole- tariat erifiierte zu feiner Zeit in der Union nichh wie es in Europa nicht erifiierte zur Zeitx da es noch freies Land gab. Er fah keine Revolution. Jetzt erfi fieht man dasBolkj wenn es aus feinen Höhlen hervorkommt und fich für den Profit eines Dutzend Lumpenkerle umbringen läßt. Bau- delaire fah die politifche Rolle der Spißbuben nicht verächtlich anf er

fand die kannste. gene zu feige.
„Bloß die Spißbuben find hinreichend überzeugtj um zu reüffieren.“ Er dehnt die Bedeutung des Wortes fehr weit ausj wandte fie auch auf den fchweren und aphorismenreichen Bourgeois: „kersouuage frojcl, rai-nonnadle of mlxajre, ne xml-laut 88118 nenne que (le rer-tu et a'äeonomje, j] uaooaje rolontjern een (jeux Kade-z, j] n une espdee (I'jntelljgeuae Q lu Kranklin; c'est un eoqujn n18 Franklin.“
Diefes rapide Urteil ifi nicht ohne Eleganz.

7. '

L" Poe verteidigt gern die Dichter. Erklärtj ihre Reizdarkeit komme da-herh daß fie eine fehr genaue Per-zeption des Schönen haben und daher auch des Häßlichenj des Wah-renh FalfchenjRechten und Unrechten. Wer nicht reizbar fei„ fei kein Dichter. Er verteidigt fich felber; denn er war fehr irritabeh manche feiner litera-rifchen Urteile find bös bis zur Grau-famkeit. Baudelaire verteidigt Dich-tung und Dichter anders: „Vanuülß ya!- eanaüle, j'enteucla deux (111i ne ne ooouajwent pas en poäeie.“

8.

Edgar Poe zwingt fich uns we-niger durch die logifchen Wahr-fcheinlichkeiten feiner Deduktionen auf„ als durch den fouveränen Ton eines affirmativen und abfoluten Wortesh er hat eine Art„ fich des Lefers mit den Gefien einer ver-achtungsvollen Herrfchaft zu bemäch-tigenh gegen die man keine Abwehr findet, So der Anfang der fechs erfien dürfen/ f'iarkenh fauberenj wahrenj mächtigen/ bedrohenden Seiten der Handfthrift in der Flafche. Er hat uns und führt uns wie Skla-ven zu dem ironifchen Nichts feiner Konklufionj und wir verlieren uns gern in den mythifchen Tiefen des Stromes Ozean.

9.

Eines Tagesj da ich den gefeffel-ten Prometheus las„ hatte ich den Eindruck einer Erzählung von Poe. des Haufes Ufher. Kein Dichter feit den Griethen hat wie Poe das Ge-fühl des Faturnsy der tragifchen Notwendigkeit.

10.

Selbfi in Leidenfchaft und Ver-

zweiflung bewahrt Poe eine iro-
nifche Kälte, Es ift zu viel des Ge-
fuchten und Gewollten (doch wenigerj
als er glauben zu machen verfucht)
im Ausdruck feiner Schmerzen und
Träume. Übrigens hat erj wie fchon
Baudelaire fagteh nie fein poetifches
Ideal erreichtj als welches der ora-
torifche Vers warh breit„ fließend„
l'lary heftig.
Es ift wahrh anderwärts fagt er
das Gegenteil und behaupten die
Dichtkunft muß ein Werk des Willens
und der Präzifion fein: Poej der fich
oft wiederholt hatj hat fich auch oft
widerfprochen.

11.

Poe ift der fubjektivefte der fub-
jektiven Dichter. Die Schrecken. die
er kalt zu erfinden fich rühmth fpürt
er und erleidet er. Die Furcht und
der Schmerzj der die Furcht fchwän-
gertj das ift das einzige Thema feiner
Gedichte fowohh wie auch feiner
fchönfien und feinem Genie konfor-
mefi geborenen Erzählungen. Aber

bloß in den Gedichten gibt er das Gefiändnis feiner tiefen Zärtlichkeiß die fein Leben verwirrte und entzückte- er fchrieb feine Erzählung für jedermannh feine Gedichte für fich und einige Frauenx die Erzählungen find nur der halbe Poe„ die Gedichte enthalten ihn ganz.

12.

Einige haben geglaubty der wahre Poe fei der Mann des Magnetismus. der Phantasmagorieh derPerverfität- der Myfiifikation. Ich denke das nicht. Diefe» das ifi der gegen die demokratifche Plebs irritierte Poe- gegen den ignoranten Journalismusx und der- fiatt fich zu ereifernz fpottet. Aber wenn ein Poe fpottetx fo erhebt er fich fo hoch„ daß fein Ulk eine wohltuende Lektion fcheint: und jene felbfi/ denen er vergeblich das Abfurde und Unverfiehbare erklärß laffen fich myfiifizieren um des Vergnügens willen„ an fo mächtigen und vollendeten Spielen teilzuhaben.

13.

Von allen Myfiifikationen ifi jene der Entfiehung eines Gedichtes die am liebften und längfien geglaubte. Der Vulgus war gefchmeichelß vom Dichter felbfi zu hörenx daß die Dichtkunfi nichts weiter fei als eine gewollte Kombination von Tönen und forgfältig danach gewählten Gedanken. Es ifi klar- daß Poe fich herrlich amüfiert hatx als er fein Parador fchrieb: das genügy es legitim zu machen. Diefes Parador ifi durchaus nicht die Bekanntmachung der Arbeitsmethode Poes: die bleibt uns wie allen andern unbekannt. Kaum- daß wir felber wiffenx wie wir arbeiten- wie uns die Gedanken kommenX wie wir fie gefialten: wiffen wir es zu guy fo können wir überhaupt nicht mehr arbeiten. Das find Fragenh die zu vertiefen ein Schriftfieller fich hüten foll. Es ifi recht gefährlich„ zu viel über feine Handlungen- fein Leben zu reflektieren: das Erkenne-dich-felbfi ifi vielleicht die fchädlichfie Dummheitx die je vorgebracht wurde. - Poes Syfiem im Raben nimmt anh daß ein Dichter in einer kurzen Spanne Zeit alle möglichen Kombinationen der Worte fich vorfiellen kannh die um einen Gedanken fich gruppieren können. Das will fagenx daß er das Abfurde

annimmt- denn das Prinzip jeder gefchriebenen Kompofition ifi die Affoziation und Verkettung von Gedankem Bildern- Tönen. Man bewegt fich alfo in einem wenigfiens relativ Unendlichem die Direktion des Willens kann nur auf das Unmittelbare geübt werden- auf das Bekannte7 die Sinnex die Gedanken-die Bildet) die aus dem Plane des Bewußtfeins auff'ceigenx der Wille kann niäzt auftauchen machen und das Bewußtfein kann nicht kennen-was außerhalb der gegenwärtigen Aktivitäten der Intelligenz fich bewegt. Alfo ifi in der Kompofition ein ungeheurer Teil unerwartetz unvermutet entfianden. Meint ein Dichter; er redigiere/ rationell und aus freien Stückem ein Gedichß fo düpiert ihn eine pfychologifche Täufchung. Man kann ein Bild aus feinem Gehirn nur wählenX wenn das Bild wie ein Gefiirn im Horizont des Bewußtfeins auftaucht; wie es aufgefiiegenh wie es fichtbar geworden ift„ davon wiffen wir nichts: das vollzieht fich in der undurchdringlichenNacht desUnterbewußten.

Remy de Gourmont.

Rundfchau
Bilderbuch.
Der fingende Soldat.
Es zog ein Trupp Soldaten durch die grünende Welt. Fürbaß ins blutige Feld. Achy was ein junges Blut ifty fchiert fich wenig. So klappten fie auf gemuten Sohleny tauchteny fchulterten die Knarre und lachten wohl dazu.
Da war einer druntery der fang den ganzen Tag und gab fich von Herzen als offener Kamerad. Neben ihm ging einer herF den drückte der Stiefel. Unfroh fah er dreiny trug ein Paar tiefliegender Augen und eine fpißige Nafe vor dem Geficht.
So ging's denn vorwärts. Der eine fangy der andre aber fragte: „Warum kannft du nur fo fingen ?“ Da fah der Kamerad ihn an: „Warum gehft du neben mir fo frendlos her?“
„Pah/ ich weiß nichty warum ich fireiten foll. Hab' keine Zeche und werd' es mit dem Leben zahlen müffen. Das maaht meinenGrimm l“
Da fprach der andre unverdroffen: „Ach- Kamerad! Es ift nicht gut„ an feinen Tod zu glauben. Siehy mich wird keine Kugel treffen!“
Sie fchritten hiny und das Lied hub zu fchwellen an:
Kein fchön'rer Tod auf Erden ifty
Als wer vorm Feind erfchlagen
Auf grünem Plan in weiter Welt
Nicht hör'n darf groß Wehllagen..
Im dämmernden Morgen trieben fie querfeldein in die lärmende Schlacht. Und liefen über den Sturzacker mit pochenden Pulfen. Da warf einer die Arme hoch und fiel jäh auf das heiße Geficht. Der erfte war's, Der fingende Soldat.
Der aber fein Nebenmann wary brachte in aller Kriegszeit die Nafe nicht aus der Deckung heraus. Strich ein den Erfolg eines langen Dafeins und hatte es bald zuwege gebracht und feines Kameraden ganz und gar vergeffen.
Die Biere und der Tod.
Die Not hatte fie zufammengepfercht. Drum waren fie aufgebrocheny ein ftilles Eiland im Meer draußen zu fucheny und verließen die Berge: ein Greis und fein Töchterlein F jung Ettolf und feine Säugamme.
Doch als fie fieben Tage und eine

Nacht gereifi warem fahen fie im
Mondlicht fernhin den Saum des
Meeres fchimmern.
Als gegen Oft das Licht der
Sterne lofch/ war ein lahmender
Gefell auf der gleichen Straße ge-
kommen. Der trottetefeitherfchweig-
fam nebenher. Bei einer Biegung
der Straße war's. daß er fich ver-
maß- das rüftige Weib mit derben
Knochen anzufahren. Die aber ftieß
den Unhold vor die Brufi und hieß
ihn feiner Wege laufen. Da gingen
die Biere fürbaß. ..
Doch der Tod war's gewefen. . .
Und wie oben im blaffen Himmel
feine Schattengeftalt fiand in Spig-
hut und Manteltuchy jung Ettolf trat
furchtlos hin und hieb den Lotter-
buben niederF daß die Knochen
knackten.
Wie wenn über den nahen Erd-
boden etwas geifierhaft verriefelte„
war's noch gewefen. Dann fprühten
die Tautropfen auf in den Strahlen
der fieigenden Sonne.
Eine Weile wieder - und im
Bache fchauerte eine Welle den Lauf

hinauf- am fiillen Hange brö>elte
jäh ein mürber Stein.
Und als fie bergan wieder leuch-
ten„ fiand oben auf dem Heidekamm
der wartende Tod.
Da fprach der Alte und feine
Augen baten:
„Laßt micht ich will abtreten --“
Ließ den Kopf finken und trat
über die Knorren der blühenden
Erika. Aus tieffier Not feines jungen
Herzens fchluchzte da das Mädchen-
das an den zwei alten Händen hing.
Und als der Alte zum Tod hin-
kamp fanken ihm die kraftlofen Kniee.
Der Tod aber hob den knochigen
Arm und rührte den Scheitel des
Kindes. Das fiürzte leblos zu-
fammen.
Da fchrie jung Ettolfp daß ihm
der Schaum von den Lippen flocktep
und fiel über den Leib des jungen
Mädchens.
Denn er liebte fie fehr.
und _das
Der Jüngling
Bild n i s. _
Schöne Augen han weinenden
Mund.
Irgendwo klang einmal dies alte
deutfche Wort.
Über der wurmfiichigen Kom-
mode„ daran feit langenIahren fchon
die matten Holzplättchen fich hoben
und ausfprangen7 hing das Erbfiück
aus verfäwllenen. erinnerungsleeren
Beziehungen: das dunkle Bildnis
eines Mädchens.
Ein Blühen in den feingefchwun-
genen Lippen„ doch verhaltene Weh-
mut und verfunkenesÄLeid unter den
langem glänzenden Wimpern.
Er war ein Vurfch in der voll-
blütigen Kraft hochgemuter Streit-
barkeit und mühelofen Siegens.
Trug Augen im Kopfe: mattfchwarze
Perlem gefaßt in fchimmerndes Por-
zellan.
Da kam die erfie- grimme Not.
Unter den Vielen |arbN der fein
Freund war-p reifer und herrifckx
fein Bündnis und Blut gewefen
war. Starb und kam um Alles.
Und es faß der junge Burfch mit
brennenden Lidern in der Sofa-
ecke. ließ das wirre Haupt hintüber
hängen und hatte die Tränen ge-
wifcht. Knirfchend und voll verhal-
tener Scham.

Da fchaute das alte Bild her und
hing an feinem groben Nagel.
Und ward mit einem Male ganz
fein Eigen.

Der Tölpel und die drei
Masken.

Es begab fich aberx daß ein junger
Tölpel mit einem alten Männlein
auf anmutige Weife in Unterhaltung
kommen wollte.
Das alte Männlein trug ein Paar
pfiffiger Augen in feinem runzligen
Vogelkopfß der Tölpel hatte ein un-
modelliert gutmijtig Gefichte.
Da fiel über eins das alte Männ-
lein aus und meinte verkniffenen
Lides„ kluge Menfchen führten viele
Masken vor dem Antlißx aufleuch-
tende und abdunkelnde.
„So„ fo'ß (allte der Tölpelf
„das finde ich gut!“
Ging hin und kaufte fich der
Masken drei/ eine luftigex eine gleich-
gültige und eine traurige.
Kam wieder und fragte das
pfiffige Männlein. wie er's jetzt
machen folle.
Da fchnob das pfiffige Männlein
aus dem haarigen Nafenloche- be-
fiellte einen fiarken Knecht und ließ

Rundfchau
den Tölpel vor des Haufes Türe
tragen.
Johannes Leonardus.

Der Kongreß der Erdgeifier.

Es ging duräz einen ganz dunklen Gang.“ Und ich wußte nicht- wo ich war. Da gab es plötzlich einen fürchterlichen Knall- und ich ftand in einem hellen riefigen Grottenfaal. Überall -- an den Decken- Wänden und unten - prächtiges Gefchmeide. Das glänzte und funkelte; alles Licht kam von diefem Gefchmeide. Und mir war fox als würde etwas Trübes vor meinem Auge fortgezogen. Da fah ich„ daß das Gefchmeide lebendig wurde. Viele große Glutaugen funkelten in dem Gefchmeide - Geifier waren's - Erdgei-Xer. Es waren wohl 30 W() Erdgeifier in dem großen Grottenfaal verfammelt, Ich fiand in einer Ecke und konnte mich nicht bewegen. Aber ich hörte- daß fie fprachen - in einer fremdartigen Sprache. Doch ich verfiand Alles. Ein Erdgeifi- in dem rubinartige Augen flackerten- fagte:

„Wir können's nicht länger aushalten. Es geht nicht. Das Menfchenvolk muß aufgeriittelt werden. Tun wir ihnen Gutesx werden fie lethargifch. Führen wir' fie fo„ daß fie die koloffalfien Entdeckungen machenx fo blähen fie fich auf und benehmen fich wie Kinder - geben fich mittelalterliche cTitel und Orden mit Raubtieren."

„Es ifi zu fchrecklich„“ fagte ein andrer'Geifi- „daß fo feltfame Mittel nötig find„ um eine fabelhafte Energie zu erzeugen. Wir können uns doch den Menfchen nicht noch deutlicher bemerkbar machen. Es geht doch nicht. Dann würden fie ja nur glauben- daß fie nichts als Organe der Erdgeifier findx und fie wiirden dann gar nichts mehr tun.“

„Das Tempo befchleunigen !“rief ein dritter Geifi.

Und ein Vierter fagte milde:

„Das ift fchließlich nur durch ein großes Sterben zu erzielen. Die Völker find ja noch lange nicht erwacht. Heute leben ja nur Einzelne. Und deshalb können wir wohl ein großes Sterben zur Aufrüttelung des MenfchengefchleGts anwenden."

„Das können wir! Das können wir!“ rief man da von allen Seiten.

„Wenn es Völkern fchlecht geht/U
fagte ein Geifi mit harter Stimme-
„dann entwickelt fich ihr Geifiesleben
viel beffer als fonfi. Das fehen wir
an Rußland." __
Da rief eine Stimme hoch oben
in der Decke:
„Aufl Auf! Am Atna haben wir
zu tun! Es kommt gleich!“
Im ielben Augenblick wrrde es
finfier.
Und dann hörte ich ein donnern-
des Knirfchen.
Die Erde bebte.
f' Paul Schecrbart.
Der Bilderfireit ini
Reichstag. " g
[Die künfilerififhenAngelegenheiten
des Reichstages find ein Fonds er-
heiternder Entwickelungen. Irgend
ein Teil des hohen" Haufes begeht
eine hahnebiichene Ungefchicklichkeit-
daraus entfiehen dann Debattenx
in denen mit wachfender Energie
hüben und drüben Standpunkte ver-
treten werdenx ohne daß ein wefent-
liches Wort zur Sache fälltx und zum
Schluß wird irgend ein rapider Ent-

fchluß gefaßt- der die Ungefchicklichkeit des Anfanges genau fortfeßt und zu erneuten Diskuffionen Anlaß gibt. Die Gefichtspunktq die bei diefen Auseinanderfetzungen zutage gefördert werden„ reproduzieren ungefähr die Anfchauung unferes „gebildeten" Mittelfiandesx der zur Kunfi aus Bildungsrückfichten ein leidiges Sonntagsverhältnis unterhält und fich bei repräfentativen Gelegenheiten fiets ihrer erinnert- um fie zu einer frhallenden Phrafe aus: zubeuten. Ich erinnere mich einer einzigen künfilerifchen Diskuffion/ die das kulturelle Anfehen desReichstages nach außen hin nicht in Frage fiellte. Das war vor drei Jahreny als der Abgeordnete Kardorff die Angriffe des Zentrums gegen die SezeffionmitfehreinfiÖtigenWorten zurückwies- gegen die Sezeffiom zu der er freilich durch feinen Sohn Familienbeziehungen hatte. Es wäre gutx wenn der Abgeordnete Arendt- der fich diesmal zum Nufer im Streit gemacht hatte„ wenigfiens unter dem Einfluß familiärer Beziehungen fich ein wenig Mäßigung auferlegt hätte. Was er in feinem nichts durchbohrenden Gefühlex von keinerlei Sachkenntnis getrüby von keiner Nückficht gehemmy an künftlerifthem Urteil verlaufen ließx verdient in der Tat vermerkt und als fymptomatifches Zeugnis für', die Kultur unferes Mittelfiandes etwas näher beleuchtet zu werden. Es handelt fich gar nicht darum„ ob die Iankfchen Bilder gut oder fchlecht find: betont muß werdenx mit welchen Gründen gegen fie gefochten wurde. Hat man bei der Kritik je ein Wort über das Kompofitionelle der Bilder gehört- über ihre Farbenzufammenftellungenx über die Fähigkeit der Farben- feftlich und dekorativ zu wirken! - Man hörtex und Kronzeuge war ein alter Reichstagsdiener- daß der 2. September 1870 ein warmer Sommerabend warx daß der alte Kaifer nicht frierend und in feinen Mantel gehüllt auf dem Pferde faß- fondern frifch und glänzend von Siegeszuverfichy und daß die Ulanen damals andere Lanzen hatten. Die hifiorifche Richtigkeit in Ehren: aber in dreißig JahrenF und die Bilder hätten doch wohl länger

hängen follen„ lebt von den alten Reichstagsdienern- die mit „dabei“ waren und hifiorifche Kritik üben können/ wohl keiner mehr„ und dann werden wohl doch nur die künfile-rifchen Qualitäten in Frage kommen. Man hätte fich alfo als Kritiker auf diefe allein konzentrieren follen. Ich bin nun nicht der Meinungx daß die Bilder Janks Meifierwerke der deko-rativen Malerei find z ja/ im Gegen-teilx ich bin fefi überzeugtx daß er dasgroße Format garnicht beherrfcht-daß er auch im großen ein Detail-maler bleibtf der umfaffende/ raum-fchmückende Zufammenhänge nicht zu fchaffen vermag. Aber ich erhebe im Ernfi die Frage: welchen Fresken-maler haben wir in Deutfchland? Herrn Anton von Werner! Ich wette: wenn die Ausfchmückungskommiffion vor drei Jahren den Auftrag Anton von Werner zugefchanzt hätte- es hätten nur einige Kritiker etwas da-gegen gehabtx der Reichstag aber hätte es fich wohl gefallen laffen. Oder wie wär'sx wenn z. B. der ver-ftorbene Hans von Marees noch lebte - menfchlich ift das noch leicht möglich - und irgend ein feltfames Mitglied des Reichstages hätte wie

der bayrifche Gefandte von .Lerchenfeld Einfluß gewonnen und ihm den Auftrag verfchafft? Einmütig wie ein Mann hätte fich der Reichstag gegen diefe Entftellung feiner Wände empört undfolange Proteft erhoben- bis die Bilder endgültig entfernt würden: und doch wären es Werke erfien Ranges gewefen. Das ift das Kuriofe und Nachdenkliche an der Sache: mit Kunfi hat fie wenig zu tun. Wichtig ift- daß man fich wieder vor Augen hät» welch fubalternen Gefichtspunkten bei uns künfilerifche Dinge unterworfen werden. Daß bei der Ablehnung die partiknlarifiifchenGegenfäße zwifchen Bayern und Preußen geltend warenx wie die Münchener Künfilerfchaft mit etwas verdächtigem Eifer behauptetx glaube ich nicht; wohl aber- daß man die ganze lärmendex armfelige und uns kompromittierende Debatte hätte vermeiden k5nnen- wenn man fich von vornherein an den Gefchäftsordnungsgang gehalten und fich mit feinen Wünfihen ohne weiteres an einen bekannten preußifchen Hohenzollernmaler gewandt hätte*).

Müller-Kaboth f.

*)DiefeNotiz war die leizteSeitex die Konrad Müller-Kaboth fchreiben konnte. Fünf Tage darnach war er an Blutvergiftung gefiorben. Er wurde fechsundzwanzig Jahre alt. Schon fierbend- war er noch immer von der fchönen Arbeitslufi befeffenx die für den Schaffenden die hörhfie Fröhlichkeit ifi; während er im Fieber flogX verlangte er auffiehn zu dürfen und die kunfikritifche Rundfchau zu fchreiben/ die eine Zeitfchrift von ihm erwartete. Als man ihn zurückhielth bat er infiändig- man möge ihm doch wenigfiens den rechten Arm: feinen „Schriftfiellerarm" freilaffen. . . Voller Hoffnungen war er von Düffeldorfx wo er kurze Zeit für das Schaufpielhaus die Verlegenheitsfiellung eines Dramaturgen verfah- nach Berlin gekommenh wie nur je ein Balzacfcher Held nach Parisgeftrafft und leuchtend von Willenfich durchzufeßen und die Stellung einzunehmem die ihm gebührte. Er war überall freudig aufgenommen worden h und zumal die Herren Meier-Gräfe und Karl Scheffler/ die fchon dem auffallend begabten Dreiund-

zwanzigjährigen gute Helfer gewefen
warenx hatten ihm auch diesmal ihre
freundfchaftliche Unterfiüßung ge-
liehen. Er hatte Aufträge und loh-
nende Befchäftigung„ er frhien fo
geficherth daß er daran dachtq fich
fehr bald mit der Frau zu vereinen-
die er liebtex und deretwegen er fich
jahrelang nach dem bißchen Sicher-
heit fehnte/ ohne die fich fchwer leben
läßt...
Es ifi nicht wahr- daß wir unfer
Schickfal in uns tragen. Wir find
von Launen abhängig- die dem Ge-
lingen und dem geglückteften Leben
ihren befien Wert nehmen. S.

Bildende
Kunfi.

B o t t i c e l l i.

Von Henry Bryan Binns.
ilberfetzt von Alice Fliegel.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erblühte in Florenz ein neues Leben. Als die Türken 1443 Konftantinopel eingenommen hatten. wurden griechifche Kultur und Kunft durch fliehende Schüler nach Florenz verpflanzt. Durch eine gefegnete Generation :hindurch wurde die Stadt zu einer glänzenden Heimat für die platonifche Verehrung der Schönheit und der Philofophie - zwei Dinge. die lange aus dem Herzen der Florentiner verbannt gewefen waren. Ich fpreche von einer platonifchen Anbetung. denn es war hauptfächlich Plato. der Mhfiiker. dem fich die fehnenden Seelen. in denenfelbft etwas von dem myftifchen Fühlen des großen Dichters lebte. der auch ein Verbannter war. ganz zugewandt hatten. Als der Papfi Eugenius 1444 nach Rom zurückkehrte. war Florenz bereit. den Geift der alten Welt auf fich wirken zu laffen. Die faft kindliche Bewunderung und Begeifierung. mitwelcher man diefen erhabenen Gaft empfing. zeigt fich in den wunderbaren Schöpfungen der kommenden Jahre. und nirgends deutlicher. als in denen des Sandro Botticelli.

Botticelli wurde im Jahre diefes neuen Advents geboren. er durchlebte die Zeit feines ungetrübten. kraftauslöfenden Sonnenfcheins und wanderte mit in die Zeit der Stürme. durch fiygifaje Finfiernis fchritt er und fah flüchtig aufblißende Lichter. die Säneckliches enthüllten - und fchließlich wankte er. felbft ein gebrochener Mann. zwifchen zwei Krücken feinem Grabe zu. Seine Zeiten waren diejenigen Lorenzos des Prächtigen. der einige Jahre hindurch fein Schüler war. Diefer Prinz. der kalt und hart wie Stahl war. war der Defpot der toskanifchen Republik - er war aber auch ein Dichter. ein Liebhaber der fchönen Künfie und der Philofophie und wohl wert. dem jungen Macchiavelli ein leuchtendes Vorbild zu fein.

Es war eine Zeit. wo eine neue Bildung. neue Vorftellungen und

Begriffe gefchaffen wurden; alte Feindfchaften wurden ausgeglichen. und die Menfchen waren mehr zum Tadel als zur Bewunderung geneigt. Das befie Gefühl diefer Zeit war die tiefe Verehrung und Anbetung der Wunder. Diefes reiche. fchöne Empfinden gibt Botticelli beffer wie jeder andere Maler in feinen Schöpfungen wieder. Seine Bilder find fprechende Zeugniffe jener tiefen Verehrung der Wunder - ein Gefühl. welches das Myfierium des menfchlichen Lebens in folahen Geifiern. wie auch Botticelli einer war. auslöfie.

Diefes Gefühl ifi in Botticellis Werken immer echt und tritt uns als ein Eigenes wirkfam entgegen. doch feine Bilder drücken abgefehen davon noch manches andere Empfinden aus und verraten mannigfache Einflüffe. Das nächfie Vierteljahrhundert war ja nicht nur die Zeit Lorenzos und der Platoniker. da kam Savonarola. die letzte große Figur des Mittelalters. und kün-

_-
_
digte fremd und ftreng die neue Zeit an z und mit ihm kamen feindliche Einfälle nach Italien und Florenzj Gewalttaten und alle die häßliche Unruhe religiöfen und bürgerlichen Streitens. Und am Ende diefer Tage kam Michael Angelox deffen finfieresx großzügigesj kraftvolles Genie in fo großem Gegenfaße zu der feinen Grazie und der gedankenreichen Fröhlichkeit Botticellis - fiand.

Aber Botticellij der dem Kreife der Neu-Platoniker angehörte„ war auch unter denenj die den Mönch von Ferrara liebten; als er der FreundvonLeonardodaVinciwurdep bekam er auch Fühlung mit Michael Angelo. Jn feinem Leben und in feinem Schaffem das der Ausdruck diefes Lebens ifij können wir die Irrungen und Diffonanzem aber auch die neuen und werdenden Harmonieen feiner Zeit deutlich erkennen. Die Darfiellung feiner Wunder ift nicht nur eine freudvolle Anbetungf fie ift oftx und in größerem Maßej das rätfelhaffendej fkeptifche Fragen der Sibyllen.

I

Das Leben des Malers verlief fo einfachz daß es bald zu erzählen ift. Botticellis Vater war ein'Florentiner Gerbery und fein älterer Bruder betrieb das gleiche Gewerbe. Man gab ihm den Beinamen „das kleine Faß". Der eigentliche Familienname war dei Filipepi, aber der Maler nannte fich felbfi „Sandro di Mariano'*„ der lehtere war der Name feines Vaters. Sandro (Alexander) entfiammte höchfiwahrfcheinlich einer zweiten Ehe feines Vatersz denn er war jung genug„ um das Kind feines ältefien Bruders Giovanni-des Gerbersj zu fein„ deffen Spottname auch ihm anhaftete. Botticelli wurde wahrfcheinlich 1444 geborenj in einem Haufe dicht neben dem Allerheiligen-Friedhofj in der jeßigen Via della Porcellana. Sein Vater war im fchönfien Mnnnesalterx als der Knabe zur Welt kamj und ein vermögender Mann. Der Knabe war zart/ lebhaft und eigenfinnig„ vielleicht fogar ein etwas verzogenes Kind. Als Botticelli ungefähr 15

Jahre alt-'warf trat erz etwas älter-
als das fonfi der Fall zu fein pflegt-
als Lehrling in den Laden eines
Goldfchmiedes einz zweifellos war
es das Gefchäft feines zweiten Bru-
ders Antonio. Aber der Jüngling
hielt es nicht lange dort aus. Ein
oder zwei Jahre fpäter fiudierte er die
Malerei unter dem berühmten Mönch
Fra Lippo Lippi. Wenn Browning
den Karmeliter Bruder nicht miß-
verfianden hay fo war die Anbetung
der Schönheit feine wahre Religion.
Als das gläubigej freudetrunkene
Kind der Natuß das er war/ ver-
fuahte er dasz was ihm die Natur
an Sinnf Licht und Schönheit offen-
bartej wiederzugeben. Er verfchmähte
diebloßeJllufirationreligiöferLehren
und pietif'tifcher Gedanken. Die
Sprachej die die Natur zu ihm fprach„
felzte er in reine Linien und wunder-
bare Farbeneffekte um.
Fortfeßung folgt im nachfien Heft.
Uhuderwood: Erwartung.
Ich will diefes,'Bild nicht künft-
lerifch betrachtenj nicht vom Stand-
punkt des Gefchmacks aus. Jch fielle
mir vorh daß es kolorifiifche Reize
hatj daß es fehr breit und kühn
hingeftrichen ift und daß Zes feine
fchönfien Qualitäten in dem far-
bigen Vorhang des .hintergrundes

zeigt. ' Die diagonale Kompofition von links nach rechts fcheint eigenartig und überrafchendj überrafchendj wie diefe ganze nach einem Punkt hinftrebende Bewegungj die immer wieder wie durch Windungen gehemmt endlich in dem Schwung der Jeder auf dem breiten Hut ausläuft. Man kann diefe Stellung outriert„ unnatürlich findem gefucht faloppj aber fie paßt zur Figuy zur ganzen Erfcheinungh zu diefem-Wefenh das mich intereffiert durch Gebaren/ Ausdruckh Ruhe-Kühle/ Ertravaganz. Ob ich es liebeh ob ich es fchäßß ob ich es für eine hohle Ruß oder fiir eine köfiliche Frucht halte„ ob ich in ihr Kultur oder Flachheit fehej was ift daran gelegenh was bedeutet das dem einen gegenübeg daß mich ihr Rätfel intereffierth ihr Typ intereffiert. Die Dinge und Menfchen fragen uns ja nichy ob fie da fein follenj und ob fie fo und nicht anders fein follenz fie find vorhandenj und wir haben fie zu ergründen und uns mit ihnen abzufinden. Aus Bedingungen wachfen fie empon die wir nicht kennem und fie müffen fo und gerade fo werden und fein. Und fo intereffiert mich diefe feltfameh mir fremde Menfchenblumej die hier der Maler bannteh und deren flüchtigen Düften und flüchtigen Reizen er Dauer verliehj er zur Greifbarkeit und Klarheit verhalf. Diefer Typ ift neu. Er kann nur auf einem fichern Boden erwachfen. Völker/ deren Männer und Söhne in den Krieg zogem Zeiten der Lebensunficherheit kannten diefen Frauentyp nicht. Nur die foziale Lebensficherheit verbunden mit der materiellen Lebensficherheit auf Generationen hinaus konnten diefen Typ fchaffen. Das find nicht die Mütter der Gracchenz fondern die zukünftigen Mütter von Klubmitgliedern. Stürme fcheint diefes Leben nicht mehr zu kennen„ und felbfi die Liebe ift zum Sport„ zur Amateurleidenfchaft degeneriert. Oh man ift fo gefundj fo wohlgepflegtz fo gut ausgefchlafem daß man nicht verfieht/ warum das einmal anders werden kannj und warum diefes Dafein fich einmal in fich felbf't verzehren foll. Man betrachtet fich felbft wie ein Zierfiijck und ift fiolz„ andern die Freude feines Anblicks gewähren zu

können. Man ift nie erregt - weder nach dem Plus noch nach dem Minus unferer Gefühle - denn das fahadet dem Teiny der Pfirfirhweichheit und der Rofenfarbe. Man i| nie ernfilich intereffiert/ nippt nur an allemj denn die Dinge und Menfchen find nicht wertvoll genug jdaß man darüberfein Ich vergeffen foll.
Und doch liegt über diefem ganzen Lebem das in feiner Art nach Schönheit und Verfeinerung firebt - wenn auch diefe Schönheit nicht die letzte und diefe Verfeinerung nicht die künfilerifcher Seelen ift - liegt über dem ganzen Wefen Nachdenklichkeitj ein Hauch von Trauer - nicht etwa über feine Leere - das robufte„ fchöne Landmädchenj das geiftig weit niedriger |eht„ kennt z. B. diefe Trauer nicht. Neinj diefe Trauer fpricht davon. daß fie immer wieder Kompromiffe fchließen müffen mit allen Niedrigkeiten und Kümmerlichkeiten des Dafeins. Ich liebe die Schönheit eleganter Frauen oft nur um diefer geheimen Trauer willen. Ob fie mir fonft fympathifch oder antipathifch find - was bedeutet es! Ich fehe in ihnen den Typz der mich reiztj in feinem Streben nach Vervollkommnungj in feinem Sinn für eine dekorative Lebensführung. und

ich atme nicht ungern den zarten Duft einj deffen erotifche Erregfamkeit fo ganz gemildert ifij jenen Dufy der fie - von den weißen Spitzen ihrer Handfchuhej vom Tüll ihrer Schleier bis zu den gerundeten Kuppen ihrer La>fchuhe - umfpielt.

i GeorgJHermann.

Felir Mendelsfohn Bartholdy. Von ErnfiWolff. Berlim Harmonie. Verlagsgefellfchaft für Literatur und Kunfi.

Der 3. Februar-j der Tagj an dem vor 1(1) Jahren Felir Mendelsfohn geboren worden ifij gibt mir Veranlaffungj auf die prächtigej fehr lefenswerte Biographie diefes großen Tonkünfilers hinzuweifem mit der uns kürzlich Ernfi Wolff (Lehrer am Kölner Konfervatorium) befchenkt hat. Was mir an diefem Werkej in dem endlich das Schaffen und der Lebensgang Mendelsfohns in einer gediegenen und auch für den mufikalifchen Laien durchaus faßlichen Weife gefchildert wirdj befonders gefälltj i|„ daß der Verfaffer nicht in den bei Biographien fo häufig vorkommenden Fehler verfallen iftj nur einen Panegyricus zu fchreiben: er weif'i häufig und in durchaus fachgernäßer Weife auf die mancherlei Schwächen hin-die fichin einer ganzen Anzahl von Kompofitionen Mendelsfohns vorfinden, Auch billigt er es durchaus nichtj daß zahlreiche Werke aus deffen Nachlaß veröffentlicht worden find„ die derKomponifi wohlweislich bei feinen Lebzeiten nicht hatte herausgeben wollen. Nur 72 Werke find von Mendelsfohn felbft veröffentlicht wordenj die übrigen entfiammen dem Nachlaßj fo daß ein Werk mit einer verhältnismäßig hohen Opuszabl oft gerade in der Iugendzeit entfianden fein kann.

Die Hauptquelle für Wolfß der in den Werken Mendelsfohns fo gut Befcheid weißj wie heute wohl fonfi niemandj waren natürlich die überauszahlreichen Briefe des Künfilers. Eine fehr [efenswerte Auswahl daraus hat er übrigens gewiffermaßen als Ergänzung zu feiner Biographie in der Sammlung „Meif'ierbriefe“ erfcheinen laffen. Wolff i| auch von der Familie Mendelsfohns und deffen noch lebenden Freunden- vor allem noch feinerzeit von Joachim

durch Mitteilung von Briefen und Eharakterziigen unterfiijßt worden. Auf diefe Weife war es ihm möglich„ fowohl den Menfchen wie den Künftler anfchaulich zu fchildern. Der oberflächlichen Unterfchälzung Mendelsfohnsj die fich in letzter Zeit leider bemerkbar gemacht hatj kann er daher mit aller Entfchiedenheit entgegentreten und mit Recht betonenj daß M. ein Tonkünfiler von Originalität gewefen if'i. Sehr richtig fagt er: „Der fchöpferifche Reichtum feiner Phantafiej die untadlige Meifterfchaft feines Könnens und die tiefe humanifiifche Bildungj diej mit fittlicher Reinheit des Empfindens gepaartj bei ihm jede Lebensäußerung durchdrang„ fiellen ihn auf eine Höhej die doch nur fehr wenigen Künfilern zugänglich geworden ifij und laffen ihn geradezu als das Vorbild eines echten Tonkünfilers erfcheinen."

Selbf'iverfiändlich hat Wolff auf dieSchilderung derIugendMendelsfohns befonderen Nachdruck gelegt„ weil fonfi gar nicht zu verftehen gewefen wärej wiefchnell er zurMeifierfchaft reifen konnte. Er ähnelt in feinem Entwicklungsgang und in feinem trotz feiner Kürze fo erfprieß-

lichen und erfolgreiäyen Leben Mozarty doch hat er vor diefem feine glänzendey jeder äußeren Sorgen bare Lebenslage voraus und feine forgfältige humanifiifche Erziehung. Wolff fchildert uns auch die glücklichen Berkehrs-Berhältniffe der Familie Mendelsfohny die den Beinamen Bartholdy zur Unterfcheidung von ihren dem jüdifchen Glauben treugebliebenenNamensvetternannahm. Deutlich werden uns auch die mufikalifchen Lehrer des jungen Feli):- Friedrich Zelter und Ludwig BergerF vorgefiellty ebenfo fein Freundeskreis. Eingehend wird auch fein Verkehr mit Goethe behandelt. Ein befonderes Kapitel behandelt feine Wiederbelebung der Bachfchen Matthäus- Paffion. Doch wir können hier unmöglich die einzelnen Lebensfchickfale Mendelsfohns an der Hand diefer überfichtlich gruppierten Biographie verfolgen; wir wollen nur noch feftfiellem daß darin jede Weitfchweifigkeit vermiedeny nichts in irgend einer Hinficht Wichtiges ausgelaffen ift.
Die Hauptwerke Mendelsfohns werden fo ausführlichbefprochenjdaß man von ihnen eine klare Borftellung erhält. Mitbefonderer Liebeverweilt Wolff bei den beiden dramatifchen Ingendwerken Mendelsfohns „Die Hochzeit des Eamacho“ und „Die Heimkehr aus der Fremde'*; er redet fogar einer Wiederbelebung beider das Wort. Befonders rühmt er die Ballettmufik des erfteren Werkes. Da es heute durchaus unbekannt ifiy wird man fehr erfiaunt feinj zu höreny daß darin (alfo vor Richard Wagner) das fogenannte Leitmotiv angewandt ift. Vermißt habe ich nur eine Befprechung des aus dem Nachlaß verhältnismäßig recht fpät im Verlag von Ries & Erler in Berlin erfchienenen Streichquartetts. Bei einer Neuauflage„ die ficherlich bald nötig werden wird„ wird der Herr Verfaffer gut tum ein kleines Regifier wenigfiens der befprochenen Werke hinzuzufügen. Auch das falfche Datum der Gründung der Univerfität Berlin und die kleine ftilifiifche UnebenheitF die S. 26 und 27 durch zwei faft gleiche Salzanfänge fich eingefchlichen haty wird leicht befeitigt werden können

Diefes Wolfffihe Buch gehört zu der bekannten von der „Harmonie“ herausgegebenen Sammlung „Berühmte Mufiker“ und ift demgemäß mit einem überaus reichhaltigen illuftratioen Material gefchmückt. Proben der Handfchrift und der Federzeichnungen Mendelsfohnsy Fakfimiles von an ihn gerichteten Briefem darunter eines bisher unbekannten von Richard Wagney und vor allem die Bildniffe fo ziemlich aller Künftlery die mit Mendelsfohn in Berührung gekommen find„ werden in vortrefflichen Reproduktionen geboten. Als einen kleinen Mangel empfinde ich es bei den Bildniffeny daß fie fafi nie mit dem Jahre ihrer Entftehung verfehen find. Dem Wolfffchen Buche entnommen ift die unfer Februar-Heft zierende Reproduktion der herrlichen Blei-|iftzeiohnung Bendemanns„ die uns den Künftler in feinem vierundzwanzigfien Lebensjahre in aller feiner Schönheit und jugendlichen Frifche vorfiellt. Sie bietet auch zugleich eine Probe feiner überaus deutlichem zierlichen Schrift.

Prof. 1)!: Wilh. Altmann.

Ü

LeffingGefellfchaft für Kunfi und Wiffen-
fchaft. Eingetrj Verein.

Die zweite Hälfte der Veranfialtungen der Leffing-Gefellfchaft eröffnete Ernfi von Wolzogen mit einem Vorn-age über die Gefchichte des deutfchen Volksliedes. Befonderen Reiz erhielt der intereffante Vortrag„ der fich durch Klarheit und Originalität auszeichnete- durch die Beifpieleh die Elfa Laura von Wolzogem die anmutige Gattin des Redners. mit fympathif er Stimme fang und felbft mei erhaft auf der Laute begleitete. Beifallsfiürme entfeffelte fie mit dem fchwäbifchen „Mädle ruck'ß das zu immer neuer Wiederholung gefordert wurde.

Der nächfie Vortrag wird am 2./ 3.- 4. Februar von Herrn Philipp Spandow gehalten und handelt von der „Eroberung der Luft“.

Ph. Spandows Vortragp der in Wien mit fo großem Beifall aufgenommen wurdez erläutert in allgemein verfiändlichen Ausführungen die Entwickelung der Luftfäyiffahrt durch Vorführung von Erperimententenh Lirhtbildern und kinematographifchen Darfiellungen.

Ferner findet im Februar ein Vortrag des Herrn Bildhauers Siegfried Schellbach fiatt: „Unf ere Heimat-heute und vor 1 0 0 I a h r e n“„ zu dem HerrProfeffor Schulße-Naumburg freundl. die Lichtbilder aus eigenem Befitz zur Verfügung fiellte.

Der leßte Atelierbefuch galt dem Landfchaftsrnaler Mar Uth. Eine zahlreiche Mitgliederfchar hatte fich eingefundem die mit lebhaftem Intereffe den Ausführungen des Vortragendem br. Mar Osborn. folgte. Wie nahe gerade die Landfchaft dem Verfiändnis des größeren Publikums fiehß konnte man aus den häufigen Fragem die an 1)r. Osborn gerichtet wurden„ erkennenp der fie alle in liebenswiirdigfier Weife eingehend beantwortete. So kam es zu einem regen Meinungsaustaufäx in deffen Verlauf auch das eigentliche Motiv der Landfchaft: der freie Raumh in den der Befchauer hineingezogen und aus dem er hinausgeführt wird„ erörtert wurde. UthL der die Natur in allen ihren Stim-

mungen belaufchh ifi feit Leiftikows Tode wohl der bernfenfte Landfchafter der Mark. Er malt die Heimat mit der Freiheit im Objekt. im Raum„ in Licht und Lufh die im Atelier nie zu erreichen iii/ und als gewiffenhafter Lehrer feiner Kunfi lehrt er feine Schüler von vornherein farbig zu fehen.

DieLeffing-Hochfchule

hat einen erfreulichen Erfolg zu konfiatieren, Durch freundliches Entgegenkommen der Eharlottenburger Behörden konnte fie eine neue Lehrfiätte im Mommfen-Gyrnnafium in der Wormferfiraße eröffnen. Zwei bewährte Kräfte Fritz Stahl. der Kunfireferent des „Berliner Tageblattesiß und 1)!: Mar Burkhardß der Dirigent des „Berliner Liederkranz'ß halten hier Vorträge. Der erfiere über: die Kunft im täglichen

Lefling-Gefellfchaft
Leben. in deren Bereich der geifi-
reiche Plauderer Architektur und
Wohnungskunfi. Innendekoration.
Möbel und Porzellan. Buchfchmuck.
Mode und Goldfchmiedekunfi zieht
und durch viele Lichtbilder veran-
fchaulicht. 1)r.Mar Burkhardt fpricht
über die Oper und das Mufikdrama
der Gegenwart und erläutert feine
Ausführungen als hervorragender
Pianift am Flügel. Beide Dozenten
lefen auch in der Stegli߀rfiraße ihre
fpeziellen Fächer.
Fritz Stahls Ausführungen über
Rom und feine Kunfi frhließen
fich an 1)r-. Osborns Vorträge
über die Meifier der Renaiffance:
Dürer. Holbein. Rubens. van Dyck.
Rembrandt. Franz Hals. Velas-
quez. der in diefen Einzeldar-
fiellungen ein zufarnrnenfaffendes
Bild der Zeitepoche gibt. Die ita-
lienifche Kunfi. als ein befonderer
Abfchnitt der Kunfi- und Kultur-
gefchichte. bleibt hierbei unberück-
fichtigt. kommt dagegen in den Füh-
rungen im Kaifer Friedrich-Mufeum
zuihrem Recht. die fich mitder „Kunft
von Florenz“ vor den Originalen
befchäftigen. Ein aktuelles Thema
liegt Dr. Walter Bloems Vorträgen
zugrunde. „Ein Heine-Denkmal"
betitelt er feine kritifchen Unter-
fuchungen über das Leben und das
Lebenswerk des Dichters. in der
Hoffnung. als fchönfies Denkmal die
Erkenntnis zu wecken. ..daß der ver-
fehmte und friedlofe Poet einer der
vornehmfien Mitbildner der moder-
nen. deutfchen Volksfeele ifi.“ Der
mit befonderem Intereffe aufge-
nommenen „Einfiihrung in die Phi-
lofophie“ des vorigen Quartals läßt
Prof. Dr. 1). Geo Runze eine Vor-
tragsreihe über die Hauptkapitel aus
der neueren und neufien Philofophie
folgen. die. init Kant beginnend.
mit Otto Weininger fchließt und das
ganze. große dazwifchenliegende Ge-
biet der nacheinander auftauchenden
Zeitftrömungen. mit befonderer Be-
riickfichtigung Nießfches und feines
endlich veröffentlichten Naahlaßwer-
kes ..L008 1101110“ behandelt. Zwei
Spezialgebiete der Medizin ver-
treten die Herren Sanitätsrat br.
Schüler und Oberfiabsarzt Dr.
E. Barth. Die erfolgreichen Unter-
richtskurfe in der franzöfifchen und

italienifchen Sprache leitet wieder
Herr Dr. Pakfcher. und die lite-
rarifche Gegenwart kommt in])r.
P. A. Merbachs beiden Zyklen:
„Das naturalifiifche Drama in
Deutfchland“ und „Berliner Pre-
mieren“ zu ihrem Recht,

Redaktion: dr. Sylvius Bruck. Rene Schickele. A. Halbert. br. Eur!
Radlauer. .Kurt Fliegel. Aler Jadasfohn.
Verantwortlich für dmJnhalt: 1)!: E. Radlauer. Berlin W.. Schöneberger Ufer 32,
Verantwortlich für den Inferatenteil: Walter Fliegel. Berlin K7.. Schöneberger Ufer 32.
Zufchriften und Einfendungen. ohne Angabe eines Perfonennamens. zu adreffieren
..An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35. Scbbneberger Ufer 32."
oder „Breslau [ll. Siebenhufenerfiraße "/15".
Verlag ..Nord und Süd“ Berlin W'. 35- Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders
Schlefifche Verlags-Anfialt G. rn. b. H.. Berlin. Breslau. Leipzig).
Auslieferung für Ofierreich bei E. W. Stern. Wien l. Franzensring 16.
Druck: Säilefifche Buchdruckerei v. S. Swotrlaender. A.:G,. Breslau lll.

-_- _z
4!-
Q. ..,..'
.I
.
. *y* --*-
I.» r ..Wk a.
,. a? i:
|{I‘ita-L§‘.t‘$.-§’|'i ".'j
4' .O u .|\. . v \, J n.‘ .
w: a N .6 , a G w O Z L???" &Z; 7.
I z... . n.- . ., 3. I . „
DMZ 6:2,. .3: .a n q „ c. M e M m r
NZ.. ..TNF-..20... „QZ-S 8:7..;- p i.

Bettina :t7 -et'etlfxhaft
. ...4.-.. ...._
"Ice" *. ici-en Bereich der geift*
nur *kw-»drink Architektin und
- 'uf-.17m Innende-'oranom
-:c't 1-7, *tern-[lem Bucl'frlnnu-K
"i-:ce und ("totdfchmiedetnnfi zijn
nx*: durch *Nele LichtlxiÖer veran-
jcb ini- .t-t. ("ON-.11* Burkhardt *fix-richt
.-[-.-.- 7:;- Frkec und das Mufikd--inm
bei Gegenwart und erläutert fein."
Anif-(1 »rennen als hervorragender
Diana* c -n Flügel. Beide Tj-oienten
[ef-n auch nt der Steglitzerfiiafie ihre
fprnrl-en Fan-er.
.*ikjfl St *Us Lit-:fiihrungen iii-ec
Nen' und feine .nun-ft fchli-:ßen
fich an br, Ls'uins Vorträge
über die ?Ice fie- der Iienaiffance:
Ditter- .iu-.beim nine-:ns- van Duft)
?ifrtnb-an.: ",- 1ni, Halt. Metas-
quer, der *x* ctei-:n Civic-dar-
*if-..-.;_,-:.c »ei-1 zufax-..menf-fiendes
"kite cet Beuys-ti.- gibt. (kJ-i. ita-
lienifct'»6 .k'u'ni- als ein betone-*rei*
*lil-"ehmtt dcr Junfi- und .Einkun-
-zefn)i:r"*c, bidbt hierbei unberück-
fichtigt- isn-.mi dagegen in dcn Zuh-
rungen im .liaifer Friedrich-Mnfeum
Null/*rem Recht- die fiat mit der „Kunfi
:on Florenz“ vor den Originalen
bc-irneftigcn. Ein aftueties Thenm
.ir-gt bi'. Walt-:r Blomus Vorträgen
ingrnnde. „Ein Heine-Denkmal“
.*eti**:.it er "ene l'titifclien Uirer-
.Lithium-cn 'uber das* Leben und das
(är-.q unt des Dichter-.Z in der
"I-J *i . 1.,', -L-e- ftyönfies Denkmal die
'Zr enn-71.* ,Z-,t meckern „daß der ver-
fei--nte 1 nr "riedwfe Poet einer der
»mach-.nit a ?Jiitdildner der moder-
nen/ kenn-“en Volksfeeie ifi." *Der
um l*eionderein Intereffe aufge:
.-.ommenen „Einfiihrung in die Phi-
lciovhje" de:- vorigen Quartals läßt
pri-t'. l)r. l), ("iee *Kunze eine Vor-
trauer-eiiie iiber die Hauptkapitel aus
der neueren und neuf'tcn Philofophie
folgen/ die„ mit Kant beginnend.,
mit' *OttoNiZeining-:r fehließt und das
ganze» große datwifrbenliegende Ge-
'c-iet der nacheinander auftauthenden
Zein'trontungem mit befdnderer Be-
ructfiebrigung Nietzfrhes und feine-:z
en lich veröffentlichten Nachlaftwer-
les .kieeelrornM behandelt. Zwei
Spezialgebiete der Medizin vet:
treten die Herren Sanitätsrat Or.
Schüler und Oberfinbsarzt 1).'.
E. Barth. Die erfolgreichen Unter-

tirhtskurfe in der franzöfifa'ten und
italienilchen Spra-Jhe leitet wieder
Herr br. Paifchetx und die lite-
rarifcbe Gegenwart kommt in ['r.
P. A. Mcrbacbs *beiden Zyklen;
„Dev naturnliiiifghe Drama in
Deutfchland“ und „Berliner Pre-
mieren" zu ihrem Recht.

Ncdnftion: 3)-, Entoiui'. Bruck* NSW Schickete, A, Hall-ert, 1)-- Eure
Wattwil-r.. Kurt Fliegelf Aler- Jadasfehn.
Dezernat-onna* fu.- denJnhalt:])t*. E. Radlauer, Berlin W'. Schöneberger life' 32.
Verantwortlich finden Jiifc-ratemeit: Walter Fliegel! Berlin i7., Schöneberger llfer i2.
Zufchrifn-n nnd (Linienbungen, ohne Angabe eines Perfoncunamens,
die Dic-dafiir!! von Nord und Süd in Berlin W, 35- Schönberger Ufer 32,'
„YU
zu adreffiem*
oder „Breslau [ll, Siehenhufenerfiraß* "N5",
"ZZ-*klug „Nord und Sad" Berlin W. 35- Schöneberger Ufer 32 (S. SibottlaenT-ers
:Zhlciiiche Verlags:Ar-.J**.alt G. m. b, H„ Berlin, Breslau, Witzig).
*tu-liete-ing für Ötic-rei-'li bei E. W. Sternf Wien lZ Fkmz-mscinz), 16.
8.-4.*: &Schlaf-leur Witcbdcucicrri o. Stbo-.xlaen den *Li-G.- Bfi*öl-1u [li.

.FZS 23a ?LN ...NZ-G: „ZW
..Z-:D :uU =3 ?ZW :Im m::
.ZZ-„TK VLN-G 3 m Q 9 w _ G ..- o 8W ?Zum
.7»P„ _ . ..1. Marl. y.. c
wkI?I1,-rx.1m\f.-.QQ\71.
, c , .-
4
q n
...7. .
.
4:351... "1' *

gelitten(H_
(u; "ZZ
d
-f Wonne-'cette
xx
QM .

“-
ZPO I* .- *I
. c'. [TUT “NWKV' *I*
* *SEHEN* i “Bin-"-
Eil-3 dem .z-
etl- - »r --a-ce-,k-MWNWM
_W-..-.. „M_._' ..- p.
.Ö'rgutiöeriteluenx x ?erreilu'guug
GEK-(7?),jlxlg-l4--ZZJT :_ :-
x l r
ung _fe-f] [rig-.Yen -j.._' - l.- le g? räder!? er.,
* M E' 7! * _-.l'7 U, , '*' "k - . *x* .4
MZ? »1:- „xx-Mill?
Wer-.tretungr fur*.)e-1.r,-_Zlkrm l. l---n til-l::
'*-
, - **1- r :if-*il* ,4 * 71***", r.. .- z, *4* .
trenhnlllneluler z..i:hl:z._z;'_e:. ingeextxfiuil
j_ -..NUN
ZZ.Iabrga1-lg Band 1:3 Miu li I84

WeöWmeWnmsfYnfi
or näern „ti tv “n' n
öerWeFlfing-YeZYlRYYc erm WU g
111D effing-Hoehfehule gucYerlt'n..
W.-
erlogRorö uni] SW'GmbhYn-[jn
ier-(return) fiir ÜenZYuchhanöel:
SSCWWWerYchülYnlWW
33. Jahrgang Band 128 März 1909 Heft 384

Kurt Aram:

Die Hageftolze. Roman.

I,

Die Amerikanerin ifi blond und achtundzwanzig Jahre alt und heißt Mabel. Jch bin noch blonder und noch zehn Jahre älter. Sie ifi groß und kräftig. Jih bin noch größer und kräftiger, Aber fie hat die Kraft auch innen. Bei mir glaube ich das nicht.

Lefe ich da zum Beifpiel gefiern die Zeitung. den „Anzeiger“. Jch hatte ihn feit Wochen nicht angefehen. obwohl es zu meinem Beruf gehört. denn ich habe einfach keine Zeit dazu. Jch lefe alfo im Vermifchten. um mich langfam wieder an die Zeitung zu gewöhnen. und fioße auf den Namen Brown. Gar kein merkwürdiger Name. Aber als ich den Namen lefe. gibt das Herz mir einen Stoß in den Hals. daß ihm faft der Atem ausgeht. und dann fängt es in der Brufi zu galoppieren an. daß mir ganz fchwach im Magen wird. Der Name Brown erinnert mich an England. England an Amerika und Amerika an Mädel.

Wir haben nämlich eine Liebesgefchichte miteinander. und niemand weiß. wie es eigentlich werden foll.

Als mein Herz fich an den Namen Brown gewöhnt hatte. lefe ich weiter. Aber nicht. um die Zeitung zu lefen. fondern um wieder fo einen Namen zu fuchen. Es ging gerade wieder einmal eifrig zwifchen Deutfchland und England hin und her. und ich treffe immer wieder auf folche Namen. und jedesmal macht mein Herz diefelben Sprünge und wird nicht müde. Alle Leute werden aufmerkfam. und jeder fchreit nach dem „Anzeiger“. der heute ganz befonders intereffant zu fein fcheint. Jch mache mich aus dem Staube. denn der „Anzeiger“ war fo langweilig wie immer.

* "_'. Auf der Straße fchiitteln fich zwei die Hand. als hätten fie fich Monate nicht gefehen. „Na. Brown. wie geht's. alter Junge?“ fagt der eine. Jch fahre herum. Das ifi doch wie verhert. Aber diefer Brown ifi ein ganz gewöhnlicher Braun. wie ich fofort bemerke. Das beruhigt mich. denn ich bin eiferfüchtig auf jeden englifchen Buchftaben. Jch grüße die beiden Herren voll Dankbarkeit und gehe weiter.

Was es doch für mutige Men[chen gibt. Kommt da ein jungesj hübfches Mädchen über die Straße und [treckt einem jungen Herrn die Hand hinj und der junge Herr [chüttelt [ie ganz einfachj als wäre das gar nichts. Und dann gehn [ie nebeneinander her und plaudern. Als gäbe es gar keine Liebe auf der Welt!
Ich [chaue ihnen nach und beneide [ie. Aber was [ind das für junge Leutej die [ich die Hände [chüttelnj als wären [ie Schellenzügej und neben einander die Lippen bewegenj als wären es Mühlräder. Ich firecke die Zunge heraus und mache eine lange Na[e hinter ihnen her. Gott [ei Dankj [o bin ich denn doch noch nicht.
„Tutl“ macht ein Automobih daß ich zu[ammenfahre. Früher fuhren wir viel in [olchen Automobildrofchkenj in braunen und roten und dunkel-grünen. Aber das „Tut“ langweilte Mabel auf die Dauer. Sie fährt jeßt nur noch mit Autos ohne Zählerj und die nicht „Tut“ machenj [ondern eine Sirene habem die heult wie der Teufelj wenn man ihn in den Schwanz kneift.
Freund Lofjow kriegt mich am Rock zu fa[[en und [chreit mit feiner dicken runden Stimme: „Na hör malj du bifi doch nun wirklich ein gelungener Kerl!“ Und ob ich ein gelungener Kerl binj denke ich und kneife beide Ohren zu vor der dickem runden Stimmej die nach Alkohol riecht.
„Man [ieht dich ja nirgends mehr!" [agt er und ifi beleidigtx als ob ich dazu da wärej daß er mich [ieht.
„Überall [ieht man mich. Noch vor einer Stunde war ich im Cafe“- [age ich.
„Ich auch“. fqgt er.
„Da gingft du wahr[cheinlich friiherj als ich kam.“
„Neinj [päter!“ wütet er.
„Al[o gingfi du [päterj als ich kam‟„ [age ich und [ehe wie in tiefen Gedanken ver[unken auf die Straßej über die gemächlichj als wäre er daheimy ein alterj dickerj gelber Dackel zottelt.
„Dul Hörfi du denn gar nichts?‟ [chreit Freund Lo[[ow.
Ich [iarre immer angefirengter auf die Straße. Der Dackel tut wirklichj als wenn er hier zu Hauje wäre.
„Du hifi mir nämlich noch zehn Mark [chuldig!“ brüllt Lo[[ow,
„Tutl‟ macht ein Autoj und der gelbej dicke Dackel ifi nicht mehr.
Das kommt davon. Er dreht [ich einmal um [eine Längsachfej obwohl er ganz plattgedrückt aus[iehtj wodurch [ich diefes Drehen [ehr wunderlich ausnimmt. Er dreht [ich ein zweites Mal und i[i [chou wieder runder.

Als er fich das dritte Mal gedreht hat. fieht er wieder aus wie früher. Aber er rührt fich nicht. Sogar die Augen find zu. Als hätte fie ihm eine freundliche Hand zugedrückt. Eine dicke Frau fchreit und fiürzt über den geliebten Leiäynam. Sie nimmt ihn in ihre blaue Schürze wie ein krankes Baby und fchreit unentwegt. Endlich merke ich. wie fcheußlich das alles ifi. denn die Tränen fteigen mir in die Augen. und ich mache. daß ich weiterkomme. Freund Loffow war längft fortgelaufen.
Eigentlich hätte man die Frau tröfien müffen. Und wer wäre geeigneter dazu als ich? Sehen Sie. liebe Frau. ich begreife Ihren Schmerz. aber andere Leute haben noch mehr zu leiden, Wiffen Sie. was das heißt. eine Amerikanerin zu lieben? Na fehen Sie. tröften Sie fich. So hätte ich fagen follen.
„So machen Sie doch Platz. Sie Dummkopf!“ ruft einer. ftößt mich an und eilt weiter. So eine Frechheit! Na warte du!
Ich fuche mir einen Gegner. Der Herr dort? Nein. der ifi zu alt. und die Gicht hat er auch. Der Erpreßdienftmann. der fo gemächlich daherkommt? Nein. der macht fich wahrfcheinlich nicht das geringfte daraus. Aber der junge Herr. der gerade auf mich zueilt? Elegant und behend wie eine Fifchotter. Das ifi der rechte.
„So machen Sie doch Plaß. Sie Dummkopf!“ rufe ich. gebe ihm einen Stoß. daß er vom Fußfteig fliegt. und gehe ruhig weiter. Aber die Fifchotter ifi feig. wifcht fich den Rock und ruft nach dem Schußmann. Ich biege um die nächfie Ecke und freue mich. denn ich hatte mir Satisfaktion verfchafft.
Endlich bin ich an dem Wirtshaus. wo ich zu Abend effe. Es ifi eine ganz elende Kneipe. aber fie liegt. wo wir wohnen. Mabel und ich. Eine elende Kneipe. und man darf nicht einmal fchimpfen. denn der Wirt und die Wirtin bedienen felbft. Aber zuweilen kommt Mabels Zofe und hält Ausfchau nach einem kräftigen Liebhaber. einem Maurer oder Dachdecker. Und dann nickt fie mir freundlich zu. Das tut gut. Auch ift da ein Tifch am Fenfter. von wo aus ich direkt in Madels Fenfter fehen kann, Da pflege ich mir decken zu laffen und fchaue hinüber.
Diesmal gab es Hafenbraten. und die Wirtin hatte mir ein Rückenfiück ertra referviert. Ich fchaue ängftlich nach der Küche. Die Wirtin ift fehr dünn und fiicht mit einer langen Gabel in einen großen Topf. in dem augenfcheinlich alles zubereitet wird. was in diefem Gafihaus auf den Tifch kommt. Die Gabel taucht in die Höhe und hat etwas Rundes. Großes. Gelblich-braunes eingefangen. Die Wirtin wifcht aus Gründen der Reinlichkeit mit ihrer fchmuhigen Schürze dreimal kräftig einen Teller ab und

fiößt den Fang mit einem kurzen Ruck darauf. Sie ergreift einen riefigen Löffel und taucht ihn in einen zweiten Keffelh in dem fich alle Saucen befindenh die es in diefem Gafihaus gibt. Zwei folche Löffel voll fchüttet fie über den Jang- daß es fafi über den Tellerrand fließtx und nun dreht fie die Sache einige Male in der Brühe herum. Ich weiß nicht- warum mir auf einmal übel wird. Aber das erinnert mich an etwas.. . an etwas Abfcheuliches. . . Was ifi es nur?. . . Die Wirtin trägt den gefüllten Teller wie eine Monftranz vor fich her an meinen Tifch. Je näher der Teller kommt- um fo übler wird mir. Sie fiellt den Teller hinx läßt die Arme hängen wie zwei alte Schiffstaue. die zu fonft nichts mehr zu gebrauchen findh und fieht mich an. Ich greife alfo mutig zur Gabel, ohne fie erft zu reinigenh denn das tue ich nie mehrx weil man dann erfi recht fiehy wie fchmußig fie ift.
„Ganz frifch'ß fagt die Wirtin und fchlingt diefe alten Schiffstaue vor der Brufi durcheinanderx als wolle fie ewig bei mir ftehn bleiben.
„VorzüglichE fage ich und drehe die bräunlich-gelbe Muffe herum auf die andere Seite.
„Um Gottes willenX bringen Sie mir fchnell ein Glas Bierx aber ja recht fchnell!“ rufe ich- damit die Wirtin fortkommt. Und wenn Gott der Herr felbft es verlangte- es ift ganz unmöglich. ich kann den überfahrenen Dackel nicht effen!
Leife winke ich dem weißen Spiß mit den Augen Er kennt mich fchon und kommt leife herbei. Ich fiel-ke ihm den Braten zu. Er verfchwindet damit ebenfo leife„ wie er gekommen ifix denn offiziell darf er von den Gäften nichts annehmen„ das weiß er ganz genau.
Ich erhole mich wieder. Des einen Tod ifi des andern Brot. Es ift wirklich alles fehr vernünftig eingerichtet auf diefer Welt.
Die Wirtin bringt das Bier und fchaut mißtrauifch auf meinen Teller. Ich fchmaßß daß es eine Art hat„ hole tief AtemX ftreichle meinen Bauch und fage: „Das hat wirklich prächtig gefchmeckt. Nur die Sauce ift mir zu viel. Auch follen Sauren leicht dick machen. Nehmen Sie fie lieber gleich fort„ fonfi laffe ich mich am Ende doch verführen.‟
Die Wirtin fchaut immer noch.
„Ich bitte Sie! Sonfi werde ich zu dick!" flehe ich.
Ießt endlich läßt fie fich erweichen und verfchwindet mit dem Teller.
Uffh war das eine Arbeit. Ich bin wahrhaftig fafi fatt davon geworden und wifche mir die Stirn. Dann effe ich heimlich drei Semmeln und ein Hausbrot. Ein trockenes Abendeffen, Aber ich habe Mabel verfprochen-

keinen Alkohol mehr zu mir zu nehmen. Sie fagtz nur deshalb fei ich fo
oft fchlechter Launej weil ich zu viel trinke. Überhaupt fehle es mir an
Energie. Jch werde ihr fchon beweifem daß ich energifch bin. Nicht einen
Tropfen trinke ich mehr. Außer Waffer. Freilichh das kann ich in diefem
Gafihaus nicht verlangenh denn dann würde der Wirt glaubem fein Bier
fei fchlechtz und das ift es wirklich nicht.
Der weiße Spitz erfcheint in der Türz fährt fich noch einmal mit der
roten Zunge rund um die Schnauze und wedelt leife. OF wir verfiehen
uns. Und wenn es keine Hunde gäbe„ müßte man an der Menfchheit ver-
zweifeln.
Der Wirt kommt. Ein fetterz fiiernackiger Kerl mit roten Plüfchpan-
toffelnz rot unterlaufenen Schweinsaugen und einem großmächtigen Siegel-
ring an jeder Hand.
Jch rolle fchnell die Serviette zufammen und rufe: „Mahlzeih ge-
fegnete Mahlzeit!"
Er nickt und fiützt fich auf meinen Tifch. Die beiden Siegelringe fchauen
ganz gefährlich drein.
Nach einer Weile fragt er: „Schmeckt Jhnen mein Bier nicht?“
„Aber ich verfichere Siex es fchmeckt mir ausgezeichneth ich habe feit
langem nicht fo gutes Bier getrunken."
„Aber Sie haben ja noch keinen Schluck getrunken!" fagt er düfier.
„O bitte fehr„ das ifi fchon mein zweites GlasJ lüge ich tapfer„ denn
gefiern erft habe ich Mabel verfprochenh keinen Alkohol mehr zu trinkem
da kann ich das Verfprechen doch nicht heute fchon brechen. Das konnte
ich freilich dem Wirt nicht fagenx weil er es nicht geglaubt hätte„ und man
foll niemanden unnüß um feinen Glauben bringen. '
Die blutunterlaufenen Augen ftieren auf mein volles Bierglash und
hinter der feifien Stirn beginnt es zu arbeiten.
„Aber es fieht ja abz wenn Sie nicht gleich trinken'h fagt er endlich.
„So direkt nach dem Effen Bier trinkem ift durchaus nicht gefund'h
fage ich. „Man wird gar zu fiark davon. Und dann ift mir das Bier vom
Faß ein bißchen zu kalth nur ein kleines bißchem wenn Sie erlauben.. Ich
habe es lieber weniger kalt„ fo ein bißchen gemütlich ein bißchen warmh das
ift dem Magen viel bekömmlicher."
Gotth ift der Menfch fchwerfällig. Er fieht immer nochz und hinter
feiner Stirn arbeitet es. Aber fein Zufiand ift einigermaßen begreiflich.
Vorgefiern habe ich mich noch fürchterlich bei ihm betrunkenj und heute?

Die HageYlze Kurt Aram
Man ändert fich eben. In nichts verfiehen die Menfchen fo wenig Spaß wie gerade in diefem Punkt.
Die beiden Siegelringe„ die Schweinsaugem die Plüfchpantoffel entfernen fich von meinem Tifch. Der Wirt fchlürft fiampfend zum Bierfaßh unterfucht es von allen Seitenj von oben und untenj von vorne und hinten- wie der Meßger ein Kalb und brummelt vor fich hin, Natürlich er will es fich nicht ausreden laffenj daß mir fein Bier nicht fchmeckth und fo wird er immer wütender auf mich werden. Heilige Dreifaltigkeih wenn er mich nur nicht doch noch aus feinem Lokal wirft! Nur von hier aus kann ich ja fo gut und nah Mahels Fenfier fehn. Ich werde viel Mühe haben. ihn zu befänftigen.
Wie kann ich das Bier aus meinem Glas entfernenj ohne es zu trinken? Sehr einfachj nicht wahr? Ausfchütten! Aber wohin? Unter den Tifch? Da gibt es eine Lache und rinnt dann in dünnen Fäden über die Diele gerade dem Bierfaß zu„ denn der Boden diefes Gafihaufes ift ein wenig uneben und neigt fich fiark nach der Theke hin. Auf die Straße gießen? Jah wenn das Fenfier nicht zu wäre. Öffne ich das Fenfierj fo fchaut der Wirt und die Wirtinj denn es ifi fonft niemand im Lokalj und dann bin ich erfk recht verloren.
Endlich hab' ich's! Ich hole mein Tafchentuch hervor und tauche es vorfichtig und verfiohlen in das Glas. Gott fei Dankj es ift fchon weniger Bier darin. Aber wohin mit diefem unmöglichen Tafchentuch?
Gibt es keinen Stoffwechfel?
Na alfo!
Aber dies alles ifk noch nicht das Richtige. Diefe vermaledeite Büglerin! Sie fiärkt die Tafchentücher fo fehr. Infolgedeffen nehmen fie nur wenig Flüffigkeit auf. Ob fo eine Büglerin auch einmalj nur ein einziges Mal etwas recht machen kann? Es ift zum Verzweifeln mit folchen Wefem wenn man Junggefelle ifi. Rein gar nichts verfiehen fie! Ich bin doch kein Wickelkind mehr! Was follen die Leute von mir denken? Das geht doch nicht! Und außerdem riecht meine Tafche jetzt fchon wie ein Bierkrug/ der acht Tage nicht gereinigt wurde.
Aber nebenanj zu Haufe habe ich ja... Ich fpringe auf zur Türe. ..
„Sie gehen fchon ?“ Die Wirtin baumelt ein wenig mit ihren Schiffstauen. Auch die roten Plüfchpantoffel nähern fich. Warum die Leute nur fo viel Jutereffe an mir nehmen? Ich bin doch kein Verrückter.
„Nur für einen Augenblick gehe ich.“ Ich tanze von einem Bein auf

das andere. Sie verfiehen michx aber der Wirt fragt diifier: „Dazu brauchen Sie doch nicht nach Haufe?“
„Hol mich der Teufelj das brauche ich doch!“ fchreie ich.
„Bei uns ifi es nicht gut genug.“ Die Wirtin fieht den Wirt an und baumelt heftiger.
„So?“ fagt der With und die beiden Siegelringe funkeln.
„Aber fo verfiehen Sie mich doch nicht immer falfch, Ich meine es ja ganz anders. Natürlich ifi es mir bei Ihnen gut genugj zu gut fogar- fo gut will ich es gar nicht haben„ das kann ich gar nicht verlangen!“
Donnerwetterj jetzt hatte ich mich erft recht hineingeritten. „Ich fchwöre Ihnem ich wollte Sie nicht beleidigenj das kann ich gar nichy dazu bin ich ein viel zu braver Bürger.“
„Laß ihm Amanda'ß fagt der Wirt. „Du fiehfi doch!“
*Ich laufe„ was ich laufen kannj muß ich doch gleieh wieder auf dem Pofien feinj denn Mabel kann jeden Augenblick nach Haufe kommen, Es ifi wirklich ein Glückj wenn man ein ordentlicher Menfch ifi. Sofort finde ich/ was ich fuche; und es ifi noch nicht eine Minute vergangem da - fiße ich wieder an meinem Tifch.
Ein Schwamm ifi wirklich etwas Köfiliches. Mit feiner Hilfe werde ich fo viel Bier trinkenj daß der Wirt mein Freund werden muß.
Mabel ifi nach Haufe gekommenj denn in ihrem Wohnzimmer wird es hell. Leider hat fie derweil fchon die Vorhänge herunter gelaffen. Ich werde fie alfo heute nicht mehr fehen.
Ich fülle meinen Schwamm und befördere feinen Inhaltj wohin er gehört. Ein ausgezeichneter Schwammj denn er faßt gerade ein Glas voll Bierj ohne freiwillig auch nur einen Tropfen wieder von fich zu geben.
Es if'i acht Uhr. Bis elf Uhr bleiben Mabels Gäfie für gewöhnlich . , Das find drei Stunden. Gebe ich dem Schwamm alle zwanzig Minuten ein Glas Bier zu trinkenj fo macht das bis elf Uhr neun Glas Bier.
„Sie follen lebenj Herr Wirt. profit!“ Kein Zweifelj er wird mich nicht aus feinem Haufe vertreiben.
„Ich danke“„ fagt der Wirt fehr höflich vom Bierfaß her und nimmt einen tüchtigen Schluck.
Ich fireichle und liebkofe meinen Schwamm„ der auf dem Stuhl zu meiner Linken fißt. Unter fich eine Nummer vom „Anzeiger“ und über fich auch eine. Der Näffe und des Geruchs wegen muß man vorfichtig fein.
Draußen herbfielt es und ifi längfi dunkel. Nur der Himmel oben hat noch ein wenig graues„ verfchwimmendes Licht. Leider hilft mir das gar

nichtsy denn der Hauseingang wird davon nicht hellen und die nächfie Laterne fieht erft drei Häufer weiter.
Mabel hat einen großen Bekanntenkreisj trotzdem fie Ausländerin ift und noch nicht ein Iahr hier wohnt. Die Schönheit zieht ja überall gleich einen ganzen Schweif allen möglichen Volkes hinter fich her. Mabels Bekanntenkreis befteht nur aus Männerny denn vor Frauen fürchtet fie fichj was ich fehr gut begreife„ da fie fchöner ift. Unter diefen Männern befinden fich alle Altersfiufen und die verfchiedenartigfien Berufe, Ein-jährigey Kaufleute„ Arztej Malerj Ruffenj Indem Ehriflen. Perfönlich kenne ich nur fehr wenige unter ihnen. Und doch fieht jeder ganz deutlich vor meinen Augeny denn Mabel hat fie mir alle miteinander charakterifiert und befchrieben. Dabei empfängt fie jeden Beruf getrennty und nie mehr als drei auf einmal. Da fie Telephon hat/ läßt fich das leicht arrangieren.
Ich habe keine Ahnungj wer heute bei ihr ift. Früher habe ich mich jeden Tag ein dußendmal danach erkundigt und mich damit lächerlich gemacht. Ießt tue ich das nicht mehr.
Mabels Wohnzimmer hat zwei Fenfter. Zwifchen beiden Fenftern fteht ihr Schreibtifchj denn zuweilen dichtet fie„ und außerdem hat fie jeden cTag eine große Korrefpondenz zu erledigen. Teils mit auswärtigen Freunden. teils mit einem Gericht weit hinten in Amerika. Vor dem Schreibtifch fieht der Seffely auf dem fie für gewöhnlich fiht. Auch wenn fie Gäfte hat. Auch jetzt fitzt fie day denn zuweilen bemerke ich ihre Silhouette auf dem heruntergelaffenem gelben Vorhang. Hinter ihrem Seffelj ins Zimmer hinein befindet fich eine großmächtige Ehaifelonguej auf der es fich fehr bequem liegen läßt.. In der Mitte des Zimmers fieht ein kleiner Rauchtifchj um den fich die Gäfie gruppieren. Für gewöhnlich wird Tee getrunken. Manch-mal auch Sekt. Heute fcheinen fie Tee zu trinken. So fehr ich nämlich auch die Ohren fpißej noch höre ich keinen lauten Ton von da drüben.
Wovon fie fich wohl unterhalten mögen? Das kommt darauf am wer gerade da ifi. Ob junge oder alte Leute„ ob Kaufleute„ Arzte oder Ein-jährige. Da ich das nicht weißj hat es gar keinen Zweckj darüber nachzu-denkeny worüber fich Mabel in diefem Augenblick unterhält. Aber ich tue es doch, Ich mache fehr wißige Bemerkungen und konftatierey daß ich einen geiftreiäjen Abend habe. Aber was hat Mabel davon?
Ich trete zum Fenfier und öffne es mit einem energifchen Ruck. Ieder-mann mag merkenj daß es mir zu warm wird in diefer Spelunke. Warum immer Rückfichten nehmen? Und wenn der Wirt etwas dreinreden willj hane ich ihm eins quer über die Schweinsaugen.

Es war ein Irrtum. fie find gar nicht ftill. fie lachen ganz prächtig da drüben. Und Mabel ganz befonders prächtig. Sie hat nämlich eine wundervolle Altfiimme. Eigentlich ifi es ein wenig kurios. daß fie fo herzlich laäzt. denn wenn fie mit mir zufammen ifi. lacht fie fafi nie fo laut und herzlich. Vielleicht fürchtet fie fich ein bißchen vor mit? Oder ich bin ihr zu gebildet und nicht mehr jung genug? Wer kann das fo genau wiffen. Aber lieber wäre es mir fchon. fie lachte nicht gerade bei wildfremden Leuten fo herzlich. Sie können das falfch verfiehn und zu ihren Gunfien auslegen. Gerade Männer tun das gerne.
Seitdem das Fenfier offen fieht. höre ich alles ganz genau. Nur die Worte kann ich nicht verfiehn. Schon wieder lacht fie. Es ifi einfach unausftehlich. Morgen werde ich ihr fagen. wie lächerlich fie fich dadurch macht in meinen Augen. Sie ifi doch kein Backfifch. der immer lacht. Einerlei. ob fich ein Hund einen Floh fängt oder ein Menfch den Hals bricht.
Die Frau. die da drüben fo oergnügt ifi und fo viel lacht. die kenne ich fozufagen gar nicht. Das ift ein ganz anderer Menfch als die Mabel. die ich kenne. Ift das nicht entfeßlich? Ich fülle meinen Schwamm und befördere feinen Inhalt. wohin er gehört.
Als ich zurückkomme. ifi das Fenfier gefchloffen. Ich mache es fofort wieder auf und fehe die Umfißenden herausfordernd an. Keiner hat etwas dagegen. Das möchte ich mir auch ausbitten.
Jetzt lacht Mabel ein leifes. halb verlegenes. aber fehr belufiigtes Lachen. O. das kenne ich. So hält fie es immer. wenn man ihr eine kleine. nicht ganz anftändige Gefchichte erzählt. Aber wie kommen diefe drei Lausbuben dazu. wie können fie fich unterfiehn?. .. Ich trete ans Fenfter und fpähe hinaus. Wieder höre ich dies felbe leife Lachen. Aber da drüben find doch die Fenfier zu und die Vorhänge herunter? Ach fo. im Eßzimmer. das an das Wohnzimmer fiößt. find die Fenfter offen. Und die Tür zwifchen beiden Zimmern ift es ebenfalls. wie man leicht daran merken kann. daß das Eßzimmer nicht ganz dunkel ifi. Es find doch harmlofe Leute. daß fie bei offenen Fenftern folche Späße machen.
Ich feße mich wieder.
Plößlich durchzuckt es mich. ich grabe die Nägel in die Handflächen und beiße die Lippen zufammen. fo fefi es geht. Ich habe es ganz deutlich gehört. Mabel hat „Ani“ gerufen. Ganz laut und mit einer Stimme. die ein klein wenig heifer ifi. Wie wenn einen jemand am Hals zu faffen kriegt. Und nun fehe ich. wie aus der Gegend. wo die Ehaifelongue fieht. gefpenfiig groß ein Schatten auftaucht und fich dem Schatten nähert. den

Mabels Kopf auf den gelben Vorhang wirft." Jch bete ein Vaterunfer. Erft deutfch. dann lateinifch. Ich zähle bis hundert. erft deutfah. dann franzöfifch. Jch fage das Alphabet auf. erfi deutfch. dann griechifch. dann englifch. Gott fei Dank. es ifi vorüber. der gefpenfierhaft große Schatten verfchwindet wieder nach der Ehaifelongue zu.
„Sie erlauben. Herr Nachbar“. fagt ein Maurer am Nebentifch und fchließt das Fenfter. Jch nicke nur. ich bin gerädert. zerfchlagen. verprügelt. fertig. Jch bücke mich zu dem Schwamm und fauge an ihm. Aber nein. wo bleibt meine Energie?! Jch laffe ihn wieder fahren. ziehe die Kniee hoch und fchlinge die Hände darum. damit fie nicht mehr knacken. und grüble. Was ifi eigentlich gefchehn? Mein Gott. einer der jungen Leute da drüben. die tolpatfchig und dreifi find wie junge Hunde. ift ein bißchen zudringlich geworden. Vielleicht wollte er auch nur ein bißchen raufen und fich balgen. Bei ganz jungen Menfchen äußert fich die Erotik ja gerne fo. Und Mabel amüfiert fich darüber. denn es macht ihr Spaß. wenn die Leute verliebt werden. Wie es ihr Spaß macht. wenn einer auf der Straße hinter ihr her fagt: Jfi das ein fchönes Weib! Sie kommt dann immer eine Minute früher zu mir. um es mir möglichfi fchnell zu erzählen. Eigentlich follte ich den Leuten. die fich fo um fie bemühen. dankbar fein. Sie haben ja doch nichts weiter davon. und Mabel macht es Spaß. Aber hol mich der Teufel. ich kann es nicht. Und würde ich mich nicht fo gut kennen. biffe ich längfi nicht mehr fo krampfhaft die Lippen zufammen und fchlänge längfi nicht mehr die Hände fo verrückt ineinander. Aber freilich. dann würde ich brüllen und fchreien vor Wut und den nächften Bierkrug in das Wohnzimmer da drüben fchleudern. Aber Mabel ifi aus fehr gutem Haus und verkehrte immer in der befien Gefellfchaft. Schlechte Manieren verträgt fie einfach nicht. Außerdem wäre ihr erfter Gedanke: er hat fich doch wieder betrunken. Sie verfieht es nun einmal nicht. wie ein gebildeter Menfch unmanierlich fein kann. Die Amerikaner verderben das ganze Weibergefchlecht.
Jch fehe auf die Uhr. Bald ifi es überfianden. Schon bewegen fich verfäjiedene Schatten eilfertig an den Vorhängen her. Man beginnt aufzubrechen. Kreuz und quer bewegen fich die Schatten. Es fieht ganz fpaßhaft aus. Wenn es nur keine Männer wären!
Ob fie Mabel nur die Hand oder auch den Mund küffen? Ja) habe fie nie danach gefragt. weil mir Zweifel immer noch lieber find als Gewißheit. Dabei bin ich für meine Perfon durchaus der Überzeugung. daß fie fich die Hand und den Mund küffen läßt. Sie findet bei dem einen fo

wenig wie bei dem andernj Prüderie kennt [ie in dem Punkt nicht. Ich vermutej weil [ie keine [innliche Natur ift. Wahrfcheinlich bin ich ihr gegenüber [o un[icher und kenne mich [o [chlecht ausj weil ich ganz anders bin. Wer verliebt [ich auch in eine un[innliche Fraul. .
Ahaj nun gehen fie!
Mabel öffnet das Fenfterj nickt und [chaut ihnen nach. Jetzt naht der Augenblickj um deswillen ich [olche Abende in die[er Spelunke verbringe. Grüßt [ie mich oder grüßt [ie mich nicht? Sie weiß ganz genauj daß ich hier [ihej wenn [ie Be[uch hat. Sie mag es freilich nichtj aber auch ich habe meinen Kopf. Sie hat mich bisher noch nie gegrüßtx wenn ich hier bin. Tut [ie es erft einmalx [o weiß ichj daß [ie mich wirklich liebt. Unter „wirklich" verfiehe ich. daß [ie mich [o liebtj wie ich [ie.
Sie [chaut auch heute nicht nach mir herüberj [ie grüßt mich auch heute nicht. Soll ich daraus nun folgernj daß [ie mich nicht liebt? Das wäre doch offenbar Un[inn. Folgern läßt [ich daraus für jeden vernünftigen Men[chen nurj daß [ie ärgerlich ift und mia) [trafen willj weil [ie weißj daß ich hier hocke und eiferfüchtig bin. AberX wie gefagtj ich habe auch meinen Kopf. Und den laß ich mir nicht nehmen. Auch von Mabel nicht.
Rrrrrt! [aujen die Rouleaus herunter. Vier Rouleaus. Jedesmal ift esj als führe einer mit einem Pferdefiriegel von meinem Magen bis zu meiner Na[e.
Jetzt kann ich alfo nach Hau[e gehn. Wie einen der [eine Pflicht getan hat,
Ich werfe mich daheim auf mein Sofa und trete ihm energifch auf die Fußpolfterj daß es ächzt. Wenn Mabel bei mir ifij und wir Tee getrunken habenj legt [ie [ich gerne auf mein Sofa. Aber mit dem Kopf nicht auf das Kopfpolfier wie gewöhnliche Leutej [ondern mit dem Kopf auf das Fußpolfker.
Ich trete auf das Fußpolfierj [o lange ich nur kann.
Endlich gehe ich in das Schlafzimmer und öffne alle Fenfterj damit ich in der Frühe gleich den Straßenlärm höre und mich nicht verfchlafe. Diefe letzten Monate haben mich doch ein wenig müde gemacht. Dagegen helfen die geöffneten Fenfter ganz ausgezeichnet. Ich [iße [tets Punkt acht Uhr bei meinem Tee. Mabel nimmt ihn nämlich auch um die[e Zeit. So hat [ie mich zum Frühauffieher gemacht.

Die Haget'tolze Kurt AM
ll.
Wenn man es recht betrachtet. haben wir uns auf eine originelle Weife kennen gelernt. Ich war damals ja auch noch ein Kerl.
Mein kleines Haus beforgt eine Ausgeherin. die ich fchon fünf Jahre habe. Die Perfon kümmert fich natürlich um alles z auch um das. was fie nichts angeht. Sie ift fchauderhaft mager und häßlich. Und außerdem noch ganz klein. Wenn häßliche Leute groß find. können fie immerhin noch etwas Impofantes haben. Aber auch das ifi ihr verfagt. Ich habe fie eines Abends an meinem Gartenzaun aufgelefen. wo fie fich erbrach. Da es dunkel war. nahm ich fie mit und gab ihr einen Cognac. Na. und dann hatte ich. ehe ich mich deffen verfah. eine Wöchnerin im Haus. Eine nette .Befcherung für einen Innggefellen. Aber fie war nun einmal da. Nash fünf Tagen ftarb das Kind und am fechfien Tag fcheuerte das Frauenzimmer fchon meine Wohnung. ohne daß ich es fie geheißen hatte. Da fah ich fie eigentlich zum erfien Mal bei Tag. Ich war fo fprachlos über ihre Häßlichkeit. daß ich den Mund nicht auftat. fon'dern fortlief. Als ich am Nachmittag wieder nach Haufe kam. fcheuerte fie mein Arbeitszimmer. Ich fluchte. aber fie ließ fich nicht ftören. Auf einmal wurde fie käfebleich. fo daß ich es mit der Angfi kriegte und fie wieder ins Bett fiopfte. Aber am andern Morgen war das unmögliche Frauenzimmer fchon wieder auf den Beinen. bereitete. ohne mich erfi lange zu fragen. mein Frühftück und fcheuerte dann mein Schlafzimmer. Als ich fie zur Rede fiellte. fagte fie ganz kaltblütig. es fei fehr nötig gewefen. meine Wohnung fehe recht verkommen und verwahrlofi aus. Recht hatte fie leider Gottes. und fo ließ ich fie gewähren. Warum follte fie auch nicht aus Dankbarkeit mein Häuschen wieder in Ordnung bringen? Sie erleichterte es. und meinerWohnung tat es gut. :ZH: 'fg-'Z
Aber wenn das in Ordnung ift. muß fie unbedingt fort.
fagte: ich mir. Häßliche Menfchen find mir entfeßlich. Sie machen mir phyfifch übel. Mein Magen verträgt fie nicht, Schließlich teilte ich ihr mit. daß es fo nicht weitet-ginge. Sie nickte nur und verfchwand. Aber fie hält mir nach wie vor mein Haus in Ordnung.
Nur zeigt fie fich möglichft wenig. wenn ich daheim bin. Auch hat fie fich in der Nähe eine Stube gemietet. damit ich fie wenigftens nachts nicht in meinem Haufe weiß. Sie hat volles Verfiändnis für meine Abneigung gegen Häßlichkeit und fchont fie nach Kräften. So verforgt fie mich nun glücklich fchon fiinf Jahre. Vin ich tagsüber zu Haufe. zeigt fie mir nur ihre Rückfeite. weil die immerhin noch erträglicher ift als die Front. Ifi

..\\. . .
APP,
*.1
h V
.,- 1) o
M, x ,. .. .1 c.
. “it We 9.4) '/U 1 ,
. .. K . q , . , .
. ‘, é.) a...” .AWI ,n
. i . . _ U. 7,. * , .'6
Jug:
('-
Li*
(l
»q
f)
. *q 7.x.-
Mil! . .. V a.
.. z .1 .7 V‘- __ .. . AL ,
. . I X , , .Ö- a .. . , ..W ... .F , B u. , a ...(- , .
.. .-. . m. ..UKW V
i. . fl. . 4 ,Ö \. ,1
< I , Q, J „M .v . .K
.,.Ü„ '....1
. I',- . , .
.WWW-.tc ..„y q ..
u .. ..FZ r \
WW', l r Ir
. i’IIQIIII ll
L
"r
f3.,
Sfinmaz'kn
h
- _ _—_ .__-

EMPTY

es irgendeiner Angelegenheit wegen nötigj daß fie mit mir fprichn tut fie das ebenfalls von rückwärts. Nur abendsy wenn es dunkelt und noch kein Licht brenny präfentiert fie fich wie ein normaler Menfch. Aber immer ein dickesy graues„ wollenes Tuch um den Kopf. So rückfichtsvoll ift fie. Und wenn fie merkt„ daß ich fie unwillkürlich doch entfeßt anftarre„ dreht fie fich ruhig um und redet fo weiter. Eine kuriofe Perfonj die einen Narren an mir gefreffen hatz weil ich ihr einen Cognac gab und fie bei mir nieder-kommen ließ. Weiter weiß ich fo gut wie nichts von ihr. Aber feitdem ich fie habe„ geht es mit meinem Hauswefen ganz prächtig. Und wenn fie ein-mal über etwas nicht ganz genau Befcheid weiß„ finde ich nachtsj wenn ich nach Haufe komme„ einen Zettel bei der brennenden Lampe: „Schneider war heute fchon das dritte Mal da mit quittierter Rechnung. Was foll man ihm morgen fagem wenn er wiederkommt ?“ Oder: „Der Wein ift fertig. Aber der Weinhändler will nicht weiter kreditieren. Was nun ?“ Ich fchreibe dann einfach darunter: „Hol Sie der Teufel!“ Manchmal auch unter-ftreiche ich den Teufel und feße fechs Ausrufungszeichen dahinter. Dann habe ich wieder für einige Tage Ruhe. Gott mag wiffem wie fie meine Gläubiger immer wieder befchwichtigt, Aber die Hauptfache iftj es gelingt ihr.

Frau Bleiders hat wie alle häßlichen Frauenzimmer eine große Vor-liebe für Liebesgefchichten. Wenn fie merkt„ daß iah gut gelaunt binF und abends„ wenn noch kein Licht brennh erzählt fie derlei.

Ich ziehe mir zum Beifpiel pfeifend meinen Uberzieher an. Da fchießt fie auch fchon aus der Küche und flüftert: „Heute nacht hat der Hemmerich (das ift unfer Mehger) feine Frau verhauen. Haben der Herr Doktor es nicht gehört?“

„So'h fage ich und pfeife weiter.

„Sie betrügt ihn mit dem Schmidt.“ (Das ift unfer Bäcker.)

„Recht hat fie'h fage ich.

„Da ifi er endlich hintergekommem Herr Doktor."

„Was geht das mich an?!“

Run fchweigt fie. Aber es fällt ihr fchwer„ fie ift ganz voll von folchen Gefchichten.

Es gibt nichtsy was in der Welt vorgehß wohinter diefe häßliche Perfon nicht eine Liebesgefchichte wittert. Und das Komifche ifiy meifi hat fie recht damit. Aber fie ifi nun nicht„ wie man vermuten follte„ verbitterh weil ihre Häßlichkeit fie davon ausfchließt. Keineswegs. Sie gönnt es allenj wenn fie hübfch find. Nur wenn fie häßlich find„ wird fie bösartig und

gallig. Sie hat fogar eine große Schwäche für alle hübfchen Leute und protegiert ihre Liebesaffairen. wie fie nur kann. Ein ganz befonderes Intereffe aber hat fie für meine Liebesgefchichten. Und jedenfalls findet fie. daß ich darin viel zu läffig bin. denn wo in der Nachbarfchaft eine hübfche Perfon auftaucht. fofort hat Frau Bleiders fie aufgefpürt und gibt fich alle Mühe. mir den Mund danach wäfferig zu machen.
Eines Nachts komme ich nach Haufe und finde wieder einen Zettel bei der brennenden Lampe. Auf dem Zettel fteht: ..Heute ifi gegenüber eine Amerikanerin eingezogen. Sehr fchön. Ergebenfi Frau Bleiders."
In der nächften Nacht ift wieder ein Zettel da. Auf ihm fieht: „Die Amerikanerin ift eine junge gefchiedene Frau. groß und rotblond. Geld hat fie auch. Ergebenfi Frau Bleiders.‟
Den erfien Zettel habe ich ignoriert. Unter den zweiten fchreibe ich: „Hol fie der Teufel." Den Teufel unterfireiche ich dreimal. und fieben Ausrufungszeichen mache ich dahinter. Nun werde ich wohl Ruhe haben.
Aber in der nächften Nacht finde ich wieder einen Zettel. „Die Amerikanerin hat heute den Hemmerich durch ihre Zofe fragen laffen. wer der große blonde Herr von gegenüber fei. Meifi verläßt fie nachmittags um halb fünf ihre Wohnung. Ergebenft Frau Bleiders."
Diesmal fchreibe ich darunter: „Wenn Sie fich noch einmal unterftehen. fich um die Amerikanerin fiatt um meine Gläubiger zu kümmern. fliegen Sie aus dem Haus. fo wahr ich Hans heiße."
Nun fchweigt fie endlich. Es geht doch anch wirklich nicht an. daß diefes Weibsbild fremde Damen beläfiigt.
Aber zuweilen. wenn ich aus dem Gartentor trete. fchaue ich unwillkürlich nach den Fenfiern gegenüber. Es find gelbe Vorhänge an den Fenfiern. und die Vorhänge find fafi immer zugezogen. Weiter fehr ich nichts, Die Dame fcheint fich. wenn fie zu Haufe ift. möglichfi hermetifch von der Außenwelt abzufchließen. Eine leichtfertige Perfon if'i fie nicht. denn die wohnen nicht in diefer Gegend. Hier wohnt fafi nur Gerümpel. das Schulden. aber kein Geld hat. Kurios. daß fie grade hierher gezogen ifi. Und noch kuriofer. daß ich ihr nie begegne. trotzdem ich zuweilen uni halb fünf Uhr ausgehe. '
So vergehen acht Tage. Da finde ich wieder einen Zettel. „Alle Leute haben Mitleid mit der Amerikanerin. Sie hat fäjlechte Nachrichten aus Amerika. Ergebenfi Frau Bleiders."

Dies häßliche. kleine Frauenzimmer if't doch unglaublich! Eigentlich müßte ich fie nun wirklich hinauswerfen. Aber mir graut. wenn ich mir mein Haus ohne fie vorfielle. Sie hält alles fo prächtig in Ordnung. Ich ignoriere den leßten Zettel,
Tags darauf komme ich gegen Abend etwas eilig und ärgerlich aus der Stadt. denn Freund Loffow hatte mich wieder einmal daran erinnert. daß ich ihm zehn Mark fchuldig bin. Als ob ich das nicht von alleine wüßte! Daß Gläubiger auch immer an dem guten Gedächtnis ihrer Schuldner zweifeln müffen! Jch bin. wie gefagt. ärgerlich und hänge einem Syftem nach. das mich fchon lange verfolgt und offenbar Ausfichten hat. wenn man es hinreichend vervollkommnet. die Bank in Monaco zu fprengen. Aber mitten im fchärffien Nachdenken macht fich auf einmal mein Herz bemerkbar. Es wird unruhig wie ein Jagdhund. der ein Wild wittert. Ich kenne das. irgendwo in derNähe ifi eine hübfche Frau. Aber ich habe zu folchen Narrenpoffen eben keine Zeit und fage: „kufchl“ zu meinem Herzen. Es ift gut dreffiert und fchweigt.
Mein Syfiem ifi folgendermaßen: Bei jeder meiner Serien will ich dreißig Franken gewinnen. Nun zerlege ich diefe dreißig in folgende drei Zahlen:
und fetze das Minimum von fiinf Franken auf Rot. Gewinnt Rot. fo habe ich 90 jpßo fünf Franken gewonnen. was mich nicht weiter intereffiert. da es für mein Syfiem nicht in Betracht kommt. Mein Syfiem tritt erft in Aktion. wenn ich verliere. Die fünf Franken gehen alfo verloren. denn nicht Rot. fondern Schwarz kommt heraus. Das fchreibe ich mir folgendermaßen auf:
5
10
15
5
Die letzte Zahl bedeutet die fiinf Franken. die ich verloren habe. Nun zähle ich die oberfie und'Z die unterfie der vier Zahlen zufammen. macht zehn Franken. und feße alfo jeßt zehn Franken auf Rot. denn ich bleibe bei der einmal gewählten Farbe. Wieder verliere ich.

Wieder [chreibe ich die Zahlen unter einanderj [o daß ich jeßt folgende Reihe erhalte:
*-- ...i-
SOWIE!
Wieder addiere ich die oberfie und die unterfie Zahl und [ehe al[o fünfzehn auf Rot. Diesmal [oll Rot gewinnen. Dann [treiche ich die oberfie und unterfie Zahlj [o daß noch bleibt:
10
15
5
Wieder addiere ich die oberfie und unterfie Zahl und [ehe al[o fünfzehn auf Rot. Schwarz gewinnt. Meine Reihe lautet jetzt:
10
15
5
15
Ich [ehe nun fünfundzwanzig auf Rot. Rot gewinnt. Meine Reihe lautet nun al[o:
15
5
Ich [eße al[o zwanzig Franken auf Rot. Rot verliert. Meine Reihe heißt jetzt:
15
5
20
Ich [ehe fünfunddreißig auf Rot. Rot gewinnt. Ich verdopple die bleibenden fünf und [ehe zehn auf Rot. Schwarz gewinnt. Meine Reihe lautet jetzt:
5
10
Ich [ehe fünfzehn auf Rot und Rot gewinnt diesmal. Dann habe ich bei die[er meiner Serie dreißig Franken gewonnen.
Zählen wir nach. Verloren habe ich:

_>Ä_
5
10
15
20
10 Franken.
Macht zufammen 60 Franken. Gewonnen habe ich:
15
25
35
15 Franken.
Macht zufammen 90 Franken. Hol mich der Teufel. es fiimmt. Es wäre alfo nur noch die Hauptchance der Bank. das Zero. unfchädlich zu machen. Darüber zerbreche ich mir den Kopf. Aber mein Herz gehorcht nichtmehr. Es hüpft und winfelt fozufagen. wie fehr ich mich auch blind und taub fielle. Es hüpft und winfelt immer ärger. Ich fehe auf und erblicke vor mir eine Frau. Ich fehe fchärfer hin. Sie hat einen majeftätifchen Gang und muß hochbeinig fein. alfo edle Raffe. Aber plöhlich gerät fie leicht ins Schwanken. Weiß Gott. es wäre fchade. wenn fie fchon zu fo früher Stunde betrunken wäre. denke ich und beeile mich ein wenig. Ich komme gerade recht. um fie aufzufangen. Sie klappert mit den Zähnen und fchüttelt fich.
..Um Gottes willen. übergeben Sie fich nicht auch noch!“ rufe ich.
Sie macht fich los und fchaut mich groß an.
Ich ziehe meinen Hut und fage höflich: ..Ich habe nämlich momentan keinen Cognac zu Haufe.“
Was fie für Augen macht! Aber wundervoll find fie.
Mir wird etwas nebelig im Kopf. und ich entfchuldige mich. ..Verzeihen Sie. faft an diefer nämlichen Stelle traf ich vor fünf Jahren eine Frau. die fich auch nicht wohl fühlte. Ich nahm fie mit nach Haufe und gab ihr einen Cognac. . .“ j"
Sie wendet fich ab und geht fchweratmend weiter.
.,Verzeihen Sie. aber das Schlimmfie kommt noch. Die Perfon hält mir nämlich feitdem Haus. und ich kann fie nicht mehr loswerden."
Die Dame gerät wieder ins Schwanken. fo daß ich fie fiützen muß.
Ich überlege fchon. ob ikh es noch einmal riskieren foll und fie zu mir nehmen. denn wir nähern uns meinem Haus. und häßlich ifi fie nicht. gar nicht. Da fchleppt fie fich zu dem Haus vis-a-vis und fagt: „Hier wohne ich.“
..Pardon. find Sie vielleicht Amerikanerin ?"

Sie nicft.
Ich geleite die Dame zu ihrer Haustür. Sie ifi fchon gefchloffen.
Die Dame lehnt fich an die Mauer und hält mir ein Ledertäfchchen hinF das eine Maffe Schlüffel und folche Sachen enthält.
Das ifi ja famos! Wie bei einem Junggefellen! denke ich und verfuche die Schlüffel. Endlich habe ich den richtigen erwifcht und fchließe auf. Nun könnte ich mich eigentlich empfehlen. Aber die Dame ifi ent- fchieden zu fchwach. Ich darf nicht ruhen„ bis ich fie ficher und geborgen in ihrem Zimmer weiß. Ich werde energifch und nehme einfach ihren Arm„ trotzdem fie fich firänbt.
„Welcher Stock?"
„Der zweite'ß fagt fie. Sonderbar- fie hat gar keinen amerikanifchen Tonfall.
Wieder fchließe ich auf und mache Licht. Mein Gottx übermäßig luxuriös fieht der Vorplatz nicht gerade aus. Das kann mir nur angenehm fein und macht mir Mut. Sie taftet fich nach einem Zimmer- ich öffne und mache wieder Licht. Hier fieht es wirklich fehr nett und gefchmackvoll ausx aber keineswegs üppig. Mir wird immer behaglicher.
Die Dame will etwas fagenx aber ich komme ihr zuvor: „Jetzt find Sie ganz artig und ruhig- gnädige Damep und legen fich auf Ihre Ehaife- longue." Sie lächelt ein klein wenig und gehorcht.
„Haben Sie ein Mädeh eine Köchin oder fowas?“
„Eine Zofe.“
„Auch gut. Auf den Namen kommt es nicht an. Aber felbfiverfiändlich ifi die Pet-fon nicht zu Haufe. Das find folche Perfonen nie„ wenn man fie braucht.“
Die Dame fchweigt und fahließt die Augen. Ich fchweige aus» denn dies Augenfchließen erinnert mich an etwas- an etwas fehrSchönes. Halt- ich hab's. Ein Schmetterling fißt in der Sonne auf einem warmen Stein und klappt langfam die prächtigen Flügel auf und zu. So war er)X ganz genau fo„ als fie eben die Augen fchloß. Einfach wundervoll.
„Gnädige Frau ?“
Nun fchliigt fie die Augen wieder langfam auf. Große filbergraue Augen. Ganz brillant macht fie das,
„Tun Sie mir den einzigen Gefallen und fchließen Sie die Augen wieder- gnädige Dame/ fonft halte ich es nicht aus."
Sie lächelt leife.

„Haben Sie einen Pelz?“
Sie ni>t.
„Er ifi wohl eingekampfert? Von wegen der Motten?‟
Sie deutet- immer mit gefchloffenen Augen- es muß ihr wirklich nicht gut gehn„ nach der Türx durch die wir eintraten. Vielleicht hängt der Pelz draußen? Ich gehex finde ihn und breite ihn über die Dame. Er riecht ausgezeichnet,
„Haben Sie ein Telephon ((7U
Sie nickt und deutet nach der Tür.
Ich entferne mich- und fie ruft: „Bitteh keinen Arzt!"
„Einen Arzt?“ Ich lache laut. „Da fieht man- wie fchlecht Sie mich kennen."
Ich telephoniere an meine Weinhandlung: „Fritz befiellen Sie fofort ein Automobily und in das Automobil verfrachten Sie fich mit einer Flafche Bordeaux; aber dem beftenx den Sie haben„ Schloßbrand, Oder nehmen Sie lieber gleich zwei von den Flafchen mit. Und dann fahren Sie wie der Teufel hierher.“ Ich gebe ihm die Adreffe. Gott fei Dankh daß ich gerade eben die erfie Rate meiner letzten Rechnung bezahlt habe.
Nun feße ich mich neben die Amerikanerin und erwirke mir die Erlaubnish eine Zigarette zu rauchen.
„BitteX ganz ruhig bleibem gnädige Dame- fchweigen und die Augen gefchloffen halten.“
Sie pariert wirklich fabelhaft.
Ich feße mich fo- daß ich fie nicht anfeheh denn das muß fie ja genieren, Zuweilen fchüttelt fie fich nochx aber es wird zufehends beffer. Ich blicke vor mich hin- denn ich mag niäyt zudringlich erfcheinen und ihr Zimmer mufiernX rauche eine Zigarette- dann noch eine und fühle mich fo wohlz wie feit langer Zeit nicht mehr. Es ift recht merkwürdig.
Dann kommt Fritz angefahren- und ich hole mir die zwei Flafrhen herauf. Er hat feine Sache gut gemacht.
„Sox gnädige Dame„ jetzt legen Sie fich zunächfi einmal ins Bett.‟
Sie fährt in die Höhe und blickt ein wenig wirr um fich.
Da hilft nur Grobheit. „Ins Bett [ollen Sie fich legen„ verfianden?!“
„Sie... Sie...“
„Ach wash dummes Zeug! Benehmen Sie fich nicht wie eine alberne deutfche Gans! Sie müffen fich jetzt niederlegen und einen guten Tropfen trinken- dann ift alles wieder gut." Damit fie gar nicht erfi zur Befinnung kommt/ helfe ich ihr auf.

„Wohin ?"
Sie wendet fich zu einer Tür.
„Na alfo! Und wenn Sie im Bett liegen. rufen Sie. Dann bringe ich Ihnen den Rotwein.“ Ich fchiebe fie ganz einfach in das betreffende Zimmer und fchließe die Tür hinter ihr. Soj nun werden wir ja weiterfehn. Aber parieren tut fie wirklich großartig.
Unglaublich leife ift fie. Ich höre nicht das geringfiq fo fehr ich aua) die Ohren fpilze.
Ich räufpere mich.
Jch räufpere mich noch einmal.
Entfchloffen greife ich zur Lampe und trete in das Schlafzimmer.
„Aber nein„ gnädige Damej wie niedlich Sie ausfehen. Wie ein ganz kleines Mädele! Sie brauchen nicht rot zu werden.“ Jch fchwahe und fchwatze und gebe ihr Rotwein zu trinken und fchwahe und beginne wieder zu rauchen und fchwalzey damit fie nur ja nicht zur Befinnung kommt und mich hinauswirft. Und fie läßt alles geduldig über fich ergehenj als wäre es das Natürlichfie von der Weitz daß ich hier bei ihr fiße.
Ich erzähle alles möglichej ganz kraufe Einfällej und fpreche immer leifer und leifer und firiere fie fcharf. Sie wird immer ftiller. Und dann feufzt fie auf einmal befriedigt. Wie es kleine Kinder tum wenn fie ihre Flafche getrunken haben und fchlafen wollen. Unruhig fährt fie mit dem Kopf hin und her. Ich fehe mich auf den Bettrand und fchiebe meinen rechten Arm unter ihren Kopf. Nun legt fie fich zufrieden auf die rechte Seite und hält fich mit beiden Händen an meiner linken Hand fefi. Wie rührend das war. So viel Vertrauen habe ich noch nie in einer menfchlichen Bewegung gefehn. Ich verhalte mich mäuschenfiill.
Nebenan erfcheint jemandh fchaut durch die Tür und fährt mit einem leifen Schrei zurückh mit einem richtigen Zofenfchrei. „Maul halten!“ zifche ich. Die beiden Hände zucken in meiner Handj eine Unruhe fährt über das fchlafende Geficht.
„Wenn Sie fich noch einmal muckfenz erwürge ich Sie!“ zifche ich zu der Zofe hinüber. „Marfch„ ins Bett!"
Die Zofe verfchwindet. Bald höre ich fie auf der andern Seite im Nachbarzimmer. Sie geht ebenfalls zu Bettj öffnet aber noch fchnell die Tür zwifchen ihrem und ihrer Herrin Schlafzimmer. So eine Frechheit! Wenn ich nur auffiehn könnte! Aber die Schläferin hält mich fef't. Sie

würde ficherlich erwachen. Ich finne auf Rache gegen die Niederträch-
tigkeit der Zofe und vertreibe mir damit für eine Weile die Zeit.
Die Bettkante. auf der ich filze. if'i reichlich hart. wie ich jeßt fühle.
Mein rechter Arm liegt unter dem Kopfkiffen. der linke. den ihre beiden
Hände umklammern. recht weit davon auf der Bettdecke. Ich befinde
mich in einer verzwickten Körperhaltung. die nicht gerade angenehm ifi.
Allerhand Inquifitionsgefchichten fallen mir ein. Peter Arbues hätte
etwas darum gegeben. wenn ihm diefe qualvolle Stellung für eins feiner
Opfer eingefallen wäre. Aber niajt um taufend Dukaten hätte ich fie ihm
verkauft. Und nun fühle ich auch noch. wie fich meine beiden über einander
gefchlagenen Kniee an dem Metall der Bettfielle wehen. In einer ganz
raffinierten Torturftellung befinde ich mich. Alle Achtung!
Die Zofe nebenan wälzt fich hin und her und kann nicht zur Ruhe
kommen. Sie denkt natürlich. das endet doch noch mit einer Liebesfzene.
und deshalb kann fie nicht einfchlafen. Sie möchte doch nichts verfäumen.
nicht wahr? Wenn fie nur wüßte. wie ich immer mehr lahm und fieif
werde. Da vergingen ihr folche Gedanken gleich.
„Sffft!“ zifche ich und entferne vorfichtig meine rechte Hand unter
dem Kopfkiffen. Gott fei Dank. die Schläferin merkt nichts. Nun halte
ich es fchon noch eine Weile aus.
Ich filze und fchaue. Wie fie fchläft und wie geborgen fie fich fühlt.
Ihre Wangen find rofig angehaucht. die Wimpern liegen fchwer und müde.
die Lippen find fefi gefchloffen und doch fo weich und rund. die Nafe wollte
offenbar klaffifch werden. Es wurde ihr aber auf die Dauer zu langweilig.
und fo ging fie fchließlich mit einer ganz kleinen. luftigen Nuance nach oben.
Aber nur ein klein wenig. Gerade wie es recht if'i. um nicht langweilig zu
werden.
Die Phantafie geht mit der Zofe immer hißiger durch. Unglaublich.
was das Frauenzimmer für einen Lärm macht! Warte. wenn ich erfi
fort kann. Ich werde fie zur Vernunft bringen. und das gründlich!
Leife. vorfichtig löfe ich meine Linke aus den beiden Händen. Es
geht. und ich fühle eine kleine Enttäufchung. Eigentlich hatte ich erwartet.
fie wiirde mich nun gleich für immer fefihalten. Aber fie fcheint nicht diefe
Abficht zu haben. Sie fchläft auch ohne das ruhig weiter. Ich feufze und
mache es mir ein wenig bequemer.
Wahrfcheinlich fühlt fie. daß ich noch auf dem Bettrand fiße. denke
ich. und fchläft deshalb fo ruhig weiter.
Ich erhebe mich langfam von der Bettkante und blicke gefpannt auf

die Schläferin. Sie fchläft ruhig weiter. Ich fehe mich auf den nächfien Stuhl und warte. Aber es ändert fich nicht das geringfiß fie fchläft. Nun bin ich alfo fchon wieder überflüffig geworden? Ich will und will das nicht glauben.
Ich warte.
Ich muß es doch glauben. Es bleibt gar nichts anderes iibrig„ alle Tatfachen fprechen dafür. Aus ift es! Ich habe mir wieder einmal etwas eingebildet. Meine Phantafie ift wieder einmal mit mir durchgegangen. Wenn wenigfkens das verdammte Frauenzimmer nebenan nicht folche Wirtfchaft machte.
Ich gehe zu ihr„ und eine große Wut wird in mir lebendig. Ich beuge mich über fiej alle meine Glieder zittern vor Zotty und fage: „Wenn Sie jetzt nicht die ganze Nacht fo ruhig liegen wie eine Tote„ verhaue ich Siej daß Sie Ihr blaues Wunder erleben. Verfiehn Sie mich?“
Sie fiarrt mich an und hält mich offenbar für verrückt.
„Mein Name ift Hans Faller. Ich wohne vis-a-vis in dem kleinen Häuschen. Da melden Sie fich morgen vormittag verftanden?"
Die Perfon rührt fich nicht.
In der Tür mache ich ihr noch einmal eine Fauft. Dann nehme ich das Ledertäfchchen mit den Schlüffelnj die zweite Flafche Bordeauiy die noch nicht angebrochen iftF und verfchwinde leife.
Fortfetzung in der April-Nummer.

Religiöfe Grundgedanken und moderne
Wiff'enfchaft. Eine Umfrage.

Ä?,

]\)r. Max Deffoir. Profeffor an der
Univerfität Berlin.

Die Aufforderung. in diefer Zeitfchrift das Verhältnis zwifchen Religion und Wiffenfäjaft vom philofophifchen Standpunkte aus zu erörtern. ift mir erwünfcht gekommen. weil mir dadurch der Anftoß gegeben wurde. einiges. worüber ich feit Jahren mich in Vorlefungen ausfpreche. nun auch fchriftlich niederzulegen. Andererfeits jedoch folge ich nur ungern dem Rufe. Denn es ifi kaum möglich. in der hier gebotenen Kürze die mitzuteilenden Anfichten vor jedem Mißverftändnis zu fichern. was bei der Bedeutung des Gegenftandes befonders fchnierzlich empfunden werden muß.

In den Vorlefungen pflege ich vom Begriff der Philofophie anszugehen und zu zeigen. daß die Philofophie fowohl Beziehungen zur Religion als auch zur Wiffenfchaft befißt. Am Anfang der europäifchen Entwickelung überwog das Verhältnis zur Wiffenfchaft: Philofophie war damals das unintereffierte Streben nach Wahrheit als nach einem Eigenwert. war das von Ariftoteles gepriefene rein theoretifche Verhalten. An die Stelle diefer Philofophie oder der Philofophien (die Griechen haben fiungemäß auch die Mehrzahl des Wortes verwendet) ifl allmählich die Mannigfaltigkeit der Sonderwiffenfchaften getreten. Will man noch heute Philofophie als eine Verknüpfung der allgemeinften Erkenntniffe. als Inbegriff der gefamten Wiffenfchaft fefthalten. fo fordert man etwas Unvollziehbares. Dennoch liegt dem ungerechtfertigten Verlangen das richtige Gefühl zugrunde. daß Philofophie es nicht mit einem Ausfchnitt aus der Wirkliäjkeit zu tun hat. wie die Zoologie mit der Tierwelt. die Botanik mit den Pflanzen ufw. Der Geift des Uni-

verfalismus verbleibt jeglicher echten Philofophie. nur ifi er nicht mehr derjenige des Polyhiftorismus. Philofophie hat in der Tat das Ganze im Auge; fie fragt nach feinem Sinn und Zweck; fie will diefen als etwas Vernünftiges erkennen. in Begriffe fafien. zur allgemeingültigen Klarheit bringen; und indem fie eine (este Einheit in der Fülle der Erfcheinungen fucht oder das Wefenhafte aus dem Zufälligen herauslöfi. findet fie Ideale und Werte. die dem Leben eine tiefere Bedeutung verleihen.

Die Philofophie betrifft demnach einen Gegenftand. der niemand fremd ift. Auch der Weg zu ihm hin verläuft vor den Augen aller. denn er beginnt beim Gewöhnlichften. Um jenen Gegenfiand zu erfafien. kommt es darauf an. bereits im N ä ch fil i e g e n d e n etwas Neues zu fehen. oder anders ausgedrückt: hinter dem gewöhnlichfien Dinge das Ungewöhnliche zu fpiiren und mit der Gedankenbildung über die üblichen Grenzen hinauszufireben. Ein philofophifcher Kopf ifi der. der beim Einzelnen ni>7t ftehen bleiben kann. fondern gewaltfam zum Höcht'ten und Letzten gedrängt wird. Ein foläjer Menfch beruhigt fich nicht mit dem Gegebenen und feiner wifienfchaftlichen Erklärung. nein. er gräbt tiefer. gleich dem Schasgräber. der aus dem Schmerz der Armut heraus feine Hoffnungen verborgenen Tiefen zuwendet. Aber leider findet man dort unten kein ..letztes Wort“. das die Welträtfel endgültig und für jedermann löfte. Das wäre eben wirkliche Zauberei: wein dies glückte. der vet-möchte nicht mehr unter den Menfchen als unter feinesgleichen zu leben. Der Lohn jener Schasgräberei liegt vielmehr. wie in dem adligen Bewußtfein des metaphyfifchen Bedürfnifies überhaupt. fo in der Tätigkeit des philofophifchen Nachfinnens. Oft find philofophifche Syfieme die Antworten auf Fragen. die wir noch nicht einmal klar erfaßt hatten. Aus dem Leben ftammt Philofophie. weshalb denn Meifier Eckhart einen Lebemeifter höher fiellt. als hundert Left*-meifier. Die eäjte philofophifche Anfchauung wird nicht mit Willkür. fondern mit fchickfalsharter Notwendigkeit gebildet. Der beginnt zu philofophieren. der fich von der Kettenlafi täglicher Gefchäfte freimarht und die Frage aufwirft: wer bin iäi und was foll im? Nur der Menfch ifi in diefem Sinn eine problematifäje Natur. Daher hat man richtig die menfchliche Seele ihrer höheren Bedeutung nach als ein ..fragendes Wefen" befiimmt.

Aus menfihlichen. ja aus perfönlichen Erfahrungen und Bedürfnificn fiammt der ganze Reichtum unfrer geifiigen Befirebungen. So

erwächfi beifpielsweife ein wurzelhaftes Problem der Philofophie aus dem bewußt gewordenen Widerfireit menfchliäfer Art gegen die Natur. Schon dem unentwictelten Nachdenken fällt es auf. daß der Menfch in die Gefeßmäßigkeit der Natur gehört: er entfieht und vergeht wie alles andre Lebendige; die Natur nimmt auf ihn keine befondere Riick-fichtz fie läßt den durch finnlofen Zufall tödlich Verwundeten genau fo erbarmungslos hinfterben wie ein beliebiges Tier. und mag er der edelfte. befie. der Gefamtheit unentbehrlichfte Menfch fein. Dennoch fühlt jeder in fich etwas. das ihn von diefem gleichmiitigen Gang des Weltlaufes fondert; nennen wir es feine Seele. Diefe Seele weiß fich als ein anderes gegeniiber dem Mechanismus; da fie fich ihm überlegen und einer höheren Ordnung der Dinge zugehörig glaubt. fo jammert fie über den Leib als einen Kerker und wendet fich ab von allem blinden Naturfreiben. Eine folehe Spannung zwifchen Ich und Welt wird in irgendwelchen Formen doch wohl von jedermann empfunden. Zum begrifflichen Ausdruck gefieigert erfcheint fie als das philofophifche Problem „Geift und Natur". Hinter einer der wichtigften metaphy-fifchen Aufgaben fieht alfo das ganz urwiichfige Erlebnis eines Unter-fchiedes zwifchen unferm inneren Wefen und unfern Dafeinsbedingungen. Das Erlebnis bleibt auch dauernd die Grundlage. Wem es nicht zuteil wird. der findet fchwerlich die rechte Stellung inmitten der vielen Syfieme. die fich um das Verhältnis von Geift zu Natur gelagert haben. Im gewiffen Sinne muß der einzelne die Philofophie von vorn beginnen. gleichwie fein Leben - ein teils fchmerzlicher. teils tröfilicher Gedanke. Hiermit ift zugleich ausgefprochen. daß die philofophifche überzeugung unvermeidlich einen Einfluß auf die Lebenshaltung gewinnt. Philofophie meint ja wörtlich und inhaltlich Liebe zur Weisheit. nicht Liebe zur Wiffenfchaft. und in die Weisheit ift Bewährung durch die Lebensführung eingefchloffen. Nachdem diefe Einficht gegen Ende des Altertums ins allgemeine Bewußtfein getreten war. ift fie nicht wieder verloren gegangen. Wer die fchönfte Pflicht des voll gelebten Seins darin erbliät. zur hellen Befinnung iiber Schein und Wahrheit. Seiendes und Seinfollendes. Vergängliches und Ewiges emporzufteigen. der kann gar nicht anders. als daß er auch im Handeln die Richtung feiner Welt-anfchauung zum Ausdruck bringt.

Ich hoffe. mit diefen Erwägungen auf den Sah vorbereitet zu haben. daß zwifchen Philofophie und Religion eine natürliche Ver-wandtfchaft bef'teht. Sie ifi freilich des öfteren von Denkern und

Dichtern geleugnet worden; ich erinnere nur an die merkwürdigerweife felten zitierten Verfe aus Deines ..Himmelfahrt":

Sankt Peter rief: ..Oh weh! oh weh!
Die Philofophie ift ein fchlechtes Metier.
Wahrhaftig. ie. begreife nie.
Warum man treibt Philofophie.
Sie ifi langweilig und bringt nichts ein.
Und gottlos ift fie obendrein.
Da lebt man nur in .Hunger und Zweifel.
Und endlich wird man geholt vom Teufel."

über die Kurzweiligkeit und Einträglichkeit berufsmäßigen Philofophierens wollen wir klüglich fchweigen; ihre vermeintliche Gottlofigkeit jedoch kann unter keinen Umftänden zugegeben werden. denn fie wird durch die Tatfachen der Gefchichte widerlegt. Nicht bloß zahllofe einzelne Denker. fondern auch ganze Schulen find ebenfo fefi mit der Entwickelung der Theologie. wie mit dem Fortfchritt der Philofophie verbunden; und zumal feit jener großen Zeit. da antike Bildung und orientalifcher Offenbarungsglaube zufammenfchmolzen. blieb die innerliche Zugehörigkeit faft ohne Unterbrechungen gewahrt. Metaphyfik und Religion haben den Zug ins Tranfzendente gemeinfam. Mit ihnen. als mit feindlichen Verbündeten. kämpft das Verhalten durchgeführter Diesfeitigkeit. das wie Faufi zu fprechen fcheint: ..Was drüben. kann mich wenig kümmern." So mag der Forfcher fühlen. aber nicht der geborene Philofoph und nicht der Gläubige. Obwohl die Arbeit auf den Gebieten der Philofophiegefchichte. Logik und Pfychologie. um nur die wichtigfien Teile des Ganzen zu nennen. fireng wiffenfchaftlich gehalten ift. fo bedeutet doch Philofophie im gefättigten Sinne des Wortes mehr als eine gelehrte Unterfuchung gegebener Tatfachen. Das ('lberlogifaie teilt fie mit der Religion. Im übrigen find allerdings Unterfchiede wirkfam. auf die befonders geachtet werden muß. damit die Eigenart der Religion deutlicher hervortrete. Zunächft ift klar. daß die Metaphyfik auch ohne die Annahme eines perfönlichen Gottes ihre Aufgabe zu erfüllen vermag. Die Religion hingegen kann auf die Vorftellung der Perfönlichkeit um fo weniger verzichten. da diefe ja ein Idealbegriff und keineswegs. wie man fo oft hört. ein anthropomorpher Erfahrungsbegriff ift: unter Perfönlichkeit verliehen wir eine Gefialtung des inneren Lebens. zu der alle Leifiungsmenfchen hinftreben. die aber nie erreicht. gefchweige dauernd bewahrt wird. Alsdann fieht es mit der Metaphyfik

fo. daß fie immer einen Inbegriff von Sätzen bildet. während der Glaube ein Verhalten des Menfchen bleiben kann und zu keinem Dogma zu führen braucht. Endlich ifi das Erlebnis. worauf jede Religion beruht. verfchieden von der Grunderfahrung des Philofophierenden.

Ich gehe nunmehr näher auf die letzte Behauptung ein.“ Philo-fophifche Welt- und Lebensbeurteilung entfpringen aus dem Zufammen-ftoßen zweier äußerften Punkte. nämlich des Weiteften und des Engf'ten. des ganzen Seienden und des individuellen Jch. Das Erlebnis. aus dem die Nötigung zum Philofophieren fließt. i| das Gefühl. nur durch Nachdenken über die allgemeinften Gründe und Zwecke das eigene Leben lebenswert machen zu können. Hiervon unterfcheidet fich das Ur-phänomen des Glaubens nicht unwefentlich. Es läßt fich befchreiben als ein plößlich aufleuchtendes Bewußtfein perfönlicher Verbindung mit einer unfichtbaren Gewalt. Diefe ebenfo erfchütternde wie beglückende Erfahrung wird keineswegs jedermann zuteil; ganze Völker. darunter folche von hoher Kultur gleich den Japanern. fcheinen ihrer durch-fchnittlich zu entbehren. Auch bei uns gibt es doch aufrichtig unfromme Raturen. die das religiöfe Erlebnis. die darauf gegründete Überzeugung und das daraus entfpringende Heilsverlangen nicht kennen. Troßdem muß die Anlage zum religiöfen Erlebnis als allgemein menfchlich be-zeichnet werden. weil fie an den verfchiedenfien Stellen und auf allen Stufen nachzuweifen ift. Bereits der Naturmenfch glaubt fich von über-menfchlichen. aber menfchenähnlichen Kräften umringt und fühlt fich abhängig von der Gunfi diefer unfichtbaren Wefen. Innerhalb der Kulturwelt find es die einzelnen Religiöfen. die - früher oder fpäter. hier oder dort auftretend - mit ergreifender Klarheit die Urfprüng-lichkeit der Glaubenserfahrung vor Augen fiellen. Bei meinen For-fchungen zur Gefchiäjte der Pfychologie habe ich die feelenenthüllenden Mitteilungen diefer Gläubigen kennen gelernt und mich von der Ge-meinfamkeit der Grundzüge überzeugt; der perfönliche Verkehr mit An-hängern vieler Bekenntniffe und auch mit frommen Spiritiften hat mich in der Anficht befiärkt. daß ungeachtet der Mannigfaltigkeit religiöfer Erfahrungen eine fie verbindende Einheit vorherrfcht. die die Zufammen-faffung in einen allgemeinen Begriff erlaubt.

Die Bezeichnung ..allgemeiner Begriff" ift indeffen mit Vorbehalt aufzunehmen. Die Darftellung des typifchen Vorgangs wird ja von der gegenwärtigen Wifienfchaft nicht fogleich in den überlieferten ab-ftrakten Begriffsformen vollzogen. Vielmehr firebt man jetzt danach.

das Erlebnis als folches. d. h. ohne fyfiematifche Umbildung. ja. ohne rationalifiifche Durchtränkung zu vergegenwärtigen. Wenn es einerfeits den Vertretern der Wiffenfchaft nicht genügen darf. felbft das Erlebnis zu haben oder von feinem Dafein zu wiffen. fo wollen fie es anderfeits nicht fofort in die vereinfachten Formeln logifcher Grieß-mäßigkeit aufgehen laffen. fondern verfuchen. vorausfeßungslos das reine Erlebnis zu befchreiben. Von überall her hört man den Ruf: Zurüä zu den Erfcheinungen. zu den wirklich beobachtbaren Tatfachen! So wird beifpielsweife in der Kunfiwifienfchaft vornehmlich das einzelne Werk genau befchrieben und analyfiert; fo ftüßt fiäj die Lehre vom Denken auf eine Phänomenologiez fo bemüht fich alfo auch die Religions-wiffenfchaft darum. das Urphänomen des Glaubens in unverleßter Zart-heit zu erfaffen. Diefern Zug der Zeit kann ich mich nicht ohne Weiteres anfchließen. Die in der Tiefenrichtung unbegrenzte Schilderung eines in der Flächenausdehnung gleichfalls unbegrenzten Stoffes fcheint mir kein erftrebenswertes Ziel. In den meifien Fällen - in den meifien fage ich. denn Ausnahmen find vorhanden -- finde ich das Ausbreiten des Allbekannten ebenfo überflüffig wie gefchmacklos. Und noch mehr: die Tendenz ift bedenklich. weil fie in unfre Büchereien ungeheure Papier-maffen zu wälzen droht. von denen nur ein Bruchteil Wert befilzt.
Solche Defkriptionen werden erträglich. wenn fie aus künfilerifcher Auf-faffung quellen. oder mindefiens in künfilerifcher Form gehalten find. Dann aber droht die Gefahr. daß nicht mehr das Erlebte. fondern feine poetifche Umfchreibung dargeboten wird; und ich fürchte. daß gerade bei den eindru>skräftig|en Leiftungen der neuen Religionsphilofophie diefe Gefahr zur Wirklichkeit geworden ift. In den entgegengefeßten Fehler verfallen die Anhänger der Richtung freilich noch viel häufiger. indem fie die angeblich reine Befchreibung unwillkürlich unter theoretifche Gefichtspunkte fiellenz fchließliäj reden fie fich und andern ein. daß ihr Verfahren. brauchbar als Unterlage und Vorfchule der Forfchung. bereits die eigentliche Wiffenfchaft bedeute.
Mit allem dem foll indefien ein wefentlicher Vorzug diefer ganzen Betrachtungsweife nicht verdunkelt werden. nämlich der. daß gegen-wärtig die Bedeutung der reinen Erfahrung lebhafter anerkannt und die Fülle der ungebrochenen menfchlichen Natur mit größerer Ehrfurcht angefchaut wird. Während die Zeiten erwachender Bildung das Denken zu überfchäßen pflegen. da fie ihm allein jeden Fortfchritt zu verdanken glauben. können die Vertreter einer ficher gewordenen Kultur ohne

Berticelxi: Wildnis ein-:t *LK-nee*-
Paneei in der Alert-m..- 7"! Â»'t'r-l- o
Zum Efiay von Heu-y â€œrr-r *.-c Mans.

Rrügizu und Wiffereef'chaft
f'
Laa 'Erlebnis als iolctiec?, d. h. r-hne foficaiatifche Umbiidung. ia. 1- c
r-:cti-neliliiitl). Dur-hrränkung zu oergcgrnwärt-.cen Wenn *kr- -. *.-
jeito dcn Vertretern der Wiffenfchaft nicht genügen darf. 71.--
Erich-no tu haben oder ron [einem 'Dafein zu iii-..fen fo willen :*Z- -.--
anderf-*'to nicht fofort ir. die vereinfachten Formeln loc-,*.fctzer (W
mäßigtcit aufgehen iaiien. fendt-rn verfnrhen. rerausfrtzungslel Erlebnis zn brfmrril-cn. Von iiterall her
hort man den 'fiinf _ 'u der. Erfrininungen. zu dcn wirklich ber-bau*tbarcn Talftttd'sti
wird beifrne'eweife ia rer Kni-f'twifjenfchaft vornehmlich das c..-
LltZ-erk ?man befrhriel-et- und analht'äert; fo ill-,Hi fich die tier..- *.
Denken auc eine *khiineuwnclogtei fo bemüht fich tlfc auch die Sie: fc, :1*
trüb-"Matt, daran.. das Urpt-äuotncn des Glaubens ir! num-item* *L-
hrit zu erfaffen, .Lat-fm* Zug der Zcit kann ich mia'. nicht t-itnt. LF.: .-
aufn-ließen. Die in dcr Tiefencichtnng unbegrenzt-.- Studer-try i --
in der Fliicl-,enausteinung girictj-iatls unbegrenzten Suffer fcheint -' -
kein erfirebcnewertcs Ziel. :in den meinen Far-*e17 -/ iu der. ri:- .7-
jage ich. denn Ausnahmen find vorhanden -- finde *eh das And-*tr*
tus Allbekanntcn ebenfo iiber-:lüffig wie gtfchmacklos. Und mei' car-r
die Tendenz tft bedenklich. weil fie in unfre Büchereien ungeheure ma. -.-
maß-:n fu wiilzen droht. vc-n denen nu.- ein Brent-ic(Wert e-i-X.
Seläje Defiriptionen werden erträgli-r. wenn fie aus iiimtlexija e. ki -
faffung quellen. oder :nindefi-:ns in künftlrrifclter Fer-r. (gehalten c1."
Dann aber droht die Gefahr. daß nicht mehr das E-[ebte. .end-*re lr-.m
part-:We llrnfchreibut-g .dargeboten wird; und ich fürchte. daß ge .1 e
bci den eindruckskräftnuien 'Füllungen der neuen illeligizusphtlrfiet -
tief-2 Gefahr zur Wirklichkeit geworden ill. In den entgegen-zei "V"
Fehler verfallen die Anhßrnger der Richtung freilith nach viel [ji-17.*
teln-m fie die angel-lim c't-inc' Bricht-übung raw-tl'iürlnh unter tieren cr;
(Wirth-punkte fielen; fchtirßlwh reden fie .im und andern ein, dar'. i*
-** exit-.don brrkxlhlac elz Unterlage und Miriam-*e der [Konami-ig, ber* *r-
die eigentliche :Li-ifiecifcllar't bedeute.
Mir altem den; foll ind-lien ein *angemietet- Vormg hilfe:- „an,
Bette-aiicnaE-r-aifx nicht verdunlelt werd-*1'. namlich dcr. daß rex.»-
virtx-.i dic Witte-tung der 'einen Erfahrung lebhaft-r .Burkart-t 41?
?ie "ij- (r c-cr 11";el*r-*ci*en-:n m.-1;i-.t-a'-,cn Natur nur g:o**-'c.-e: kibri* -.-*
-.]"-i-'tyic.ut untl' "io-*hk nk* lie Zeiten ert:'c:-.h-*udc-r Wilm-.ng Das Like-'u
t1- il* .at .ir-»7! direct-*1. t*n fie i'*n- Wein .ed-n ?lfoi-tlctyii-:t ..lt *ue-cant".
fund-n. kern-n l'-c ?Writer Exner ikea: z"..*!rc*tdc-.!ea .ill-:tur ';*,
i'.-

Zahl-Sana
1909
Botticelli: Bildnis eines Mannes.
Paneel in der Akademie Florence.
Zum Effay von Henry Bryan Binns.

Schaden auf den Gövendienft der abfirakten- begriffsmäßigen Wahr-
heit verzichten. Es fcheint ihnen nicht ein „Opfer des Verfiandes')
wenn fie Überzeugungen gelten laffen- die keine beweisbare Lehre bilden
und trotzdem alle wifienfchaftlichen Bemühungen lenkem oder, wenn fie
Welt und Menfch zunächft als Erlebnifie auffaffenz ehe fie ihnen den
Stempel von Syftemen aufdrücken. Mit diefer Haltung verbindet fich
von felbfi ein aufgefchlofiener Sinn für Eigenart und Bedeutfamkeit
des religiöfen Vorgangs. Ein folcher Sinn gehört dazu- um den Herz-
punkt des Problems zu finden, Er liegt in der Einfichn daß die Religion
eine ganz urfprüngliche Beziehung zum Leben ift- eine Seite des geiftigen
Dafeinsx deren Verlufi eine Verarmung darfiellt.
Diefer Sah muß fich aber gegenüber einer weit verbreiteten
Meinung rechtfertigen. Der franzöfifche Philofoph Augufie Comte hat
ihr die folgende Prägung gegeben. Man fagt- ein Menfch ftirbt- wenn
er feinen eigenen Geifi fieht; fo fah - nach Comte - die griechifche
Volksreligion ihren Geifi in der Platonifchen Metaphyfit und fiat-b;
die Metaphyfik hinwiederum fah ihren Geifi in der Wiffenfchaft und ftarb
ebenfalls. Wo Religion fich erhalten hatz ift fie ein überlebfel aus einer
im großen Ganzen längft überwundenen Periode. Sie dürfte als das Er-
zeugnis einer vorwifienfchaftlichen Phantafietätigkeit heute überhaupt nicht
mehr geduldet werden. Doch da fie in den allzu menfchlichen Affekten von
Furcht und Hoffnung eine nie verfchwindende Stüße hat und außerdem
als fozial zweckmäßige Einriäitung von den Machthabern gehätfchelt
wird- fo fchleppt fie ihr überflüfiiges Dafein weiter. - Der Gedanken-
gang leidet an Fehlern der gefchichtlichen und der pfychologifchen Auf-
fafiung. Gefchichtlich erwiefen ift bloß die Erfeßbarkeit des Mythus-
aber nicht die der Religion. In Wahrheit find ja Religion und Meta-
phyfik am Leben geblieben; wenn fie ihr Gebiet anders umgrenzt und
vielleicht eingefchränkt habenf fo bedeutet das noch nicht ohne weiteres
eine Minderung ihrer Wirkfamkeit, Die Erklärung aus Furcht und
Hoffnung will mir erft re>7t nicht einleuchten. Die Religion - fo
verkündet neuerdings wieder einmal ein Pfycholog - fei ein Schutz-
gedanke gegen das Dunkel der Zukunft. Aber wo in aller Welt läßt
fich der natürliche Menfch von der Rückfieht auf die Zukunft beftimmen?
Selbft wir Angehörigen einer entwickelten Kultur richten unfer geiftiges
Verhalten felten nach dem- was fpäterhin kommen könnte; der Primitive
gar- der doch auch einen Gottesglauben hatt lebt ausfchließlich in der
Gegenwart. Soll der pfyäwlogifche Ort der religiöfen Urerfahrung

bezeichnet werden. fo muß immer wieder hervorgehoben werden das Verhältnis zum Unerkennbaren und Unbeherrfchbaren. die Sehnfucht. eine Entzweiung des äußeren und des verborgenen *Lebens zu überwinden. und endlich das nicht abzuleitende Heimatsgefühl für etwas Unfichtbares. In diefem Sinne deute ich mir Sebafiian Francks Wort. das Feuerbach zu Unrecht für feine Anthropologie verwendete: ..Gott ifi ein unausfprechliäfer Seufzer. im Grunde der Seelen gelegen."
Der Glaube ifi eine ganz urfprüngliche Stellungnahme des Bewußtfeins zum Gegebenen. Er darf um fo weniger eine Vorftufe des erkennenden Verhaltens genannt werden. da er andern Richtungen der Seele verwandter ifi als dem logifchen Denken. Sein Kern liegt nicht in einer Teilbetätigung - und das ifi die Verfiandesfunktion -. fondern in der gefamten inneren Lebendigkeit des Menfchen. Wer fich auf die befiimmenden Mächte feines bisherigen Dafeins befinnt. der entde>t fie in den Entfcheidungen feiner ganzen Perfönlichkeit. im Wollen und Werten. in fchöpferifchen Kräften. in idealen Forderungen. So fieht der wirkliche Menfch aus. Säflimme Befangenheit ift es. ihn zu einem bloßen Vernunftgefchöpf zu entwirklichen. Aus der wahrhaft vorhandenen Kraftfülle der Menfchennatur if't die Religion herausgewachfen. und mit ihr bleibt fie dauernd verknüpft, Darum läßt fie fich nur mit fchweren Schädigungen vom Herrfchaftsgelüfi des Verftandes überwältigen.
Aber wiefo neigen wir dazu. unfer eigentliches Wefen. das im Sehen von Werten und im Handeln befieht. dem Logifchen zu opfern? Wie kommt es. daß die Religion fortdauernd mit der Wiffenfchaft zu kämpfen hat? Die Antwort lautet: Wir meinen - aus übrigens begreiflichen Gründen - erfi dort den Boden ficherer Wirklichkeit zu betreten. wo wir fe|e Begriffe unter den Füßen haben. Auch die religiöfen Erfahrungen drängen daher zu der uns geläufigen und bewährten logifchen Gewißheit. fie wünfchen einen Plaß im Syftem unfrer Erkenntniffe. Wohin das führen kann. fei an einem abfchreckenden Beifpiel gezeigt. Vor Jahren erfchien eine Schrift. betitelt ..Mein "tr-eng mathematifcher. keimesgefäfiäftliäf-fiammesgefäfichtlicher Beweis für das Dafein Gottes“. In der Ankündigung diefes Büchleins fagte der Verfaffer: ..Sollten Profeffor Haeckel oder Anhänger feiner Lehre diefen. Beweis niäft zerftören können. fo hat die atheiftifche Entwickelungslehre plötzlich ihren wohlverdienten Todesfioß erhalten. Dagegen ift für die Zerfiörung meines Beweifes eine hohe Geldprämie ausgefeßt." Das

klingt wie eine Parodie. ift indeffen nur die karikaturhafte übertreibung jenes Grundfaßes. alles. fomit auch die religiöfe Überzeugung. in das Gebiet exakten Wiffens zu zerren. Selbfi wenn nicht mit fo plumpeu Händen zugegriffen. fondern mit aller Zartheit etwa verfucht wird. die Gegenwart eines Göttlichen aus der Verworrenheit des Innenlebens herauszuheben. fo gefchieht es eben immer mit Hilfe von Begriffen. Aber es zeigt fich auch immer wieder. daß der Verfiand die im Glauben enthaltenen Vorausfeßungen weit fchwerer rechtfertigen als serfetzen kann. Völlig unmöglich ift es. durch Mathematik und Naturwiffen-fchaft fichere Auffchliiffe über Gott zu gewinnen; das Unternehmen fcheint mir ebenfo unfinnig. als ob jemand aus dem Bürgerlichen Ge-feßbuch das Wefen des Goethefchen ..Fauft" erfaffen will. Die beiden Kreife haben ein zu kleines gemeinfames Stück. Über eine feelifche Haltung. die niäft an die Grenzen der Erfahrung gebunden ift. die in Gemütsbedürfnifien. Wertfeßungen und Willensentfchlüffen lebt. ent-fcheiden keine nach dem Vorbild der Mathematik geformten Beweife. Dies freimütig anzuerkennen gilt leider noch heute als ein Zeichen von Schwäche. Dennoch ifi dies Zugeftändnis der einfache Ausdruck der einfachen Tatfache. daß das Leben reicher ift als die Wiffenfchaft.
Seit dem Erfcheinen der Enzyklika gegen den Modernismus ift der Kampf auf weiten Strecken befonders heftig geworden. Der päpftliche Erlaß. deffen Einzelheiten ich gewiß nicht verteidige. trägt in fich eine richtige Empfindung für die Bedenken. die der Vermifchung des reli-giöfen Lebens mit Forderungen und Ergebniffen der Wifienfchaft an-haftenz die katholifche Kirche leiftet ftarren Widerfiand. um den unab-fehbaren Konfequenzen jeglicher Nachgiebigkeit zu entgehen. Nach meinem Urteil bedeutet es jedoch keinen Schaden. wenn der Streit fortdauert. denn in ihm vergewiffern wir uns der Lebendigkeit beider geiftigen Güter, Ein Friede zwifchen Religion und Wiffenfchaft ift weder erwünfcht noch erreichbar; nur die Grundlagen fruchtbarer Aus-einanderfeßung. von denen die philofophifchen hier berührt wurden. follten nicht ftets von neuem angetaftet werden.

Yeligion und Wifienfchafr
A71,
l)r. Heinrich Baffermann. Profefior
an der Univerfität Heidelberg.

Ich wundere mich gar nicht. daß die Vertreter unfrer modernen Wifienfchaft. fei es der Natur-. fei es der Geifieswifienfchaft. der religiöfen Gedankenwelt allermeift kühl. wenn niäjt ablehnend gegenüberftehen. Sie find Intellektualifien und müffen es fein. der Intellekt aber ifi nicht der Ausgangspunkt und nicht das Zentralgebiet des Neligiöfen. (Beiläufig gefagt i| deshalb die Theologie eine fo fchwierige und gefährliche Wiffenfchaft. weil fie ein Gebiet intellektualiftifch behandeln heißt. das dem Jntellektualismus weniger als andere zugänglich ifi. Religion ifi Sache des Gefühls und des Willens; wer fie wiffenfchaftlich bearbeitet. muß mehr fein als Intellektualift. obwohl er freilich auch dies fein muß. Doch das nur nebenbei.)

Im Gebiet feines Forfchens und Erkennens ftößt der Vertreter der modernen Wiffenfchaft nirgends auf Gott und erkennbar Göttliches; er i| niemals veranlaßt. göttliche Kräfte zu konfiatieren oder anzunehmen. Alles. was er unter den Händen hat. ift endlich. natürlich. gehört der erfahrbaren und unwiderleglich konftatierbaren Welt. ob auch freilich keineswegs immer einer finnlich erfahrbaren an. Selbfi wer die religiöfe Welt. die ja tatfächlich vorhanden ift und. weil von größtem Einfluß. zweifellos auch Gegenfiand wiffenfchaftlicher Forfchung werden kann. wiffenfchaftlich behandelt. wird fie. als Moderner natürlich. nicht religiös zu erklären verfuäjen müffen. *

Denn eben diefe natürliche Erklärung ifi ja Zweck alle r modernen Wiffenfchaft. eine Erklärung aus dem nirgends unterbrochenen Zufammenhang endlicher Urfachen und Wirkungen heraus, Nicht nur die moderne Naturwifienfchaft. auch die Philofophie verwehrt es. in diefen Zufammenhang irgendwo eine unendliche Urfache. eine fupranaturale Kraft eintreten zu lafien und ihre Mitwirkung zum Zwecke wiffenfchaftlichen Erkennens zu verwerten.

Diefe durch den heutigen Stand der Dinge herbeigeführte Sachlage und die daraus dem wiffenfchaftlich arbeitenden Menfchen natur-

gemäß erwachfende Haltung. Richtung und Gewöhnung [eines Geiftes-
lebens erklärt es ausreichend. daß er zur religiöfen Welt und den fie
erfüllenden und bewegenden Gedanken in der Regel keine pofitive Be-
ziehung findet.
Man könnte aber demgegenüber geltend machen. daß doch alle
Wiffenfchaft auf Grenzen des wiffenfchaftlichen Erkennens trifft. wo
fie mit ihrer Arbeit nicht mehr weiter kann und ein Unerklärliches an-
zuerkennen fich ehrlicherweife genötigt fieht. Allein damit ift für die
Religion zunächft wenigflens nichts gewonnen. Denn die Wifienfchaft
enthält in fich nicht die Nötigung. die[es Unerklärliche. jenfeits der
Grenze Liegende als etwas Supranaturales. Göttliches anzuerkennen.
Im Gegenteil: für jeden wirklich wifienfchaftlichen Menfchen muß das
Unerklärliche gerade zum fiärkiken Antrieb neuer. tiefer. eindringender
Forfcherarbeit werden. Was jetzt nicht erklärbar ifi. kann es [päter
werden; die Gefchichte der Wifienfchaft liefert hierfür eine überwäl-
tigende Fülle von Beifpielen.
Von hier aus begreift fich [ogar ein ftarker Widerwille der Wifien-
[chaft gegen eine Religion. die etwa allzu rafch zur Hand ift. fich an
den Grenzen des Erklärbaren dauernd niederzulaffen. Sie [cheint den
Forfchungstrieb zu dämpfen. den Fortfchritt der Wifienfchaft zu
hemmen oder doch mit Mißtrauen zu verfolgen und nur mit Wider-
willen zuzugefiehen. Wo das Verhältnis der beiden in die[er Weife
aufgefaßt wird. da ifi fiändiger Krieg zwifchen beiden unvermeidlich.
und wie die Wifien[chaft von der Religion nichts wiffen will. [o muß
die Religion zur Feindin der Wiffenfäjaft. wenigftens der voranfchrei-
tenden werden.
Oder [ollten vielleiäjt die letzten Einheiten ([eien es phyfijche oder
pfychifehe). zu denen doch [chließlich jede Wifienfchaft gelangen muß
und muß gelangen wollen - denn die Wiffenfchaft hat in fich
die unabweisbare Tendenz zum ..Monismus" - dem Forfcher den
Gedanken eines Unendlichen und [einer Beziehung zum Unendlichen. alfo
einen religiöfen Gedanken aufdrängen oder wenigfiens nahelegen?
Man könnte es denken. Die Materie. die Kraft. die Elemente. die Seele.
das Ich. die Welt. der Zufammenhang des ganzen Gefchehens [elbfi
wären [olche Einheiten. Aber auch von hier bis zur religiöfen Ge-
dankenwelt i| noch ein weiter Schritt. Und was die Hauptfache ift:
nicht die Wiffenfchaft [elbfi heißt den Forfcher die[en Schritt tun. Viel-

mehr wird es hier darauf ankommenf daß in ihm außer feinem wiffen-fihaftlichen Bedürfnis noch ein metaphyfifches lebendig ifi. Das ifi nicht notwendig und liegt ihm vermöge der fonftigen Art feiner Geiftes-arbeit ni>)t einmal nahe. Beim Philofophen vom Fach etwa wird es fich regen. Aber es fragt fich doch fehrr ob der richtige Naturforfcher zugleich Naturphilofophr der richtige Gefchichtsforfäfer zugleich Ge-fihichtsphilofoph fein foll, Hält er die Grenze zwifchen beiden Gebieten mit Bewußtfein fett. fo mag es fein. Unerquicklicl» ja unerträglich ifi dagegen ihre Vermengung; weder die Wifienfchafh noch die Philo-fophie kann dabei gut fahren.

Zudem: das Wort Metaphyfik allein fchon erweckt ja dem modern-wiffenfämftlichen Menfchen leicht ein Grauen: gibt es denn Metaphyfik? läßt fich über diefe lebten Einheiten- die doch Pofiulatef nicht Er-fahrungstatfachen findr etwas Haltbares denken und ausfagen? Der Agnofiizismus wird der modernen Wiffenfchaft nach diefer Richtung hin weit näher liegen.

Falls der Forfcher aber auch über diefe lehren Einheiten nach-denkenf alfo einem metaphyfifchen Bedürfnis folgen follter fo wird ihn diefes noch keineswegs mit Sicherheit auf religiöfe Pofitionen und Behauptungen führen. Auch fie kann er und wird er meift als natür-licher immanenter nicht fupranaturale faffen. Das religiös-höchfie. was dabei fich ergeben könntet wäre ein Pantheismusf und zwar durchaus intellektualifiifcher Art. Der aber wird fchwerlich noch religiös genannt werden dürfen oder auch nur wollen.

Ob ein Vertreter moderner Wiffenfäfaft diefe leßten Einheiten reli-giös auffaßt oder doch mit religiöfen Gedanken verknüpft- das i| nicht Ergebnis feiner wiffenfchaftliihen Arbeit, fondern - feiner Gemüts-fiellungr feines Willens und Charakters kurzr feiner Perfönlichkeit. Mag man auch in neuerer Zeit nachgewiefen habenr wie viele große Forfcher zugleich auch religiösdenkende Menfchen waren: an ihrer Wiffenfchaft hing das m. E. nichtz fondern ftammte aus ganz andern Quellen. Gefühle find esz das Bewußtfein von feelifchen Zufiänden- die dazu treiben- ein ü b e r weltlich - Unendliches anzunehmenf zu verehrem es in Beziehung zu uns und uns zu ihm zu feßenr alfo Religion gelten zu laffen und eine auf fie bezügliche Gedankenwelt aufzubauen. Es fcheint nicht. daß alle Menfchen diefen Gefühlen in gleichem Maße zugänglich wären. Hierin unterfcheiden fich die Raffenr die Gefchlechter,

die Alter. die Zeiten und die Individuen. Anlage. Vererbung und Erziehung fpielen doch offenbar hier eine große Rolle. Man kann Gefühle hegen und pflegen. man kann fie auch zurückdrängen; dann erkalten. verfiummen und erlöfchen fie allmählich. Wo *hervorragend wiffenfchaftliche Begabung ift. fcheinen fie mir von vornherein nicht in großer Stärke vorhanden zu fein. Der wiffenfchaftliche Menfch unferer Tage hat es doch wohl fchwerer. fromm zu fein. als der unwiffenfchaftliche. Denn das Gefühl ift es nicht. was bei ihm am fiärkften entwickelt zu fein pflegt.

Nur aus einer übermacht des Gefühls aber entfpringt der Wille, Und es ifi durchaus Sache des Willens. die religiöfen Realitäten als folche anzuerkennen. In wem das religiöfe Gefühl nicht fiark genug ifi. der wird. fofern er doch fein Vorhandenfein anzuerkennen genötigt ift. wohl meift dem Illufionismus verfallen: Religion ifi Selbfttäufchung. vielleicht eine notwendige. vielleicht eine angenehme und heilfame. vielleicht eine verderbliche. aber fie ift ni>ft Realität, Dann aber ifi fie nicht. oder fie ifi doch nur ein dem langfamen Ausfterben geweihter Wahn. Mit folchen Dingen aber befaßt man fich nicht. oder doch nicht ernfllich.

Nur eines wüßte ich. was den wiffenfchaftlichen Forfcher unfrer Tage vielleicht doch zur Anerkennung einer religiöfen Realität. ich will nicht fagen nötigen. wohl aber veranlaffen könnte. eines. das in feiner wiffenfchaftlichen Tätigkeit felbfi liegt. ja als ihre leiste Entftehungsurfache anzufehen ift. Das ift. freilich nur bei den Großen. den wirklichen Forfchern vorhanden. der unfkillbare Erkenntnistrieb. oder beffer. der Drang nach Wahrheit um jeden Preis. Diefer Drang i| ein Gefühl. ein ftarkes Gefühl. das deshalb einen Willensakt auslöfi. nämlich eben die wiffenfchaftliche Arbeit. Wer in ihr fieht. ihr fein Leben gewidmet hat. für fie feine ganze Kraft einfeßt. feine Gefundheit und den gewöhnlichen. auch höheren Lebensgenuß opfert. der erweift fich bei einigem Nachdenken als |ehend unter einer Macht. die er felbfk nicht gefchaffen hat. mit der er auch nicht identifäf. fondern die größer und fiärker ift. als er. Er fühlt diefe Macht. er gehorcht ihr. er muß es tun. kefte es. was es will.

Es kommt alles darauf an. ob ihm das. vorausgefeßt. daß es fo bei ihm ausfieht. zum Bewußtfein kommt. Gefchieht es. fo fieht er einer Realität praktifcher Art gegenüber. die fich ihm aus dem Zufammenhang

endlicher Urfachen und Wirkungen fchlechterdings nicht erklärt. einer Realität. die er troßdem anerkennt. ja deren Macht er fich beugt. indem er fie zur Beherrfcherin feines Lebens erhebt.

Ich denke. wenn irgendwo. fo kann an diefem Punkte dem wiffenfchaftlichen Forfcher die Welt der Religion fich erfchließen. Indem er die Macht der Wahrheit gefühlt und fie praktifch anerkannt hat. durch die Tat feines Willens. hat er die Offenbarung eines Göttlichen crfahren. und er beugt fiaj tatfächlich vor dem Gott. der die Wahrheit iii, Niemand hat fo wie der echte wiffenfchaftliche Forfcher Gelegenheit. diefe Erfahrung zu machen. Reflektiert er über fie. faßt er fie in ihrer ganzen Größe. Tiefe und Stärke. fo i| doch auch ihm die Welt religiöfer Gedanken wenigftens an einem Punkte zugänglich. So begreift es fich. daß gerade nur bei den größten Forfchern fich Religiofität zu zeigen pflegt.

Nicht aber hört nun der wiffenfchaftliche Forfcher auf. Forfcher zu fein. weil er religiös zu denken angefangen hat. Beides ift fcharf gefchieden und wohl auseinander zu halten: die wifienfchaftliche und die religiöfe Weltbetrachtung. Gerichtet auf das gleiche Objekt. arbeiten fie nach verfrhiedener Methode. jene durchweg auf Erkenntnis der endli>jen und natürlichen Urfachen und Zwecke gerichtet. diefe alles Zub epeeje aeterujtatje betrachtend. Gott. die letzte Urfache in allem fpürend und Gott. den höchfien Zweck überall fetzend. Auch der wiffenfchaftliche Forfcher. fofern er religiös ift. wird eine religiöfe Gedankenwelt. eine religiöfe Weltanfchauung fich bilden müffen. aber fie fiört ihm feine wifienfchaftliche Betrachtung nicht und greift nicht in fie ein. Gott ift überall. wo Natur ift. Menfchenleben und Gefchichte »- denn gibt es ihn. fo muß er ein Herr fein über alles - aber auch umgekehrt: Natur. Menfchenleben. Gefchichte ift überall. wo Gott ift. Es kommt lediglich darauf an. worauf der Bli> gerade gerichtet wird. Ein und derfelbe Menfch kann beide Betrachtungsweifen nebeneinander haben und anwenden. Und wer beide hat. fcheint mir den weiteren Blick zu befißen.

WWW,

A. Döring
Kill.
))1*. A. Döring Profeffor an der
Univerfität Berlin.

Die Frage nach dem Verhältnis von Religion und W i f f e n f ch aft zu einander erledigt fich fofort und von felbfi. fobald man fich darüber ins klare gefeßt hat. was man unter Religion ver-fiehen will. Das Wort Religion ift nämlich von einer proteusartigen Vieldeutigkeit und fchillert in allen Farben. Es bedarf daher. ehe man es in irgendeiner Richtung in die Diskuffion hineinziehen will. einer vorgängigen Verftändigung über den Sinn. den man ihm unterlegen will. Das einzig richtige Verfahren bei diefer Begriffsbeftimmung ift das von Ludwig F eu erb ach beobachtete. Eine Erfcheinung von allgemeiner Ausbreitung im Menfchenleben darf nicht nach fubjektiver Willkür beftimmt werden. fondern muß in dem Sinne genommen werden. in dem fie tatfächlich die Jahrtaufende hindurch im feelifchen Leben un-gezählter Millionen eine Rolle gefpielt hat. Auch für die Religion gewinnen wir nur fo die echte und urfpriingliche Wefensbefiimmung.

Die Religion in diefem eigentlichen und urfprünglichen Sinne ift eine Parallelerfcheinung der Kultur. Die Nöte. Gefahren. Anfechtungen des Lebens. die Wünfche und Bedürfniffe. die in unend-lichen Abfiufungen und Variationen in der Menfchenfeele zutage treten und ihre gemeinfame Wurzel im Glüäfeligkeitstriebe haben. erzeugen in gleichem Maße die Kultur und die Religion im eigentlichen Sinne. Löfi nämlich der Wunfch das Streben nach S e l b ft h i l f e aus. wird das Gewünfchte als Zweck gefeßt. zu dem Vernunft und Erfahrung die zweckentfprechenden Mittel ausfindig machen. und fest dann ein tatkräftiges Wollen diefe Mittel in Bewegung. fo entfieht ein K u l t u r - fireben. Seht der Wunfch die Phantafie in Bewegung. die über-natürliche. perfönliche Wefen erfinnt. mit deren .Hilfe das Gewünfchte erreicht werden foll. oder fiellt fich die primitive Denkgewohnheit ein. die alles Unheil und alles heilfame Gefchehen nach der Analogie des eigenen Verfahrens auf perfönliche Mächte als Urfaehen zurückführt. und glaubt man dann diefe perfönlichen Mächte durch Gunftbewerbung

beeinfluffen zu können. fo entfieht Religion im eigentlichen Sinne. Die Religion wie die Kultur fpiegelt das wider. was man haben und was man fein möchte. Die Religion legt aber die Verwirklichung diefer Wünfche in die Hände übermächtiger. von den Banden des Naturgefchehens unabhängiger Wefen. deren Wirken eben wegen diefer Losgebundenheit von den Gefeßen des Naturgefchehens den Eharakter des Wund-ers trägt. und die ferner fo geartet find. daß fie durch unfer Verhalten ihnen gegenüber. indem wir ihnen Handlungen oder Gefinnungen entgegenbringen. die ihr Wohlgefallen erregen. zu ihrem Wunderwirken im Intereffe unfrer Wünfche willig gemacht und beftimmt werden können. Religion im eigentlichen Sinne ifi Gunfkbewerbung gegenüber der perfönlichen und durch unfer Verhalten beeinflußbar gedachten Wundermacht. die über das natürliche Gefchehen Herr ifi.

Die Religion im eigentlichen Sinne if't im Prinzip kulturfeindliäf. Sie fieht in einem prinzipiellen Antagonismus zum Kulturfireben. weil. fie dura) die illuforifche Erwartung von Wunderhilfen das Streben nach Selbfihilfe lähmt. Tatfächlich freilich finden wir in der Entwicklung der Menfchheit beide Faktoren in einer unendlich mannigfaltigen und vielverfäflungenen Wechfelwirkung. Die fortfchreitende Kultur reinigt und verbeffert fiändig durch Verbefferung des intellektuellen _ und fittlichen Zuftandes die Religion. Andernteils wirkt die Religion auf niederen Kulturftufen vielfach ermutigend und infpirierend auf das Kulturfireben zurück. Ia. die Erzeugung der religiöfen Vorftellungen von hilfreichen Wefen ift als Selbftermutigung und Selbftströfiung im Grunde auch ein. freilich nur auf die fubjektive Stimmung. wirkender Akt der Selbfthilfe.

Nach diefer Fixierung des Begriffes der Religion im eigentlichen Sinne bedarf es wohl kaum noch des Nachweifes. daß zwifchen ihr und der Wiffenfchaft. die unter allen Umfiänden mit der Vorausfeßung der Unverbrüchlichkeit des Kaufalnerus arbeitet. völlige Unvereinbarkeit herrfcht. Soweit daher auf eine einheitlich und konfequent durchgeführte wiffenfchaftliche Weltanfchauung Anfpruch gemacht wird. findet fich duräfweg zugleich der Verzicht auf diefe Form religiöfer Uberzeugungen. es fei denn. daß infolge der berühmten Brandmauer im Gehirn individuell auf verfchiedenen Lebensgebieten entgegengefeßre Überzeugungen zur Anwendung gebracht werden.

So wird denn auch diefe urfprüngliche Form der Religion. wenn fie auch nur in gewiffem Maße unter den Einfluß einer wiffenfchaftlichen Weltbetrachtung gerät. in ihren Grundfeften erfchüttert. Die Leitung des Weltgefchehens durch eine. an keine Gefeße gebundene. von Fall zu Fall fich entfcheidende Wundermacht widerfpricht zu offenkundig der Unverbrüchlichkeit des Kaufalgefeßes. und die Beftimmbarkeit diefer Wundermacht durch menfchliche Beeinfluffungen erfcheint nicht nur durch die gar zu große Menfchenähnlichkeit der Gottheit anftößig. fondern widerfpricht auch der konftanten Erfahrung. So wird denn die Weltleitung durch Entfchließungen von Fall zu Fall und die Zugänglichkeit der Weltmacht für Gunfibewerbungen aus dem religiöfen Vorfiellungskreife ausgefchaltet. damit aber freilich auch die Religion ihres eigentlichen und beherrfchenden Grundintereffes beraubt. Alle Mittel der Gunftbewerbung und insbefondere auch das Bittgebet im eigentlichen Sinne werden hinfällig.
Aber damit ift die Eriftenz der Religion noch nicht völlig aufgehoben. Es bleibt die Möglichkeit eines religiöfen Verhaltens in fekundärem und weiterem Sinne beftehen. Das ein für alle Male das Verhalten der Weltmacht befiimmende Wefen derfelben wird mit Vernünftigkeit und fittlichen Eigenfwaften. mit Weisheit. Gerechtigkeit und Güte ausgeftattet. Der Weltlauf. einfchließlich der Gefchichte der Menfchheit. ja felbfi der Gefchichte der Einzelnen. arbeitet nach diefer neuen Konzeption auf ein weifes und gütiges Ziel hin. Es gibt eine fittliche Weltordnung. nach deren unverbrüchlichen Gefeßen fich an das Verhalten der Menfchen die entfprechenden Folgen anknüpfen. Und fo bleibt denn eine Art von religiöfem Verhalten möglich: Zuverficht und Vertrauen in den Weltlauf. Hingabe des Gefühls und Willens an diefe vernünftige und gütige Weltordnung. ein Sicheinsfühlen und Einsfeinwollen mit ihren Abfichten und Tendenzen.
Aber auch diefe abgefchwächte und abgeblaßte Form der Religion kann dem vollen Lichte einer wiffenfchaftliäjen Weltbetrachtung auf die Dauer nicht flandhalten. Die Idee eines durch das Weltgefchehen ver-_ wirklichten Weltzweckes und Weltplans ift fchon als Idee und vollends nach dem Tatbeftande des Weltgefchehens unrealifierbar. und die Hineinbeziehung der Menfchengefchicke in diefen Weltplan insbefondere fcheitert fchon an der verfchwindenden Unbedeutenheit unferes Wohnplahes im unfaßbar ausgedehnten Weltgebäude.

So bleibt nur die Möglichkeit einer noch weiter abgefchwächten und abgeblaßten Faffung der Religion. die freilich kaum noch den Schatten einer Ähnlichkeit mit der erfien Urform befidt. Wenn das. was wir haben und was wir fein möchten. die Geftalt eines glänzenden Vollkommenheitsbildes. eines Ideals. annimmt. fo vermag die Betrachtung diefes Ideals eine gewiffe Jubi-unit. einen Enthufiasmus. eine Gefühlserhebung. eine Andacht zum Ideal hervorzubringen. die den Willen zur Arbeit an der Realifierung des fo hoch Bewerteten befchwingt und befruchtet. Es ergibt fich fo. wenn man will. eine dritte Form der Religion. die Religion des Ideals. die freilich nur in noch uneigentlicherem Sinne. als felbft die an zweiter Stelle befprochene Stufe. den Namen Religion zu tragen bereäjtigt ifl. Sie ift gemeint. wenn Hä >el von einer Religion des Wahren. Guten und Schönen redet. und wenn G oethe in dem Gedicht ..das Göttliche" diefes. das Göttliche. während die Natur ..unfühlend“ ift und das Schickfal blind unter die Menge tappt. nur im edlen. hilfreichen und gütigen Menfäjen verwirklicht fieht.

Nur der Religion in diefem Sinne. die freilich ganz außerhalb des Rahmens. der auch heute noch überall gäng und gäben ..Geftalten des Glaubens" liegt. kann keine Wiffenfäjaft etwas anhaben.

KRW-*7 *

Wk.

])1*. Rawls. Profeffor an der Univerfität
Berlin.

Die Frage nach dem Verhältnis der modernen Wiffenfchaft zu den religiöfen Grundgedanken kann ich. wenn überhaupt. jedenfalls fo kurz. wie es gewünfcht wird. nicht beantworten. Auch ein Hinweis auf etwaige Stellen in meinen Säjriften i| nicht möglich. da in den wenigen Arbeiten generellen Inhaltes. die ich bisher veröffentlicht. das religiöfe Problem. weil jenfeits meiner Themata liegend. von mir niäjt

einmal gefireift wurde. Soll ich zur Sache mich troddem äußern. fo hätte ich folgendes zu bemerken:
Was ift unter Religion bezw. unter religiöfen Grundgedanken zu verftehen? Die weitaus größte Zahl der Menfchen. wenn fie von Religion fpricht. begreift darunter die Glaubensfäße. welche die Kirchen oder Religionsgefellfchaften als die unabänderlichen Grundlagen unferes religiöfen Seins aufgeftellt haben. Daß diefe Säße und ihre Einkleidung nur zeitlichen Wert haben. fich mit dem jeweiligen Kulturftande der Raffen ändern. unterliegt keinem Zweifel. wird durch die Gefchichte erwiefen. Mit d i e f e r Religion. weil fie wefentlich nur äußere Form ift. hat die moderne Wiffenfchaft. gemeint ift wohl die Naturwiffenfchaft. gar nichts zu tun. Ob die liturgifchen Formeln fo oder anders lauten. ob das Ienfeits oder Diesfeits auf diefe oder andere Weife erfaßt werden. kann dem Naturforfcher völlig gleichgültig fein. Und nur infofern und nur dann hat er fich um dief e Religion zu kümmern. wenn und fobald fie feinen Forfchungen Hindernifie in den Weg legen. feinen Refultaten mit hierarchifchem Machtworte entgegentreten will.
Alfo: zu dem. was vulgär Religion genannt wird. wie zu der hieraräjifchen Formulierung ihrer Grundgedanken hat die moderne Wifienfajaft gar keine Beziehungen und fie muß es auch ablehnen. wenn von der anderen Seite der Verfuch gemacht wird. folche Beziehungen künftlich herzuftellen. Ift aber damit die Rundfrage beantwortet? Ich glaube: nein; eben weil die zur Zeit herrfchenden bezw. vorhandenen Religionen in ihrer äußeren hierarchifrhen Form den wirklichen religiöfen Grundgedanken bis zur Unfichtbarkeit verfchleiert haben. Religion. fo fagt man wohl und fagt es mit Recht. ift das den Menfchen aller Zonen und aller Zeiten innewohnende metap h y f i f ch e B e d ü r f n is. In feinem rafilofen und fo wenig erfolgreichen Kampfe gegen die Natur - das bißchen Nahrungsforgen fpielt irn Dafeinskampfe keine Rolle - kommt dem Menfchen täglich feine Ohnmacht zum Bewußtfein. Er fühlt fich Kräften und Einfliifien gegenüber. denen er fich unterwerfen muß. denen er fiäj nicht entziehen kann. Diefes Gefühl der fchlechthinigen Abhängigkeit von der Natur liegt allen Religionen ohne Ausnahme zugrunde. wenn es auch in Nord und Süd eine fehr verfchiedene Gefialt erhalten hat. Und diefes Gefühl oder beffer. d i e f e Erkenntnis des abfoluten Untenworfenfeins unter die Naturgefeße: ift fie wirklich der religiöfe

G r u n d g e d a n k e . dann hat ihn auch die Naturwiffenfchaft. Ia. fie i| von ihm viel tiefer durüjdrungen. ifi al[o in Wahrheit viel religiöfer. als [ämtliche [ogenannten Religionen der Welt zufammengenommen.
.XVI/7 *

1x.

1)r. Conrad Bornhak. Profefior an
der Univerfität Berlin.

Gefchichte und Rechtswifienfchaft [cheinen in ihrer wifienfchaftlichen Behandlung von religiöfen,Problemen nicht berührt zu werden. Jfi es nach Rankes klafiifchem Ausfpruche Aufgabe des Gefchichts[chreibers. zu erzählen. wie es eigentlich gewefen ift. [o bleibt die[e Wiedergabe äußeren Gefchehens unbeeinflußt von der religiöfen Überzeugung des Erzählers. Und Rechtswifienfchaft bedeutet nach einer weit verbreiteten Auffafiung in Theorie und Praxis nichts anderes. als Paragraphenlehre. Die Paragraphen find fein [äuberlich zu gruppieren. nicht erledigte Streitfragen in ertenfiver. intenfiver Auslegung. oder nach der Analogie zu entfcheiden. und danaäj jeder Fall unter einen Paragraphen zu bringen, _

Doch die[e oberflächliche Auffafiung der Aufgaben von Gefchichte und Rechtswifienfchaft vergißt. daß jede wifienfchaftliche Behandlung eines Stoffes gleichzeitig künftlerifche Tätigkeit ift. Selbft das künftlerifch vollendetfie Bild gibt niemals den Gegenfiand [chlechthin wieder. [ondern in der Färbung. wie ihn der Künftler gefchaut. Das Bild mag der Wirklichkeit ferner bleiben oder ihr näher kommen. es ift unter allen Umfiänden [ubjektiv gefärbt. Ia. die[e Färbung i| es geradezu. die das Bild zum Kunfiwerke macht. So trägt auch jede wiffenfchaftliche Darjkellung eine [ubjektive Färbung in fich. Und nichts beftimmt ihren

Jahr-ana L e o P u ÃŸ: HerbftfiÃ¼rme.
1 9 o 9 Zum Effay v'on Erich Felder.

--.-7-
_..
u,-.-
..-
..ÃŸ-.-
..__....__...-- ...--..

Charakter in dem Maße. als die Stellung des Urhebers zu den reli-
giöfen Problemen.

Gewiß foll die Gefchichte nur darfiellen. wie es wirklich gewefen
ift. Aber über das. was in der Vergangenheit gefchehen ift. können
die Anfichten fehr auseinandergehen. felbfi wenn man diefelbe liber-
lieferung der Quellen zugrunde legt. Der geifiige Blick des einen ift
anders. beanlagt. als der des andern. und fowerden die Gefchehniffe
in fehr verfchiedener Bedeutung und in verfchiedenem Zufammenhange
berichtet. Die materialiftifche Auffafiung fieht überall nur Mund- und
Magenfragen in ihrer Verbindung als foziale Bewegung und Ent-
wi>lung. die fich wie Naturereignifie nach den Grundfäßen der Gefeß-
mäßigkeit vollziehen und bei Kenntnis der maßgebenden Faktoren wo-
möglich rorher berechnen laffen. Von politifchen Aktionen und Kriegen
zu berichten. gilt als der überwundene Standpunkt einer chauviniftifchen
Gefchichtsauffafiung. wobei man freilich jene Dinge felbft nicht un-
gefchehen machen kann. Die pragmatifche Gefchichtsauffaffung. wenn
fie auch die Bedeutung des fozialen Faktors nicht verkennt. ift von jener
Einfeitigkeit weit entfernt. Die gefchichtliche Tat erfcheint ihr
als frei gewolltes Menfchenwerk. wenn auch der Einzelne nie alle Folgen
vorausfehen kann. jedes gefchichtliche Ereignis als das Ergebnis zu-
fammenwirkender Urfachen. die in diefer Zufammenfeßung nur ein-
mal vorkommen. Es läßt fich alfo ni>jts vorherbeftimmen und vorher-
fagen. Und doch erfcheint in der Gefchichte eine organifche Fortent-
wi>lung. die ihr gegeben und befiimmt ift. Diefe Grundverfchieden-
heit der gefchichtlichen Auffafiung ift durch nichts anderes veranlaßt.
als durch die religiöfe überzeugung des einzelnen Gefchichtsfchreibers.

Auch die Rechtswifienfchaft kommt mit der bloßen Paragraphen-
lehre nicht viel weiter. Daß die Stellung zu den Grundfragen von Recht
und Staat durch die religiöfe und philofophifche Auffafiung beeinflußt
wird. liegt auf der Hand. Doch bei dem engen Zufammenhange von
Theorie und Praxis ift der Nachweis von Interefie. daß auch die Rechts-
anwendung im täglichen Leben von der religiöfen Stellung beinflußt ift.

Im Strafrechte geht die grundlegende Frage des Determinismus
und Indeterminismus. die Frage nach der Willensfreiheit. in [ester
Linie auf die religiöfe Überzeugung zurück. wobei es fich keineswegs um
die Alternative. hier Glauben und da Unglauben. handelt. Wer die Frei-
heit des Willens leugnet. fei es. weil er in dem Menfchen nur ein in-
ftinktmäßig handelndes Naturerzeugnis fieht. fei es. weil der Menfaj

kraft göttlicher Prädefiination verworfen und daher auf den Weg der Sünde verwiefen ift. muß folgerichtig auch die firafrechtliche Verantwortlichkeit leugnen, Damit ift alles Strafrecht aufgehoben. und es kann fich höchftens. wie Bellamy es in feinem Jdeal|aate aus dem Jahre 2000 vorfchlägt. um Sicherungsmaßregeln der menfchlichen Gefellfchaft gegen Geifteskranke handeln. Smon hier fpielt nicht nur das religiöfe. fondern geradezu das konfeffionelle Moment in die Rechtsauffaffung hinein,

Daß das in noch viel höherem Grade beim Kirchenrechte der Fall ift. bedarf kaum des befonderen Nachweifes. Ob es überhaupt ein Kirchenrecht gibt. worauf feine Geltung beruht. ob eine Einrichtung wirklich zu Recht befieht. oder es fich nur um einen kirchlichen Anfpruch handelt. ob fie göttliches Recht oder menfchliche Satzung ift. das alles find Fragen. die je nach dem religiöfen Bekenntniffe verfchieden beantwortet werden,

Ob das Privatrecht nur die äußere Form ift. hinter der die wirtfchaftlichen Vorgänge fich vollziehen. oder ob es einen ethifchen Inhalt hat zum Schuhe der Schwachen. zur Abwehr von Ausbeutung. das ift im letzten Grunde eine religiöfe Frage.

Die Bedeutung des Staates und die Fefiftellung feiner Aufgaben. fein Verhältnis zur Kirche. überall. wohin wir blicken. fioßen wir auf religiöfe Probleme. Gerade die neuere deutfche Staatsentwieklung hat in dem Briefwechfel Kaifer Wilhelms l. mit Papft Pius [Ä. während des Kulturkampfes und in der Allerhöchfken Botfchaft von 1881 zur Sozialpolitik auf diefen religiöfen Gefichtspunkt hingewiefen.

Alles dies follten nur Beifpiele fein. die fich auf den erfkeu Blick aufdrängten. um die hohe Bedeutung des religiöfen Problems für die Rechtswiffenfchaft zu zeigen. Alles lobenswerte Streben nach Objektivität bringt hier nicht um die Tatfache herum. daß eine von der religiöfen Uberzeugung losgelöfie Objektivität ebenfo wenig möglich ift. als ein menfchliches Denken. das fich über die Schranken des Ortes und der Zeit erheben würde.

Aus jeder umfaffenden gefchichtlichen oder re>ftswiffenfchaftlichen Darfiellung kann man daher. ohne gerade zwifchen den Zeilen lefen zu müffen. die religiöfe. vielfaäj auch die konfeffionelle Überzeugung des Urhebers entnehmen. Es kommt eben niemand darum herum.

Es ift vielfach von der Unvereinbarkeit der Religion und Wiffen-

fchaft. namentlich von Religion und moderner Naturwiffenfchaft die
Rede gewefen. und der Erfaß der überlieferten Religion durch die ma-
terialiftifche Weltauffaffung. die mit allen Errungenfchaften moderner
Naturwiffenfihaft übereinfcimruen foll. empfohlen worden. Auf das
fremde Feld der Naturwifienfchaften will ich mich nicht einlafien. fondern
dies Berufeneren überlaffen. Aber von Gefchichte und Rechtswifienfchaft
kann ich behaupten: Sollte jemals die materialiftifche Auffaffung zur
Herrfchaft gelangen. fo bedeutete das die Vernichtung von Gefchichts-
und Rechtswiffenfchaft. wie fie fich in Iahrtaufende langer Kulturarbeit
entwickelt haben. Wenn hier und da einmal ein gefäfichtliches oder
juriffifches Werk materialiftifch beinflußt if't. fo fchadet das nicht viel.
kann fogar nüßlich wirken. indem es die Unmöglichkeit folgerichtiger
materialifiifcher Wiffenfchaft zeigt. Aber die Vorherrfchaft des Materi-
alismus wäre gleichbedeutend mit der Preisgabe der Kulturarbeit aller
früheren Gefchlechter. Und fo dürfen wir unfere Geißesarbeit doch
nicht überfchähen. daß wir uns imfiande fühlen könnten. 'jene fort-
geworfenen Kulturwerte fofort durch etwas Neues. Befferes zu erfehen.
Nicht Religion und Wiffenfchaft. fondern materialifiifche Weltauffafiung
und Wiffenfchaft find unvereinbar. fo daß der volle Sieg der einen
die andere zeritören muß.

Zum Schluffe will ich noch eine Stelle aus meiner ..Allgemeinen
Staatslehre“ anführen. mit deren zweiter Auflage ich gerade befäjäftigt
Mn.

„Die Lehre vom Staate hat es nicht nur zu tun mit dem Staate.
wie er ift. fie hat nicht bloß einen empirifchen Charakter. fondern teilt
den allem menfchlichen Forfchen gemeinfamen Zug nach einer abfoluten
Wahrheit und einem abfoluten Maßfiabe. Beides kann die menfchliche
Vernunft nicht darbieten. da hiermit einem fäjrankenlofen Subjektivis-
mus Tür und Tor geöffnet wäre. In der ganzen Entwiälung des kon-
kreten Staates. der die Grundlage jeder Unterfuchung über den Staat
überhaupt bilden muß. in feinem Entftehen. Wachfen und Vergehen
zeigt fich ein von Machtfaktoren und Zufällen unabhängiges göttliches
Walten. Wie die religiös-fittlichen Kräfte des Staates feinen Wert
und fein Schickfal wefentlich befiimmen. fo kann auch für die Staaten
der chriftlichen Staatengemeinfchaft der abfolute Maßfiab und Wert-
mefier weder eine abfolute menfchliche Vernunft. noch eine voraus-
feßungslofe Wiffenfchaft. die es beide nicht gibt. fondern nur das Ehriften-
tum fun.

Die vollftändige Erfaffung des Staates ift daher nur möglich von einem doppelten. einem relativen und einem abfoluten Standpunkte. Erbliät man von jenem durch Rechtsvergleiihung konkreter Staatswefen den Staat. wie er ift. fo von diefem den Staat. wie er fein foll. Die Vergleichung beider Bilder ergibt den Wert des Staates. nach dem fein Schi>fal beftimmt wird. durch die Gefchichte. die fein Gericht ift'
W

Geheimer Regierungsrat])r. Wilhelm
Münch. Profeffor an der Univerfität
Berlin.

Soll ich als Vertreter einer beftimmten Wiffenfchaft das Verhältnis diefer Wiffenfchaft zu ..den religiöfen Grundgedanken". fo wie ich cs auffaß'e. darlegen? Oder wird überhaupt eine perfönliche Stellungnahme zu diefen Grundgedanken erwartet. die mit wifienfchaftlicher Denkgewöhnung in Zufammenhang fieht? Und find ..die religiöfen Grund g e d a n k e n“ irgendwo gegeben? Müßte es nicht vielmehr gelten. die Bedeutung und Berechtigung religiöfen Fühlens oder allgemeiner religiöfen Innenlebens zu beurteilen?

Denn daß die Religion nur darin. und nicht in irgend einem Syitem von Gedanken. ihr wahres Dafein und ihre Zukunft habe. fieht wohl gegenwärtig für alle geiftig Unabhängigen außer Frage. Darunter darf aber nicht eine bequeme Bewahrung übernommener Gemütseindrüäe verfianden werden. die mit dem hellen Geifiesleben nichts zu tun hätte. fondern fich dumpf neben diefem behauptete. Vielmehr ift fortfchreitende Vergeiftigung der Religion durchaus möglich. und fie vollzieht fich in der Tat allmählich für Viele. Mit einer beftimmten wirk-

lichen Wiffenfchaft kann fie nicht in Konflikt kommen. nur mit täufchenden und voreiligen wiffenfchaftlichen Abfchlüffen. Sie muß nicht wefentlich eine Religion der Anlehnung an überirdifche Hilfe fein. wie fie dies allerdings für die Maffe der naiven Menfchen ift. fondern wefentlich eine Religion des Auffchwungs der Perfönlichkeit zum unbedingt Höchften und Guten. das üb er dem natürlichen Menfchenwillen liegt. Sie muß mit der Willensregion viel zu tun haben. ohne in den einzelnen Willensregungen und Handlungen ihr Wefen zu haben. Sie fälle mit der Ethik nicht etwa zufammen. aber ifi die zentrale Dispofition für alle beiten ethifchen Werte. So vieles an dem Worttert des Neuen Tefiamentes lebendige Kraft fiir uns zu befißen aufgehört hat. fo ift in befiimmten Teilen oder Stellen desfelben doch die tiefft mögliche Formulierung deffen zu fehen. was lebendige Religiofität heißen darf. Die Frage nach der Perfönlichkeit oder Unperfönlichkeit Gottes ift nicht geeignet. zur entfcheidenden zu werden: eine unbedingte Gegenüberfiellung der einen und der andern ift nicht leßtes Bedürfnis. Die das Willens-[eben der Gegenwart ftark beherrfchende naturalifiifche Richtung. das Sichauslebenwollen. ift dem Wefen der Religion fchlechthin entgegengefeßt, Begriffe wie Selbftüberwindung und Selbfiläuterung. Reue. Demut. Hingabe müffen durchaus ihr Recht auf das Leben behalten; und es i| ganz falfch. daß fie eine Entkräftung der Perfönlichkeit bedeuten müßten. Sie find der Entwicklung höchfter und namentlich wertvollfter Menfchenkraft fo wenig im Wege. daß fie diefelbe vielmehr oft genug aufs vollfte haben hervorgehen laffen,

F WFZe/g &[494
Fee-Fl." MUT-.BJF'X-
..k N.
je* .-.- &c-"u a7a*7 Naked_

Fortfeßung in der April-Nummer.

M. Erzberger:

Die Lage unferer heutigen Politik.

„Wir wandeln im Nebel"; mit diefen Worten ifi die gefamte innerpolitifche Situation bezeichnet. Ein Gefühl der allgemeinen politifchen Unzufriedenheit beherrfcht die weitefien und beften Kreife unferes Volkes; es ifi nicht ..Reichsverdroffenheit". denn ein bayrifcher Staatsmann fagte in den fchweren Novembertagen: ..Wir laffen uns nicht das Reich verruinieren." Es ifi nicht ..Preußenverdroffenheit". denn in preußifäjen Kreifen ift die Unbehaglichkeit nicht kleiner. als in Süddeutfchland; feine Beobachter wollen fogar das Gegenteil fefifiellen können. Unlufk am Kaifertum ift es noch weniger. und Unzufriedenheit mit dem heutigen Träger des Titels ..Deutfcher Kaifer" beherrfcht auch nicht wochenlang den öffentlichen Markt. Was ifi es denn? Die Unlufi über die vielen Mißerfolge der deutfrhen Politik kommt mit elementarer Gewalt zum Ausdruck; es ifk die Sehnfucht nach einem Bismarck des 20. Jahrhunderts. nach einem Staatsmann. der dem deutfchen Volke den Plad an der Sonne verfchafft; wir Deutfche find recht verwöhnt worden; als wir kleiner und ärmer waren. fpielten wir eine internationale Rolle und beherrfaften in Europa die Situation. Wir wurden größer. reicher. gewaltiger an Machtmitteln zu Land. zu Waffer und ..zu Luft"; aber bei dem Ubergang von der Europapolitik zur Weltpolitik fehlte uns ein Staatsmann. der. ähnlich wie Bismarck uns aus der Kleinfiaaterei zur Großmacht führte. das Reich zur Weltmacht geleitet hätte. Der Kaßenjammer der fo ruhmfelig gepriefenen Weltmachtspolitik ifi über uns hereingebrochen. von all dem fchönen Reden des lebten Iahrzehntes ifi nichts übrig geblieben als die Schuldenlaft von 4*/2 Milliarden Mark und Verfiimmuug mit fafi allen Nationen; felbft die Lüderißbuchter Diamanten find kein Sonnenfirahl. Da fehnt fich nun das deutfche Volk nach jenem kräftigen. befonnenen Mann. der es aus dem Nebel auf lläjte Höhe führen kann. Ob er kommen wird? Einfiimmigkeit herrfcht darüber. daß er noch nicht da ifi. Diefe Unlufi hat den Iahreswechfel beherrfrht; aber ein Grund zum Peffimismus ifi nicht vorhanden. wenn nur das deutfche

Volk [eine Ideale nicht vergißt; es hat in der Gefchichte [chou trübere Tage durchgemacht. Wenn auch noch kein Lichtblick fich zeigt. ..es muß doch Frühling werden"l

Das Kaiferinterview im ..Daily Telegraph" war der Ausgangspunkt einer Bewegung. die vor Iahresfrifk niemand im Reiche geahnt hatte. einer Bewegung. die bisher viel Schaden anrichtete und wenig Gutes fiiftete. Was im November 1908 an politifchem Porzellan zerbrochen wurde. kann nicht mehr zufammengeklebt werden. Die Er[cheinung die[er Bewegung ift fiir die deutfche Politik [ehr lehrreich. Der Kaifer hat im Laufe der Jahre [chou viele Interviews gegeben; die Preffevertreter nahezu aller Nationen find mit [olchen bedacht worden; niemand regte fich auf. Der Briefwechfel mit Lord Tweesmouth verurfacht nur lei[es Säufeln. Die Bemerkung über den neuen amerikanifchen Botfchafter))1*. Hill endigte mit einer Ent[chuldigung des Reiches in Wa[hington und einem mehrtägigen Reifeaufenthalt in Venedig; aber alles blieb ruhig. Der eben er| verfiorbene engli[che Ionrnalilk Bafhford teilte vor Jahresfrifi mit. daß der Kaifer ihm verfichert habe. er hätte während des Burenkrieges eine von 2 Mächten gewünfchte Einwirkung auf England abgelehnt. Kein Wäfferlein rührt fich. ..Völker Europas. wahret eure heiligften Güter.“ Diefes Bild kennt man [chou lange. Nun werden alle die[e Dinge im Zufammenhang bekannt und die Öffentlichkeit erfährt. daß der Kaifer ..aphoriftifche Gedanken" über den Feldzug gegen die Buren - es [oll nun gar ein ..Kriegsfpiek*' gewe[en [ein - [einer betrübten Großmutter gefendet hat. Dies ift das einzig Neue an dem Interview. Aber das am meiften Schädliche befieht in der kaiferlichen Behauptung. daß die Mehrzahl der Deutfchen englandfeindlich [ei. Wäre die[er Satz nicht enthalten gewe[en. der Schaden wäre nicht zu groß gewe[en. auch leicht zu reparieren; aber alle Verficherungen im Reichstage haben in England den Eindruck die[er Worte nicht verwifchtz hier liegt der dauernde Schaden des Interviews. nur hier. Ob die[er ganz zu heilen ifi. fieht dahin.

Wäre das Kaiferinterview nicht weiter beachtet worden. wie die früheren. wie das im ,.Manchefter Daily Dispatch“. und wie die einigen Franzofen gewährten Unterredungen. [o hätte fich auch das noch ertragen laffen. Das Interview [elbfi hätte nur momentan Unbequemlichkeiten [chaffen können; es zu deutfchen Niederlagen ausgefialtet zu haben. das ifi das Unverantwortliehe der verantwortlichen Leiter der deutfchen Politik. Der Artikel in dem englifchen Blatte wurde [ofort von dem offiziöfen Draht

übernommen; die offiziöfe „Nordd. Allg, Ztg." druckte ihn ab. Man hatte fich kaum von dem Schrecken erholt. da gefchah das Unglaubliche. Eine amtliche Schilderung der Vorkommniffe wurde publiziert. eine Schilderung. die im Inlande nicht vollen Glauben fand. im Auslande uns dem Gefpött überlieferte. Auch das noch! war der Eindruck im Volke. Der Kaifer hatte alfo ganz korrekt gehandelt; wäre nach feiner Anordnung verfahren worden. hätte das Manufkript nie das Licht der Welt erbli>t und alles. alles wäre uns erfpart geblieben. Aber der Reiihskanzler lieft es nichtr feine Umgebung auch nichtf ein Geheimrat fchließlilh faßt die ganze Inftruktion falfch auf und das Unglück ift da. So follen wir es glauben nach den amtliäfen Darftellungen? Wäre das Manufkript ohne den Stempel des Auswärtigen Amtes publiziert worden. fo hätte der Dementierapparat - da die Unterredung weder eine einheitliche und gefchloffene war. noch der Inhalt zutreffend wiedergegeben wurde - hier ein geeignetes Objekt zu feinen Verfuchen gehabt. Nun ließ fich nichts „berichtigenA und felbft die „fchiefen Darftellungen" und die „ftarken Farben“ mußten 14 Tage als Ballaft mitgefchleppt werden. Die Wirkung diefer Publikationen war eine unerwartete und heute recht den meiften befremdliche, Die erfie Welle des Unwillens wandte fich gegen den Reichskanzlerr der feine eigene Schuld anerkannte und um feine Entlaffung batz daß diefes Gefuih keine Annahme finden konnte. war nach Lage der Sache felbfiverfiändliäfz hätte der Kaifer aus der ganzen Sache „fein“ herauswolleni hätte er nur Bülow gehen laffen dürfen. Aber er hat ihm „verziehen'J und nun ergoß fich die Unzufriedenheit über die Perfon des Kaifers. Für den fpäteren Gefchichtsfchreiber wird es eine interefiante Studie werdenf fefizuftellen, wie jene Tagesblätter. die zuerfi gegen den Kanzler anfiürmtcn. diefen immer mehr in Ruhe ließen und wie auf Verabredung eine „frifchef fröhliche Jagd" gegen den Kaifer begannen. War das Zufall? War das Mache? War das begründete Empörung? Hatte man den Artikel 11 der Reilhsverfaffung. der dem deutfchen Kaifer eine ungeheure Machtfüllr in die Hand legte. ganz vergeffen? Über das perfönliche Regiment da zu klagenX wo diefes nicht in Erfcheinung trat. fondern wo der Kaifer fireng konfiitutionell handeltef ift nicht gerecht. Seitdem das deutfche Reiä) beiteht7 find nie mehr Majefiätsbeleidigungen ausgefprochen und gedruckt wor-dem als im Monat November 1908; in der heutigen ruhigen Zeit kann man diefe felbft nicht mehr als Zitat wiedergeben. Erfi nachdem die gefamte Öffentlichkeit gegen den Kaifer auf-

gebracht war. erfchien der Reichskanzler im Reichstage. um Rede und Antwort zu lichen. Schon fchwenkte ein großer Teil der Preffe direkt für den Fürften Bülow ein. Herr von Bethmann-Hollweg und Herr von Loebell fprachen bei allen Fraktionen vor. an den Patriotismus appellierend. Die Reichstagsmehrheit zeigte fich der fchweren Stunde nicht gewachfenz obwohl fie für „nationale" Fragen eine fefie Mehrheit im Block haben follte. verfagte diefer vollftändig. und doch hat ihm die bürgerliche Oppofition die Arbeit fehr erleichtert. Das Zentrum hielt fich vollfiändig zurück und machte feinen Vorfchlag über die Reichskanzlerverantwortliäjkeit erft. als die Mehrheit. der die Führung der Gefchäfte oblag. zu keiner Tat fich fähig erwies. Die Nationalliberalen zerftörten die Einigkeit. indem fie zuerfi eine Interpellation einbrachtenz die Konfervativen vereitelten einen gemeinfchaftlichen Säfritt. indem ihr Elfer-Ausfchuß eine außerparlamentarifche Erklärung abgab; fo hat die kleinlichfie Parteipolitik der zum Block vereinigten Fraktionen den Reichstag ausgefchaltet und ihn nicht jene Kraft entfalten laffen. die man von der Vertretung des Volkes erwarten mußte. Diefe Schwäche wurde die Stärke des Reichskanzlers. der feit feinem Amtsantritt auch das in der Verfaffung nicht begründete perfönliche Regiment verteidigt oder geleugnet hatte. wie ich das am 11. Dezember 1908 im Reichstage aktenmäßig nachweifen konnte. Der Kanzler mußte zum Kaifer gehen. zum Kaifer. der in jenen Tagen keinen wahrhaft guten Freund um fich hatte. denn fonft wären die Donauefchinger Fefte nicht gefeiert worden. Aber der Reichskanzler wußte nur zu genau. welche Stellung er hatte; daraus hat die bülowfreundliäfe Preffe den Kampf gegen den Kaifer befonders heftig geführt; das Staatsminifterium erklärte fich - die beiden Militärminifier taten nicht mit - mit dem fchweigenden und tadelnden Reichskanzler einverftanden; der Bundesratsausfchuß für auswärtige Angelegenheiten mußte auch noch ein Vertrauensvotum für den Kanzler faffen. So war es niäft überrafchend. daß der Reichsanzeiger am 17. November 1908 melden konnte:

..In der heute dem Reiäfskanzler gewährten Audienz hörte Seine Majefiät der Kaifer und König einen mehrftündigen Vortrag des Fürften von Bülow. Der Reichskanzler fchilderte die im Anfchluß an die Veröffentlichung des ..Daily Telegraph" im deutfchen Volke hervorgetretene Stimmung und ihre Urfachenz er erläuterte ferner die Haltung. die er in den Verhandlungen des Reichstages über die Interpellationen eingenommen hatte.

Seine Majeftät der Kaifer nahm die Darlegungen und Erklärungen

des Reichskanzlers mit großem Ernfte entgegen und gab Seinen Willen dahin kund:
Unbeirrtdurch die von Ihm als ungerechtemp-
fundenen übertreibungen der öffentlichen Kritik.
erblicke Er Seine vornehmfke Kaiferliche Aufgabe
darin.dieStetigkeitderPolitikdesReichsunter
Wahrung der verfaffungsmäßigen Verantwort-
lichkeitenzufichern,
Demgemäß billigte Seine Majefiät der Kaifer die Ausführungen des Reichskanzlers im Reichstage und verficherte den Fürften von Bülow Seines fortdauernden Vertrauens."
Ein Kommentar zu diefer Erklärung. die nichts weniger als klar ifi. wurde nicht gegeben. Der Kaifer erkrankte alsbald nach diefen Vorkommniffen; er fah hinterher den Reichskanzler nur felten und blieb fait immer im Kreife feiner Familie.
Durch diefe Vorgänge ift Deutfrhland in eine politifche Krifis eingetreten. deren Anfang man wohl kennt. deren Ende ungewiß ift. Voll-|ändig falfch wäre die Annahme. wollte man heute lälon von einem Ende der Krifis reden; nur der Auftakt ifi beendigt. was noch kommen wird. weiß niemand. Der Stein ift in das Waifer geworfen und Wellen kreifen nun weiter. Als vorläufiger! Ergebnis kann man feftfiellen. daß der Reichskanzler noch im Amte ift. und daß er fich in einem Teile der Preffe eine Pofition gefchaffen hat. welche jeden Angriff auf ihn als eine ..Kamarilla" bezeichnet; über den Kaifer kann man heute alles fagen. über den Reichskanzler aber foll man nicht einmal lächeln. Diefe Verfihiebung der Verantwortlichkeiten i| unhaltbar; die Preffe. das Parlament. die Öffentlichkeit dürfen fich nur an den Reichskanzler halten; das Gerichtfißen über den Kaifer muß ein Ende nehmen. befonders da der Kaifer nach außen fich nicht betätigt. Im November 1908 hat das monarchifche Gefühl einen Verluft erlitten. der kaum mehr auszuftreichen ill.
War das notwendig? Ich fage: nein; das. was gefagt und getan werden* mußte. hätte auch in anderer Weife gefchehen können. Die Idee des Kaifertums dürfen wir nicht verblaffen laffen; der ..deutfche Kaifer‟ ifi und muß bleiben das Ideal aller bürgerlichen Deutfchen. Die heftige Kritik an dem Träger der Kaiferkrone fchadet aber am Ende der Krone felbfi; gewiß muß auch der Träger fich fo fiellen. daß der Glanz der Krone nicht verdunkelt werden kann. Darum fage ich: Schluß in der Kaiferkritikl Den deutfchen Wißblättern gilt das in

erfter Linie. denn fie fchaden ungeheuer. Die Weltlage ift ernftz wenn es hart auf hart geht. brauchen wir eine Begeifterung für den deutfchen Kaifer. nicht für einen Reichskanzler. Der Reiäjskanzler vor die Front! muß es jetzt und immer heißen. ehe der Schaden unermeßlich wird. Die Kaiferkritik aber ruft zu leicht die Reaktion wach. und dann könnten fchlimmere Tage als die im November 1908 wiederkehren. Kaifer Wilhelm ll. ift ein Hohenzoller. felbftbewußt. rafch in feinen Ent-fchlüffenz man überfpanne den Bogen nicht. Kein Menfch weiß. was heute in ihm vorgehtz aber demütigen läßt er fich nicht. mindefkens nicht weiter. Das Gefühl der Demütigung aber ift nicht da. wenn er den Ratfchlägen feiner verantwortlichen Ratgeber Folge leifiet. Wenn er aber fehen muß. daß die Kritik an feiner Perfon doch nicht verftummt. fo liegt darin ein Anreiz. zum alten Syfiem zurückzukehren. Wer das nicht will -- und ich wünfche es nicht - der muß den verantwortlichen Reichskanzler in den Vordergrund fiellen. Ob diefer Bülow oder anders heißt. ift untergeordnet. Man kann gegen den Reichskanzler fchonungs-los vorgehen. die kaiferliche Perfon laffe man außer Schußweite. Nur fo kommen wir voran. ohne daß die Allgemeinheit Schaden leidet. Der monarchifche Gedanke fißt im deutfchen Volke fo tief. daß er eine weitere Spannung nicht mehr verträgt; wenn der Bogen bricht. kann die Reaktion aber weiter gehen als die freiheitlich gefinnten Elemente des Volkes es wünfchen. Die Parole kann daher weder lauten: Zurück zum alten Syfteml noch: Niederhalten des Kaifersi fondern fie muß in der kon-fequenten Weiterverfolgung des Zieles befiehen: das deutfche Volk politifch mündig zu machen.

Das Verbleiben des Fürfien Bülow in feinem Amte fördert diefes Ziel nicht; der Block hat den Einfluß des Parlaments herab-gedrückt. denn er wurde eigens zu dem Zweck gefchaffen. um eine ge'-fügige Mehrheit zu haben. Weil die frühere Mehrheit zu ..an-fpruchsvoll“ war. deshalb der Verdruß der momentan Regierenden. Der Ausgang aus der heutigen verwickelten Situation liegt daher nur in der reinen Durchführung des konfkitutionellen Syfiems. des wirkfamen Vorläufers des parlamentarifchen Syftems. Der eine Vorteil ift dem deutfchen Volke aus den Novembertagen erwachfen. daß kein Reichs-kanzler mehr geheimnisvoll feufzen kann: ..Sie wiffen gar nicht. was ich verhindere“. oder. daß feine Hauptaufgabe darin befieht. zerbrochenes Gefchirr zu leimenz nein. von jest muß jeder Reichskanzler fofort zeigen. was er pofitiv zu leifken vermag. wes Geifies Kind er ifk. Darin liegt

ein erheblicher Gewinn. der aber doch zu teuer erkauft werden mußte, Hätten die Nachfolger Bismarcks fchon bei friiheren Anläfien auf der Bedeutung des Reimskanzleramtes gefianden und ihren Abfchied ein-gereicht. wenn fie als „Handlanger" behandelt und benußt wurden. dann wäre uns die Niederlage erfpart worden; es war ein Verbrechen am Volk und am dentfchen Kaifertum. jahrelang das perfönliäje Regi-ment vorzufäjieben. zu befchönigen. zu vertufchen oder zu verteidigen. Diefe falfche Kaiferpädagogik hat fich fo furchtbar gerächt. Ießt kann ein Reichs-kanzler nicht mehr die Töne anfchlagen. mit denen Fürfi Bülow 8 Iahrr hindurch den Kaifer in feinem Ich-Gefühl beftärkte. bis der Zufammen-bruch kam. Das konftitutionelle Syftem darf als gefiihert gelten. wenn nicht durch Torheiten ein Rückfall künfilich herbeigeführt wird. Die crfie Wirkung desfelben muß fein. daß ein ausreichendes Reichskanzler-verantwortlichkeitsgefeß gefchaffen wird; denn kein Menfch will das perfönliche Regiment des Kaifers vertaufchen mit dem des Reichs-kanzlers, Der deutfche Reichskanzler aber hat kraft der Reichsverfaffung eine überwiegende Stellung. die in der rein politifchen Verantwortlich-keit des Artikels 17 nicht ein Gegengewicht findet.
Was bedeutet heute diefe Verantwortlichkeit? Blutwenig; denn nach dem törichten Streich. nach der Budgetrechtsverleßung erklärt der Reichs-kanzler: ..Ich übernehme die Verantwortung! Ich bitte um Indemnität!“ und die Sache ift aus. Macht der Reichstag aber von feiner fiärkften Waffe. dem Budgetrecht. entfpreihenden Gebrauch. dann feet er fich der Gefahr aus. als antinationaler Reiäjstag aufgelöft und nach Haufe gefendet zu werden. Die Reiäfstagsauflöfung ifi das drohende Schwert über jeder fcharfen Handhabung des Budgetrechts. und 1878. 1887. 1893 und 1906 haben gezeigt. daß die Regierung nachher immer eine gefügigc Mehrheit erhält. fei es auch nur um ein paar Stimmen. fei es auch durch Zufammenziehung aller möglichen Parteien. Ein Reichskanzler-veramwortlichkeitsgefeß muß daher kommen; fchon feine Eriflenz ifi eine fchwache Waffe und eine fiete Mahnung. fich an die Konfiitution zu halten.
Aus dem konfiitutionellen Regime aber entfieht ganz von felbft das parlamentarifche. wenn auch bei uns die Ubergangszeit eine lange fein mag. Ein freifinniger Politiker bezeichnete fie mir gegenüber als 10 Iahre. ein konfervativer als 50 Iahre; damit dürften die Grenz-pfähle richtig gefieät feien. falls nicht außerordentliche Ereignific die Übergangszeit abkiirzen.

Der Einwand. daß ein Bundesftaat wie das Reich für das parlamentarifche Syfiem nicht geeignet fei. wird fchon durch die Art der Regierung in der Schweiz. wie der Union widerlegt; der Umfiand. daß es fich hier um Republiken handelt. ändert daran nichts. Der Kaifer ernennt heute den Reichskanzler nach feinem Gutdünken und deffen Gehilfen auf Vorfchlag des Reichskanzlers. falls er nicht felbfc jemand „entdeckt“. An diefem Syftem braucht gar nichts geändert zu werden. als daß der Kaifer den Reichskanzler nur noch nach Anhörung der Mehrheitsparteien ernennt und der Kanzler fich feine Staatsfekretäre in Verbindung mit der Mehrheit ausfucht. was beinahe jeßt fchon gefchieht. Vollfkändig falfch ift die landläufige Vorfiellung. daß man erft Reichsminifkerien haben müfie. ehe das parlamentarifche Syftem fich im Reiche auftun könne. An der Reichsverfaffung braucht gar nichts geändert zu werden. und doch könnten wir das parlamentarifche Syfiem erhalten. Es iii auch auffallend. daß die Bundesftaa'ten auf diefem Gebiete vielfach dem Reiche voraus find; nehmen wir nur Preußen und Baden. Der größte Bundesfkaat hat immer ein konfervatives Minifierium. feitdem im Abgeordnetenhaufe die Konfervativen nahezu die Mehrheit haben; kommt ja einmal ein liberal angehauchter Mann in deffen Mitte. fo wird er bald reaktionärer. als die Konfervativen. Solange Baden eine nationalliberale Mehrheit hatte. war auch das Minifterium ausgefprochen nationalliberal; heute ift beides nicht mehr der Fall. Das parlamentarifche Syftem ift alfo keine ..fremde Giftpflanze“. die nur mit Schaden für Volk und Krone zu uns gebracht werden könnte; es ift vielmehr der befte Kugelfang für die Krone und die Errichtung der politifchen Verantwortlichkeit des deutfchen Volkes.

Noäj verkehrter ift der Einwand. daß im Reichstage die Mehrheitsparteien für das parlamentarifche Syftem fehlten; ganz und gar nicht; fie find und waren immer vorhanden. man hat fie nur nicht benutzt. Wenn der Reichskanzler einzelne Gefeße durchbringen will. fucht er eine Mehrheit; da wird er nicht entmutigt durch den Hinweis: wir haben keine englifchen Verhältniffe. Einmal ift diefer Hinweis verfehlt; denn der Zweiparteienftandpunkt gehört auch in England der Gefäjichte an; im konfervativen Fahrwaffer fegeln heute viele Gruppen; unter liberaler Flagge fammeln fich eine ganze Reihe von Parteien. Aber hat denn nur England ein parlamentarifches Syfiem? Hat es nicht auch Frankreich. Öfterreich und Italien? Das Parteileben in Frankreich ift noch buntfcheckiger als das in Deutfchland. und nehme

man nur Öfterreich her. das fo ziemlich alle Parteien wie der Reichstag hat. aber daneben noch die großen Nationalitätengruppen. Das parlamentarifche Minifterium Beck hat Aufgaben gelöft. die keine Bureaukratie zu erfüllen fähig war. Findet fich nicht fofort _ein parlamentarifches Minifteriuni. fo hat man in Wien das Aushilfsmittel des Beamtenminifieriums [heute Bienerth). das als Plaßhalter für das parlamentarifche Kabinett gilt. Die Hinderniffe in Öfterreich find größer. als die in Berlin. und doch tat man dort den erfien Schritt zum parlamentarifchen Regime zum Wohle des Staatskörpers. Der Einwand mit unferem vielgeftaltigen Parteileben will alfo gar nichts befagen. Auch ifi ficher. daß das erfte parlamentarifche „Kabinett" eine folche Umbildung gewiffer Parteien mit fich bringen würde. daß diefem Einwand jede Spihe abgebrochen würde. Wenn ich fage. daß _das konfiitutionelle Syftem zum parlamentarifchen führen muß. fo beruht dies darauf. daß kein Politiker die Schlußgrenze des konftitutionellen Regiments von der Anfangsgrenze des parlamentarifchen unterfcheiden kann. Zur Konfiitution gehört das volle Inkrafttreten des Reichstages neben dem des Bundesrates, Der Reichstag aber ift felten gefchloffen; er hat immer eine Mehrheit und eine Minderheit; mit der Mehrheit muß ein konftitutioneller Reichskanzler rechnenz geht fie ihm verloren. muß er eine neue fuchen (fei es durch Auflöfung des Reichstages. wobei der Bundesrat mitzufprechen hat. oder durch andere Parteigruppierung). findet er diefe nicht. dann muß er feinen Abfchied nehmen. Ein ftreng konfiitutioneller Reichskanzler. der ein politifcher Charakter ifi. kann aber nicht 8 Jahre mit einer konfervativen Mehrheit regieren und dann 8 Jahre mit einer liberalen; das geht fchon unter dem konfiitutionellen Syfiem nicht. und deshalb ift diefes im Kerne fchon das parlamentarifche oder eine Überleitung zu demfelben.

Gar oft hört man den Einwand. daß die Erifienz des Zentrums das Hindernis für ein parlamentarifches Regime fei. Mit nichtenz Öfterreich hat in den Ehriftlich-Sozialen eine Parteigruppe. welche man als das öfierreichifche Zentrum bezeichnen könnte. und man fand diefe im parlamentarifchen Kabinett Beck; heute hat diefe Partei gar Ausficht. das nächfte parlamentarifche Kabinett in Wien zu bilden. Man könnte die Eriftenz des Zentrums nur dann als ein Hindernis bezeichnen. wenn diefe Partei eine prinzipielle Gegnerin parlamentarifchen Syfiems wäre; aber das ift fie nicht. fo wenig. wie die Liberalen. In Holland und Belgien find dem Zentrum verwandte Gruppen auch für das parla-

mentarifche Syfiem eingetreten. Es können im Reiche mit dem Zentrum und gegen dasfelbe Mehrheiten gebildet werden- wie bei jeder andern Partei auch, Das Zentrum ifi die große deutfche Mittelparteit die fogar viel eher fich dem Regime der Zukunft anpaffen kannX als die Konfer-vativen.

Wie fehr das parlamentarifche Regime die wahre Sorge um das Reich erleichtern würdet zeigt ein Blick auf die Reichsfinanz-reform. Über die Notwendigkeit derfelben befieht llbereinfiimmungt firittig ift der Umfang der Steuerlafi und die Art der Steuerverteilung. Für die Regierungsvorlage tritt auch nicht eine einzige Partei ein- kaum ein einziger Abgeordneter, Und dabei i| diefes Werk zum voraus gelobt worden über den grünen Klee] Wie konnte fich ein folches Fiasko ergeben? Ein wirklich konfiitutionelles Syfiem hätte eine andere Auf-nahme der Vorlage gefihaffenf bei einem parlamentarifchen Regiment fiände die Mehrheit fchon heute fefi; bei unferer heutigen Regierungs-form find wir fo weitt daß noch alles im Fluffe ifit und daß in der dringendften Frage für den Befiand des Reiches eine Unficherheit und ein Schwanken herrfchy die nichts Erfolgreiches für die Zukunft ver-fprechen. Dient aber diefes dem Reichsganzen? Mit nichten. Verkehrt wäre est den einzelnen Parteien Vorwürfe zu marhent weil fie diefe oder jene Steuer ablehneny das ift ihr gutes Recht; man hat fie zuvor nicht gefragtt und niemand kann vet-langem daß fie nun diefe Knödel hinunter-zuwürgen haben- weil fie eine nationale Banderole tragen. Die ganze Art der neuen Steuern riecht fiark nach Brofchürenliteratur; aber man hat fich die fihwere Arbeit nicht dadurch erleichtern daß man die Par-teien beizeiten heranzogz erft wie alles fertig warf hat man einige Abgeordnete in das Geheimnis eingeweiht. Gegenvorfchläge find hier-bei kaum gemacht wordent und foweit Bedenken auftratent fanden fie keine Beachtung. Jedoch nicht nur mit der Steuerlafi von 500 Milli-onen Mark kommt mant fondern man will die Rechte des Reimstags befchneidenz er foll auf Erfchließung befiimmter Steuern verzichten- ohne daß ihm entfprerhende Gegenwert*: gegeben werden. Diefe Zu-mutung fieht im fiärkfien Gegenfaß zu dem alten deutfchen fiändifchen Reel". Wenn früher die Regierung Geld brauchtef dann waren es die Stände- die ihre „Gravamina" aufftellten und diefe der Regierung überreichtenz erft wurde über die Wünfche und Befchwerden des Volkes verhandeln und nur- wenn diefe -eine befriedigende Regelung gefunden hatten, dann gab es Geld -- eher nicht. Die Sydowfche Reform ift auf

dem umgekehrten Gedanken aufgebaut. Wohl fchrieb der Reichsfchaß-fekretär. daß nicht die Fiirften Geld brauchten. fondern das Volk; aber damit hat er nur auf einen der wundefien Punkte der heutigen Politik hingewiefen. Im deutfchen Reiche befieht infolge der Haltung der Regierung keine befriedigende Solidarität zwifchen Parlament und Bundesratstifch. fondern man fieht im Reichstage nur das ..überflüffige Übel". und der Reichstag erblickt im Bundesrat feinen und des Volkes Gegner. Diefe Auffaffung kam bei der erfien Lefung der Reichsfinanzreform am deutlichfien zum Ausdruck. In kaum einem andern Parlamente der Erde treten diefe Gegenfäße fo auf wie in Berlin. Wie kommt das?

Man hat in der (enten Zeit fo viel von dem perfönlichen Regiment des Kaifers gefprochen; aber das perfönliche Regiment unferer Bureaukratie ifi viel gefährlicher und hartnäckiger. Der ..Herr Geheimrat" ifc es. der bei uns regiert; er bereitet die Gefeße vor; oftmals hört man nicht einmal die nächften Intereffenten. Hat er feinen Entwurf fertig. fo möchte er ihn in diefer Form. oft felbfi im Wortlaut. im Reichsgefeßblatt fiehen fehen. Wohl läßt er fich vom Bundesrat noch Einiges korrigieren. denn hier arbeitet ja ..Fleifch von feinem Fleifch und Bein von feinem Bein". Aber der Reichstag? Das Wort von den ..Kerls" ift in den Geheimratskanzleien weit mehr zu Haufe. als am kaiferlichen Hoflager. Ich habe fchon dußendfach erlebt. daß Geheimräte - die rühmlichen Ausnahmen heben fich um fo deutlicher ab -- jede Anregung im Reichstage als ..eine Verfchlechterung ,ihres* Entwurfes" anfehen. und daß erft die Autorität des Reffortchefs das perfönliche Regiment des Geheimrates gebrochen hat; daß etwa die Reichstagsbefchliiffe als eine Verbefferung angefehen würden. dazu kann fich der Durchfchnittsgeheimrat nie erheben. Am deutlichfien kommt diefes perfönliche Regiment im Etat zum Ausdruck. Der deutfaje Reichshaushalt ifi das Mufter von Unüberfichtliäjkeit und Undurchdringbarkeit; ein Urwald im Innern Afrikas ifk die reinfie Siegesallee gegeniiber diefem Zahlengewimmel. Daher kommt es auch. daß im ganzen Reichstag kein Dutzend Abgeordnete fich findet. das den Etat wirkliä) kennt. Sollte man diefen Zufiand wirklich für möglich halten? Ein Interefie an diefen unhaltbaren Zuftänden hat nur der ..Geheimrat". der dann beffer ..mufcheln" kann* und manche Pofition zur Annahme bringt. weil fie in einem verfteckten Winkel untergebracht wurde. So kam es vor. daß ein preußifcher Kriegsminifier einmal nach einer Budgetkommiffionsfißung zu feinem Adjutanten fagen konnte. daß er heute 3 Millionen

'- h
A. '-
x'
,-- "'
._ , I
e' w
.- .-
'(, ‘—
.: ,.
If,“ ' '-
P' q.,
. . :7 .-
2.7 'U .‘I.’
u... ...z .- 2
a) L?
\ “U --Z _"7
no ’- ..7.
_ .
73 E ___
o_ f
Q e; ~'
..p
r";
D
\-
‘WI-UU- F-l'ml KIZ-1.' k v
W., é ‘
'~‘ .-"c5 Q: we}
'-
'*- _-1-
. -hfl'd o... .-M-*q I

Die Lage unserer heutigen Pein-.i - x .*
dem umgenhitcn (ii-danken aufgebam. *..r
fetret-.in daß ruht die zur-rem Geld ÖluND. - x
dam-'t hat cr nur: auf einen der welnd-fte;* . - tl -
hungern-:few ..x-i drurjlhrn Rei-Flfi- tefx-h »em-.- - 2 »
:zierung keine lilfkled'qcllde Solidarität [MUM-"fl 7 1. q.. ;
r..ll**"tfi'lff fendt-rn .nau f'e'el im Relikt-tag. :.11: d.; .-
.int d.r 'Reimeiag meine(im Bunker-:a: fein-1 . - .. :wie Anffafuug kern bei der niit-n 'Er-,ung t--r “lc U* 7- *-
der-:lichli-*c zum Ausdruck. In kan'- ei'u n -n:-.-.-. ' * - . - »
WV'. .wie E:genf.lt;e fc auf alle ir. Ger-'m .':Z' - . . '
Man hat in der '.elzten Zeit f1- viel mn .*g *- *6.. **--i - *l .:
den .Ü a-ie-xs geiprechenz aber das perfonilae Reg..- x. -.- t
. dt".- cft olei gefährlicher und hlrtnaMger -_, - wi.,
*ll ee. der d-i :nie regiert; cr bereitet die ' c -
min nicht (inn-.al die nase-'ten :inter-,licnrelu .."1“. - 1.-4.* ' .-
fertlg, fe mochte er ihn ir. diefer Fort-.n of. ' e *r .'. *
R-i-yx-gefehklmt Stehen fehen Wohl laß: ir .'47 -. -. Lu -- -- .
einiges korrigiiren, denn hier arbeitet fa „Jr -i c.- . -- *.1-et “
c-.d 'lie-in von feinem Bein". Aber der Belkin-tee! 'iq- *a k* , -
..Z rie" "k-'1' in dcn Geheiinlace'tanzleien rue-l mil-l g“ ,- cl», *-
t. i*".r'ü)l'.1 .ZÖeilagi-r. Jiri*- hcbe fclyon duftenri -rf .ri M. .-cr' lc);-
rcit- -» di.- r.:hm:irheu Ausnahmen hlben fl-t' ..in 5- 7-.-- -l'e-.rr a.. --
1W. .kn-eating im Reim-?tage ale „eine Verzc:'-:-cl-cr'...-:- ,ihre-s' (ru--
trink-*1" .ln-'eh n. 1nd daß erfi dic ?inter-*ta- [-1 c» *,--Lrimefo 7 -
müll-.Wäre R:+'mctlt des Geheimrates gebrta-er. WN_ rail etwa t -
'*:i'i-.lislctai--lej.t*l "f-'e als eine Verbefierung .iiigeje'i r* "-Z: :en: dir-:1' 'j .--
fi-*l- dk. :Lac-*71'c|*r.iltogrheimrat nie erheben. 'Il- bereich-[ten 'enn-F
rufe' uur-'Nulfelie Regiment im Etat zum Allein-na', .ll-r Wurf-*he Reime
halxslitlt if." das Nie-.lien ven Utiübeifichtlichkeit un" ll .Mi-chdciugbar'lrit:
ein Urwald im *_xunern Afrikas ift die reinfie Sr.xd-,-.!.1]lee geaercüfpr
diefen! Zahl-er, zewimmel. Daher kom mr es antik.: daß im ganz-eu Reis-.r
tag kein *Dub-:nd Abgeordnete fich findet. das den Etat wirklich kin,..-
Sollte man diefen Ill-'tant' wirklich für möglich halten? Ein :intern:
an diefen unhaltbaren Zufliinden hat nur der ,.Geheimrat') der dri-.n
beffer „mufcheln" kann* und manche Pefition zur Annahme bringt, wc. '.
fie in einem v--lfitektrn Lit-("kel untergebracht wurde. So kan es vc:
daß ein preußifclxer .feriegeiminifter einmal nach einer Budgetkommifiieno-
fißnng zu feinem Adjuranteu lagen konnen daß er heute 8 Mitiirnei.
f
4-3-4

.AFS 8m? :Z ZU a - m â€ž
..J-ZR ,5o ?JENS ?ZZ-m
â€ž e u u v Q 3 0 U

Mark bewilligt erhalten habe und noch gar nicht wiffe. was er mit diefem Gelde anzufangen habe. Aber es wurde doch gründlich aufgebraucht. Bei Neu- und Mehrforderungen befchränkt fich der Geheimrat. nur knapp auf jene Fragen Antwort zu geben. die der Referent gefiellt hat; ja kein Wort mehr. Am gefamten Regierungstifch hat man über die Beratung des Etats nur einen Wunfch: wäre doch die Sache vorüber! Und die Freude am 31. März ift eine fehr große. Aber fo kommt» es. daß im Reimstag immer der Eindruck vorherrfcht. daß in den Reihen der Regierung das Beftreben befieht. den Reichstag über den Löffel zu halbieren; man wird mißtrauifät. - (was übrigens für jeden Politiker eine Tugend ift). und fühlt fich felbftverftändlich nicht folidarifch mit der Regierung. Der Streit um die Auslegung des Sprachenartikels im Vereinsgefeß illuftriert fehr deutlich diefes Verhältnis. ..Abfichtliche Irreführung" einiger Gruppen des Reichstages. mußte fich ein Staatsfekretär ins Geficht fagen laffen. und diefer Vorwurf ift nicht entkräftet worden. So kommt der Gegenfaß zwifäjen Regierung und Parlament immer wieder hervor; er fpielt in der gefamten Politik eine viel zu große Rolle und verbraucht zu viele politifche Kraft. Beim parlamentarifchen Syftem wird diefe erfpart. und ficher ift. daß mancher. Tüchtige für das politifche Getriebe gewonnen würde. der heute verdrießlich zur Seite fieht; denn das ..Parteigezänk" kann ihn nicht anziehen. Das Verantwortungsgefühl der Parteien würde erheblich gefkärkt werden; kein Reichskanzler könnte mehr den Sah ausfprechen: ..Die Parteien können Forderungen annehmen oder ablehnen. denn fie tragen keine Verantwortung." Bei der Reichsfinanzreform freilich fingt man eine andere Melodie. Man mag daher die heutige Situation betrachten. wie man will: Stillfiand gibt es im politifchen Leben nicht; der Weg zum parlamentarifchen Regiment bei firenger Einhaltung der Reichsverfaffung führt uns nur aus der heutigen unangenehmen Situation heraus.

Als Vorbereitung dazu dient auch. daß der Reichstag und die ganze Öffentlichkeit fich mehr mit der A u s l a n d s p o li t i k befaßt. Jahrelang war diefe die Domäne des Fürfien Bismarck. und er wurde ganz giftig. wenn ihm ein Abgeordneter dareinfprach; das deutfche Volk konnte damit zufrieden fein. Als Bismarck ging. trat Kaifer Wilhelm ll. an feine Stelle; Freiherr von Marfchall dachte und handelte immer wie Seine Majefiät; Freiherr von Bülow wurde der gefäjicktefte Verteidiger des perfönlichen Regimentes und blieb das auch als Reichskanzler; die Staatsfekretäre von Richthofen. von Tfchirfchky und von Schön

haben weniger Einfluß. als je ein früherer Staatsfekretär im Auswärtigen Amt; zwifchen Kaifer und Kanzler vollzieht fich das Wefentliche. Die ungeheuer große Verfäziebung. die mit dem Sturze Bismarcks eintrat. fand im Volke und Reichstag nicht das entfprechende Gegengewiäftz jahrelang galt die Auslandspolitik für den Reichstag als ein Buch mit 7 Siegeln; erft als unfer Wirtfchaftsleben die Schläge unfrer falfchen Auslandspolitik fpürte und als die Rüf'cungen infolge der Einkreifungspolitik immer vermehrt werden mußten. da erwachte das Intereffe für die auswärtige Politik. Seitdem haben fich auch einzelne Abgeordnete auf diefes Gebiet begeben. ohne daß fie nur die Weihrauchbecher angezündet haben. Als vollends im Oktober und November 1908 der Zufammenbruch des Auswärtigen Amtes kam. rief ganz Deutfchland entfeßt aus: ..So werden wir regiert." Nun fanden fich die fchärffien Worte der Kritik. und es ift ficher. daß die Auslandspolitik von der parlamentarifchen Speifekarte nicht mehr verfchwindet. Das ift auch gut fo; denn das ganze deutfche Volk muß fich mit feinen Lebensfragen viel intenfiver befaffen und kann nicht der „Regierung" die Sorge darüber allein laffen. Ie intenfiver fich gerade die Allgemeinheit mit der Auslandspolitik befaßt. um fo geringer werden die Irrgänge. die unfere Diplomaten bisher gewandelt find. und um fo kräftiger wird der Vorftoß. den eine gut geleitete deutfche Diplomatie unternimmt. denn 66 Millionen ftehen hinter ihr. Ein Widerftreit zwifchen Volksgefühl und Diplomatie ift dann nicht mehr möglichz lehtere führt aus. was das Volk denkt. Um diefen Idealzuftand zu erreichen. muß an. freilich das Auswärtige Amt hüten. eine getreue und ergebene Preffe fchaffen zu wollen; es muß fich darauf befäfränken. Informationen zu erteilen. aber nicht beeinfluffen zu wollen. wie es heute leider gefchieht. Ferner ift geboten. in der Auswahl der Diplomaten andere Bahnen einzufchlagen; ift es nicht befchämend und verleßend für den deutfchen Bürgerftand. daß unter hundertfiebenunddreißig Diplomaten an erfier Stelle nur neun bürgerliäfe fich finden. Dem Bürgerftand fehlt es niäjt an Talent und Gefchick. Faft jeder Bankdirektor in Berlin kann - es mit unfern Gefandten und Botfchaftern aufnehmen. felbfi wenn er den Diplomatenfchliff nicht hat. Vollftändig y falfch ift die Annahme. als müffe der künftige Diplomat etwas Gefuchtes an fich haben. Geheimniskrämerei pflegen und immer nur danach trachten. wie er den Partner hinters Licht führen kann. Diefe Zeiten find vorüber im Zeitalter des Telegraphen und der Eilzüge. und da ..die

Botfchafter einzufchwenken haben wie Unteroffiziere". Gründliche Kenntnis des Landes. in dem fie leben. ganze Fühlung mit allen maßgebenden Kreifen. nicht nur mit Diplomaten. ein gutes Verhältnis zur Preffe und vor allem eine große Portion gefunden Menfäjenverfiandes mit fcharfer Beobachtungsgabe - mit einem Worte: eine ganze Perfönlichkeit - find weit mehr wert. als eine lange Ahnenreihe. als eine gute Küche und liebenswürdige Schwerenöterei. Dann wird fich von felbft die erforderliche Stetigkeit in unferer Auslandspolitik geben. die fich weder wegwirft. noch dem Gegner nachläuft. noch den Freund im Stiche läßt. Inkonfequent und unzuverläffig hat ein angefehenes Blatt in Paris die deutfche Balkanpolitik bezeichnet; was foll man aber er| von der Marokkopolitik fagen? Im gefamten 20. Jahrhundert findet man nur einen Grundfaß in unferer auswärtigen Politik mit Konfequenz durchgeführt: Ewig wandelbarl Fremde Diplomaten. die in Berlin akkreditiert find. klagen offen. wie wenig Verlaß auf unfere Diplomatie ift. Der Reiäjsanzeiger hat dies in der Eafablanca-Affäre wider Willen beftätigen müßen. Dem ftürzenden reaktionären Großwefir Ferid Pafcha gibt man am Tage vor feiner Entlafiung den höchfken preußifchen Orden. und für die Anerkennung des revolutionierenden Mulay Hafid legt man fich ins Zeug. als gelte es. einem preußifchen Prinzen einen Thron zu fichern. Da kommt die Kette der Niederlagen ganz von felbft. Große Worte. keine Taten! fo urteilt der Deutfche im Auslande über die Politik des Heimatlandes. und der Gegner fagt fchon verächtlich. daß Deutfchland keine Eourage mehr habe. Ferne fei es. ein Regiment der Säbelraffeler zu fordern; aber was gefordert werden muß: Erft denken. dann handeln. nicht umgekehrt wie feither fo oft.

Bei der Beurteilung der politifchen Lage darf nicht außer Betracht bleiben. daß eine weit tiefergreifende politifche Umwälzung uns bevoriteht. foweit die Sozialdemokratie in Betracht kommt; fie will aus der Zwangsjacke der ftarren Oppofition heraus und Opportunitätspolitik treiben. Die Beifpiele in Frankreich und Ofierreich haben erzieherifch gewirkt. Der Novelle über den Zehnfiundentag für Arbeiterinnen in Betrieben mit mehr als 10 Arbeitern haben auch die Sozialdemokraten zugeftimmt; es war das erfiemal. daß fie ein Arbeiterfchußgefeß annahmen. nachdem fie fchon früher die Novellen zu den Verficherungsgefeßen nicht mehr verworfen hatten. Wohl nicht mit Unrecht fchreibt man diefe Wandlung dem zurüägehenden Einfluß des erkrankten Ab-

geordneten Bebel zu; nicht mehr lange wird es dauern und die Zeit der Heinef Südekumt David und Hue ift da; diefe aber treiben praktifrhe Gegenwartspolitik. Die Sozialdemokratie wird dann im Parlament ein Faktorx mit dem man ganz anders rechnen muß als heute. wo er nur auf der Nein-Seite fieht. Diefe Wandlung wird von großer Bedeutung für das gefamte Parteileben fein; dann wird jedermann zugeben müffen- daß es eine „fchwarzrote Koalition" nicht gibt- da der Linksliberalismus in erfter Linie andere Richtlinien fich |e>en wird. Aus der revolutionierenden Sozialdemokratie wird dann eine radikale Arbeiterklafienpartei werdent die aber für die Gefellfrhaft gefährlicher ifit als es heute alle blutrjinfiigen Phrafen der Radikalski find.

Herman Bang:
Jofef Kainz.
I.
Jn einem Kreis von Künfilern und Literaten deklamierte Jofef Kainz an dem letzten Abend feines erfien Kopenhagener Aufenthaltes drei Gedichte. Ernfi v. Wildenbruchs „Herenlied“. den „Taucher“ und den ..Kampf mit dem Drachen“, Er hätte keine Dichtungen wählen können. die zum Abfchied fo die Summe feiner Kunfi und feines Wefens gegeben hätten. wie gerade diefe drei.
Das „Herenlied“ ifi das Gedicht von einem alten Mönch. in den in feiner legten Stunde der Teufel fährt. Zur Beichte flüftert er brünfiige Worte. anftatt Pfalmen der Buße fingt er Lieder von Sünde. Der Abt läßt die Glocken läuten. Der Abt läßt die Brüder beten. Vergebens find Glocken wie Gebete. Er fieigt. er fieigt nur an. des Sterbenden Preis der wilden. der holden Sünde,
Er füllt alle Gänge des Klofiers; er fegt Buße und Gebete fort; und er rafi felbfi in dem Dröhnen der Glocken - der Sang der allesverheerenden Liebe.
Das ifi Jofef Kainz' ganze urfprüngliche Auffaffung der Liebe. deren Flammen. einmal entzündet. über dem ganzen menfchlichen Wefen zufammenfchlagen; über Seele und Sinnen. Plänen. Vorfäßen und Vernunft. über Tugend und Willen. über den Refultaten eines Lebens. über Glauben und Denken - alles verbrennt fie und firömt darüber hin und erfüllt den Unrettbaren und Glückliäjen einzig und ganz.
„Der Kampf mit dem Drachen“ und „der Taucher“ gibt die andre Seite feines Wefens und Darfiellungsgebiets. Sein ganzes künfilerifches Leben war ein Kampf gegen den Drachen: Tradition. Man glaubt es. daß das blitzende Schwert diefer Energie das Ungeheuer zu Bogen fireckte. Jn Jofef Kainz' Mund klingt die Schilderung vom Kampf mit dem Drachen wie ein Erlebnis. und das Lied vom „Taucher“ wird zu einer Erzählung aus feinem eigenen Leben.
4&7L

II.

Für die deutfäy-öfierreichifche Theaterjugend ifi Grillparzer und Hebbel das tägliche Brot. Für diefe Achtzehnjährigen ifi Schiller kalt und feine Worte „allzu menfchlich". Dig deren heißes Blut mit dem der Slovenen- Kroaten und Zigeuner gemifcht ifij werden zu Grillparzers ungeheuren Bildern und zur Hebbelfchen Unbändigkeit hingezogen. Grillparzers Pegafus ift für fie der rechte Trader. Sein Weg i| der Himmelsraum und alle Welten. Unter feinen Hufen fprühen Staub und Sterne.

In diefer Wildheit läuft fich das öfterreichifche Theaterblut müde. Sein Feuer entlädt fich in diefen äußerfien Wortenz und gerade die Gewaltfamkeit wirkt befreiend.

Iofef Kainz ifi wie die Perfonifikation diefer deutfchfprechendenj an den Grenzen des Zigeunerlands geborenen Jugend. Seine junge Raferei hat im Sulkowskytheaterj wo er als Sechzehnjähriger zum erften Mal auf die Bühne fprang„ alle ihre Glieder in Grillparzerfcher Tragik geftreckt. Hier- wo Schickfale und Schmerzen übernatürliche Größe habenj war endlich ein Tummelplaß für ihn/ deffen Gedanken nach dem Ausdruck des Gigantifchen rangen.

Wenn er diefe Tragödien las oder fich felbfi darin müde fchriej dann haben fie feine dürftende Jugend gleichfam gelabt. Aber fah er fie auf den „wirklichen" und großen Theaternj dann erkannte er fie nicht wieder. Es waren nicht mehr feine Tragödien. Es waren nur klaffifcheVorfiellungen.

Wien bot dern jungen Kainz zwei Arten der tragifchen Darftellung. Bei Gafifpielen und auf Vorfiadtbühnen fah er die Tragödie pompöfen Stils. Die breiten Mittel müffen die großen Gefühle illuftrierenj und Deklamation und „Pofe“ find die Achfen des Stils. Der Stimmaufwand bezeichnet das Maß an Leidenfchaft- und die Großartigkeit der „Pofe“ die Tiefe des Affekts.

Die Flaggex unter der man fegeltj ift „SchönheitE und der fchützende Schild i| die Tradition.

Aber das Wort Tradition hatte für den revolutionären Sinn des jungen Kainz nichts Geheiligtes. Mit taufend Fragen hat er diefe Unnatur befi-ürmtj die die Werke, welche er liebtex verfchlang. Mit taufend „Warum‟ hat er den Stil durchbohrtj der die Menfchlichkeit unterjochte.

Von der Darftellung ift er zu den Werken zurückgekehrt. Und vergebens hat er Gründe gefuchß welche eine Verzerrung rechtfertigen konnten- wie fie feine Lieblingswerke für ihn unkenntlich machte. Seine junge Haft hat die Verfe durchftürmt- und er hat die Handlungen der Perfonen und

den Nerv ihrer Gefühle durchfucht. Was enthielten diefe Dramen - Romeos Hoffnung und Verlangenj Mortimers Begeifterung und Glaubej Carlos Freundfchaftsfehnfuchtj Karl Moors Freiheitsdurft und Haßj des Prinzen Luft und Verlangeny Ferdinands Trotz Homburgs Todesangfi? War es denn etwas anderem als was in feinem eignen Herzen und Hirn und Blut gärte? Waren fiej Romeoj der Prinzj Homburgj Mortimer-Earlosr Karl Moorj Leandery Ferdinand denn nicht gerade fo voll und ganz Menfchen wie er? »

Er hat mit der Heftigkeit des aufrührerifchen Jugendfinns gefragt.

Aber alles in Wien hat feine Frage zurückgewiefen. Selbft das geheiligte Burgtheater.

Denn auch dort fand er feine Dramen nicht wieder.

Die hohe Burg hatte ihre eigene tragifche Spielweife. Sie hatte die Deklamationstragödie gedämpft und den Nachdruck der breiten Gefie gm fchmackvoll gemildert. Sie hatte die äußere Unnatur verringert und die Schreie geknebeltj aber fie hatte das innere Leben nicht gefieigert- und die großen Gefühle gerannen in dem allzuträgen Strom der kultivierten . Nezitation.

Der junge Kainz fühlte fich all diefer Gedämpftheit gegenüber womöglich noch fremder als mitten in dem leeren Getöfe der Vorftadtbühnen. Dortj in den Vorftadttheaterny war doch wenigftens Lärm. Und am allerwenigften fchleichen die Gefühle in Filzfchuhen einher; und der Paradedegenj den ein Krafieh ein Robertj ein Sonnenthal in den glaccibehandfchuhten Händen führtenj war nicht der durchbohrende Dolch der tragifchen Gefialten.

Das Burgtheater entging dem Lächerlichen nurj um an dem Langweiligen zu firanden. Hier muß Gedämpftheit das allerletzte fein.

Wer -* hat Kainz zu fich felbft gefagt - fich den Tragödien wirklich Angefilht gen Angeficht gegenüberftellh dem brennen die Wangen vor ihrem ungezügelten Feuer. Ihre Gefühle find Gewaltfamkeit. Ihre Schickfale der äußerfte Fall. Ihr Leben P o te nz d e s L e b e n s.

Nun wohl: um fie zu fpielen - fühle wie fie. Gib dich ganz„ gib dich rückhaltlos„ gib dich potenziert hin. Mache diefe Helden zu MenfchenF indem du ihnen alles fchenkfh was an Menfchlichkeit und Menfchlichem in dir felbft ifi.

Sehe alles beifeitej um in ihrer Liebej ihrem Haßj ihrem Troßj ihren Gebetenj ihrer Verzweiflung ihrer Hoffnungj ihrem lehren Iammerj ihrer Todesfurcht- ihrer Sehnfuchh ihrer Trennungsnot_ - die Potenz

der deinen zu geben. Bekümmere dich um nichts anderes als darum.
die Gefühle. die die ihren und die deinen find. voll wiederzugeben. und
du wirft fiegen - wenn du ihren Gefühlen gewach fen
b i ft.
Die Gefühlsfiärke ifi hier der Maßfiab der Be-
g a b u n g.
Wenn dies der Maßfiab war. dann durfte Iofef Kainz hoffen. während
er an dem Theater der großen und fäjönen Mittel glatt verzweifeln mußte.
Denn auf dem ..fchönen“ Theater mußte er verfagen. neben den breiten
Helden der Deklamationstragödie wurde fein Knabenkörper zum Spott.
Aber wo es galt. fich durch die ftarken Werke der Meifier dazu durch-
zuringen. den vollenAusdruck und das ganze Bild feiner felbfi zu erreichen.
da durfte Iofef Kainz hoffen.
- - So fprang er denn kühn in das große Theater. wie ein Wagehals
brach er ein. um durch die Glut feiner Seele die alten Schaufpiele der
Väter in Brand zu feßen.

[Il.

Er wollte nur eines: die Wahrheit. Er glaubt. daß nur ein einziges
überzeugend wirkt: die volle Echtheit. Er w i ll fich von a l l e r Tradition
losfagen. um nur ein e s wiederzugeben: fein Gefühl.
Aber gegen feinen Willen gefchah es zuweilen. daß er an der Tradition
hängen blieb.
Es' konnte gefchehen. daß die Umgebung ihn anfteckte. und diefes
Kontagium des Traditionellen wurde eins der zwei entgegengefeßten
Übel. zu denen die Umgebung ihn treiben konnte.
Er konnte von dem Tone des traditionellen Spiels eingefangen. von
feiner Aktion mitgeriffen werden.
Das andere Übelfwar. daß er während des Kampfes mit feinen Mit-
fpielern - feine eig en e Art übertrieb. Es if'k leicht verfiändlich. daß
es fo kommen kann. '
Mit aller Macht verfuchte er. die Lautdeklamierenden. die ihn um-
gaben. in feinen Ton und feine Aktion hineinzutreiben. Er machte den
Gegenfaiz ungeheuer und klaffend. um fie zu zwingen. Sein Gleichmut
wurde Gleichgültigkeit. die Aufrichtigkeit feiner Replik fieigerte fich zu
Brutalität - und er bezwang fie nicht.
Im Gegenteil - die anderen begannen nur ihrerfeits fo zu kämpfen

wie er. Sie verbreiterten ihre Deklamation. verfiärkten ihren Brufiton. vergrößerten ihren Apparat. um ihn ihrerfeits zu einem ftarken Ton. einer lauten Antwort. einer breiten Gefie als A n t w o r t auf i h r e zu zwingen.
Und fie bekamen keine Antwort.
Zwei Extreme kämpften fich nur müde. bis die Szene um war . . .
17.
Aber der Kampf mit der Umgebung war nicht Iofef Kainz' einziger.
Er lag zugleich im Kampfe mit den Werken und den Rollen felbfi. Und auch diefer Kampf nahm einen zwiefachen Ausgang.
Kainz verblieb in dem klaffifchen Repertoire. weil er die Gefühls-fiärke mit ihm felbfi gemein hat. Zudem ift er Südländer und muß all feinen Gefühlen überfirömend Luft machen. Er fehnt fich nach Grillparzer-fchem und Schillerfchem Wortreichtum. um fich mit der Kraft der Raferei entladen zu können.
Aber wie viel ihn auch an das klaffifche Repertoire feffelt. ifi uud bleibt es doch das Kind einer anderen Zeit als er felbfi. Seine einzelnen Aus-drücke. feine Worte find nicht die feinen. Ehe er diefe Verfe und Säge zu den feinen machen kann. bereiten fie ihm einen unendlichen Kampf. in dem er nicht immer Sieger bleibt-um fo weniger als alle feine Theater-erinnerungen. der Tonfall anderer Darfieller. den fein Ohr bewahrt hat. die Deklamations-Melodie. die er von Kind auf eingefogen. ihn lockt und verführt.
So opfert er mitunter wieder der Tradition. und daß er dies tut. ifi um fo entfchuldbarer. als es bei jenem Lhriker auf der Bühne. der Schiller hieß. viele Stellen gibt - bei denen es fcheint. als müßte n fie deklamiert werden. die uns den füßen Tonfall der Melodie auf-zwingen und uns verführen. Wohllaut über die klingenden Verfe auszu-hauchen.
Wenn man fich nicht verführen läßt. ift das übrigens oft fehr undankbar.
Mortimer in ..Maria Stuart“ erbrachte den Beweis dafür. Die Er-zählung der erfien Szene. von der Jugend. der Fahrt nach Rom ifi eine der fchönfien der Deklamationskunfi. Die Stimme eines großen Dekla-mators baut. während wir laufchen. die Peterskirche vor unferen Augen auf. und wir fehen. hoch über allen - den Papfi auf feinem heiligen Stuhl. Die Erzählung wirkt wie eine Arie. aber ihre Mufik ift malend und fchön.

Jofef Kainz reißt die fchönen Worte zu fich herunter - hinein in die Situation. in das Gefängnis der Königin. wo jede Tür einen Horcher hat. jede Wand einen Feind bergen kann. und wo er Mortimers Jugendgefchichte gedämpft. nahezu flüfiernd erzählt. fchen und in Haft . . .
Von Mortimer wurde alles echt. aber die V e rf e. die Schillers Vifionen tragen - fielen in gewiffer Weife wirkungslos zu Boden.
Und in einem ewigen Kampf kann felbfi derMutigfie zuweilen ermatten. So greift auch Kainz plötzlich einmal nach der glatten Schönheit des Ausdrucks. die leicht zu Gebote fieht. Es gab - namentlich in den Rändern - Augenblicke genug. wo er dies tat: dem Sirenenlaut der Worte folgte und „fang" . . . .
Aber häufiger fieht man eine andere Wirkung von Kainz' Kampf mit den Rollen. Oft verzweifelt er unter ohnmächtigen Verfuchen. diefe rnit Sternen und Blumen ausfiaffierten Tiraden für fein Gefühl zurechtzulegen. und wie in einem Anfall der Erbitterung fchleudert er all diefe Spreu von Verfen von fich. fie aufwirbelnd als den Staub. der fie find - in rafender Gefchwindigkeit. Er fegt gleichfam ihre Dummheiten aus dem Drama heraus. während er weiterfiürmt . . . .
Diefes nichts-betonende Wettrennen mit dem Atem und der Leifiungsfähigkeit der Lungen war das größte Argernis für die konfervativen deutfchen Kritiker. *
7.
Durch all diefen Kampf muß Kainz fich Zoll für Zoll durcharbeiten. um fein Ziel zu erreichen: diefe Dramen zu feinem Leben zu machen. Seine Fehler fehen ift leicht. Aber lehrreicher ifi es. ganz zu verfiehen. wie er in feinem Kampfe Schritt für Schritt fietig weiter gekommen ifi. Eine Art chronologifcher Überficht über feine Rollen wird dies zeigen.
Iofef Kainz' zwei berühmtefte Rollen find zugleich feine ä l t e ft e n. Er fpielte den Romeo und den Don Earlos fchon in Meiningen und München. in der erfien Sturm- und Drangzeit - in den Tagen. wo König Ludwig. der von Schillers Wiedergeburt träumte. fein junges Rafen felig als eine Verheißung grüßte. - und fie find feither ohne Unterlaß in Kainz' Repertoire verblieben. Er ift darum diefen Rollen gegenüber nie zur Ruhe gekommen. und er hat die Arbeit an ihnen nie wieder von vorne beginnen können. Er hat nicht Zeit gefunden. fie in künftlerifcher Neufchöpfung von der Periode loszureißen. die fie fchuf. und fie find mitten in feiner

Entwickelung ftehen gebliebenZ'als Überlieferungen einer zurückgelegten
künf'ilerifchen Phafe.
Sie tragen wie keine anderen den Stempel des Feuers feines Wefens.
Sie werden mit geballten Händen gefpielt. Heftig ergreift an glü ck-
lich e n Abenden Carlos' und Romeos Iammer.
Aber die Rollen find unausgeglichen geblieben. Die Wirkungen find
oft roh zugehauen. und die Heftigkeit wirkt als Brutalität. Noch verrät
die Krampfhaftigkeit des Spiels alle Anf'crengungen des Verfuchs. und
wie ein vergeblich Ankämpfender verfällt Kainz zuweilen mit einem eigenen
Stöhnen in eine Deklamation. deren Ketten er nicht brechen kann.
Viel fef'ier fißt Ferdinand. Auch diefer ifi eine der frühefien Rollen
Kainz'. Aber fie hat öfters geruht. und der bürgerliche Rahmen des Schau-
fpiels hat bei allen Darfkellern den Ton gedämpft. So wie ich die Rolle
in Deutfchland gefehen habe. war fie etwas wie ein Ubergangsglied in der
Produktion des Künfilers. in der „Die Räuber" zum erfien Male von
der ganzen revolutionären Befilzergreifung einer klaffifchen großen Gefialt
Zeugnis ablegen.
Karl Moor ifi von allen Rollen die fef'iefie Burg der Deklamation.
Diefe Partie wenigfiens m u ß deklamiert werden. Diefes Himmelfiürmen
mit S tim m e zu füllen. macht alle erfien Helden fchon auf halbem Wege
heifer. Aber um diefes „Unikum“ mit Leb en zu füllen. muß man -
ein Genie fein. Aus guten Gründen haben fich deshalb ein Jahrhundert
hindurch taufend Darfieller darauf befmränkt. Karl Moor mit Stimme
zu verfehen - bis man felbft auf den erften Bühnen allen Ernftes glaubte.
daß hier Lungen tatfächlich das einzige Erfordernis feien.
Iofef Kainz verfuchte fich in Prag zum erfien Mal in der Rolle. Er
verließ fich in diefem größten Sturmlauf gegen die Tradition auf das un-
vergleichliche Feingefühl und die Empfänglichkeit des öfierreichifchen Publi-
kums - und er fiegte. Und doch hatte er nicht den Mut. die Rolle zu wieder-
holen. bevor er fich zum nächfien Male außerhalb Deutfchlands Grenzen
befand - in Kopenhagen.
Hier errang er einen jubelnden Sieg. -
Die Rolle wies Flecken auf. Etwas theatralifche Plafiik - neben all
der fchönen Ausdruckskunfi des Körpers. die immer wieder an die voll-
kommenen Werke eines Paul Dubois erinnert - in einigen Szenen ftarke
Anwandlungen von Deklamation. Aber nie ifi eine Rolle mit unwider-
fiehlicherer Energie zum Zufammenleben mit den innerfien Eigenfchaften
des Künfilers gebracht worden als hier,

Damit alle ermeffen könnten. welches Riefenwerk es bedeutet. Karl Moor im Schillerfchen Ebenbilde als Sprachrohr des Trotzes. des Revolutionstriebes und Zweifels der heute lebenden Jugend neu zu gefkalten. wünfchte ich. daß es mir möglich wäre. auch nur eine fchwache Borfiellung von jener Taucheruniform von Unnatur. Deklamationsfertigkeit. Theatermäßigkeit und Dummheit zu geben. in die die Unfähigkeit. die Rachahmungsfucht. die Effekthafcherei und Perfönlichkeitslofigkeit der Darfteller Karl Moor ein Jahrhundert hindurch eingefpannt hat. Aber es i| mir unmöglich. eine folche Vorftellung zu geben.

Karl Moor ift von allen Kainzfchen Leiftungen die inhaltreichfte. aber in der Form hat fie noch eine gewiffe Rauheit. Die Ruhe. in der das Gefamtbild der Rolle aus bewegten Einzelheiten ganz emporfteigt. war noch nicht errungen.

D i e f e Klarheit leuchtete erft über Mortimer.

Hier gab uns Kainz zum erfien Male nicht ergreifende. aber losg e r i f f e n e A u ß e r u n g e n gärenden menfchlichen Lebens. fondern das Bild eines Menfchenlebens - das Mortimers. Hier rang er der Tradition nicht nur mit gewaltfamer Hand eine Szene oder einen Auftritt ab. In Ruhe meißelte er das Bild. das er in Gedanken trug.

Hier gebot er über feine ganze Ruhe und künfilerifche Sicherheit.

Sieben Jahre hatte er Mortimer nicht gefpielt. Das alte Bild hatte feine Macht über ihn verloren. und der alte Tonfall war in feinem Ohr erlofchen. Er konnte wieder neu fchaffen.

Und Iofef Kainz hat fein Ziel erreicht: die Rollen mit fich felbfi zu erfüllen.

Sich felbft.

Sehen wir nun. w er er ift.

7).

Man hat allerlei über Iofef Kainz' Masken gefagt. Man wollte nicht nur Schiller wiedererkennen. fondern auch Marat und Danton. Kainz hat wohl weder an Marat noch an Danton gedacht. Von den Männern der Revolutionszeit gleicht er Keinem und Allen. Was man bei ihm findet. ift nur die große F a m i l i e n ähnlichkeit zwifehen ihm und den Männern. die Aufrührer waren fo wie er.

Denn Kainz ift vom Blut des Aufruhrs und vom Gefchlecht derer. deren Leben ein Stürmen ift gegen Himmel und Erde.

D i ef e s Stürmen fpielt er als Ferdinand und Karl Moor.
Karl Moor ifi - wie wir wiffen - ein Zweifler an Gott geworden und ein Haffer der Gefellfchaft.
Kainz verbohrt fich in feinen Zweifel. Aber er gibt diefem Zweifel die Farbe feines eigenen - eine befondere und eigene Farbe. Wie Karl bei ihm zweifelt und raftx fo lehnt fich in Aufruhrszeiten das V o lk gegen Gott auf- an den feine Kindheit glaubte. Die jungen Grübler aus dem Volke- deren fiumpfe Gedanken fich Tag für Tag verzweifelt an den unlösbaren Fragen des ein fältig en Unglaubens überheben; deren Gottesleugnung der Fanatismus und die A n g ft des Renegaten ifi; deren Hohn den Himmel zerfeht/ während er vor den Blitzen zitterh die firafend aus feinen Wolken zucken werden; deren Leugnung A n r u f u n g ifi- die elende Anrufung: Ihn doch fchauen zu dürfenz den mächtigen- den |rafen-denx den furchtbaren Gottx ihn fehen und fterben - - w en n er ift.
D i efe Ungläubigen fpielt Kainz. Sein Moor kreuzt wie ein Ver-zweifelter dieKlinge mit dem Gottex den er leugnet. Und um dem Stummen eine Antwort abzuringenx könnte er ihm mit feinem Schwert den Himmel durchfpalten.
Solche Zweifler leben in unabläffiger Zwiefprache mit dem Gott-an den fie nicht glauben; und nie kamen wahrere Worte über Kainz' Lippenx als da die haftigen Fragen an Gott plötzlich aus feiner ungeduldigen Seele brachen.
„Gibt's denn einen Gott ?“ fchrie er immer aufs neue; Zweifel umkreifi fiets feinen Zweifel.
Das find die Heiligen des kleinen Wiener Buben- die in den Falten feiner Seele verborgen find und die Überzeugung des Mannes krank an-ftarren mit ihren gemalten Augen: Karl Moor ift ein Ungläubigerf von der Ungläubigkeit des Wiener Buben.
....Aber wie viel unfer Zweifel auch fragh der Himmel gibt keine Antwort. Er bleibt einer Welt voll Iammer gegenüber fiumm.
Der Welt„ wo die Tugend ftirbt und der Bruder am Bruder zum Verräter wird„ wo die Schwach auf dem Hochfih thront„ mit ihrer Leibwache von Lügenz und die Sohnesliebe in den Armen der Habfucht fiirbt.
Eine folche Welt fieht e rf den fie Gott nennen- ruhig an. Aber eine folche Gefellfchaft macht aus Kainz' Karl Moor einen Räuber. Er will umfiürzem was er haßtf die Schmählichen niederfchlagen- die Verächtlichen tretenz die Heuchelnden morden - die Elenden v e r n i ch t e n. E r will.
Er will- denn in ihm lodert die Empörung des B e t r o g e n e n.

,Jei'rf Kainz Herman Bang
..-
-- -..-- _----- _- _---...._».-- ---.--.““_.-_...-W*
c*: hat i'-r ia als ,trend fc; fehr vertraut. diefer Welt. die er .ießt
zuckt-.ren wu!,
- ruf* frrnnüüg. hat er d*e Weit offen gewöhnt wir. er. feibfi edel
hat e"- *."*- :Klient-Z *ki dcr 'cd-*tl und heriifiunig gel-alien. Er 'hat feinem Vater.
.7:1lai.r.. c*: l--it ar. Leuna Bruder geglaubt. fon-ie Kainz' Fri-:trih 'or-n
1:.:*n1g ..n dcn ..iii-fiirficu glaubt:
.tf-.mn-.qlixin Frii"':tin*s Freund. konnt-t in das Gefängnis zu id-n.
i'. will Friedrich *.-orkecett-Fn. ihm melden. daß fein Urteil gefprrchen *.ft.
r ..L der Ki-rfitrz'. the _-un. Tode ver-.icteiit hat.
Alwr Hohenzollern kann es nicht aiielvrrcben denn Homburg glaubt
:-_*u- 'till-f. iii-delt r: ir iii-cr du- Xkrglicbkmt eines Todesurteils: Wäre-denn
e n Todesritter man ungerecht? fragt er. Wie kannü du fo datüberfprechen?
L'cc .Kurfürfi kann ni-:-t .enger-?txt urteilen.
Aber wear .r nun dich fo wäre? figt Hohenzollern.
Es '.*a n n ni:ht fein,
*Aber wobei rd e ißt du das? fragt der Freund. z
- Weiß? 'k antwortet ra Ioief Kainz' Homburg unmutig. und nach
einer *Laufe f-,rg' er valid-..nnen .*I-fch'ießend. wie als_ unwiderleglichen
"Gemen-u
Jar fühl* es fo,
'Die Worte wurden nur hall-laut gefagt. fajlicht. ohne Ofien'catian.
und fie hai-gen in ein paar Lauten dcn ganzen vet-nehmen Rietberg-milden
einer ortue'umeu Seele. daß anti-.2 ebenfo hoihfinnig fein tniiffen wie fie.
?lud io hat Kainz' Karl an feinen Vater gcglmbt. und Carlos. der
Infant. an Philipp.. Und wie fie ihnen glaubten. fo haben fie an die Men-
fchen -qs-.rlaubn
Niet! ?JZ-:dr ifi fr g e w e f c n. wi.: Carlos war. der an der Hc-(hfänile
gerade 9" ofar* Freund ur:: Sci-?tler wurde; fcho'ner hat nic-.nand von einer
g-.ldeizen :Zn-Z: ftir die golden» Welt geträumt alt. der Infant und Kart
Mot-1. und iefict glaubte niemand an die Menjchheit. die fie bcalicken
i1 teilten,
Aber eines Tiger* nahm Phi'ipu. fein V ate r. Elifabeth. feine Braut.
die irn k?!ngrfnh1 der Welt ihm zugefvt-.ia'icn von zwei großen Tlironen »-
und Car-(ns werde „fehen. und kalt“. Ein-:s Sommertags erhält ."ar! Mot r
jenen Brief. den Franz gcfaheieben hat -- und' der zerfiörte Glaube an
die Briten wird zur Empörung des '2infriihrers gegen all die Niederkrüch-
tigen. *
An Gott hat Kainz' Kerl geglaubt. und jetzt haßt er ihn. wie 'der N . e
f"
4.)(-

r 1 7.377739,
4 _ * x g' .1
z *7:* F! .
' 7,76** ' -d-k x' Â».7 'x
. . x , z .-
Jahre-ma L e o P u ÃŸ : MutterglÃ¼ck.
i 9 9 9 Zum Effay von Erich Felder.

Er hat ihr ja als Kind fo fehr vertrauh diefer Weltj die er jeßt züchtigen will.
Selbfi freimütigx hat er die Welt offen gewähnt wie er„ felbfi edel hat er die Menfchen für edel und hochfinnig gehalten. Er hat feinem Vater geglaubt, er hat an feinen Bruder geglaubtj fowie Kainz' Friedrich von Homburg an den Kurfürfien glaubt:
Hohenzollerny Friedrichs Freundj kommt in das Gefängnis zu ihm. Er will Friedrich vorbereitenj ihm meldenj daß fein Urteil gefprochen ifi„ daß der Kurfürfi ihn zum Tode verurteilt hat.
Aber Hohenzollern kann es nicht ausfprechen - denn Homburg glaubt ihm nicht!, lächelt nur über die Möglichkeit eines Todesurteils: Wäre denn ein Todesurteil nicht ungerecht? fragt er. Wie kannfi du fo darüber fprechen '.7 Der Kurfürft kann nicht ungerecht urteilen.
Aber wenn es nun doch fo wäre? fagt Hohenzollern.
Es ka n n nicht fein.
Aber woher w e i ßt du das? fragt der Freund.
Weiß? Weiß? antwortet da Iofef Kainz' Homburg unmutig„ und nach einer Paufe fagt er vollkommen abfchließendj wie als unwiderleglichen Beweis:
Ich fühl' es fo.
Die Worte wurden nur halblaut gefagtj fchlichh ohne Oftentation- und fie bargen in ein paar Lauten den ganzen vornehmen Kinderglauben einer vornehmen Seelej daß andre ebenfo hochfinnig fein müffen wie fie.
Und fo hat Kainz' Karl an feinen Vater geglaubtj und Earlosr der Infantj an Philipp. Und wie fie ihnen glaubtenj fo haben fie an die Menfchen geglaubt.
Karl Moor ifi fo g e w e f e nz wie Carlos warj der an der Hochfchule gerade P of as Freund und Schüler wurde z fchöner hat niemand von einer goldenen Zeit für die goldene Welt geträumt als der Infant und Karl Moorj und fefier glaubte niemand an die Menfchheitj die fie beglücken wollten.
Aber eines Tages nahm Philippj feinV a terf Elifabeth„ feine Brauty die im Angeficht der Welt ihm zugefprochen von zwei großen Thronen - und Carlos wurde „fcheu und kalt". Eines Sommertags erhält Karl Moor jenen Briefj den Franz gefchrieben hat - und der zerfiörte Glaube an die Befien wird zur Empörung des Aufrührers gegen all die Niederträchtigen.
An Gott hat Kainz' Karl geglaubtj und jetzt haßt er ihm wie der R e -

' "KZ-j -F
XML,â€œ I I L C p it! u E .- iptniicfsugg.
1 . â€œLi Sum *HF-:v mm SMC. 34x42..

EMPTY

n e g a t haßt. während er noch fürchtet. Die Menfchen hat er geliebt. und nun haßt er fie. wie der verratene I d e alifi die haßt. die feine Bildfäulen zertrümmerten,

Vor den Augen diefes Karl. der in die böhmifchen Wälder ftürzt. flimmert der „Ozean von Blut“ der Revolution. Die Entrüftung feiner Seele ifi zur Flamme aufgelodert:

Fort. fort nach Böhmen.

Karl Moor - der Betrogene - ift einer der großen Zerfiörer geworden.

71].

Die Ungeduld feiner Seele hat ihn in eine Welt gefiellt. die er verachten muß.

Die Ungeduld ift eine Zeitkrankheit. Aus fchnellerem Verkehr. aus rafcherer Mitteilung geboren. aus dem taufendfachen Ideenaustaufch. aus dem firengeren Lebenskampf. aus der bittern Genußfucht. aus dem Tempo der Elektrizität und des Dampfes - ifi die Manie der Ungeduld noch atemlofer geworden als das atemlofe Leben. das fie gefchaffen hat. Sie eilt allen Plänen und aller Vollendung voraus. jedem Genuffe. Sie will alles erreichen und zu gleicher Zeit. Und fie fchleudert uns krampfhaft zwifchen Wollen und ftumpfem Entfagen hin und her.

Sie ifi die Mutter unferer Kunfifchulen. Sie ift es. die Schriftf'ieller und Maler an das ewige Kreuz fchlägt: das Enteilende felbfi greifen und dieBewegung fefihalten zu wollen. Sie hat unferenStil gefchaffen. deffen ewige Schwingung Angefpanntheit und Erfchlaffung ift. Sie zittert felbfi in der Sprache. deren Perioden kürzer werden und gleichfam nach Atem fchnappen.

Sie lebt in uns und um uns.

Sie fteigt Tag für Tag durch die fozialen Gegenfähe. die wir fehen. ohne fie verföhnen zu können; durch die Zunahme unferes Wiffens. das wächfi und wächft und doch Steine für Brot gibt. ohne die Erklärung des Unendlichen zu vermögen; durch die Vermehrung der Genüffe. die nur die Leere vertiefen. das Leiden formen und unfern Lebensekel ftets neu und unüberfkeiglich machen - alles fteigert unfere Ungeduld. die das Wefen des Fiebers hat. das aufflammt und verzehrt. f .z- i fx

In der Kunf't treffen wir diefe Ungeduldigen überall. Aber auf der Bühne heißt die Ungeduld: I of ef Kain z. Er ifi ihr Abbild an fich. Seine Nerven zittern davon. Seine Worte haben daher ihre Haft.

Daher die Blitze des Blicks. das Sichballen der Hände. Daher der ungleiche Flug feiner Rede. toll'
DieUngeduld lafiet auf ihm wie ein Alp. und fie martert ihn wie eine Here. Sie kribbelt ihm befiändig im Körper. und fie läßt ihn über eine fummende Fliege mit den Zähnen knirfchen. während fie - plößlich alles aufgebend. was Widerfiand ift. und fich in ihr Gegenteil. die Stumpfheit verkehrend - ihn andrerfeitsz dazu bringt. fich ruhig von Wefpen tot- fiechen zu laffen.
Die Ungeduld ift die Seele feiner Rollen. Sie ifi fein Genie. In ihr liegt die unaufhörliche Quelle feines tragifchen Furors. Mit diefem modernen Gefühl gießt er neues Leben in die alten Dramen.
Was feine Raferei entfacht. kann unfaßbar wenig fein. weil für diefe Seelen. die fo empfindfam geworden find. die Schmerzeindrücke taufend- fach und unberechenbar find.
Ich erinnere mich aus „Narziß“ an ein befonderes Beifpiel. Narziß ift. glaube ich. eingefperrt oder foll nur warten. Eine Botfchaft abwarten. in einer guten Stube. vor einem warmen Ofen. So etwas muß fich er- tragen laffen - wenn eben diefem zitternden Geduldmangel das Warten nicht mehr als alles andere widerfirebte.
Ießt bebt Kainz allmählich vor Raferei. er mißt den Boden. er beträgt fich wie ein gefangenes Tier. er fchreit fein: ii;
„Ich langweile mich“ mit der ganzen äußerfien Erregung einer ner- vöfen und gepeinigten Seele und - verblüfft d e n. der fich nicht erinnert. daß diefer Wartende Kainz ift. . . .
Man muß wohl auch einräumen. daß. wenn die Ungeduld der Zeit einmal gerade einem Schaufpieler im Blute fieckt. gerade feine Kunfi- ihr Nahrung gibt wie kaum fonft etwas.
Die Anderen arbeiten doch mit der Natur felbfi und dem Bilde unferer eigenen Augen. Der Stoff des Schaufpielers ift die Rolle und das Werk eines Fremden. Mit wie viel Befonderheiten muß man fich nicht hier ab- finden. wie viele Rauheiten nicht abfchleifen. mit wie viel Ungleichartig- keiten nicht übereinkommen - ehe die große Einheit gefchaffen ifi. in der zwei miteinander verfchmelzen follen: die Rolle und der Darfieller . . ..
Kainz ließ uns in Narziß blihartig die Art feiner Rollenaneignung fehen.
Es ift eine Probe der Komödie in der Komödie. und Narziß lernt feine Rolle. Kainz flog aufs äußerfie erbittert durch einen Schwall von Worten. die in feiner eigenen Seele keinen Widerhall weckten. er fegte die Dumm-

heiten zur Seite. bis er e n d l i ch auf einen Saß fiieß. der ihn traf. und den er mit der Klaue des Tiers packte - mit dem gierigen Hunger deffen. dem man lange Steine für Brot gegeben.
Erbitterung ift der Gemütszuftand. in den Kainz durch feine Rollen verfetzt wird. Er bezwingt fie in erbitterter Ungeduld.
. . . .Wenn nun diefe immer aufs neue genährte Ungeduld endlich ein Genie zum Aufruhr treibt; wenn ein genialer Menfch die Stirn an Karl Moors leeren Himmel fiößt und feine Augen auf der Heuchelei einer Welt ruhen laffen muß. wo ein Franz kraft feiner Miffetaten Herr ifi - dann' werden in feiner Kunft „die Räuber“ als eine Revolutionsdichtung wiedergeboren. und Karl wird Marat. Danton. der junge Schiller,...
Die a n d e r n großen Empörer. die die Geduld verloren fo wie er, flll.
Die H e r r f ch e r unter den Empörern.
Denn Iofef Kainz ift auf der Bühne Führer und Herr.
Er ift klein. fchmächtig. mit dem Geficht eines Zigeuners. mit der Stimme eines Bruftkranken. feltfam anzufchauen. All die Andern find fchulterbreit. hochgebaut. ganze Kerls. haben große Stimmen-und gleichwohl find f i e die Räuber und Iofef Kainz der Hauptmann.
In diefer Schar greift man. nicht fehl. und diefem Karl gegenüber hat Kofinsky recht. wenn er. fuchend. den Hauptmann mit den Worten anhält: Hat man dich gefehen. fucht man hier nicht länger. Denn diefe Unanfehnlichkeit hat den geheimen Adel des Genies; feine Worte haben Gewicht wie die Worte deffen. der weiß. daß er befehlen darf; und in der Gefahr hat er R u h e - die Ruhe der g r o ß e n Ungeduldigen.
Denn fo find fie. die ftets Unruhigen. aus deren Stoff Kainz gefchaffen fcheint. und deren Leben Anfpannung und Erfchlaffung ift; die nervös find wie Frauen. achtzehnjährig im Verlangen und rafch gefättigt in der Befriedigung; deren Leidenfchaft die nächfie ift. deren Ziel das Unerreichbare - die große Gefahr macht ihre Unruhe ruhig.
„Leben oder Tod“ ftillt endlich ihre Ungeduld. In den großen Ereigniffen ruht ihre Seele. Wo Schickfale fich vollenden. da fühlen fie fich zu Haufe. D a ifi endlich ihre Welt und ihr Vaterland.
Wie war nicht Kainz. der unter Rarziß' Langeweile auffchrie. ruhig bei der Meuterei der Räuber; wie fiill er. der gegen Lorenzo rafie. als er das Urteil an fich und Luife vollzieht; wie gedämpft entfchloffen der immer

Aufbraufendez als er vor dem Hungerturm Hermann die Klinge aus den Händen fchlägt; wie fiill ging der große Mörder Karl den letzten Weg - zum Tode.
Kainz gibt überhaupt nie Todesfzenen.
Er fiirbt rafh ohne Schrei- ohne Seufzer.
Denn was ifi wohl das Leben diefem Ferdinand wertx der feinen Vater als einen Schurken fahz feinen Namen entehrt- feine Mitmenfehen als triumphierende Miffetäter? Was das Leben Mortimer wertX deffen Erifienz ein Vorfah war- den er verfehlte? Was das Leben Karl wert oder was einem Romeo- wenn Julia auf der Bahre liegt?
Man ka n n an dem Tag7 an dem es das Schickfal will- ruhig fierben.
Gleichwohl ifi der Auftritt- der Iofef Kainz feinen vielleicht größten Triumph verfchafft hatz gerade eine Szenez in der er die Todesangfi darfiellt.
Diefer Auftritt kommt in Kleifis „Friedrich von Homburg" vor.
Friedrich hat Gewißheit erhalten: morgen foll er fierben.
Und befinnungslosz ohne Gedankenz verwirrty fiürzt er aus feinem Gefängnis über den Schloßhof - da fieht er fein Schaffott - zu feiner Tante- der Fiirfiinz um um Gnade zu bitten- zu flehen- zu betteln - um das Leben.
Er will alles aufgeben: Liebe und Ehre. Denn was ift wohl Liebe und Ehre gegen das L e b e n? Er will in Schande und Schwach leben. In Schmaah leben heißt doch l e b e n. Er will an die äußerfte Küfie fliehenx er will in ewiger Nacht wohnen. Noch fo ferne leben heißt dom f ein.
So bettelt der Held bei Kleifi.
Und Kainz fpielte in diefen Wortem in diefer Angfty wie er fich fo ohne Befinnung vor den Füßen der Fürfiin wälzte- wie er die Geliebte ohne einen Gedanken aufgah„ wie er Schmach auf Schwach häuftez ohne es nur zu wiffen - er fpielte die ganze Angft des Lebens vor dem Tode- des Sprechenden vor demz das ewig fiumm ifh die Angfi deffen- der gehen- der feinen Arm rühren kannx feinen Fußz feinen Fingeß vor demewig Unbeweglichen; die Angft des rollenden Blutes vor dem kalt Erfiarrtenz die'Angfi des Gedankens vor dem Unbegriffenen - - die ganze Todes- angfiz fo wie fie fich in der Seele eines Peffimifien groß wachfen kann„ wo der Tod das Dunkelz die Vernichtung das Nichtß das völlige Verfchwin- den ifi.
Dies war ein Spielx das einen Turgenjew bis in die Wurzeln feiner Seele erfchüttert hätte.

lx,
Aber fonft gehen Kainz' Helden wie gefagt zumeifi dem Srhickfals-
tage mit Ruhe und ohne Seufzer entgegen.
Dem Schickfalx das fo gerne der Liebe folgt,
So geht es denn: überall im Leben können wir unfere Angefpanntheit
zu Kraft hinauflügen -- nur in der Liebe nicht. Die Liebe trifft die geheime
Schwäche unferer Seele. Sie zwingt uns unwiderfiehlich und ganz zu
ihren Füßen nieder. Und wie der Blitz trifft fiel fo plößlich.
Es kommt in „des Meeres und der Liebe Wellen“ eine Szene vor-
wo Leander und fein Freund im Tempelhof wartenx während die Priefie-
rinnen an ihnen vorüberfchreiten. Unter ihnen ifiFyero. Sie kommt Leander
nahe- ihre Augen begegnen fich- fie ifi vorbeigeglitten
Aber Kainz' Leander ift langfam- ganz langfam„ im Staube in die
Knie gefunken- wie jemand„ zu Tode getroffen„ fiumm zufammenbricht.
Diefer eine Kniefall fagt- daß diefen Jüngling jeht fein Schickfal ereilt
hat. Hier ift es mit allem Aufruhr zu Ende. Diefer Rebell hat die Waffen
gefireckt. Die Tat des Ungeduldigen i| nun geworden: das Weltmeer zu
durchmeffen undfie zu erreiihen. -
Vor einem Blicke fank er hin - wehrlos und fiumm.
Diefes fchweigende Zufammenbrechen vor dem Uberwältigenden wird
oft von Kainz wiederholß der fo wenig „variiert" und uns doch immer
neu fcheinth weil er immer echt ift: Auf dem Schoß der Geliebten liegt
Rarziß leblos und ohne Stimme; ohne Worte gleitet Carlos unbeweglich
zu den Füßen der Königin nieder. y
Das ift jenes Hinfinken der Liebe„ von der Sappho fang: das Blut
nimmt fie aus unferen Adern und die Kraft aus den bebenden Knieen.
Kainzh deffen Wefen Aufruhr und Troß iftF beugt fich ohne Widerfiand
der Liebe - der Unabwendbaren.
Und die Liebe enthüllt ohne Barmherzigkeit- daß all feine Stärke
nur angefpannte Schwäche war. In der Liebe find feine Helden Kinder-
feine Fütften Pagem fein Romeo ein Knabe.
Seine Liebkofungen find die des Kindes„ feine Stimme- fein Blick.
Seine Luft ift die des Knabem feine Anbetung und feine Leidenfthaft.
A.
Karl kann der Hauptmann der Räuber fein- Leander kann das Meer
durchmeffem Friedrich kann Schlachten gewinnen - in der Liebe ift ihre
Stärke nur weiche Schwäche.

Und diefe Liebe; die aus dem Manne einen Knaben macht; wird für Kainz in verhängnisvoller Weife alle s. Man erinnere fich an Romeos Sturm: nieder fchlägt er die Welt und Gefeße und Familie/Vernunft und Befinnung; denn die Liebe ifk alles; und die Liebe ift Julia. Man denke an Don Carlos mit dem Brief der Königin: mag Alba Belgien; Holland; das Reich felbfi nehmen. Dem Freund ift der Infant Feind; dem Feind Freund - er hat ja den Brief der Königin.

Es gibt keinen Himmel ohne ihn. Er kennt keine Erde. Seine Welt ifi der Brief der Königin.

Für Kainz' Carlos ift die Liebe eines und alles.

Es nützt Carlos nichts; daß er der Eboli nahe ift; der Prinzeffin; die hold und fchön ifk. Er weiß und merkt und fieht fie nicht; keine der Jungfrauen Madrids. Er weiß nur eines: f e i n e Geliebte; die Königin; fein Verderben.

Verderben - denn die Liebe (Turgenjew meinte dasfelbe) ift eine Krankheit; ein FieberF eine Auszehrung. Ihr Schmerz ifi Mord; ihr Genuß Raferei. Sie ift das Feuey das die Welt verheert; und die Seelen werden von ihrer Sonne ausgebrannt. Wie die fiille Glut tut fie ihr Werk; wenn fie gedämpft wird; doch wenn die Flamme auflodert; ift fie jähe Raferei. Sie macht unfere Schwäche zu einem Krampf; unfere Anfpannung zu einer Krankheit; denn wir haben nicht die feelifche Kraft; fie zu tragen.

So ifk jene Liebe; und Mortimer war ihr Abbild.

Wer erinnert fich nicht noch der Beifallsfiürme; die über diefes Genie in lodernden Flammen hinbraufken - Kainz' Mortimer vor der Königin.

O a ftand eine Seele in Brand; und das Mark eines Menfchen vergliihte. .hier war Liebe Wahnwitz geworden und Wahnwitz Schönheit.

Die Haft fchien fchön und diefe machtlofen Hände; das Verlangen fchön; das nach dem Unmöglichen den Boden fiampft; und die Blicke und die kindlich-flehenden Worte; fie fchienen fchön - denn er war der Sohn der Zeit; u n f er Zeitgenoffe; ein Rafender; der das Unerreichbare vergewaltigen wollte . . ..

Des Lebens Höchfies ift alfo eine Krankheit. Eine Krankheit ifi alfo das Einzige; das des Atmens wert ift,

x1.

Diefe Krankheit; die das Leiden aller Leiden des Lebens ifk; ifk zugleich; recht befehen; nur ein Spiel der Triebe; das uns verächtlich macht;

WWW-_W
es ift eine Gaukelei der Sinneh die uns dumm und feig machtj und fie ift eine Trieb-Herrfchaftj unter der wir lügenhaft und ränkevoll werdenj betrügerifch und moralifch häßlich.
Iofef Kainz weiß das.
Darum hat er feinen Rollen den König in der „Iüdin" eingefügt.
Man kennt das Stück.
Der König war ein Held in der Schlacht und der Weife feines eigenen Rats. Von Männern erzogenj wußte er wenig von Genuß von der Pflicht wußte er alles.
Da begegnete er auf feinem Wege der „Iüdin“. Und er ward gefangen. Er liebt fie.
Aber des Königs Liebe ift kein Rafenj oder fie ift auf jeden Fall ein Rafenf deffen er felbft fpottet und das er mit der Lauge feines Hohns übergießt.
Er kennt die Nichtigkeit des Triebfpiels. Er gibt ihm dennoch nach - das ift wahr -j aber er rächt fich zum mindeftenj indem er fich unterwirft: ironifch beobachtet er feine eigene Entwürdigung.
Die Bitterkeit der Ironie fuhr in einem plötzlichen Tonfall wie ein eifiger Hauch durch die Kainzfche Diktion. Diefer König machte fich fpottend über jene Liebe luftigj die ihn zerfiörte.
Es gab eine Szene in diefem Stücke„ die unvergleichlich wirkte. Wie fo oft zuvor bei Iofef Kainz war es ein Auftrittj wo er ohne Worte wirkte.
Die Iüdin ruhte unter ihrem Thronhimmel. Der König faß lange Zeit ftumm auf einer Bank ganz drüben auf der anderen Seite der Bühne. Er hatte kein Wort zu fagen2 - aber er verwandte kein Auge von ihr. Und alles: fein Blickf feine Stellung auf der Bankj feine akzentuierte Unbeweglichkeit -'- eine nonchalante und unverfchämte Unbeweglichkeit - verriet dasfelbe kalte Staunen:
- Ifi es diefes „Wefen'ß if't es diefe „Figur“„ die dich toll macht?
If'i fie esj die deinen Thron entehrt und dein Bett fchändet - ift fie es dort drübenj die wie eine Katze zwifchen zwei Kiffen fpielt?
All das lag in feinem Blick und feiner Stellung.
Plötzlich fpringt er dann aufz vom Trieb gepacktz und er eilt über die Bühne - und er fpringt hinaufj auf das Lagerj als wollte er ihr Gewalt antun - - - während er unmerklich die Achfeln zuckt.
Ein folcher einziger Zug wirkt unvergeßlich.

All.

Gegen Menfchenh die feine Feinde oder die ihm gleichgültig findh findet Kainz auf der Bühne einen ganz rückfichtslofen Tonfallh der eifig enthüllt- wie völlig intereffelos er fie und ihr Verhalten findet. Wie ganz fern fie ihm fiehen- diefe Leute/ fo daß fie ihn oder fein Leben gar nicht berühren.

Seine Kälte ifi brutal. Seine Verachtung ifi Verachtung für das Ge-fchmeiß. Seine Worte zum Hofmarfchall fiellen diefen Menfchen unter die Tiere- und feine vollkommene Geifiesabwefenheit macht die Eboli zu einer Sache. Sein Blick allein deklaffiert Alba zu feinem „Gefihöpf'ß einem Etwas- das nun einmal lebtx das atmet- das vielleicht Heere zu führen bekommth aber das nie in Beziehung zum Infanten treten lannh einem Königsfohn einem G e nie.

So unerzogen ift man gegen Menfchem die man fo tief verachten

Aber doch fühlen Karl Moor und Ferdinand oft Mitleid: denn fie wiffen- daß der Schmerz das große Gemeinfame ifi. Ferdinand hat Mit-gefühl für Lady Milford; Karl Moor hat Freundfchaft für Kofinsly- der gelitten hat und leiden wird fo wie er.

Iofef Kainz' leßtes Gefühl ifi Mitgefühl mit jenem die gleich ihm felbfi diefes elende Leben leben müffenh nur um eines Tages _fiel-ben zu müffen. *

Marcel Herwegh und Victor Fleury:
Briefwechfel Georg und Emma Herweghs
mit Ludwig Feuerbach.
Fortfesung.
Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.
Rechenberg. 1. Iuni 1861.
Liebe Emma!
Es fcheint. daß unfer Briefverkehr bereits in jenes Stadium getreten ift. wo man kein Wort aus fich herausbringt. und wenn je einmal ein freundliches. doä) ftets eine tüchtige Dofis von Bitterkeit beigemifcht ift. Der letzte Erguß meiner Feder an Dich war fo ein Gemifch von Süßem und Bitterm. von Gutem und Böfem. von Gewinn und Verluft. und nun unterbrichft Du unfer langes Stillfchweigen mit einer ebenfo erfreuenden als betrübenden Anzeige. Freilich freut es mich. Deinen Mann nach fo langer Zeit auf die fchöne unvergeßliche Freiburger Partie hier wieder zu fehen. aber der Gedanke. ihn als Leidenden wiederzufehen. vergiftet mir diefe Freude. Indeß er reift ja einer berühmten Heilquelle entgegen und fo will ich gegen das Gift diefes Gedankens das Gegengift der Hoffnung brauäjen. um dem Ahriman des menfchlichen Lebens nicht den Sieg über Ormuzd. den Geift des Lichtes. des Sehens und Wiederfehens einzuräumen. Ich werde am Montage. den 10.. zur (mir jeßt noch unbekannten) Zeit der Ankunft des Augsburger Zuges an der Eifenbahn oder am Würtenberger Hof perfönliaf erfcheinen. um mich Deinem Manne zu jedem Wunfche und Gebrauche. zu jedem beliebigen Wege und Ziele zur Verfügung zu ftellen. Meine Adreffe braucht er alfo nicht. doch will ih. weil er fie wünfcht. und man fich auf jeden möglichen Fall und Unfall vorfehen muß. meinen Wohnort fo genau als möglich befchreiben Alfo: Remenberg auf dem Wege nach Erlangen. letztes Haus linker Hand vom Lauferthor aus. Von der Eifenbahn zu mir ift übrigens gut drei Viertel Stunden. Trotzdem muß

Georg meine Wohnung befuchen. Sie läßt für das Auge nichts zu wünfchen übrig. foweit dies überhaupt von der Nürnberger Gegend und Natur gelten kann. denn das Auge umfpannt hier den ganzen Gefichtskreis Nürnbergs. Gleichwohl hat mich meine Wohnung zeither. namentlich den Winter über. zur Defperation gebracht. weil meine Werkftatt fo unglücklich placirt war. daß jedes Geräufch. jeder Mißton. fei"s in. fei"s außer dem Haufe. mir wie teuflifches Hohngelächter auf die ftillcn Freuden und Leiden eines Denkers in die Ohren gelte. und ich daher trop des eifrigfien Schaffenwollens in diefer akuftifchen Eloake doch nichts fchaffen konnte. So viel von mir und meinem langen Schweigen. aber wahrlich genug und fehr viel. Jetzt geht es mir übrigens beffer. ich bin in eine Dachfiube gezogen. wo ich dem Hundegebell und anderen Gehörinjurien und Seelenfiörungen ferner gerückt bin. und doch zugleich näher dem Geifie meiner früheren unvergeßlichen Wohnung. indem ich den höchfien Standpunkt des Haufes einnehme.

Meine Frau erwidert herzlich Deine Grüße. Meine Tochter ift gegenwärtig auf einige Tage bei ihren und unfren Verwandten in Ansbach. Indem ich tief die Gründe bedauere. die Dich abhalten. Deinen Mann zu begleiten und mir die Freude eines Wiederfehens zu verdoppeln

Dein Freund

L. Feuerbach.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Zürich. den 7. Juni 61.

Lieber Ludwig.

Georg ift feinem früheren Projekt Donnerstag den 9 ten. alfo übermorgen abzureifen treu geblieben. nur zieht er es vor trop der langen Fahrt in einem Zuge bis Nürnberg zu gehen fiatt in Augsburg Halt zu machen. Es wäre recht freundfchaftlich von Dir. vorausgefeßt daß Du diefe Zeilen Sonntag bei guter Zeit empfängfl. wenn Du Georg auf Donnerstag Nacht ein Zimmer im Würtemberger Hof einftweilen feft beftelltefi. fo daß er wenigfkens bei der Ankunft fich gleich ausruhen könnte. niajt erft noch lange auf Bettmachen und dergleiäjen warten müßte. Du verzeihfi mir fchon. wenn ich dich damit behellige. Vielleicht daß die felbe freundliche Stube. die mich während der Paar fchönen Tage meines Nürnberger Aufenthaltes beherbergt hat. frei ift. auch

Georg gaftlich aufnehmen kann. Mir wäre das recht lieb zu denken. daß Ihr beiden Freunde Euch in demfelben Raum bewillkommnet. in dem auch wir noch einige gute Stunden verplaudert haben. --

Darf ich Dich noch um Etwas bitten. fo forge fo Viel es von Dir abhängt dafür. daß Georg während feines Nürnberger Aufenthaltes Diät hält und weder reinen Wein noch Bier trinkt. was ihm beides im gegenwärtigen Moment pofitiv fchädlich ift. Indem ich Dich bitte ..dafür zu forgen". will ich Dich mit andern Worten nun herzlich bitten ..ihn niäjt in Verfuchung zu führen". da das Fleifch fchwach und mithin die Gelegenheit der Hauptfeind des Menfchen ift. Ich verfichere Dir. daß mir diefe Stelle aus dem Vaterunfer ..und führe uns nicht in Verfuchung“ immer fehr eingeleuchtet hat. Wie unendlich gern ich Georg begleitet hätte. wie viel leichter es mir um's Herz fein würde. wenn ich ihm während der Kur zur Seite ftehen könnte - das weißt Du fchon - welch große Freude es außerdem für mich gewefen wäre Euch mit G eo r g. wie einfi vor Iahren. wiederzufehen - all das ift beffer nicht zu fehr. nicht zu oft zu befprechen. um fich das Herz niäft ohne Noth fchwer zu machen. Muß ich doch froh und dankbar fein. daß das N othw en d i g e möglich geworden. und fo begleiten denn Georg all meine befien Wünfche und Hoffnungen. all meine Grüße für Euch. mit einem Worte all die Liebe und Freundfchaft. die weder Paß noch Reife-geld braucht. um unfern Geliebten nicht bloß bis ans Ende der Welt. nein. wenn es fein muß. felbft bis ins unbekannte Jenfeits zu folgen.

Gute Nacht. Ich reiche Dir die Hand im Geifie und grüße Dich und die Deinen aus voller. treuer Seele.

Emma Herwegh.

Georg ift wirklich krank. Vielleicht daß die große Freude Dich wiederzufehen ihn wohler fcheinen läßt. als er ift. - Du aber laß Dich davon nicht täufchen und glaube mir aufs Wort. Es ift hohe Zeit. daß er eine Kur gebraucht.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Rechenberg. 24. Iuni 1861,

Liebe Emma!

Nach meiner Rückkunft von Bamberg. wohin ich. wie Du längft wiffen wirft. Deinen Mann begleitet hatte. und wovon ich in derfelben

Nacht um eine Stunde fpäter als er abgefahren bin. wollte ich Dir fchreiben. um Dir ebenfowohl über das Befinden Deines Gatten am letzten Tag unferes Zufammenfeins. als über mein Verhalten zu ihm iu Betreff Deiner fanitätspolizeilichen Vorfchriften Berichtzu erfiatten.
Allein ich war zu müde. zu angegriffen von der gerade damals fo nieder-drückenden Hitze. als daß ich diefen guten Willen zur rechten Zeit aufs Papier gebracht hätte. und doch war mit dem rechten Zeitpunkt der Werth der Mittheilung verfchwunden. So unterblieb fie. Jetzt ergreife ich die Feder. nicht um Dir zu geben. fondern um von Dir zu emp-fangen - nämlich Nachrichten von dem Befinden Deines Mannes in Karlsbad. Ich habe ihn zwar gebeten. felbft mir darüber zu fchreiben. aber ich kenne feine Schreibfaulheit. und zweifle daher. daß er fein. noch im letzten Moment gegebenes Verfprechen erfüllen werde. jedenfalls nehme ich einen innigerenTheil an feinem Befinden. als daß ich in pafiiver und dummer Geduld den Moment erwarten könnte. wo gute Laune ihn an fein Verfprechen erinnert.
Auch bin ich viel zu bejcheiden und zu verfiändig. als daß ich von einem Heilsbedürftigen verlangen follte. meinetwegen feine Glieder in Bewegung zu fehen. Ich will nichts weiter wiffen. als wie es ihm geht. Und das kann ich ja aus Deiner Feder eben fo gut erfahren als aus der [einigen. Aus diefer. meiner ungeduldigen und wißbegierigen Theilnahme wirft Du von felbft ermeffen. wie fehr mich das Wiederfehen und Wieder-erkennen Deines lieben Mannes erfreut. wie ungemein fein feines. geifi-reiches und liebenswürdiges Wefen von Neuem - ja in höherem Grade als vor Zeiten. mich angefprochen und gefeffelt hat. Schade nur. daß das Zufammenfein auf fo wenige Tage befchränkt war. Deine diätifchen Vorfchriften habe ich gewiffenhaft befolgt. wenigftens foweit fie befolgt werden konnten. ohne fich defpotifcher Strenge und Pedanterei fchuldig zu machen, So lange man nicht an Ort und Stelle. alfo in Ruhe und Ordnung. ift es unmöglich pünktlich nach ärztlicher und w e i blicher Vorfchrift zu leben. Nur in Bamberg hat Georg ein Glas Bier mehr getrunken. als ich gewünfcht habe. hoffentliäj ohne Säjaden. Und fo hoffe und wünfche ich. daß ich bald gute Nachrichten von Dir über ihn empfangen möchte. Mit diefem Wunfäje von Herzen Dein Freund
L, Feuerbach.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.
Draitendorf. Mittwoch. 21. Auguft 61.
In einem heute angekommenen Brief meiner Frau an ihre hiefige Schwefier ifi die Rede von einem Briefe Herwegh's (unbefiimmt ob weiblichen oder männlichen Gefchlechts) an mich und zugleich die Vorausfehung ausgefprochen. daß ich in Folge deffen wohl längft fchon abgereift fei. Ein folcher ift mir aber bis jeßt nicht zugekommen. In Nürnberg habe ich eine Woche auf Herweghs Perfont oder doeh Feder, gewartet. naihdem mir Herr Schw. (ich glaube lelztvergangenen Montag vor 14 Tagen) die unerwartete Nachricht gegebenz daß Herwegh noch in München weile. während ich fchon nach Zürich ihn verfeßt hatte. ja an dem Tage von Schw. Ankunft in Nürnberg. felbft habe dahin kommen wollen. Nachdem ich alfo. wie gefagt. eine volle Woche auf Herwegh vergebens gewartet hatte, gab ich ihn und die Züricher Partie auf. und begab mich hierher in das romantifche Wild und Naubthal. das ich aber morgen fafon leider wieder nebfi meiner Tochter verlaffe. um die Walhalla bei Regensburg zu fehen. und von da aus direkt auf der Eifenbahn nach Nürnberg zurückzukehren. Damit ihr nicht meiner Perfon Schuld gebt. was nur in der Nachläffigkeit eines Pofiboten und in der weltverlaffenen Lage meines hiefigen Aufenthaltsortes feinen Grund hat. fchreibe ich in größter Eile diefe Zeilen mit der Bemerkung. daß die Naäfricht von dem verunglückten Brief der einzige fiörende Mißton in den fonfi fo gelungenen und vom Himmel begünfiigten Ländern meiner Wildpartie ift nnd mich ebendeswegen niäft mehr ruhen und rafien läßt. Euer
L. Feuerbach.
Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.
Rechenberg bei Nürnberg, 26. Ian. 62.
Liebe Herweghl
Wortkarg doch wortgetreu. Du haft einmal den Wunfch geäußert. unter Deine photographirten Freunde auch mich aufnehmen zu können. Ich habe Dir. ich weiß nicht mehr ob fchriftliih oder in Gedanken. die Erfüllung diefes Wunfches verfprorhen. Hier erfcheint das in Licht verwandelte Wort. Die Photographie wird von Allen, die fie gefehen. fehr gelobt. Mir felbft mißfällt nur die reaktionäre d. h. rü>fällige Haltung.

Eure Berufung nach Neapel1) hat mich natürlich erfreut- ob fie
mir gleich unter den gegenwärtigen Umftänden nicht realifirbar erfrheint.
Was find Eure Abfichten und Pläne in diefer Beziehung? Wie fteht es
mit der Gefundheit Deines Mannest Deiner Kinder? Wir hier find Alle
gefund. Möge daffelbe bei Euch der Fall fein!
Glück zum neuen Jahre! Aber mit alter Freundjchaft
Euer L. Feuerbach.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Zürich- den 19. Januar 63.
Lieber Ludwigl
Es find jekt faft drei Viertel Iahrh da fchrieb mir Deine gute Frau,
ich möchte ihr doch für Lorchens Album eine Photographie von mir fchirken-
wenn ich davon eine befäfie. Was ich damals nicht konnte- weil ich keine
befaß- kann ich jeßt nachholent wo ich auf Georg's und einiger Freunde
Bitten miä) endlich entfihloffen habe. mich aufnehmen zu laffen. So
fchicke ich fie denn- und füge noch eine, in jüngfter Zeit von Georg
verfertigte bei. die- wenngleich keineswegs nach Wunfäf ausgefallen,
Euch- die Ihr ihn kennty doch in etwas des Freundes Bild zurüärufen
wird. Iener Briefx den ich Dir vor einem Jahre fchrieb. und der fammt
feinem iibrigen Inhalt verloren ging- enthielt eine befferef in Wien ver-
fertigteh von der ich leider kein ordentliches Exemplar mehr befiße. So
nimm denn einfiweilen diefe, bis ich fie durch eine gelungenere erfeßen
kann,
Ich für meinen Theil finde fämintliche Photographien fchlechh weil
fie nur ein Scheinbilw ein höchft mangelhaftes. der Perfon wieder-
geben- dennoch weiß ich aus Erfahrung. daß man fich freut- wenn man
deren erhält. Ein Wenig ift doch immer von der Perfon darin. und
diefes Wenige wird der Phantafie und Herzenserinnerung ein Ausgangs-
und Anhaltspunkt.
Iä) weiß ewig lange Nichts von Sucht und Ihr Niihts von uns.

1) Von De Sanctis wurde der Lehrftuhl für vergleichende Literatur
an der Univerfität von Neapel dem Dichter Herwegh angetragrn.
Daraus wurde aber nichts. weil die Regierungen gegen diefe Ernennung
proteftierten.

Nur hie und da. wenn ich mich an Etwas geiftig erquicke. von dem ich vorausfeßen darf. daß es auch Dir einen guten Augenbli> bringen wird. beeile ich mich es Dir zu fenden. So wird denn auch wohl die kleine Brochure über den Tag von Aspromonte. die ich im September fchnell aus dem Italienifchen übertrug. und der Georg ein vortreffliches V o r- w o rt und ein herrliches S ch l u ß g e d i ch t1) beigefügt. feit mehreren Wochen in Deinen Händen fein. Da wir der Befiimmung der kleinen Arbeit wegen nicht um viele Freieremplare bitten konnten. denn der Ertrag der von Herrn Streit koftenfrei gedruckten Brochure ift den Ver- wundeten und Gefangenen von Aspromonte beftimmt. mußten wir es der Gefälligkeit des Verlegers anheimfiellen. ob und wann er unfern liebften Freunden. deren Adreffen wir eingegeben hatten. diefe paar Blätter zufenden wolle. ob niäjt.
Daß Dein Name obenan fiand. bedarf keiner Erwähnung. Leider ift der moralifche und materielle Erfolg durch die recht deutfche Trödelei fait mir-0 geworden. da es nicht genug ift. daß eine Sache kommt. fondern daß fie im richtigen Moment erfcheint. Was im September. kurz nach dem großen. tragifchen Ereigniß das tieffte. allgemeine Intereffe erregte. und in jener Stimmung gefchrieben ward. kam. Dank den Coburgern. wid e r allen Vertrag drei Monat post faotum ans Tages-
licht. nachdem die ganze Welt längft über des Helden Schi>fal be- ruhigt war. ja ihn. wie die ganze Sache. fchon faft vergefjen hatte. Wehen wird die Welt nicht müde? Die größten Begebenheiten theilen dies Schickfal mit den kleinften - vergeffen wird Alles und Jeder in längerer oder kürzerer Zeit.
Im Uebrigen. lieber Ludwig. ift unfer Leben wie das Eure von 'außen her fo wenig reich an Wechfel. und kommt ein Wechfel. fo i| es gewöhnlich kein erfreulicher. daß dies Bewußtfein unwillkührlich die Feder lähmt.
Ich weiß. wie ungern Du fchreibft. wenigfiens Briefe. Dennoch möcht' ich Dich recht herzliäf bitten. uns zu Lieb" einmal die Feder in die Hand zu nehmen. und mir zu fagen. wie es Dir. wie es Euch geht und ob keine Ausficht da ijk. daß Du in diefem Frühling bis zu uns kommft? Daß die Menfchen. mit denen man am Wahrften zufammenhängt. die fein miiffen. die man am feltenften fieht. während man eine Unmaffe von indifferentem Volk auf Schritt und Tritt begegnet! In unfern

1) S. .Herwegb- Neue Gediajte: Laa-era.. nung.

elenden Verhältniffen. wo ein Jeder froh fein muß. wenn er das Noth-
wendigfte ermöglichen kann. wäre es ungehörig zu fagen: Mache die
Reife uns zur Freudez - aber wünfchen darf man es fich doch und auch
fagen: Kannft Du Dich fo weit frei machen. um Dir einen Ausflug
bis hierher zu gefiatten. dann wirft Du uns die größte Freude bereiten.
Thür und Thor wird Dir weit geöffnet werden,
Ehe ich Deine oder Deiner Frau Schriftzüge nicht wiedergefehen.
fehlt mir der Mut mich weiter auszulaffen.
So geht's. wenn die Korrefpondenz fich fo fporadifch macht wie die
unfere und immer eine unbewältigte Maffe von Stoff zwifchen dem einen
und andern Brief hemmend liegt. Ein einziger Moment des Sehens
thut da. was bogenlange Briefe nicht vermögen.
Lebt Alle wohl. und möge dies Jahr uns Alle einmal zufammen-
führen. Jm Uebrigen müffen wir froh fein. wenn das Leben uns nur
die Lieben läßt. die wir haben. und will durchkämpft fein bis zur lehren
Stunde. Was dann von uns Allen übrig bleiben wird. fürchte ich.
ift kaum mehr als das. was den Göttern geopfert wurde. weil es für
die Menfchen zu fchlecht war. Von Dir und Georg freilich. und Denen
die Euch gleiäjen. bleibt das. was felbft der Tod ni>jt nehmen kann. Ich
grüße und liebe Euäf Alle von ganzem. treuem Herzen. Deine Freundin
Emma Herwegh.
Dem Bruder und den Schweftern meinen beften Gruß.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Rechenberg bei Nürnberg. 23. Febr. 1863.
Liebe Emma!
Schon nach dem „Tage von Aspromonte“ drängte es mim Dir zu
fchreiben und Dir zu danken -- Dir für das Licht. das Du mir hierüber
mitgetheilt haft. Deinem Manne für das Feuer. womit er die in jeder
freien. fo auch meiner Bruft. an diefen Tag geknüpften Empfindungen
ausgefproäjen hat, Ich war aber damals. und auch fpäter noch. als ich
Deinen Brief nebft den Photographien erhielt. fo fehr befchäftigt mit
einer Arbeit. daß ich erft ihre bei der glücklichen Thätigkeit und Stim-
mung. in der ich mich befand. nahe gedachte Vollendung abwarten
wollte. ehe ich Dir fchrieb. um dann um fo mehr Dir fein oder fchreiben
zu können - beides ift ja bei uns Deutfchen leider eines - je weniger

91
L?
:k
KnauÃŸ: Ruffifcher Bauer.
Tert von Georg Hermann.

ich mit mir felbfi und meinem ftörrigen Kopfe zu thun hätte. Leider wurde diefe glückliche Thätigkeit plötzlich durch einen höchfi erbärmlichen. körperlichen grippartigen Zuftand unterbrochen. Ein unerhörtes Ereigniß in meinem Leben; faft zwei volle Wochen war ich. wenn auch nicht an das Bett. doch an die Stube gefeffelt. Seit einer Woche gehe ich bereits wieder aus. aber ich bin doch noch nicht zu meiner Thätigkeit. zu meiner Arbeit zurückgekehrt. Mit Ausnahme eines widerlichen Briefes _ Widerliches kann ich nicht auffchieben - find diefe Zeilen die erfien und einzigen. die ich feit drei Wochen. wenn auch nicht col' 811101'8, denn ich habe noch nicht die Unterbreäjung meiner Arbeit verfchmerzt. weil noch niäjt erfeßt. doch wenigfiens mit freiem Willen gefchrieben.

Aber auch der - relativ - freie Wille ift kein Grund- oder urfachlofer Wille. Und fo muß ich denn ehrlich bekennen. daß auch diefe höchfi profaifchen Zeilen ihre Entftehung nur den neufien poetifchen Ergüffen Georgs verdanken. daß nur die Galle der Satire über den traurigen W. v. PrI) meine Nerven und Muskeln zur Ergreifung der Feder erregt und beftimmt hat. Ich halte die Satire für den einzigen zeitgemäßen Ausdruck der Poefie. Und ich danke und gratuliere Deinem Manne. daß er diefe wenigfiens nach meiner Empfindung und Gefinnung dem Stoffe unferer Zeit allein entfprechende Form der Poefie fich angeeignet hat. Ich glaube nicht zu irren. wenn ich Georg auch für den Verfaffer der im erfien Hefte des Orion's erfchienenen fatirifchen Gedichte auf die Münchener Hofpoeten und Hofphilofophen halte. Es follte mich fehr freuen. auch hierin nicht zu irren. Jedenfalls find fie feiner würdig. Auch die Photographie Deines Mannes finden wir einftimmig - Schwefter und Bruder inbegriffen - freilich aus der Ferne und Erinnerung. fehr ähnliäj. nicht aber Deine. oder doäj weniger. Doch ich wende mich vom Bilde zum Original mit dem herzlichen Wunfche. daß der Vater der Götter und Menfchen. insbefondere auch der Dichter. durch feinen Lieblingsfohn Apollo. die poetifchen fo zeitgemäßen Ergüffe Deines Mannes mit einem goldenen Regen. aber nicht in Deinen Leib. fondern Deine Börfe beantworten und . belohnen möge, Mit diefem profanen Wunfche

Dein L. Feuerbach.

1) S. Herwegh „Neue Gedichte". Herr Wilhelm.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Rechenberg. 10. Auguft 1864.

Liebe Herweghl

Warum hafi Du aber auch fo lange gar nichts mehr von Dir hören laffen? Unverzeihlich. wie eine Sternfäfnuppe zu kommen und zu ver-fchwinden. Wäre wenigfiens auch nur ein Tag früher Dein Brief an-gekommen. fo hätte er mich noch unentfchloffen angetroffen. So erhielt ich ihn gefiern bei der Rii>kunft aus der Stadt. mit einer neuen Reife-tafche um den Leib und einer Paßkarte in der Brieftafche. um am Samftag meine Tochter nach Berlin zu der bekannten rufiifchen Familiei). die fie fchon im Frühjahr erwartet hatte. zu bringen. und zugleich um meinen dortigen ruffifchen und deutfchen Freunden für die kofibareu Gefchenke. die fie mir zu meinem 60 ften Geburtstag gefchiikt haben. per-fönlich meinen Dank abzufiatten. In Berlin bleibe ich nicht lange. aber ob ich nicht nach Hamburg oder an die Oftfee reife. um fiärkende Seeluft einzuathmen und alfo meine Reife ftart auf acht. auf vierzehn Tage und darüber auszudehnen. kann ich jeßt nicht beftimmen. Ich reife in der Gefellfchaft des l)I*. Baierlacher. der fchon als praktifcher Arzt nicht lange von hier abwefend fein kann; um jedoch etwas Gewiffes und Feftes anzunehmen. will ich Ende Augufts oder 1. September als äußerften Zeit-punkt meines Ausbleibens anfeßen. Wenn es alfo bis dahin Euch niäzt zu fpät. fieht Euch mit Vergnügen mein Haus offen. nur mußt Du dann. wenn Dein Mann ordentlich bedient fein foll. die Güte haben. hilfreiche Hand zu leihen. da meine Tochter erft im Spätherbft von Berlin zurück-kommt und auch meine Nichte Ernefte auf längere Zeit in die Oberpfalz verreift. Indem ich Euch alfo bis dahin willkommen heiße.

Dein und Deines Mannes Freund

L. Feuerbach.

Ich fchrieb in größter Eile. weil ich einen jungen Schweden. der auch mit uns bis Berlin reift. zum Gafi. und ein Manufkript von ihm zur Durchficht und Prüfung habe.

1) Die Familie Khanikoff.

Schluß in der April-Nummer.

Hanns Heinz Ewers:
Edgar Allan Poe.
Zum 100jährigen Geburtstage.

Als Paul Verlaine die „V e r f l u ch t e n D i ch t e r“ frhriebh wußte er fehr guy weshalb er den Grafen Villiers de L'Jsle-Adam in ihre Reihen aufnahm. „Wenn auch Villiers„“ frhrieb erx „fehr berühmt ift- fo ift er es doch lange nicht genug für unfere Zeith die zu feinen Füßen liegen follte.“ Und doch rechnet er Villierrh und mit Rechth zu den [we-tee mauajrz, weil er das Kainszeichen einer ftarken feltfamen Kunfi trug„ vor der die Maffen fiets Tür und Tor forgfam zu verriegeln pflegem der Kunft des Grauens. So traf Villiers dasfelbe Schickfah das feine Vorgänger traf- Hoffmann und Poe: wenige nur liebten ihnh kannten ihn; mit bewußten beleidigender Verfchloffenheit gingen die Zeitgenoffen an ihm vorüber.

Jch nehme ihnen das nicht weiter übel. Jeder fatte Bürger hat das gute Recht- die Kofi zu genießenf die ihm behagt - wie kann man verlangen-daß er fich feine koftbaren Nerven mit einer Speife ftören laffen follx die er durchaus nicht verträgt? Er will feine Ruhe habenX und da hat er recht,

Freilich ift das Gefühl für das Grauenhafte und für das ihm fo eng verwandte Groteske fa| jedem Menfchen angeboren. Aber ebenfo eingefleifcht ift das Hemmungsgefühh das mit allen Mitteln ftrebtx fich das Grauenhafte nach Möglichkeit vom Leibe zu halten. Das ifi der Grund-weshalb ein Künftlen wenn er diefe Saiten anfchlägth kaum eine Refonnanz finden weshalb den deffen Kunft gar aus diefem Boden feine Kraft zieht-fiets ein Einfamer bleiben wird: ein verfluchter Dichter. Den Dante führte Vergil in die Hölle und nicht einen biederen Kaufmann aus Florenz,

E d g a r All a n P o e war ein VerfluchterF im Leben wie im Tode. -

Sein Leben ift einfach genug. Vor 100 Jahren ward er in Bofton geboren. Als fiebenjähriger Junge kam er nach England mit feinen Pflegeeltern-blieb ein paar Jahre in einer Boarding-School in Stoke-Newington. - 1822 zurück nach den Staaten- 1826 Student in Richmond dann in Charlottesville; drei Jahre fpäter Offizierskadett in Weftpoint. 1834 Leiter

50:

eines literarifchen Blättchens in Richmond. 1836 verheiratet mit feiner fchönen Bafe Virginia Clemm. die er liebte. Dann: New-York. Philadelphia. Richmond. Fordham; ein ruhelofes Wanderleben. voller Elend. Er ftarb 1849 im Armenkrankenhaufe zu Baltimore; am Tage vorher hatte man ihn total betrunken auf der Straße aufgelefen. Er war ein Dipfomane und nahm Laudanum; es ift gewiß. daß manche feiner allerbeften Arbeiten dem Raufche ihren Urfprung verdanken. Ein Säufer - feine verquäkerten Landsleute fpieen ihn anlk)

Seine Gefialt war hoch. fein Gang leicht und feine Haltung ftets harmonifch. Immer vornehm. trotz feiner Armut; von einer romantifch ritterlichen Art. Seine fkolzen Züge waren regelmäßig. ja. fie waren fchön; die klaren Augen dunkelgrau mit einem feltfam violetten Glanze. Die felbftbewußte Stirn war hoch und von wunderbarem Ebenmaße. Bleich war ftets feine Gefichtsfarbe. fchwarz die Locken. die fie befchatteten. Wie Mufik klang feine leife Stimme. weich und fchmeichlerifch.

Gefchmeidig war er und kräftig. zu jeder Leibesübung gefäyickt. Ein ausdauernder Schwimmer. der einmal über fieben englifche Meilen von Richmond nach Warwick gegen den reißenden Strom fägwamm; ein gewandter Springer. glänzender Reiter und vorzüglicher Fechter. der mehr wie einmal einen Gegner heißblütig zum Kampfe forderte. Ein Edelmann. war er. vom Scheitel zur Sohle. Seine gefellfchaftlichen Formen waren kühl und doch befiechend liebenswürdig. Er war weich und zart und doch zugleich feft und hart. Er war ein Gelehrter. befaß eine fafi univerfale Bildung. Es war ein gleich großer äfihetifcher Genuß ihn zu fehen. wie ihm zuzuhören. Er war immer der Schenkende. und fein Fluch war. daß fo wenige all derer. an die er feine reichen Gaben verfchenkte. fie zu würdigen verftanden. Ein paar fchöne Frauen liebten ihn. - - verftanden ihn? - nein. aber fie ahnten den Adel diefer Seele; inftinktiv. wie es immer die Frauen tun. - Drei Menfchen jener Tage vermochten ihn ganz zu erfaffen: Baudelaire und die beiden Brownings. Aber fie lebten drüben im alten Europa. und er fah fie nie - *-

So war der Dichter allein. einfam in feinen verftiegenen Träumen.

1) Eine fehr gute englifche Ausgabe'erfchien bei I. B. Lippincot Co in Philadelphia; die deutfche Gefamtausgabe bei I. C. C. Bruns in Minden Drei Bände. von Eßel ausgezeichnet überfeßt (einen davon - die Gefchichten - von Kubin hervorragend illufiriert). brachte in diefen Tagen der Verlag Georg Müller. München. heraus. - Meine Poe-Biographie erfchien im Verlage Schufier & Löffler. Berlin.

Und da er fchön war. fo liebte er auch über alles die Schönheit. Liebte fie fo fehr. daß ihm felbfi die Wahrheit erft durch die Schönheit zur Wahrheit wurde. deren Dafeinsberechtigung er ohne fie verneint: das ift die höchfie Anforderung an die Kunf't. die je gefiellt wurde. Und da diefe Forderung fich nur in Sehnfüchten erfüllen kann. find ihm die Träume das ein zig Wirkliche. fpricht er dem wachen Leben jeden Realitätswert ab. So fchrieb er in feiner Vorrede zu ..Heureka“:
..Denen. die mich lieben und die ich liebe; den Träumern und denen. die an Träume glauben. als an das einzig Wirkliche - widme ich dies Buch der Wahrheiten. nicht um Wahrheiten zu erzählen. fondern um der Schönheit willen. die in derWahrheit fich birgt. d ie allein d i e W a h r- h e i t w a h r m a ch t. Ihnen weihe ich diefe Arbeit. als ein Werk der Kunft. einen Roman. wenn ihr wollt; oder auch. wenn das nicht zu viel gefagt ift. als ein Gedicht. Was ich hier fage. ifk wahr. deshalb kann es nicht fierben; und wenn es irgendwo vergehen follte. fo wird es wieder auff'tehen zu ewigem Leben.“
Grandiofe Schönheit fchuf er in feinen Träumen. die ihm ja Wirklich- keit waren; da haufte er in ..Landor's" köftlichem Landhaufe oder auf dem herrlichen Gute zu „Arnheim“. Aber auchin dem armen befcheidenen Leben. das die Pfennige zählt. wußte er um fich herum ein Leben zu fchaffen. das die Bewunderung Reichfter erregte. Seine kleine Hütte zu Fordham. in der er an der Seite der fchönen. todgeweihten Geliebten Virginia ein Paradies der Qualen durchlebte. durchflutete eine köf'iliche Harmonie. die jeden Befucher entzückte: ..Ligeia“. ..Morella“. Bereuice“ und ..Lenore“ fchritten durch diefe Räume. Krempel und Gerümpel ftand da herum - - aber wie es herumfiand. war es fchön. Dies Landhaus von Fordham war ein erbärmliches Holzhäuschen auf der Spitze eines kleinen Hügels. aber blühende Kirfchbäume fianden auf der grünen Wiefe. kleine Sing- vögel lockten frühmorgens den Dichter hinaus in die nahen Fichtenwälder. Dann fchritt er durch feine bunten Georginenbüfche. atmete den füßen Duft der Refeda- und Heliotropbeete. Die leichte Morgenluft küßte feine feuchten Schläfen. ftreichelte die müden Augen. die die lange Nacht über an dem Lager der langfam fierbenden Gattin gewacht hatten. Er fchritt zu der hohen Brücke über den Fluß Harlem oder an den felfigen Abhang und träumte dort. von alten Zedern befchattet. in das weite Land hinaus. Da wuchfen feine Ekfiafen. die ihm aus der Liebe zu Virginia kamen. aber qualvoll war diefe göttliche Ekfkafe nicht minder. als die andere. die er aus dem Alkohol. aus dem Laudanum nahm.

Eine Hölle follte ihm fein. was anderen ein Paradies war. Eine heiß-
geliebte. eine felige Hölle. deren Qualen aber nicht weniger fengten. denn
Virginia. deren fierbenden Augen er fo manches verdankte. war dem Tode
befiimmt. ehe fie noch dem Dichter die Hand reichte. Er wußte gut. daß
die Schwindfucht das leuchtende Rot auf ihre Wangen log. er wußte. daß
aus diefen fchimmernden Augen die unerbittliche Krankheit herausgrinfie.
Wenn er am Abend die geliebten Lippen ftreichelte. fo fühlte er: „Noch
foviel Tage wird fie leben“ -. Und am anderen Morgen: ..Wieder ein Tag
weniger“. Eine Sterbende war es. die feine Lippen küßte. eine Sterbende.
deren fchöner Kopf nächtens neben dem feinen ruhte. Wenn er aufwachte
von dem Röcheln und Raffeln ihrer mühfam arbeitenden Lunge. fchien
ihm das weiße Linnen ein Leichentuch. fchien ihm der kalte Tropfen auf
ihrer Stirn ein Todesfchweiß. Ein Sterben durch Jahre hindurch. ein ficht-
bares. langfames Sterben der Geliebten - das war das einzige Glü ck
diefes unfeligfien allerDichter. Oja. Senfationen gab ihm die fchöneGattin.
aber es waren Senfationen der Angft. des fiummen. verhaltenen Schmerzes.
der Verzweiflung in lächelnder Larve; ein Paradies der Qualen. Lies
die Gefäjichten. die Virginia in feine Seele fang: du wirfi einen Hauch
davon verfpüren. in welch' namenlofen Qualen fie geboren wurden.
Ehe noch der letzte Hauch vom Leben fiel. ehe noch die ftille Frau in
die Gruft gefenkt war. fchrieb Poe fein Meifierfiück. den „Raben“. Und zu
diefem Gediaht. das in der Weltliteratur nicht feinesgleichen hat. nahm
er die Ekftafe aus dem „heiligen“ Raufch des um die Sterbende blutenden
Herzens. wie auch aus dem „gemeinen. lafierhaften“ Raufche der Weinflafche.
Jeder Pfychiater. der fich mit Säuferwahnfinn befchäftigt hat. wird
mit Leichtigkeit nachweifen können. was in dem „Raben“ mit abfoluter
Gewißheit einem Delirium entfiammt. Ebenfo leicht ifi der Nachweis
des anderen Raufches. den der Dichter Virginia. der „verlorenen Lenore“.
hier verdankt. Und damit vergleiche man das mutige. wunderbar kluge
Effay. das Poe über die Entftehung diefes Gedichtes fchrieb. Jede Strophe.
jede Zeile. jeden einzelnen Wortklang erklärt er in verblüffend einfacher
Logik. es ift fafi. als ob er den binomifchen Lehrfatz fefkftellen wollte. Die
Hauptfache. die Ekfiafe und ihre Entfiehung aus einem heiligen und aus
einem - ach. fo unheiligen Raufche erwähnt er mit keinem Wort. Schrieb
er doch fein Effay für neuenglifche Magazinlefer. wie hätten die den Dichter
verfkehen follen. der von Ekftafe fprach!? Das Handwerksmäßige. das rein
Technifche. das. was die Kunft ausmacht. die auf d a s Könn en fich
fiülzt. das ift von keinem Dichter fo klug und überzeugungsklar ausgefprochen

worden. Diefes Effay ifi ein Lehrbuch der Dichtkunfi an einem Meifier-
beifpiele. Freilich - benutzen werden Gevatter Schneider und Handfchuh-
macher den Leitfaden nie können. für den Künfiler aber ift er die wertvollfie
Belehrung. die es gibt. Mag er daraus fehen. daß der „göttliche Raufch“
allein kein vollkommenes Kunfiwerk fchafft. daß die gemeine Arbeit.
die verachtete Technik. das überlegen und Feilen. das Wägen und Tönen
ebenfo unentbehrlich find.
Edgar Allan Poe war der erfie Dichter. der mit folcher Offenheit von
der Arbeit. von dem rein Handwerksmäßigen fprach. Da. und auch wohl
nur da. war er Amerikaner. da ftand er. und das will mehr fagen. an der
Schwelle modernen Denkens - als erfier. Ein glänzender Beweis für
den Vollwert diefes Künftlers. der nur von der Technik fpricht. mit keinem
Wort hier die Intuition erwähnt. die der Dilettant immer im Munde
führt. Vielleicht. wenn er für andere Lefer in feinem Magazin gefchrieben
hätte. vielleicht wäre er noch einen Schritt weiter gegangen. hätte wohl
gar von der Technik des Raufches erzählt.
Nie vor ihm hat ein anderer fein eigenes Kunfiwerk fo zergliedert.
fo bis auf die leßte Fafer zerfetzt. Der göttliche Raufch. der die Bibel dik-
tierte. fpukt bis auf diefen Tag in dem Glauben der Maffe. und die Herren
Künf'iler von Gottes Gnaden hüteten fich wohl. das Infpirationsfabelchen
aufzuklären. Wenn der heilige Geifi über fie kam - dann malten. dichteten.
komponierten fie. feßten mehr oder weniger immakulate Geifieskindlein
in die Welt. Das war fo bequem. daß gewiß mancher große Künfiler felbft
an die geheimnisvolle Weihe glauben mochte. ..Trunken vom Gotte“ hieß
der thrakifche Sänger. auch wenn er fo nüchtern war wie Sokrates. Diefer
Gedanke. der fich in der dionpfifchen Urform fafi mit unferen modernen
Anfchauungen von Raufch und Ekftafe deckt. bekam in der fpäteren apol-
linifchen Auffaffung die göttliche Salbung. die die chrifiliche Weltanfchauung.
wie fo vieles. das klares Denken zu trüben imftande war. mit großer Be-
geifterung übernahm. All die fchönen Phrafen von dem Platz im Olymp.
von dem Kuß der Mufe. von dem göttlichen Raufche. von dem Gottes-
gnadentum der Künfiler - bei denen wir uns Gott fei Dank nicht das
Geringfie mehr denken - haben da ihren Urfprung.
Es gehörte Mut dazu. diefen leuchtenden Nebel zu zerfchlagen. Wenige.
gar wenige Gedichte der Weltliteratur vertragen eine folche unerbittliche
Zerfeßung. Aber weil Poe in feinem „Raben“ ein Kunfiwerk gefchaffen.
fo rein. fo vollendet. konnte er den Schritt wagen. Das Außerliche. das

Lächerliche und Abfurde. das alles Erhabene fonfi in den Staub reißt. vermag nichts diefer Vollkommenheit gegenüber.
Poe brauchte eben das uralte Lügenmäntelchen nicht mehr. Er fah. daß es fadenfcheinig und zerriffen war. und warf es kühn zurSeite. In den paar Worten. in denen er in „Heureka" den Begriff der Intuition definierte. als „eine Wahrheitserkenntnis. die fich auf Induktionen und Deduktionen gründet. die fo fchattenhaft find. daß fie fich unferem Bewußtfein entziehen. fich vom Verfiand nicht faffen laffen. und deren Ausdrucksfähigkeit der Sprache fpottet" - liegt eine klarere Erkenntnis des Wefens des künfilerifchen Schaffens. als einer feiner Zeitgenoffen fie hatte. Indem der Dichterphilofoph alfo der „Intuition" der Philofophie gegenüber - fpeziell Arifioteles und Bacon gegenüber. mit denen er fich auseinanderfeßt - eine Stelle einräumt. die ihr diefe abfpricht. befiimmt er zugleich ihren Wert und zwar in engbegrenztem. untheologifchem. durchaus modernem Sinne. Das ift das Große an diefem erfien modernenMenfchen. daß er. der Romantiker. der Träumer. doch ein Anbeter des Verfiandes war. der nie den Boden der Erde unter den Füßen verlor.
Run ruht er in diefer Erde - irgendwo. Am Tage nach feinem Tode begrub man ihn auf dem Wefiminfker-Kirchhofe zu Baltimore. Wie einen Landfireicher las man den fterbenden Dichter von der Straße auf. wie einen Hund verfcharrte man ihn am anderen Tage. Das Grab foll nahe bei dem feines Großvaters liegen. des Generals David Poe. der in dem Befreiungskämpfe der Union fich einen Namen machte. Da ungefähr f oll es liegen. man weiß es nicht fo genau. Kein Kreuz. kein Grabfiein erhebt fich an der Stelle. kein Menfch bekümmert fich darum; feine Landsleute haben andere Sorgen. fie legen wenig Wert auf die Knochen ihrer toten Dichter. So eine Woche noch befchäftigten fie fich mit dem elend Verfchiedenen - um fein Andenken zu befchmutzen. zu begeifern. All die Lügengefchiäjten. die noch heute über ihn im Umlauf find. wurden da erfunden; eine ganze Flut giftiger Tinte wurde über den toten Löwen verfprißt. All die Mittelmäßigkeiten fielen über ihn her. die neidgefchwollenen Schreiberlein. die er fo unbarmherzig bei Lebzeiten zerrupft hatte. Stimmten ein in den Ruf des pfäffifchen Herrn Griswold: „Er war ein Säufer." - Dann vergaß man ihn dadrüben und das war gut fo: feine Landsleute waren eben noch lange nicht reif. ihres großen Dichters Genie zu erkennen.
Ob fie es heute find?
Rach hundert Jahren aber werden fie gewiß mit viel Mühe die morfchen

;_
Knochen zufammenfuchen. werden ihm einen mächtigen Denkftein errichten und darauf fchreiben:
..Die vereinigten Staaten von Amerika ihrem großen Dichter."
Bis dahin aber mag noch viel Waffer durch des Hudfon altes Bett fließen. Verflucht war derDichter im Leben. wie im Tode. weil er es wagte. an Dinge zu rühren. die wir nicht aufdecken laffen wollen. Wir wiffen. daß fie da find. aber wir fuchen fie zu vergeffen und vergeben dem nicht. der uns fagt. daß es irgendwo fpukt in unferem guten anftändigen Haufe, Die Kammer foll verfchloffen bleiben und verriegeltz wage es niemand. den Schlüffel zu drehen! Wir glauben nicht an Gefpenfier heute -- -
weil wir Furcht haben!
d
___.__
_

Bernard Shaw:
Für Politiker.
Fortfeßung.
Der gerechte Engländer.

Wenn englifche Unioniften gefragt werdem was fie zur Verteidigung der Regierung. die fie ihren Untertanen zuteil werden laffen- vorzubringen habem erwidern fie oft- daß der Engländer gerecht feix indem er jedem die Wahl läßty zwifchen dem Spott für eine fo ungeheuerlich barbarifche Anmaßung und der Ungeduld über eine fo rohe Vermengung der einander ausfchließenden Funktionen des Richters und Gefeßgebers. Denn nur unter einer Bedingung kann ein Mann zwifchen zwei fcreitenden Parteien Recht fprechenh unter der nämlich/ daß er mit keinem von ihnen eine Jnteresfengemeinfchaft habe„ wohingegen er fie in einer erträglichen Weife nur dann regieren kannh wenn er mit beiden alle Jntereffen gemein hat. Die unerläßliche Vorbedingung der Volksherrfchaft ift die Vertretung aller Jntereffen; die unerläßliche Vorbedingung der Reahtspflege ifi die Ausfcheidung aller Jntereffen. Wenn wir eines Schiedsmannes oder eines Unparteiifchen bedürfem wenden wir uns an einen Fremdem wenn wir einer Verwaltung bedürfenx ift ein Fremder die einzige Perfönlichkeith die wir nicht dulden wollen. So fteht z. B. der Engländer in Indien wie ein wahres Standbild der Gerechtigkeit zwifchen zweierlei Eingeborenen. Er fagt da wirklich: „Ich bin in euern religiöfen Streitigkeiten unparteiifch„ weil ich an keine eurer Religionen glaube. Jch bin in den Konflikten eurer Anfchauungen und Gefühle unparteiifch„ weil eure Anfchauungen und Gefühle von meinen eigenen verfehieden find und abgrundtief unter ihnen ftehen. Endlich bin ich/ was eure Jntereffen betriffh unparteiifchh weil eure Anfchauungen und Gefühle beide gleichermaßen meinem Jntereffe zuwiderlaufenh das darin befiehtx euch beide in gleicher Weife machtlos mir gegenüber zu erhaltenx um euch zur Bezahlung von Gehältern und Penfionen an mich und meine Landsleute- die wir eure Richter und Verwalter find. Geld abzuzapfen. Zum

Lohn genießt ihr die unfchähbare Wohltat einer Verwaltung. die für abfolute Gerechtigkeit forgt. zwifchen Inder und Inder. da fie mit der Aufrechter-haltung abfoluter Ungerechtigkeit zwifchen Indien und England vollauf befchäftigt ifi."
Kein Engländer könnte alfo. ohne fich lächerlich zu machen. behaupten. in englifchen Angelegenheiten vollkommen gerecht oder an ihnen nicht intereffiert zu fein. oder daß er einem Vorfchlage. das indifche oder irifche Syfiem in Großbritannien einzuführen. zufkimmen würde. Wenn die Gerechtigkeit des Engländers jedoch genügt. um die Wohlfahrt Indiens oder Irlands ficherzufkellen. follte fie gleichermaßen für England ausreichen. Aber die Engländer find klug genug. es abzulehnen. fich felbfk der englifchen Gerechtigkeit anzuvertrauen. und ziehen die Volksherrfchaft vor. Sie können die Irländer fchwerliäy tadeln. weil fie der gleichen Anficht find.
Kurz. der irifche Proteftant fteht außerhalb jener englifchen wechfelfeitigen Bewunderungsgefellfchaft. die der Engländer „Die Union" oder „Das Reich" nennt. Man kann eine gewöhnliche und nicht unwirkfame Spielart des irifchen Proteftanten dadurch befiechen. daß man ihm die eigenen Machwollkommenheiten überträgt und im wefentlichen fie zum Bedrücker und den Engländer zu feinem kläglich eingefchüchterten und gequälten Werkzeug und militärifchen Befchüher macht; aber wenn man ihm für feine Loyalität nichts bietet als die natürliche Überlegenheit des englifchen Charakters. wird der Engländer....nun. er mache den Verfuch einmal und fehe zu. was dann paffiert. Der Engländer würde mit dem Römifch-Katholifchen zehnmal günftigere Chancen haben; denn er ift von Iugend auf mit dem Grundgedanken des britifchen Reichs. der fremden Verwaltung durch eine geiftig überlegene internationale Macht vollkommen durchtränkt worden und ifi in der Unterwerfung und Verleugnung feines perfönlichen Urteils geübt. Eine römifch-katholifche Befaßung würde ihre Befehle von England entgegennehmen und Irland feiner Verwaltung überlaffen. vorausgefeßt. daß England römifch-katholifch wäre. Die proteftantifche Befaßung bemächtigt fich nur der englifchen Macht. benützt fie für ihre eigenen Zwecke und befiehlt gelegentlich der englifchen Regierung. einen irifchen Sekretär zu entlaffen. der es gewagt hat. in den Angelegenheiten der Garnifon englifche Ideen zu verwerten. Woraufhin die englifche Regierung ihn kurzerhand entläßt und ihn als Ehrenmann und loyalen Engländer dringend bittet. ihr dies nicht angefichts des Feindes der Nationaliftenpartei vorzuwerfen.
Solche Zwifchenfälle vermögen natürlich die fefte Überzeugung des

irifchen Proteftanten nicht zu erfchüttern. daß er jeder englifchen Regierung an Intelligenz und Entfchloffenheit ebenbürtig fei. Kein Zweifel: dabei fchmeichelt er fich felbft; denn tatfächlich befieht feine Überlegenheit nicht in einer Überlegenheit des Charakters. fondern in dem vergleichsweife direkteren Intereffe. das er an der Sache hat. in einer Kraftkonzentration auf ein nahes Ziel. einer Deutlichkeit des Endzwecks. wobei er von den Skrupeln und Verantwortlichkeiten der Weltpolitik frei ift. Es ift eine irifche Angelegenheit. keine englifche; und er ift Irländer. Und feine Abficht. die einfach darin befteht. feiner eigenen Kafie die Oberherrfchaft zu fichern und die Macht Englands in den Hintergrund zu drängen. ift einfacher und klarer als die verwickelten Ziele der englifchen Minifterien. die fich ungefchickt mit den Laften des Reiches abmühen und durch den Druck des Kapitals überall eher als in Irland beeinflußt werden. Der Irländer hat keine Verantwortlichkeit. kein Intereffe. keinen Status außerhalb feines eigenen Landes und feiner eigenen Bewegungsfreiheit. und das bedeutet. daß er im Verkehr mit England kein Gewiffen hat; wohingegen England. das ein fehr unbequemes Gewiffen und viele hinderliche und läfiige Verantwortlichkeiten und Intereffen im Verkehr mit ihm hat. von ihm eingefchüchtert und dazu getrieben wird. endlich mit nationaliftifchen Zielen zu fympathifieren. nachdem es zur Erkenntnis der Tyrannei der Orangifien1)- Partei gekommen ift.

I

Irifcher Katholizismus. eine Prophezeiung.

Wir wollen annehmen. daß die Errichtung einer Nationalregierung die oligarchififche Partei vernichtete. indem fie die proteftantifche Befaßung abforbierte und fie für eine proteftantifche Nationalgarde in Anfpruch nähme. Die römifch-katholifche Laienfchaft. jeßt eine Null. würde fich organifieren; und es würde eine Revolte gegen Rom und gegen die Priefierfchaft erfolgen. Die römifch-katholifche Kirche würde die offizielle irifche Kirche werden. Das irifche Parlament würde auf einer Stimme bei der Ernennung der Geif'ilichen befiehenz Sporteln und Abgaben würden geregelt werden; man würde fich den Erpreffungen widerfetzen; die Ausbeutung der Arbeiter in Klof'ter-Fabriken und -Werkftätten würde ein Ende haben; und von den Univerfitäten würde der Bannfluch genommen werden. Mit einem Wort. die römifch-katholifche Kirche. gegen die Dublin Caf'tle

1) Spottname der irifchen Protefianten.

machtlos ifi„ wiirde der einzigen Macht auf Erden begegnem die es mit Erfolg mit ihr aufnehmen könnte. Diefe Macht ifi die Demokratie„ eine viel katholifchere Sache als die Kirche felbft. Solange nicht diefe Kraft gegen fie losgelaffen wird„ kann die protefiantifche Befaßung der Priefierfchaft nichts tun„ als fie fefiigen und das Volk antreibem fich um fie zu fammeln zur Verteidigung ihrer Altäre gegen die Fremden und gegen die Ketzer. Einmal losgelaffen aber. wird die katholifche Laienfchaft mit der Priefiertyrannei in Irland kurzen Prozeß machen„ fo wie fie dies in Frankreich und Italien getan hat. Und wenn fie das tut„ wird fie gezwungem dem alten Problem der Beziehungen von Kirche und Staat ins Auge zu blicken. Eine römifch-katholifche Partei muß fich Rom unterwerfen: eine anti-klerikale Katholikenpartei muß notwendigerweife eine irifche Katholikenpartei werden. Das heilige Römifche Reich hay wie die andern Reichß nur als eine Föderation von katholifchen Nationalkirchen eine Zukunft; denn das Ehrifientum kann der Demokratie ebenfowenig entrinnen wie die Demokratie dem Sozialismus. In diefem Zufammenhang ift es erwähnenswery daß die anglikanifchen Katholiken in der Sozialiftenbewegung Englands„ die fich gegen die individualiftifchen Freidenker des großftädtifchen Proletariats richtet„ eine wichtige Rolle gefpielt haben und noch fpielen; aber über die Schwierigkeiten des Anfangs„ wie fie des irifchen Katholiken wartem find fie glücklich hinaus. Ihre Kirche hat das Joch Roms abgefchüttelt und ifi ficher und dauerhaft anglifiert. Aber die katholifche Kirche Irlands ifi noch römifch. Home-Rule wird den Tag verkündem an dem der Vatikan den Weg von Dublin Cafile geht und die „Infel der Heiligen“ die Herrfchaft über ihre eigene Kirche übernimmt. Es mag unglaublich fcheinem daß lange nachdem der letzte Orangiftl) feine Kreide für ewige Zeiten weggelegß das übliche Gekrißel „Zur Hölle mit dem Papfi!" auf jeder weißen Mauer im Norden Irlands„ im Süden wieder auftauchen kamy gefchrieben von Katholikem welche die traditionelle Gegen-Infchrift „Zur Hölle mit König William!" (glorreichem frommen und unfierblichen Angedenkens) vergeffen haben; aber das kann ganz gut fo kommen. „Die Infel der Heiligen“ ift keine leere Redensart. Religiöfes Genie ift eines unferer Nationalproduktß und Irland ift kein fchlechter Fels„ um eine Kirche darauf zu bauen. Heilig und fchön ift die Seele des katholifchen Irland: feine Gebete find lieblicher als die Zähne und Klauen des Protefiantismus„ aber nicht fo wirkfam„ wie wenn's gegen dieEngla'nder ginge.

1) Geheime protefiantifche Gefellfchaft in Irland (1795).

Englifcher Voltaireianismus.

Ich will mit der Lage vertraut machenx indem ich zeigeh wie genau fie die englifche Situation in der Hauptfache widerfpiegelt. In England hat„ wie in Frankreich der Kampf zwifchen der Priefterfchaft und den Laien eine große Schar von Voltaireianern hervorgebracht. Aber die wefentliche Gleichartigkeit der franzöfifchen und englifchen Bewegung ift durch die Unwiffenheit des gewöhnlichen Engländers undeutlich gemacht wordenz der- anfiatt die unterfcheidenden Lehrfäße feiner Kirche oder Sekte zu kennen„ unklar an ihre ewige Wahrheit glaubtf wie fie im Gegenfaß zu dem verdammenswerten Irrtum aller anderen Konfeffionen ftände. Er hält Voltaire für fo einen franzöfifchen „Heiden‟„ fiatt für einen Vorkämpfer der Laienfchaft gegen die offizielle Priefterherrfchaft der Staatskirche. Die nonkonformiftifchen Führer unferer unabhängigen Kirchen find fämtlich Voltaireianer. Der Kriegsruf der Anhänger der paffiven Refifienz ift der Voltaires „l-:erase: l'jnfäme l" Es ift nicht nötigf den technifchen Unterfchied zwifchen Voltaires „intäme l" und dem des Doktor Clifford näher zu unterfuchen. Der eine meinte die nicht-reformierte römifche Kirche Frankreichsx der andere die nicht-reformierte anglikanifche Kirche; aber in beiden Fällen war der Angriff gegen priefterliche Tyrannei und berufsmäßige Monopolifierung gerichtet. Voltaire überzeugte die Genfer Geiftlichen- daß er der philofophifche Verfechter ihres proteftantifchenz individualiftifchem demokratifchen Gottesglaubens gegen die Staatskirche des römifch-katholifchen Frankreich fei; und feine heroifche Tatkraft und Wohltätigkeit gegen die Menfchen- die jetzt nur die Lifte feiner Taten auf feinem Monument in Ferney zu der ergreifendfien Grabfchrift Europas macht/ ließ feinerzeit die eifrigften Lutherdiener ihn als einen in dergleichenWeifeInfpirierten begrüßen. Unglücklicherweife hatte Voltaire einen unbezähmbaren Sinn für Humor. Er fcherzte über Habakukz und Scherze über Habakuk rochen zu fiark nach Schwefel- um von den Proteftanten geduldet zu werdenz denen die Bibel nicht Literatun fondern ein Fetifch und ein Talisman war. Und fo wurde Voltaireh trotz der Kirche„ die er „Gott errichteteih in England das atheiftifche Schreckgefpenft dreier Generationen von englifchen Ignoranten ftatt der legitime Nachfolger von Martin Luther und Iohn Knox. Heutzutage find Voltaires Scherze jedoch in einer Weltf. die Habakuk nicht mehr verehrtx entweder vergeffen oder wirkungslos gewordenh und feine wahre Stellung kommt an den Tag. Die Tatfachez daß Voltaire ein römifch-katholifcheß in einem Iefuiten-Kollegium erzogener Laie warF ift die beweiskräftige Erwiderung den Einfältigen gegenüberz die fich

"i
x
.-7-
h‘ a L
ZNS 3.3 :Z 5cm Lam
:._~€.:.:.=...§...+.U „MY-A.. o „N J59“ H
\F, .7....
,. ~ v.4-.. .f "l. I‘. \ I104nql‘i’llu 'F Ill.
2 .„. z L v\l.| k... w. V _ N.‘\ L *GQ* a. i. \ “Wu” 7 a.. .>
a. , .. ., F...
.0
...y , , J. 4 .. Q J
. t q,... p w. .. u a i 4. . K ,a . 4. , , . .-
.. ,Jabxifln .ZF-.FW x... w 7
u .a . .- v x..
'i'mia-
"K
- F". _' [WJ-'kam
j

Englifcher Vritaireianismus.
Ich will mit der Lage vertraut machen. indem ich zeige. wie gen .r
fie die englifaie Situation in der Hauptfach: widerfpiegeit. In EitcflU-d
hat. wir in Frankreich. der Kampf zwifchen der Ptiefterfchaft und den Lajen
eine große 'QZ-"ier von Vc-ltaireianern herrscqcbra-ht. Aber die wefentlich-
Gleichartigkeit der frenzöfif-.hen und englifn.en Bewegung ift dir-.h 'c-c
linwifienheit des gewöhnlicher. E:-_,.l;inders undeutlich gemacht werden.
d- r. anftalt die unterfcheicenoen Lebrfätu* feiner Kirche oder Sekte xi.
ken-nn unklar an ihre ewige Wahn-*it- glaubt. wie fie im Gegenfrn zu der
verkainn.enswerten Irrtum a-ler ander-:u .*lon-'effionen fiände. Er :ka .
Voltaire für fo einen franzofjfchcn „Heiden". fiat; fiir einen 'rlrrlämplr
der Lai-knfchaft gegen die offizielle Pyiefierl-errfchaft der Staatskxrrhc. Die
noakrnformißifchen Führer nnfcrcr unabhängiacn 'nu-chen find fämtiich
Voltaireianer. Der Kriegsruf ber Anhänger der piffivc:: Rcfificnz ift c."-
Veltaircs „l-.L rase- l'inl-"rme !*' Ev ift nicht nötig. dcn tccnnifäwn [1* fchied zwifchen Voltaires „iniüme
L" uni* dem des Doktor (Cl-"ford näh. r _za
nntqt'l-.b-n. Der eine meinte die nicht-reformierte rönn* he Kirche Fernk-
reiäys. der andere die nicht:refo*.mic.t: anzlikanifche Kirche. -wer in beiden
Fällen wat der Angriff g*..en prief'ternche Tyrannei :ind rauf-mäßige
Mr-nopoiifietung gerichtet. Voltaire überzeugte die (ve-mr 'rei-'clichem
daß er der philofophiicfe Verfcäner ihres protcßantiia-en. indi.fir-natifk-frbcn.
demokratifch-:n GottesglarU-ns gegen 'die Staatstiich- .*c-- :ia --'.h-katho-
lifchen Frankreich _'»ii und feine beroifche Tatkraft und Wo: '13: _, 'eit gegen
die Menfaycn. die 1.:_.1 m.: k c Lifte [einer Taten auf -_.-* -- Meer-mer.
in Ferne.) zu der erguif-mbfi-*n Errabfchrift Europas .. ohr. ließ .einer-e-
die eifrigfien Lutheyriener ihn als einen ir* drrglelcher 23er*: '_'-':f*.*ui.*rt.,-r 2---
griißcn. Unglüäticherweife hatte Vo'....-ie einen u*rbezi:r_*1***1uen Son! _--
s'yilmor. Er fcherzte über Hal-akuk. und Sehe-.ze i : Hal-akut' rom... .u
ßark nach Schi! efcl. um von den Procefcanren gee1.>"-** .u wecker' Linn
die Bibel nicht Literatur. fondern ein Fetifch und ei*- .'.:..sr-.at, war *kn-
fo wurde Voltaire. trotz der .Ki-che. die cr „limit r.- „q-*13", in Ent", mt-
das etheifiiiche Schreckqefpenfi dreier Gene--.r1-n-,n *rr-u englifchen * n'-
ranten ßatt der legitime Nachfolger von Mcctir (Yu-.*1- c*:1d Jet-.1 .ß .q
Heutzutage fi.1d Voltaire', Scherz: .Kt-cet* in cl-:-* 'ZL-elt. die :Z-ab--i-.k
nicht mel-r ver-.kmh entweder Urteilen ok:r r. - .cn-s geworfen. :F:
feine wahre Stellung lern-n an den Toa. -.:.* Laifache. dal'. *lieu-Pre
ein römifch-kath-:iifcher. Zr. enter-:i [_-xi'it: .dumm er.*:.- -* i". ::
wa". ift die bcweiskräfligc Ein-idccu-.q lc' C.- .n- *,en g::-. -.

820W KS :Z ?F -Im
.ZFNZZZFG „W38 0 0N
U
ß
Z'
W...
, .NJW ...Mi-...Ws
. ...if ..x .un
.Ö
.*..
,.
1. "
W .
. . w
.
"K
7
'.“ q* - p
'q'e
* *
„z 8** KF
KL
KF.-

I *l â€œHQ
(Z WX
I I. .i _ .-
.K i" l If "Dj .-
h 'Tâ€˜v)
x- /
â€œ\n.-_---"

einbilden„ daß Irland„ wenn es der irifchen Demokratie - das heißt„ den katholifchen Laien * ausgeliefert würdeX damit der Tyrannei der Priefter-fchaft überliefert fei.

Eine Hypothefe.

Nehmen wir anh daß die Eroberung Frankreichs durch Heinrich 1/. von England von Dauer gewefen und daß Frankreich im R7111. Jahr-hundert von einem englifchen Vizekönig vermittelft einer Beamtenfihaft von Hugenotten und eines Gerichtshofes regiert worden wiirex die unter der Vorausfeßung eingerichtet wurden. daß Loyalität für fie Loyalität gegen England bedeute und Vaterlandsliebe die Bereitwilligkeith die englifchen Eroberungen und die englifche Kirche mit dem eigenen Leben zu verteidigen - wäre da Voltaire in diefem Falle nicht der niedrigfie Verräter und Egoift gewefenh wenn er auf der Seite Englands gefianden und fich dem Feldzuge gegen fein eigenes Land und der Kirche feines eigenen 'Landes angefäzloffen hätte? Die Tatkraftx die er bei der Verteidigung von Calas und Sirven entwickelteh würde er bei der Verteidigung der Fran-zofen entwickelt habenh die die Engländer „Rebellen“ genannt hätten; und er wäre gezwungen gewefem die Sache der Freiheit und der Volks-herrfäyaft mit der Sache des „infärne“ zu identifizieren. Die franzöfifche Revolution wäre eine Revolution gegen England und englifche Verwaltung gewefen anfiatt gegen Arifiokratie und Kirchenregimentx und fämtliche intellektuellen und geifiigen Kräfte Frankreichsh von Turgot bis De Tocque-villex hätten fich in dem flammenden Anti-Anglicismus und nationalifiifchen Dithyramben gänzlich ausgegebenX anftatt an der politifchen Wiffenfchaft mitzuwirken und den Weltgedanken zu verbreiten.

Was in Frankreich gefchehen wäre/ das ifi in Irland gefchehem und darum find nur engherzige Jrländer unfähig zu erkennem was religiöfe Freiheit für ein Land bedeuten das die englifche Verwaltung nicht fatt hat. Denn in Irland ifi England nichts anderes als der Polizift des Papfies. England bildet fich ein- die vatikanifchen Kardinäle in Schach zu haltenh wenn es die Voltaires„ die Fores und Penns„ die Eliffordsh Hortons7 Campbellsh Walters und Silvefier Hornes unterdrückh die unter den römifch-katholifchen Laien ebenfo reichlich zu finden find wie unter den anglikanifch-katholifchen Laien Englands. Es hat von Irland nichts als unendliche Mühez unendliche Verwirrung und Schädigung in feiner eigenen Gefeiz-gebung und einen Haßh der die ganze Welt durchzieht und mit Gift gegen England infizierth -- eine Schmaclx die Englands Sympathiekundgebungen

für Finnland und Macedonien lächerlich und heuchlerifch erfcheinen läßt. während die Priefter die ganze Ausbeute an Geld. Maäyt. Anfehn und Volkstümlichkeit einheimfen.

Irlands wirklicher Kummer.

Doch um die Ausbeute handelt es fich nicht. Sondern um die Ver-wüfkung. die Ausmergelung. die Verwandlung fruchtbarer Geißeskraft in leeren Proteft gegen übel. die nicht nötig find um den Gebrauch unferer Eingeweide; um alles. womit fie uns die Hände binden und die Lippen ver-fiegeln. im Namen unferer Ehre und unferer Vaterlandsliebe. Soweit Geld oder Komfort in Betracht kommen. hat der Durchfchnitts-Irländer - befonders jetzt. da die Bevölkerung fo klein ifk - ein erträglicheres Leben als der Durchfchnitts-Engländer. Natürlich wird in Irland der Arme unter rechtlichen Formen. die einem rohen Prügel- und Meineid-Syfiem den fiolzen Titel der Gerechtigkeit beilegen. ausgeraubt und ausgehungert und unterdrückt. Aber dem Engländer ergeht es ebenfo. Der Engländer. der fanftmütiger. weniger gefährlich und geiftig zu träge ift. um die in feinem Bereiche liegenden politifchen und gefeßlichen Machtmittel auszunühen. leidet mehr und macht weniger Redens davon als der Irländer. Aber er kann doch wenigftens niemanden tadeln. als fich und feine Landsleute. Er zweifelt nicht daran. daß eine tatkräftige Majorität des englifchen Volkes. wenn fie fich entfchließen würde. die Konfiitution zu ändern. wie die Mehr-heit des irifchen Volkes das Home-Rule-Gefeß durchgefeht haben will. fie ändern könnte. ohne daß fie zu dem Zweck noch gegen eine überwäl-tigend mächtige und reiche Nachbarnation zu kämpfen hätte. zu kämpfen noch dazu mit dem Strick um den Hals. Er kann jede Einrichtung feines Landes angreifen. ohne es damit an fremde Rache und fremde Unter-* drückung zu verraten. Sein Gutsherr kann ihn allerdings aus feiner Hütte hinauswerfen. wenn er ftatt in die Pfarrkirche in die Methodiftenkirche geht. Seine Kunden können ihre Aufträge einftellen. wenn er liberal fiatt konfervativ wählt. Englifche Damen und Herren. die eher zugrunde gingen. als einen Fuchs fchöffen. tun diefe Dinge ohne das geringfie Gefühl von Unanfiändigkeit und Schande. Aber fie können feinen geiftigen Führer nicht knebeln. Der englifche Philofoph. der englifche Schriftf'teller. der englifche Redner kann jeden Mißbrauch angreifen und jeden Aberglauben öffentlich enthüllen. ohne damit irgend einem gemeinfchaftlichen Feinde die Hände zu kräftigen. In Irland ift jeder folche Angriff. jede folche Bloßftellung eine Dienftleiftung gegen England und ein Dolchfioß für Irland.

Wenn der Irländer die Tyrannei und Habgier der Kirche bloßftellt. fo ift das ein Argument zugunfien der proteftantifchen Überlegenheit. Wenn er den Nepotismus und den Mißbrauch der Amtsgewalt bei den neuen Ortsbehörden öffentlich tadelt. fo beweifi er dadurch die Unfähigkeit der Irländer zur Selbftverwaltung und die Überlegenheit deralten oligar-chifchen Anklagejuryk).
Und auf der andern Seite befteht der gleiche Druck. Der Protefiant muß um jeden Preis zu der Befahung halten; der Unionifk muß bei jedem bureaukratifchen Ubergriff ein Auge zudrücken. fich jeder Tyrannei beugen. jeden offiziellen Dummkopf in den Himmel heben. weil deffen Bloßftellung einen Sieg des Feindes der Nationalpartei bedeuten würde. Ieder Irländer ifi in Lancelots Lage:
..Sein tiefes Ehrgefühl gilt flugs unehrenhaft.
treulofe Treue macht ihn fälfchlich wahr.“
Der Fluch des Nationalismus.
Es ift für einen Engländer kaum möglich zu verfiehn. was dies alles in fich fchließt. Eine befiegte Nation gleicht einem mit Krebs behafteten Menfchen: er kann an nichts anderes denken und muß fich. von aller befferen Gefellfchaft ausgefchloffen. den Händen von Quackfalbern anvertrauen. die den Krebs zu behandeln oder zu heilen behaupten. Die Windbeutel auf den beiden rivalifierenden Rednertribünen find die unleidlichften aller Windbeutel. Es erfordert weder Wiffen. Charakter. Vernunft. energifche Befchäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten. noch irgend welche Tüch-tigkeit. private und kommuniftifche. um die nationaliftifche oder orangiftifche Trommel zu fchlagen; nein. es fehlt eine Prämie auf Bosheit und Dick-felligkeit ausgefeht. was zu dem Sprichwort Veranlaffung gegeben hat: Wenn man einen Irländer auf einen Bratfpieß feßt. kann man immer einen zweiten finden. der ihn mit Fett begießt. In England find die ernfi-haften Leute der Iingo")-Beredfamkeit zur Genüge überdrüffig: hatte doch die Varibtäausgelaffenheit eines Abends in London zum Entfeßen von Mafeking einen entfchiedenen Ruf nach der Polizei zur Folge. Nun. in Irland ift jede politifche Beredfamkeit Iingo-Beredfamkeit. und alle

1) Befiand aus nicht weniger als 12 und nicht mehr als 23 Ge-fchworenen. die über die Zuläffigkeit der Anklage zu entfcheiden hatten.

k) Spißname der Konfervativen während Lord Beaconsfields Ver-waltung 1874-80. nach einem Lied aus jener Zeit.

politifchen Demonftrationen find Varieteausgelaffenheiten. Die englifche Verwaltung ifi folch ein unerträglicher Greueh daß kein anderer Gegenfiand zum Volke dringen kann. Der Nationalismus fieht zwifchen Irland und dem Licht der Welt, Kein gefcheiter Irländer findet am Nationalismus mehr Gefallen als ein Mann mit einem gebrochenen Arm daran Gefallen findeh ihn eingerichtet zu bekommen. Eine gefunde Nation ift fich ihrer Nationalität fo wenig bewußy wie ein gefunder Mann fich feiner Knochen bewußt ifi. Wenn man aber die Einheit einer Nation entzwei bricht„ fo denkt fie von Stund an nichts anderes mehr als daran„ fie wieder zu erhalt-:m und leiht keinem Reformatory keinem Philofophem keinem Prediger ihr Ohr. Bis die Forderung der Nationaliften erfüllt ifiF fchenkt fie keiner für ihr Leben noch fo wichtigen Angelegenheit ihre Aufmerkfamkeit außer dem Gedanken an Einheit und Befreiung.
Und darum ift in Irland alles in der Schwebe. harrt alles der Erlöfung durch die Durchführung des Home-Rule-Gefehes. Die großen Bewegungen des Menfchengeiftech die in Wogen über Europazhinwegfegem werden an der irifchen Küfie von den englifchen Kanonen des Pigeon-Houfe-Forts aufgehalten. Nur ein wunderlicher kleiner Sprößling des englifchen Priiraphaelitismus„ die gälifche Bewegung genannß hat Fuß gefaßt„ indem er den Nationalismus als Deckmantel benüßte und fich felbft beim Volk als einen Angriff auf die Mutterfprache des irifchen Volkes einführte„ die glücklicherweife auch die Mutterfprache der halben Welt ift„ England inbegriffen. Iede Wahl wird aus nationaliftifchen Gründen bekämpfß jede Ernennung erfolgt aus nationalifiifchen Gründen; jeder Richter ift ein Parteigänger im nationalifiifchen Konfliktz jede Rede ift eine öde Wiederholung nationalifiifchen Gefchwäßes; jeder Vortrag if't eine Gefchichtsfälfchung„ um dem Nationalismus zu fchmeicheln oder ihn zu verunglimpfen; jede Schule if't eine Werbefielle; jede Kirche ift eine Kaferne„ und jeder Irliinder ift der ganzen erbärmlichen Sache unfagbar müde„ nichtsdeftoweniger ifi fie fein Hauptgefchäft und muß er gewaltfam bleiben„ bis das Home-Rule-Gefeß dem ein Ende macht und Nationalifien und die Befaßungsmannfchaft zufammen in den Kehrichtkafien fegt.
Es gibt tatfächlich keinen fchlimmeren Fluch für eine Nation als eine nationaliftifche Bewegung die nur das Todesfhmptom einer unterdrückten natürlichen Tätigkeit ift, Befiegte Nationen verlieren ihren Platz im Vorwärtsmarfch der Welß weil fie nichts tun können„ als danach ftreben„ ihren nationaliftifchen Beftrebungen durch Wiedereroberung ihrer nationalen Freiheit ein Ende zu machen. Alle Beweisführungen für die Vorteile

einer fremden Regierung findz obwohl oft überzeugendz ebenfo nußlos wie Beweisführungen für den Vorzug künfilicher Zähnex von Glasaugen- filbernen Luftröhren und patentierten Holzbeinen vor den Naturprodukten. Gleich der Demokratie dient die nationale Selbfiverwaltung nicht zum Befien des Volkes: fondern zu feiner Befriedigung. Ein Antoninifcher Kaiferf ein St. Louis„ ein Richelieu find bezüglich deffen- was eine gute Regierung genannt wirdx vielleicht zehn Demokraten wert; aber das Volk findet unter ihnen keine Befriedigung. Einem Dyspeptiker fein Mittageffen wegnehmen und es einem Mcnfchen gebenx der es beffer ver- dauen kannh ift ein höchfi logifches Vorgehen; aber es ifi nicht gefcheit. Den Irländern die Verwaltung Irlands wegnehmen und aus dem Grund den Engländern übergebenx weil fie beffer regieren könnenx wäre etwas ganz AnalogesL wenn die Engländer ihre eigenen Angelegenheiten fo gut ge- führt hättenh daß ihre überlegene Verwaltungsbegabung außer Frage ftünde. Aber da die Engländer anerkannte Konfufionsräte find -> fie find wahrhaftig noch fiolz darauf - fiimmt fogar die Logik jenes gegen die Home-Rule gehenden Falles nicht. Man lefe Charles Booths Rechen- fchaftsbericht von London- Rowntrees Rechenfchaftsbericht über Dundee; und dann behaupte noch einerx daß Engländer und Schottländer nicht mehr Grund habenz ihre Angelegenheiten einem irifchen Parlamente zu iiber- gebenx als nach den Städten einer andern Nation zu fchreiem um fie zu verwüfiem und nach den Angelegenheiten eines andern Volkesh um es fchlecht zu verwalten.

Schluß in der April-Nummer.

Karl Ettlinger:
Warumsky. Novellette.
Von den rufiifchen Studentem die ich in München kennen lernte- war „Warumsky“ einer der originellften. Wir hatten ihm den Namen „Warumsky" verliehent weil feine Antwort auf alle Fragen, fein Urteil über alle Ereignifie ein refigniertes Warum? war. Es war nahezu ein Ding der Unmöglichkein mit ihm über irgendeine ernfthafte Angelegenheit zu diskutieren. Kam die Rede auf ein philoiophifches Problem, fo lächelte er gleichmütig und fagte: „Sehr fchön! Du magfi recht haben! Aber warum zerbrechen fich die Menfchen den Kopf über folche Dinge? hat es einen Zweck?" Fing ich an über Mufikx Malerei oder Theater zu fprechent fo hörte er mir wie geiftesabwefend zur um am Schluß mit überlegenem Achielzucken zu erklären: „Gewißi Gut! Aber warum malen die Menfchen? Jil die Natur nicht ichöner? W a r u m geht man ins Theater? Nüßt man jemand damit? W a r u m alfo?" Es wäre dennoch verkehrt gewefen, ihm jeden Sinn für Kunfi und Schönheit abzufpreihen. Oft fah ich wenn wir zufammen ein Bild betrachteten oder ein Konzert anhörtenx in feinen Augen den Widerfihein höchfien Genufies. Aber das währte nur wenige Sekunden- er zwang fich gleichgültig dreinzufäyauen- und wenn ich ihn frug: „Wie gefiel dir das?“ gab er müde zur Antwort: „Es war fehr fchön. Aber was hat es für einen Zweck?“ - -
Manchmal wurde ich ärgerlich und fuhr ihn an: „Warumsky- du bifi ein Poieur! Du bifi ein Schaufpieler! Du weißt recht gut, daß kein Menich dir eine vernünftige Antwort auf dein ewiges, albernes „Warum“ geben kann!" Dann blickte er mich traurig ant biß fich auf die Lippen und fagte: „Das i| es ja gerade!" Und mir tat es bitter leid- ihn gekränkt zu haben.
Was Warumsky eigentlich |udierte„ konnte ich nie erfahren. Als ich ihn einmal felbft frug- lachte er verfchmißt und meinte: „Allesl Menfchem Tier-et dick» mich! Was du willft!" Und tatiächlich fchien er alle Fächer zu findieren. Freunde erzählten mir häufigt daß fie ihn

in den Hörfälen gefehen hätten. Der eine war ihm im chemifchen Laboratorium begegnen ein anderer hatte ihn im volkswirtfäfaftlichen Seminar getroffenx mit diefem hörte er F113 zufammen- mit jenem Medizin. Er faß regungslos im Kolleg laufchte dem Profeffor mit einer Miene- die zu fagen fchien: „Woher weißt du das? Hältft du das wirklich für wahr und bewiefen- was du uns da erzählfi? Und wenn es wahr iit- w arum das alles? Ich weißt du tuft est um Geld zu verdienen. Aber w ar u m muß man Geld verdienen? Macht das glücklich?" Den Wert des Geldes vermochte er niäft zu fchäßen, Äfihetik war ihm ein unbekannter Begriff, zumindefi etwas fehr Überflüffiges. Iahrausf jahrein lief er im felben fchmußigen Kittel herum. Einen Kragen anzuziehen, ging über feine Kräfte. Er lebte von Tee und Gebäckf und ich glaube- wenn ich und andere Freunde ihn nicht von Zeit zu Zeit zum Abendeffen eingeladen hättenx wäre er fiillfchweigend verhungert. Denn bitten konnte er nicht- fo wenig- wie er danken konnte. Vielleicht wußte er, daß fein fchäbiges Ausfehen beredter warf als die eindringlichfie Bitte. Gab man ihm Geldx fo |eckte er es wortlos ein. „Es ifi eure Pflicht- mich zu unterftüßen!" fagte er einmal. „Euch geht es gut- mir geht es fchlecht. Und wenn es euch kein Vergnügen machte- mir zu helfen- w arum tut ihr es dann?"
Mit feinen Landsleuten verkehrte Warumsky wenig. Es fchienk als fürchtete er fich davor- in feiner Mutterfprache gefprächiger zu werden- als er feinen deutfchen Freunden gegenüber war. Der einzige Menfibt dem er einen Bliä in feine Anfchauungen gewährte- war ich. Die Gelegenheitf bei der es gefchah- war traurig genug: auf feinem Totenbett.
Als ich im Dezember vorigen Jahres meinen Koffer packte- um zum Weihnachtsfefi nach Haufe zu reifen- trat Warumsky bei mir ein.
„Wohin willfi du?" frug er. (Guten Tag und Adieu fagte er prinzipiell nicht. „Das hat keinen Zweck.")
„Zu meinen Eltern."
„Zu den Eltern/* wiederholte er. „Warum tuft du das? Liebfi du deine Eltern?"
Diefe Frage ärgerte mich. „Natürlich" antwortete ieh kurz.
„Das ift gar nicht natürlich. Durchaus nicht natiirlich. Ich baffe meine Eltern!"
Er hatte das mit folch* wildem Ausdru> hervorgeftoßen- daß ich erfäfrocken den Koffer-deckel zufallen ließ. Augenfcheinlich fühlte e17 daß

ich ihm etwas Unangenehmes jagen wollte. denn er fuhr. gleichfam um fich zu rechtfertigen. fort: ..Hat dein Vater das äelirjum wem-3118? Hat er dich zum Haufe hinausgeworfen? - - Alfo!"
Wir fprachen von etwas anderem . . .
Ich war vier Wochen von meinem Urlaub zurück. und noch immer hatte mich Warumsky nicht befucht. obwohl ich ihm meine Ankunft ge-meldet hatte. Alfo fuchte ich ihn auf. Er bewohnte ein Treppenzimmer im äußerfien Schwabing. Er hatte es unmöbliert gemietet und felbfc mit wenigen Möbeln. einem Bett. einem Tifch. einem Stuhl und einem Büchergefiell. die er auf einer Auktion erfianden hatte. ausfiaffiert: ..Ich kann die ‚möblierten Zimmer* nicht leiden. Entweder hängt ein Heiligenbild drin oder etwas Patriotifches!“ In feinem Zimmer hing keins von beiden. überhaupt kein Bild, *- ..Warn m auch? Hat es einen Zweck behaglich zu wohnen? Lebt man deshalb länger?“ Als ich bei Warumsky eintrat - die Türe war ftets ungefchloffen - fand ich ihn im Bett liegen. Er fah miferabel aus. Seine Wangen waren eingefallen. feine Augen ftumpf und glanzlos. Die Arme lagen auf der Bettdecke. und ich erfchrak. als ich fah. wie abgemagert und gelb fie waren.
..Ich bin fehr krank!" lächelte er. als er mich fah.
..Ich merke es. Wo fehlt's denn. Warumsky?“
..Überalli Ich glaube. ich habe in den letzten Jahren zn wenig gegeffen.“
„Haft du denn keinen Arzt?"
..Wozu brauche ich einen Arzt? Kann er mir Geld verfchreiben? Und wenn er's könnte. hätte es einen Zweck? Ich mache mir nichts daraus zu fierben? Warum lebe ich?"
„Rede kein Blech!“ verfuchte ich zu fcherzen. obwohl ich fah. daß Warnmsky nur zu recht hatte. ..In vierzehn Tagen bift du wieder auf Deck! Hier haft du zwanzig Meter. iß was Gefcheites!“
„Dankei“ -
Diefes kurze Wort erfchütterte mich mehr. als der Anblick des armen Kranken felbft. Warumsky fagte ..Danke!‟ Gewiß zum erfien-mal in feinem Leben. Ich hatte die Empfindung. als offenbarte fich in diefem „Danke" die ganze Hilflofigkeit des Sterbenden. Es war ihm wohl fchwer geworden. diefes Wort auszufprechen. denn ihm traten dabei die Tränen in die Augen.
..Nicht aufregen!“ beruhigte ich ihn.

„Ich rege mich nicht auf. Ich habe nicht mehr die Kraft dazu."
„Haft du niemanden zu deiner Pflege? Du kannft doch nicht den ganzen Tag allein fein?"
„Warum nicht? Wenn ich fierben foll- fierbe ich auch ohne Pflegerin. Und ich foll's - - ich will's auch!"
Eine Zeitlang fprach keiner ein Wort. Ich hatte mich auf den einzigen Stuhl ans Bett zu ihm gefeßt und feine rechte Hand ergriffen- die ich unwillkürlich fireichelte. Plötzlich brach er in krampfhaftes Weinen aus.
„Es i| ja nicht fo fchlimm! Gewiß nicht!" fiotterte ich erfchre>t.
Da lächelte er wieder, „Deshalb weine ich niaft. Ich dachte nur daran- was aus mir hätte werden können- wenn ich in Deutfchland geboren worden wäre!"
Wir fchwiegen abermals, Endlich frug er mit einer Schüchtern-heitf die mir nnfagbar wehe tat: „Hältfi du mich für fchlecht?‟
„Ich l'abe dich fehr lieb!“ antwortete ichF und das war die Wahrheit.
„Es ift nicht gut- daß ich in Rußland geboren bin!“ wiederholte er. „Nein, das ift nicht gut! Wir Ruffen find ein kindifches Volk- wir find Fanatiker-7 weil uns das Verfiändnis für die Welt fehlt! Wir kennen die europäifchen Völker zu wenig! Die europäifche Bildung hat uns überrumpelt- uns fehlt die Entwieklung. Darum find wir wie die Kinde» die eine elektrifche Bahn feheny fie benußen- fie für etwas Selbfi-verftändliches halten- aber erfi zehn Jahre fpäter begreifen, warum das fo ifi. Ein dummer Vergleiche nicht wahr? Aber mir fällt kein befferer ein„ und nachdenken kann ich nicht. Es wird hundert Jahre dauern- bis wir rufiifchen Kinder Europa begreifen. Ich hab's nie begriffen. Du haft für mich den beiten Namen erfunden: W a r u m s k y.“
Seine Stimme klang einfchläfernd wie ein Wiegenlied. Er machte fanft feine Hand aus der meinen los- firich fich langfam über die firuppigenf tieffchwarzen Haaref als befänne er fich auf etwas- das er nur mit großer Auftrengung in fein Gedächtnis zurückrufen konnte- und fuhr ein wenig lebhafter fort: „Ich bin in einer kleinen ruffifchen Stadt geboren- in der mein Vater eine ziemliche Rolle fpielte. Denn er war einer der reichften Kaufleute am Plaße, Hätte ich's verftandenx mit ihm in Frieden zu leben- fo brauchte ich jeßt nicht zwifchen vier kahlcn Wänden zu fierben. Aber mir ift's lieber fo! Denn mein Vater war brutal; brutal wie alle Säufer. Meine Mutter" - er hielt mitten

im Save inne und machte eine lange Paufe. Dann fagte er leife. wie im Selbftgefpräih: ..Reim ich will meiner Mutter keinen Vorwurf machen. Ob fie ihn hinterging. weil er ein Säufer war. oder ob er foff. weil fie ihn betrog. wer mag das entfcheiden? Ich wuchs heran - fchlimmer als elternlos. Ich beneidete jede Waife. Ich wurde geprügelt. meifi ohne Anlaß. Meine Kindheit war für ruffifche Verhältniffe graufam. für europäifche Begriffe viehifch. Damals war Geld für mich das höchfte Gut der Welt: ia, ftahl wie ein Rabe. und ich bereue es heute noch nicht. In meinem fünfzehnten Jahr trat ein Ereignis ein. das mein ganzes Leben vernichtete. In unfer Städtchen war ein politifcher Agitator gekommen. Ein kleines. buckliges Männchen von gnomenhafter Beweglichkeit. Natürlich konnte er keine öffentliche Verfammlung abhalten. er wäre verhaftet worden. ehe er zum Reden gekommen wäre. Aber was nicht öffentlich möglich war. gefrhah heimlich. In einer Kneipe. wenige Meilen vor der Stadt. kamen etwa hundert Menfchen zufammen. vor denen der Agitator fprach, Auch ich war dabei. und was ich hörte. machte einen unvergeßlichen Eindruck auf mich. Zuerft mußten wir alle fchwören. reinen Mund zu halten. Dann flieg der Mann auf einen Tifch. der in der Mitte des Zimmers ftand. und begann feine Rede. Er fchilderte unfere Lage. wie elend wir alle dran wären. daß unfer ganzes Leben nur dazu diente. für andere überfluß und Luxus zu fchaffen. wir felbft aber müßten dabei verhungern. Da fah ich manche Fauft fich ballen. manche Hand nach dem Meffer greifen. denn fo was hatten die Leute noch nie gehört. Wer hatte bisher den Mut gehabt. es ihnen zu fagen? Ein junger Burfche neben mir ftieß einen Fluch nach dem andern aus. in feinen Augen glühte ein unheimliihes Feuer. Am heftigften aber ergriff mich der Anblick eines weißhaarigen Greifes. der wie im Gebet die Hände gefaltet hatte. während die hellen Tränen über feine Wangen liefen. Nachdem der Agitator uns durch die kraffe Klarlegung unferer phyfifihen und geil'tigen Armut zu lodernder Verzweiflung aufgepeitfcht hatte. fing er an. uns über die Urfachen aufzuklären. ..Weshalb laßt ihr's euch gefallen?" fchrie er. ..Wo fteht das gefchrieben. daß der eine alles haben muß und der andere nichts? Nehmt's ihnen doch weg! Schlägt fie tot. die Bande! Ihr ftutzt? Ihr meint. die Gefeße verbieten das? Schafsköpfe. habt ihr die Gefeße gemacht? Seht ihr nicht ein. daß die da oben. die die Gefeße gemacht haben. fie fchlauerweife fo gefaßt haben. daß fie f elbfi gefchüßt. ihr aber fchußlos feid? Braucht ihr

folchen Gefeßen zu folgen? Narren feid ihr. wenn ihr's tut! Dann verdient ihr gar nichts Befferes! Und wenn der Kofak kommt und will ,den Gefeßen Geltung verfchaffenß fo jagt ihn zum Ort hinaus! Gewalt gegen Gewalt! Läßt euch Väterchen hungern. fo foll er auch fpüren. wozu ein hungriges Tier imfiande iii! Flicht e r Knuten. fo gießen wir Bomben! Ihr denkt vielleicht. Gott habe gefchrieben: Du follft nicht töten? .Habt ihr gelefen. daß er den Zaren und feine Henkersknechte ausgenommen hat? Hat jemand von euch fchon Gott gefehen? Haft du ihn gefehen. Nikita? Oder du. Safcha? Woher weißt du. ob's einen gibt?“ - - Der Mann verftand fein Metier. Wie eine Meute wilder Tiere im Käfig. fo knirfchten und ftöhnten wir erhißten Menfchen in der engen Stube. Wahnwißige Ausbrüche des Haffes antworteten dem Redner. der felbft wie ein Irrer mit den Händen fuchtelte und tobte. Hätte fich in diefem Augenblicke ein Scherge des Zaren fehen laffen. er wäre in Stücke geriffen worden. Wir lechzten nach Blut. ein Gedanke verwirrte alle unfere Köpfe: Rache! Süße. befreiende Rache!

Nur der Alte war fkußig geworden. Das mit dem lieben Gott wollte ihm nicht gut erfcheinen. Nein. das konnte nicht ftimmen. Es follte keinen lieben Gott mehr geben? Und vielleicht gar auch keine Muttergottes mehr? Und daß er täglich gebetet hatte. follte eine Farce gewefen fein? Und alle die Kirchen. die fchönen. reichen Kirchen. die follten um nichts gebaut fein. für einen. den's gar nicht gibt? Nein. damit durfte man ihm nicht kommen! Das wußte er beffer! Wer hatte denn geholfen. als er kürzlich krank lag und meinte. fein letztes Stündchen fei gekommen?

Am liebften wäre der Alte felbfi auf den Tifch geftiegen. um den Gottesleugner Lügen zu firafen. Das mußte ein fchlechter Menfch fein. der fich vermaß. mit Gott zu rechten. Aber der Agita-tor ließ keinen zu Wort kommen. zum Glück für den Alten . . .

..Nur in Rußland gibt es ein Elend wie das eurige! Wißt ihr. wie es in Deutfchland ifk? Soll iäf es eurh erzählen? Da gibt es keinen Zar. keine Kofaken. keine Popen! Da gibt es keine Grundbefißer. die euch die Schlinge um den Hals zuziehen! Da gibt es keinen Hunger. keine Armut! Da find alle Brüder. keiner gilt mehr als der andere. niemand hat dir was zu fagen. du lebft ruhig und in Frieden. von der Arbeit deiner Hände!“

Als ich den Agitator fo fprechen hörte. war mir's. als verkünde mir ein Prophet das gelobte Land. Keine Armut. keine Ungerechtigkeit. keine

Zwietrarht? Das gab es alfo wirklich? -- Mein Entfchluß ftand feft: ich mußte nach Deutfchland.
Als ich nach Haufe kam - es war fpät in der Nacht -- fagte ich zu meinem Vater: ..Jch will nach Deutfchlandl“
Als Antwort warf er mir einen Stuhl an den Kopf. Jch rannte hinaus. Vor der Haustüre brach ich in wildes Lachen aus: Verkomme du in Rußland. mein lieber Papa! Gehe zugrund in Schnaps. Knechtfchaft und Jrrfinn! Ich fahre nach Deutfchland. in das Land des Friedens. der Menfchlichkei-tl
Mir war fo leicht ums Herz. Bis über die Grenze mußte das Geld. das ich mir zufammengefiohlen hatte. reichen. Und jenfeits war ja für mich geforgtl
Während ich durch die Straßen lief. kam mir plöslich der Gedanke: Du mußt doch Abfchied nehmen von deiner Mutter. Jch kehrte um - die Haustüre war verfrhlofien. Alfo ausgefperrt. Hinausgeworfen. Ich pochte. rüttelte an der Tür. Niemand öffnete. - Gut. auch recht! Durch ein offenes Fenfter ftieg ich ein und fchlich mich nach dem Schlafzimmer meiner Mutter. Schon wollte ich leife anklopfen. da hörte ich drinnen eine Männerftimme - meine Mutter antwortete -- - Jch ging ohne Abfchied."
Warumsky hielt inne mit feiner Erzählung. Er hufiete und fchloß für einen Augenblick die Augen. als plage ihn ein gräßlicher Schmerz.
..Soll ich einen Arzt holen?" bat ich leife.
,.Nein. nein. keinen Arzt!“
..Du mußt nicht fo viel fprechenl"
..Ich bin gleich zu Ende. Es kommt nicht mehr viel. Was ich jest noch zu berichten habe. ift einfach. fehr einfach."
Er zögerte ein wenig und fuhr dann mit feltfam ruhigem Tone fort: ..Und ich kam nach Deutfchland. Nach dem Lande. wo es keinen Zar. keine Kofaken und keine Popen gibt. Und kein Elend . . . kein bißchen Elend . . . Siehft du. feit der Zeit ift etwas in mir zerriffen. erfiorben - die Enttäufchung war zu groß. Jch hatte mir Deutfchland als Ideal-Land geträumtz deutfche Kultur war für mich der Inbegriff alles Glückes. das Ziel menfchlichen Fortfchrittes. Und nun fand ich hier diefelben Leidenfäfaften. diefelbe Selbftfucht. Haß. Neid. Falfchheit. Betrug. Lüfternheit -- alles in fchönre Formen gekleidet. gefälliger gefchminkt. aber doch im Grunde das gleiche! Ich lernte den Hunger kennen. aber er tat mir nicht fonderlich weh: Die Toten fühlen keinen

Schmerz, Ich lernte die Verachtung kennen - und lachte darüber.
Mein Leben war zwe>los geworden. ich frug: warum das alles? und fand keine Antwort. Ich verfuchte vergeblich. meine Verzweiflung zu betäuben. es gibt kaum einen Beruf. in dem ich mich nicht verfuchte - es wurde fchlimmer. unerträglicher. ftatt beffer. Vielleicht bin ich erblich belafiet. mein Vater war ja ein Säufer? Vielleicht liegt es aber auch lediglich daran. daß ich ein Ruffe bin. Ich bin zu fanatijälz als daß mir das bißchen europäifche Kultur genügen könnte. Das Land. in dem fich ein Rufje wohl fühlen könnte. ift noch nicht entdeckt . .
Er fchwieg. Das Feuer im Ofen war erlofchen. es wurde kalt.
Ich fah durchs Fenfter: draußen fchneite es in dicken Flocken. Ich jiand auf. kniete am Ofen nieder. legte Holz auf und -zündete wieder an, Mechanifch. wie im Halbfchlaf. Das Gefühl unendlicher Verlaffenheit hatte mich angefieckt, ..Das bißchen europäifche Kultur“. klang es mir im Ohre nach. ..das bißchen Kultur . . Ich rüttelte mich gewaltfam auf: „Wo wohnen denn deine Eltern? Oder haft du fonft gar keine Verwandten?“
Er durchfchaute mich und lächelte: ..Zu fpätl Soll ich im Sterben meinem Stolz untreu werden?"
Ich fah ein. daß ihm nicht zu helfen war.
ne :ie r-
Drei Tage fpäter war Warumsky tot. Seine Hauswirtin. die bei feinem Sterben anwefend gewefen war. erzählte mir. er fei ruhig. ohne Säjmerzen verfchieden. Wir Freunde legten zufammen. um ihn anfiändig begraben zu lafien. An einem klaren. froftigen Nachmittag trugen wir ihn hinaus, Keiner von uns konnte weinen. und doch war uns allen fo traurig zumute. als gäben wir einem lieben Kinde das letzte Geleit, Wir mußten uns. als wir den Grabfiein für ihn beftellten. erft bei feiner Hauswirtin erkundigen. wie er eigentlich geheißen hatte; wir kannten ihn alle nur unter dem Namen ..Warumsky".

Arthur Seidl:

Das Ereignis der Dresdner „Richard-Strauß-Woche“.

I.

Etwas ganz Großes und wirklich Bedeutendes hat fich in den Tagen vom 25, bis 28, Ianuar zu D re s d e n ereignet. Wohl uns allenz die wir perfönliche Zeugen diefes feftlichen Erlebniffes wie feiner tiefgehenden Wirkungen an Ort und Stelle felbfi fein durften! Und freudigen Dank aus Herzensgrunde dem überragenden Meifierx daß er der Welt diefes bedeut-fame Werk befchert und uns damit die erquickende Beruhigung wieder-gegebenh an ihnz feinen eigenen Stern und den „heiligen“ Ernfi feiner Kunft treulich weiter glauben zu können! Alle trüben Fragezeichen des lehren Iahrzehntes nunmehr aufgelöft und behoben; die grauenz dumpfen Nebel„ die fich zwifchen ihn und uns fchon einfchieben wolltem gottlob zerteilt und verfcheucht - Richard Strauß nicht mehr der viel-berufenez mehr als verdächtige „Mann der Zeit'ß fondern wiederum ein zielbewußter/ echter „Kämpfer wid e r feine Zeit“„ und bei aller Neuheit wie Konfequenz der felbfteigenen Wege die Anknüpfung an eine edlez große „Tradition" doch aufrecht erhalten! Das ifk die fefte Uber-zeugung und der befiimmende Eindru> gewefen bei allen Einfichtsvollenz die in ruhiger Nacharbeit und charaktervoller Sammlung zu gedachtem befonderem Zwecke„ gleichwie in Bayreuthz diefe vier denkwürdigen Abende zuf a m m e n zu erleben und in fich auch auszukoften das hohe Glück hatten. Aber felbfk gar manche von denenh die entweder noch während derfelben Nacht oder doch am nächften Morgen nach der Uraufführung in die Hetze ihrer Alltagsfron nach Ber-lim Leipzig Frankfury Köln ufw. wieder zurückkehren und ihr maßgeblich Urteil leider rafcherz als ihnen felbft wohl lieb way niederfchreiben mußtenz - felbft viele von ihn e n haben fich zu Haufe doch noch gewiffenhaft darüber befonnem was Gewich-tiges da in der fächfifchen Nefidenz vorgegangen warh und haben ihre erfie Meinung gerechterweife alsbald revidiert oder doch fich fo zu fagen alle Türen ausdrücklich noch offengelaffen. Nur ganz wenige Verbohrtez die

ohne jedes Geführ für das Außerordentliche und Merkwürdigex das fich da zugetragen- vorfchnell-vorlaut glaubten- im geifireichen Wißel-Ton oder in der alten Schuhriegel-Weif' dem Komponifien gegenüber noch weiter fahren - kurzx einem Strauß rnit den verbrauchtem abgeftandenen Kli-fchees auch jetzt noch beikommen zu können.

re *e q-

Z w ei Dinge haben die Dresdner Eindrücke und zumal das packende „E l e k t r a“-Erlebnis in ihrem geifiigen Nachgefchmack und letzten Nieder-fchlag zur vollen Klarheit nunmehr erwiefen. Wir werden über die A n t i k e einigermaßen umlernen müffen. Und es erfcheint durchaus not-wendig- über R i ch a rd S t r a uß fortan in einem ganz anderen Stile wiederx mit aufrichtigem Refpekt nicht nur vor dem „Orchefiervirtuofen'J fondern auch vor feinemKünftlerfireben zu fprechen. Von erfierem foll fpäter noch die Rede fein. Von lehterem einfiweilen hier nur fo viel- daß ein Sah wie der: „Strauß als Mufik-Eulenfpiegel verleugnet fich auch in der Elektra nicht!“ * die Blindheit des betreffenden Referenten zu einer völlig hoffnungslofen macht- weil er ebenfo fehr den Gipfel der Gefchmacl-lofigkeit überhaupt bedeuteth wie er angefichts der „Elektra"-Schöpfung und ihr e r Qualitäten fo deplaciert ift als nur irgend möglich. Und hier ift denn auch der Orh gegen ein Buch wie dasjenige von l)c Rudolf Louis über „Die Deutfche Mufik der Gegenwart“ (Miinchenx bei Gg. Müller) und die nachfolgende Infinuation darin gleich mit entfäyiedenfiem Protefte ganz unzweideutig Front zu machen (vgl. S. 99): „Es ift fchon einmal die Vermutung laut geworden - ich glaube„ Arthur Seidl hat fie zuerft aus-gefprochen -7 daß der Mißerfolg des Guntram* auf die Weiterentwicklung des Komponifien einen verhängnisvollen Einfluß ausgeüdh daß Strauß als Künftler damals - gerade herausgefagt - fo etwas wie einen mora-lifchen Knacks abbekommen habe. Jedenfalls drängte fich von diefer Stunde an in Straußens künfilerifcher Gefamterfcheinung ein Element immer mehr in den Vordergrund- das man mit einigem Reaht die ,Eulenfpiegel-Natur* des Künfilers genannt hat....“ Offen geftanden- ich erinnere mich gar nicht mehr der Stelle- wo ich das gefagt haben foll- und der Autor hat es fich mit feinem „ich glaube“ o h n e nähere Quellenangabe ja fehr leicht gemacht. Ich weiß nur ganz genaux daß ich irgendwo einmal davon gefprochen: wie München das fragwürdige Verdienft für fich in Anfpruch nehmen darf- den „Till Eulenfpiegel" in der Phantafie des Komponifien heraufgeführt- als Antwort auf fein ganz unglaubliches Verhalten dem

„Guntram“ gegenüber veranlaßt zu haben (denn es gibt ja gar keinen „Mißerfolg des Guntram“ außer eben den der einmaligem total verunglückten Aufführung in München. der ausfchließlich auf des Komponifien Vaterfiadt zurückfällt). Sonfi redete ich- in Polemik allenfalls gegen Straußen!!x nach meinem Gefühl allzu oft wiederholte Auseinanderfeßung mit feinen kritifchen Widerfacherm höchfiens noch davonx welch' tiefeinfchneidende Spuren und welch' herbe Bitterkeit die ganz erorbitante Münchner „Guntranc"-Erfahrungy die man in ihren Details noch heute kaum für möglich halten möchtex in Straußens Seele für längere Zeit zurückgelaffen- - von dem tragifchen Ern fi alfo und der fch m erzvollen Reaktion gerade in des Komponifien Schickfal und Leben7 nicht vom Spiele des lofen Übermutes und eines berechtigt ironifchen Ulkes. Louis' Scharffinn aber blieb es a l l e i n vorbehaltem felbfi in einem „Alfo fprach Zarathuftra‟ feinerzeit nur den „witzigen"Strauß wieder zu fehen und denMißerfolg des ,fGuntrami'ganz allgemein zu findenx ja feinemSchöpfer fogar einen „moralifchen Knar“ von d a her zu imputieren. So aber macht's- tut's und hält's unfere liebe Preffe eigentlich imm e r: erfi konfiruiert fie miihfamx aus freier Hand- einen „Popanzih um dann wacker auf diefen „Wauwau" (drum pub1ic0 loszufchlagen. So fireicht fie am liebfien mit Herrn Weingartner die feinen Übergänge- welche Brünnhildens magdliche Keufchheit offenbarenF um dann über Wagners „Liebesbrünfie" fich zu entrüfienz fo fah fie in die „Lene‟ der „Meifierfinger‟ kurzfichtig erfi den Lorßingfchen Operntyp einer mannstollen „Irmentraut“ hinein- um dann gegen Wagners Gefchmacllofigkeit der „al t e n Inngfer‟ zu eifern. Und darum ifi es auch dringend vonnötecy pkincjpiiZ odetore, und empfiehlt es fich ftets- die Naturgefchichte folcher Vorgänge aufmerkfam zu belaufchen- folcher fuggefiiven Pfychologie und Maffen-Hypnofe fchon in ihremEntfiehen beherzt auf die Finger zu - fehen.

'l' "e K

Ein paar prägnante Beifpiele hieß für viele. Eine der leßten kurzen Vornotizen und fiimmungmarhenden Entrefilets in der Tagespreffe v or der „Elektra‟-Aufführung enthielt u. a. den Sah: „Der Komponifi weilt feit einigen Tagen bereits in Dresdenx um den Proben beizuwohnen/ und ifi unermüdlich z. B. der Klytemnäfira den allerletzte n T ri ck ihrer fchwierigen Partie vor-zumachen.“ (Ich zitiere nach dem Gedächtnis/ verantworte jedoch dasx worauf es dabei ankommt.) Indem hier das Wort „Trick" fällt und diefer Begriff ohne weiteres einfach eingefchmuggelt

.WK
e
Wd
rl
EVE
dF
„un
.WW
r
LE
.S
„sie
mM
mv
0
.-
Cy
..W
ß»
UE
Pm
Wu
LZ
Jabra“.
1.

wird„ entfteht beim Lefer unmittelbar die Suggeftion der „Artifiik“ mit alle m Drum und Draw den fchönften Ausblicken auf Variete und Snobismus. Natürlich ift dem Komponiften derartiges aber nicht im geringften beigefallenx vielmehr war er nur eben eifrig bemühth der Vertreterin jener Partie die befonderez letzte A u s d ru ck s-Nuance für ihre Darftellung nach feinen künftlerifchen Intentionen beizubringen. Das aber hat ein Wagnery mimend und agierend„ zu Bayreuth oder anderweitig auch getan. Oder: einer fpricht mit g u t e r Berechtigung von „Raffinement“ der Straußfahen Orchef'ier-Technikz er meint das allerdings dann g a n z andersh als es fofort begierig von den Vertretern der „öffentlichen Meinung“ und Bewahrern der privaten Denkfaulheit aufgegriffen wird, Nämlich durchaus nicht in dem Sinne eines abfichtsvollen „Zynismus“ der bewußten Formgebungx eines ohne Enthufiasmus „kühl bis ans Herz hinan" den Effekt als Selbfizweck nur eben fuchenden Kalküls. Denn nicht um ein rein mechanifches Verfahrem um eine freiex verkünftelte Aktivität handelt es fich dabei„ fondern um eine organifrhß hiftorifch notwendige„ befondere künfilerifche Konftellation/ der alle geifiig fortfchreitenden„ technifch weiterarbeitenden Orchefter-Komponiften feit Berlioz und Wagneß alfo auch ein Rich. Strauß naturgemäß und mehr paffivz 11019113 7016-13 unterliegen. Nicht fie raffinierenh komplizierenh differenzierem eraggerieren und fublimieren bewußth fondern fie ftehen in einer natürlichen Evolution des Raffinierenrh Komplizierenß Differenzierenß Eraggerierens und Sublimierenrh der fie fich nicht entziehen könnenh fo fie mitarbeiten am „Webfiuhle der Zeit". Tut nichtsx der Jude wird verbrannt! - denn es bleibt nun einmal fchon ausgemacht/ daß es fich hier um einen kalt-übertreibendem bewußt-bizarren Orayefter-Virtuofen handelt- der ohne allen Gemütsanteilh fern jeder natürlichen Empfindungh „Zerebral-Mufik" nur fchreibt. Du lieber Himmel! Es ift ja auch fo unfäglich leichy bei den reinen Außerlichkeiten der Oberflächeh die man eben noch verftehtF einfach fiehen zu bleiben und die modernen Schlagwörter: dekadenß pathologifchh hyfterifchx „Revolution der Sinne und Nerven“ oder „Neuro-Mantik" (Wortfpiel für„Neu-Romantit") bequem mit allem Behagen darauf anzuwenden; fo unendlich fchwer hingegenx den organifchen Schaffensprozeß eines fich entwickelnden und läuternden Künftlers innerlich nachfrhaffend zu verfolgenh feinem konfequenten Muß mit Ernft nachzugehenh feiner geiftigen Verfaffung und feiner inneren Form behutfam nach- - kurz in aller Sorgfalt aufzufpürem was etwa nur technifche Vor-Studiß wichtigere Skizze und was dann voll ausgereiftes Meifterwerk fei.

Heute wiffen wir aus der Lebensgefchichte Richard Wagners. wie fein finnesfreudig-keckes „Liebesverbot“ die Antwort darauf war. daß man feine romantifch-edle Oper „Die Feen“ in den bezügl. Theaterkanzleien vollkommen unbeachtet gelaffen hatte: eine Art von natürlicher Reaktion alfo. mit der fich einer Luft machte. der nun einmal partout erft auf der Bühne gehört fein wollte. Und. da felbfi d i e f e s fraglofe Programm einer „Emanzipation des Fleifches“ im Sinn und Geifte des mondänen „Iung-Deutfchland“ infolge ausgerechneten Theater-Peches noch nicht verfing. blieb der unausrottbare Mufikdramatiker. der in ihm fieckte und um die belichteten Bretter in heißem Drange rang. zunächfi immerhin fo fehr dem äußerliahen Erfolgftreben wie der eitlen Ruhmfucht als einem Dämon noch verfchrieben. daß er für „Parifer‟ Fremd-Geifi und „große Oper“ höchft „zeitgemäß“ erfi nur feinen „Rienzi“ (s la Scribe-Meyerbeer) fich niederfchrieb. Warum nur wollen wir aus der nachträglichen Erkenntnis der Lebens-Drganik unfrer Großen im Reiche der Kunft immer fo ganz und gar nicht für uns und neue Fälle lernen?!
Weil Strauß fich ein m al mit einem vielgenannten „Uberbrettler“ zu einem „Singgedichte“ verbunden. braucht deswegen wohl fein ganzes übriges Schaffen auf die „Uberbrettelei“ fchon eingef'tempelt zu fein? Weil er einmal die „Erotik“ allerdings fcharf und vordringlich laut betont hat - wie Wagner. und einmal den Zeitgeifi. Zeitbewußtfein und Zeitempfinden im weitefien Umkreife des Publikums-Intereffes und Theater-Erfolges fkrupellos einzufangen wußte - genau wie Wagner: könnten diefe breiten äußeren Erfolge „Kunrad des Ebners“ nicht am Ende dasfelbe oder doch ein ähnliches Mißverftändnis bei der großen Welt gewefen fein. wie des alten „Reichhardt“ fogenannte „Triumphe“ - da. wo er fich oft in tieffier Niedergefchlagenheit darob. wund an Körper und Seele. mit wehen Schmerzen gerade am Boden wand? (vergl. „Bayreuther Briefe“ des Meifiers). Und wiederum: war es etwa notwendig. nach Richards I. bedenklichen Seitenfprüngen und „Ertravaganzen“ fein er ftürmifchen Iugend allen guten Glauben auf Richards II. künftige Idealentfaltung aufzugeben und ihm fchlechte Abfichten. nüchternen Kalkül. Affektation gegenüber der Welt mit wenig beneidenswerter Dreif'tigkeit ohne weiteres fchon unterzufchieben?
Endlich noch einen letzten und entfcheidenden Punkt. deffen Erörterung in diefem Zufammenhange mir gar fehr am Herzen liegt. Richard Strauß gilt ja weit und breit als ein ausgemacht „materieller“ Kopf. feit er die „Genoffenfchaft deutfcher Tonfetzer‟ (felbfiverftändlich nur im prak-

tifchen e i g e n e n Intereffe!) begründet bezw. fich an die Spiße der viel-
befehdeten „Anftalt für mufikalifches Aufführungsrecht“ (natürlich in rein
perfönlicher Willkür!) gefeßt hat; und diefe Auffaffung fcheint fich vollends
nun glatt zu befiätigen- wenn wir feinen derzeitigen Opernverleger
WL.: den Verleger!) von Amerika WZ.: dem notorifchen Dollarlande-
bei dem „Geld gar keine Rolle" fpielth wenn es gilt/ uns die befien Sänger
zu verderbenh Spezialitäten wegzufchnappen oder den „Gral“ felber fich zu
erhafchen) wenn wir alfo den geriebenen Gefchäftsmann vom „fmarten“
Kunf'tgefchäftslande Amerika berechtigt „amerikanifche“ Summen für
„Elektra“-Rechte fordern fehen„ oder aber den „reinen Engel“ Herrn Angelo
Neumann herzbeweglich über ganz erorbitante Aufführungsbedingungen
dto. klagen hören. Abgefehen nun davon- daß wir es noch ganz ununter-
fucht laffen wollenX ob nicht auch im le tz t e r e n Falle der Herr Verleger
dafür allein verantwortlich fein mag; fowie noch obendreim daß Amerika
mit feiner pharifäifchen Muckerei bezüglich der „Salome“ ehedem beim
Komponifien f. z. f. noch eine Suppe auszubrocken hat; und abgefehen endliä)
davonX daß felbft R. Wagner die Güte eines gewiffen „Philadelphia-Marfches"
nach dem dafür erlöf'ten Gelde zu tarieren liebte„ - warum denn ift noch
niemand auf den verdammt gefcheiten Einfall gekommenz zu fagen oder
anzunehmem daß Richard Fun. die Macht feiner günftigen Pofition als
derzeit „nachgefragtef'ter“ Bühnen-Komponifi vielleicht nur eben benüßen
möchtez um Meif'ter Richard 8 e n„ der blutige Tränen um die notwendig
gewordene Preisgabe feines „Nibelungen-Ringes" aus Bayreuth dereinft
geweint hatz als Alberich das „Rheingold“ entführte; und zum Unrein-Golde
machteh an dem praktifchen Ausbeuter feiner damaligen Notlage nachträglich
noch folenn - zu rächen (fo etwa„ wie er es in der „Feuersnot“ an München
fchon getan hat)? 1D! oasihno ultor! Des altgewordenen Herrn Neumann
wehleidiges Iammern ob folch' „unerhörterZuf'tände“ wiegt wirklich ganz
ebenfo leicht in unferen Ohren und Augenz wiedielauten Entrüftungsrufe über
„unparlamentarifchesVerfahren“ feitens des „Bühnen-Vereins“ gegenüber
feiner durch Richard Wagners Freundfchaft geheiligten Perfon„ nachdem er
fich als Direktor ja von vornherein „wildlings“ von diefemxParlamente felbft
ausgefchloffen hatte„ da er es (warum wohl?) ablehnte„ ihr als
Mitglied beizutreten. Doch dies war's gar nicht einmal. was ich fagen
wollte. Vielmehr gedachte ich die Aufmerkfamkeit des geneigten Lefers
'einmal auf die wachfende foziale Emanzipation des Tonkünfilers mit Nach-
druck hinzulenkem die fich in nachfiehender Reihe und hifiorifcher Stufenfolge
ganz erfichtlich zeigt. Noch ein Iofeph H ay d n lebt als untergeordneter

Knecht und DienerX gleichfam als Vedienter feines Herr-m des Fürften Efierhazy- in vollfier fozialer Abhängigkeit von diefem. M o z a r t bereits protefiiert- bis zum BruchF gegen die Zumutung feines Herrn- des Vifchofs von Salzburg- an der Gefinde-Tafel mit zu fpeifen. Ludwig „van“ B e e t- h o v e n fodann ereifert fich Wolfgang „von“ Goethe gegenüber zu Tepliß- daß er unter fo vielen Bücklingen tieffier Devotion mit den hohen Herrn verkehre- und fchreitet aufrechten Haupteß den Hut ftramm auf dem Kopfy ebenda mitten durch die gefürfieten und befiernten Gefialten - ein etwas krampfhafteß doch bei aller Halsfiarrigkeit im Grunde ungefährlich naiver Demokratz der „die Welt nicht beffer macht„ wenn er fie detefiabel findet‟- fiatt fich in fie klug zu fchicken. Franz Lif zt dementgegen wieder weiß die Sache meifierlich-vornehm von einem anderen Ende fchon anzupacken und bringt es nicht nur fertig„ in höfifchen Formen felbft- durch manches charmante- und als folches eben auch erträglicheX Vonmot die hohe Welt gelegentlich recht fouverän zu kritifierenx fondern auch den Refpekt für Kunft und Künfiler z. V. durch fein Apereu: „Wo Seine Majefiät fprechen- hat der Künfiler zu fchweigen!‟ oder „Ich wollte Ew. Majeftät Unterhaltung nicht durch mein Spiel ftören!“ fich autoritativ zu erzwingen. W a g n e r endlich wird der F reu n d eines Königs und kommt fogar in die Aus- nahrnslagex an der Seite Sr, Majefta't als gefeierter Künfiler von der großen Hofloge des Münchner Kgl. Opernhaufes aus die fiürmifchen Ova- tionen eines Publikums mit dankendem Verneigen entgegenzunehmen. Damit ift die gefellfchaftliahe Hebung des ganzen Standes, die foziale Emanzipation zumal des Tonkünfilerberufes fchrittweife endgültig voll- zogen: beginnt jeßt- den Zeichen der Zeit gemäß die fozial w i r t f ch a f t- liche Entwicklung des Mufikersx in firenger Konfequenz des Voraus- gegangenen. Soll nun„ diefe Zeichen der Zeit verfianden und fick» als einer der wirtfchaftlich Stiirkfieny zu deren Führer aufgeworfen zu haben„ bei Richard Strauß wirklich ein „Verbrechen“ fein? Ift es nicht vielmehr ein Verdienftz hier von höherer Warte aus klarer gefehen und beherzh mit aller zu Gebote ftehenden Energie eingegriffen zu haben? Die wirtfchaftlich Schwachen vermögen das doch niemals für fich allein herauszuhauen- und juft in der Literatur bildet es ja den fiehenden Vorwurß daß die kräf- tigen Schultern und höheren Namen entweder von ihrem Standpunkt aus oft zu indolent feien oder aber fich zu gut dünkten/ hierin „tonangebendT Brefche legend voranzugehen! Wieh wenn die Hifiorie fpäter einmal einen ganz befonderen Ruhmestitel Richard Straußens gerade darin erblickte- daß er es nicht fcheute- dief e Kaftanien aus dem Feuer zu holen und fich

dabei„ was man fo fagt„ perfönlich auch ein wenig die Finger zu verbrennen? Wenn fie dereinft in b e f f e r e r Einficht darüber h i n a u s deutlich überfähe„ daß ein folcher „Erzieher zum Erwerbsfinn“ auf „erponiertem Poften'ß mit Übernahme einer derartigen Ehrenpflicht gegenüber feinen unpraktifchen Genoffem zugleich „in Gottes Namen“ opferbereit und willig manch' Odium auch auf fich nehmen muß weil das eben fein e fiarken Schultern weit eher aushalten können: z. B. „merkantil“ zu fcheinem wo er im höheren Sinne die Sache des zukünftigen materiellen Wohles der a n d ern zugleich und vor allem zu führen hat; bei diefem Kampfe aber auch gar oft höchfi mißverfiändlich eine prononciert „gefchäftlich“ fich ausnehmende Außerung da und dort fallen zu laffen„ die ihn in den fchwärzefien Verdacht des fchnöden„Mammonismus“ bringß während er im Grunde nur eben mit der Angebotgeftaltung einmal weithin Beifpiel gebend „extrem“ vorangehen muß? Geradezu klaffifch bleibt ja das in den Neumann-Memoiren niedergelegte„ beredte Zeugnis l): Förfiereh der fich nicht wenig darüber verwundert„ in dem „Genie‟ Wagner auch einmal auf einen klugen Rechenmeifieß der Paroli zu biegen verftehß zu ftoßen! Man betrachte doch einmal diefe Dinge alle objektiv unter folcher ,„kulturpfyÖologifGer“ Lupe„ und das alles wird alsbald weit anders als in der ebenfo fenfationslüfiernen wie annoncenfreudigen Preffe ausfchauem wenn wir perfönlich auch Freund Strauß lieber nicht bis zum amerikanifchen Großwarenhaufe dabei hätten „kondefzendieren“ fehen mögen!....

Auf diefer neuen Bafis nun aber müffen wir feine markante Künfilerperfönlichkeit fürderhin billig betrachten und wollen wir denn auch im weiteren feiner eigenartigen Erfcheinung beffer gerecht zu werden fuchen. (Ein weiterer Artikel wird folgen.)

Erich Felder:
Leo Putz.
Die Münchner Malergruppe „Scholle“ befitzt einen Vorzug. der fich bei den dortigen Sezeffionifien fchier auf einige' Altmeifker befchränkt: die frifche Tatkraft der Jugend. Und darum hat fich die füddeutfche Kunftmetropole feit Jahr und Tag gewöhnt. ihre zuverfiäjtlichften Hoffnungen auf die „Scholle“ zu bauen.
Unter den Koloriften diefer freien. durch kein Dogma gebundenen Vereinigung ift Leo Putz unbefkreitbar der fiärkfie und feinfte. Die fonore Klangfülle feiner Farbenfchöpfungen bereitet den Befuchern des Glaspalafies allfommerlich wahre Fefie malerifcher Tonkunfi ; eine ftilvollere Umrahmung finden feine wählerifchenWerke feit mehrerenIahren in dem eleganten Kunftfalon des Kammerfängers Franz Iofef Brakl. der die für Künftler und Käufer gleich förderliche Aufgabe. das Bild als Zimmerfchmuck zur Geltung zu bringen. mit dem Elan und kündigen Blick des wirkungsficheren Theatermannes zu löfen wußte. Brakl. der fich durch fein energifches Eine treten für die moderne Malerei unfchätzbare Verdienfie um das Münchner Kunfileben erwirbt. hat in der großen Kollektivausfiellung vom Jahre 1906 eine Uberficht von Putzens vorhergehenden Schaffensperioden geboten. die an Reichhaltigkeit nur durch die unlängft veröffentlichte publiziftifche Zufammenftellung deffen Lebenswerkes übertroffen wird.
„Leo Putz. ein deutfcher Künftler der Gegenwart“ betitelt fich die Monographie von Wilhelm Michel. die bei Klinkhardt cke Biermann in Leipzig erfchienen ift. „Etwas früh‟ - wird mancher wohl fagen. fieht doch der junge Meifier kaum erft mitten in der kraftvollften Entwicklung. Ich meinesteils zähle es zu den dankbarften und rühmlichfien Betätigungen des Künftfchrifttums. bedeutende Talente fchon bei ihrem Auffkieg fördernd zu begleiten. und doppelt begrüßenswert ift es. wenn diefes Ziel in fo zweckbewußter Weife erreicht wird wie durch Michels Monographie.
In erfter Linie wurde dem Künftler felbft das Wort erteilt; Puß. den prächtigen Menfchen. hat der Autor in feinem literarifchen Porträt famos getroffen. Vielfach kam ihm hiebei freilich feine poetifche Ader zu fiatten. aber mit blinkenden Worten allein wird man diefem „lieben Kerl“ und

guten Kameraden nicht gerechtp der „fo gar nichts aus fi>) macht“. Bei folchen familiären Bezeichnungen darf man beileibe nicht an jenes hemdärmelige Naturburfchentum denkenx durch welches werdende Meifier oft ihre Urwüchfigkeit dem Bewußtfein der Zeitgenoffen einzubleuen befliffen find; Putz ifi vielmehr Gentleman- auch in der Formz eine feingefiimmtez edelgeartete Natur von jener unverwüfilichen Kindlichkeitz die das befie Erbteil des Künftlers bildet.

Das Wiffenswertefie über Puig den Malen teilt uns fein Biograph aus zwanglofen Gefprächen mit Puß- dem freimütigen Gefellfchaften mit. Diefer Vertrautheit mit feiner Eigenart verdanken wir manche knappe technifche Auffchlüffe von fachmännifchem Wert. Schade nurx daß der Begriff des „Bildmäßigen“ hier nicht fchärfer gefaßt ifix auf den es bei der Weiterentwicklung diefes Künftlers wie der modernen Kunft überhaupt doch hauptfächlich ankommt.

Wem es noch nicht bekannt warx der erfährt aus dem - nur in q u a-litativem Sinne „vielfeitigen‟ - Texte nebfibeiz daß Putz anno 1869 im fonnigen Meran geboren iftz daß auch er in jungen Jahren nach Paris pilgerte„ wo der Impreffionismus das; Licht der Weit erblickt hat, und die Offenbarungen Manets in fich aufnahm. Bouguereaux bei dem er fiudierte„ vermochte zum Glück feine Richtung nicht dauernd zu beein-fluffenx auch feine deutfchen Lehrer Pößelberger- Hackl und Höcker trugen wenig zur Entwicklung der Künftlerperfönlichkeit bei/ die fich damals erfi voll zu entfalten begannx als Putz nach feinem Scheiben aus der Sezeffion in der „Scholle“ Gelegenheit hattex umfangreichere Werke juryfrei zur Schau zu fiellen. d

Unter den 75 Reproduktionen der Monographie- von denen wir hier eine Auswahl bietenx finden fich verfchiedene alte Bekannte aus der-,IugendJ kunterbunte Szenen aus dem unermeßlichen Märchenreichez in dem Leo Putz allezeit heimifch blieb. Stammt er doch aus dem fagenreichen Land Tiroh wo an heimlichen Sommerabenden König Laurins Rofengarten ergliiht/ das Venedigermännlein auf feinem Zaubermantel durch die Lüfte gondelt in das gefegnete Friaulx fpukhafte Poltergeifier zur Mitternacht um verfallene Ruinen fchweben und das Rapunzlein den Wanderer an verräterifäze Klippen lockt wie die Lurley den Rheinfahrer. Doch nicht auf die heimifche Volksfage befchränkt fich die-freizügige Phantafie des Künfilers; bald erzählt er uns die traulichen Maren vom gefiiefelten Kater und vom Dornröschenz bald erfcheint feinem träumenden Auge ein un-geheures Moorgefpenftx das die zappelnden Menfchlein wie frifchgefangene

Fifche in feinen fchwarzen Riefenarmen heimträgt. Ia. es fpukt felbfi in der guten Münchner Stadt. zumal im Karneval. wann der bewußte Kobold meuchlings aus den Sektgläfern fieigt; und die Erinnerung an farbenfrohe Fafchingsfefte verfeßt den Maler wohl in jene galante Zeit zurück. in der gepuderte Damen. zierlich wie Porzellanfigürchen. dem fchmachtenden Schäfer präziös die Hand zum Kuffe reichten und lofe Amoretten gleich fchwärmenden Faltern durch die Lüfte flatterten
Immer neue Fabelftoffe fchöpft der Künfiler aus dem Gebiete der Tierwelt. Sein eigenes Atelier ift undenkbar ohne den pußigen Kater. jenen epikuräifchen Philofophen. der auf des Meifiers Geheiß menfchliche. allzumenfchliche Gewohnheiten nachahmt. Ebenfo hat bei Putz alles Getier etwas Menfchenähnliches: der plumpe Bär tanzt mit eleganten Dominos. wie andere gefehte Leute in der Fafchingslaune auch. fogar die phlegmatifchen Schnecken. deren gallertartiger. fchleimiger Leib den Maler reizt. geraten in homerifchen Kämpfen aneinander. Oft wieder weifi umgekehrt der Menfch. wie Puß ihn fieht. kuriofe Züge vom ..Urvieh“ auf. Unter feinen Zauberweibchen gibt es gefiederte. gefchwänzte und getigerte. abfonderliche Ausgeburten. wie fie etwa Sindbad. der Seemann. nach Prinzeß Scheherazadens Erzählungen auf feinen wunderbaren Weltreifen erfah “
So unterfiüßte der Fabulift von Anfang an auf das reichlichfte den Maler. der doch aus eigenen Mitteln fein glänzendes Auskommen hat.
Auch als Freilichtmaler ift Putz ein Sohn feiner gefegneten Heimat. Er hat fich von jeher nach Sonne gefehnt. war er _doch einer von jenen. die bei den Jugendausftellungen der Sezeffion Licht in die Landfchaft brachten. fo irn Frühjahr 1902. als gleich 14 Arbeiten feiner Hand auf dem Plane erfchienen. Da flutete das fliiffige Sonnengold gleißend in die Jnterieurs. feine breiten Kringel fpielten auf dem Hellgrün des faftigen Laubes. tanzten auf den Zitterwellen. die den Kahn mit der bekannten „Dame in Gelb“ auf ihrem Rücken trugen.
Diefe vibrierenden Lichtwogen begünfiigten allerdings eine gewiffe Formlofigkeit. die ja durch den fiudienhaften Charakter der meifien Arbeiten hinlänglich begründet war. aber den gewaltigen Fortfchritt der legten Jahre in formaler Hinficht deutlich erkennen läßt.
Noch erftaunlicher tritt der kolorifiifche Auffchwung zutage. den Puß feit damals genommen hat. Es ift. als wäre er fich. durch die wärmende Sonne des Erfolges gekräftigt. erfi allmählich feiner inneren Harmonie bewußt geworden. Bei der prangenden Farbenfülle feiner modern gefehenen

__ f___~—_
„MW- 4 ,-.B .0
r 1.73.»
_e . x
„-
Q‘s. „kw , .
M' P.» .\.\.M,.~fl n. . .r
I

Ffii '7
*I1 L" .
*Fifä'e .- 7-7-, ken f:**:* :een Ricfrnarmen heimträgt. Ia, es fruit: feld--
de»- guter '* '.iinch- er Stadt/ zumal in'. .Kara-.daß wann der rera-.zßte 0'.- 2--
n-*u,*i-.-.!i aus tin Er-kigläfcrn ftcig'; und die Erinnert-na an far-*r*
f-..ir Fair" *nr-FN*: *mir-nt den Maler wohl in jene zalantr Lie-it tur;-
.71 du*: :erntet-a Ortner, ..i-:nich wie 'Irrirl'anfigürwem teen fan n.,-
ter dcn 54!- -fer 32.7;9 ös *wir .Sand zum :Ruff: reichten und lc-j.. ?mofa-tc?,
.Wei-d WiKi-*ficti- M Filtern durch die Lüfte flatLertcn . . ,.
:gm-.1er rie-.r- Iidclfiarfe fchiipft der .iLünftler aus dem Gebiets c*
.dern-:ld Sun tua-en... Afrlier ift undenkbar ohne ten oußxcjw "x-..*-
[cneu epikuraifa-:n *kl-:lof-*pltenj der auf des Mwf'cers Wilken] creme-:3c:-
t!!rz_-xfi'.-:niüjli>e Gem;- nt-eiten naeh-abc:: Edenfo b1t bä-i Put- -."..‟*c 7-2.*
c;*n„-1- Mcnf-beniihu'.;-.r„s: der plumrr 'Bär tanzt rnit eleganten Low-.7rd-
wie andere 5;'fe-:te "rc-..te in der Fafthcagslaune aurhj foaar die pin;
matif-.b-:n Schneckenj deren gallrrtartigc-r,. fchleimiger LW- :cn *JL-.l-
rrizt, jap-:irn in home-.Linken Kämpfen ancinandcu ("f1 Wit-05*? kreu-
u--r:;c-':Z,>.-i .der 'Nie-»7.73 wre *Vu-x ihn fir-'ih kurt-sfr (Iiig- 'oc-'n ,wiird-
37'. 'ür-ter f2,!t;*it J-uberxrcibthr-z gibt ra gefied-x-te. geiciwääzt: nn'
grün-rtr. abroad-:lila ?l»rc-.z-,rbu-ten.j wir fie etwa Raab-47.; :x: (Ze->-
r-*unrn nar- O ..iz-7*? (Jr-l .-lierazadens Erzählungen auf“ f-:inmt x:--„-*.d--r*:»:*r-“
:Zel't'itif-li Trial' . .
In u-.rCrfmf-re der Zinni! von Anfang an auf das rei-:hl F". Mal-r, der doc.: aus eigenen Mitteln fein
ginn-zende!? ?turk-*armer i.-
Llacf. ils (Atrium-maler ift Put? ein Sohn feine: gelegt-etc:: .fd-*7.; 'F' i..-
fiar *-*n jeher nau; Stu-:re gxfcbntF war er _doeh einer vor. ren-m d1- ve
den Jugend-:*sftellue-gen def Sez-:ffion Licht in die Landfabaf; 'ara lite'
fo in“. Jui-.far 1963j als gleZaZ 14 Arbeiten lefner .*"iand auf den! *II-:cn-
erfrl ,euere Q7 flirete das fluffige Conne-ngclld girifZrnd n' di.- „Amaru-4:3
feine breiten Krit-gel 'fr-Zelten auf den'. Hellgrün des fri'tigci: Raul-rr. wenn.
Il*: "eu :Ziffer-rei'ieij 'die LM .tl-:hn mit der beit-:nalen „Dam“ in ?He-ii“
auf .dr-:ter Mit-'ron trugen.
.ki-,fc vibrierenren Achim-:gen b*a,ii*.z?iaten allerdings (77'7':e zereiffe
Fx-rpkiofiglri'; die ja dur-.h den Oldie-ihn'- cn Elj-ZraKr-r der meifi-:n Arbeit-a
hirxliinaliri- begründet war, aler den gewaltigen Fortfchritt der l-:Zi-rn
Jahre in for-...4.:- -r-*iityt deutlich cr!"- art-kn läßt.
No.4. eric. -. r .rin der koloriftjfc - Il.- zl'chwung zutage, den Puß
frit dan-:[4 .ZU-t"- --a h', Es ift, ai*- *rZ -- c'. Zirl, durch die uiirinende
*LU-nie (M :7:3. 2 :rr-„nutzt, erfi almoj-..h feine-i' inneren Harmonie
K* 2-17: 3,2*: kr!“ -r. "F :x : print-genden *_rarbrafutie feiner' modern gefehenc-e
i :-

..SZON FLY :09 ?2W :ZW
mo.-
.ZmwZ-.e :x m3? ZR ...ZZ-n

EMPTY

.großen Biedermeierfzenen mag man an das klare„ transparente Feuer funkelnden Edelgefieines denken oder an die blühende 8Fracht der Haarlemer Tulpenfelder. Wie jubelnde Fanfaren erfüllten diefeWmetternden Akkorde die Säle des alten Glaspalafierh ohne doch je grell und derb zu wirken. Pußz der erfindungsreiche Märchendichter- ift nun ganz M a l e r ge- -worden- ohne an Poefie zu verlierem - im Gegenteil! Auch beim Porträtx dem er fich jeßtöfter zuwendet- intereffiert ihn vor allem das farbige Problem- obwohl er fich gelegentlich wie bei dem Bildnis des Kammerfängers Brakl- als treffficheren Eharakteriftiker erweifi. Sein Lieblingsthema aber ifi die Frau- oder eigentlich das malerifche Verhältnis des Frauenkörpers zu feiner .natürlichen und künfilichen Umgebung. Zwar- von Toilettegeheimniffen hält er wenig; das Froufrou der Weltdame hat den gefunden Sohn der Natur nur mäßig begeifiert; lieber find ihm die ernften Frauen in fchlichtem fchwarzem Kleidex die er beim milden Glanze der Herbfifonne durch ftille Schloßgärten wandeln fiehtx dann die füßen Münchner Mädelnf die mit fo zwanglofem Schick gekleidet find *- oder auch nichh wenn es dem Künfiler 'darauf ankam„ die Leuchtkraft des Evakoftümes im Freilicht zu erproben. Nur die m a l e rif ch e Erfrheinung hat er im Auge- mag er nun heute »einen Teller mit fchwellenden Früayten wiedergeben und morgen ein Aktmodellz das im Schoße des Ateliers geborgen ruht. Bei Putz dem fo oft mit Entrüftung oder Behagen Erotik des Motives zugemutet wurde- muß immer wieder betont werdenh daß die Schuld an diefem beliebten Mißverftändnis den Befchauer trifft. - Wie man auch über die angedeutete Frage denken magf die hier nicht näher erörtert werden follx ficherlich i| »es eine fittlich wertvolle Eigenfchaft der Kunfh daß fie imftande iftx den hüllenlofen Körper als Gegenftand rein äfthetifcher Betrachtung zu verfinn- lichen. Wenn jemals- fo ift dies unferem Künfiler bei dem „ftehenden Akt“ vom Jahre 1908 gelungen. Die mit vollem Blau und fattem Grün zu den warmen Fleifchtönen kontrafiierende Farbenfkala übertraf an Kühnheit und Brillanz alles Vorhergegangene; mochten die Meinungen darüber geteilt fein- ob die köfilichen kolorifiifchen Einzelheiten diefes Bildes fich refilos zur harmonifchen Gefamtwirkung vereinigten/ - jedenfalls ftand man vor einem malerifchen Ereignis erfien Ranges„ das den Gegenftand des entzüclenden Farbengedichtes völlig vergeffen ließ; zum Überfluffe trug hiezu auch noch die fafi fpröde Formbehandlung des Aktmotives bei. Und d i e f e s Bild wurde als anfiößig aus dem Glaspalafie entfernt- demfelben;Glaspalafte„ in dem fo viele fchlecht gemalte Huldinnen ver- möge ihrer halbverhüllten Reize mit dem Käufer kokettieren!

Leo Putz Erich Felder
- Triebkräftige Vollnaturen prüft man bei aller Freude an ihrer Gegenwart gern auf weitere Entwicklungsmögliäzkeitem und Putz hat bisher auch in diefer Hinficht nie enttäufcht. Neuerdings macht fich neben der fortfchreitenden Verfeinerung der Kolorifiik eine wohltuende Ver-einfachung und Befiimmtheit in der Kompofition geltend„ die das organifche Wefen des Kunftwerkes lebendiger hervortreten läßt. Der Künftler hat fich offenbar mit dem Problem der Bild-Anordnung in letzter Zeit viel befaßh und in feiner klugen Befcheidenheit verfchmäht er es neben dem Studium der Alten nicht„ auch bei mitftrebenden Meiftern Anregungen zu fuchen. Über theoretifche Fragen hat er insbefondere eingehenden Gedankenaustaufch mit Adolf Hölzel gepflogem der fich über die Gefetz-mäßigkeit des Kunftfchaffens fo klar ift wie kaum ein zweiter in Deutfchland und für deffen Anfichten Putz feinerfeits mit der ganzen Wärme feines lauteren Charakters eintritt.

Gerade weil Leo Putz fo rafilos an fich weiterarbeitey weil ihm nichts* ferner liegt als der Unfehlbarkeitsdünkel des Gottesgnadentums„ darum dürfen wir vertrauem daß er halten wird„ was er verfpriiht. Aus eigener Erfahrung und durch die Vertiefung in die ewigen Meifierwerke fchöpfte er die Erkenntnith daß die Beherrfchung der künftlerifchen Ausdrucksmittel unendlich weit über die manuelle Technik hinausreichh und fo wurde er„ der deutfche Künfilen an Kultur den modernften Franzofen ebenbürtig„ denen er an Unmittelbarkeit des Naturgefühls überlegen ift. Von der frifchen Urfprünglichkeit der Wirkung hat er dadurch nichts eingebiißtz. feine virtuos wiedergegebenen Impreffionem feine temperamentvollen Farbendichtungen können vielmehr nur gewinnem wenn fie zum har--monifch und rhythmifch vollendeten Bilde ausreifen.

Zielbewußt hat Leo Putz den Weg betreten„ der Auserwählte feiner-Art zum Gipfel führt - Gliickauf!

Rund
d
Paludan-Müller.
(Zu feinem 100. Geburtstag.)

Es gibt eine internationale Sprache. Sie ifk reicher als alle Sprachen der Erde. und fie ifk fo einfach. daß fie nicht einmal der ärmlichfien Grammatik bedarf. Sie hat keine Worte. und fie ift doch allen verfkändlich - - die Sprache der Seele! . . .

Blanke Augen fprechen beredt - hab acht darauf! Und eine vibrierende zitterndefBewegung der Lippen läßt das Räderwerk unausgefprochener Wünfche gar vernehmlich ticken. .

Wie abweifend. ftreng und herb antwortet eine ruhende gefrorene Minute! Wie fpielen die vornehmen wächfernen Finger mit den manikürten rofigen Rägelchen - an deine fchöne Hand denk' ich. Leferin _ wie fpielen fie eine nervöfe durchgeiftigte Symphonie in Dur und Moll! -

Und kommfi du in ferne. fremde Lande - und kommfi du zu den Menfchenfreffern: Die Sprache deiner Seele wird man wohl verfiehen; die Laute deiner Zunge nicht.

1.:
'k
*

Es ift etwas Schönes um fo eine Sprache!

Uralt ift fie - - die Sprache der Seele. Alter als die Menfchheit; denn fchon das Tier fpricht fie.

So fein nuanciert. fo hyperfenfibel ift fie. fo erakt abftrus. daß ihr füßes Geheimnis von der materia-
f ch a u.
lifiifchen Welt der Kultur fchier erdrückt und getötet wird. -

Ach. fie ift uns verloren gegangen! Hinter einem Wufi harter und flotternder Artikulationen. hinter der Wohlgefeßtheit artiger und nichtsfagender Hohlheiten ift fie uns verloren gegangen. Nur manchmal regt fie ihre purpurnen Zauberflügel - dann ift's. als fängen irgendwo in uns Engelsfiimmen.

In folchen Augenblicken heben wir wohl die geballte Fauft drohend auf in heiligem Zorn oder finken gebrochen ins Knie vor heiliger Liebe. Und es fallen unfere Masken.. .

Ja. es ift etwas Schönes um fo eine Sprache!

ak *
K
Der kritifche Beobachter unterfcheidet das kulturelle Sichgeben. das auf dem allgemeinen Moralbegriff und der konventionellen Anfiandsform bafiert. von dem urfprünglichen in ft i n k t i v e n Sighgeben. das vom Gemüt diktiert wird. Aus diefem Grunde hat man das Genie allemal einen n a i v e n Menfchen genannt. In d e r Hinficht ift es naiv. daß es aufs Ewige. Uralte zurückgeht und die Kultur da verleugnet. wo fie das Urfprüngliche verdeckt. Und weil der echte Künfiler dieSeelefucht.findeter dieWahrheit. Das aber ift ein herrlich Ding -
- die Wahrheit!
Es ifi etwas unfäglich Einfaches und zugleich Harmonifches. etwas

Rundfihau
unendlich Großes und zugleich Kleines„ das Nichts und das All.. .
[Z. Hier verfagt unfere Ausdrucksweife. Das Leßte und Tieffte läßt keine Formulierung zu. Dumpf wuchtet es als unausfpreaylichem unwiderlegliches:Sein auf dem Grunde derxfragenden Seele. Dem wahren Künftler nur ifi's gegeben„ Parallelgefühle zu wecken.
Dann fie>t das Wort feinen fchälenden- mufterndem differierenden Individualismus auf. Es wird grenzenlos und wächft ins Univerfelle. Es defertiert dem Ver-
f't a n d e und heidi! - marfchiert's als Vafall des Königs G e m ü t. Das gibt ihm das Gigantifche. Seine Körperlichkeit wird zum Schemem feine Klarheit zur fymbolifchen Idee.
* *
K
Derart meifterte der große unfterbliche Däne Paludan-Müllerl) die Worte. Diefer Mann fagte einmal: „Man verlangt Fleifch und Blut von der Poefie„ Fleifch und Blut find in den Schlachthäufern zu haben; von der Dichtkunft können nur Gefühl und Geift gefordert werden.“
Ein Werk Paludan-Müllers ifi in deutfcher Sprache erfchienemAdam Homo heißt's. Es ift die Gefchichte jenes Typus von Menfchem die ihre I u g e n d in ernfihafter Schwärmerei und idealem Aufwärtsftreben zubringem während ihres M a n n e s-a l t e r s als Verfechter großer Gedanken und als Volksredner auftreten„ bis ein gewiffes gefährliches Stadium der R e i f e fie zur Flach-

1) „Adam Homo.“ Von Paludan Müller. Mit einerVorrede von Georg Brandes. Überfetzt von Emma Klingenfeld.

heit und zum Strebertum verführß- indem es den Wert des Außerlichen und Oberflächlichen im gewöhnlichen Dafein allzu präzife demon-|riert. Alsdann wird „umgefattelt“. Der „Volksmann“ macht dem „feinen Mann“ Plaßx und der Gleichmacher Tod ifi die unfchuldige Urfache der Grabfchrift:
„Hier ruht Herr Adam Homm
rings mit Preis genannh
Baronf Geheimrah Ritter von
dem weißen Band.“

In „Adam Homo“ fchildert uns Paludan-Müller nicht e i n e n Menfchen„ fondern d e n Menfchen. Das ifi das Große und Unvergängliche an dem Werk. 1)!: Curt Radlauer.

In der Kälte.

Morgens„ wenn man aus dem Haus tritt„ fchmiegt fich die Kälte nicht wie ein weißes Tuch einheitlich ans Gefichy fondern kleine Holzklößchen fchlagen auf einzelne Teile des Gefichts„ auf die Nafe„ die Ohren. das Kinnp während alles andere noch eine Weile Ruhe hat. Vor Schmerz drückt man die Zähne aneinander. da werden die Lippen naß„ die man öffnen und man muß fie mit der Zunge abftreifem wodurch fie aber noch näffer werden. Die Luft ifi im Nebel verfchmußy und da man durch den Mund atmet . . . die Nafe hat der Froft wie zufammengepreßt . . . fammeln fich bald in der Kehle beißende Körner. Je fchneller man gehß defio heftiger ftrömt der Staub ein. Bald aber auch frieren in den Handfchuhfpitzen die Fingeß man muß die Hände in die Tafchen fie>enz und dadurch geht man langfarneß i größeren Schritten. *

Das alles aber behindert meinen

Frohfinn nicht. nicht meinen Mut. . . Die Straßen braufen vor Dunfi; der Rauch. auffieigend aus den Rauchfängen auf jedem Haus. gibt ihnen etwas Geordnetes. Kriegerifches. . . nun gleichen fie Panzerflotten. die an den Feind dampfen in voller offener Fahrt. und die kleine rote Sonne darüber ift nur ein Signal zum Angriff. hergefchwenkt von der weiten Küfte her. Zum Angriff! Menfchen laufen vorbei. die fernen grau. die nahen in gefärbtenKleidern, So dicht liegt der Nebel. Ich denke: da müßte doch. während fie fich nähern. das Grau allmählich Farbe bekommen. Jch gebe acht darauf. aber diefe Veränderung hat. obwohl ich fie zum erfienmal bemerke. nichts Ungewohntes und nichts Wunderbares.
Plößlich fühle ich mich ganz mager im Geficht vor Kälte. Und der Wind bläft in meine Manfchetten wie durch Röhren zwifchen Arm und Atmel hinauf... Schnee kommt.
Die Flocken treiben im Wind wagrecht durch die Gaffen. man fieht fie felten fallen. dann dichter. Man geht unhörbar. Auf dem Trottoir wird der Schnee braun. klebrig. von Schuhabdrücken gepunzt. in der Straße durchziehn ihn wie fchmutzige durcheinandergewirrte Lederriemen die Gleife. Und nur ein fchmalfter Streifen am Rande der Fahrbahn. knapp längs des Trottoirs. bleibt immer hoch. krifiallweiß und locker. Jn den Fugen der Pflafierfteine wächft der Schnee zu kleinen kotigen fieinharten Klümpchen. zu größeren Fladen. über die man hinglitfcht. . . Eine Grube ifi mitten in der Straße aufgeriffen. man fieht unten die dunkle Leitung; ein paar Holzbretter. mit Ziegeln befchwert. führen hinüber als Brücke. Und nebenan. dort wo dieGrube weitergegraben werden foll. ifi das Trottoir mit brennenden zerrüttelten Kohlenftückchen belegt. die wohl den gefrorenen Kitt zwifchen den Steinen erweichen follen. Wie eine warme Decke. afchgrau mit roten Flecken. hüllt die Kohle das Pflafier ein. Recht fo. denke ich und bleibe ftehn. im Winter follte alles Kleider haben. nicht nur die Menfchen. auch der Erdboden. die Mauern. die frierenden Faffaden

der Häufer. . . Ein Arbeiter facht das
Feuer an. indem er mit einem Befen
darüber hinwedelt. ' Ein dünner
heißer Luftftrom bläft einen Augen-
blick. Dann kommt ein anderer Ar-
beiter. legt feinen Mantel auf die
Straße. die Hacke daneben. Ich
fage mir: „Er richtet fich zu feiner
Arbeit. Es ifk Morgen. Er etabliert
fich auf offener Straße. im Frofi.
im Schneewind. zwifchen vorbei-
laufenden Leuten. wie ich auf mei-
nem Schreibtifch. . . Ans Tagewerk
alfo! Zum Angriff!"

Mar Brod,

Der Militarismus in der
Revolutionszeit. Eine
Generalsdebatte.

Neulich fuhr ich mit der Bahn
von Potsdam nach Berlin und hörte.
ohne gefehen zu werden. ein Ge-
fpräch an. das anfcheinend von
mehreren Generalen unferer Armee
geführt wurde.

Die alten Herren kamen. wie ich
hörte. von einem fehr üppigen Lie-
besmahl.

Sie fprachen aber nur fo neben-
bei von dem üppigen Liebesmahl
und kamen dann zu einem inter-
effanteren Thema:

Rundfchau
„Sie dürfen nicht vergeffem“
fagte der (Sing „daß das Berliner
Polizeipröfidium fchon vor vielen
Jahren die in Revolutionsjahren
üblichen Straßenkämpfe im Auge
hatte; man baute damals die Be-
dürfnisanfialten fo„ daß fie kleinen
Straßenburgen vergleichbar wur-
den* Sie wiffen ja: unten ganz von
Eifen und oben fox daß von innen mit
Flinten und Revolvern durchge-
fchoffen werden kann. Bei einem
Aufruhr werden die fämtlichen Be-
dürfnisanfialten fofort von der be-
waffneten Staatsgewalt befetzt. . .“
„Erlauben Sie mal„“ rief da ein
Herr mit fehr tiefer Stimme„ „Sie
können doch nicht beftreitem daß diefe
Art Kriegführung etwas komifch aus-
fieht. Selbft wenn ich der gemeinfie
Soldat wäre„ wiirde ich mich fchön
dafür bedankem eine Bedürfnis-
anftalt als Fefiung anzufehen und
mich da häuslich niederzulaffen.“
Es folgte ein großes Gelächter
diefer tiefen Bemerkung.
Dann aber fagte der erfte Redner:
„Von den Soldaten wird auch
nicht verlangt„ fich gleich ‚häuslich'
in den Bedürfnisanfialten einzu-
richten.“ .
Nach dem abermaligen Gelächter
erklärte ein Herr mit fehr hoher
Stimme:
„Meine Herrem fprechen wir von
einer fo ernfien Sache nicht in fo
animierter Weife. Die Revolutions-
jahre find in unfrer Zeit reguläre
Kriegsjahre- und wir haben ganz
ernfilich darüber nachzudenkem ob
unfer Heer einem organifierten Auf-
ftande gegenüber feine Schuldigkeit
tun kann. Die Sache ifi doch nicht
fo einfach. Wir haben mit Leuten
zu kämpfen- die keine Uniform
tragen. Die Gefchichte ifi ernftey
als man gemeinhin zu denken pflegt.
Ich fpreche natürlich nur von einem
‚organifierten' Aufftandex denn daß
wir einem unorganifierten Auf-ftande
gewachfen find„ das verfieht fich ja
am Rande.“
„Iedenfalls“„ fagte nun wieder
der Herr mit der tiefen Stimme-
„ift in Betracht zu ziehen„ daß uns
die Automobile bei Straßenlämpfen
koloffale Vorteile bringem denn die
Volksmaffen können von den Auto-
mobilen einfach in Grund und Boden

gefahren werden.“
„Wie aber“„ fragte ein Andrer„
„verhalten wir uns zu den Dynamit-
patronen und Handgranatem die
aus den Fenftern der Häufer raus-
gefchmiffen werden?“
Da ward es für ein paar Augen-
blicke ftill.
Und dann fagte der Herr mit der
hellen Stimme:
„Meine Herren Generale„ ich glau-
be/ wir müßten das Heer ebenfalls
mit Sprengwaffen ausrüfien. Ein
Kampf mit ungleichen Waffen i|
doch gar kein Kampf. Den Revo-
lutionären wird es ohne Frage
gelingem fich in den Befiß von
Sprengwaffen zu feßen. Das
müffen wir als felbftverfiändlich vor-
ausfetzen. Wie aber follen wir die
zweckentfprechende Neubewaffnung
des Heeres im Reichstage durch-
feßen? Wenn wir davon im Ernfie
aufangen wollten„ würde alle Welt
auflachen und behauptem wir hätten
Angfi. Das gäbe eine fchöne Ge-
fchichte.“
Da ward es abermals für ein
paar Augenblicke ftill.
Danach fagte wieder der Herr
mit der tiefen Stimme:
„Diefe verdammten Kerls„ die
niayt einmal Uniform tragen„ find

Rundfchau
imftanbej unfre Kafernen nächt-
licher Weifej wenn alle Soldaten
fchlafem in die Luft zu fprengen.
Schließlich bringen es die Nicht-
uniformierten fertigj die Aborts-
anlagen mit Dynamitbomben voll-
zufiopfenj fo daß wir fchließlich durch
Schwefelwafferftoffdünfte vergiftet
werden könnten.“
Ein Gebrülle entftand.
Und man lachte zwei Minuten
hindurch ohn' Unterlaß„ daß das
Geraffel der Bahnwagen übertönt
wurde.
Danach fprach ein jüngerer Herr
in fehr eindringlicher Weife - wie
folgt:
„Wir haben die ganze Sache wie
eine Art Seekrieg zu behandeln.
Die Kafernen find gleichfam die
Schlachtfchiffe. Und wir müffen
die Kafernen nach allen Richtungen
gegen die Sprengwaffen der Feinde
fchühen. Wir müffen außerdem
Dinge habenj die den Torpedo-
booten entfprechen. Das müßten
natürlich große und kleine kriegs-
tüchtig ausgerüftete Automobile fein.
Eine Revolution ift eigentlich ein
Seekrieg zu Lande.“
„Erlauben Sie malj" rief da
wieder der Herr mit der tiefen
Stimme„ „zu derartigen Ausrüftun-
gen gehört verdammt viel Geld. Und
ich wüßte nicht- wie wir das in un-
auffälliger Weife befchaffen follten.
Machen wir die Rechnung nicht ohne
den Wirt.“
Da folgte zum dritten Mal ein
tiefes Stillfchweigen.
Und dann fagte der Herrj der
zuerfi von den Bedürfnisanftalten
gefprochen hatte:
„Seien wir nur nicht allzu zu-
kunftslüftern; vorläufig haben wir
einen organifierten Aufftand noch
lange nicht. Und wenn der mal
organifiert fein wirdj dann werden
wir auch organifiert fein. Doch
gebe ich immerhin zuj daß unfre
jetzige Heeresbewaffnung einem Auf-
fiande gegenüber ziemlich primitiv
ift. Die Entwicklung der Technik
hat in den letzten Jahrzehnten fo
rapide Fortfchritte gemachy daß der
Militarismus nicht fo fchnell mit-
konnte.“
„Ich findej" fagte da wieder der
Herr mit der tiefen Stimmej „auf

unfrer Erde hat in letzter Zeit Alles
fo rapide Fortfchritte gemacht -
daß kein Menfch mehr recht mit-
konnte. Weiß der Teufelj wohin das
noch führen wird. Jedenfalls können
wir aus den Unruhen in Rußland
fehr viel lernenj und es wäre wirklich
an der Zeig daß endlich mal ein paar
Dutzend Offiziere von unfrem Gene-
ralftabe nach Rußland gefchickt wür-
den„ damit fie die dortigen Verhält-
niffe gründliaj ftudieren und bei uns
an der geeigneten Stelle die nötigen
Anregungen geben können. Ich
glaube„ daß wir das mal in aller-
nächfier Zeit veranlaffen müßten.“
Dem fiimmten die andern Herren
lebhaft bei, Und dann fuhr der Zug
in den Potsdamer Bahnhof hinein.
Als wir ausgefiiegen warenj fah
ich den alten Herren noch lange nach„
und ich wunderte mich über ihre un-
vorfichtigen Reden; fie hatten gar
keine Ahnung davon gehaby daß
ich nebenan faß und jede ihrer Be-
merkungen in mein Notizbuch hinein-
fienographierte.
Hoffentlich werden diejenigenX
die meinen Bericht bis zum Ende
durchgelefen haben/ in den Eifen-
bahnwagen von jetzt ab vorfichtiger
fein; man kann nie wiffen/ wer
nebenan fitzt. Paul Srheerbart,

Rundfchau

Vorficht. Herr X.!

Herr X. hat fich eine Spezialbibliothek angelegt: er fchafft alle Sammelwerke an. die irgend einen Abfchnitt aus dem großen Kapitel der menfchlichen Sittlichkeit behandeln. er ifi Subfkribent diefes jungen Zweiges der vergleichenden Wiffenfchaft. der gleichwohl fchon eine anfehnliche Zahl von Bänden hervorgebracht hat. mit anziehenden Titeln wie: „Gefchichte der Profiitution“. „Gefahichte der menfchlichen Ehe“. „Das Gefchlechtsleben in England“. dito in Japan. „Gefchichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutfchland“. dito in Rußland. in der Türkei. „Der Marquis de Sade und feine Zeit“. „Das Kamafutram“. „Fakire und Fakirtum“. und dann die ganze Reihe von Schriften über Folterwefen. Flagellantismus und Graufamkeit.

Noch ifi kein Ende abzufehen. Ehina. Java. Südamerika werden ihre Monographien finden.

Was ,ifi die Wirkung? Herr X. wird ein außerordentlich felbftändiger Mann fein müffen. wenn ihn feine Speziallektüre nicht ruinieren foll. Es ift eine gefährliche Lektüre. Wir alle erleben die moralifchen Probleme. die folchen Werken zugrunde liegen. in der reduzierten Dofis. die dem Einzelwefen fo heilfam iii: jeder kommt mit der Prof'titution in Berührung. fiößt in Verhältnis oder Ehe. bei fich oder bei anderen auf die Erfcheinungen der Sinnlichkeit; erfährt als Zeitgenoffe aus recht häufigen Prozeffen fein Teil über Gleichgefchlechtigkeit und die Krankheitsbilder der pryebopatbin sexualjs; wird durch Kriegsgreuel und Tropenkoller darauf hingeführt. daß Graufamkeit und Beftialität nicht nur in den dunkeln Teilen unfrer alten Erde. fondern auch in den dunkeln Gegenden unfrer lieben Seele haufen; und auch von Vorträgen. Kongreffen. Petitionen und Auffäßen fließt eine oder die andere Kenntnis zu und bleibt hängen.

Aber das alles gefchieht ftückweife. temperiert und vor allem in Abwechflung mit anderen Eindrücken. die die Wirkung abfchwächen und fehr bald aufheben; man bleibt. was man geworden ift. ein von Zeit und

Verhältniffen beftimmtes Produkt - von ihnen wie in einem Winkel be- fchülzt. an dem die Probleme bloß einzeln und langfam vorüberziehen: es ift immer die Möglichkeit da. die Difianz vor ihnen zu wahren. Anders wenn man ihnen zu nahe gerät und verzweiflungsvoll fühlt. daß man in ein Weltfyftem mit chaotifchen Wirbeln geraten iii. Da fteht eine Gefchichte der menfchlichen Profiitution vor uns. und eben legten wir den fünften oder fechften Band hin; bevor noch die Hand des Nach- finnenden zurückgefunken ift. erfaßt ihn plötzlich die Ungeheuerlichkeit des neu Erfahrenen. und als fiehe er außerhalb der Welt beginnt vor ihm der Erdball zu rotieren; in der Reihen- folge der Gefchichte bieten fich. grell beleuchtet. die einzelnen Länder dar: am Anfang treten Affyrien und Ba- bylon vor. Griechenland folgt. das kaiferliche Rom zieht vorüber. Frank- reich und Deutfchland. mit Klöfiern und Mönchskultur überzogen. treten in den Kreis des Sichtbaren. ganz Europa tritt in ihn ein. und wenn zuletzt die neue Welt und der Often fich darboten. dann fcheint plötzlich die Menfchheit in einer neuen Ver- wandtfchaft. in einer anderen Weife.

als wir fie fonfi behaupten hörten„ verbrüdert: durch ihre T i e r h eit. Wir faheinen mit einem Male das animalifche Geheimnis des Lebens ergründet zu haben; eine vegetabilifche Erifienz gleich der Pflanze. gleich dem Tiere„ das ift der Menfch. In der Schule lernte man feine rein äußerliche Gefchichtex fürchtete Vorgänge und Wirkungen als abf'trakte Ideen - jetzt fieht man am Rande eines unvermutet entdeckten urweltlichen Stromesh auf deffen fchwarzen rafchen Wogen die Erfcheinungen dahin getrieben werdem tofendtanzend„ fortgeriffen . . .
Die fofortige Wirkung ift: wir werden in ihn hineingeriffenz und der einzelne verfchwindet in den Wogen der Totalität. fühlt fogar ein geheimes V e r l a n g e n„ in ihnen unterzugehn. Anfang und Ende der Hifiorie find gefchwundenh Babylon und Paris rückten aneinander- und indem die wohltätigen Schranken von Zeit und Raum fallen. ftürzen die Erfcheinungen ineinander.
Die Hauptmerkmale diefer zerfeßenden Weltfiimmung find : zunächfk wird der frommfte Glaube an die Abfolutheit moralifcher Anfchauungen und Forderungen ins Mark getroffen. Neben unferen werden zuviel andere Möglichkeiten der Auffaffung und nicht nur Möglichkeiten bekannt. Wenn einzelne Sitten uns noch fo antipodifch erfcheinen: dadurchf daß fie bei den Antipoden eriftieren- find fie nicht weniger wahr. Die ganze Sittlichkeitz auf die unfer deutfches Leben gegründet ift. wird mit einemmale zu einem Verfuch„ zu einem der verzweifelten Notbehelfe/ der ungeheueren Wucht der Probleme gegenüber einen Standpunkt zu finden„ zu einem V e r f u ch zur Ordnung.
Eine heikle Folge folcher Einficht in die Relativität ift eine Minderung der Bereitwilligkeitx die genannten Anfchauungen von heute zu unterfiüßen. Natürlich. da ihr Gegenteil entdeckt wurde„ fo wirft man [in, zunächft ganz auf feine Seite. denn die Romantik des Neuen lockt wie immer. Und gerade tiefer empfindende Seelen werden zunächf't völlig vernichtet fein und in ein nicht beneidenswertes Stadium eintretenx

in dem fie entfprechend den Kapiteln ihrer Lektüre die Möglichkeit zu all diefen Erfcheinungen von Leiden-fchafth Sinnlichkeit. Graufamkeiy Verachtung und Wahnfinn in fich felbfi finden: da fie ja in Menfchen eriftiert haben„ können fie jederzeit wieder in uns erifiieren. Wie man Stunden hat- in denen man bis zum Außer-ßen gütig ift. fo kommen nun Stundem in denen man das Außerfie an Amoralität und Härte erreicht. Drittens ruft die Bekanntfchaft mit dem urfprünglichen tierifchen Kern des Menfchen eine außerordent-licheDepreffion hervor. Wenigerweil dem einen oder anderen fein Kinder-glaube an die paradiefifche Unver-dorbenheit des MenfchengefÖlechts geraubt worden ift„ vielmehr es ift die bloße Quantität/ die hier erdrückt. Wenn man ein Buch von 600 Seiten über grenzenlofe Ausfchweifungen und Folterungen gelefen hatx dann ift man nicht nur derart gebrochem als ob man fie alle durchgemacht hätte. man erliegt auch der gleichenz wilden Verachtung des Einzellebens„ die das Henkerkorps Iwans des Schrei-[lichen befaßh das Tag und Nachtx jahraus jahrein Körper zu zerhacken und zu martern hattez oder

Mdfchau
ein Sultan- für den Weiber wertlos find. Roh mehr„ man kann fih auh der Zerfiörungswutj die fo geheimnisvoll gerade mit dem entfeffelten Lebensgefühl verbunden ifty niht mehr entziehen: aus den Zeilen fieigt der Geifi Nerosj der mongolifhen Hordeny aller Sheufale und Plündererj und wie vor einer Dihtung vollzieht fih das Wunderj daß wir die rafenden Zerfiörer felbfi werden- die bachantifhen Wüter gegen alles Seiende.

Man fiehtj es ift wirklih eine gefährlihe Lektüre. Sie läßt über die Befiialität der vergangenen Jahrtaufende keinen Zweifel und erzeugt das Gefühlj fie glühe auh in uns Späten noh. Es ift freilich auh eine infiruktive Lektürej und nichts dient befferzumVerfiändnis desMenfchenx zur Erweiterung des Gefihtskreifesj zur Erzeugung toleranter- unabhängiger und praktifher Anfhauungen. Die Verwirrung mit der die Perfönlichkeit eines anderen bisweilen auf uns wirkh ift nie größer als am Anfang; am Anfang find Ideenj Tatfahen und Kataftrophen mähtiger als wir - fobald fie niht mehr bloß auf unfere Nerven wirken7 elangen wir auh zurHerrfhaft über ?im Ebenfo ifi es mit diefen Bühern. Ift man erft einmal fo weiß daß man fie mit Ruhe zur Hand nimmtj dann wiffen wir auchj daß fie uns einen großen Dienft erwiefen haben: fie haben Erlebniffe befhleunigt.

Zuletzt haben fie fogar eine direkt fiaatserhaltende Wirkung: man wünfht fih niht mehr romantifh in vergangene Zeiten zurückj man ifi froh- feine Haut bis in die fihere Gegenwart gerettet zu habenj in der ein Ding wenigfiens garantiert iftj der Shuh der perfönlichen Freiheit und damit der Würdej und das niht mehr kennt„ was die früheren Jahrhunderte zu etwas fo Furhtbarem macht- die maßlofen körperlihen Qualem denen jeder in jedem Augen.-blick ausgefeßt war.

Otto Fluke.

Ein Brief.

(Liter matti-e,

erlauben Sie mirj Ihnen zu berichtenx daß der Doktor Franz Blei aus München ebendorten bei Hans von Weber ein Bühlein editiert hat-

dem er den angenehm abfonderlihen Titel „Puderquafie‟ vorfiellt- und wie die fchlanken und die andern Finger aus den delikaten Behältern das duftende Mehl aufheben und es fih auf Geficht7 Hals und Brufi tupfenj fo wünfht diefer Franz Bleij daß jene Damen fih mit den fanften Mirturen feines Buhes die Seele betupfen möchten. Einmal erzählt er in diefen fein bedruckten Seiten eine niedlihe Gefhihte. Verzeihen Sie - fie gehört vielleicht niht zur Sahe - aber mein Egoismus wird Entfhuldigung vor Ihnen finden: ih liebe diefes „reizende“ kleine Erlebnis. Rämlih der Autor hörte einmal in einem Dorfe des Perigordj der ja allen unfern Konfratribus von der leiblihen Fakultät fo rühmlih bekannt ifi- den Pfarrer gegen die Tanzwut feiner Gemeinde predigen. Ich laffe dem Autor das Wort: „Der Pfarrer fhloß: ‚Was ih euh da fageh ift niht/ daß ihr niht tanzen folltj denn die heilige Jungfrau tanzte auch„ aber fittfam. So hat fie getanztj* und er faßte fein Ehorhemd an zwei Zipfelm hob es ganz leiht wie ein tanzendes Mäd-

chen und drehte fich auf der Kanzel rundum) - ,rez- quj comme ella (kausal-o:
ba Jani denon
ba Beton cionclajne
ba neu Denon
[.3 862i (joncion."
Jedoch) lieber Meißen ich wehre mich) diefe Sache als von Bedeutung hinzufiellem und ich hoffe) daß diefer mein fimpler Gefchmach verbunden mit der entfprechenden Aufrichtig- keit) ihn zu bekennen) keines der Mitglieder unferer hohen Akademie chokieren möchte. Ich befleißige mich) deffen muß ich Sie auf Ehr und Gewi--fen (Pardonl) verficherm meine fiei-*e Liebe für derlei derbe malerifche Körperlichkeiten (jedem Geifie zugänglich) abzuftreifen; aber ich wohne auf dem Dorfe„ und mir fehlt wie den andern |ädtifchen Mit- gliedern unferer hohen Akademie - das energifch ermunternde Beifpiel. Auf den Dörfern huldigt man leider noch immer den Reellitätem und es ifi dort) als ob unfere Akademie gar nicht beftünde.
Andere Dinge find in den fein bedruckten) feidigen Seiten diefes Buches) die mich bewegen) Ihnen) teurer Meißen feine Kenntnis zu- zuführen und einen Vorfchlag zu mac-hem mit dem ich diefen Brief befchließen will. Es find 200 Seiten gut gefüllt und nicht fo einfach in ein paar Zeilen zu porträtieren.
Aber nun ich auf das Wort Porträt geraten binF fo vermeine ich am befiem im Bilde bleibend) mich folgendermaßen zu erplizieren: Mit einer Pofe des Selbftverfiündlichen fiihrt des Autors Klinge) leicht im Gelenke fpielend„ den Sachen die Maske vom Geficht) rückt ihnen zu Leib„ aus verächtlich verzogenen Lippen kaum hörbare „ta, . .ta. . .“ ausfioßend„ ein Sieghafter mit leich- ten Gebärdem - ein Cafanova des Wortes! Da ifi das Porträt,
Lemaitre (Jules) fagte einmal von Ihrem erhabenen Mitbruder Anatole) daß fich für ihn nach allem andern die Dinge fchließlich zu guter- leht noch in feinen Büchern reflek- tieren) bevor ihr Strahl feinen Geifi treffe. Und fo ähnlich kann man von meinem Autor feftfiellen: daß für ihn die Dinge fich erft in die zier-

lichen Krifialle der Anekdote abfeßen müffen„ bevor fie Zeitgefchichte fein können. Die Anekdote ift das fterilifierende Gefäß der Dafeinserfcheinungen. Die Riefenlebewefen der vorgefchichtliahen Zeiten haben fich uns in Eisblöcken konferviert. Die wiffenswerten Fakta der Gefchichte der Menfchheit leben in der Anekdote eingefchloffen in die Zeit hinein. Das ift die Meinung des Autors der Puderquafte. - Diefe Meinung halte ich für dem Sinn der Statuten unferer hohen Akademie für blutsverwandt.

„Auf der Straße find die harten oder bei Regenzeiten fchmutzgefüllten Furchen; am Rande blühen die Blümelein und duften die Kräuter. Das f chrieben Sie) Meißen in Ihrem tiefen) grazievollen Buch „Solitario oder die füßen Wege des Nebendran“. - Bei meinem Autor wird Ballett getanzt mit den Gedanken und den Erfcheinungen. Die Reihen ftehn noch unbewegt zufammem das Lächeln ift noch nicht auf den Gefichtern) die Tänzerinnen find noch die Mädchen) die in den Vorftadtftraßen wohnen) das Licht die Unzweideutigkeit des Tages - da taucht der Kapellmeifier-Stock über die Rampe empor-

Rundfchau
die Beine fhaukeln auf mit den er-ien
Lauten des Orhefters und dem erl-'ien
Lichtflimmern der Glühbirnen. wie
eine ziervoll kokette. launenfrohe
Wolke mit Tälern. Spitzenwäldern.
Baumftämmen. füßen Undeutlich-
keiten; zugleich fkeht auf dem Gefiht.
wie eine unter kräufelndemWind ge-
frorene Wafferfheibe. das Lächeln
- auf Franzöfifh kann man es fo
gut zeichnen - le Sour-js tige. Und
während des Balletts wird ..morali-
fiert“. wenn man diefes fufpekte
Wort in fein rihtiges Gegenteil
fetzt. Es wird gefohten. einmal mit
der Klinge. dann mit dem Korb.
dann mit einem Rafenfiüber. und
gelegentlich lüpft die Spiße der
Klinge auh mitten aus dem Kämpfe
heraus. mit der frechen Heiterkeit
eines japanifhen Holzfhnittzöthens.
an dem Röcklein einer der Zufhau-
erinnen.
Dergleihen manherlei ift zu-
fammenfabuliert. Rein. diefe Be-
zeichnung fireihen Sie. Meifier.
Die Mechanik. in der mein Eafanova
des Wortes funktioniert. ift anderer
Natur. und gerade das möge meinem
fpätern Vorfhlage zur befondern
Stütze werden, Es ift nämlih -
Gelehrtheit. Der Autor hat eine
runde Brille auf. um die „cke-380118“
zu infpizieren und ift mit ihr ein
germanifches Temperament. in dem
fih franzöfifher Dinge Wiffen ganz
rein aufgelöft hat. Das ift felten.
Die Gelehrtheit des Autors ift zu
angenehmerWiffenfehaft gewordener
Efprit. und fieht man feinen Geift.
gewandt wie die Klinge unferes toten
Freundes de Bergerac in den Ein-
geweiden feiner Feinde. fih in diefer
Wiffenfhaft der galanten Dinge
aller Zeiten tummeln. als: Shmuck
und Schminke. Ehebruh und Erotik.
Strumpfband und Beihtftuhl u. dgl.
. . . fo wird man gerne meinen Autor
einen „sui-ant cken 0110838 gel-linkes"
nennen mögen.
Deshalb halte ich es für ange-
braht (und für unfere Akademie
niht minder ehrenvoll. als für den
Autor der Puderquafke) Ihnen.
teurer Meifier. und unferer hohen
Akademie vorzufhlagen. den Franz
Blei zu ernennen zum „doetem- an
eboees galanten _ batterie cause“.
Ihr ergebener Shüler

Norbert Jacques.
Die Puderquafie.
Ein Damenbrevier.
Aus den Papieren des Prinzen Hippolyt von Franz Blei.
(Münhen 1909. Hans von Weber Verlag).

Dies Buh ift gefhrieben. fchön gedruckt und gut gebunden - damit ift mein Jntereffe daran 'hon völlig erfhöpft. und nur um menem vortrefflihen Verleger und Kaufmann eine Freude zu mahen. behaupte ich. daß das Buh luftig. erbaulih. unterrihtend und überhaupt fein Geld wert ift. Und da es auh ganz unmodern ift. wird es auh nicht fo fhnell veralten. Ein franzöfifcher Kritiker behauptet. das Buch fei voll frivoler. ja perverfer Ratfchläge. Jh befhwöre. daß dies niht der Fall ift. Das Buh ift wie fein Verfaffer reaktionär durhaus. Seine Tendenz geht gegen alle Differenzierung des Sittlihen. wie fie heute beliebt ift. Ein anderer Kritiker meint. ih wäre eigentlich ein Blei aus dem 18. Jahrhundert. Ih fieile fefi. daß ih wohl fromm

und katholifh bin. doh niht die geringfte Sympathie für das 18. Jahrhundert habe. das man fih in den Iournalen ganz fefh und fo hübfh und galant und rofig vorfiellt. wo es in der Tat brutal war. Ih bin auh. wie man bequem oft hin- fhreibt. weder ein „Afihet‟ noh ein „Stilift“. „Afthet“ ifi ein jeden Sinnes bares Elihewort aller Bü- herbefpreher5.bis20.Ranges.Wenn diefe Leute in irgendeinem Shrift- werke niht das finden. was fie „das Leben“ zu nennen belieben. und worunter fie fonfi nihts verfiehen als die ödefien Banalitäten eines gemeinen Alltags. fo nennen fie rezenfierend den Verfaffer einen Aftheten. Ih habe nun eine viel zu hohe Meinung vom Leben und einen viel zu intenfiven Verkehr mit ihm. als daß ich es mir äfihetifh in Romanen und Theaterfiücken zu- rehtmahe. die mit dem Anfpruh. voll Leben zu fein. und aus ihm nichts fonfi wollen und geben als eine fo- genannte Unterhaltung. Wer un- befhwert von aller moralifhen und künfilerifhen Verantwortung derlei maht. ift ein Afihetz Blumenthal und Stilgebauer und Canon Doyle find Afiheten. um nur die befien zu nennen. Stilifi: foll das Wort einen bezeihnen. der mit höhfiem Re- fpekte vor der Sprahe fie zu dem Zwecke. fein Befonderes eindeutig und ein für allemal zu fagen. brauht. dann bin ich ein „Stilifi‟. Ih fehe nur niht ein. warum man fiir diefe felbfiverfiändliche Sache diefes be- fondere Wort bemüht. Es ift fo. als ob man alle Menfhen. die niht Shuhe mahen. mit dem Worte „Nihtfhufier‟ auszeihnete und jene. die fhufiern. bezeihnungslos ließe. Oder follte der Ernft. mit dem das Schreiben getrieben wird. heute fo felten geworden fein. daß. der es mit Ehrfurht vor der Sprahe tut. als eine Abnormität befonders bezeih- net werden muß. weil man ihn als unzeitgemäß empfindet? Dann bin ich fogar mit Stolz ein „Stilifi“.
Aber Sie werden ungeduldig. fehr verehrter Herr Redakteur. indem Sie in diefer Selbfianzeige nihts finden. was ihren Namen reht- fertigte. oder doh niht genug. Aber es ift fo fhwer. Es ifi fo fhwer. wie

einem fagen. was man an einer
Frau gefunden hat. die man einmal
liebte und niht mehr liebt. - man
weiß eher noch. weshalb man fie
niht mehr liebt; weshalb man fie
liebte. wußte man damals fhon
reht undeutlihz und gerade. daß
man das weshalb niht wußte. war
das Herrlihe daran. „Die Puder-
quafie" -» mein Gott. man foll fie
lefen. natürlih. jeht. wo ih mir die
Mühe genommen habe. fie zu fhrei-
ben! Franz Blei.

Zu H. Reimanns Bülow.-
Biographie.
Eine Erklärung.

Eine bekannte füddeutfhe Zeit-
fhrift hat ihre Spalten einem Briefe
von FrauMarie von Bülow geöffnet.
worin fie gegen das aus dem Nah-
laffe Reimanns von mir heraus-
gegebene Werk über ?aus von
Bülow fih in einer Weie äußert.
die den Anfhein erweckt. als fei es
nur ein Plagiat der von ihr heraus-
gegebenen Bülow-Briefe.
Es wird mir fhwer. gegen Frau
Marie von Bülow in die Shranken
u treten. weil ich nah unferer per-
fönlihen Bekanntfchaft eine Ani-

mofität gegen mich nicht voraus-
feßen kann. und weil ich die Arbeit.
die fie auf die Herausgabe der Bülow-
Briefe verwandt hat. aus eigener
Erfahrung wohl zu fchäßen weiß.
Es wird mir aber auch fchwerdeshalb.
weil in dem Briefe. den fie derÖffent-
lichkeit übergab. die Affekte über die
Tatfachen die Herrfchaft davon ge-
tragen haben. Wohl ließe fich darüber
fireiten. ob Reimann zu viel Zitate
aus den Bülow-Briefen entnommen
habe. und wir würden uns auf dem
Wege der Kritik und Gegenkritik
vielleicht geeinigt haben. wenn nicht
ein paar häßliche Ausdrücke in dem
Briefe von Frau Marie von Bülow
es mir zur Pflicht machten. das An-
denken H. Reimanns zu fchützen.
Frau von Bülow weiß recht
gut. verfchweigt es aber in
ihrem offenen Briefe. warum es
nicht möglich war. das ..enorme un-
veröffentlichte Material". das fie
befißt. als Quelle zu der Bülow-
Biographie heranzuziehen. Sie
wird auch vielleicht zugefiehen. daß
gerade Reimann in mancher Be-
ziehung geeignet war. Bülows Leben
zu fchreiben. da er durch feinen per-
fönlichen Verkehr mit dem großen
Meifier und durch feine in einzelnen
Eharakterzügen diefem adäquate Art
in deffen Wefen fich hineinzufügen
das Zeug gehabt hat. Noch mehr.
Frau von Bülow hätte gewiß auch
fo viel Gerechtigkeitsfinn gehabt.
um mir darin zuzuftimmen.
daß Reimann doch a u ß e r d en
Bülow-Briefen auch noch
viel a n d e r e s Material. wie z. B.
die Mitteilungen aus dem
FreegefchenHaufe und die
der eigenen Tochter Bü-
lo w s verwertet hat. Nun ift der
Fall eingetreten. daß Reimann von
feinem in großem Umfange geplan-
ten Werke .,Wagner-Lifzt-Bülow“
nur d e n Teil. der die Iugendzeit
Bülows behandelt. ausgearbeitet
hinterließ. Hätte er denfel-
ben ohne reichliche Be-
nußungderBülow-Briefe
überhauptfchreiben kön-
n e n? Hat er wirklich. wie Frau
Marie von Bülow andeutet. gegen
den J 36 des Urheberrechtsgefetzes
verftoßen? Gewiß nicht. U n d er
hat auch nicht den gering-

fien Zweifel darüber ge-
laffen. daß er die Briefe
als Quelle reichlich be -
nutzt hat. Aber bei jeder Stel-
le. die inhaltlich den Bülow-Briefen
entnommen ift. unter den Tert den
Hinweis zu fehen. das fcheint mir
wahrhaftig überflüffig. Daß Rei-
mann das Wefentliche aus der Ju-
gendzeit Bülows den Briefen ent-
nommen hat. war fein Recht un d
feine Pflicht; die Art der Er-
zerpte. die oft wörtliche Übernahme
hätte ein anderer. vielleicht auch er
nach nochmaliger Durchficht des
Manufkripts. an manchen Stellen
anders gemacht; dem erausgeber
aber lag es nicht ob. hier nderungen
zu treffen.
Die Methode des Arbeitens Rei-
manns nach dem Bruchfiück zu be-
urteilen. das der erfchienene Teil
der Bülow-Biographie bietet. ift
ungerecht. denn nur als ein verhält-
nismäßig kleiner Abfchnitt der grö-
ßeren Arbeit will es betrachtet fein.
Und für diefe größere Arbeit hat
Reimann. wie ich verfichern kann.
eingehende Studien und
Auszüge gemacht. die
mit den Bülow-Briefen
in gar keinem Zufam-
menhange fiehn.

Rundfch'au

Glaubt Frau Marie von Bülow- daß Reimanns Fragment einer Bülow-Biographie ihrer eigenen Publikation fchaden könnte? Das vermag ich nicht einzufehen. Vielmehr wird das Intereffe gerade wieder auf ihre Ausgabe der Briefe gelenkt werdem vielleicht auch eine eingehende Prüfung derfelben zur Folge haben!

Oder trägt Frau von Bülow dem verflorbenen Reimann Haß über das Grab hinaus? Auch das kann ich nicht glaubem nach ihrem eigenen Wefen nicht und nicht nach ihren eigenen Worten. Was die beiden getrennt hat„ waren Meinungsvetfchiedenheiten über fchriftftellerifche Behandlung die zu keiner Einigung führen konnteg aber auch zu keinem Haß geführt haben.

So bleibt nur ein Grund übrig der fo fcharfe Worte der Brieffchreiberin in die Feder kommen ließ„ ein Grund- der weniger in dem liegt„ was bereits gedruckt i|„ als in dem- was noch gedruckt werden könnte, Hier leg' ich die Waffen nieder- denn es ifi nicht meines Amtes und entfpricht nicht meiner Befähigung in diefem Streit auch nur ein Wort zu fagen.

Armer Hans von Bülow! Wer wird deine Lebensgefchichte einmal fchreiben zu aller Freude und zu allgemeiner Anerkennung w e n n fchon der Verfuch einer Jugendbiographie die Leidenfchaften fo erregen kann! H. Meisner.

N o ch eine Erklärung:

Die unqualifizierbaren Angriffe- die nicht nur von Frau von Bülow- fondern auch von ihr ergebenen oder ihr unbedingt Glauben fchenkenden Kritikern gegen einen Toten gerichtet werden- der fich nicht mehr felbfi zu verteidigen in der Lage ifh veranlaßten mich„ Herrn Profeffor l): Meisner als Herausgeber des Reimannfchen Bülow-Werkes zu einer Entgegnung aufzufordern. Der verftorbene Verfaffer würde zweifellos diefe Entgegnung etwas temperamentvoller gefialtet haben und manches nicht verfchwiegen habeg was Profeffor Meisner in rühmens-

wetter Vornehmheit mit Rückficht auf Frau von Bülow vorläufig verfchweigt. Ick» der ich dem verftorbenen Profeffor Reimann durch jahrelanges gemeinfames Arbeiten nahe ftand und in feinem Auftrag mit Frau von Bülow über die Biographie-Frage Unterhandlungen gepflogen habe„ _Unterhandlungen- die durch dasVerhalten der Frau von Bülow zu einem negativen Refultat führen m u ß t e n„ - hätte zu dem von Frau von Bülow jetzt angefchnittenen Thema noch manches zu fagen. Ich unterlaffe es vorläufig da ich annehme„ daß fich zunääyfi berufenere Federg d. h. maßgebende Mufikkritikeg diefer Angelegenheit in g e r e ch t e r Weife annehmen werden. Ich möchte mir jedoch für den Falh daß diefe meine Hoffnung fich nicht erfüllen follte„ alles weitere vorbehalten.

Aler Iadasfohm
Mitinhaber und Gefchäftsführer der Verlagsgefellfchaft „ H a r m o nie “.

Das Bühnenwefen der fpäteren römifchen Kaiferzeitfchildert Albert Müller in einem Auffatz der „Neuen Jahrbücher für das klaffifche Altertum

55L

Gefchichte und deutfche Literatur“ (1909; Heft 1). Seine Quellen find vor allem die Gefeßbücher; die das Theaterwefen regeln und einfchränken; fowie die Warn- und Strafreden der KirchenväterF deren Angaben freilich der kritifchen Nachprüfung bedürfen; einzelne Berichte bei weltlichen Schriftftellern; wie vor allem bei Apulejus kommen hinzu. Die Theaterluft desVolkes im ganzen Reiche und nicht zum mindeften in der Weltftadt erfcheint im 4. Jahrhundert ins Ungeheuerliche gefieigert. Der „öffentliche Kalender des römifchen Volkes“ von dem Kalligraphen Philocalus (354) feßte 10 Spieltage für Gladiatorenkämpfe; 101 für fzenifche Darfiellungen; 64 für Zirkusaufführungen feft. Die alten Götterfeftfpiele wurden mit ihren Namen auah in chriftlicher Zeit fefigehalten: es genügte; wenn das eigentliche Opfer wegfiel. DieAusrüftung diefer Spiele war auch von Eonftantin als drückende Lafi den Prätoren auferlegt worden (nur die Gladiatoren hatte der Quäftor zu ftellen); und wie bedeutend diefer Aufwand war; erfehen wir daraus; daß der nur mäßig begüterte Symmachus für die Prätur feines Sohnes 1 827 000 Mark zu zahlen hatte; andere bedeutend mehr. Die Gefeße enthalten Strafbefiimmungen für folche Senatoren; die fich durch die Flucht der drohenden Wahl zum Prätor zu entziehen fuchten! In den Kolonien hatten ebenfalls hohe Verwaltungsbeamte für die Spiele zu forgen; hin und wieder griffen auch die Kaifer perfönlich in die Tafche; um den Spielgebern nachzuhelfen oder gar felbft eine glänzende Aufführung zu veranftalten. Auch reiche Bürger zeigten durch ähnliche Stiftungen ihre Freigebigkeit oder ihre Dankbarkeit für eine gewährte Auszeichnung.

Aber wie fchnitt auch die ganze Angelegenheit in das öffentliche und Privatleben des fpäten Rom ein! Wandernde Mimen wurden feierlich eingeholt; berühmte Schaufpieler und Schaufpielerinnen hatten nicht bloß Zutritt zu den Salons angefehener Familien; fie bildeten auch dasTagesgefpräch der vornehmen wie der niedern Schichten; ja; die Buben auf

der Straße fangen die liederlichen Eouplets nach; die fie bei den Ballett-aufführungen im Theater gehört und fchnell gelernt hatten; während fich ihr Gedächtnis nach der Klage der Kirchenväter den Sprüchen der Bibel weit weniger zugänglich erwies. Schaufpielerbilder zierten die Wände vornehmer Häufer; der Theaterbefuch entzog hohe Beamte ihrer öffent-lichen Tätigkeit; Kaifer ihrer hohen Pflicht; verblendete aber auch die Menge gegen drohende Gefahren: im belagerten Karthago wurde luftig gefpielt; und nach der Zerftörung von Trier wurde zuerfi die Einfiihrung von Spielen verlangt. Freilich fin-den fich auch einfchränkende Be-ftimmungen ; Offiziere follten eigent-lich gar nicht; Studierendefeltem hohe Beamte „nur vor dem Frühfl-ück“ das Theater befuchen; in dem ja den ganzen Tag ununterbrochen gefpielt wurde.

Natürlich rechneten die Darfiel-lungen mit dem Gefchmacl einer rohen und genußfüchtigen Zeit. Die T r a g ö d i e wie die vornehmere K o m ö d i e führten nur ein küm-merliches Dafein; Dialog und Chor zufammen wurden kaum noch aufge-führt; der Text felbft war gewiß man-nigfach gekürzt. Man empfand die

Tragödie als langweilig. und die graufe Natürlichkeit der Verbrechen eines Orefies und einer Medea oder die unverhüllte Deutlichkeit eines Menander als anfiößiger. denn die berechnete Gemeinheit der pantomimifchen Balletts. So herrfchte denn auf der Bühne jene Kunfigattung. die vielleicht älter ifi als das große Drama. die aber die |olzen Ausgeburten der großen Zeit Griechenlands reichlich überlebt hat: der M i m u s. den wir erft durch Reichs prächtiges Buch (1903) genauer kennen gelernt haben. Sein Kern find kurze. draftifche Szenen aus dem Volksleben. die ohne Maske. dafür aber mit um fo bewegterem Mienenfpiel dargeftellt wurden. Diefe Vorführung fog in Rom alles auf. was von den ältern Kunfigattungen auf den öffentlichen Gefchmack tiefern Eindruck gemacht hatte: geloi e lyrifche Partien. auch fcharf gefchl 'fer-e Sentenzen durften nicht fehlen. und das Ganze mußte fich dem vorhandenen Schema eines größeren Dramas mit fo und fo vielen Akten. Szenen. Perfonen ufw. einfügen. Nur das Milieu war ein anderes geworden: Kaufleute und Wurfthändler. Köche und Speifemeifier. allenfalls auch mal ein Arzt oder Rhetor traten auf und wurden mit ihren typifchen Schwächen gehänfelt. wobei der „Narr“. der „Fraßenfchneider“ (Jandia) oft am befien fuhr. Kahlköpfig und barhäuptig trat er vor. feine bunt zufammengeflickte Jacke. feine fpiße Mühe. feine Narrenpeitfche weifen bereits auf den fpätern Harlekin hin. Unflätereien in Anzug und Gefie gehörten zu feiner Rolle. Daß es auch die Schaufpielerinnen in diefen Stücken an Schamlofigkeit nicht fehlen ließen. verfteht fich von felbfi. und die fpätere Kaiferin Theodora hat ihren Gemahl Iufiinian nicht eben durch fittliäje Vorzüge gewonnen. Damit foll nicht gefagt fein. daß der Inhalt nur oder gefucht gemein war; es gab ganz anfiändige Stücke. wie überhaupt der Stoffkreis diefer Kunfigattung einfach unbegrenzt ifi. Politifche und foziale Satire fehlten nicht. und mit Vorliebe verhöhnten die Mimen. befonders vor der Einführung des Ehrifientums als Staatsreligion die neue

Lehre und ihre Sakramente. des wiehernden Beifalls der Maffe gewiß. Müller hätte an jene Legenden von bekehrten Mimen erinnern können. die fich daraufhin im Ehrifientum ausbildeten: Gelafius foll als gefeierter Schaufpieler im Beifein des Kaifers das Kreuz verfpotten. ftatt deffen aber wird er durch göttliche Gnadenwirkung im letzten Augenblick zu einem Bekenner und fchließlich zum Blutzeugen der chriftlichen Lehre. Auch die Schaufpielerin Pelagia. nach ihrem reichen Perlenfchmuck vom Volke „Margarita“ genannt. hat fich in eine chrifiliche Heilige umgewandelt.

Künftlerifch anfpruchsvoller. fittlich oft noch gemeiner waren die P a n t o mim e n. deren Darfieller maskiert waren. alfo nur durch überaus feine Geftikulation die verfchiedenen Rollen zum Ausdruck bringen konnten. Dabei hatten die Männer fo gut einen Apollon wie eineDaphne darzuftellen. indem fie fzenenweife ihre Erfcheinung wandelten. Ähnlich wußten Frauen ihr Gefchlecht als Spielerinnen zu wechfeln. Wieviel Gefchmeidigkeit zu diefem fieten Rollentaufch vor kritifchen Augen gehörte. liegt auf der Hand. Das Ganze lief auf einen pantomimifchen

Tanz hinaus. auf ein pfychologifah durchgearbeitetes Ballett. den Tanz als Geftikulation. wie ihn fpäter Richard Wagner fordern follte. Allmählich wurden programmatifche Einleitungen oder Ehorlieder als Erklärung der Balletts gebracht und bald erfchallten diefe Lieder auf den Straßen und in den Häufern. An Verfaßfiücken. wie z. B. dem Idaberge bei einem Ballett auf das Urteil des Paris. wovon Apulejus fchreibt. fehlte es nicht; im übrigen begnügte fich die Bühne mit ..fliegenden Dekorationen“ nach der Art unfrer Kuliffen. die aber die Lokalität wohl mehr andeuteten als darfiellten.
Die bürgerlichen Verhältniffe der Schaufpieler waren fehr verfchieden: manche brachten es als Lieblinge des Volks. wohl auch der Kaifer durch mehr oder minder unfaubre Mittel zu ungeheurem Reichtum. die meifien lebten als arme Schlucker von der Hand in den Mund. Das Gewerbe an fich galt im Ofien als anfiändig. in Italien als ehrlos. obwohl man Schaufpieler in Maffen brauchte und fie auch wohl felbf't durch Organifation ihre Lage zu beffern fuihten. Sehr kompliziert find dieVorfchriften über das Verhältnis von Schaufpielern zum Ehriftentum oder auch über die rechtliche Stellung von Schaufpielerkindern. Der Staat fuchte natürlich die Bekehrung beliebter Acteurs zu verhindern. weil fie fonf't nicht wieder die Bühne betreten durften. Bekehrte fich aber ein Schaufpieler auf dem Sterbelager. fo war er von feinem Gewerbe frei auch für den Fall. daß er wieder genas. Ein Arzt aber mußte den tödlichen Eharakter der Krankheit befcheinigen. Die liebe Ehrifienheit felber übrigens war von dem Befuch der Schaufpielhäufer einfach nicht mehr fern zu halten. feitdem ihr Glaube ..Staatsreligion“ geworden war; nur die Priefier waren ausgefchloffen; die andern fragten. ob denn die heilige Schrift die Schaufpiele verbiete? Der Prophet Elias fei doch felbfi ein Wagenlenker gewefen und David habe vor der Bundeslade getanzt. Und fo folgte dem Mimen. der die fchweren Stürme der Völkerwanderung fpielend überfiand und

das ganze Mittelalter hindurch die
Landftraßen und Märkte. die Höfe
und felbfi die Kirchen unficher machte.
die zwiefpältige Haltung feines chrif't-
lichen Publikums: er ift überall gern
gefehen und gehört. er ift unentbehr-
lich und mit jedermann gut Freund.
aber er ift und bleibt verachtet und
der ehrfame Spießer verfchließt ihm
fein Haus und wehrt ihm die Hand
_ feiner Tochter. 4 P.
554

Bildende
Bottieelli
Von Henry Bryan Binns.
Uberfeßt von Alice Fliegel.
Fortfeßung.
Diefer Mönh lebte in der benachbarten Stadt Prato und malte Fresken für die dortige Kathedralej als Sandro zu ihm kam und bald fein Lieblingsfhüler wurde. Wie lange Bottieelli mit dem Mönh in Verbindung fiandj ift ungewißj jedenfalls aber dauerte diefe fruhtbare Freundfhaft bis zu feinem Mündigwerden fort. Als Bottieelli ungefähr 24Iahre alt war„ kehrte ernah Florenz zurück und verband fih mit den beiden Brüdern Pollaiuoloj für die er 1470 den erften nahweisbaren Auftrag ausführte. Aber da er damals fhon 26 Iahre alt warj kann das niht fein erfies Werk gewefen fein. An einem Hügelabhang neben Settignano ifi ein Altarx dort befindet fih ein Madonnenbild - die Madonna della Vanella - die früher dem Mönh zugefhrieben wurdej jetzt aber glaubt manj daß es eines der erfien Bilder feines talentreihen Shülers ift. In der National-Galerie in London befindet fih die „Anbetung'ß ein Bildj das offiziell dem Filippino Lippi zugefhrieben warj kürzlih wurde aber diefes Werk nach einem allgemeinen Befhluß auf Sandro übertragen und in die Periode vor feiner Ver-
Kunft
bindung mit den Pollaiuoli eingereiht.
Leider ifi keines von Botticellis Bildern mit genauer U1!*erfchrift und eraktem Datum verfehc ij felbfi indirekte dokumentare Zeichen fehlen bei der größten Anzahl feiner Werke. Die meifien mußten daher nah den oft trügerifhen tehnifhen Kennzeihen und der inneren Auffaffung fondiert werden. Das war bei der weitgehenden Empfänglichkeit des Künfilers oft fehr fhwerh denn Bottieelli kam erft verhältnismäßig fpät zur Reife und Verausgabung feiner Individualitätj und durh fein ganzes Leben hindurh ließ er fih durh äußere Einflüffe ftark anregen. Doch andererfeits weifen feine Bilder gewiffe Manieriertheiten aufj die feinen Shülern und Rachahmern immer mißlangen.

Die Brüder Piero und Antonio Pollaiuolo übten einen großen Einfluß auf den jungen Künfiler aus. Filippo hatte ihn gelehrtj Gefühle und Stimmungen im Bilde fefizuhaltenf - die Pollajuoli waren die Meifier einer anderen Shule und fuhten die phyfifhe Kraft zu verherrlihen. Da ift von Antonio ein kleines Wandgemälde in den Uffizienz das Herkules mit der Hydra darftellt. Iede Linie diefes Bildes trägt den Ausdruck gefpannter Energie - den ftolzenj ungehindertenz kraftvollem rein körperlichen Trieb zum Kampf.

Bis zu einem gewiffen Maße jedoch war Sandro immer ein Künftler„ der es verfiand„ auf eigenen Füßen zu ftehen; die wiffenfchaftlichen Studien der Anatomie und Perfpektivg die er eifrig betrieb) bereicherten die Macht feines Ausdrucks) ohne ihm die eigenen Gedanken und Vorwürfe zu nehmen. 1469 ftarb Fra Filippo) und drei Jahre fpäter wurde fein Sohn Filippiono) als er 14 Jahre alt war) Sandros Schüler. Es fcheint) als ob Botticelli 1472) als er 28 Jahre alt war) die Pollajuoli verließ und eine eigene Schule gründete. 1473 gab ihm Lorenzo der Prächtige„ der vier Jahre vorher die Leitung der Republik übernommen hatte) den Auftrag) einen heiligen St. Sebaftian zu malen) von diefer Zeit an bewiefen die Medici noch oft) daß fie Botticelli fehr fchätzten.

Im folgenden Jahre begab fich der Maler nach Pifa„ wo er Ausfichten auf einen großen Auftrag hatte. Doch die Sache zerfchlug fich) und Vafari erzählt uns) daß es Botticelli nicht gelang) fich durch einen Verfuch„ die Himmelfahrt Mariä darzufiellem felbft Befriedigung zu verfchaffenz es war ein Stoff) der ihm nicht lag.

Unverrichteter Sache kehrte der Künftler nach Haufe zurück und malte ein Banner mit der Göttin Pallas für Lorenzos jüngeren Bruder Giuliano) der der Abgott von Florenz war. Diefer follte das Panier in dem prächtigen Tournier vomIanuar 1475 tragen. Das Banner ging verloren) doch es bezeichnet einen einfchneidenden Punkt in Sandros Kunft; es zeigt uns) daß der Maler auch das Kunftgewerbe betrieb und einen neuen Stil für die Herfiellung ?diefifer kunftgewerblichen Dinge erchu .

Der neue Herrfcher) deffen Liebe und deffen Leben fo kurz waren) übte mit feiner feurigem ritterlichen Perfönlichkeit einen großen Einfluß auf Botticelli aus) und wir empfinden diefen Umfchwung in der Erfindung hauptfächlich in der Anwendung der klaffifchen Vorwürfe) die der Künfiler in gewiffem Sinne zu feinen eigenen machte. Botticelli malte Porträts von Giuliano dei Medici und der von

ihm fehr verehrten Lady Simonetta„ die das fchöne junge Weib des Marco Vespucci war; troßdem die Bilder verloren gingen„ wird allgemein geglaubt) daß die liebliche) reizvolle Unfchuld in Simonettas Antlitz und Charakter den Künftler zu feinen glücklichften und freudvollften Phantafieen infpiriert haben. 1476 fiarb Simonettm und zwei Jahre fpäter wurde Giuliano meuchlings im Dom während der Meffe ermordet. Durch deffen Bruder) der felbft mit knapper Not bei diefem Überfall dem Tode entrann„ wurde Botticelli beauftragt) die Schande der Meuchelmörder fefizuhalten) indem er ihre Porträts auf die Frontfeite des Palazzo Publico malte.

Eine Aufgabe) die Botticellis Veranlagung mehr zufagte„ war die Verherrlichung eines diplomatifchen Erfolges) den Lorenzo 1479 davontrug„ als er den König von Neapel abhielt) eine feindliche Allianz gegen Florenz einzugehen. Das Bild Botticellis „Pallas und der Eentaur“ erinnert an diefen Erfolg. Es befindet fich jetzt im Pitti-Palafi und ift eines der vollendetfiem dekorativen Werke des Künfilers.

Die Anzahl diefer Aufträge zeigt uns) daß der Maler in ununter-

brohenem Konner mit dem Haufe Medici ftand. Lorenzos Palafi und feine Landhäufer waren der Mittelpunkt eines auserlefenen Kreifes von Shülern. Philofophen. Dihtern und Malern der ganzen Welt. In diefer Atmofphäre entfaltete fih Botticellis Genie zu fhönf-er Blüte. Er wurde mit Leonardo da Vinci innig befreundet - ein Künftler. der acht Jahre hindurh fein Shüler war. nachdem er in VerrechiosWerkftatt. diht neben derjenigen der Pollajuoli. ftudiert hatte. Leonardo war ein Geifk. fubtiler und fpitzfindiger noh als Botticelli. und die beiden Künftler müffen fih in ihrem Gefühlsleben und auh fonfi gut verfianden haben. Bott;celli war ein liebenswürdiger. beinahe jovialer Menfh. aber ein Mann der Formen. Wie Leonardo blieb auh er unverheiratet.
Ein anderer Zeitgenoffe. der fehr verfhieden von Leonardo war. mit dem aber Botticelli auh viel znfammenkam. war Ghirlandajo. ein gewandter Jllufirator. Dekorateur und populärer Realift. Ghirlandajos Werke find in den Hauptfachen das vollkommene Gegenteil von Botticellis Arbeiten. aber fie find durh ein großes journalifiifhes Talent bemerkenswert. Sie find reih an allem. was für die Florentiner von Jntereffe fein konnte. und brahten dem Künfiler einen ungeheuren Erfolg ein. 1480 malten Ghirlandajo und Botticelli zufammen in der Allerheiligen-Kirche. und am Ende diefes Jahres wurden beide durh den Papft Sixtus l7. nah Rom gerufen. um die neue Sittinifhe Kapelle auszuftatten. Hier arbeiteten fie mit ihren Shülern und anderen Künfilern wahrfheinlih während des größten Teiles der folgenden drei Jahre. Man glaubt. daß Sandro eine Art Oberauffïcht über das Arrangement des ganzen Werkes hatte. weil er es war. der zu dem Ganzen verfhiedene Porträts des Papftes beifieuerte und ebenfalls drei große Fresken malte. die faft taufend Quadratfuß der Mauern der Kapelle einnahmen. Während feines Aufenthaltes in Rom muß er auch verfhiedene Staffeleibilder gemalt haben. eines

- „die Anbetung der Könige“ -
ift jetzt in Petersburg. Diefes römi-
fhe Zwifhenfpiel in des Künfilers
Florentiner Leben. das ausgefüllt
war von der direkten Rivalenfhaft
und der täglihen Zufammenkunft
mit Genies ganz anderer Art wie
Botticelli felbft. wurde in jeder Be-
ziehung zu einem Zentrum in des
Malers Leben und Shaffen. Botti-
celli war jetzt zu feiner Reife gelangt.
ein Mann von ungefähr 40 Jahren.
an einem gewaltigen Werke in diefer
„Ewigen Stadt“ fchaffend. - eine
Stadt. die die größten Söhne
von Florenz ftets bereitwillig zu
ihrer geiftigen Heimat gemaht
hatten.
Es läßt fih jedoch bezweifeln.
ob diefes große Werk auh wirklich
fähig war. die höhften Kräfte und
harakteriftifhften Eigenfchaften des
Künfilers zur vollkommenen Ent-
faltung zu bringen. Weder der
Stoff. noh die Auffaffung. noh die
Bedingungen und Begleitumfiände.
unter denen es gefhaffen wurde.
waren das Geeignete für den Genius
Sandros. und wenn auh die Fresken
geradezu überwältigende Beweife
feiner vornehmen. fhönen Kunfk
bringen. fo find fie doh niht zu
feinen Meifierwerken zu zählen.

Bildende Kunft
Die Fresken waren nun voll-
endet und 1483 wurde die Kapelle
eingeweiht. Vafari erzählt uns.
daß der Ruf Sandros weit über den
feiner Mitarbeiter hinausging. daß
er ungeheuer viel Geld in Rom ver-
diente und dort verfhwendete. Ehe
Botticelli in feine Heimat zurück-
kehrte. arbeitete er mit Ghirlandajo
an den Dekorationen derVillaMedici
in Volterra.
Von 1480-1490 hielt man Botti-
celli für den größten der lebenden
Meifier in Florenz. und man iiber-
häufte ihn mit Aufträgen. In diefen
Zeitabfhnittfallenverfhiedenefeiner
größeren Werke. wahrfheinlih die
Geburt der Venus. die fhönfie feiner
Shöpfungen. ferner die Madonna
mit dem Granatapfel und von St.
Barnabas. die Lemmi-Fresken und
die Bardi-Madonna. Die Geburt
der Venus und die Fresken find in
der künfilerifh vollendeten Weife ge-
malt. die feine klaffifhen Vorwürfe
harakterifiert.
Die anderen Bilder zeigen eine
fiarke Abweihung der tehnifhen
Behandlung. überhaupt find Botti-
cellis Werke. durch alle Phafen feines
künfilerifchen Werdens hindurh. in
der Ausführung und Auffaffung fehr
verfhieden und ungleihwertig. Man
wünfhte beinahe. daß das Wort
Vafaris „er arbeitete nur. wenn er
in Stimmung war“. mehr Wahrheit
in fih trüge. als es in Wirklihkeit
zu haben fheint. Sandros graziöfes.
eigenfinniges und launifches Genie
drückt fih niht immer in den Werken
aus. die in der Konkurrenz mit
anderen Künfilern oder im Dienfte
der kirhlihen Herren gefhaffen
wurden. Doh feine unbeftrittenen
Shöpfungen find fo wenige - kaum
fünfzig alles in allem --. daß man
keinefdavon entbehren möhte. Selbft
die Paneele der St. Barnabas-
Altarftaffel und das Rundbild
der Madonna möhten wir niht
miffen.
Shluß in der April-Nummer.
Ruffifher Bauer von L.
Knaus
Die Zeit mag niht mehr ganz
für Ludwig Knaus fein - und ih
felbfi bin nicht ganz fiher in meinem
Urteil über ihn. Ih erinnere mih
an Dinge. die fehr fhön find. wie

das Bildnis des Kunftfreundes oder
das Gänfemädhen. und an folhe.
die weit weniger fhön waren; aber
Anekdotenmalerei hin. Anekdoten-
malerei her. ftille Kunfi. aufbring-
lihe Kunfi. Knaus hat Vorfiellun-
gen. künfilerifhe Vorfiellungen.
Sinn für feine Differenzierungen
des Charakters. Er mag niht immer
als Maler fehn. aber der Menfh
Knaus. die empfindende Seele blickt
durh und durch Dinge. Raffen.
Typen. Gefialten. Lebensalter. Er
bietet etwas und weiß aus dem
Wirbelfturm der Geftalten. die im
Leben vorüberjagen. fefie. greifbare.
fharfbegrenzte Typen herauszu-
krifiallifieren. Das - meine ih -
niht das Anekdotifhe. niht der
liebenswürdige Witz allein gab ihm
die unerhörte Refonanz beim Publi-
kum. Er fhuf eine Formel für den
kleinen Handelsjuden fo gut wie für
den luftigen Bauern des Rheinlands
- Formeln. die vielleiht heute niht
mehr ftimmen. die fih überlebt haben.
die aber einfi neu. blank. bisher un-
gemünzt und doh alltäglich waren.

Und fo fiehe ich auch hier diefem ruf-fifchen Bauern gegenüber. Ich kenne das ruffifche Bauerntum nur aus der Literatur. aber der ganze Kompler meiner Vorfiellungen von ihm kann nur eine Figur wie diefe ergeben; alt. aber kraftvoll. bös. liftig. roh und doch groß und fehr feltfam. myfiifch feltfam in feinen Tiefen. Säufer. Analphabet. Kind und Prophet in eins. Ein Riefe an Gliedern. fefi auf dem Boden ftehend. dem er ent-wächft. wie ein Baum; grau. wirr. fchmußig und ungepflegt. dabei von einer trunkenen Schalkhaftigkeit. Troß unverwüftlicher Riefenglieder aber kein Menfch. der fich in feiner Haut wohlfühlt. nein - ein fchwer-mütiger Fatalifi und in feiner Art Grübler. Unterwürfig durch Jahr-taufend lange Leibeigenfchaft und doch vom Gefühl gelenkt. daß alle Menfchen gleichberechtigte Brüder. So mitleidig und roh in einem Atem. verfchlagen und offen in einem Wort. Vielleicht im Befiße höchfier genialer Urkräfte. die noch fchlummern. wie die Erzlager und Petroleumquellen des Landes. Ein unbewußter Tolftoi mit allen üblen undxallen herrlichen Eigenfchaften diefes ruffifchen Lite-raturbauern.

Aber vielleicht - ja ficherlich - ift das Bild des ruffifchen Bauern ein ganz anderes. wie das. was mir die Literatur gab; genug. Knaus hat mein Bild mir bis ins Feinfke und Letzte verwirklicht. Und felbfi die Kuliffe von Landfchaft. vor die Knaus diefen Alten fiellt. fcheint mir ganz die ruffifche Trofilofigkeit grundlos fchmußiger Dörfer aus-zuftrahlen.

Georg Hermann.

Mondnacht.

(Zu Douzettes Bild ..Mondnacht am Waffer“.)

Mondbefchienene Stille und ein friedvolles Ausruhen.

Ein kleines. helles Fenfier. dem der Mond fein Leuchten gibt. grüßt aus einem einfamen Haufe. Und hinter diefem Fenfter ein fiillver-fchwiegenes Glück. Zwei Frauen-augen. in denen diefes Glück wie Sonnen leuchtet. blicken auf ein fchlafendes Kind in der Wiege. Zwei Frauenhände glänzen blaß und fein in der Lichtflut und fchieben behut-

fam den weißen Vorhang vor. daß des Mondes Glanz das fchlafende Kind nicht fiöre. Das hat die rofigen Fäufichen auf die Augen gepreßt - auf jene lachenden. frommen Augen. in denen desTags die blauen und grauen Lichter fpielen. und die ihr klares Leuchten großmütig verfchen-ken. Mit derfelben freudvollen. lieb-lichen Großmut. die der Mond hat. wenn er der Wirklichkeit der Erde feine Märchenträume für zauber-fchöne Nächte borgt.

Die finnende Frauenfeele taucht in dem milden Glanz diefes Licht-meeres unter. und ihre Blicke fuchen den Mond. den fanften. unaufdring-lichen Kameraden ihrer heimlichen Sehnfuchtswelten. Sie finden ihn nicht. Die Wolken packten ihn ein in ihre weichen. fliehenden Schleier. aber fein Licht flutet in immer rei-cherem Glanze auf die braune. harte Erde hernieder und gibt ihr weiche. helle Töne. Es zittert auf dem nacht-ruhenden Waffer und hält werdende Freundfchaft mit den Bäumen. Still. reglos und duftig fiehen diefe Bäume wie hingehaucht in die Nacht. als

Bildende Kunfi
hätte fich dieGotteshang die fie ge-
fchaffeg eben erfi von ihnen gelöfi
und auf den Blättern einen Hauch
körperlicher Wärmg einen fremd-
artigen Duft zurückgelaffen. Die
Weihefiimmung die das Gefchaffene
in dem Sayöpfer auslöfH liegt über
ihnen - und Schöpferliebe.
Den Menfchen aber ergeht es
feltfam in folchen Zaubernächten.
Sie vergeffeg daß es ein Leben gibt-
das reich ift an Kämpfem Leiden-
fchaften und Häßlichkeiten; - es i|„
als ob die weiße Lichtflut alles in
fich aufnehme„ was glanzlosxund
herb ift.
Und ringsumher nichts als Feier-
tagsftille und ein Ausruhen in Schön-
heit.
Alice Fliegel.

Dramatifche
Karl v, Leveßow.
Der Bogen des Philoktet.
Tragödie.
(Erftaufführung im Berliner Theater.)

Ein Drama einfachen und hohen Stils. Ein philofophifches Drama; das den Verfuch macht; das Abfirakte in feine Urheimat; das Konkrete; zurückzuführen. Zuweilen freilich gönnt fich der Gefialter Ruhepaufen; legt fich ins Moos und fagt zum Lehrer und Prediger: Sprich du! Ein Theaterftück ohne unkeufche Theatralik. Und erzielte doch einen Bühnenerfolg (im „Berliner Theater"). Beachtung verdient es.

Den Stoff zum „Bogen des Philoktet" hat Sophokles überliefert. Einen Stoff nur wie ein GehäufeFi Man kann fehr deutlich nachweifen; daß Schopenhauer; Nießfche; Häckel und Ibfen dem neuen Inhalt das Gepräge gaben. Doch was weiter würde denn damit bewiefen; als daß Levehow; wie mehr oder minder wir alle; in der Atmofphäre diefer Zeitbaumeifier lebt? Uns beftätigt die Zeit; uns befiätigen die Wechfelfälle des Tages einen Sinn; der der ihre war und der unferer geworden ift.

Vom Pantheismus der Griechen; die hinter den Naturkräften menfchenähnliche; das Menfchenfchickfal von außen regierende Gottheiten anbeteten; ift kein allzuweiter Schritt
Berichte.
zum Monismus; der die fich felbft zeugende; fich fort- und hinanpflanzende Gottheit im Innern der Natur und im Innern jedes Menfchen erkennt. Zeitlich allerdings liegen zwifchen dem „Philoktet" des Sophokles und dem des Leveizow faft zwei Iahrtaufende Ehriftentum und Ienfeitsglaube.

Im äußeren Umriß ift das neue Drama dem alten vielfach ähnlich. Beide haben gemeinfam: Philoktet war der Freund des Herakles; dem er den letzten Liebesdienft erwies und der ihm jenen mächtigen Pfeilbogen vermachte; ohne deffen Hilfe die Griechen Troja nicht erobern werden. Eine furchtbare Giftwunde am Fuß macht Philoktet zum Abfcheu der Mitmenfchen. Während eines Krampfanfalls; der ihn in be-

wußtlofen Schlaf verfeht; wird Philoktet auf der Fahrt nach Troja von dem liftigen Odyffeus an der Infel Lemnos ausgefetzt. Zehn Iahre fchmachtet Philoktet in Einfamkeit. Dann müffen fich die Griechen; von der Weisfagung eines Sehers beftimmt; bequemen; ihn aufzufuchen. Odyffeus; der für feine Perfon die Rache des Philoktet zu fürchten hat; überredet den Jüngling Neoptolem; fich in das Vertrauen des einfamen Mannes einzufchleichen und ihm während des nächften Starrkrampfes den wundertätigenBogenzufiehlen.DerfchnödeVertrauensbruch würde gefchehen fein; wenn nicht dem Neoptolem zuletzt

Dramatifche Berichte

die Schmach feines Beginnens das Herz befchwerte. Nicht nur Philoktets Bogen. Philoktet felbfi - bei Sophokles - muß vor Troja erfcheinen. foll die Stadt endlich fallen. Aber Philoktet weigert fich. mit den verhaßten Griechen zu ziehen. Da taucht - bei Sophokles - der Gott (ein Halbgott) von außen auf. Herakles. und fein Machtwort befiehlt dem Philoktet die Reife und verheißt ihm die Heilung.

Das Ende des antiken Dramas ift fireng rituell. Doch wo immer in diefem Wunderfchachte der neue Dichter fchürfte. fand er jungfräuliahe Goldadern der Natur. So hat auch Hofmannsthal aus den Fatumsdramen „Elektra“ 'und „Ödipus“ des Sophokles den dichterifchen Abglanz feines eigenen Innenlebens gefchöpft; hat auch Hofmannsthal aus fophokleifchen Keimen neue Menfchenblüten gerufen.

Eigenes Erleben taftet in der Dichtung nach dem Gleichnis. Den Dichter Leveßow grüßte im wundmüden Einfiedler auf Lemnos das Gleichnis feiner felbft. Wer ifi fein Philoktet? Ein - „Anderer“.

Einer. den die Menfchen haßten und verfolgten. weil er nicht war wie fie. Einer. der eine brennende Wunde trägt. Die giftige Wunde war der Lohn für eine feltene Gefinnung.

Als Philoktet (fo verankert Leveßow die Sage in einem tieferen Grund) feinem Freunde Herakles den furchtbaren Liebesdienfi erwies; als er den geliebten Bruder tötete und erlöf'te - ihn. der vom Neffushemd vergiftet war und unerhörte Schmeren litt: damals zog er fich. hinßürzend auf einen vergifteten Pfeil des Herakles. die Wunde zu. In Qualen ächzend. ehrt fie Philoktet als heiliges Symbol. Aber die Menfchen ächten ihn ob feines Unglücksmals. und feine große Tat umhüllen fie mit niedrigem Argwohn. Dem Einzelnen ift fiolzes. fchweres Leid befchieden. Niehfches Herrenmenfch.

Ein früheres Werk Leveßows heißt: ..Gedanken eines Anderen von Ihmfelbft.“ Der Kompaß ift nicht verläßlich. aber der Drang fubjektiv begreifliah. demzufolge jeder. den die Natur in einem wefentlichen

Zuge anders artete als die Typen
der Muffe. fich von folcher Unter-
fcheidung zu überragender Höhe
gewiefen glaubt. Da werden mit-
unter feltfame Anfprüche erhoben
und wunderliche Argumente gel-
tend gemacht. . . .
Auch Leveßows Herakles war
einer von den „Anderen“ ge-
wefen. Kein Gott oder Halb-
gott. „Was ift ein Gott? -
Nicht zwifchen Gott und Menfch ifl
ein Maß. aber zwifchen Menfch und
Menfch.‟ Und der Dichter fiellt das
Maß des neuen Adels zwifchen die
Tatmenfchen. die Könige auch in
Lumpen find. und jene anderen.
die Adels- oder Fürfienkronen von
Zufalls Gnaden tragen, (Die alte
und die neue Mythologie fagt: von
Gottes Gnaden.) Leveßows Herakles
war von feinen Herren Amtsbrüdern.
war von feinem weltklugen Weib
Dejanira verachtet worden. weil er
nicht ein felbftfüchtiger Mehrer feines
Reiches gewefen. Weil er. der..Land-
ftreicherkönig“. durch die Länder zog.
um allen Menfchen zu helfen. Weil
er feine Habe verfchenkte. fremde
Ställe fegte. die Leidenden erlöfie.
Solch ein König war Herakles ge-
wefen . . . .
Der Gegenfpieler zum Helden der

Tragödie (Philoktet) und zu feinem unfichtbaren Schatten (Herakles) ifi der fehr legitime König Odyffeus. Der Staatskluge. Odyffeus. der einfi den fchlafenden Philoktet auf der Infel ausgefeßt hat. weil er weltlichem Ehrgeiz im Wege ftand. Odyffeus. der von „unumfiößlichen Staatsgefeizen" und „unfierblichen Landesgöttern“ und fchon fafi allzudeutlich von Thron und Altar fpricht. Obwohl ein Gefürf'teter. ift Odyffeus einer von den Vielzuvielen. deren „Augen einander gleichen wie Frofchlaich“.

Mit Neoptolem. der bei Sophokles der Sohn des Achill. bei Leveßow der des Herakles ift. treten noch zwei Motive in die Dichtung ein: Vererbung und Antifeminismus. Wie der Iüngling feine Herkunft nennt. erwidert ihm Philoktet:

..Herakles u n d Dejaniras Sohn
Kannft du nicht fein. kann niemand fein.
Ob du fein. ob du ihrSohn
bi
F
Wird fich einmal erweifen.
Eins wird ftärker fein in dir.“

Der Weife von Lemnos lehnt fich hier gegen das mütterliche Blutserbteilauf. Wie alle Erkenntniffe Levetzows ift auch diefe Monomanie (die freilich im Falle Herakles von der Sage gut unterfiülzt wird) nichts des Neuen. doch eine neugeborne perfönliche Überzeugung. Man erinnert fich eines recht zynifchen Satzes. der von Strindberg kam: „Ieder Mann ift ein Bafiard von einem Menfchen und einer Frau.“

Nicht mehr Philoktet perfönlich muß den Griechen vor Troja den Sieg bringen. Nur fein Bogen darf nicht fehlen. Aber -

„Nur der kann den Bogen fpannen.
Der eine Tat vollbringt.
Würdig des Herakles. der ihn trug.“

Von den Taten des trojanifahen Krieges weit ab blickt die Dichtung nach einer anderen Tat aus. . . Der Iüngling fprach von feinem Durf't nach Ruhm und von Trojas erfehntem Fall. Philoktet antwortet:

..Deine Tat mußt du tun. Mehr kann kein Menfch dem anderen fagen. In dir ift deine Tat. wenn es eine für dich gibt; mit dir ift fie

geboren. in dir gefäjieht fie. ehe fie aus dir heraustritt. In dir mußt du fie finden.“

Das ift fafi wörtlich Schopenhauer: „Was der Menfch tut. das ift er.“ Das ift Schopenhauers Lehre vom unfreien Willen. von der angebornen Art. die Tat wird. Nur den Keim zum Licht ziehen. nur die innerfie Natur wecken kann Erziehung. Freundfchaft. Liebe. ..Mehr kann kein Menfch dem andern fagen“. . .

Neoptolem ift der Erkenntnis nahe. Aber mit Eiden. die er den Göttern fchwur. fühlt er fich noch an den fchändlichen Plan des Odyffeus gebunden. „Wo deine Tat ift.“ fagt Philoktet. „da ift auch der Olymp! In dir. o Knabe. ift der Olymp! (Und von Schopenhauer zu Nießfche und Häifel gelangend:) Wo der Olymp ift. dort müffen deine Götter fein. Es gibt keine Götter außer uns felbft.“

Nun bitt' ich aber den Dramaturgen. vorzutreten. Schön hat der Dichter den Unterbau des Dramas errichtet. In einfachen und erhabenen Linien. als fehnte er fich nach dem Tempel des Sophokles. Ein Menfch unfres Blutes ift fein Phi-

loktet. Auh Neoptolem„ den Unfertigem und Odyffeus- den Vielzufertigem entwarf ein feinerMeißel. Nicht gegen die Pfychologie- doch gegen die Logik erhebe ich Einwendungen. Von Philoktet in den Geifi und das Shickfal feines Vaters eingeweihh von ihm in die reine Luft der Höhen geführtj hatte fih der Iüngling dem Greife in liebender Ehrfurcht zu Füßen gelegt. Dem Lügner Odyffeus ruft er im Zorne zu: „Zerflattert find meine Schwürej zerblafen find deine Götter!“ Und dohj - da nun Philoktet bewußtlos im Starrkrampf liegt/ lockt den Neoptolem der Bogen des Ruhmes; er ergreift ihny er ift einen Augenblick der Held der Menfhen und ein Shurke. Einen Augenblick... Als Odyffeus und die Griehen kommenj findet fih Neoptolem wieder und verteidigt das Eigentum des Philoktet. Der wunde Mann erwaht und verfheuht die Räuber - bis auf einen. Diefer Eine/ ihn muß Philoktet für feinen Schüher haltenx wirft fih jammernd zur Erde: „Töte mihj Philoktet! Der klugen Dejanira Kind bin ih!“ - Aber Philoktet ? - „Deine Tat haft du foeben vollbracht“. . . Und gibt ihm den Bogen des Herakles„ den der Würdige/ Shmerzlofex Schöne nun wird fpannen können.

Im Gedanken wundervoll. Auh in der Pfyhologie ift es gerehtfertigt. Denn Philoktet ift gerührt und überwältigt von dem freiwilligen Geftändnis des Iünglings. Nur allein die nahprüfende Logik fordert über den dramatifchen Augenblick hinaus Gewähr für das rihtige Ergebnis. Würde der Dichter den unreifen Iüngling in wenigen Minuten zum gefeftigten Charakter reifen laffenj fo wäre das eine Verfündigung an der Natur und an der pfyhologifhen Wahrheit. Er tut es niht. Der kaum erft tief erfhütterte Knabe greift nach Bogen und Ruhm- wie ein Kind nah glißerndem Spielzeug. Gleih darauf allerdings fiegt wieder der beffere Teil feines Willens (feiner Art). Gut denn und rihtig! Aber diefe Wefenselemente werden nah aller Vorausfihtj - nein/ nah fiherer Berechnung des Menfhenkennersnohfehr oft fhwan-

ken in Neoptolem. In ihm- den der große Augenblick niht einmal gegen die Verfuhung gefiählt hat! Was berehtigt den Dihterp diefen Halbentwickelten als b e w ä h r t e n Erben der großen Sendung desHerakles auszurufen?! Iaz der Dichte» niht bloß Philoktet tut es. Denn wir fehen auh noh„ daß wirklih von dem Iüngling der Bogen gefpannt wird„ den nur der echte Heraklide meifiern kann,...
Ih möhte es einen „moralifhen Effekt“j eine „ethifche Tableau-Wirkung“ nennen. Und zu welher Sendung wurde denn eigentlih der Sohn des Menfhenerlöfers Herakles geweiht? Auh er zieht mit den Griehen vor Troja. Wird dort mit Qdpffeusp mit den Atriden die Stadt zerftören. Wird feinen Weltruhm doh noh ernten. . . . Die Tragödie verklingt mit den Worten eines lahenden Fauns: „Neoptolem erobert Troja - die Menfhen gröhlen - und haben ein paar Götter mehr: fo bleibt alles beim Alten!“ - Ließe es fih mit dem Stil und der Idee der Dichtung vereinbarenj man müßte hier eine ironifheVerneinung der Tat-Apotheofe heraushören. . . Und noch ein Kleines: Warum legitimiert fih Neoptolem vor Phi-

loktet mit einem metaphyfifchen Kennzeichen als der Sohn des Herakles? Der Jüngling hat Faun und Nymphe) die Mitbewohner der Jnfel) mit leiblichen Augen gefehen. Solche Augen haben nur Götterabkömmlinge . Aber Herakles war kein Gott) und Götter gibt es nicht - fagt Philoktet . . . . .
Philoktet hat die Hydra gewürgt in feinem Blute. DieWunde fchmerzt niäyt mehr. Aufrecht fieigt er zum Rande des Felfens. Er geht dem Herakles entgegen - in den Tod) ins All. „Frei fchreitend - dem eigenen Wunfche nach.“..., („Jn voller Freiheit) unter eigener Verantwortung") heißt es in Jbfens „Frau vom Meere") und hier und dort ift das Wollenmüffen gemeint) ein defto unfreierer Wille) je fiärker die Perfönlichkeit.) Philoktet ift tot. Die abziehenden Sahiffer fingen in der Ferne. Farin und Nymphe tanzen im Mondenfchein den ewigen Zeugungstanz der Natur. Und in uns hallt ein Klang von Weihe...
Der dichterifche Ausdruck Levelzows ift kärglicher) als fein Denken und Fühlen. Das Leichte und Befchwingte zumal iftihm nichtgegeben, Seine Nymphe hat fchwere Füße. Und wenn fie wie ein koketter Backfifch fpricht) fo verletzt mich das mehr als die ungefchickte Modernität im Gefchimpfe des Fauns.
Jn Leffings Dramaturgie lefen wir von verfchollenen Werken) die zu ihrer Zeit nicht unbedeutfam waren. Sollte in einer Zukunft Einer zurückgreifen auf den „Bogen des Philoktet“„ fo wird er hier einen Widerfchein der Gegenwart) die wir heute leben) finden - geifiiger und bedeutfamem als der Schein des Scheins in den Alltagsfpiegelbildern der Bühne.
.Hermann Kienzl.

Leffing-Gefellfchaft für Kunfi und Wiffen-
fchaft. Eingetr. Verein.

Der im Februar abgehalteneVortragsabend der Leffing-Gefellfhaft warderLuftfhiffahrtgewidmet. Philipp Spandow. der den Vortrag übernommen hatte. befleißigte fih einer fo klaren und knappen Syfkematik. daß es ihm tatfählih mit befiem Erfolge gelang. in der verhältnismäßig kurzen Zeit von etwa zwei Stunden den Zuhörern ein überfihtlihes Bild aller wefentlihen Grundlagen der Aeronautik zu geben.

Er behandelte zunähft die Luftfahrzeuge. die ..leihter als die Luft“ find. und erklärte das Wefen ihres Auftriebes fowie die befonderen Verhältniffe der einzelnen in Betraht kommenden Gafe. Ein gefälliges Experiment mit einer Montgolfiere veranfhaulichte auh praktifh fehr gut die vorausgegangenen theoretifhen Ausführungen. Der Redner ging dann bald von dem hinlänglich bekannten Kugelballon zu dem Problem des lenkbaren Luftfhiffes über und erläuterte. warum alle Projekte von „Segelballons“ durchaus unausführbar feien und lediglich dadurch. daß der Ballon der Luft einen nüßlihen Widerfiand biete. eine Lenkbarkeit erzielt werden könne. Als wihtigfter Befkandteil des Lenkballons fand nunmehr die Luftf h r a u b e eine fehr eingehende theoretifche und durh mehrere Erperimente unterftüßte praktifche Erläuterung. Das Wefen der Luftfhraube wird durchaus verfiändlih. wenn man fie mit der gewöhnlihen Holz- oder Metallfhraube vergleicht. die zu ihrer Wirkung - genau wie die Luftfhraube - auh der „fchiefen Ebene“ und genügender „Nahrung“ bedarf. Mit verhältnismäßig fehr einfachen Mitteln wurde überzeugend dargetan. daß fich jede fhiefe Ebene. wenn fie in eine kraftvolle undfchnelle Rotation verfeßt wird. in die Luft empor oder. je nah der Stellung ihrer Are. vorwärts fhraubt. Nah einem Experiment mit einem kleinen Gleitflieger wurde nun die Luftfhraube in den beiden verfhiedenen Zweigen ihrer Wirkfamkeit - nämlih am Lenkballon und an der Flugmafhine - vorgeführt. Als Lenkballon ftieg ein veritabler. zylinder-

förmiger Ballon von faft 5 rn Länge und einem Faffungsvermögen von 5000 Ltr. Wafferfkoffgas im Saale auf. Er flog zunähfi. durh einen kleinen Motor angetrieben. geradeaus und führte darauf mit Hilfe eines Seitenfieuers einige wohlgelungene Manöver aus. Zur Demonftration der Flugmafhine diente ein kleiner. von Wilhelm Kreß konftruierter Apparat. der in wahrhaft überrafhender Weife den Saal in feiner ganzen Länge durchaus fiabil und ruhig durhflog.

Nah diefer prinzipiellen Fefilegung der in Betraht kommenden

Leffing-Gefellf ch aft
Grundlagen der Flugtehnik führte der Redner dann in einer großen Anzahl von Lihtbildern die haupt-fählih Beahtung verdienenden Kon-fkruktionen von Ballons und Drahen-fliegern vor und vermittelte mit Hilfe mehrerer kinematographifher Vorführungen den Mitgliedern der Leffing-Gefellfhaft eine fehr leben-dige Anfhauung der praktifhen Arbeit verfhiedener Luftfahrzeuge,
Den bemerkenswerteften Teil der Ausführungen bildeten jedoh die Punkte des Vortrages. in denen der Redner fih über die Vorgefhihte des jetzt zu fo überrafhenden Siegen gelangten Drahenfliegers verbrei-tete. in deffen Erfindung er dem bei weitem niht genügend gewür-digten Wiener Ingenieur Wil-helm Kreß den entfheidenden Anteil zufpriht. Diefer jeht fchon hohbetagte Erfinder gilt Spandow als der Meifter unter allen lebenden Aviatikern. der eine fo überwälti-gende Summe von Kenntniffen über „das Wefen der Luft“ befilzt.
daß er in diefem Punkte von keinem der zur Zeit praktifh fo erfolgreichen Ausländer übertroffen werden kann.
Diefe von großer. perfönliher Ver-ehrung und Bewunderung befeelten Ausführungen gaben dem Vortrage einen fhönen fympathifhen Eha-rakter.
Im ganzen darf man fagen. daß der von glänzender Beredfamkeit und liebenswürdigem Humor ge-tragene Vortrag feinen Zweck in jeder Beziehung erfüllte. indem er die Zuhörer in feffelnder und durh-aus verftändliher Form über die Grundlagen einer an fih durhaus niht leihten Materie unterrihtete.
Der Vorfiand.

Literarifhe
Berihte

Dergegenwärtige Stand derAbftammungslehre.

Ein populär-wiffenfchaftlicherVortrag. Von Prof. br L. Plate. Leipzig 1909. B. G. Teubner. Preis M. 1.60 gehft.

Es ift bewundernswert. wie ein: gehend und uinfaffend diefer relativ kurzeVortrag das Gebiet der Defzendenztheorie behandelt. Zu der prachtvollen Knappheit der Ausdrucksweife gefellt fich überall eine klare und allgemein-verfiändliche. präzife Art des Dozierens und Belehrens. die auch dem Laien das Studium des Schriftchens zu einem Genuffe macht. Der Nachfolger Haeckels beweifi hier glänzend. daß man auch im engfien Rahmen fyftematifch agieren kann. Einige fachliche Bemerkungen feien erlaubt. Auf S. 12 heißt es: ..Jedenfalls verbietet fich für einen naturwiffenfchaftlich denkenden Menfchen die Annahme von ,Schöpfungen'. fei es der erften Urzelle. fei es höher organifierter Lebewefen. von felbfi; denn folche übernatürliche Eingriffe find nie beobachtet worden. und wollte man fie behaupten. fo würde man nichts erklären. fondern nur an Stelle eines Fragezeichens ein anderes fehen.“ Ganz gewiß! An Stelle der Frage: „Wer hat das Leben gefchaffen?“ wiirde bei Akzeptierung der Gotteshypothefe nur die Gegenfrage treten: ..Und wer hat Gott gefchaffen ?“ Antwortet der Gläubige dann: ..Gott hat fich felbft gefchaffen!" fo liegt die Erwiderung nahe: „Und warum muß ich erft den Umweg machen und zum ertramundanen Gott flüchten. warum kann iih nicht mit demfelben Recht behaupten: das Leben hat fich felbft gefchaffen. oder beffer: es ifi entfianden?" Plate führt fieben Beweife für die Richtigkeit der Defzendenztheorie ins Treffen. Einen fchöpft er aus der Naturphilofophie. den zweiten aus der Syfiematik. für den dritten nimmt er die Paläontologie in Anfpruch. für den vierten und fünften die Anatomie und die Embryologie. den fechften fieht er in der eigenartigen geographifchen Verbreitung aller Lebewefen. und der letzte fchließlich wird aus ihrer Veränderungsfähigkeit gefolgert.

Hiernach müffen auch die erbittertfken Gegner der vom Verfaffer verteidigten Theorien zugeben. daß man weiter den Kreis feiner Beifpiele und Definitionen füglich nicht ziehen kann. Mir fcheint nur. daß Plate nicht hätte verfäumen follen. bei Anführung der Zeugniffe aus dem Gebiete der Embryologie auch die gegenteilige Erklärung der ..Entwicklungsmechanik“ zu berückfichtigen. Der Vortrag orientiert den Lefer auch noch über die Gegner der Abfiammungslehre und verfucht auf diefe Weife. allen Anfchauungen gerecht zu werden. Ein intereffanter Schlußteil über die Triebkräfte der Artumwandlung und die Entftehung der Anpaffungen bildet das würdige Ende der fehr empfehlenswerten Brofchüre.

1)r Curt Radlauer.

Literarifche Berichte

Aus Leben und Traum.
Ein Gefchichtenbuch von F r i e d-
rich Kipp. Preis 2„50 M..
geb. .T50 M. HarmonigVerlags-
gefellfchaft für Literatur und Kunft-
Berlin.

Die neun kleinen Gefchichten variieren in mannigfacher Weife das alte und doch ewig neue und ewig wahre Thema von der Liebe: von jener Liebe. die dem Menfchen höchfie Glückfeligkeit gewähry öfter aber noch ihm bitterfies Leid bringt und fein Leben verdirbt und vernichtet. Sei es. daß fich unüberwindliche Hinderniffe zwifchen den Liebenden auftürmen. fei es„ daß die Treue einer allzu leichtfertigen Verlobten oder Ehefrau gegenüber der lockendenVerfuchung nicht fkandzuhalten vermag all diefe Tragödien des menfchlichen Lebens weiß der Verfaffer recht temperamentvoll zu fchildern. Schlicht und knapp ift feine Darfiellung; um fo ergreifender und zu Herzen gehender wirkt fie. Und mehrfach wird die Wirkung noch dadurch erhöht„ daß die Erzählung deneg „die da leiden“ oder gelitten habeg felbfi in den Mund gelegt ift. Einfach und klar find auch die Menfchem die der Verfaffer zeichnen und für deren Schickfale der Lefer fich gern ein teilnehmendes Intereffe___wird abgewinnen laffen. S. .

Theobald Hüglin. Roman
aus Schwaben vonO t t oF r o m-
m e l. Berlig Paetel.

Ein Pfarrersromanh in dem aber theologifche Skrupel keine Rolle fpielen. Der Held - freilich ein etwas fchwächlicher - der Sohn eines ftrengen württembergifchen Prälateg kommt als Pfarrverwefer in ein im Schwarzwald belegenes Dorf„ deffen Gemeinde ihm auffäffig ift und die größten Schwierigkeiten bereitet. Dort verliebt er fich in die Tochter des Schulmeifters. Ein Kind ifi die Frucht des Liebeshandelrß das nach dem Tode der Mutter von den Verwandten gepflegt und aufgezogen wird. Diefe verfuchen von dem Pfarreh der fich inzwifchen verheiratet hat und Stadtgeiftlicher an einem größeren Ort geworden ifk„ Geld zu erpreffen. Die Sache wird ruchbar„ der alte Prälat ftirbt aus

Schmerg die Frau des Pfarrers. die fich felbfi Mutter fühlt- verzeiht ihrem Gatten und ift bereit. gemeinfchaftlich mit ihm in Amerika ein neues Leben zu beginnen.

Ein gut erzähltes Buch mit hübfchen Verfeg anmutigen Naturfchilderungem frifchem Humor in der Vorführung einzelner Geifilicheg manchen feinem pfychologifchen Bemerkungen. Ganz vortrefflich find diefe Geiftlichen portraitiert: der würdevolle Prälat. der falbungsreiche Dekan. der fchleichendex lärmende„ andererfeits der innerlich vergnügte und behagliche Landpfarrer. Auch Frauen und Männer der Stadh namentlich ein reichgewordener. fchlichter Fabrikant mit feinen Angehörigen find gut gezeichnet. Pfaffenfeinde werden über das Buch triumphierenf die Frommen mögen darüber fkandaliert fein oder wenigftens fo tun; derf dem Menfäyliches nicht fremd ifh wird bekenneg daß in dem Buche ein menfchlicher Vorgang ergreifend dargefiellt wird. Die innere Seelenpein des troßfeines Fehltritts edlen Geiftlicheg die finnliche Ergebenheit des Mädchens. dem diefe Hingabe Stolz und Freude ifi. die tiefe„ gewaltige Liebe der ver-

heirateten Frau; die; eben weil fie liebt; alles verzeiht; - dies und fo manches andere ift wirklich glaubhaft gemacht; fo daß man in der Erzählung einen reifen Künftler begrüßen darf,
Ludwig Geiger,

Das adlige Schüßenfefi.
BonRichardHuldfchiner.
Berlin; Egon FleifÖel är Eo.

Eine allerliebft ganz im Rokokofiil ausgeführte und ebenfo reizend ausgeftattete Erzählung. Die Vorgänge; die in die 90er Jahre des 18. Jahrhunderts verlegt werden; find fo einfach wie möglich. Luife von Pilgram verliebt fich in einen Leutnant; der auch fie wieder liebt; als er hört; daß das Kaufhaus ihres Vaters in Konkurs geraten ift. Sie grämt fich erkrankt und denkt daran; in ein Klofier zu gehen, Das ift alles. Aber diefe einfache Gefchiahte; deren Höhepunkt in die Zeit eines adligen Schüßenfeftes fällt; ift mit fo reizenden Arabesken verbrämß die Schilderung der Adligen; der Kaufleute; der Mitglieder der vornehmen Gefellfchaft überhaupt; der kleinen Krämer; eines Mufiklehrers; eines Geiftlichen und einiger Künftler; fodann der Mitglieder der Familie des Mädchens; namentlich einer alten Inngfeßeiner unausfiehlichen Tante; die Befchreibung der Landfchaft und alles Lebende ift fo poetifch und fo gefchickt in den Rahmen der längfi vergangenen Zeit hineingetan; mit Anfpielungen auf die Epoche und die Befkrebungen der franzöfifchen Revolution; des Todes Kaifer Iofeph ll.; der Vernichtung feiner liberalen Bemühungen und des Wiederaufkommens ultramontanen Übereifers; daß man an diefer Erzählung feine helle Freude haben kann. Ludwig-_Geigen

Das große Weltpanorama der Reifen; Abenteuer; Wunder. Entdeckungen und Kultur. taten in Wort und Bild.
Berlin und Stuttgart. Verlag W. Spemann. Geb. Mk. 7.50.

Das Buch enthält fpannende Erzählungen aus der Gegenwart; leicht verftändliche Auffäee über Reifen, Länder- und Völkerkunde, Berichte über feltfame Abenteuer; belehrende Artikel über Aftronomie,

Meereskunde und Schiffahrt; Zoologie; Pflanzenkunde, Jagd und Sport; Technik. Außerdem finden wir darin ethnologifche; völkerpfychologifche und technifche Kuriofitäten verzeichnet; fowie viele; den Text dein jugendlichen Verfiändnis nahebringende; prächtige und bunte Illuftrationen und Vollbilder. Es ift ein rechtes Jahrbuch für die Jugend. Unterhaltend und anregend zugleich, vor allem und zuerft aber den jungen Geif't weifend und erhellend. Ein Bedauern in uns kommt dazu, daß wir- als Kinder; nicht auch fchon folch jährlich wiederkehrenden Freund und Berater hatten; der uns die Augen öffnete über vieles, an dem wir leider ftumpf vorübergingenz der uns darauf hinwiesz daß da draußen und neben uns an allen Orten und in allen Augenbliäen täglich und fiündlich eine raftlofe Anfpannung der menfchlichen Geifies- und Körperkräfte gefchieht, die ins Gigantenhafte wächfi. Ehrfurcht wird da geboren. Ehrfurcht vor dem fchattenhaften7 geräufchlofen Ergebnis jeder Stunde des Seins; Ehrfurcht vor dem unerbittlichen, herben. firengen Angeficht der Zeit; die kommt und

fordert und geht. immer und immer mit fieter. verlangender Gebärde in ewiger Wiederholung.

])1*. Eurt Radlauer.

Die Großherzogin a. D. Roman von Ernft v.Wolz o g e n. Berlin. F.Fontane &Em

Ganz fo luftig wie andere Romane Wolzogens ift diefer nicht. doch erhebt er fish über die gewöhnliche Romanlektüre. Es handelt fich nicht um eine wirkliche Großherzogin. fondern um eine ehemalige Maitreffe des letzten Großherzogs von Gerolfiein. die in den Traditionen ihres Standes bis in die erften Jahre des 20. Jahrhunderts fortlebt und bei dem Einzug des Kronprinzen von Preußen. den fie wie alles Preußifche glühend haßt. ftirbt. Es bleibt fehr unwahrfcheinlich. daß eine folche Dame faft 40 Jahre nach den Zeiten ihres Triumphes die Allüren einer Maintenon und anderer beibehält und von den Ideen einer neuen Zeit durchaus nichts annehmen will. Aber ganz luftig ift ihr Erfiaunen über die Erfindungen der Neuzeit. z. B. über das Telephon dargeftellt. und das oft recht unangenehme Wefen der Greifin. die wegen ihrer Herbheit Raugräfin genannt und als folche verfpottet wird. wird einigermaßen verklärt durch die zärtliche Sorge. die fie einer Urgroßnichte erweift. die fie an Kindesftatt annimmt und erzieht. Die Erziehungsgefchichte diefes Mädchens. fchließlich ihre Heirat. nachdem fie fchon zwei Bräutigämmer. einen unrei--en Gymnafiafien und einen mitg- ftlüfternen Oberleutnant. gehabt hat. diefe ihre Heirat mit einem reichen Weinhändler wird ganz anmutig erzählt. wenn auch niäjt übermäßig wahrfcheinlich. Die Lokalfchilderungen und Nebenperfonen werden mit viel Humor vorgeführt. ein alter Hauptmann mit einer ungeheuren. abfchreckenden Nafe. ein alter Abbe. der fich die Grobheiten feines alten Beichtkindes mit einer geradezu himmlifchen Ruhe gefallen läßt. ein junger Abba. der neben feinen geifilichen Verzückungen allzu fiarke wollüftige Anwandlungen empfindet. eine rheinifche Patrizierfamilie. das verfallene Schloß der Raugräfin. das find alles Bilder. die man gern fieht.

Daß in einer Gefellfchaft bei dem reichen Weinhändler. dem Vater des fchließlich wirklichen Bräutigams. Klara Viebig erfcheint und eingehend gefchildert wird. erfcheint in diefem Zufammenhange recht gefchmacklos.

Ludwig Geiger.

DasKreuz imVenn. Roman
* von Klara Viebig. Berlin.
E. Fleifchel & Eo.. 1908.

Ein echter Viebig. Mit diefem Worte find die großen Vorzüge des Romans der berühmten Verfafferin klar angedeutet. Die Dichterin bewegt fich auf ihrem eigenfien Gebiet: die Eifelgegend erfcheint in ihrer herben Schönheit. Die kräftigen Menfchen in ihrem Starrfinn. ihrer Begehrlichkeit. ihrer Genußfucht treten auf. Waren es früher (vgl. den Roman: dasWeiberdorf) die Frauen, die in ihrer Liebesgier gefchildert waren. fo find es jeßt meift die Männer. Freilich gegenüber der gefchloffenen Einheit. wie fie in der Erzählungsweife des „Weiberdorf" hervortrat. oder gegenüber dem großen patriotifchen und religiöfen Kulturbilde. wie es in den zwei Meifterromanen: „die Wacht am Rhein" und „das fchlafende Heer" dargeftellt

wird. zerflattert hier die Handlung ein wenig. Man könnte auch fagen. es ift nicht eine einheitliche Handlung. fondern eineHandlung des N e b e n- e i n a n d e r. Auf der einen Seite der mit glücklichem Ausgang. d. h, der ehefchließende Liebeshandel der Fabrikantentochter mit einem Oberleutnant. daneben die etwas verwegenen Tändeleien einer fchönen Wirtin. die als luftige Witwe zurückgeblieben ift. mit allen Honoratioren des Städtchens. fowie den Offizieren der Garnifon. von denen einer nach einer tollen Liebesnacht verunglückt. feinen Beruf aufgeben muß und ein verlorener Mann wird. Endlich die romantifche Liebesgefchichte eines Vetters des Fabrikanten. eines innerlich humanen. von den fchönfien Ideen erfüllten. aber zum ernften Tun ungeeigneten Mannes. mit der Tochter eines Webers. ein Idyll in den Bergen. das abgefehen von einzelnen kleinen Störungen friedlich verläuft und friedlich endet. Doch bilden diefe Liebesgefchichten nicht den Hauptinhalt. gefchweige den einzigen Inhalt des merkwürdigen Buches. Vielmehr enthält es höchft anziehende Kulturbilder. z. B. den Kampf eines Bürgermeifters mit den Behörden und mit den Vertretern feiner Gemeinde. Diefer Bürgermeifier mit feiner Hartnäckigkeit. feinem Selbfibewußtfein. feiner tiefen Frömmigkeit ifi eine prächtige Gefialt. - nicht minder vorzüglich ausgefiihrt feine liebenswürdige Gattin. eine Helferin der Armen. Tröfierin und finnige Lebensgefährtin ihres Mannes. Und damit es an Anfpielungen auf die Zeit und die großen fozialen Kämpfe der Zeit nicht fehle. wird höchf't anfchaulich die Verfetzung einer Strafkolonie. eines Rudels von Gefangenen unter der Führung eines firammen Feldwebels. die den Boden der Gebirgsgegend urbar machen und einen unwirtlichen Streifen Landes in eine Oafe verwandeln foll. Gerade bei diefer Skizze. die weit mehr als eine Epifode ift. vielmehr organifch in die Haupthandlung hineinverwebt wird. zeigt fich die ganze Meifierfchaft der Künftlerin. Prachtgef'talten der Sträflinge. verwilderter. halb beftialifcher Menfchen mit allen kleinlichen Lei-

denfchaften der Habgier. Sinnlichkeit und Frömmelei. Die wunderbaren Schilderungen eines Winterfiurms. der Abendfiimmung. der Frühlings- und Herbftpracht einer von der Dichterin bevorzugten und durch fie verklärten Gegend reihen auch diefes Werk den früheren vortrefflichen Vorfiellungen der ausgezeichneten Menfchen- und Landfchaftsdarfielle-rin an. Ludwig Geiger.

Dorchen. die Gefchirhte einer jungen Dame von heute. Von Viktor v, K o h l e n e g g. Berlin. F. Fon-tane 85 Ev,

Ich muß geftehen. daß mich Fräulein Dorchen Weigang. Ber-lin. 0.. Weberftraße abfolut nicht intereffiert. obgleiäj ich fie burn) 383 Seiten aufmerkfam begleitet habe. Dies liegt weniger an mir. noch an befagtem fehr hübfchen Fräulein. fondern an dern Ver-faffer des Buches. Denn es ift ihm niäzt gelungen. die innere pfy: chologifche Entwicklung des Mäd-chens klar zu machen. Die junge Dame. deren Eltern ihren früheren Wohlf'tand verloren haben und fehr knapp zu leben gezwungen find. muß fin) felbfi ihren Unterhalt ver-

dienen. ift aber zu unluftig und zu faul. etwas ernfilich zu ergreifen. und zu ftolz. um fich in den Willen oder die Launen anderer zu fügen. Wollte der Verfaffer zeigen. daß folche Mädchen. wenn auch arm. doch die Eleganz lieben. daß fie. ohne etwas zu können. doch die größten Anfprüche machen. daß fie. finnlich. oder mindeftens begehrlich. zu klug find. um den Weg des Lafiers zu befhreiten? Das find keine befonders neuen Wahrheiten. und follten fie noch einmal vorgetragen werden. fo hätte dies in mehr künfilerifher Weife gefchehen müffen. Und auch die anderen Typen: die Portiersleute mit einer gleichfalls hübfchen Tohter. die weit refoluter zu Werke geht. fich aber fchließlich mit einer Abfindung begnügen muß. ferner reiche Fabrikanten. Falkenbergs. deren Tochter Irene ein Mifchmafch von Weltdame. fchwärmerifchem Backfifch und Heiratskandidatin ifi. find fo abgebrauht. fo unoriginell. daß es wirklih kaum nötig war. fie in einer neuen Auflage dem Publikum vorzufeßen. Oder foll vielleicht das ganze Buch eine Verteidigung des Offizierftandes fein. aus dem zwei Prahtgefialten vorgeführt werden, mit allen äußeren und inneren Vorzügen ausgefiattet. die von fämtlichen jungen Mädchen begehrt. hofiert und fchließlich doch niht geheiratet werden? Gewiß gibt es folche Offiziere; fie aber werden mit einem Fräulein Dorchen in ganz anderer Weife fertig.

Ludwig Geiger.

Die Haindlkinder. Roman. Von Rudolf Hans Ba rtf ch. Leipzig. Verlag L. Staackmann. 1908.

Nah den wundervollen ..Zwölf aus der Steiermark“ ift es kein Aufftieg zu nennen. Nach gar überrafhend kurzer Zeit brahte der junge Rudolf Hans Bartfch mit dem fo jungen Ruhm fein Werk heraus. Es ift ein Buh vom alten und neuen Öfterreih. von deffen Iugend und Zukunft. In einer Wiener Familie verfucht derDihter die Befirebungen . Wege. Ideale und Ziele diefes großen Reiches darzufiellen. zumindefk das öfierreihifhe Deutfhtum und das

Wienertum zu verkörpern. Er hat reht hoh gegriffen und übers Ziel gefhoffen. Der frifhe draufgängerifhe Iugendmut diefes jungen Offiziers hat forfh die Aufgabe angepackt. hat aus ihr gemacht. was er konnte. und ift darob manhmal über ernfie Fragen flüchtig hinweggegangen. Ifk manhem tiefernften der in Öfterreih fo zahlreihen Probleme begegnet. das er niht löfen konnte. kaum fefihalten wollte. Aber das lokale Kolorit. das öfterreihifhe Gemütsleben. den weihen. fentimentalen und leichten Wiener Ton hat er mit Liebe fefigehalten und gezeichnet.

Der alte Heindl. der typifhe Wiener. ein froher Genießer. hat drei Söhne und eine Tohter. Mit Weib und Kindern zieht er aus der Stadt und fiedelt fih auf einem Berge. in einem nah altväterifher. behäbiger Art erbauten Haufe an. Hier erzieht er die Iungen fürs Leben. für fein Ofierreih. das feine Liebe. feine Hoffnung ift. Es find drei verfhieden geartete Menfhen :der Lebehaindl. der ältefte Bub. dem Vater nahgeraten; der Geifihaindl. ein Träumer und Denker; und der Kampfhaindl. ein Tatmenfh. Realift und Kämpfer. Shon in jungen

Jahren gehen fie feelifch auseinander. Der Lebehaindl plätfchert ins Schlemmerleben hineinz der Geifthaindl wird ein Einfamer und Philofoph; der Kampfhaindl ftürmt in die politifche Arena. Und ihr Schickfal ift ein Weib) das der Lebehaindl vergeblich begehrt) der Kampfhaindl als Gattin zu kurzer unglücklicher Ehe heimführt und der Geifihaindl als fpätes Liebesglück in die Arme fchließt und bald verliert. Als müde) reife Männer find fie fchließlich im Berghaufe„ dem „Ofterhäufl"„ vereint) ohne dem Vaterland das gegeben zu haben) was der Alte erträumte: Taten und ftarke Führung. Selbfiredend gibt diefer Umriß des Buches Fülle nicht: die tiefpoetifchen Bilder) feinen Szenen und bezeichnenden Einzelzüge. Und vor allem nicht die leidenfchaftliche Liebe) den fiolzen Glauben und tatfrohen Mut) die das ganze Buch durchklingen. Es ift kein wahrhaft ausgereifterh fchlackenfreies Werk; aber das Zeugnis einer unftreitig bedeutenden Begabung. Deutfchöfierreich kann Freude haben an feinem Rudolf Hans Bartfch. Hugo Alt.

Der Räuber von Mallow.
Novellen von O. H. H o p f e n.
Berlin 127.35f S. Schottlaenders Schlefifche Verlagsanf'calt.

Die hier vereinigten vier Erzählungen find gut geeignet) die reiäye Mannigfaltigkeit in der Begabung des Autors zum Ausdruck zu bringen. Hatte er fich in anderen als ein vortrefflicher Schilderer Jtaliens und des italienifchen Volkes erwiefen) fo bewährt er fich hier mit gleicher Vollkommenheit für die verfchiedenftem ihrem Wefen nach weit auseinander liegenden Länder und Völker. Unter füdlichem Himmel fpielt die Novelle „Villamediana": in Spanien) zur Zeit Philipps 17. Südliche Leidenfchaft bis zu verbrecherifcher Siedehihe durchglüht den Grafen von Villamedianaz füdliches Intrigenfpiel der Höflingskreife umgibt ihn) wiihrend wie eine zarte„ edle Blume inmitten wirren und wilden Geftrüpps die junge Königin Elifabeth dafteht. - Von ungebändigter Leidenfchaft) aber ganz anders gearteter Natur„ berichtet auch der „Räuber von Mallow". Irland ift es) in der

zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts) wo der Torwächter Patrik) gereizt durch adligen Ubermut) zum Räuber und Mörder) zum Schrecken der ganzen Umgegend wird. Mit bewunderungswerter Anfchaulichkeit ift der düfter-unheimliche Säyauplah gefchilderh mit packender Folgerichtigkeit das lawinenartige Anfchwellen der unfeligen Verbitterung und Rachfucht Patriks. - Am höchften jedoch möchten wir die zeitgenöffifche Moskauer Gefchichte „Iwan Welikij" einfchähen. Vielfach und viel ift gewiß über die revolutionären Bewegungen im heutigen Rußland gefchrieben worden; kaum aber wird anderwärts in die Entfiehung und den Verlauf einer ruffifchen Arbeiterrevolte„ in das Verhalten der ruffifchen Behörden den Aufrührern gegenüber der deutfche Lefer einen befferen Einblick gewinnen als hier. Und andererfeits wiederum) mit welch' überzeugender Darfkellungskraft find die feinfien Seelenftimmungen und -entwicklungen des deutfchen Technikers und feiner Frau herausgearbeitet: eine bedeutende Leiftung pfychologifcher Erzählungskunft.

All das ift Ernfh erfchütternder Ernft menfchlicher Lebensfchickfale;

gleich als ob der Verfaffer aber zeigen wollte. daß ihm auh Verfkändnis und Fähigkeit für guten. wahren Humor zu Gebote fiehen. hat er die kleine. amüfante. füdländifhes Gauner- und Betrügertalent hübfh harakterifierende Gefhihte „Robado“ als Shlußgabe beigefügt. S. B.

Millionen und andere Novellen. VonM.Arzybafhew. 2. Aufl. Münhen und Leipzig. Georg Müller. 1909.

Ein Novellenbuh vom Verfaffer des im gleichen Verlag erfhienenen Romans „Sfanin“. der konfisziert wurde. Zwei Erzählungen. „Millionen“ und „Der Tod des Iwan Lande“. - Arzhbafhew ift. wie Gorki. ein Epigone der großen ruffifhen Realifien. der Gogol. Turgenjeff. Doftojewski und Tolfioi. Beide fügen weder inhaltlih noh formal dem Form- und Inhaltsbereih diefer großen Vorgänger etwas Neues hinzu. aber fie vervollftändigen in mancher Hinfiht und führen Einzelnes weiter aus. Gorki wie Arzybafhew find größere und umfangreihere Talente. wie auh Tfhehoff ein folhes war. unter den ruffifhen Epigonen des großen Realismus. - „Millionen“ gibt das Eharakterbild eines ruffifhen Millionärs. einer problematifchen Natur. eines Hamlet unter den Millionären. Die Pfychologie der Erzählung ift fo ausgezeihnet. wie man das von den Ruffen gewohnt ift. Sie geht hier in den Spuren des großen Doftojewski. Ein befonderes formales Moment find die Naturftimmungen zu Anfang fafk jeden Kapitels. Auch in der zweiten Erzählung finden fie fih. Sie find eine Art von-intimerem Symbolismus. Arzybafchews Sprahe befitzt zwar. ebenfowenig wie die Gorkis. obgleih fie kultivierter ift als die des letzteren. die klaffifche Vollkommenheit Tolfiois und die geniale Maht und den hohen Nüancenreihtum Dofiojewskis. zeigt aber bemerkenswerte und befondere individuelle Vorzüge. Unvergleihlih und von höhfk unmittelbarer. reizvoller Wirkung ift z. B. die fhlihte und knappe und doch fehr plaftifche und fuggeftive Wirkung. wie Arzybafchew den Reiz des weiblichen Körpers und fei-

ne Macht auf den Mann mitzu-
teilen weiß. 'Jh könnte mir vor-
fiellen. daß Arzybafchew nah folcher
Richtung ein Dihter des Weibes
werden könnte. wie ihn Rußland
noh niht gehabt hat. Völlig meifter-
haft geftaltet. und niht bloß äußer-
lih. fondern auh feelifh. und zwar
mit den fhlihteften nnd unfhein-
barfien Mitteln. find alle Weiber.
die in diefen beiden Erzählungen
vorkommen. - Die ungleih be-
deutendere und eigenartigere der
beiden Erzählungen ifi die zweite.
die den Shickfalsgang eines Stu-
denten f ehr eindringlih und ergreifend
vorführt. der an einem allzufeinen
und altruifiifchen Naturell leidet.
Es ifi der tragifhe Fall. wo diefer
Altruismus bis zur widerwärtigen
und eigentlih taktlofen Zudringlich-
keit geht und für die Umgebung. ob-
fhon irritierend. dennoh feltfam
anziehend und fympathifch bleibt.
weil dennoh etwas von der bannen-
den Maht eines großen und guten
Dämons in diefem unglücklihen
Studenten. diefem „Seligen“. lebt;
nur daß er fhließlih nach folher
Rihtung. wie nach jeder anderen.
eine Halbnatur bleibt.
Johannes Shlaf.

Unferen Lefern
teilen wir hierdurh mit. daß wir infolge eines Übereinkommens mit der Leffing-Gefellfhaft für Kunfi und Wiffenfhaft zu Berlin. deren Organ unfere Monatsfhrift ifi. in der Lage find. unferen Abonnenten diefelben Preisermäßigungen an Theatern. Konzerten. Kunftinfkituten. Ausftellungen ufw. zu gewähren. welche die Mitglieder der Leffing-Gefellfhaft genießen. Die Lifie diefer Preisermäßigungen kann im Büro der Leffing-Gefellfhaft. Potsdamerftr. 135. jederzeit eingefehen werden. wird auf Wunfh auch regelmäßig gegen Porto-Entfhädigung von 25 Pfennig vierteljährlih zugefandt.
Ferner können wir unferen Abonnenten kofienfrei Befuhskarten zu den von der Leffing-Gefellfhaft veranfkalteten Künftler-Atelierbefuhen und den damit verbundenen Vorträgen überlaffen. Diefe Atelierbefuhe finden an den Sonntag-Vormittagen um 10 und 12 Uhr fiatt. wobei fich die Vorträge zu jeder der beiden genannten Zeiten wiederholen. Atelier-befuhskarten können in unferem Büro. Shöneberger Ufer 32. gegen Vor-zeigung der Abonnements-Quittung ko fi e n l o s in Empfang genommen werden. werden auch auf Wunfh zugefandt.
Die Leffing-Gefellfchaft veranfialtete bisher gemeinfhaftlihe Befuhe der Ateliers folgender Künftler: Aug. Kraus. Prof. Mar Liebermann. Mar Uth. Profeffor Otto H. Engel. Reinh. Begas ufw.. wobei l)c Mar Osborn. Fritz Stahl und Andere Vorträge hielten. Uber die weiter zu ver-anftaltenden Atelierbefuhe ifi Näheres im Büro der Leffing-Gefellfhaft zu erfahren. evtl. auh aus den Ermäßigungsliften. die auf Wunfch zu-gefandt werden.
Zugleih find wir in der Lage. unferen Abonnenten diefelben Preis-ermäßigungen zu den Vortrags-Eyklen der Leffing-H o hf h ule zu ver-fchaffen. welche die Leffing-Hohfhule den Mitgliedern der Leffing-Gefell-fhaft gewährt. Näheres über die Vorträge der Leffing-Hohfhule ifk eben-falls fowohl durh uns als durch das Büro der Leffing-Gefellfhaft. Berlin W.. Potsdamerftr. 135. zu erfahren.
Wir bitten unfere Lefer reht reihlih von diefen Vergünfiigungen Gebrauch machen zu wollen.
Redaktion und Verlag „Nord und Süd“.

EMPTY

.r
.d
8
.w
.1
o.
8
Â»

(ic-,r Welt er - 8ek1]ie881.

e mei- ner
hi li*: [42
580

bb'eli
ZE
(lie
de
bier
ane-:Fi welle-mi
bl "NHL
[tim
[um
581

F'
Zu der Mufikbeigabe.
Ein Tonfelzer. um deffen Bedeu-
tung auch heute noch heiß gefiritten
1vird.ifiHans Pfihner. Wäh-
rend feine Anhänger in ihm den
größten Komponiften-nach Wagner
fehen. insbefondere in feinem Mufik-
drama ..Die Rofe vom Liebesgarten“
ein Werk von bleibender Bedeutung
erblicken. fehlt es nicht an Stimmen.
die fich mit feiner Tonfprache. ins-
befondere feiner Harmonik. gar niht
befreunden können. ja er hat Gegner.
die feine Melodik teils trivial. teils
unnatiirlich finden. feine ganze Art
zu komponieren fiir verfchroben er-
klären. Die Wahrheit über Pfißners
Bedeutung diirfte in der Mitte diefer
zwei fich fo fehr widerfprechenden
Meinungen liegen: wenn auch Pfitz-
ner nicht der fehnlichft erwartete neue
Meffias der Tonkunf't ift. fo ifi er doch
eine durchaus eigenartige Erfchei-
nung.- ein felbfiändiger Charakter. der
unbeirrt feinen künftlerifchen Idealen
nachgeht und ehrlich in fieter Arbeit
feine Überzeugung ausfpricht. Er
knüpft gewiffermaßen an die Ro-
mantiker wieder an; fehr bezeichnend
für ihn ift es. daß er Marfchners
..Templer und Iüdin“ neu bearbeitet
hat und unermüdlich für die Wieder-
belebung von E. T. A. Hoffmanns
Oper ..Undine“. die er im Klavier-
anszug herausgegeben hat. eintritt.
Er ift kein Vielfchreiber. die Zahl
feiner veröffentlichten Werke. unter
582
denen fich viele Lieder befinden. be-
trägt etwa 25.
Geboren ifk er als Sohn eines *
deutfchen Mufikers am 5. Mai 1869
in Moskau. Auf der Klingerfchule
in Frankfurta.M. hat er feine wiffen-
fchaftliche. auf dem dortigen Hoh-
fchen Konfervatorium feine künft-
lerifche Ausbildung erhalten; k hier
lernte er auch James Gran kennen.
den Dichter feiner beiden Mufik-
dramen. Noch auf dem Konferva-
forium entftand feine Mufik zu Ib-
fens der Oper fich fo fehr näherndem
Schaufpiel „Das Feft auf Solhaug“.
die vollftändig und vorfchriftsmäßig
befeht und ausgeführt noch nie in
einem Theater erklungen fein foll.
trotzdem fie der größten Beachtung
wert ift. Bald nach dem Austritt aus
dem Konfervatorium (1890) ging

PfißnerandieKompofitiondesMufik-
dramas ..Der arme Heinrich“. das
auf dem einfi von Hartmann von der
Aue epifch behandelten Stoff beruht.
In der Hoffnung. diefes Werk auf-
fiihren zu können. nahm er. nachdem
ein von feinen Freunden ermöglichter
Kompofitionsabend in Berlin am
4. Mai 1893 ihm höchft günftige
Kritiken eingetragen hatte. im Herbfi
1894 die Stelle eines vierten Kapell-
meiftersamMainzerStadttheateran.
Hier brachte er unter den größten
Schwierigkeiten am 2. April 1895
die Aufführung zuf'tande; am 7.
. 5*
r
* *ZX Z
i *l_.;.

Zu der Mufikbeigabe
Januar 1897 folgte das Frankfurter Opernhaus nach. Trotz des großen künfilerifrhen Erfolgs„ trotzdem u. a. Engelbert Humperdinck höchft warm für diefes eigenartige Werk eintrag hat aber das große Publikum auch an andern Orten) z. B. in Berlin) an die Herbheit der meift nur in Grau malenden Tonfprache fich nicht gewöhnen wollen) teilweife auch an dem Stoff fich geftoßen.
Jui Jahre 1897 verlegte Pfißner kühn entfchloffen feinen Wohnfih nach Berlin. Hier fand er bald Gelegen- heit) fich am Sternfchen Konfer- vatorium als Lehrer für Kompo- fition und Kapellmeiftertechnik zu betätigem dirigierte auch mitunter fehr erfolgreich Konzerte und war " eine "Zeit lang erfter Kapellmeifier an dem Theater des Weftenrh wo er mit unzulänglichen Mitteln höchfi acbtbare Vorftellungen zuf'tande brachtezaber alle diefe zeitraubendem ihn von der eigenen Arbeit über:
' * :Yebiihrlich abhaltenden Betätigungen
_ ,onnten ihm auf die Dauer künft-
f ' *_j, _Tierifche Befriedigung nicht gewähren.
*f - z Diefe fand erF 'da Berufungen an
.-; ,x-hervorrrizzende und auch finanziell
-**.' giinf'tige Stellungen leider ausblie- ben) allein in der Kompofitiom vor allem des Mufikdramas „Die Rofe vom Liebesgarten“. Diefes Werh 'deffen Dichtung zu fehr in phan- taftifcher Symbolik aufgehh wurde 1901 erftmalig im Elberfelder Stadt-
_ :z theater aufgeführt und ift dann in
f Mannheinh neuerdings auch in
' * Miinchen) Bremen und Wien ge- geben worden, Sehen Pfitzners An- hänger in dem „Armen .f)einrich“„ deffen Einleitung wegen der darin vorkommenden übermäßigen Ter- quartfertakkorde berühmt und in iÜ--NLehrbürhern der Harmonie aufge- nommen worden ift) eine geniale Jugendfchöpfungj fo gilt ihnen „Die Rofe vom Liebesgarten“ als ein reifes Meifierwerk. Wie dem auch fei„ in beiden Mufikdramen ift die mufikalifche Stimmungsmalerei auf jeden Fall bewunderungswürdig.
Nach der „Rofe“ hat Pfißner noch eine Mufik zu Kleifis „Käthchen von Heilbronn“ und zu einem tertlich nicht gerade fehr erfreulichen Weih- nachtsmärchen „Ehriftelflein“ ge:- fchrieben. Sicherlich wird er bald

wieder an ein drittes Mufikdrama
gehen) nachdem er endlich vor kurzem
eine ihm zufagende Stelle als Kon-
fervatoriums- und Operndirektor
in Straßburg gefunden hat.
Fiir Orchefter hat er ein fehr
flottes Scherzo noch während feiner
Konfervatoriumszeit gefchrieben.
Sehr viel Anklang hat feine Sonate
fiir Klavier und Violoncell 0x). 1 ge-
funden) dagegen find die Meinungen
über fein Klaviertrio. op, 8„ fein
Streichquartett 0p.13„ deffen 'Scherzo
voller Humor ift) und vor allem über
“fein neueftes Werh das .Klavier-
quintett op. 23 recht geteilt; in
letzterem hat er fich gar zu fehr in
barmonifche Tüfteleien oerrann't und
bietet zu viel Bizarres und Groteskes.
Das Gebiet) auf dem er fich die
meifien Freunde erworben hat) ift
jedenfalls die Liederkompofition)
wenngleich er hier auch mitunter
recht kompliziert wird. So auch in
dem von uns hier mitgeteilten Liede
„bl 911118 blätter". deffen Klavier-
begleitung einen geradezu orcheftra-
len Charakter hat; aber welche herr-
liche Stimmungsmalerei weiß ge-
rade diefes Lied aufj wie großzügig
ift es angelegt und welche dankbare
Aufgaben bietet es für große) mit
der Atemtechnik befonders vertraute

Zu der Mufikbeigabe
Stimmen! Natürlich darf man es niht flüchtig fich einmal.anfehen. fondern muß fich liebevoll hinein verfenken. Man wird es zunächfi gar nicht für möglich halten. daß das luftige. in .Konzerten viel ge- fungene Lied „Gretel“. das in dem- felben Opus wie ..b'enus blutet-'- veröffentlicht worden ift. von deni- felben Komponifien herriihrt. *Uber- haupt kann man die geradezu uner- fchöpfliche Vielfeitigkeit. die für fein ganzes Wefen und Wirken charakte- riftifh ift. gar niht genug bewundern.
Prof. I)r Will). Altmann.
. - _FL
R. " *-1-*
_ Z _
Redaktion:])r. Snlvins Bruck. Rene. Schickele. [)r, Curt Radlauer.
[11*. Willi. Hiltrcmann. Kurt Fliegel. Aler Jadasfohn.'
Verantwortlich für den Inhalt: 1)!: E. Radlauer. Berlin W.. Schöneberger Ufer 32,
Verantwortlich für den Jnferatenteil: Walter Flicgel. Berlin l7.. Schöneberger Ufer 32.
Zufchriften und Einfendungen. ohne Angabe eines Perfonennamens. zu adreffieren
..An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W, 35. Schöneberger'llfer 32."
oder ..Breslau (ll. Siebenhufenerfkraße 11/15".
Verla-1 ..Nord und Süd“ Berlin W. 35. Schöneberger Ufer zr (S. Scltottlaenders
Schlefifche Verlags:Anf'mlr G. m. b. H.. Berlin. Breslau. Leipzig).
Auslieferung für
Öfierreih bei C. W. Stern. Wien l. Franzensring 16.
Druck: Schlefifchc Buhdruäerei v. S. Sch ottlacnder. A.:G.. Breslau [ll.